Weber, Georg

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 13

Leipzig 1888

Weber

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage
unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Dreizehnter Band.

Das Zeitalter der Reformen und Revolutionen.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1888.

Allgemeine Weltgeschichte.

Dreizehnter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Dreizehnter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1888.

Das Zeitalter

der

Reformen und Revolutionen.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1888.

Inhaltsverzeichnis.

A. Die Kämpfe zwischen Österreich und Preußen unter Maria Theresia und Friedrich II.

Litteratur. Außer den allgemeineren Werken über das achtzehnte Jahrhundert, die XII, 416, 739 u. an andern Orten angeführt sind, kommen für den folgenden Abschnitt in Betracht: Geschichte Maria Theresias von Alfr. Ritter v. Arneth, 10 Bde. Wien 1863—1879; Maria Th. ihr Staat und ihr Hof. Aus den Papieren des Großkanzlers v. Fürst in Ranke, Hist. polit. Zeitschr. II. Berl. 1833—1836; F. J. Lipowsky, Lebens- und Regierungsgesch. des Kurfürsten Karl Albert, Münch. 1830; K. Th. Heigel, Der österreich. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. Nördl. 1877. — Über Karl Ed. Stuart: neben der erwähnten Hist. of Engl. cet. by Lord Mahon (auch in deutscher Übersetzung von Fr. Steger, Braunschw. 1855. 8 Bde.), die ältern Monographien von Henderson und Home (Rebellion in the years 1745. 1746); Pichot, Vie de Charles Ed. dern. prince de la maison de St. Paris 1830. 2 voll.; C. L. Klose, Leben des Pr. Karl aus dem Hause Stuart (Graf von Albany). Leipz. 1842; Lord Stanhope, The Forty-five. Lond. 1851; W. v. Hassel, Der Aufstand des jungen Prätendenten Karl Ed. Stuart in den J. 1745. 1746. Leipz. 1876. — Die Bearbeitungen der Preußischen Gesch. in diesem Zeitraum von Ranke, Droysen u. a., die Lebensbeschr. Fr. d. Gr. von Preuß sind uns aus XII, 570. 877 bekannt. Dazu: Th. Carlyle, Hist. of Fr. II. called the Great. 6 voll. Lond. 1858—1865. Auch deutsch von Neuberg. Berl. 1858—1869. — Zur Spezial- u. Militärgesch. der schlesischen Kriege liegt eine reiche Litteratur vor, aus welcher, neben Friedrichs eignen Werken: Histoire de mon temps, Hist. de la guerre de sept ans u. a. besonders hervorzuheben sind: Zur Gesch. der beiden ersten schles. Kriege: L. v. Orlich, Gesch. der schles. Kr., Berl. 1841, 2 Bde.; H. Wuttke, Fr. d. Gr. Besitzergreifung v. Schles., Leipz. 1842. 1843. 2 Bde., die frühere Gesch. Schlesiens behandelnd; Grünhagen, Geschichte des ersten schles. Kriegs, 2 Bde. Gotha 1881. — Ältere, teilweise zeitgenössische Gesamtdarstellungen des Siebenjährigen Kriegs: Lloyd, The history of the late war in Germany between the king of Prussia and the empress of Germany and her allies. 2 Vol. London 1786 u. 1790. Eine Übersetzung und Fortsetzung davon ist v. Tempelhoff, Geschichte des Siebenjähr. Kriegs in Deutschland. Berl. 1783 ff. 6 Bde.; v. Archenholz, Geschichte des Siebenjähr. Kriegs in D. 2 T. Berlin 1789. 1793; v. Retzow, Charakteristik der wicht. Ereign. des Siebenjähr. Kriegs. 2 T. Berl. 1804; P. F. Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des Siebenjähr. Kriegs. Hamb. 1842, 2 Bde., und der Siebenjähr. Krieg. Lemgo 1834; Gesch. des Siebenjähr. Kriegs, bearb. von den Offizieren des großen Generalstabs. Berl. 1824—1847, 8 Bde.; Arnold Schäfer, Gesch. des Siebenjähr. Kriegs. Berl. 1867—1874 2 Bde. in 3 Abt.; L. v. Ranke, Der Ursprung des Siebenjähr. Kriegs. Leipz. 1871 und: Zur Gesch. v. Österr. u. Pr. zwischen den Friedensschl. zu Aachen u. Hubertusb. Leipz. 1875; Th. v. Bernhardi, Friedr. d. G. als Feldherr. 2 Bde., Berlin 1881; v. Taysen, Zur Beurteilung des Siebenjähr. Kriegs, Berlin 1883;

Hans Delbrück, Über den Unterschied der Strategie Friedrichs d. Gr. und Napoleons in „Hist. und polit. Aufsätze". Berlin 1886. Ferner die Briefsammlung: K. W. v. Schöning, Der Siebenjähr. Krieg nach der Originalkorrespondenz Fr. d. Gr. Potsd. 1851. 1852. 3 Bde.; Polit. Korr. Friedr. d. Gr. Bd. 12—14 f., Berlin 1884—86. (s. d. Jahre 1756 f.); Friedr. d. Gr. Histoire de mon temps, Redaktion von 1746, herausgeg. v. M. Posner in den Publikationen aus den Pr. Staatsarch. 4 Bd., Leipzig 1879; R. Koser, Pr. Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. 2. Bde., Berlin 1877, Leipzig 1886. — Größere Episoden des Siebenjähr. Kriegs behandeln: Fr. d. Gr. von Kollin bis Leuthen, nach den Kabinetsordres herausgeg. von der hist. Abteilg. des preuß. Generalstabs. Berl. 1858; Gesch. der Feldzüge des Herzogs Ferd. von Braunschw., nachgel. Manuskr. von dessen Sekretär Chr. H. Phil. v. Westphalen, herausgeg. von dem Enkel des Verf., dem preuß. Staatsminister v. Westphalen. Berl. 1859. 1871, 3 Bde.; Ferd. Herzog zu Braunschw. während des Siebenjähr. Kriegs von E. v. d. Knesebeck. Hann. 1857. 1858. 2 Bde.; Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Aus dem Nachlaß J. F. Huschbergs, herausgeg. v. Wuttke. Leipz. 1856; Zur Geschichte des J. 1757 vgl. Zimmermann in den Beiheften zum Militär. Wochenblatt. Berlin 1882 u. 1884; Cämmerer, Friedrichs d. Gr. Feldzugsplan für das Jahr 1857. Berlin 1883. — Ferner sind eine große Reihe von Monographien über die Schlachten des Siebenjähr. Kriegs, meist zu deren Säkularfeier erschienen, so: über Zorndorf (von Etzel, Berl. 1858; Schottmüller Berl. 1858), Leuthen (Müller, Berl. 1857; Kutzen, Breslau 1831), Roßbach (Ad. Müller, Berl. 1857), Kunersdorf (v. Stiehle, Berlin 1859), Liegnitz (Kutzen, Bresl. 1860) u. v. a. — Eine Reihe von Biographien der Generale jener Zeit (Leop. v. Dessau, Seydlitz, Winterfeld, Schwerin, Keith) hat Varnhagen von Ense geschrieben, teils in seinen biographischen Denkmalen, teils in eignen Schriften. Ferner Biographien von Seydlitz (Wittich, Düsseld. 1861), Zieten (W. Hahn, Berl. 1850, G. Winter, 2 Bde., Leipz. 1886), Laudon (v. Janko, Wien 1869) u. a. — v. Beaulieu-Marconnay, Der Hubertusburger Friede. Leipzig 1871.

I. Europa im österreichischen Erbfolgekrieg und die zwei ersten schlesischen Kriege.

1. Österreich bei Karls VI. Tod und der Nymphenburger Vertrag.

Kaiser Karl VI. und seine Räte.

Am 20. Oktober 1740 schied Kaiser Karl VI. aus dem Leben. Wir haben den Habsburger, mit dem die männliche Linie des erlauchten Hauses erlosch, in verschiedenen Lebensperioden kennen gelernt: wie schon die hängende Unterlippe und andre Familienzüge seine Abkunft andeuteten, so war er auch nach Naturanlage, Neigung und Lebensweise der echte Sproß seines Vaters und seiner meisten Ahnen. Besaß er gleich weder die militärischen noch die staatsmännischen Eigenschaften, um auf dem ereignisvollen Schauplatz, auf den ihn das Schicksal gestellt, eine hervorragende Rolle zu spielen, so war er doch von einem großen Pflichtgefühl durchdrungen, das ihn in seinen Handlungen und Entschlüssen leitete. Sein Sinn war mehr den Künsten des Friedens als dem Krieg zugewendet, wenngleich seine Regierungszeit häufig genug von Waffenlärm durchtost war: wie fast alle Habsburger liebte und kannte er die Musik; das Hoftheater, die Akademien, die Bibliothek zeugten von seiner Liebe zu den Künsten und Wissen-

schaften, er vermochte mit den meisten Völkern seines vielstammigen Reichs in ihren eignen Sprachen zu reden. Gleich seinem Vater Leopold legte er großen Wert auf reichen, prunkvollen Hofstaat und auf strenge Etikette, wie sie am spanischen Hof ausgebildet worden; auch in seinen religiösen Ansichten stimmte er mehr mit dem Vater als mit dem Bruder überein: die Jesuiten und andre Ordensleute besaßen großen Einfluß; glänzende Kirchenfeste, Prozessionen, Wallfahrten wurden begünstigt; mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er alle kirchlichen Obliegenheiten. Die Leutseligkeit, ein habsburgischer Familienzug, wechselte bei ihm mit stolzer Zurückgezogenheit ab. Wird doch selbst von Prinz Eugen berichtet, daß er seine Stellung zu den drei Kaisern mit den Worten bezeichnet habe, Leopold sei sein Vater gewesen, Joseph sein Bruder, Karl sein Herr. Die Herrschergaben des Kaisers waren gering: mit seinen Ministern, welche die „geheime Konferenz" bildeten, verkehrte er nur schriftlich. In diesem höchsten Rat der Krone führte der Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf als oberster Hofkanzler den Vorsitz, ein bejahrter Herr, von dem jedermann wußte, „daß ihm sei eigner Vorteil als das Höchste galt, und daß er es deshalb immer mit demjenigen hielt, welcher gerade die Macht besaß, und von dem sich der beträchtlichste Gewinn versprechen ließ", dabei arbeitsscheu, genußsüchtig und ungewandt in der Rede und Geschäftsführung. Auch der zweite im Rat, Graf Gundacker von Starhemberg, obwohl von unbescholtenem Charakter und seinem Stiefbruder, dem Feldmarschall, an Verdienst nicht unebenbürtig, stand in so vorgerücktem Alter, daß er der Finanzverwaltung, die er früher mit Umsicht und Rechtschaffenheit geleitet und durch die Gründung der Wiener Stadtbank unvergeßlich gemacht hatte, nicht mehr gewachsen war. Die beiden andern, der uns aus der Vorgeschichte des spanischen Erbfolgekriegs bekannte Graf Aloys Raimund von Harrach (XII, 744), niederösterreichischer Landmarschall, und Graf Königsegg, der nach seinem unglücklichen Feldzug gegen die Türken zum Oberhofmeister der Kaiserin Elisabeth ernannt worden war, hatten keine andern Verdienste, als daß sie dem hohen Adel angehörten, der wie eine undurchdringliche Phalanx die hervorragenden Ämter umlagert hielt. Nur einem einzigen war es gelungen, durch Talent und Fleiß diese Schranke zu durchbrechen — dem Hofrat von Bartenstein, dem rechtsgelehrten Sohn eines Straßburger Professors, der wie der Feldmarschall Traun u. a. durch Religionswechsel sich den Weg zu höhern Staatsämtern gebahnt (XII, 919). Allein gerade dieser, der als Protokollführer die Seele der geheimen Konferenz war, alle Staatsschriften verfaßte und dem Kaiser Vortrag hielt, wurde als Emporkömmling und Fremder von der Aristokratie gehaßt und wegen seiner Anmaßung und seiner formlosen Manieren verachtet.

Maria Theresia, die bei dem Tod Karls VI. im vierundzwanzigsten Jahre stand, vereinigte mit den körperlichen Vorzügen und der Bildung der Mutter den religiösen Sinn und Herrscherstolz des Vaters, überragte aber beide an Energie Maria Theresia.

und politischer Einsicht. Wenn sie in spätern Jahren es bitter beklagte, daß ihr Vater sie stets in völliger Unkenntnis der Staatsgeschäfte gehalten, so holte sie das Versäumnis bald nach. Ausgezeichnet durch Schönheit und Anmut, von majestätischem Wesen, von lebhaftem Geist und natürlicher Redegabe, Sanftmut und Milde mit Festigkeit vereinigend, besaß sie alle die Eigenschaften, welche die Zuneigung und Verehrung der Menschen zu gewinnen geeignet sind. Aber sie fand auch bei ihrem Regierungsantritt Aufgaben vor, deren Überwindung die redlichste Anstrengung und die Fülle solcher Tugenden erforderte.

Die pragmatische Sanktion und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern.

Wir wissen, welche Mühe und Opfer Kaiser Karl aufgewendet hatte, um die europäischen Mächte zur Anerkennung seiner „pragmatischen Sanktion“ zu bewegen, jenes Hausgesetzes, kraft dessen die österreichischen Erblande ungeteilt bleiben und falls der Mannesstamm aussterbe, auf die weibliche Linie übergehen sollten. Alle Regierungen waren für die pragmatische Sanktion gewonnen worden; auch die beiden deutschen Fürsten, die durch ihre Vermählung mit Töchtern Josephs I. dem Kaiserhaus nahe verwandt waren, der König-Kurfürst August III. von Sachsen, Gemahl der ältern Tochter Maria Josepha und Karl Albrecht (Albert) von Bayern, der die jüngere Erzherzogin Maria Amalia heimgeführt, hatten bei ihrer Verheiratung die verlangte Zustimmung abgegeben und allen Erbansprüchen auf die österreichischen Lande entsagt. Erst als die Aussicht auf einen männlichen Thronerben in der Kaiserfamilie immer mehr dahinschwand, wachten in München die alten Großmachtsgedanken wieder auf. Da man aus Rücksicht auf die ältere Kaisertochter in Sachsen für die jüngere Kurfürstin von Bayern keine Erbfolgerechte geltend machen konnte, so griff man weiter zurück. Auf Grund einer Testamentsbestimmung Kaiser Ferdinands I., wonach seine nach Bayern verheiratete Tochter Anna und ihre Nachkommen im Fall eines Aussterbens des männlichen Stammes der Habsburger das Erzherzogtum Österreich und das Königreich Böhmen erben sollten, erhob der Kurfürst Karl Albrecht Ansprüche auf diese Länder und legte bei dem Regensburger Reichstag Verwahrung gegen die pragmatische Sanktion ein. Der Wiener Hof bewies durch Vorzeigung der echten Urkunde, daß in dem Heiratsvertrag nicht von männlichen, sondern von ehelichen Nachkommen die Rede sei, und widerlegte damit die angeblichen Rechte des Münchener Prätendenten. Die juristische und diplomatische Welt war über die Rechtsfrage der Erbfolge geteilter Meinung. Nachdem in zahllosen Schriften und Deduktionen die Gründe für und wider verhandelt worden, lag nur das Eine klar zu Tage, daß nicht die Rechtsfrage, sondern die Machtfrage von entscheidender Bedeutung sei, daß die Kanonen das letzte Wort haben würden.

Die bourbonischen Höfe.

Allein die Gelegenheit war für die Bourbonen in Frankreich und Spanien zu günstig, als daß sie nicht den Augenblick hätten benutzen sollen, um die Machtstellung Österreichs zu brechen und die Besitzungen, die dem Donaustaat durch den Utrechter Frieden aus der spanischen Monarchie zugesprochen worden, demselben

wieder zu entreißen. Eine junge unerfahrene Frau auf dem Herrscherthron des vielgestaltigen Österreichs schien nicht in der Lage zu sein, die niederländischen und italienischen Landschaften zu schützen, wenn sie für die Existenz der eignen Erbstaaten zu kämpfen haben würde, und ihr Gemahl Franz Stephan, der sein lothringisches Stammland höchst ungern gegen Toscana vertauscht und die Heimat seiner Ahnen noch nicht vergessen hatte, konnte dann nicht auf den Gedanken kommen, mit österreichischen Armeen die Wiedereroberung des Herzogtums Lothringen zu versuchen. Wie wenig man aber in Madrid den Verlust von Mailand verschmerzen konnte, haben wir in frühern Blättern erfahren. Die ehrgeizige Königin Elisabeth, die am spanischen Hof das entscheidende Wort führte, wollte ihren Söhnen die italienischen Länder verschaffen, welche einst unter spanischer Herrschaft gestanden. Wir wissen, daß der ältere Don Karlos bereits in den Besitz von Neapel und Sizilien gekommen war (XII, 831); aber auch für den jüngern Infanten, Don Philipp, sprach sie das Herzogtum Parma und Piacenza an, das Kaiser Karl bei dem Erlöschen des farnesischen Hauses eingezogen hatte. Es lag daher ziemlich nahe, daß beide verwandte Höfe daran dachten, das alte Bündnis mit Bayern herzustellen und den spanischen Erbfolgekrieg, dessen Früchte der Utrechter Friede verkümmert hatte, unter günstigeren Verhältnissen gegen dasselbe Habsburg zu erneuern. Daß zu gleicher Zeit noch andre Fürsten mit Forderungen hervortraten, konnte den Verbündeten nur vorteilhaft sein; denn weder die Ansprüche Friedrichs II. auf Schlesien, noch die Wünsche des Dresdener Hofes, durch einige Besitzungen in Böhmen und Mähren und durch die Erhebung Sachsens zu einem Königreich belohnt zu werden, standen den bayrischen und bourbonischen Zielen im Wege. Frankreich schien nur gewinnen zu können, wenn in Deutschland das Ansehen und die Macht Österreichs vermindert ward, wenn mehrere Staaten zweiten Ranges in die Höhe kamen, und die Kaiserwürde nicht länger einen fast erblichen Charakter trug, sondern auf eine andre Dynastie durch eine wahrhafte Wahl überging, wenn Maria Theresia nur, wie man sie bereits nannte, „Königin von Ungarn“ blieb.

Gleich nach ihrem Regierungsantritt hatte sie ihren Gemahl, den Großherzog Franz, zum Mitregenten ernannt, ohne daß jedoch dadurch die pragmatische Sanktion und die darin festgesetzte Thronfolge geändert werden sollte; auch hatte sie ihm die Kurstimme von Böhmen übertragen, und nun war sie bemüht, ihm auch die Kaiserkrone zu verschaffen. Wäre dies geschehen, so konnte nach dem Tod des Königs Stanislaus leicht der Heimfall Lothringens an Frankreich wieder in Frage gestellt werden. Die Erhebung seines Bruders, Karl von Lothringen, eines feingebildeten Kavaliers von schöner Gestalt, einnehmendem Wesen und militärischen Kenntnissen, zur Würde eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers mußte die Bedenklichkeiten des französischen Hofes mehren.

Daher fanden die Bittgesuche, die der Kurfürst schon vor dem Tod des Ludwig XV. und Karl Albert.
Kaisers nach Versailles gerichtet, immer mehr Beachtung. Die Anerkennung der pragmatischen Sanktion war ja nur mit der Klausel „unbeschadet der Rechte eines

Dritten" gegeben worden und konnte also für hinfällig erklärt werden, zumal der Wiener Vertrag, in dem die Garantie enthalten war, die Bestätigung des Reichstags nicht erlangt hatte. Zwar trug der hochbetagte Minister Fleury lange Bedenken, die Politik des Friedens, in die er glücklich eingelenkt hatte, wieder aufzugeben und das erschöpfte Reich mit neuen Ausgaben zu belasten. Er ließ es nicht an beruhigenden Worten und Versprechungen gegen den österreichischen Gesandten fehlen, so daß man in Wien lange der Zuversicht lebte, das französische Kabinett würde an der pragmatischen Sanktion festhalten. Allein der alte Minister war nicht mehr Herr der Situation. Eine Anzahl ehrgeiziger und ausschweifender Edelleute, voran die zwei Brüder Belle-Isle, Enkel des ehemaligen Oberintendanten Fouquet, der Prinz von Soubise, der Herzog von Richelieu u. a. hatten sich bereits des Königs bemächtigt und ihn auf die abschüssige Bahn geführt, die ihn und das Königreich dem Abgrund zutrieb. Die Königin Marie Leszczynska, die frühe verblüht war und deren ganz auf religiöse Andachtsübungen gerichteter Geist die genußsüchtige und leichtfertige Natur ihres Gatten nicht zu fesseln vermochte, wurde mehr und mehr zurückgedrängt und durch Buhlerinnen ersetzt, die im Bund mit jener frivolen Adelspartei den König ganz in ihre Netze zogen. Mit Hilfe der Gräfin von Mailly drängten die beiden Belle-Isle und ihre Genossen den König zu einer Kriegspolitik, die Frankreichs Machtstellung vergrößern, ihnen selbst aber Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Ruhmbegierde gewähren sollte. Der ältere der Brüder Graf Karl Ludwig, ein talentvoller Mann von vornehmen Manieren, dessen ehrsüchtige Seele sich nach einem großen politischen Wirkungskreis sehnte, reichte eine Denkschrift ein, worin alle Gründe zu gunsten eines Kriegs in beredten Worten dargelegt waren. Man hoffte die Glanzperiode Ludwigs XIV. zurückzuführen. Der gutmütige, aber unselbständige Kurfürst von Bayern, der sich durch höfischen Prunk und Vergnügungen zu Ausgaben verleiten ließ, die weit über die Kräfte seines überschuldeten Landes gingen, war gänzlich abhängig von Frankreich. Wenn der Versailler Hof ihm die Mittel gewährte, die Kaiserkrone und die schönsten Länder der österreichischen Monarchie an sich zu bringen, den stolzen Traum, den schon der Vater gehegt, zu verwirklichen, so erlangte Frankreich die Superiorität in der politischen Welt Europas. Dieser Auffassung des Hofes und der Aristokratie mußte auch Fleury Rechnung tragen. Die Unterhandlungen zwischen dem Kardinal und dem bayrischen Bevollmächtigten, Graf Törring, über die von Frankreich zu leistende Hilfe an Geld und Mannschaft, hatten daher einen günstigen Verlauf. Fleury befreundete sich mit der Idee eines Kriegs, dessen Ausgang er nicht erleben sollte.

Der Nymphenburger Vertrag. März 1741.

Im Frühjahr bereiste Graf Belle-Isle die deutschen Höfe, um die Stimmung zu erforschen und in Berlin und Dresden Verabredungen über ein gleichzeitiges kriegerisches Vorgehen wider Österreich zu treffen: in München wurde der eitle, hoffärtige Franzose wie ein „Protektor" empfangen. Der französische Kavalier

war für die Huldigungen, die ihm zu teil wurden, nicht unempfänglich. Er rühmte in seinen Briefen den Fürsten als den dankbarsten Bundesgenossen Frankreichs, als einen Mann, „wie ihn Se. Majestät nur wünschen kann, um ihn auf den Kaiserthron zu erheben". Während seines Aufenthalts ward auf dem Lustschloß Nymphenburg bei München der Vertrag zwischen Spanien und Bayern abgeschlossen. Wenn jedoch behauptet worden ist, daß hier auch ein Vertrag zwischen Bayern und Frankreich vereinbart sei, der diesem Staat für die Unterstützung Karl Alberts alle Eroberungen in den Niederlanden wie am Rhein zugesagt habe, so ist nach der durch Heigel bestätigten Forschung Droysens (in den Abhandl. z. Pr. Gesch.) dies häßliche Blatt aus unsrer Geschichte zu tilgen. Die Franzosen verzichteten vielmehr mit billiger Großmut in dem Bündnis, das ihnen allen wesentlichen Einfluß auf das Deutsche Reich zu sichern versprach, auf einen Länderzuwachs von deutscher Seite. Juni 1741.

Frankreichs politische Thätigkeit.

Seitdem führte Belle-Isle die entscheidende Stimme in Deutschland. Der Kurfürst-König August III. von Sachsen-Polen, der bei der zu erwartenden Teilung Österreichs nicht leer ausgehen wollte, ließ sich zum Anschluß an die Verbündeten bewegen, so schwer es auch dem Grafen Brühl ankam, mit Friedrich II. Hand in Hand zu gehen und das sächsische Heer an der Seite der Preußen ins Feld ziehen zu lassen. In Frankfurt, wo sich die Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelten, wurde Belle-Isle wie ein deutscher Reichsfürst geehrt und gefeiert. Im Norden waren die Verhältnisse gleichfalls günstig. Wir wissen, wie tief verflochten die französische Diplomatie mit der Petersburger Palastrevolution war (XII, 868), und daß der Einfluß des Versailler Hofes in Stockholm sich mächtig genug zeigte, einen Krieg zwischen Schweden und Rußland zu erregen, wodurch Elisabeth im Anfang von jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abgehalten war. Die Umtriebe des Russen Lapuchin und der antifranzösischen Partei, einen neuen Umsturz zu gunsten der nach Sibirien Verbannten zu bewirken, hatten zur Folge, daß die Beziehungen zwischen Petersburg und Wien sich ungünstig gestalteten, da der österreichische Gesandte Botta im Verdacht stand, mit den Verschwornen Verbindungen unterhalten zu haben, und daß der französisch-preußische Einfluß am Zarenhof das Übergewicht erlangte. Elisabeth nahm es sehr übel auf, daß der Marquis Botta, den Lapuchin und seine Mitschuldigen bei dem peinlichen Verhör als den Haupturheber des Komplotts bezeichneten, von dem Wiener Hof nicht, wie sie verlangte, ausgeliefert oder in Österreich selbst streng bestraft ward. Maria Theresia hielt die Anschuldigungen für unerwiesen. Doch schloß sich die Zarin auch nicht an Preußen an. In Italien wurde König Karl Emanuel von Piemont-Sardinien, obwohl mit einer Schwester des Großherzogs von Toscana vermählt, durch seinen staatsklugen allmächtigen Minister Marchese d'Ormea zum Anschluß an die bourbonischen Höfe bewogen.

Friedrich II. und Maria Theresia.

Auch Friedrich II. von Preußen, so selbständig und unabhängig er immer

vorging, verschmähte doch nicht die guten Dienste, die ihm der Versailler Hof in seinem Kampf gegen Österreich leistete. König Friedrich Wilhelm I. hatte für seine Anerkennung der pragmatischen Sanktion und für seine treue Hingebung an das Kaiserhaus wenig Dank geerntet; sein großer Sohn, der seit einem halben Jahr die Krone von Preußen trug, zauderte nicht, den Ausspruch seines sterbenden Vaters, „da steht einer, der mich rächen wird", wahr zu machen. Gleich nach dem Tod des Kaisers hatte er den festen Entschluß gefaßt, sich diese Gelegenheit zur Vergrößerung seiner Macht nicht entgehen zu lassen. Noch ehe der bayrisch-französische Bundesvertrag zum Abschluß gekommen, waren seine Heere bereits in das österreichische Gebiet eingedrungen. Seine Vergleichsvorschläge wurden in Wien zurückgewiesen: lieber hätte sich Maria Theresia mit Bayern verständigt; an Frankreichs feindselige Absichten wollte sie noch immer nicht glauben. Selbst als die große bourbonische Allianz im Verein mit den deutschen Gegnern des Hauses Habsburg sich fest zusammengeschlossen hatte und auch Preußen herbeizuziehen suchte, zögerte Friedrich, die Waffenbrüderschaft mit Frankreich einzugehen; er fürchtete das französische Übergewicht und hätte sich gern mit Österreich um den Preis einer mäßigen Abtretung in Schlesien verständigt. Aber Maria Theresia wies alle derartigen Vorschläge mit Entrüstung zurück. Sie glaubte, daß jedes Abgehen von der pragmatischen Sanktion eine Versündigung gegen Ehre und Pietät sei. Und würde sie denn nicht durch ein solches Nachgeben auch Sachsen und Bayern in ihren Ansprüchen ermutigen? So beschloß sie denn die Waffen gegen ihren nächsten und gefährlichsten Feind zu erheben. Bis zum Ende ihrer Tage aber, versichert Arneth, sah jetzt Maria Theresia den preußischen König „als das böse Princip an, auf welches sie alles zurückführen zu sollen meinte, was ihrem Staat, ihrem Haus und ihr selbst nur immer Widerwärtiges widerfuhr". In diesem Groll stimmte Bartenstein mit seiner Gebieterin überein; daher er auch den größten Einfluß auf die Entschlüsse Maria Theresias erlangte.

2. Friedrich II. und der erste schlesische Krieg.

Preußen und Österreich und die schles. Ansprüche.

Wir wissen, wie schlechte Früchte seit des Großen Kurfürsten Tagen die Hingebung an die Interessen Deutschlands und Österreichs, die energische Teilnahme an allen Reichskriegen dem preußischen Staat getragen; bei allen Friedensschlüssen wurde Preußen verlassen und zurückgesetzt, und in den kleinen territorialen Ansprüchen und Zielen des Hauses war es fortwährend von der mißgünstigen österreichischen Staatskunst hingehalten, vertröstet und schließlich hintergangen worden. Daß die traditionelle Hingebung der brandenburgisch-preußischen Kurfürsten und Könige am Ende in einen gewaltigen feindlichen Gegensatz umschlug, war die Folge einer fortgesetzten unehrlichen und mißgünstigen österreichischen Politik. Wir wissen wie der Große Kurfürst im Frieden von St.-Germain (XII, 599 f.) um den Preis seiner Waffenthaten gebracht wurde; wir kennen (XII, 601) die alten brandenburgischen Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer, auf Jägerndorf, das im Dreißigjährigen Krieg vom Kaiser einem Glied

des brandenburgischen Hauses abgenommen und ohne Rücksicht auf die Erbansprüche der Kurlinie niemals restituiert worden war, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche nach dem Erlöschen des piastischen Herzogshauses (1675) trotz der Erbverbrüderung mit Brandenburg (1537) eingezogen worden; wir kennen den immer doch unehrlichen Handel, als man dem alternden Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. seine schlesischen Ansprüche durch die Abtretung des Kreises Schwiebus abkaufte und schließlich nicht einmal diesen dürftigen Preis zahlte. Ebenso hinterhaltig hatte sich die österreichische Politik gegenüber einem andern preußischen Anliegen benommen, in dem Jülich-Klevischen Erbfolgestreit, der in seinen verschiedenen Phasen seit mehr als einem Jahrhundert in die große deutsche Politik eingriff. Der lange Hader zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg war zuletzt im Jahr 1666 durch einen Vergleich beigelegt worden, der Kleve, Mark und Ravensberg dem brandenburgischen Kurfürsten, Berg und Jülich dem Pfalzgrafen zusprach und eine ewige Erbverbrüderung festsetzte (XII, 575). Da die neuburgische Linie, welche Jülich mit der Kurpfalz vereinigte, unter dem alten kinderlosen Kurfürsten Karl Philipp dem Aussterben entgegenging, † 31. Dez. 1742. so hatte Preußen kraft dieses Vertrags Ansprüche auf die pfälzische Hälfte jener niederrheinischen Besitzungen. Sich diese Ansprüche zu sichern und wenigstens das Herzogtum Berg mit Düsseldorf zu erwerben, war eines der hauptsächlichsten Anliegen der auswärtigen Politik unter König Friedrich Wilhelm I. gewesen, während die Pfalz-Sulzbachsche Linie wie im Kurfürstentum so auch in der vollen Jülich-Bergschen Erbschaft nachzufolgen strebte und dank der österreichischen Unterstützung in der That auch die preußischen Ansprüche beiseite schob. Die Zusage, den preußischen Wünschen in der Bergischen Sache zu willfahren, war, wie wir gesehen haben, eines der hauptsächlichsten Mittel, den König Friedrich Wilhelm in das österreichische Interesse zu ziehen und seine Garantie der pragmatischen Sanktion zu erlangen, und doch hat sich vor- und nachher Kaiser Karl VI. in der bindendsten Weise anheischig gemacht, das Haus Sulzbach bei der ungeschmälerten Erbschaft zu erhalten. Mit dem Bruch dieser wesentlichsten Bedingung, unter der Preußen die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion übernommen, fiel selbstverständlich auch jede von preußischer Seite eingegangene Verpflichtung hinweg; schon Friedrich Wilhelm war mit Unwillen und Reue an seinem Lebensabend zum Bewußtsein gekommen, was der „Dank des Hauses Österreich" bedeute, und weder moralisch noch juristisch konnte es Friedrich II. verdacht werden, wenn er nunmehr Genugthuung dafür verlangte, daß sich seine Vorfahren jahrzehntelang durch die österreichische Doppelzüngigkeit hatten hinhalten und hintergehen lassen, daß sie der übelbelohnten Ergebenheit an das habsburgische Haus manche schöne Gelegenheit zum Opfer gebracht hatten, die großen europäischen Verwickelungen zum Nutzen ihres eignen Staats auszubeuten. Man mochte diese schlesischen Ansprüche eine antiquierte und zweifelhafte Rechtsfrage nennen, im preußischen Hause waren sie niemals aufgegeben und auch von österreichischer Seite mehrfach eine gewisse Entschädigungspflicht anerkannt worden. Es war nicht die Schuld des preußischen Hofes, wenn sie mehr als ein Jahrhundert ein unerledigter Gegenstand des Streites geblieben waren.

Nachdem Friedrichs Entschluß gefaßt war, folgte auch alsbald die Ausführung. Der erste schlesische Krieg. 1740–1742. Langer Rüstungen bedurfte man nicht, da Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierung an der Wehrhaftmachung und Schlagfertigkeit des Heeres gearbeitet hatte. Gegen Ende des Jahres zogen die Preußen in Schlesien ein; Dez. 1740. Widerstand wurde anfangs fast gar nicht geleistet; die Festungen waren in Verfall, österreichische Truppen gab es nicht viel in jener Gegend, und im

schlesischen Volk selbst, dem die österreichische Herrschaft eine unaufhörliche Kette politischer und religiöser Drangsale darstellte, traten die lebhaftesten Sympathien für Preußen hervor. Nie ist ein Land leichter in Besitz genommen worden. Der protestantische Geist des Volks, der trotz alles Zwanges nicht hatte ausgerottet werden können, war der beste Bundesgenosse der preußischen Herrschaft. Mehr als zwei Jahrhunderte war es her, daß mit dem Tod König Ludwigs von Ungarn und Böhmen (1526) Schlesien als ein Bestandteil der böhmischen Krone an das habsburgische Haus gekommen, und doch zeigte sich nirgends Anhänglichkeit an die österreichische Herrschaft; die Religion, die Geschichte, die Interessen des Handels und Verkehrs wiesen Schlesien an den deutschen Norden, und Friedrich von Preußen erschien als Retter von langjährigem Druck. Nach
3. Jan. 1741. wenigen Tagen konnte der preußische König in Breslau einziehen; bald war das ganze Land mit Ausnahme einiger Festungen besetzt.

„Friedrich war in das Gebiet einer Macht eingedrungen," heißt es bei Ranke, „die von dem stolzesten Selbstgefühl beseelt, über unerschöpfliche Hilfsquellen verfügte, die ein uraltes Ansehen in Europa und eine Weltstellung besaß, die ihr unwillkürliche auf großen Interessen beruhende Sympathien verschaffte. Mitten in dem durch feierliche Friedensschlüsse festgesetzten System der europäischen Mächte hatte Friedrich Ansprüche erneuert, an welche außerhalb des brandenburgischen Hauses niemand mehr dachte, große Landschaften als sein Eigentum in Besitz genommen, ohne erst zu unterhandeln. Das eigentümlich Charakteristische war, daß er mit Österreich doch nicht geradezu gebrochen zu haben meinte. Seine wohl erwogene Absicht ging allen Ernstes dahin, indem er sein Recht gegen Österreich geltend machte, diesem Haus doch wieder in den Bedrängnissen, die ihm wegen des Widerspruchs gegen die pragmatische Sanktion notwendig bevorstanden, zur Seite zu stehen. Friedrich meinte das österreichische Erbfolgerecht nicht zu verletzen, indem er in Schlesien eindrang: denn er denke nicht daran zu erben; er nehme Provinzen in Besitz, die von Rechtswegen ihm gehören."

Schlacht bei Mollwitz. Eben war auch die Festung Glogau von dem Erbprinzen Leopold, dem Sohn des „alten Dessauers" durch einen kühnen Handstreich genommen worden, als Ende März der Feldmarschall Graf Neipperg mit 15,000 Mann aus Mähren
10. April 1741. heranrückte. Bei **Mollwitz** in der Nähe von Brieg kam es alsbald zur ersten größern Feldschlacht zwischen Preußen und Österreichern. Das preußische Heer war an Zahl und Übung der Infanterie überlegen, die Stärke des österreichischen beruhte damals und während aller dieser Kämpfe auf seiner Übermacht an Reiterei. Gleich beim Beginn des Treffens wurde denn auch der rechte preußische Flügel durch einen unwiderstehlichen Kavallerieangriff in wilde Flucht geschlagen, General Graf Schulenburg, der Neffe des berühmten venetianischen Feldmarschalls, erschossen, der König selbst mit fortgerissen; auf das dringende Zureden seiner Generale verließ er das Getümmel und ritt von dannen, in der Meinung, die Schlacht sei für ihn verloren. Allein der tapfere Graf **Schwerin** und Prinz Leopold stellten das wankende Kriegsglück glänzend wieder her. Vor der kaltblütigen Ruhe, der festen Geschlossenheit und dem furchtbaren Feuer der preußischen Infanteriebataillone hielten die Österreicher

nicht stand. Neipperg befahl den Rückzug; das erste Zusammentreffen hatte gegen ihn entschieden und die moralische Wirkung des preußischen Sieges war noch größer als der militärische Erfolg. Friedrich ließ an diesem ersten Schlachtentag noch keineswegs sein volles Feldherrntalent erkennen; er sagt selbst von sich: „Es ging gleichsam um die Wette, wer die meisten Fehler machte, der König oder Neipperg; Mollwitz war die Schule des Königs und seiner Truppen.“ Wenige Wochen später kapitulierte auch die Festung Brieg. 4. Mai.

Preußisch-französische Allianz.

Unter dem Eindruck des Mollwitzer Sieges schloß sich die antihabsburgische Allianz fester zusammen. Belle-Isle knüpfte Bayern an die bourbonischen Mächte; die französischen Werbungen im preußischen Feldlager wurden dringender. Auf der andern Seite näherte sich England immer mehr dem bedrohten Österreich, in welchem der Londoner Hof den besten Verbündeten gegen die französische Übermacht auf dem Kontinent und eine Stütze in dem See- und Kolonialkrieg gegen Frankreich erblickte. Die ungeschmälerte Aufrechterhaltung des Östreichs schien der englischen Regierung eine Schutzwehr gegen eine entscheidende Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und gegen den Rückfall Frankreichs in die Eroberungstendenzen Ludwigs XIV. zu bilden. Der Versuch des Londoner Hofes, die beiden deutschen Mächte auf Grund irgend einer Gebietsabtretung in Schlesien zu versöhnen und so den König Friedrich vom Anschluß an Frankreich abzuhalten, wurde aufs neue in Wien zurückgewiesen. Da schloß Friedrich, in Besorgnis, von einem Bund der Österreicher mit England und Rußland, Hannover und Sachsen erdrückt zu werden, die Allianz mit Frankreich ab. In dem Breslauer Vertrag, der auf fünfzehn Jahre geschlossen ward, entsagte Friedrich seinen Ansprüchen auf Berg zu gunsten von Pfalz-Sulzbach und versprach dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl, wogegen ihm Frankreich den Besitz von Niederschlesien mit Breslau zusicherte; beide Mächte garantierten sich ihre Besitzungen in einer Defensivallianz. — Als endlich an den feindseligen Absichten Frankreichs, vor denen Maria Theresia solange die Augen verschlossen, nicht mehr zu zweifeln war, der Kurfürst von Bayern bereits die österreichische Grenze überschritt, wäre man in Wien geneigt gewesen, der englischen Vermittelung Gehör zu schenken und ein Abkommen mit Preußen zu treffen. Es kam auch in der That die Verabredung von Kleinschnellendorf zu stande, worin Maria Theresia Niederschlesien und Breslau an Preußen abzutreten sich entschloß, um nur von dieser Seite Frieden zu erhalten und das einzige österreichische Heer frei zu bekommen. Allein von keiner der beiden Seiten war man mit rechtem Vertrauen und Ernst bei der Sache; Friedrich argwöhnte in der österreichischen Nachgiebigkeit nur ein Mittel, ihn von seinen Bundesgenossen zu trennen. Die Waffen ruhten eine Weile; aber der Definitivfriede, den die Kleinschnellendorfer Übereinkunft vorgesehen hatte, kam nicht zu stande. Auch die Geheimhaltung des Abkommens, die Friedrich zur Bedingung gemacht, wurde keinen Augenblick gewahrt. Als nun das Waffenglück Österreichs sich gegen Erwarten rasch wieder erhob, als sogar Bayern der feindlichen Invasion erlag, da geriet Friedrich in Besorgnis, ob jene unzuverlässige Abmachung ihn sicherzustellen geeignet sei. Wie er von dem wiedererstarkten Österreich um den Preis seiner Anstrengungen gebracht zu werden fürchtete, so war er auf der andern Seite auch stets von Mißtrauen und Eifersucht gegen die um sich greifende französische Macht mit ihren weitangelegten Plänen erfüllt. Es erwachte damals in ihm der Gedanke, sich gegen beide eine Schutzwehr durch ansehnliche Verstärkung von Bayern und Sachsen zu schaffen, ihnen bei der Erwerbung von Böhmen und Mähren behilflich zu sein. „Welch eine Stellung hätte Preußen eingenommen

5. Juni 1741.

Das Abkommen von Kleinschnellendorf und neuer Bruch mit Österreich. 9. Okt. 1741.

zwischen diesen durch eine großartige Dienstleistung gewonnenen, von Frankreich losgerissenen, dem Hause Österreich auf immer entgegengesetzten Nachbarn!" Es war eine Zeit, da sich die politischen Kombinationen und Pläne fast jeden Tag veränderten, da ein Entwurf den andern drängte und je nach den wechselnden Aussichten und kriegerischen Erfolgen die Mächte ihre Stellung zu einander tauschten. Um sich auf alle Fälle den Besitz Schlesiens zu sichern, von Österreich bindendere Zusagen zu erlangen, den Gang der politischen und militärischen Ereignisse beherrschen zu können, beschloß Friedrich aufs neue in die kriegerische Aktion einzugreifen.

Feldzug in Mähren und Böhmen. Es galt jetzt die Eroberung von Mähren, die der König im Verein mit den Sachsen unternahm. Das Land fiel auch größtenteils in seine Hände, Olmütz, Iglau wurden besetzt, Brünn eng eingeschlossen; aber auf die Sachsen und Franzosen war sowenig Verlaß, im Lande selbst wurde der Widerstand so lästig, daß die Preußen den Rückzug nach Böhmen antraten, als die österreichische Hauptmacht sich gegen sie wandte. Der mährische Feldzug war gescheitert, allein in der Schlacht bei Chotusitz oder Tschaslau zeigten die Preußen aufs neue ihre kriegerische Überlegenheit. Hier bewährte sich in einem erbitterten hin und her schwankenden Kampf zum erstenmal das glänzende Feldherrntalent Friedrichs, das recht eigentlich den Ausschlag gab; Prinz Karl von Lothringen, der Befehlshaber der österreichischen Armee, trat ungesäumt einen weiten Rückzug vor dem siegreichen Gegner an.

(Jan., Febr. 1742. — April. — 17. Mai.)

Der Friede von Breslau. Jetzt sah man in Wien die Notwendigkeit ein, dem Frieden mit Preußen ernstliche Opfer zu bringen: man verzichtete auf die früher verlangte preußische Waffenhilfe gegen die bisherigen Alliierten, begnügte sich mit der Neutralität und erweiterte das Angebot in Schlesien, während Friedrich seinerseits den Plan aufgab, Mähren und Böhmen von Österreich loszureißen. Auf dieser Grundlage kamen die Präliminarien zu Breslau und im folgenden Monat der Friede von Breslau zu stande. Darin wurde ganz Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und dem Lande jenseit der Oppa an Preußen abgetreten.

(11. Juni. 27. Juli 1742.)

Schlesien unter preuß. Herrschaft. Es war ein Land von ungefähr siebenthalbhundert Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohnern, ein gutes Dritteil des bisherigen Umfangs, was auf diese Weise dem preußischen Staat einverleibt wurde, ein Land von alter Kultur, fruchtbar, wohlhabend und betriebsam. Die zweckmäßige und wohlwollende preußische Verwaltung, die alsbald eingeführt wurde, unter dem Minister von Münchow, mit ihrer religiösen Toleranz, ihrer gerechten Ausgleichung der Lasten, ihrer ergiebigen und doch schonenden Steuerordnung, ihrer Erleichterung des Bauernstandes, ihrer Pflege der Volksbildung, der Industrie und Landeskultur, gewann die Herzen des schlesischen Volks fest und dauernd, während zugleich die unausgesetzte Verbesserung des Heerwesens, der Ausbau der schlesischen Festungen den Entschluß kund gab, das Erworbene nicht wieder fahren zu lassen.

3. Österreichs Not und Rettung.

In den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1741 war Österreich in großer Bedrängnis. Während Friedrich von Schlesien Besitz nahm, zogen die Franzosen mit Heeresmacht über den Rhein. Die eine Abteilung verband sich mit den Truppen Karl Albrechts, der bereits durch Überrumpelung der Stadt Passau den Krieg wider Maria Theresia begonnen, die andre rückte an den Niederrhein, um gestützt auf die durch Subsidien gewonnenen Kurfürsten von Köln und von der Pfalz eine drohende Stellung gegen Hannover zu nehmen und dadurch den König von England von dem Anschluß an Österreich abzuschrecken. Wir wissen, wie sehr sich Georg II. abmühte, durch seine Gesandten Lord Hyndford und Sir Thomas Robinson eine Vermittelung zwischen Friedrich und Maria Theresia zu bewirken. Auch der sächsische Hof, der lange zwischen einem Bund mit Österreich oder Frankreich geschwankt hatte, war endlich unter den Eindrücken der Mollwitzer Schlacht der antiösterreichischen Allianz beigetreten. Ohne sonderlichen Widerstand durchzog der bayrische Kurfürst das fast wehrlose, über das „Ungemach und die Unkosten" des Kriegs mißgestimmte Oberösterreich; er konnte bereits im September als Sieger in Linz einziehen und einige Wochen nachher die Huldigung als Erzherzog entgegennehmen. Der größte Teil des Adels und fast der gesamte Klerus begrüßten den „gnädigsten Landesfürsten" mit Zeichen der Ergebenheit und verherrlichten die Festlichkeiten mit Geschenken. So vermochte sich Karl Albrecht binnen wenigen Tagen einer der blühendsten österreichischen Provinzen zu bemächtigen; das Land ob der Enns schien für Maria Theresia verloren und nichts im stande zu sein, des Kurfürsten Siegeszug nach Wien irgendwie zu hemmen. Der General Schmettau, ein ausgezeichneter Kriegsmann (XII, 876), der den österreichischen Dienst mit dem preußischen vertauscht hatte und von Friedrich nach Linz geschickt worden war, gab dem Kurfürsten den Rat, sofort auf die Hauptstadt loszurücken; bei der allgemeinen Bestürzung des Volks, bei der Abneigung des Adels gegen den zum Mitregenten erklärten Großherzog Franz, den Fremdling, und bei den mangelhaften Verteidigungsanstalten würde er sich Wiens und Niederösterreichs ebenso rasch bemächtigen können, wie des oberen Landes. Aber Karl Albrecht wandte sich mit der bayrisch-französischen Kriegsmacht nach Böhmen und gab dadurch dem Feldmarschall **Khevenhüller**, einem bewährten Kriegsmann aus Eugens Schule, Zeit, die Festungswerke in bessern Stand zu setzen und die Armee durch Einberufungen zu verstärken. Der Kurfürst fürchtete, die Preußen und Sachsen könnten ihm in der Besitznahme Böhmens zuvorkommen; er eilte daher, nun auch in Prag die Huldigung und die Königskrone zu empfangen. In der Umgebung Maria Theresias herrschte damals solche Mutlosigkeit, daß man nicht nur mit Friedrich den erwähnten Vertrag von Kleinschnellendorf abschloß, sondern auch

Karl Albrecht in Linz und Prag und seine Kaiserwahl.

31. Juli 1741.

15. Sept. 1741.

mit Belle-Isle in Frankfurt Unterhandlungen eröffnete. Ebenso rasch wie Oberösterreich fiel Böhmen. Während der Großherzog Franz, dessen kriegerische Unfähigkeit die von Liebe geblendete Gattin nicht einsah, als Oberbefehlshaber der österreichisch-böhmischen Streitmacht in langsamen Märschen heranrückte, nahm die französisch-bayrische Armee, der sich die sächsischen Truppen unter Rutowsky, Moritz und zwei andern natürlichen Söhnen Augusts des Starken angeschlossen,
26. Nov. 1741. die Hauptstadt Prag mit stürmender Hand. Auch hier wurde in Gegenwart Belle-Isles ein glänzendes Huldigungsfest gefeiert, wobei die ersten böhmischen Adelsgeschlechter den neuen König ihrer Treue und Ergebenheit versicherten und alle Stände in Unterwürfigkeit wetteiferten. Jetzt stand Karl Albrecht auf dem Höhepunkt seines Glücks. Auch der Kurfürst von Hannover (König Georg II. von England) sah sich durch die Nähe der französischen Truppen zu einem Vertrag bewogen, in dem er sich verpflichtete, der „Königin von Ungarn" keinen Beistand zu leisten und bei der Kaiserwahl dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme zu geben. Diese entschied sich denn auch, da man Böhmen von der Wahlhand-
24. Jan. 1742. lung ausschloß, einstimmig für Karl Albrecht. Frohen Herzens eilte er nach Frankfurt, um unter glänzenden Festlichkeiten, wonach seine Seele so großes Verlangen trug, als Kaiser Karl VII. gekrönt zu werden. „Bei solchen Gelegenheiten darf man nicht ans Sparen denken," hatte er seinen Gesandten ange-
12. Febr. 1742. wiesen. Die Protestation Maria Theresias blieb ohne Wirkung. Der neue Kaiser verlieh seinem Gönner Belle-Isle, der mit seinen „goldbetreßten Myrmidonen" zur Erhöhung der Feierlichkeit wesentlich beitrug, den Rang und Titel eines Reichsfürsten. Schon vorher hatte Ludwig XV. ihn zum Marschall und Herzog erhoben.

Maria Theresia und die Stände von Ungarn. Maria Theresia empfing die Kunde von dem Fall Prags in Preßburg, wohin sie sich um die Pfingstzeit begeben hatte. Sie brach in bittere Thränen aus, daß die edlen Geschlechter Böhmens sowenig Treue und Loyalität gezeigt, und nie vergaß sie die schweren Stunden, die sie damals durchlebt. Aber die harten Schicksalsschläge dienten nur dazu, ihre Standhaftigkeit und ihren Mut zu erhöhen. Jede Niedergeschlagenheit, jeder Gedanke von Nachgiebigkeit blieb ihrer Seele fern. „Ich bin eine arme Königin," sagte sie einst, „aber ich habe das Herz eines Königs." Dieser feste Mut sollte nicht wirkungslos bleiben; in dem Moment der höchsten Bedrängnis erlebte Österreich einen moralischen Aufschwung, wie die ganze vergangene Geschichte des Reichs nichts Ähnliches aufzuweisen hatte. Auch in Ungarn war Karls VI. pragmatische Sanktion anerkannt worden; aber war nicht zu erwarten, daß die ungarische Nation, die so oft mit der Wiener Regierung im Kampf gestanden, die Gelegenheit zur Abschüttelung der verhaßten Herrschaft der Deutschen, zur Herstellung des alten Wahlkönigtums benutzen würde? Konnte nicht die Pforte, bei der Bonneval, der Feind des Kaiserhofes, noch immer in Ansehen stand, über die Donau einbrechen, um das Gebiet von Temeswar wieder zu erobern? Zum Glück hatten die Habsburger, seitdem

der innere Friede durch Rechtsverträge begründet war, unter den Magnaten einflußreiche und ergebene Freunde erworben, die jetzt für Maria Theresia thätig waren. Ein Gefühl von Ritterlichkeit lebte in den Herzen des waffenfrohen Adels und begeisterte die rauhen Kriegsmänner für den Gedanken, einer bedrängten und verlassenen Frau ihre Hilfe zu gewähren. Unter diesen Edelleuten standen Graf Johann Palffy, ein hochbejahrter Greis, der an der Seite des Prinzen Eugen ruhmvoll in den Türkenkriegen gefochten und soeben die Würde eines Palatins erlangt hatte, der Feldmarschall und Judex Curiae Joseph Esterhazy und der Hofkanzler Graf Ludwig Batthyany in erster Linie. Zwar fehlte es auf dem Landtag, der am 18. Mai 1741 in Preßburg eröffnet wurde und über fünf Monate Sitzungen hielt, nicht an einer Oppositionspartei, welche auf eine selbständige Verwaltung durch Eingeborne, auf Reformen im Steuer- und Zollwesen, auf ausschließliche Verwendung der ungarischen Kriegsmannschaften im eignen Land und auf andre Zugeständnisse im Sinne größerer Autonomie drang; als aber die jugendlich schöne Frau, die kurz zuvor ihren ersten Sohn Joseph geboren hatte (13. März 1741), im reichverzierten ungarischen Damenkleid die Donau hinabfuhr, das Fahrzeug mit ungarischen Fahnen geschmückt, und in einem „Inauguraldiplom" dem Königreich alle Freiheiten, Privilegien und Rechte bestätigte, da legte sich allmählich der Widerstand. Am 25. Juni fand in der Kathedrale zu Preßburg die Krönung unter großen Feierlichkeiten statt, alles Volk rief: „Es lebe die Herrin, unser König!" und die Würdenträger begrüßten sie bei der Huldigung als „geheiligte apostolische Majestät". Freilich die Begeisterung war vorübergehend: Maria Theresia trug Bedenken, die weitgehenden Forderungen der Stände zu genehmigen; die geheime Ministerkonferenz in Wien warnte sie, „einen privilegierten Staat im Staate zu schaffen, welchem bei der größten Fülle von Vorrechten das geringste Maß von Pflichten zufallen sollte", eine allgemeine Volksbewaffnung ins Leben zu rufen, die leicht gegen Österreich selbst gekehrt werden könnte. Die Verhandlungen zogen sich hin; die alte Antipathie gegen die Herrschaft der Fremden trat immer stärker hervor; die Königin konnte nicht durchsetzen, daß man ihren Gemahl als Mitregenten anerkannte. Erst als die Kunde nach Preßburg gelangte, daß eine französisch-bayrische Armee in Oberösterreich eingebrochen, daß Böhmen und Mähren von den Feinden bedroht seien, da faßte Maria Theresia den festen Entschluß, sich den Magyaren rückhaltslos in die Arme zu werfen. Es war ein weltgeschichtlicher Akt, als die Königin, nachdem sie sich der Ergebenheit der vornehmsten Adelshäupter versichert, die beiden Tafeln des Landtags auf das königliche Schloß entbot und 11. Sept. 1741.
im Trauergewand, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupt vom Thron herab mit kummervoller Miene die getreuen Stände Ungarns zum Schutz ihrer Person, ihrer Kinder, ihrer Krone aufrief. „Von allen verlassen," sprach sie, „nehmen wir unsre Zuflucht einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Was an uns liegt, soll geschehen, um den frühern

glücklichen Zustand Ungarns und seines Volks, den Glanz seines Namens wieder herzustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen Unsrer gnädigen Gesinnung erfahren.“ Ihre Rede, mit bewegter Stimme und unter Thränen vorgetragen, machte auf die Versammlung den tiefsten Eindruck. Begeistert brachen alle Anwesenden in den Zuruf aus: „Wir weihen unser Leben und unser Blut.“ Die Szene war ergreifend genug auch ohne die später erfundene Legende, Maria Theresia habe dabei den sechs Monate alten Erzherzog Joseph auf den Armen gehalten. Sie hatte ihn in Wien zurückgelassen.

Die ungarischen Kriegsvölker in Österreich und Bayern. Nun fand die Anerkennung des Großherzogs Franz als Mitregenten keinen Anstand mehr und durch das ganze Königreich drang der Ruf zu den Waffen, erscholl die Losung zum Volkskrieg. In kurzem zog aus Ungarns Niederungen und Grenzlanden eine gewaltige Streitmacht ins Feld. Die kriegerischen Völkerschaften an der Theiß und Marosch, die wilden zu Streifzügen und Überfällen geschickten Scharen der Kroaten, Slawonier und Grenzer, die Panduren in phantastischem Anzug, geführt von den kühnen Abenteurern Trenck und Menzel, und andre Kriegshaufen rückten unter dem tapfern Bernklau, der sein ganzes Leben im Lager und unter den Waffen verbracht, in Österreich ein, wo Feldmarschall Khevenhüller von Wien aus sich mit ihnen vereinigte und den Oberbefehl übernahm. Ohne namhaften Widerstand zu finden, setzten sie über die Enns, trieben die bayrischen und französischen Truppen mit leichter Mühe zurück und eroberten wieder die besetzten Städte. 24. Jan. 1742. Schon im Januar mußte Linz, nachdem die Vorstädte von den wilden Grenzern erstürmt und in Flammen gesetzt worden und der Mundvorrat ausging, von dem Befehlshaber, Grafen Segur vertragsweise übergeben werden; Khevenhüller zog als Sieger in die Hauptstadt Oberösterreichs ein und hielt Gericht über die ungetreuen oder schwachmütigen Edelleute. Denn der Großherzog Franz, der sich bei der Armee eingefunden, hatte dem Feldmarschall ein Schreiben seiner Gemahlin überbracht, worin sie ihrem „Helden und getreuen Vasallen“ sowie dem gesamten Heer Lob und Dank spendete, ihn aber zugleich ermahnte, „blind zu sein in der Verurteilung der Meineidigen“. So wie ihre Neigung, bemerkt Arneth, so schlug auch ihre Abneigung gar tiefe Wurzeln in ihrem Gemüt. Nach Bernklaus Sieg bei 18. Jan. 1742. Schärding über Törring eroberten die österreichischen Truppen Passau zurück und drangen plündernd und verheerend nach Bayern vor, während von Süden her die Tyroler, die bei dieser Gelegenheit wieder ihre alte Anhänglichkeit an das Haus Habsburg bewährten, die Grenzen überschritten und bis nach Traunstein vorrückten. Um dieselbe Zeit, da Karl Albrecht durch Frankreichs Einfluß Febr. 1742. und Hilfe unter großem Festgepränge mit der ersehnten Kaiserkrone geziert ward, zogen die Feinde in seine Hauptstadt München ein, besetzten Landshut und ließen ihre wilden Reiterscharen bis an den Lech streifen. Wie ein Menschenalter früher mußte das bayrische Volk für den Ehrgeiz seines Herrschers mit schweren Bedrückungen und Kriegsleiden büßen. Noch lange gedachte man mit Schrecken

der Räubereien und Greuelthaten der Panduren und Kroaten. Seiner Erblande beraubt, geriet der neue Kaiser Karl VII. bald in solche Not, daß er nur durch französische Unterstützung seinen Unterhalt dürftig zu bestreiten vermochte.

Gegen seinen Willen mußte Khevenhüller bald nachher einen Teil seiner Armee nach Böhmen entsenden, wo Prinz Karl von Lothringen den französisch-sächsischen Truppen und den gleichzeitig vordringenden Preußen nicht gewachsen war. Denn Böhmen galt als die „Braut", um welche alle Feinde Österreichs warben. Unter diesen Feinden war aber nur Friedrich II. zu fürchten, denn weder die Sachsen, die nur mit halbem Herzen bei der Sache waren, noch die Franzosen, deren Unterhalt aus so weiter Ferne schwer zu beschaffen war und deren Oberbefehlshaber Belle-Isle und Broglie miteinander in Hader und Zwietracht lebten, konnten auf die Dauer dem wieder gesammelten und gekräftigten Österreich widerstehen. Es war daher eine kluge Politik, daß Maria Theresia ihre Abneigung gegen den preußischen Rivalen überwand, und wie wir wissen, den Breslauer Frieden einging. Dieses Abkommen war besonders der vermittelnden Thätigkeit Englands zu danken, wo sich Regierung und Parlament aus Eifersucht und Antipathie gegen Frankreich und Spanien mehr und mehr einer Allianz mit der „Königin von Ungarn" zuneigten und aus der schwankenden Haltung herauszukommen wünschten. Doch wollte Georg II. nicht gern zugleich mit Preußen anbinden, weil sein Kurfürstentum Hannover von zwei Seiten bedroht leicht in eine gefährliche Lage kommen konnte. Bei der britischen Nation war Maria Theresia so sehr in Gunst, daß Geldsammlungen zu einem freiwilligen Geschenk veranstaltet wurden und daß das Parlament auf den Antrag des neuen Ministers, Lord Carteret, eine namhafte Subsidie zur Kriegsunterstützung bewilligte. Wie schnell sanken jetzt die französischen Siegeshoffnungen! „Alle die stolzen Entwürfe zur Zertrümmerung der österreichischen Monarchie sah man mit einemmal gescheitert." Der greise Minister Fleury suchte einzulenken, aber seine Beteuerungen friedlicher und wohlwollender Absichten fanden bei der erzürnten Herrscherin in Wien keine gnädige Aufnahme.

Die veränderte Lage. *März 1742.*

Bald genug stellte es sich heraus, in welche bedenkliche Lage die französischen Heere in den entfernten Landen geraten mußten, wenn sie nicht von deutschen Bundestruppen nachdrücklich unterstützt wurden. Man erging sich in Paris in den bittersten Schmähungen gegen Segur und den preußischen König. Vergebens suchte Belle-Isle, der Befehlshaber der Besatzungsarmee von Prag, einen Volkskrieg zu erregen, indem er im Namen des Kaisers Karl VII. ein Manifest ausgehen ließ, welches allen, die wider Österreich die Waffen ergreifen würden, Befreiung von der Leibeigenschaft und einen dreijährigen Steuernachlaß verhieß; die Strenge, womit die Verbreiter des Aufrufs bestraft und die einzelnen Aufstandsversuche unterdrückt wurden, vereitelte das Vorhaben. In kurzem war ganz Böhmen bis auf die Hauptstadt und einige feste Orte zum Gehorsam gebracht, und der Großherzog Franz rückte bereits mit der Gesamtmacht heran, um Prag durch eine Belagerung zur Unterwerfung zu zwingen. Nur der Langsamkeit und militärischen Unfähigkeit des Oberbefehlshabers hatten es die Franzosen zu danken, daß sich die Stadt, trotz des Mangels an Vorräten, so lange hielt, bis die Heeresabteilung, die bisher am Niederrhein gestanden, unter Marschall Maillebois sich durch die Oberpfalz der böhmischen Grenze näherte. Um

Der böhmische Krieg. Rückzug von Prag.

ihm den Weg in das Königreich zu verlegen, gab der Großherzog die Belagerung Prags auf und rückte südwärts nach Bayern vor, den Feldmarschall Khevenhüller an sich ziehend. Dadurch gewann Belle-Isle Zeit, Proviant beizuschaffen und die Verteidigungsanstalten zu verstärken, und in Bayern gelang es dem verbündeten Heer unter dem alten Seckendorff, der wie Schmettau den österreichischen Dienst verlassen und sich dem Kaiser zur Verfügung gestellt hatte, die schwache undisziplinierte Armee Bernklaus nach dem Inn zurückzudrängen und
6. Okt. 1742. München wieder zu besetzen. Wie freute sich Karl Albrecht, daß er seine Residenz wieder besuchen konnte, freilich nur auf kurze Zeit! Die beiden feindlichen Heere unter Maillebois und Franz verbrachten mittlerweile die Zeit mit Hin- und Hermärschen und geringfügigen Unternehmungen, so daß man in Paris wie in Wien des längeren Zuwartens müde ward und zu einer Entscheidung zu kommen suchte. Fürst Lobkowitz erhielt daher den Befehl, mit einem Teil der Armee des Großherzogs wieder vor Prag zu rücken, während Broglie sich in das Lager Maillebois' begab, um an dessen Stelle den Oberbefehl zu übernehmen und im Verein mit bayrischen und sächsischen Bundestruppen dem Kaiser Böhmen zu erhalten. Bei der vorgerückten Jahreszeit war jedoch Broglie außer stande, mit der Armee nach Prag zu ziehen und die Stadt zu entsetzen. Belle-Isle mußte somit darauf denken, sein Besatzungsheer, 11,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter aus der umlagerten Hauptstadt wegzuführen, ehe Hunger und Krankheit jede Rettung unmöglich machten. Denn seit der Übergabe von Leitmeritz an die Österreicher war jede Zufuhr abgeschnitten. Die Art wie Belle-Isle diesen denkwürdigen
18.–27. Dezember. Rückzug von Prag nach Eger mitten im Winter durch die angestrengtesten Märsche bei Tag und Nacht über die schneebedeckte Waldgegend bewerkstelligte, fortwährend von Husaren umschwärmt, gab den Beweis, daß der militärische Geist der Franzosen noch nicht entschwunden und ihre Kriegskunst der österreichischen weit überlegen war. Es schmeichelte dem eitlen Herzen Belle-Isles, daß ihn die Zeitgenossen als zweiten Xenophon priesen. Aber daß der Weg mit Toten, Verwundeten, Erstarrten und Verhungerten bedeckt war und selbst die Geretteten den Keim des Todes in der Brust trugen, konnte nicht verborgen werden. Es war die Folge des unüberlegten Kriegsplanes. Auf die Österreicher machte übrigens die kühne Kriegsthat solchen Eindruck, daß Lobkowitz mit dem Oberst Chevert, der mit etwa sechstausend Mann, zum Teil Kranke, in der Stadt zurückgeblieben war, eine Kapitulation schloß, infolge deren alle mit
2. Jan. 1743. Waffen und Feldzeichen abziehen durften.

„Während der Marschall Belle-Isle seine Reiterei über Karlsbad nach Eger vorausandte," so schildert Arneth den Marsch, „zog er selbst, um den Österreichern auszuweichen, auf dem gebirgigen Wege über Steben und Luditz dorthin. Furchtbar litten seine Truppen unter der eisigen Kälte, welche ein scharfer Nordwind über das Land gebracht hatte. Großenteils zur Nachtzeit, mit Benutzung des Mondlichtes wurden die Märsche fortgesetzt. Wie siebzig Jahre später in andern Gefilden, so wurden jetzt in Böhmen die Lagerplätze des französischen Heeres durch ganze Haufen erfrorener Soldaten

bezeichnet; die Straße war wie besäet mit Erstarrten und es war ein trauriges, phantastisches Bild, welches die französische Streitmacht darbot, wie sie im bleichen Licht des Mondes durch die in Schnee und Eis begrabene Waldgegend dahinzog. Oft boten die mit Glatteis bedeckten Bergwege der Fortbringung der Wagen und des Geschützes unübersteiglich scheinende Hindernisse dar. Aber durch Belle-Isles unbeugsamen Willen und durch die allen seinen Soldaten gemeinschaftliche Sorge, nur ja nicht dem Feind in die Hände zu fallen, wurden sie am Ende doch überwunden. In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember traf Belle-Isle zu Theusing ein; den Weihnachtsabend brachte er in Einsiedel zu, hier starb Graf Pachta infolge der ausgestandenen Leiden. Um Mitternacht brach Belle-Isle von Einsiedel wieder auf; mit Tagesanbruch erreichte er den höchsten Punkt des Waldgebirges und zu Mittag stand er in Königswart. Am 27. verlegte er seine Truppen in der Nähe von Eger in die Quartiere. Er selbst veranschlagt seinen Verlust auf mehr als 1500 Mann; es darf jedoch ohne Übertreibung angenommen werden, daß nicht viel mehr als die Hälfte der französischen Truppen in Eger diensttauglich eintraf."

Englands Teilnahme am Kontinentalkrieg. Fleurys Tod. † 29. Jan. 1743.

Unter den Eindrücken dieser aufregenden Ereignisse schied Kardinal Fleury aus dem Leben. Mit Reue und Herzeleid fuhr er in die Grube hinab. Der Krieg, zu dem er sich so ungern entschlossen, hatte bisher nur Unfälle gebracht; und bereits schickte sich England an, in die Aktion einzutreten, und ließ seine ersten Kriegsmannschaften in den Niederlanden ausschiffen. Bei dem gemeinsamen Interesse des Königs und der Nation, die Franzosen und Spanier nicht mächtiger werden zu lassen, die österreichischen Niederlande wie das Kurfürstentum Hannover vor feindlichen Anfällen zu schützen, ließ sich ein energisches Eingreifen in den festländischen Krieg voraussehen.

Der englisch-spanische Krieg.

Noch vor dem Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs war der erwähnte Handels- und Seekrieg zwischen Spanien und England ausgebrochen. Das Inselvolk benutzte die Vorrechte, die ihm der Utrechter Friede und andre spätere Verträge gewährten, um die Küstenländer und Inseln des spanischen Amerika im Interesse seines Handels und seiner Industrie auszubeuten. So holten sie aus der Campechebai Farbholz, von der Schildkröteninsel Tortuga oder Tortue unweit der Nordküste von Haiti Salz, und organisierten einen schwunghaften Schleichhandel mit den spanischen Kolonien. Am Savannah war das neue Koloniallland Georgien geschaffen worden, dem spanischen Florida ein Pfahl im Fleisch. Aus diesen und andern Ursachen gingen unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den Seeleuten hervor, die im Parlament zu heftigen Ausfällen und pathetischen Reden über die Grausamkeiten der Spanier Veranlassung gaben und im englischen Volk eine gereizte Stimmung hervorriefen. Mit welchem Entsetzen las man in den Zeitungen die grausige Schilderung, die Kapitän Jenkins im Unterhaus vortrug! Vergebens suchte der Minister Robert Walpole, der einen Krieg zu vermeiden strebte, die öffentliche Aufregung durch den Vertrag von El Pardo zu beschwichtigen (Jan. 1739); der Ausgleich genügte sowenig den Ansprüchen und Erwartungen des englischen Volks, daß Walpole, wollte er sich noch länger auf seinem Posten erhalten, der nationalen Stimmung nachgeben mußte. Im Oktober wurde der Krieg erklärt und sofort durch Kaperschiffe eröffnet; die Spanier, von Frankreich mit Matrosen und Seesoldaten unterstützt, leisteten kräftigen Widerstand. Es entspann sich in den Gewässern von Amerika ein heftiger für beide Teile verlustvoller Seekrieg, der in vollem Gange war, als Europa durch den österreichischen Erbfolgekrieg in Flammen

2*

gesetzt ward. Der englische Admiral Vernon erstürmte Portobello und machte unermeßliche Beute; und um dieselbe Zeit, da Friedrich II. in Schlesien einfiel, suchte eine große Armada unter demselben Flottenführer Cartagena und die Landenge von Darien zu erobern, wobei Admiral Anson vom Stillen Ozean aus behilflich sein sollte. Das April u. Juli 1741. Unternehmen Vernons gegen Cartagena und Cuba hatte keinen Erfolg; dagegen erhöhte Anson durch die glückliche Umsegelung der Südspitze von Amerika und durch seine kühnen Fahrten und Wagnisse in dem noch wenig durchforschten großen Weltmeer den Ruhm des englischen Namens. Er landete an den Küsten von Chili und Peru, eroberte die reiche Stadt Panama, bemächtigte sich des mit Schätzen und Waren beladenen Acapulco-Schiffes Hermione und kehrte nach einer dreijährigen Fahrt durch die australischen Gewässer an den Ladronen vorüber und um die Südspitze von Afrika herum nach der heimatlichen Insel zurück, eine Weltfahrt, die auf die Phantasie der Zeitgenossen mächtig einwirkte. Anson gewann eine verdiente Berühmtheit, bemerkt Bancroft, durch seine Leiden, durch seine Klugheit und Vorsicht, durch seine mutige Ausdauer, und sein Name ward von allen Freunden der Romantik in ganz Europa genannt. Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß die englische Nation Partei für Maria Theresia nahm, daß das Parlament den König durch Bewilligungen instandsetzte, zum Schutze Hannovers dänische und hessische Truppen in Sold zu nehmen. Aber sowohl Walpole als Georg II. konnten sich lange zu keiner direkten Teilnahme an dem Krieg entschließen: der König gab im Kurfürstenkollegium seine Stimme dem französischen Schützling Karl Albrecht und beschränkte sich auf die Hut seiner deutschen Lande; Regierung und Parlament begnügten sich, die Königin von Ungarn mit Geld zu unterstützen. Ja der englische Admiral Haddock wagte nicht einmal die spanische Flotte und Seemannschaft, welche nach dem Golf von Genua übersetzten, um den Österreichern das Mailändische Herzogtum zu entreißen, an der Überfahrt zu hindern. Dezember 1741. Erst als Walpole, der bei dem neugewählten Parlament, das am Ende des Jahres zusammentrat, eine starke Opposition voraussah, den solange behaupteten Vorsitz im Ministerium aufgab und als Graf Oxford einen Platz im Oberhaus einnahm, kam mehr Bewegung in das politische Leben. Lord Carteret (in der Folge Graf Grenville), der neben dem Herzog von Newcastle und seinem Bruder Pelham den größten Einfluß in dem neuen Ministerrat besaß, bewirkte, daß das Parlament beträchtliche Summen bewilligte, teils zu Hilfsgeldern für Maria Theresia, teils zu neuen Werbungen von Truppen, die unter Lord Stairs in den österreichischen Niederlanden operieren sollten. Zugleich suchte das Londoner Kabinett die Generalstaaten zur Teilnahme zu bewegen und brachte es dahin, daß Karl Emanuel von Sardinien-Piemont, der, wie früher erwähnt, trotz seiner Verwandtschaft mit Franz von Toscana anfangs mit Frankreich und Spanien Hand in Hand gegangen war, von dieser Allianz zurücktrat und sich mit Österreich verständigte.

Die Vorgänge in Italien. Wir wissen, welche Vorteile die wechselnde Kriegspolitik dem savoyischen Haus im achtzehnten Jahrhundert eintrug (XII, 788, 832). Aber diesmal mußte der Gewinn einiger Gebietsteile, welche ihm Maria Theresia in Aussicht stellte, durch kriegerische Anstrengungen gegen die Spanier in Modena und gegen die Franzosen in Savoyen verdient werden. Übrigens wußte der savoyische Fürst, den man in den Wiener Hofkreisen als den „italienischen König von Preußen“ bezeichnete, und sein gewandter Minister d'Ormea den Vertrag mit Österreich so zu fassen, daß er stets freie Hand behielt, jede Wendung der Dinge in seinem Interesse zu verwerten. Selbst der König von Neapel sah sich genötigt, als der englische Admiral Matthews, bei dem ein ehemaliger Parteigänger Rakoczys, Ladislaus von Veltes, für die Königin von Ungarn August 1742. wirkte, vor die Hauptstadt fuhr und mit einem Bombardement drohte, den spanischen

Feldherrn Montemar seinem Schicksal zu überlassen. Dadurch wurde die spanische Armee, die schon bisher unter dem feigen und unfähigen Führer sehr wenig auszurichten vermocht hatte, noch haltloser und unthätiger. Franz von Este, Herzog von Modena, der sich der bourbonischen Allianz angeschlossen, mußte sein Land den österreichisch-sardinischen Feldherren überlassen und bei der Signorie von Venedig, die standhaft jede Parteinahme in dem Krieg von der Hand wies, Schutz und Zuflucht suchen. Erst als Graf de Gages an Montemars Stelle den Oberbefehl übernahm, besserte sich die Haltung und Lage der Armee. Und wenngleich in der Schlacht von Camposanto am Panaro das österreichisch-sardinische Heer unter dem Feld- 3. Febr. 1743. marschall Traun den Sieg davontrug, so behaupteten sich doch die Spanier in Bologna. Trotz der militärischen Erfolge erfreute sich jedoch Traun nicht lange der Gunst des Wiener Hofes. Seine fortwährenden Geldforderungen wurden lästig, man gab ihm schuld, daß er zu wenig Geschick und Einsicht für die Verwaltungsgeschäfte besitze, seine Beamten und Untergebenen nicht mit der gehörigen Strenge überwache. Er wurde daher aus Italien abberufen und erhielt das Generalkommando in Mähren. Sein Nachfolger wurde der hochfahrende anmaßende Fürst Lobkowitz, der sich mächtiger Familienverbindungen erfreute. Zum Gouverneur und Generalkapitän der Herzogtümer Mailand, Mantua, Parma und Piacenza ernannt, begab sich Lobkowitz in das österreichische Hauptquartier zu Carpi und empfing aus Trauns Händen den Oberbefehl. 10. Sept. 1743. Um den Spaniern Bologna zu entreißen, rückte er in das päpstliche Gebiet ein, was Okt. 1743. zu gereizten Verhandlungen zwischen Rom und Wien Veranlassung gab. Mehr als je trug man sich damals am österreichischen Hof mit dem Plan einer Wiedereroberung Neapels. Wie im Jahr 1707 Graf Daun, so sollte Lobkowitz rasch nach Unteritalien vorrücken und mit Hilfe der habsburgisch gesinnten Neapolitaner das Königreich besetzen. Dazu wäre aber die Mitwirkung Englands und Sardiniens nötig gewesen; und diese konnte nicht erlangt werden. Eine habsburgische Vorherrschaft in dem Apenninenlande entsprach der Politik des europäischen Gleichgewichts ebensowenig wie eine bourbonische. Zudem wurde die englische Flotte durch die spanisch-französische im Schach gehalten und vor den Hyerischen Inseln zu einem Seetreffen gezwungen, das, 22. Febr. 1744. obwohl es keine Entscheidung brachte, die Abberufung des Admirals Matthews und dessen kriegsgerichtliche Verfolgung herbeiführte. Die Piemontesen hatten genug mit der Verteidigung des nordwestlichen Italiens zu thun, namentlich seitdem die Republik Genua aus Verdruß über den Wormser Vertrag, der ihr das Marquisat entreißen wollte, sich mit Spanien und Frankreich verbunden hatte. Dadurch kam Lobkowitz in eine unschlüssige Haltung; er verweilte wochenlang in Rimini, von dem Wiener Hofkriegsrat Verhaltungsbefehle erwartend. Denn bei der Abhängigkeit der Feldherren von den Weisungen dieser obersten Militärbehörde wagte nur selten ein Heerführer auf eigne Hand vorzugehen. Zudem lag Lobkowitz mit seinen Obersten und dem Bischof von Gurk, der die Verbindungen mit der habsburgischen Partei in Neapel leitete, in ewigem Hader. Dennoch traf der österreichische Heerführer endlich Anstalten zur Eroberung Unteritaliens. Es war dem heil. Vater sehr gegen den Sinn, daß Lobkowitz durch Rom zog und seine Truppen die Höhen des Sees von Nemi besetzen ließ und daß 24. Mai 1744. der Kirchenstaat in Gefahr kam, der Schauplatz des Kriegs zwischen Österreich und den spanisch-neapolitanischen Heeren zu werden. Er konnte nicht verhindern, daß Lobkowitz mit seiner Armee an die neapolitanischen Grenzen vorrückte und mit den Feinden handgemein ward. Die Lage wurde drohender als eine von dem Bischof von Gurk im Namen Maria Theresias verbreitete Proklamation die Neapolitaner durch glänzende Verheißungen zum Abfall von dem spanischen Regiment zu bewegen suchte und aufrührerische Bewegungen im Rücken des Königs Karl entstanden. Wäre der Plan des

Feldmarschalls Browne, der unter Lobkowitz diente, gelungen, nämlich durch einen nächtlichen Überfall die Stadt Velletri in seine Hände zu bringen und den daselbst weilenden König samt der Besatzung gefangen zu nehmen, so hätte wohl das neapolitanische Königreich wieder unter die habsburgische Herrschaft kommen mögen: aber 10./11. Aug. 1744. nach einem heftigen und blutigen Kampf an den Thoren und in den Straßen der Stadt, wurde der Angriff abgeschlagen und Browne zum Rückzug genötigt. Nun mußte die Expedition gegen Neapel aufgeschoben werden. Lobkowitz bezog aufs neue das Lager von Nemi, wo er solange unthätig verweilte, bis er den dringenden Befehl Nov. 1744. erhielt, seine Truppen nach Oberitalien zu führen, um in Verbindung mit Karl Emanuel Piemont und Mailand gegen die mit verstärkten Streitkräften heranrückenden Feinde zu schützen. Man fürchtete in Wien einen neuen Umschlag in der Kriegspolitik des sardinischen Königs. Karl von Neapel folgte dem Abziehenden, der seinen Marsch über Bologna nach Modena richtete, auf dem Fuß; nach einigen Wochen hielt er seinen Einzug in Rom, von dem Papst als Befreier mit Freuden empfangen. In Oberitalien aber gingen die Spanier unter Gages und dem Infanten Don Philipp zum Angriffskrieg über. Da überzeugte man sich in Wien, daß Lobkowitz, der seine hohe Stellung weniger seinen Fähigkeiten als seiner vornehmen Geburt und mächtigen Gönnerschaft verdankte, der Aufgabe nicht gewachsen sei. Er wurde daher auf den ausdrücklichen Befehl der Königin selbst abberufen und das Oberkommando über die österreichischen Frühjahr 1745. Truppen in Italien in die Hände des Fürsten Wenzel von Liechtenstein gelegt. Aber das vereinigte französisch-spanische Heer unter dem Oberbefehl des Infanten Don Philipp, dem die Genuesen Hilfstruppen und Vorschub gewährten, war der feindlichen Sept.—Dez. 1745. Kriegsmacht weit überlegen; die Verbündeten eroberten Tortona, besetzten Parma und Piacenza, nahmen Pavia, Alessandria und Asti ein und bemächtigten sich nach dem Treffen bei Bassignana der Stadt Mailand und der ganzen Lombardei, so daß im nächsten Frühjahr den Österreichern von ihren italienischen Besitzungen nur die Citadelle von Mailand und die Festung Mantua übrig blieben. Das französische Kabinett ging bereits mit Teilungsplänen um, durch die das Haus Österreich aus ganz Italien verdrängt werden sollte. Den König von Sardinien gedachte man durch die Aussicht auf einen Anteil an der Beute wieder von Maria Theresia abwendig zu machen und auf die andre Seite zu ziehen.

Gehobene Stimmung in Wien. Mit der Einnahme von Prag und der Schlacht von Camposanto trat für Österreich eine Wendung der Dinge ein, wie man sie vor einem Jahr für unmöglich gehalten hätte. In der Wiener Hofburg wich die trübe Stimmung einer heitern Geselligkeit und die Lust, welche Maria Theresia für Karussellpartien, für gesellschaftliche Vergnügungen, für Reiten und Tanzen an den Tag legte, gab Zeugnis von der gehobenen freudig erregten Gemütsverfassung! Wie bewunderten die Ungarn und der österreichische Adel die Monarchin, die hoch zu Roß dahin sprengte, so daß die Begleiter ihr kaum zu folgen vermochten! Die alten Kabinettsminister Sinzendorf und Harrach waren aus der Welt gegangen und wurden durch jüngere Kräfte ersetzt; und schon legte der Mann, der in der Folge eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte, Graf Wenzel Kaunitz, an dem päpstlichen Hof, wohin er die Nachricht von der Geburt des Erzherzogs Joseph gebracht, und in Turin bei Karl Emanuel die ersten Proben seiner staatsmännischen und diplomatischen Kunst ab. Im Frühjahr sollte die Krönung Maria Theresias in Prag vor sich gehen und damit die Wiedervereinigung des König-

reichs Böhmen mit Gesamtösterreich besiegelt werden. Aber sollten die Magnaten und hohen Würdenträger, die sich so sehr beeilt hatten, dem bayrischen Prätendenten und französischen Schützling Karl Albrecht ihre Huldigungen darzubringen und in dessen Dienste zu treten, ungestraft ausgehen und wohl gar bei der bevorstehenden Zeremonie die Ehrenämter wieder versehen? Ein solcher Gedanke war dem stolzen und strengen Gemüt der Österreicherin unerträglich. Daher wurde eine Gerichtskommission niedergesetzt, welche die Haltung des Adels und der hohen Beamtenschaft bei der Besitznahme Böhmens durch die bayrisch-französischen Truppen prüfen und die Schuldigen bestrafen sollte. Zwar hatte Lobkowitz in der Kapitulation ausdrücklich versprochen, „die Bewohner von Prag sollten wegen des Eides, den sie dem König geschworen, oder wegen der Dienste, welche sie ihm geleistet hätten, keine Rechenschaft abzulegen haben"; allein der Wiener Hof hielt sich nicht verbunden, dieses von dem Feldmarschall eigenmächtig erteilte Zugeständnis zu erfüllen. Und so wurden denn viele der angesehensten Edelleute und Würdenträger mit Verweisung, Gütereinziehung oder Geldbußen bestraft. Manche wußten durch Familienverbindungen oder Rechtfertigungsschriften Nachsicht oder Verzeihung zu erwirken.

Desto mehr hatten die Juden, denen die Königin während ihres ganzen Lebens abhold war, die sie stets als die „ärgste Pest des Staats" betrachtete, unter ihrem Zorn zu leiden. Nicht nur daß sie mit hohen Geldbußen belegt wurden, Maria Theresia erließ das Gebot, daß alle Juden aus Prag, ja aus ganz Böhmen und Mähren ausgewiesen werden sollten. Vergebens verwendeten sich England und Holland für die Bedrängten; vergebens machten die Stände und Stadträte Vorstellungen gegen eine Maßregel, die dem Handel und Wohlstand des Landes die größten Nachteile bringen würde; jahrelang mußten die Juden die Hauptstädte Prag und Olmütz meiden. Alles was man in Wien erzielen konnte war eine Verlängerung der Ausweisungsfrist, während deren die Prager Judenschaft in den umliegenden Ortschaften sich aufhalten durfte. Erst nach und nach legte sich der Zorn der strengen Herrscherin. Auf wiederholtes Ansuchen der Beamten und der städtischen Einwohner willigte sie ein, daß den Bedrohten der Aufenthalt auf weitere zehn Jahre gestattet werde, eine Beschränkung, die jedoch nur die gänzliche Zurücknahme des Befehls verhüllen sollte.

Die Judenschaft in Böhmen.

Nachdem auf diese Weise der vergeltenden Gerechtigkeit Genüge geschehen, ward die Krönungshandlung in Prag mit den herkömmlichen Zeremonien vollzogen. Die Feierlichkeit und die Feststimmung wurde wesentlich erhöht durch die Botschaft, daß wenige Tage zuvor Prinz Karl und Feldmarschall Khevenhüller bei Simbach unweit Braunau einen glänzenden Sieg über das kaiserliche Heer davongetragen und die Wiedereroberung Bayerns begonnen hätten. Schnell genug ging diese Wiedereroberung vor sich. In kurzem war alles Land zwischen Inn und Isar in den Händen der Österreicher, die Städte Dingolfing, Landau, Deggendorf wurden ausgeplündert und in Flammen gesetzt, München wieder erobert und der Kaiser aufs neue zur Flucht gezwungen. „Das Unglück wird mich nicht eher verlassen, bis ich es verlasse," rief er schmerzlich aus. Von Not

Krönung in Prag. Dettingen und der Krieg in Bayern. 12. Mai 1743.

und Kummer umgeben, knüpfte er durch Seckendorff Unterhandlungen mit Karl
27. Juni 1743. von Lothringen und Khevenhüller an. Es kam auch wirklich zu einer Konvention; allein Maria Theresia verzögerte die Ausführung. Man trug sich in Wien mit dem Gedanken, Bayern an sich zu reißen, den Kurfürsten mit den österreichischen Niederlanden oder mit dem wieder zu erobernden Elsaß zu entschädigen. Überhaupt stiegen mit den Erfolgen auch die Ansprüche: wir wissen, daß Schritte zur Eroberung von Neapel gethan wurden. Noch stärker traten diese Ansprüche hervor, als die „pragmatische Armee" unter Lord Stairs, bestehend aus Engländern, Österreichern, Hannoveranern und britischen Soldtruppen, bei welcher sich König Georg II. selbst und sein zweiter Sohn, der Herzog von Cumberland,
27. Juni 1743. eingefunden hatten, an den Main vorrückte, und in der Schlacht von Dettingen über das französische Hauptheer unter Marschall Noailles einen ruhmvollen Sieg davontrug. Doch wurde der Sieg von seiten der Verbündeten nicht zu einem raschen einmütigen Vorgehen benutzt; daher Noailles und sein Neffe Grammont, der in der ehrgeizigen Sucht nach persönlicher Auszeichnung und ritterlicher Bravour durch einen übereilten Angriff den Verlust der Schlacht hauptsächlich herbeigeführt hatte, Zeit fanden, sich in guter Ordnung vom linken Mainufer über den Rhein zurückzuziehen. Während König Georg II., welcher den Oberbefehl führte, mehrere Wochen unthätig in Hanau verweilte, verdrießlich, daß die österreichische Armee in Bayern sich nicht mit ihm vereinigen wollte, vollendeten die Führer der letzteren die Eroberung des Landes und zogen dann die Donau überschreitend in langsamen Märschen nach dem Oberrhein. So handelte jede der beiden Abteilungen des verbündeten Heeres auf eigne Hand, wodurch notwendig die Energie der Kriegführung geschwächt werden mußte. Im Herbst stand die pragmatische Armee unter König Georg, der sich unbedingt von den Ratschlägen des unfähigen Generals Neipperg (XII, 876) leiten ließ, so daß Lord Stairs unwillig sein Kommando niederlegte, in der Gegend von Worms und Speier teils auf dem linken, teils auf dem rechten Rheinufer, indes Prinz Karl um Breisach und Freiburg Stellung nahm. Die Absicht, Elsaß und Lothringen zu besetzen, wurde aufgegeben; man begnügte sich mit Proklamationen an die Bevölkerung, das „unerträgliche französische Joch" abzuwerfen, die aber ohne alle Wirkung blieben. Mittlerweile wurden die französischen Besatzungstruppen von Ingolstadt und Eger, jene durch Bernklau, diese durch Kolowrat zur vertragsmäßigen Ergebung gezwungen und damit die Unterwerfung von Böhmen und Bayern vollständig gemacht.

Verträge mit Sardinien u. Sachsen. Diese Erfolge verdankte Maria Theresia hauptsächlich der klugen Politik gegenüber Preußen. Daß es ihr gelungen war, durch rechtzeitige Nachgiebigkeit Friedrich II. von den übrigen Verbündeten zu trennen, hatte sie vor größern Verlusten bewahrt. Und dieselbe Politik wurde nun auch bei dem Fürsten angewandt, den man stets mit dem Preußenkönig verglich, bei Karl Emanuel von Piemont-Sardinien. Von den Bourbonen wie von dem Wiener Hof viel um-

worben hatte, der kluge Fürst die entscheidende Stimme in Italien, wie Friedrich II. in Deutschland. Und niemand wußte diese Stellung besser zu verwerten als der König und sein Minister. Er konnte in Wien mit vollem Recht geltend machen, daß die bourbonischen Höfe ihm für seinen Beitritt zu ihrem Bund das Herzogtum Mailand und noch andre Landerwerbungen gern zugestehen würden. Er konnte mit dem Abfall von der österreichischen Sache drohen, wenn ihm nicht für seinen ferneren Beistand Kompensationen gewährt würden. Jetzt schickte er einen Gesandten in das Hauptquartier der pragmatischen Armee in Worms, welcher auf eine endgültige Entscheidung dringen oder nach Versailles zur Abschließung eines Bundesvertrags sich begeben sollte. Es war dem König schwerlich ganz ernst mit dieser Alternative, denn eine bourbonische Hegemonie konnte ihm nicht erwünscht sein. Welche Stellung hätte sein Stammland Savoyen-Piemont zwischen Frankreich und einem spanischen Mailand eingenommen! Aber er erreichte seinen Zweck. Unter englischer Vermittelung und Fürsprache wurde in Worms zwischen Österreich, England und Sardinien-Piemont ein Kriegsbund abgeschlossen, wodurch Karl Emanuel der pragmatischen Sanktion 13. Sept. 1743.
beitrat und eine Kriegsmacht von 45,000 Mann zur Verteidigung der österreichischen Besitzungen in Italien zu stellen versprach. Zur Entschädigung für seine Opfer sollte er von Maria Theresia erhalten: Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago Maggiore und des Tessin, das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Stura. Auch das von Kaiser Karl VI. den Genuesen käuflich überlassene Marquisat Finale sollte gegen Rückerstattung der Kaufsumme an die Republik dem Sardenkönig abgetreten werden. England verpflichtete sich, an Karl Emanuel eine jährliche Subsidie von 200,000 Pfd. zu entrichten und den festländischen Krieg mit einer Mittelmeerflotte zu unterstützen. In einer Nachtragskonvention wurde von England der Königin von Ungarn die Fortbezahlung von 300,000 Pfd. für die Dauer des Kriegs und Schadloshaltung zugesichert. Dagegen wurde der Vorschlag des Wiener Kabinetts, Bayern mit Österreich zu vereinigen und das Haus Wittelsbach in Italien zu entschädigen, von England nicht gebilligt und von Friedrich von Preußen aufs entschiedenste verworfen. Dennoch blieb man in der Hofburg dem Grundsatz treu, „Bayern zu behalten, ohne viel davon zu reden“. Man ließ sich weder durch die „Scheelsucht“ Preußens noch durch die Protestschriften des Kaisers von dem Gedanken abbringen, das Kurfürstentum als Ersatz für Schlesien zu erlangen. Alle Friedensanträge, welche auf eine Räumung des Landes hinausliefen, wurden zurückgewiesen; und um in einem neuen Krieg wider Preußen, der vorauszusehen war, mit ungeteilten Kräften auftreten zu können, schloß Österreich mit Sachsen einen Defensivtraktat 20. Dez. 1743.
ab. Wir wissen wie unheimlich dem Grafen Brühl von jeher das Zusammengehen mit Preußen war. Er ergriff daher die Gelegenheit, da man in Wien ein freundliches Entgegenkommen bot, um dem pragmatischen Bund beizutreten.

Wie sehr auch die Kurfürstin-Königin Maria Josepha voll Neid auf die vielbewunderte verwandte Herrscherin blickte, so war doch die Eifersucht auf Preußen noch ein mächtigerer Stachel, und die Subsidiengelder, die England in Aussicht stellte, verfehlten nicht ihre Wirkung. So wurde denn die österreichische Erbfolgeordnung aufs neue anerkannt und der Königin von Ungarn der ruhige und ungeschmälerte Besitz ihrer „innehabenden" Erbländer gewährleistet. Daß dem König August dafür der freie Durchzug von Sachsen nach Polen mit 1200 Mann durch österreichisches Gebiet gestattet sein sollte, war ein geringes Zugeständnis, und das Successionsrecht, das Maria Theresia für den Fall des Erlöschens ihrer eignen Nachkommenschaft der Dresdener Erzherzogin und ihren Deszendenten gewährleistete, war unter den obwaltenden Verhältnissen eine bedeutungslose Formel.

4. Der zweite schlesische Krieg und die Vorgänge in den Niederlanden und in Großbritannien.

Ausdehnung des Kriegs. So trat Österreich mit gesteigerten Hoffnungen in das neue Jahr ein: während Kaiser Karl VII., der erste Monarch der europäischen Staatenwelt, in Dürftigkeit und Abhängigkeit fern von der Heimat kummervoll dahinlebte, sann Maria Theresia darüber nach, wie sie die abgetretenen Territorien wieder gewinnen, ehemalige Besitzungen zurückerobern, das bezwungene Bayern behalten und die entlegenen Landesteile sicherstellen möchte. Dem Bruder ihres geliebten Gatten, Prinz Karl von Lothringen, der die österreichischen Heere vom Inn bis zum Rhein geführt, vermählte sie ihre schöne Schwester, die Erzherzogin Marianne und ernannte ihn zum Statthalter der Niederlande. Die Vermählung mit einem länderlosen Fürsten konnte als unebenbürtig gelten. Dieser Makel wurde abgestreift, wenn demselben dereinst das Erbe seiner Väter, das Herzogtum Lothringen wieder zu teil werden würde. Begleitet von Kaunitz, den die Königin zum Oberhofmeister der Erzherzogin ernannt, trat im Februar das neuvermählte Paar
26. Jan. 1744. die Reise nach Brüssel an. Kurz zuvor war Khevenhüller aus der Welt gegangen; an seiner Stelle erhielt Graf Traun den Oberbefehl über die Heere in Bayern. Er sollte die Bewegungen des Prinzen Karl am Rhein unterstützen. Denn die Königin war nicht minder begierig als ihr Gemahl und ihr Schwager, Lothringen und Elsaß zu einem habsburgischen Besitztum zu machen. Es war ihr daher ganz recht, daß Frankreich die bisherige Fiktion, als ob es nur als Bundesgenosse des Kaisers Karl VII. an dem Kampf teilnehme, endlich aufgab und
15. März 26. April 1744. im Frühjahr mit einer offenen Kriegserklärung an England und Österreich hervortrat. Damit nahm der Krieg einen europäischen Charakter an und das Bündnis zwischen dem Londoner und dem Wiener Kabinett gewann größere Festigkeit. Wie vor vierzig Jahren war der größte Teil von Europa wieder zu einer Allianz gegen Frankreich vereinigt; nur daß jetzt außer dem bayrischen Kurfürsten ein

weit stärkerer Bundesfreund sich abermals an Frankreichs Seite stellte — König Friedrich von Preußen. Schon hatte Karl von Lothringen mit den österreichisch-ungarischen Kriegshaufen den Rhein überschritten und dachte den Siegeszug Eugens zu erneuern und das Land seiner Väter wieder zu gewinnen, als er sich durch die Vorgänge in Böhmen und Sachsen genötigt sah, das Heer über den westlichen Grenzstrom zurückzuführen und mit dem Feldmarschall Traun vereinigt an die Elbe zu ziehen. Zugleich eilte Maria Theresia nach Preßburg, um die Ungarn durch neue Verheißungen zu neuen Anstrengungen anzufeuern.

Veranlassung des zweiten schlesischen Kriegs.

Der Breslauer Friede war von Maria Theresia mit schwerem Herzen gewährt worden, und Friedrich hatte Grund genug zu zweifeln, ob die Gegnerin den Verlust endgültig und ehrlich anerkannt und verwunden, oder sich durch dieses Zugeständnis nur aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu retten gesucht habe. Durch den Eintritt Englands, dessen König Georg II. dem preußischen Monarchen, wie dieser wohl wußte, keineswegs freundlich gesinnt war, in den kontinentalen Krieg, durch die offenkundigen Bestrebungen des englischen Kabinetts unter Lord Carteret, Österreich zur beherrschenden Macht des Festlandes, insbesondere Italiens und Deutschlands zu machen, die Reichsverfassung und das europäische Gleichgewicht von Grund aus umzugestalten und Frankreich entscheidend zu demütigen, sowie durch das gefährliche sächsisch-österreichische Bündnis, das bei der feindseligen Gesinnung des Grafen Brühl und der unvertilgbaren Eifersucht und Mißgunst der sächsischen Politik als geradezu gegen den Bestand Preußens und seine neuerworbene Machtstellung gerichtet betrachtet werden mußte: durch das alles hatte die Verwickelung eine erweiterte Ausdehnung und zugleich einen für Preußen sehr bedrohlichen Charakter angenommen. Das siegreiche Vordringen der österreichisch-englischen Armeen weckte wieder die alten Ansprüche; am Wiener Hof wiegte man sich in der Hoffnung, den Kaiser Karl VII. völlig unterdrücken, ihm sein Stammland Bayern gegen irgend eine ferne Entschädigung in Italien oder jenseits des Rheins abnehmen zu können; das wittelsbachische Kaisertum konnte nie auf österreichische Anerkennung rechnen. Das Reich schien wieder in habsburgische Abhängigkeit fallen zu müssen, und wie gefährdet der Besitz von Schlesien war, entnahm Friedrich aus der allgemeinen Lage, aus unzweideutigen Reden hochstehender Männer und aus der Thatsache, daß in den Bündnissen Österreichs mit Sardinien und Sachsen die Erwähnung des Breslauer Friedens geflissentlich umgangen war. Friedrich mußte fürchten, daß er vorzugsweise die Kosten eines künftigen Friedensschlusses zu tragen haben werde. Denn daß die alten Bundesgenossen, die er vor zwei Jahren verlassen, vorkommenden Falles kein Bedenken hegen würden, auch ihn aufzuopfern, war begreiflich und naheliegend genug. Friedrich war denn auch schon seit der Schlacht bei Dettingen entschlossen, aufs neue zum Schwert zu greifen. Die Aufrechterhaltung des bayrischen Kaisertums, das eine Schutzwehr gegen die altherkömmliche Ausbeutung der Reichsgewalt im habsburgischen

Interesse bildete, war ebenfalls ein Glied in den politischen Berechnungen Friedrichs, die zum Krieg trieben. Er bedurfte der Freundschaft des Kaisers gerade damals wegen seiner Absichten auf Ostfriesland. Wie wir später erfahren werden, war nämlich seit vielen Jahren diese Landschaft vom Reichstag dem Haus Brandenburg als Entschädigung wegen mancherlei Kriegskosten in Aussicht gestellt worden. Bei dem bevorstehenden Aussterben des reichsfürstlichen Hauses nahm nunmehr Friedrich Titel und Wappen des Landes an. Um aber gegen die Einsprache Hannovers zum wirklichen Besitz zu gelangen, mußte er von dem Kaiser ausdrücklich damit belehnt werden. Er hatte daher jetzt noch einen ganz besondern Anlaß, sich mit dem Träger der Kaiserkrone aufs neue zu
Mai 1744. verbinden, was denn auch in der „Frankfurter Union" zugleich mit Pfalz und Hessen-Kassel geschah. Als Bundesgenosse des Kaisers, mit „kaiserlichen Hilfsvölkern", eröffnete somit Friedrich den Krieg gegen Österreich zum zweitenmal, um, wie er in einem Manifest verkündete, dem Deutschen Reich die Freiheit, dem Kaiser den Besitz seiner Würde, Europa den Frieden zu erringen. Schon
5. Juni 1744. hatte er auch mit Frankreich ein Offensivbündnis geschlossen, wonach die Franzosen gegen die Niederlande und Hannover, die Preußen gegen Böhmen aufbrechen sollten.

„Im Laufe des letzten Jahres," sagt Ranke, „war Österreich zu stark geworden, als daß Friedrich nicht einen neuen Angriff hätte erwarten müssen. In dem Gefühl, daß er, allein gelassen, zu schwach sein werde, und durch allerlei Anzeichen wiedererwachender Feindseligkeit aufgeregt, wandte er sich wieder an die französische Partei; was ihm im Jahr 1741 nicht gelungen, eine haltbare Einrichtung in Deutschland zu treffen, das glaubte er jetzt im Bund mit Frankreich erreichen zu können, den Siegeslauf von Österreich aufzuhalten und für sich selbst eine unangreifbare Stellung zu erlangen."

Die Preußen in Böhmen. Die österreichischen Heere waren in Bayern und am Rhein zerstreut; einem Angriff von Norden waren die Länder der habsburgischen Monarchie fast schutzlos preisgegeben, als der preußische König, welcher die zwei Friedensjahre benutzt hatte, die Staatskasse zu füllen, die Armee zu mehren und die Festungen
Aug. 1744. in guten Stand zu setzen, mit 80,000 Mann gegen Böhmen heranzog. Ohne sonderlichen Widerstand marschierten die Preußen durch Sachsen, das noch nicht als Feind behandelt wurde, und gelangten in drei Kolonnen unter dem Erbprinzen Leopold, dem Sohn des alten Dessauers, dem Feldmarschall Schwerin und dem
16. Sept. König selbst vor Prag. Nach einer kurzen Beschießung kapitulierte die schlecht bewehrte, mit einer ungenügenden Besatzung versehene Stadt. Unter kleinen Gefechten wurde sodann der Marsch südwärts fortgesetzt; Tabor, Budweis und Frauenberg ergaben sich. Indessen waren diese weit vorgeschobenen Eroberungen nicht lange zu halten; sie waren auf die Hoffnung gegründet, die Franzosen würden den Krieg ebenso energisch führen und die Sachsen würden sich zur Neutralität verstehen. Aber beides trog, die Franzosen betrieben den Krieg saumselig, die Sachsen schlossen sich immer enger an Österreich an und verkauften ihre Waffenbrüderschaft um die Aussicht auf Erwerbung schlesischer oder branden-

burgischer Gebiete, und überdies bereitete die Verpflegung in dem feindlich gesinnten Land die größten Schwierigkeiten. Als sich eine starke österreichische Heeresmacht unter Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Traun vom Rhein her in Böhmen zusammenzog und sich mit den Sachsen vereinigte, sahen sich die Preußen zum Rückzug und zur verlustvollen Räumung der besetzten Städte genötigt. Der vorsichtige Traun wies eine Schlacht stets zurück und eroberte allein durch geschickte Stellungen und Märsche das Königreich wieder. Gegen Ende des Jahres verließen die Preußen, in der Besorgnis, ganz von der Nov. 1744. Heimat abgeschnitten zu werden, das böhmische Gebirgsland und zogen sich nach Schlesien zurück. Wenn in Böhmen im offenen Feld nicht viel geschehen war, Rückzug nach Schlesien. so sollte es hier bald heißer hergehen. Auch in Schlesien machte Traun anfangs siegreiche Fortschritte und konnte die Grenzdistrikte wieder für Österreich in Besitz nehmen. Wochenlang hielten sich die Gegner in geringfügigen Gefechten, Überfällen, Hin- und Herzügen das Gleichgewicht, und manche rühmliche Waffenthat im kleinen Krieg wurde vollbracht. Die preußischen Generale Winterfeldt und Zieten zeigten schon damals den kühnen Mut und das Feldherrntalent, die ihren Namen in der folgenden Kriegsgeschichte so berühmt machten.

Hans Joachim von Zieten, der schneidige Husarengeneral, brachte diese Waffengattung, wie überhaupt die Reiterei, die im preußischen Heer damals noch geringschätzig behandelt wurde, zu hoher Ehre und Anerkennung; die preußische Kavallerie knüpft eigentlich erst an seinen Namen an. Damals soll er auch das Wagestück vollbracht haben, im Vertrauen auf neue dem Feind noch unbekannte Uniformen mitten durch das österreichische Lager, als ob er dazu gehöre, mit seinen Husaren zu reiten, um einer getrennten Heerabteilung eine Botschaft zu überbringen. Noch in Böhmen machte der Oberstleutnant Georg von Wedell, der „preußische Leonidas“, mit zwei Grenadierbataillonen dem Prinzen von Lothringen mit seiner ganzen Armee Nov. 1744. und fünfzig Geschützen fünf Stunden lang den Übergang über die Elbe streitig; bei Soor ist der tapfere Mann aus einem damals und später in der preußischen Kriegsgeschichte viel und rühmlich genannten Soldatengeschlecht im folgenden Jahr gefallen.

Gleichzeitig erfuhr auch Bayern die Wechselfälle des neuen Kriegs. Die Rückkehr des Kaisers nach München. österreichisch-ungarischen Truppen unter Bernklau und Graf Batthyany waren nicht im stande, dem bayrisch-französischen Heer, das Feldmarschall Seckendorff vom Rhein her an die Isar führte, mit Nachdruck entgegenzutreten. Im Oktober 23. Okt. konnte Kaiser Karl VII., kaum von einer schweren Krankheit hergestellt, wieder in seine Hauptstadt München einziehen, von den Einwohnern mit begeisterten Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit empfangen. Belle-Isle und der gewandte Diplomat Chavigny fanden sich in der bayrischen Hauptstadt ein, um der Kriegspolitik neues Leben zu geben. Seckendorff trat vom Kommando zurück, 1. Dez. 1744. da Schmettau, Friedrichs Abgesandter bei dem Kaiser, auf energischere Kriegsführung drang. Um dieselbe Zeit wurde die österreichische Besatzungsarmee in Freiburg zu einer Kapitulation mit dem französischen Befehlshaber genötigt. Auch in den Niederlanden machten die Franzosen Fortschritte; und um das

Maß des Kummers und Leids für Maria Theresia am Ende dieses wechselreichen Jahres voll zu machen, traf von Brüssel die Trauerkunde ein, daß die Erzher-
16. Dez. 1744. zogin Marianne infolge einer Schwergeburt gestorben sei, während ihr Gemahl Karl von Lothringen, weit entfernt im Felde stand.

Tod Karls VII. Friedensvertrag von Füßen. Der Einzug und Empfang des Kaisers in München war der letzte Lichtblick in dem Leben des vielgeprüften Monarchen. Die Kunde, daß die Preußen aus Böhmen nach Schlesien zurückgedrängt worden, daß die Österreicher unter
6. Jan. 1745. General Thüngen in die Oberpfalz eingebrochen und Amberg belagerten, daß
8. Jan. die pragmatische Allianz durch den neuen Vertrag von Warschau zwischen Österreich, Sachsen, England und Holland frische Kraft empfangen, die Befürchtung, daß die bayrisch-französischen Truppen nicht stark genug sein möchten, die zahlreichen Feinde abzuwehren und daß ihm eine neue Flucht aus seiner Hauptstadt drohe: das alles wirkte so erschütternd auf seine schon lange geschwächte Gesund-
20. Jan. 1745. heit ein, daß er am 20. Januar plötzlich starb, kaum achtundvierzig Jahre alt. Sein Tod führte eine neue Wendung in der Kriegspolitik herbei. Maria Theresias ganzes Interesse ging zunächst darauf hinaus, ihrem Gemahl Franz von Toscana die Kaiserkrone zu verschaffen und damit die höchste Würde wieder an Österreich zu bringen. Sie wünschte daher sich mit dem Wittelsbachschen Haus zu versöhnen und vor allem mit dem Erbprinzen Maximilian Joseph von Bayern, der nach dem Tod des Vaters sofort sich den kurfürstlichen Rang beilegte, Frieden zu machen. Daß damit die Annexionspläne nicht vereinbar seien, sah Maria Theresia wohl ein; dafür hoffte sie um so sicherer dem preußischen König Schlesien wieder entreißen zu können, wenn sie ihre ganze Macht wider ihn richten würde. Es war keine leichte Aufgabe, mitten im Krieg den Münchner Hof zum Aufgeben der bisherigen Politik zu bewegen: die französisch-preußische Partei, vor allem Chavigny und Törring setzten alle Hebel ein, um den jungen Kurfürsten bei der alten Allianz und der Politik seines Vaters festzuhalten; dagegen hatte die österreichische Sache warme Fürsprecher an der verwitweten Kurfürstin-Kaiserin Maria Amalie und an dem Feldmarschall Seckendorff und seinem Neffen. Wie viele Intrigen und diplomatische Künste wurden im März und April in Augsburg und München in Bewegung gesetzt, bis es endlich zu einer Übereinkunft kam! Und vielleicht hätten die Verhandlungen noch länger gedauert, hätte nicht die österreichische Armee unter Batthyany die vom Grafen Segur befehligten französisch-bayrischen Truppen bei Pfaffenhofen in die Flucht geschlagen. Um eine neue Besetzung des Kurfürstentums und der Hauptstadt zu verhindern,
22. April, ratifiziert 2. Mai 1745. willigte nun Maximilian Joseph in den Friedensvertrag von Füßen, kraft dessen er gegen die vollständige Zurückgabe des bayrischen Gesamtgebiets allen Ansprüchen auf das österreichische Erbe entsagte, die pragmatische Sanktion als rechtsgültig anerkannte und bei der neuen Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzog Franz zu geben versprach. Von der Zeit an lenkte das bayrische Fürstenhaus in bescheidenere Bahnen ein (XII, 909).

Aber sollte Frankreich zugeben, daß Franz dennoch die Kaiserwürde erlangte? Trat denn nicht die Gefahr wegen Lothringen ein, um derentwillen man die Ansprüche Karl Albrechts unterstützt hatte? In Versailles war man entschlossen, mit allen Kräften diesen Ausgang zu verhindern. Zu dem Ende wurde der Krieg in den Niederlanden mit größerer Energie betrieben und zugleich der Versuch gemacht, Sachsen von Österreich zu trennen und damit die Warschauer Allianz zu sprengen. Frankreich und Preußen boten nämlich dem Kurfürst-König August III. an, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, wenn er wieder sich mit ihnen verbinden wollte. Schwerlich war es dem Preußenkönig ein rechter Ernst mit diesem Antrag. Allein wenn damit dem Haus Habsburg ein wichtiger Bundesgenosse entzogen und ein neuer Feind aufgestellt ward, konnte man einen solchen Preis wohl hinhalten. Der ehrgeizige eitle Polenkönig und der Dresdener Hof wiesen den Antrag nicht von der Hand; zugleich suchte aber Graf Brühl die günstige Stellung zu benutzen, um Österreich zu einer Landabtretung an das Kurhaus zu bewegen. Man trieb somit in Dresden ein Doppelspiel. Zuletzt war jedoch die Antipathie und Eifersucht gegen Preußen stärker als die in der Ferne winkende Ehre. Der Warschauer Vertrag wurde durch eine neue Übereinkunft bestätigt, welche dem sächsischen Kurhaus einige Territorien in Aussicht stellte, die man mit gemeinschaftlicher Anstrengung dem Preußenkönig neben Schlesien noch abzunehmen gedachte. Aber gegenüber der Kaiserwahl hielt sich auch jetzt August III. eine Hinterthür offen. Der Dresdener Hof in Versuchung.

Den Hauptnachdruck legte man nun in Wien auf den Krieg gegen Preußen. Karl von Lothringen, der Schwager Maria Theresias, den man noch immer für einen großen Feldherrn hielt, sollte die Ehre und das Verdienst der Wiedereroberung Schlesiens ernten. Darum wurde der alte hochverdiente Feldmarschall Traun, den der Prinz als einen Rivalen mit Ungunst und Eifersucht betrachtete und zu verkleinern suchte, von dem Hauptheer getrennt und an den Rhein beordert. Sein Nachfolger war der aus Italien zurückberufene Fürst Lobkowitz, dessen strategische Talente nicht der Art waren, daß sie den Kriegsruhm des hochgebornen Oberbefehlshabers hätten verdunkeln können. Zwischen Liegnitz und Schweidnitz, in einer hügeligen, wiesen- und waldreichen Gegend, liegen die kleinen Städte **Hohenfriedberg** und **Striegau**, deren Namen einen so hellen Klang in der preußischen Kriegsgeschichte besitzen. Hier zogen sich gewaltige Truppenmassen zu einem entscheidenden Schlag zusammen, auf der einen Seite die Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels und die Österreicher unter dem Prinzen von Lothringen, ihnen gegenüber die preußischen Truppen, die jetzt nach den ersten Feuertaufen bereits jene ganze kaltblütige Ruhe, unerschrockene Tapferkeit und treffliche Kriegsübung bewährten, die fortan so oft den Sieg an ihre Fahnen fesseln sollten. Nach den eignen meisterhaften strategischen Anordnungen des Königs, unter dessen Augen sich an diesem Tage sein tapferer Bruder Heinrich und der junge Prinz Ferdinand von Braunschweig hervorthaten, wurde die herrliche Schlacht geschlagen; es gelang die Armeen getrennt, erst die Sachsen, dann die Österreicher zu werfen, als sie siegesfroh aus den Gebirgspässen hervorrückten. In ein paar Morgenstunden war alles gethan. Unter den vielen glänzenden Zügen dieser Schlacht wurde besonders der todesmutige Reiter- Schlacht bei Hohenfriedberg. 4. Juni 1745.

angriff des Dragonerregiments Baireuth unter Generalleutnant Geßler und Major Chazot von Mit- und Nachwelt gefeiert.

Schlacht bei Soor. Die Frucht des Hohenfriedberger Sieges war die Räumung Schlesiens von seiten der Österreicher und Sachsen; der Krieg wurde jetzt wieder nach Böhmen verlegt, um dieselbe Zeit da in Frankfurt die Kaiserfrage im Sinne Maria Theresias entschieden und der Großherzog von Toscana als Kaiser Franz I. von der großen Mehrheit des Kurkollegiums, nur mit Ausnahme von Brandenburg und Pfalz, gewählt ward. Bei dem Dorf Soor (Sorr) in der Nähe von Trautenau kam es zur zweiten Entscheidungsschlacht in diesem Feldzug, die abermals mit einem großen preußischen Sieg endete, trotzdem die Österreicher an Truppenzahl wie an vorteilhaften Stellungen überlegen waren und Friedrich durch den unerwarteten Angriff vollständig überrascht wurde. Der Sturm der preußischen Regimenter gegen die vom Feind besetzten steilen Höhen, durch das heftigste Geschützfeuer hindurch, gehört zu den glänzendsten Kriegsthaten. Vor allen zeichnete sich Prinz Ferdinand von Braunschweig aus, der einem Grenadierbataillon mit gezogenem Degen voranschritt und selbst verwundet ward. „Von den vier Schlachten, die ich nun gesehen habe," schrieb Friedrich, „war dies die heißeste, wir haben nie eine ähnliche Kanonade ausgehalten." Seitdem verschwand der Nimbus, mit dem man bisher den Prinzen Karl umhüllt hatte. „Die Art der Leitung des Heeres am Tage des Kampfes," versichert selbst Arneth, „mußte jeden Funken von Aufschwung, von militärischem Geist vollends ersticken." Aus allem ging hervor, „daß der Prinz zu einem Feldherrn im großen Stil nicht die geringsten Erfordernisse besaß". Aber trotz dieses Sieges zog der König, da in dem ausgesogenen Böhmen inmitten feindlicher Heere und eines übelwollenden Volks die Winterquartiere zu nehmen nicht ratsam war, im Oktober nach Schlesien zurück, wo inzwischen der Generalleutnant Nassau die Festung Kosel zu Fall gebracht hatte.

(Margin: 13. Sept. 1745. — 30. Sept. 1745.)

Feldzug in Sachsen. Friedrich glaubte den Feldzug für dieses Jahr beendet und richtete sich bereits auf die Winterruhe ein, aber im Lager der Sachsen und Österreicher, die soeben die neue enge Allianz geschlossen, gedachte man trotz der vorgerückten Jahreszeit das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen und den überraschten Preußen einen entscheidenden Schlag beizubringen. Prinz Karl wollte, vereinigt mit den Sachsen, von der Lausitz aus in Schlesien vordringen, während gleichzeitig ein andres österreichisches Heer unter dem General Grüne in Brandenburg einfallen sollte. Allein Friedrich, durch ergebene Freunde von den Plänen der Gegner in Kenntnis gesetzt, beschloß ihnen zuvorzukommen. Zwei preußische Heere, das eine unter dem König selbst in Schlesien stehend, das andre unter dem alten Dessauer um Halle, rückten gen Sachsen heran. Während Friedrich in die Lausitz einbrach und in dem Treffen bei Großhennersdorf die Feinde zurückschlug, brachte der alte Fürst Leopold, der am Abend seines Lebens den Kriegsruhm seiner Jugendtage erneuern sollte, Leipzig, Torgau und Meißen in

(Margin: 25. Aug. — 23. Nov. 1745. — Anf. Dez.)

seine Gewalt und schlug dann in der eisigen Winterkälte, in einer furchtbar blutigen Schlacht, bei Kesselsdorf unfern Dresden, die Sachsen unter dem Feldmarschall Graf Rutowsky, einem der vielen natürlichen Söhne des starken August, und ein österreichisches Korps entscheidend aufs Haupt. Das stolzeste Ereignis des Tages war der Sturm der Grenadiere unter dem General Hertzberg, der selbst den Heldentod starb, gegen das von den Sachsen besetzte und mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer verteidigte Dorf: die preußischen Grenadiere vermochten trotz aller Anstrengung des Dorfes nicht Herr zu werden; furchtbar gelichtet zogen sie sich zurück, in unzeitiger Siegesfreude von den Sachsen verfolgt. Denn wie sich die sächsischen Reihen im Eifer der Verfolgung lösten, brachen preußische Reiter unter Oberst Lüderitz und neue Infanterieregimenter unter General von Lehwaldt in die gelockerten Glieder ein, richteten ein furchtbares Blutbad und eine wirre Flucht an und bemächtigten sich des heißumstrittenen Kesselsdorf. Einen gleich glänzenden Erfolg errangen die Preußen trotz aller Terrainschwierigkeiten gegen das Zentrum der sächsischen Aufstellungen; hier that sich namentlich der jüngste Sohn des Dessauers, Moritz, hervor. Freudig und dankbar vernahm Friedrich den herrlichen Sieg des alten Feldherrn, der gerade vor fünfzig Jahren seine Heldenlaufbahn unter brandenburgischen Fahnen in den Niederlanden begonnen, und rückte dann mit ihm vereinigt auf Dresden los, das sich sofort ergab. Die Heere der verbündeten Sachsen und Österreicher wagten nicht mehr Stand zu halten, sondern zogen nach Böhmen zurück.

Schlacht bei Kesselsdorf. 15. Dez. 1745.

18. Dez.

Mit schweren Kontributionen mußte das Sachsenland die kurzsichtige und stets verderbliche Politik des Grafen Brühl büßen. Der Minister und sein schwacher König, die in größter Eile sich nach Prag geflüchtet hatten, ergriffen jetzt eifrig die englische Vermittelung, die sie noch vor kurzem in thörichter Verblendung und Überhebung ausgeschlagen hatten, und auch am Wiener Hof beugte man den harten Sinn und verstand sich dazu, die Friedensbasis anzunehmen, über die England und Preußen schon lange übereingekommen waren; die Subsidien, mit deren Zurückhaltung die Londoner Regierung drohte, konnte man ja in Österreich nicht entbehren und zudem gingen die Dinge in Italien immer schlechter. So kam denn wenige Tage nach diesen Ereignissen der Dresdener Friede zwischen Preußen und Österreich-Sachsen zu stande, worin die Breslauer Abmachung aufs neue bestätigt, Franz I., der bereits am 4. Oktober in Gegenwart seiner Gemahlin in Frankfurt feierlich gekrönt worden war, als Kaiser anerkannt und Sachsen mit einer Kriegsentschädigung von einer Million Thaler belastet wurde. Materiellen Gewinn hatte Preußen freilich nicht aus diesem Feldzug und das Haus Habsburg war auch nicht aus der vorwaltenden Stellung im Reich verdrängt; aber die Sicherung des früher Erworbenen und der durch ganz Europa erschollene Kriegsruhm des Königs, der seit jener Zeit als der „Große" gefeiert ward, durften wohl als genügender Ersatz für die Opfer betrachtet werden.

Friede von Dresden.

25. Dez. 1745.

Tod Leopolds von Dessau. April 1747. Im zweiten Jahr nach dem Kesselsdorfer Sieg starb der „alte Dessauer". Zwei Jahre vor ihm war auch seine Gemahlin, die „Anna-Lise", eines Apothekers Tochter aus Dessau, aus der Welt gegangen, mit der der Fürst fast ein halbes Jahrhundert in glücklichster Ehe gelebt und eine stattliche Nachkommenschaft erzeugt hatte. Unter Friedrich d. Gr. hatte der rechthaberische, herrschsüchtige Mann manche Zurücksetzung und Kränkung zu erfahren gehabt; in der alten politischen und militärischen Schule aufgewachsen, hatte er die schwersten Bedenken und Besorgnisse gegen die schlesischen Unternehmungen nicht verhehlen können und war als unbequemer Warner oft lästig gefallen, bis er bei Kesselsdorf noch einmal seine volle kriegerische Tüchtigkeit entfaltete.

Erwerbung von Ostfriesland. Zur Zeit des zweiten schlesischen Kriegs gelang der preußischen Krone eine wichtige Eroberung in dem Fürstentum Ostfriesland. Das Haus der Cirksena, welches sich seit dem vierzehnten Jahrhundert über die andern Herrschaften emporgeschwungen und die Landeshoheit erlangt hatte, starb im Mai 1744 mit dem Fürsten Karl Edzard aus. Die heftige Entzweiung zwischen dem Fürsten, dem sich ein Teil der Stände angeschlossen, und dem andern Teil derselben hatte das Land in die tiefste Zerrüttung gestürzt und alle staatliche Ordnung aufgelöst; eine Reihe von Nachbarmächten, darunter auch Brandenburg seit dem Großen Kurfürsten, hielten Besatzungen auf friesischem Boden. Auf das Erbe machten namentlich die Grafen von Wied-Runkel auf Grund der Abstammung von einer ostfriesischen Fürstentochter und das Haus Braunschweig-Lüneburg kraft einer Erbverbrüderung Anspruch. Dagegen war seit dem Jahr 1694 dem Kurhaus Brandenburg als Schadenersatz für die in den Reichskriegen gebrachten Opfer die Anwartschaft auf das erledigte Land von Kaiser Leopold und seinen zwei Nachfolgern zugesagt worden. Mai. Juni 1744. Friedrich II. ließ das Fürstentum alsbald durch seine Truppen besetzen und erhielt auch ohne Schwierigkeit die Huldigung; man war des innern Haders herzlich müde. Das Land blieb bis in die spätern napoleonischen Zeiten bei Preußen. Die Einsprache der andern Prätendenten bei dem Reichstag und dem Reichskammergericht hatte keinen Erfolg. Die kommerziellen Hoffnungen, welche sich an den Besitz dieser günstig gelegenen Seeküste anknüpften, sollten sich freilich nicht ganz erfüllen. Die chinesische und die bengalische Kompanie, welche der König in Emden ins Leben rief, gingen bald wieder ein. Dagegen hob sich das Land, dem die alte ständische Verfassung, eine gewisse provinzielle Selbständigkeit, die Freiheit von der Rekrutenstellung belassen wurde, rasch unter der einsichtigen preußischen Herrschaft und war ihr in treuer Hingebung zugethan.

Der Krieg in den Niederlanden. Schlacht bei Fontenoy. Während Österreich und Preußen im Gebiet der Elbe blutige Kämpfe führten, wurde auch in den Niederlanden und in Italien mit abwechselndem Erfolg gestritten, und in Ostindien brachte der französische Seeheld de Labourdonnaye aus der Bretagne, der die französischen Inseln France und Bourbon zu hoher Blüte geführt, die englische Kolonie Madras in seine Gewalt, unterstützt von Dupleix, dem Gouverneur von Pondischeri. Der Krieg in den Niederlanden hatte für die Verbündeten von Anfang an deshalb keinen Fortgang gehabt, weil die teilnehmenden Völker, Engländer, Hannoveraner, Holländer und Österreicher auf eigne Hand vorgingen und sich nicht über einen Oberbefehlshaber einigen konnten. Selbst als im Frühjahr die Franzosen durch die Absendung größerer Heeresmassen unter dem Marschall Moritz von Sachsen, dem hochbegabten Sohn Friedrich Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark (XII, 911), in der Richtung von Tournay die Absicht zu erkennen gaben, das

günstig gelegene Land in ihre Gewalt zu bringen, um bei künftigen Friedensverhandlungen mit größerem Nachdruck auftreten zu können, hatte der zwar tapfere und entschlossene aber wenig erfahrene Herzog von Cumberland, Georgs II. Lieblingssohn, den Oberbefehl nur über die Engländer und Hannoveraner, während die Österreicher unter dem Feldmarschall Graf Königsegg, die Holländer unter dem Fürsten von Waldeck standen. Diesem Mangel einheitlicher Führung auf seiten der Verbündeten gegenüber dem genialen, französischen Marschall war es zum Teil zuzuschreiben, daß die furchtbare Schlacht von Fontenoy unweit der erwähnten Festung nach achtstündigem Ringen zu gunsten der Franzosen entschied. König Ludwig XV., den seine neue Geliebte, die Gräfin von Chateauroux mit Heldenruhm umstrahlt sehen wollte, wohnte selbst der Schlacht bei. Die Franzosen benutzten den Sieg zur Eroberung der Festungen. Im Laufe des Sommers brachten sie Tournay, Gent, Oudenarde, Ostende und Nieuport in ihre Gewalt, setzten sich in Hennegau und Flandern fest und trafen Anstalten zur Unterwerfung von Brabant. Doch wurden die Städte Brüssel und Antwerpen noch das ganze Jahr hindurch von Königsegg behauptet; Cumberland aber zog mit den englischen und schottischen Regimentern über den Kanal zurück, um in der eignen Heimat einem nähern gefährlichen Feind entgegenzutreten, die letzte Stuartsche Insurrektion zu unterdrücken, welche von Frankreich und Spanien gegen die hannöversche Dynastie in England ins Werk gesetzt worden war, dann aber schließlich im Stich gelassen wurde.

11. Mai 1745.

Karl Stuart und der Aufstand der Jakobiten.

Die Stuarts und die schottischen Hochländer.

Jener Stuartsche Prätendent, den der Papst zum Ritter von St. Georg ernannt, der in den Augen der Legitimisten und Ultramontanen als König Jakob III. der rechtmäßige Beherrscher von Großbritannien und Irland war, hatte bald nach den fehlgeschlagenen Versuchen, „durch Weinen und Beten“ und mit fremder Hilfe das verlorne Erbe seines Hauses wieder zu erlangen (XII, 848), in Bologna sich mit Maria Klementine, einer Enkelin des Polenkönigs Johann Sobieski vermählt. Nur durch heimliche Flucht vermochte die Braut aus dem Kloster zu Innsbruck, wo sie auf Anordnung des Kaiserhofes längere Zeit zurückgehalten worden, sich mit dem Verlobten zu vereinigen. Am letzten Tag des folgenden Jahres gebar sie in Rom einen Prinzen, der in der Taufe den Namen Karl Eduard empfing. Fünf Jahre nachher erfreute sie ihren Gemahl mit einem zweiten Sohn Heinrich, Herzog von York und St. Albano. Dennoch war die Ehe keine glückliche. „König“ Jakob gab seiner Gemahlin viel Anlaß zur Eifersucht und andern Klagen, so daß sie zuletzt den Palast mit einem römischen Kloster vertauschte, wo sie schon im Jahr 1735 starb und in St. Peter bei der Königin Christine von Schweden begraben ward. Ihr Gemahl überlebte sie dreißig Jahre, meistens zurückgezogen auf dem Schloß von Albano. Noch öfters trat die Versuchung an ihn heran, die Rechte seiner Familie geltend zu machen; aber es gebrach ihm an Unternehmungsgeist und Mut; er hatte die Natur und die Tugenden eines Mönchs. Von ganz anderm Schlag war sein Erstgeborner, Karl Stuart. Im Besitz von mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten, die er durch eine freiere sorgfältigere Erziehung sich

13. Mai 1719.

31. Dez. 1720.

angeeignet, von liebenswürdigem gewinnenden Wesen und von ritterlichem Sinn und Mut, schien er kein unwürdiger Sprößling des berühmten Geschlechts, dessen Geschicke zu dem alten Spruch, daß die Missethaten der Väter heimgesucht werden an Kindern und Kindeskindern, einen so schlagenden Beweis geliefert haben. Kaum den Knabenjahren entwachsen, lernte er schon an der Seite seines Blutsverwandten, des Herzogs von Berwick das Kriegsleben in Unteritalien kennen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung die Städte und Höfe in Italien und Frankreich, wo er mit Auszeichnung behandelt und in seinen ehrgeizigen Entwürfen bestärkt ward. Bei Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs befand er sich wieder im väterlichen Haus zu Rom. Da kamen geheime Agenten eines Jakobitischen Vereins in Schottland nach dem Kontinent, um für die Wiederherstellung der vertriebenen Königsfamilie zu wirken. Auf dem Verzeichnis der Mitglieder standen hochansehnliche Namen wie Lord Lovat, der Herzog von Perth, der Graf von Traquaire, Sir Jakob Campbell von Auchinbreck, Lord Drummond u. a. Die Schotten, insbesondere die hochländischen Clans hatten noch wohl im Gedächtnis, daß sie einst unter den Stuarts ein selbständiges Volk gewesen, ein eignes Staatsleben besessen; die Stuartschen Sympathien wurzelten um so tiefer, je mehr die Erinnerung an so viele edle Opfer, die für sie geblutet, damit verbunden war. Die von der Regierung angeordnete Volksentwaffnung hatte man zu umgehen gewußt. In einem alten Volkslied heißt es: „Schlafe, mein gutes Schwert, unter dem dicken Heidekraut zwischen den Felsen, wo auch die Ehre Schottlands schlummert, bis zu dem Tag, an welchem ein zweiter Montrose oder ein zweiter Dundee das Zeichen des Erwachens geben wird.“

Karl Stuart in Frankreich. In Versailles konnte sich Lord Murray auf die alte Waffenbrüderschaft berufen, die einst zwischen Franzosen und Schotten bestanden, und auf die Bundesgenossenschaft der Bourbonen und Stuarts. Es dauerte lange, ehe der Plan einer Landung zur Reife kam; erst als Kardinal Tencin an Fleurys Stelle die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen und die Geliebte des Königs, die Herzogin von Chateauroux für die Sache Interesse gewann, wurden die nötigen Anstalten getroffen. Unter falschem
Dez. 1743. Namen reiste Karl Stuart über Toscana und Genua nach Frankreich, versehen mit einem Aktenstück, worin der Ritter von St. Georg die Bewohner von Großbritannien zum Gehorsam gegen Karl aufforderte als „den unmittelbaren Stellvertreter Unsrer königlichen Person und nach Unsrer Machtvollkommenheit handelnd“, und mit einem Manifest, worin den Schotten für die Rückkehr unter die legitime Herrschaft Abstellung aller Leiden und Lasten, die das fremde Regiment ihnen auferlegt, und freie Religionsübung verheißen war. In Dünkirchen wurden Landungstruppen und Transportschiffe gesammelt, um im Frühjahr in See zu gehen; der Marschall von Sachsen sollte den Prinzen, der den Namen Ritter Douglas annahm, begleiten, Graf Keith mit fran-
März 1744. zösischen Seesoldaten in Schottland landen. Aber Märzstürme vereitelten das Vorhaben; in Versailles hielt man den ungeduldig Mahnenden mit Vertröstungen hin, der Marschall von Sachsen bekam den Befehl nach den Niederlanden zu ziehen. Unterdessen traf man in England, wo man von dem Plan des Prätendenten Kunde erhalten hatte, geeignete Vorkehrungen zur Abwehr; die Küsten und Seehäfen wurden streng überwacht, die Miliz unter die Waffen gerufen, das Heer verstärkt, die Habeaskorpusakte suspendiert. Über ein Jahr wartete der Stuart vergeblich auf französische Hilfe; seine Hoffnungen zogen sich immer mehr in die Ferne. Da erwachte in seiner jugendlichen, von Ehrgeiz geschwellten Brust der kühne Gedanke auf eigne Hand ohne Heeresmacht auszuziehen, um mit den Anhängern seines Hauses, die er unter seiner Fahne zu sammeln hoffte, das britische Inselreich zu erobern. Es schmeichelte seiner ritterlichen, zu Abenteuern hinneigenden Seele, selbst und allein den höchsten Preis der

Tapferkeit zu erringen. Heißt es ja doch in einem alten Spruch, daß das Glück die Mutigen begünstige. Und wies denn nicht die Geschichte der Rosenkriege Wagnisse von wunderbarer Romantik auf? Der schöne hochgewachsene junge Mann mit dem ausdrucksvollen Gesicht, dem ein Anflug von Schwermut einen eigentümlichen Reiz verlieh, mit den blauen Augen und dem blonden Haar, das in langen Locken über den Nacken herabfiel, besaß körperliche und geistige Vorzüge, die nicht verfehlen konnten, auf Herz und Phantasie einen mächtigen Eindruck zu machen, zumal wenn mit der gewinnenden Persönlichkeit der Zauber verbunden war, den hohe Geburt, Heldensinn im Unglück, kühner Unternehmungsgeist einflößen.

In England, wo im November Lord Carteret durch den Herzog von Newcastle Überfahrt und Landung. und seinen Bruder Pelham aus dem Ministerium verdrängt worden war und das auswärtige Amt unter Lord Harrington andre Zwecke verfolgte, glaubte man nicht mehr an die Ausführung des vorjährigen Plans; man ließ in der Wachsamkeit nach und sandte die meisten Truppen nach dem Kontinent. Aber während die ganze Aufmerksamkeit von England und Frankreich auf die Niederlande gerichtet war, verschaffte sich der Prinz durch Anleihen und Veräußerung seiner Kleinodien einige Geldsummen zum Frühjahr 1745. Ankauf von Waffen und setzte sich mit Hilfe eines ausgewanderten Jakobiten, Lord Walsh, welcher Handelsgeschäfte in Westindien betrieb, in den Besitz eines französischen Kriegsschiffes, „Elisabeth", und einer Fregatte. Auf diesen fuhren der Prinz und seine Begleiter, verbannte oder geflüchtete Anhänger der Stuarts mit Waffenvorräten und einigen hundert Seesoldaten aus dem Hafen von Nantes ab. Von einem englischen Schiff angegriffen und beschädigt, mußte die „Elisabeth" nach Brest zurückkehren, so daß Karl und seine Umgebung fast waffenlos bei den Hebriden anlangten und an dem kleinen Eiland Eriskay unfern von Süd-Uist landeten. Seinem Vater hatte er vor 2. Aug. 1745. seiner Abfahrt in einem Schreiben den Entschluß ausgesprochen, zu siegen oder zu sterben und auszudauern, solange noch ein Mann an seiner Seite kämpfe. Der erste Empfang war nicht ermutigend: man stellte dem Prinzen vor, daß ohne fremde Hilfe sein Vorhaben scheitern und allen Teilnehmern den Untergang bringen würde, man riet ihm, so schnell als möglich nach Frankreich zurückzukehren. Aber die Festigkeit seines Auftretens und das mutige Selbstvertrauen zerstreute bald alle Bedenklichkeiten. Er landete mit seinen Gefährten, den „sieben Männern von Moidart" an der gegenüberliegenden Küste und nahm seinen Aufenthalt in der festen Burg von Borodale im Herzen der Hochlande. In kurzem standen mehrere angesehene Clanhäupter und Karls Anhang im Wachsen. Jakobiten, wie Cameron von Lochiel, Drummond von Perth, Macdonald von Keppoch, Tullibardine von Athol, Lord Elcho, zwei Lords Murray u. a. unter den Waffen, um mit und unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, der sich so vertrauensvoll in ihre Arme geworfen, für die alten Rechte, für die Sitten und Einrichtungen der Väter zu kämpfen. Auch religiöse Gefühle wirkten mit, denn unter den Bergschotten zählte die römische Kirche noch viele Anhänger. In dem einsamen Thal Glanfinnin bezeichnet noch jetzt eine lateinische Inschrift die Stätte, wo auf einer Anhöhe die königliche Fahne der Stuarts unter dem gellenden Ton der schottischen Sackpfeife aufgepflanzt ward. Eine 30. Aug. 1745. Woche nachher schloß sich Cluny, der in den Grafschaften Aberdeen und Inverneß sehr 7. Sept. angesehene Häuptling der Macphersons an Karl an, wodurch auch dessen Schwiegervater Lord Fraser von Lovat, dessen Clan zu den größten gehörte, bewogen ward, aus seiner bisherigen zweideutigen Haltung herauszutreten und sich den Insurgenten zu nähern. Das Benehmen des ritterlichen Fürsten, der die hochländische Tracht angelegt hatte, die Sitten und Lebensweise und selbst die Sprache des Landes sich aneignete, die Nächte inmitten seiner Waffengefährten in den schottischen Plaid gehüllt auf der Erde zubrachte, seine Tafel in vier Minuten beendete, seinen Hunger oft mit einer

trocknen Brotrinde stillte, hatte etwas Bezauberndes für die einfachen und abgehärteten Söhne der Berge und Felsenthäler. Jeder Tag sah neue Anhänger zu seinen Fahnen strömen. Vor allem schlugen die Herzen der Frauen dem jugendlich schönen anmutsvollen Kavalier entgegen. 14. Sept. 1745. Mitte September zog Karl in die Stadt Perth ein, in deren Nähe die alte Krönungsstätte Scone liegt, und ließ seinen Vater als König Jakob VIII. ausrufen. In seiner Gegenwart hielt ein presbyterianischer Geistlicher eine Predigt über Jesaias 14, 1. 2. „Denn der Herr wird sich über Jakob erbarmen und Israel noch einmal erwählen und wird sie wieder einsetzen in ihr Land. Und die Fremden werden sich mit ihnen verbinden und sich an das Haus Jakob anschließen. Und das Volk wird die gefangen halten, von denen es selbst gefangen war und wird herrschen über seine Unterdrücker." —

Einzug in Edinburg. Die königlichen Kriegsmannschaften, die in einigen festen Orten zerstreut lagen, vermochten dem Vordringen der Insurgenten keinen namhaften Widerstand zu leisten. Durch neue Zuzüge verstärkt nahm Karl noch in demselben Monat Besitz von Stirling, von den in Schottlands Geschichte so berühmten Orten Dumblane, Bannockburn, Linlithgow u. a. In London hatte man auf den Kopf des Aufrührers einen Preis von 30,000 Pfd. St. gesetzt; auf Verlangen seiner Anhänger übte Karl Vergeltung, indem er den gleichen Preis auf Georgs II. Kopf ausschrieb. Seine Kriegsmannschaft mochte die Höhe von 1500 Mann erreicht haben, als er sich der Hauptstadt näherte; aber so groß war die Bestürzung, die das unerwartete Ereignis in den Reihen der Gegner erweckte, daß die Dragoner, die seinen Marsch aufhalten sollten, bei dem ersten Schuß eilig die Flucht ergriffen und die zur Verteidigung der Mauern aufgestellte freiwillige Bürgerwehr allen Mut verlor. Noch lange erhielt sich im Volkswitz das Andenken an den „Galopp von Coltbridge". Aus seinem Lager in Grays Mühle erließ der Stuart eine Aufforderung an die Bürgerschaft, ihm friedlichen Einzug zu gewähren, zugleich Sicherheit der Person und des Eigentums verheißend. Der Stadtrat knüpfte Unterhandlungen an: aber ehe dieselben zu einem Resultat geführt, drang eine hochländische Kriegsschar in früher Morgenstunde durch eines der Stadtthore und 27. Sept. 1745. stellte sich auf dem Markt auf. Darauf hielt der Prinz selbst seinen Einzug unter dem Jubel des Volks und bezog das alte Königsschloß Holyrood, die glückliche Heimkehr in das Vaterhaus mit Freudenfesten feiernd.

Niederlage der königl. Truppen. Kurz nachher landete General Cope mit königlichen Truppen in Dunbar und rückte gegen Edinburg vor. Da zog der Stuart, dessen Mannschaften sich durch neue Zuzüge auf 2500 vermehrt hatten, dem Feind entgegen, der in gleicher Stärke bei Haddington und dem Dorf Preston unfern der Heide von Gladsmuir Stellung genommen hatte. 2. Okt. Hier wurde an einem nebligen Oktobertage die **Schlacht von Prestonpans** geliefert, die mit einer vollständigen Niederlage der englischen Armee endigte und den Stuart zum Herrn von ganz Schottland machte. Nur die Schlösser von Edinburg und Stirling hatten noch königliche Besatzungen. Waffen, Geschütze, Kriegskasse, Beute aller Art, sowie eine große Zahl Gefangener fielen in die Hände der Hochländer. Triumphierend kehrte der Prinz unter den Tönen eines alten Stuartschen Königsliedes nach Edinburg zurück, mit enthusiastischen Kundgebungen patriotischer Begeisterung empfangen. Wie wetteiferten jetzt Frauen und Männer in Festlichkeiten und Huldigungen gegen den Überwinder des „Kurfürsten von Hannover". Und niemand übte feiner und geschickter die Kunst zu gefallen als der fürstliche Sieger von Preston, der so wohlwollend gegen Freunde, so mild und human gegen Feinde, so tolerant gegen Andersgesinnte sich zeigte. Sechs Wochen verweilte der „Prinzregent", wie sich der Stuart jetzt nannte, in Edinburg. Während dieser Zeit wuchs sein Heer auf fünf bis sechstausend Mann, wenngleich noch immer einige der mächtigsten Häuptlinge wie

Alexander Macdonald, der Laird von Macleod, Mackinnon sich fern hielten und Lord Lovat nur seinen Sohn mit 700 Clansmännern zu Karl ziehen ließ, indes er selbst mit Duncan Forbes, dem königlichen Lordpräsidenten, freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Durch die regelmäßigen Steuern, die Karl erheben ließ, durch Anlehen, durch freiwillige Gaben seiner Anhänger, durch französische Hilfsgelder verfügte er über beträchtliche Geldsummen; er ernannte einen Staatsrat und handelte als souveräner Fürst. An das englische Parlament, welches auf den 28. Oktober einberufen ward, richtete er ein Schreiben, worin er neben der Darlegung seiner Ansprüche die Aufrechthaltung der Gesetze, der Religion, des Eigentums zusicherte.

Die englische Nation hatte einst mit dem Kurhaus von Hannover eine Verstandesehe mit bestimmten Verträgen abgeschlossen, wobei von Liebe und Seelensympathie keine Rede war. Allein wir wissen, wie viele malkontente Jakobiten mit der Successionsbill unzufrieden waren. Der Vergleich zwischen einem Prinzen ihres Blutes, der an der Spitze von sieben Männern zur Eroberung von Zeptern und Kronen ausgezogen, und einem König fremden Stammes, der sich stets noch als deutschen Kurfürsten fühlte, mußte sehr zum Vorteil des ersteren ausfallen und auch in England die Anhänger der Stuarts mit neuen Hoffnungen beleben. Es war daher ganz im Geist des abenteuerlichen Unternehmens, wenn Karl Stuart den Entschluß faßte, mit seinem hochländischen Fußvolk die Grenze zu überschreiten und den Feind im eignen Land aufzusuchen. Er mochte erwarten, daß die französische Regierung aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraustreten und ihm zu gelegener Zeit mit Schiffen, Mannschaft und Geld beispringen würde. War doch sein Jugendfreund, der Herzog von Bouillon, unermüdlich bestrebt, am Hof von Versailles zu seinen gunsten zu wirken. Dem gemischten Heer, bestehend aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, womit General Wade von Newcastle aus Northumberland bewachte, glaubte der Stuart mit seinen abgehärteten Schotten gewachsen zu sein. Der Anfang versprach guten Erfolg: die Besatzung von Carlisle streckte die Waffen und überlieferte Stadt und Burg; in Manchester wurde der Prinz und sein schottisches Heer mit Freudenbezeigungen aufgenommen; in Stockport brachte eine fünfundachtzigjährige Dame, die einst auf den Armen ihrer Mutter Karls II. Einzug gesehen, dem Erben der Stuarts alle ihre Kostbarkeiten. Mittlerweile war Cumberland mit neuen Truppen aus den Niederlanden angelangt; aber ehe er sich mit Wade in Verbindung setzen konnte, zog das schottische Heer unter Karl und Lord Murray durch geschickt berechnete Eilmärsche weiter südwärts, so daß es um die Mitte des Dezember in Derby einrückte. Zugleich erhielt der Prinz Kunde, daß Lord Drummond, Bruder des Herzogs von Perth, der in französischen Diensten stand, mit seinem Regiment in Schottland angelangt sei und daß in Calais und Dünkirchen Vorbereitungen zur Einschiffung von Landungstruppen getroffen würden. Kein Wunder, wenn sich der junge Stuart in stolzen Hoffnungen wiegte und schon von einem Einzug in London träumte. Die Bestürzung, die hier in allen Kreisen herrschte, gab Zeugnis, daß man einen solchen Ausgang nicht für unmöglich hielt. Man sah Hannibal vor den Thoren.

Einmarsch in England.

24. Nov. 1745.

15. Dez. 1745.

Aber in dem Augenblick, da Karls Phantasie das Gelingen des Unternehmens als nahe bevorstehend erschaute, erklärte sein Kriegsrat, Lord Murray an der Spitze, daß man jedes weitere Vorgehen aufgeben und den Rückzug nach Schottland antreten müsse. Vergebens führte der Prinz mit seiner ganzen Beredsamkeit aus, daß ein solcher Entschluß einer gänzlichen Niederlage gleich käme, der moralische Eindruck, dem er seine bisherigen Erfolge verdanke, dadurch in sein Gegenteil umschlagen würde: die Hauptleute beharrten bei ihrer Meinung. Die Zurückhaltung der englischen Jakobiten, die wenig Neigung zeigten, Gut und Leben für den ihnen fremd gewordenen

Der Rückzug beschlossen.

Stuart und seine hochländischen Häuptlinge einzusetzen, im Rücken und in der Fronte drei Armeen, von denen jede doppelt so stark war, als der schottische Heerhaufen, eine whiggistisch-gouvernementale Bewegung in Schottland selbst, zwei englische Geschwader unter den Admiralen Vernon und Byng im Kanal und in den schottischen Gewässern, die jeden Landungsversuch feindlicher Schiffe vereiteln konnten, diese und andre Gründe waren für die Hochländer von durchschlagendem Gewicht. Ihnen lag überhaupt weniger daran, daß Karl Stuart König von Großbritannien und Irland werde, als daß Schottland wieder zu der alten Selbständigkeit zurückkehre. So wurde denn von Derby aus der Rückzug angetreten. In den regnerischen Tagen zu Ausgang des Jahres sahen die Einwohner von Macclesfield, Manchester, Lancaster dieselben Leute, die kurz zuvor mit stolzen Siegeshoffnungen südwärts gezogen, gleich geschlagenen Flüchtlingen in Eile nordwärts wandern, verfolgt von Cumberlands Truppen. In Carlisle ein Regiment englischer Jakobiten als Besatzung zurücklassend, führte der Prinz an der Scheide des Jahres seine schottischen Soldaten über den geschwollenen Grenzfluß Esk wieder in die heimatliche Erde. Wenige Tage nachher ergab sich Carlisle vertragsweise

Schlacht bei Falkirk. an den Königssohn, der die Mannschaften zu Kriegsgefangenen machte. Auf schottischer Erde fühlte der Prätendent wieder sichern Boden unter seinen Füßen und die alte Zuversicht kehrte wieder in seiner Seele ein. Die schottische Armee hatte durch den meisterhaften Rückzug ihre militärische Tüchtigkeit bewährt: Kontributionen, die den königlich gesinnten Städten Dumfries, Glasgow u. a. auferlegt wurden, setzten den Prinzen in den Stand, die Soldaten mit Kleidung und andern Bedürfnissen zu versehen; Lord Drummond stieß mit seinem Regiment zu ihm, andre Hochländer füllten die Reihen; in kurzem konnte er ein Heer von 9000 Mann dem englischen Feldherrn Hawley, der an der Stelle des alten unthätigen Wade die Führung übernommen und Edinburg wieder besetzt hatte, entgegenstellen. Bald kam es auf dem in der schot-

28. Jan. 1746. tischen Kriegsgeschichte so berühmten Felde von Falkirk zu einer Schlacht, die mit einer Niederlage Hawleys endigte. Vierhundert seiner Krieger erlagen den Schwertern des „hochländischen Gesindels", das der Prinz und seine beiden Feldherren George Murray und Lord Drummond unter Regen und winterlichen Stürmen in den Kampf führten.

Rückzug nach Inverneß. Aber das siegreiche Treffen von Falkirk trug der Sache des Prätendenten keine Früchte. Die beiden Heerführer Drummond und Murray gerieten in Feindschaft, viele Hochländer zogen in die Heimat, um nach ihrer Gewohnheit ihre Beute in Sicherheit zu bringen, zwei Clans wurden infolge der Ermordung eines Sohnes des Stammhäuptlings Glengarry in Blutrache geschieden. Als nun die Belagerung des festen Schlosses von Stirling keinen Fortgang hatte und die Wahrnehmung, daß der Feind in Edinburg sich fort und fort stärke, so wie die ungünstige Witterung den Mut und das Vertrauen der Soldaten niederschlug, stellte die Armee aufs neue an den Stuart das Verlangen, er solle sie nach den Hochlanden zurückführen. Dort könnten sie frische Kräfte an sich ziehen und bei günstigerer Jahreszeit den Feldzug von neuem beginnen. Die Forderung war so bestimmt und allgemein, daß kein Widerstreben möglich war.

14. Febr. 1746. Mitte Februar brach das Stuartsche Herr von Stirling auf, um in zwei verschiedenen Richtungen sich nach Inverneß, der Hauptstadt der Hochlande zu begeben. Um dieselbe Zeit traf der Herzog von Cumberland, der englische Königssohn, in Edinburg ein und übernahm den Oberbefehl; zwei Fürsten von gleichem Alter, Vorkämpfer zweier politischen und religiösen Prinzipien, aber sehr ungleich in der körperlichen Erscheinung wie in Sitten und weltmännischer Bildung.

Schlacht von Culloden. Über zwei Monate verbrachte Karl in Inverneß und Moy; die Sympathien des Volks waren noch nicht erloschen; manche romantische Züge, wie der durch die List und

Ergebenheit der Lady Macpherson vereitelte Überfall von Moy haben sich erhalten; wie einst in Edinburg, so wußte der Prinz auch in Inverneß auf Festen und Bällen die schöne Welt zu bezaubern, auf Jagden und militärischen Übungen den ritterlichen Clanadel an seine Person zu fesseln. Aber seine Lage wurde mit jedem Tag bedenklicher: Geld und Lebensmittel schwanden dahin, französische Schiffe, die ihm Unterstützung zuführen sollten, fielen meistens in die Hände der Engländer; sein Vertrauen zu den Hochländern war seit den Erfahrungen in Derby und Stirling geschwunden, er bevorzugte die irisch-französischen Kriegsleute, die sich seiner Fahne angeschlossen. Wie ganz anders war das englisch-deutsche Heer beschaffen, das Cumberland in den ersten Frühlingstagen von Edinburg nach Aberdeen führte! Während in Inverneß die Soldaten froh waren, „aus des Pächters Garten einige Kohlblätter zu erhalten", war hier alles im Überfluß. Auf beiden Seiten wünschte man eine Entscheidung. Sie blieb nicht lange aus. Im April setzten die königlichen Truppen über den reißenden Bergstrom Spey und nahmen ihren Aufenthalt in und bei der nördlichen Seestadt Nairn. Zwischen dieser Stadt und Inverneß, auf dem hügeligen Feld von Culloden kam es zum Treffen. Karl konnte noch immer sechstausend abgehärtete und streitbare Hochländer stellen, die bereit waren für König Jakob VIII. und den Prinzen Karl Stuart ihr Leben einzusetzen. Aber ein nächtlicher Marsch in Sturm und Regen, auf wegelosem Morastboden, wobei es auf eine Überraschung der Feinde abgesehen war, schlug fehl; die Kriegshaufen mußten nach Culloden umkehren, wo sie ausgehungert, erschöpft und todmüde in früher Morgenstunde anlangten. Lord Murray war der Ansicht, man solle die Schlacht verschieben und eine gedeckte Stellung suchen; aber dem Prinzen war der Gedanke eines Rückzugs in der Seele verhaßt: er befahl die Aufstellung. So begann denn die Schlacht bei Culloden, welche die Hochländer noch bis auf den heutigen Tag in elegischen Klageliedern besingen. Denn wie unerschrocken auch der Prinz selbst der Gefahr ins Antlitz schaute, wie todesmutig das Mitteltreffen und der rechte Flügel in die feindlichen Reihen eindrang: die größere Zahl und bessere Bewaffnung der königlichen Truppen, wobei hessische Söldner ihre erprobte Tapferkeit bewährten, und der trotzige Widerstandsgeist der Macdonalds auf dem linken Flügel, die den Kampf verweigerten, weil ihnen der verlangte Ehrenplatz auf dem rechten Flügel nicht zu teil geworden, diese und andre Umstände wirkten zusammen, um dem Stuartschen Heer eine vollständige Niederlage zu bereiten. Das Schlachtfeld war überdeckt von Leichen und Verwundeten, alles Geschütz und Gepäck der Hochländer wurde erbeutet. In mehr oder weniger geordneten Heerhaufen gewannen die Geschlagenen Inverneß und andre sichere Plätze, indes der Prinz am Bein verwundet mit einigen Reitern zuerst in dem Schloß des Lord Lovat eine Zuflucht suchte, dann den Weg nach der Küste einschlug. Nach einem Ritt von drei Tagen und Nächten, nur von kurzen Ruhepausen unterbrochen, traf Karl mit drei Begleitern in der Nähe von Moidart ein, wo er zehn Monate vorher gelandet war. Alle die Hoffnungen und Entwürfe, von denen damals seine Seele erfüllt war, hatte ein einziger Tag zertrümmert. Georg Murray hatte in Ruthven noch etwa zwölfhundert der Flüchtigen gesammelt und lud den Prinzen ein, mit ihnen noch einmal sein Glück zu versuchen. Dieser aber hatte alles Vertrauen verloren; er gab ihnen den Rat, sie sollten sich auflösen und auf ihre eigne Sicherheit bedacht sein; er wolle nach Frankreich zurückkehren und sich nach neuer Hilfe umsehen. Karl hatte wiederholt gelobt, er wollte siegen oder sterben; das erste war ihm nicht gelungen, zu dem letztern fehlte ihm der catonische Mut, der Heldensinn des Altertums. Er hatte es nicht gewagt, in der Entscheidungsschlacht dem Tod ins Auge zu blicken; jetzt lief er Gefahr, als geächteter Flüchtling in die Hände seiner Feinde zu fallen und schmachvoll zu enden. Aber das Schicksal bewahrte den Stuart vor dem Schlimmsten und die Treue und Loyalität,

27. April 1746.

1. Mai 1746.

Karls Flucht und Rettung.

die einst Karl II. in ähnlicher Lage so wunderbar erhalten, war noch nicht verschwunden. Auf einem offenen Boot wurde er mit einigen seiner Anhänger von Macdonald von Borodale unter Regen und Sturm auf eine der kleinen Hebrideninseln gerettet, wo sie auf nackter Erde sich lagerten, mit grobem Gerstenbrot den Hunger stillten. Unter falschem Namen, damit nicht der hohe Preis, der auf Karls Kopf gesetzt war, die Habgier der armen Einwohner zum Verrat reize, und für schiffbrüchige Kaufleute sich ausgebend, verlebten sie mehrere Tage unter Mangel und Not auf den kleinen Eilanden, bis es dem treuen Gefährten Macleod gelang, in Stornoway, dem Hafen der Insel Lewis ein Fahrzeug zu mieten, auf dem der Prinz und sein Gefolge unter unglaublichen Gefahren, Mühseligkeiten und Abenteuern nach Süd-Uist gelangten. Oft an den nötigsten Bedürfnissen Mangel leidend, flüchtete Karl mit seinen Begleitern von Eiland zu Eiland, von Felsen zu Felsen, gequält von Hunger und Durst, unbeschützt gegen Kälte, wütende Stürme und Ströme von Regen, in steter Gefahr den Feinden in die Hände zu fallen, die Land und Meer durchstreiften und von Begierde brannten, den ausgesetzten Preis zu verdienen. Tag und Nacht wechselte er den Aufenthalt, bis er endlich nach langem Umherirren durch die Anhänglichkeit der jakobitisch gesinnten Familie Clanranald und andrer Getreuen, sowie durch die liebevolle und aufopfernde Hingebung der Flora Macdonald in der Tracht einer irländischen Magd und Flachsspinnerin nach der Insel Skye geführt ward. Aber auch hier konnte er nicht lange verborgen bleiben; er setzte wieder nach dem schottischen Festland hinüber, wo er den ganzen Sommer und Herbst in den Wildnissen des nordwestlichen Küstenlandes weilte, in Waldhütten und Höhlen, in Schluchten und Felsenthälern oder versteckt in den Häusern ergebener Anhänger vor den Nachstellungen der Späher und Verfolger sich bergend, bis
30. Sept. 1746. es ihm gelang, zu Borodale bei Lochnanuagh eine der Fregatten zu erreichen, welche die französische Regierung zu seiner Rettung ausgesandt hatte. Auf diesem Schiff, das den zutreffenden Namen „das Glückliche" führte, landete Karl Stuart, begleitet von
10. Okt. 1746. hundert geächteten Jakobiten bei Morlaix in der Bretagne. Kein Roman, kein Werk der Dichtung und Phantasie ist so reich an wunderbaren Ereignissen und Schicksalen, an Gefahren und Rettungen von Helden oder Abenteurern, an romantischen Zügen von Treue und Hingebung, von Wagnissen und listigen Erfindungen wie die Lebensgeschichte des Prätendenten Karl Stuart während der sechs Monate von der Schlacht bei Culloden bis zu seiner Ankunft am Hof Ludwigs XV. in Versailles. Und nie hat er, selbst wenn er hungernd oder erschöpft in zerfetzten Kleidern auf der feuchten Erde lag oder in Klüften und Schlupfwinkeln den Gefahren der Entdeckung und Gefangennehmung zu entgehen suchte, den heitern Sinn und männlichen Mut verloren. Wie oft hat er durch ein schottisches Volkslied die Angst und Sorge seiner Begleiter und Retter zu verscheuchen gewußt.

Karls Ausgang. Ende der Stuarts. Diese Persönlichkeit hat nicht wenig beigetragen, daß die Hochländer die Erinnerung an den letzten Sprößling der alten Königsfamilie fort und fort im treuen Herzen bewahrten, den tragischen Ausgang der Erhebung, mit dem die alte Zeit zu Ende ging und soviel vaterländisches Blut in die Erde rann, in sehnsüchtigen und schwermütigen Klageliedern betrauerten. Mit seiner Person war die ganze geschichtliche Vergangenheit, waren die Formen und Gebräuche ihres bisherigen Daseins verbunden; daß nun dies alles von rauher Siegerhand niedergedrückt wurde, hat dem Ausgang ein tragisches Gepräge gegeben. Die Sympathien, die jedem mutigen Unternehmen als idealer Preis dargebracht werden, sind dem tapfern Stuart in reichem Maße zu teil geworden. Selbst in Frankreich war er im Anfang der gefeierte Mann des Tages: er wurde von dem König mit Auszeichnung empfangen, durch die Verwendung der Marquise von Pompadour erhielt er eine Leibrente von 200,000 Livres; die Hof- und Aristokratenkreise be-

gegneten ihm mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit: aber sowohl in Paris als in Madrid, wohin er sich begab, um den neuen König Ferdinand VI. für seine Sache zu gewinnen, siegte die Staatsräson über romantische Gefühle. Die englische Regierung forderte als Bedingung des Friedens, daß Frankreich dem Prätendenten nicht nur jeden ferneren Beistand entziehe, sondern ihm auch den Aufenthalt im Lande untersage; und da Karl Stuart nicht zu bewegen war, seine Rechte und Ansprüche aufzugeben und die hannöversche Succession anzuerkennen, ward er auf unedle Weise aufgeopfert. Auf königlichen Befehl wurde er im Opernhaus verhaftet und nach Vincennes abgeführt. Nach 22. Dez. 1748. achttägigem Aufenthalt schaffte man ihn an die Grenze, damit er jenseit der Alpen seinen Aufenthalt nehme. Von der Zeit an hörte das Geschlecht der Stuarts auf, in die Weltgeschichte handelnd einzugreifen. Der jüngere Bruder Heinrich trat in den geistlichen Stand und starb in hohem Alter als Kardinal York († 1807); sein Vater, Juni 1747. der Ritter von St. Georg, verlebte seine Tage in dunkler Zurückgezogenheit in Rom, bis am 1. Januar 1766 der Tod seinem thatenlosen Dasein ein Ziel setzte. Karl selbst verbrachte die nächsten Jahre auf Reisen nach verschiedenen Ländern, immer die stille Hoffnung nährend, daß günstige Umstände ihn einst doch noch auf den Thron von Großbritannien führen könnten. Soll er doch sogar sich einst nach London gewagt haben! Aber das sittenlose Leben, dem er sich hingab, verminderte das Interesse, das sein kühnes Unternehmen und seine romantische Rettung der Welt eingeflößt hatten. Nachdem er längere Zeit mit der Tochter eines schottischen Jakobiten, Klementine Walkenshaw, gelebt, die nach einigen Jahren mit ihrer Tochter Charlotte in ein Kloster zu Paris eintrat, nahm Karl unter dem Namen eines Grafen von Albany seinen bleibenden Anfenhalt in Florenz und vermählte sich am 17. April 1772 mit der zwanzigjährigen Fürstin Louise von Stolberg-Gedern. Die Ehe war keine glückliche; nach einigen Jahren trennten sich die beiden Gatten, worauf eine gerichtliche Scheidung eintrat. Es scheint, daß außer dem Laster der Trunksucht, dem der Stuart sich immer mehr ergeben haben soll, die schwärmerische Zuneigung, die der Dichter Alfieri der Gräfin widmete und diese erwiderte, auf das eheliche Zerwürfnis von Einfluß gewesen ist. In seinen letzten Lebensjahren wurde Karl immer schwermütiger, verstimmter und reizbarer; oft trat die Erinnerung an seine schottischen Anhänger vor seine Seele und erfüllte ihn mit Wehmut und Trauer. In Rom, wohin er sich auf den Wunsch des Papstes Pius VI. begab, machte ein Schlaganfall seinem Leben am 31. Januar 1788 ein Ende. Außer der erwähnten Tochter, welche ihm Klementine Walkenshaw geboren, die aber von dem Bruder nicht anerkannt ward, hinterließ Karl keine Kinder. Seine Leiche wurde in der Kathedralkirche zu Frascati beigesetzt. In dieser Stadt starb auch am 13. Juli 1807 Heinrich Stuart, der Kardinal, der letzte männliche Nachkomme der alten Königsfamilie, der mehr dem Vater und Großvater als dem Bruder ähnlich, die Rechte und Ansprüche der Dynastie nie geltend machte, die himmlische Krone der irdischen vorziehend. Ein Grabmal aus karrarischem Marmor von Canova in der Peterskirche ist dem Andenken der letzten Stuarts gewidmet.

Während Karl Stuart auf den Hebriden und in den Einöden der Hochlande um- Die Strafgerichte. herirrte, war die Gegend von Culloden und Inverneß und weit in die Gebirgsthäler hinein der Schauplatz der wildesten Kriegsgreuel und Rachsucht. Verwundete und Gefangene wurden massenhaft niedergeschossen, „als ob der Soldat dem Scharfrichter die Mühe erleichtern wolle“; alles Land auf fünfzig Meilen im Umkreis wurde zur Wüste gemacht, die Einwohner erschlagen, Frauen und Töchter auf den Leichnamen ihrer Angehörigen geschändet, Vieh und Habe als Beute abgeführt. Dann folgten die Strafgerichte, die an Grausamkeit und Härte den blutigen Assisen eines Jeffreys unter Jakob II. nicht nachstanden. Die jakobitische Besatzung, Offiziere und Gemeine, die

sich einst in Carlisle ergeben, mußte am Galgen sterben; Lord Lovat, den man aus einem hohlen Baum hervorgezogen, der mutige Lord Balmerino, der noch auf dem Schafott, seinem „letzten Schlummerkissen", auf „König Jakob" ein Hoch ausrief, die Lords Kilmarnock, Radcliffe von Derventwater u. a. wurden enthauptet. An allen Stadtthoren sah man abgehauene Köpfe und Gliedmaßen, im ganzen Lande Galgen mit Menschengerippen. Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende; von Edinburg bis London füllten sich die Gefängnisse mit Jakobiten. In Trauergesängen hauchten die Gedrückten und Verfolgten ihre wehmütige und sehnsuchtsvolle Stimmung aus. Als Karl Stuart einst nach vielen Jahren auf seiner Villa bei Florenz in einer musikalischen Abendgesellschaft die rührende Melodie des Liedes hörte, das Lochiels Bruder im Gefängnis kurz vor seiner Hinrichtung gesungen hatte (We'll may be return to Lochaber no more), wurde seine Seele so tief erschüttert, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach. Wie ein teures Vermächtnis pflanzte sich das Andenken an die letzte vaterländische Erhebung und den unglücklichen Königssohn von Geschlecht zu Geschlecht fort. Flora Macdonald wurde, als sie nach langer Haft in die Heimat zurückkehrte, verehrt und gefeiert, indes John Murray, der Sekretär des Prinzen, der sein Leben durch verräterische Anzeigen gerettet, von der allgemeinen Verachtung des Volks betroffen, den Rest seines Daseins in Schmach verbrachte. — Indessen genügte es der englischen Regierung nicht, die Stuartsche Insurrektion unterdrückt zu haben, sie wollte auch die Wiederkehr ähnlicher Erscheinungen für alle Zukunft unmöglich machen. Darum wurden die alten Lehnsbande gelöst, die patriarchalischen Einrichtungen und Eigentümlichkeiten abgeschafft, Schottland inniger mit England vereinigt. Eine Parlamentsakte hob die Erbgerichtsbarkeit des hohen Adels auf und verbot das Tragen der Waffen und die kriegerische Kleidung. Bald waren die alten Zustände und die Clanverbände der schottischen Hochlande nur noch eine geschichtliche Erinnerung. Viele wanderten aus und suchten auf dem Kontinent, in Frankreich, auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel und anderwärts eine neue Heimat. Das Land wurde durch fremde Kunst und Einwanderung besser angebaut, Kultur und Wohlstand gehoben, aber, wie Schlosser bemerkt, der denkende und einsame Forscher klagte, daß alle Poesie des Lebens dem Geld gewichen sei. „Die einst glücklichen, wenngleich sehr armen Vasallen der Güterbesitzer mußten nach wenigen Jahren den geliebten Boden neuen betriebsamen Pächtern überlassen; sie schieden im Jammer von den Gräbern der Väter und von der Erinnerung der Vorzeit, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte, ein Glück ohne Poesie zu suchen. Mit dem Patriachalischen und Wilden entwich der heroische Sinn, verschwand das Leben der Armut und Natur; Geld ward überall einziges Ziel des Strebens, und jetzt gilt von der Tiber bis zum äußersten Thule nur Geld allein, es herrscht nur Schmutz des Erwerbs."

5. Ausgang des Kriegs und der Friede von Aachen.

Der Krieg in Oberitalien. 1746.

Seit dem Vertrag von Füßen und dem Dresdener Frieden hörte der Krieg in Deutschland thatsächlich auf. Dadurch sah sich die Wiener Regierung in die Lage gesetzt, den Feinden in Italien und in den Niederlanden kräftiger entgegenzutreten. Wir wissen, daß im Frühjahr 1746 fast ganz Oberitalien mit Ausnahme einiger Festungen in den Händen der bourbonischen Kriegsheere sich befand und daß man mit dem Gedanken umging, die Österreicher gänzlich aus Italien zu verdrängen; Karl Emanuel, stets bereit auf diejenige Seite zu treten,

wo er den größten Gewinn erwarten durfte, sollte zum Anschluß an diese französisch-spanische Politik durch Teilnahme an der Beute herangezogen werden. Die Durchführung dieses Planes konnte nur verhindert werden, wenn die kaiserliche Kriegsmacht in Italien rasch und energisch vorging und durch ihre Erfolge den sardinischen König aus seiner schwankenden zweideutigen Haltung herauszutreten und an dem Wormser Vertrag festzuhalten nötigte. Dank der Kriegskunst des Feldmarschalls Browne, der zwar dem Fürsten Liechtenstein untergeordnet war, aber an militärischem und strategischem Geschick demselben weit voranging, trugen die Österreicher in der Schlacht bei Piacenza einen entscheidenden 16. Juni 1746.
Sieg über die französisch-spanischen Heere davon, besetzten das Herzogtum Parma und drangen nach Westen vor, um die Lombardei und Piemont von den Feinden zu befreien. Karl Emanuel hatte an der Schlacht teilgenommen, aber die Hauptarbeit den Kaiserlichen überlassen. In Wien erzeugte die Siegesbotschaft nach so vielen vorausgegangenen Mißgeschicken eine freudige gehobene Stimmung. Um so energischer glaubte man gegen die innern Feinde vorgehen zu müssen. In Mailand, wo eine Anzahl aristokratischer Familien, voran die Gräfin Clelia Borromeo und ihr Neffe Fürst Melzi, der spanischen Herrschaft Vorschub geleistet und sich in Umtriebe gegen Maria Theresia eingelassen, wurde der intrigante Graf Biancani, der thätigste Agent der Partei, auf dem Korso enthauptet. — Bald nach der Schlacht trat Liechtenstein vom Kommando 26. Nov. 1746.
zurück. Nun hätte man erwarten sollen, daß Browne an seiner Stelle zum Oberfeldherrn ernannt worden wäre; aber nach der pedantischen Rang- und Beförderungsordnung des Kaiserstaats war es für jüngere noch so verdiente Hauptleute schwer, die herkömmliche Reihenfolge in der Kette der militärischen Beamtenhierarchie zu überspringen. So kam der Oberbefehl an den alten Marquis Botta d'Adorno, der schon in seiner diplomatischen Laufbahn eine traurige Rolle gespielt hatte. Wenn trotzdem in einem zweiten Treffen bei Rottofreddo 10. Aug. 1746.
am Einfluß des Tidone in den Po, wo der tapfere Bernklau die Todeswunde empfing, die Österreicher das Schlachtfeld behaupteten, so war dieser Erfolg nur dem militärischen Aufschwung zu danken, von dem das österreichische Heer seit dem Sieg bei Piacenza erfüllt war. Auch bei dieser Gelegenheit hielt sich Karl Emanuel so, daß ihm immer noch ein Weg der Verständigung mit den Verbündeten offen blieb. Dadurch war es dem bourbonischen Heer möglich, einen geordneten Rückzug nach Tortona auszuführen und sich in dieser Festung zu behaupten.

Um so schwerer büßte Genua für seinen Anschluß an die spanisch-franzö- Unterwerfung u. Bestrafung Genuas.
sische Waffengenossenschaft. Der sophistische Rechtfertigungsversuch der Signorie, daß die Republik nur zur Rettung ihrer bedrohten Besitzung Finale vor den Eroberungsgelüsten Karl Emanuels den Verbündeten Hilfe geleistet, keineswegs aber mit Österreich den Friedensstand gebrochen habe, fand wenig Anklang bei den kaiserlichen Heerführern: nachdem die Bocchetta von Browne erstürmt worden, 2. Sept. 1746.

mußte sich die stolze Seerepublik, wo eine engherzige Oligarchie im Regiment saß, unter harten und demütigenden Bedingungen unterwerfen, Kriegsentschädigung entrichten und eine österreichisch-sardinische Besatzung in ihre Mauern aufnehmen. Doge und Senatoren mußten öffentlich Abbitte thun und sollten es als eine Gnade ansehen, wenn die Kaiserin nicht wie einst Ludwig XIV. darauf bestand, daß der Akt der Demütigung in der Wiener Hofburg vor sich gehe, sondern vor ihrem Stellvertreter, dem Oberbefehlshaber Botta in Genua. Nun stammte aber der Marquis aus einem genuesischen Patriziergeschlecht, das einst in dem goldenen Buch der Republik geglänzt hatte. Sein Vater war wegen eines ihm zur Last gelegten Verbrechens zu Todesstrafe und Güterverlust verurteilt worden, hatte sich jedoch durch die Flucht zu retten vermocht. Der Sohn trug daher tiefen Groll gegen die Vaterstadt seiner Ahnen im Herzen und benutzte seine Stellung, um sich an der herrschenden Aristokratie zu rächen und in Verbindung mit dem Kriegskommissär Chotek die größten Bedrückungen zu üben. Die Kriegskontributionen, welche man auf die Höhe von drei Millionen Genovinen (9 Millionen Gulden) steigerte, wurden der Bank von San Giorgio entnommen, wo die minder Bemittelten ihre Ersparnisse zu hinterlegen pflegten; außerdem wurden für die Winterquartiere der Truppen noch weitere hohe Summen begehrt; die Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten von seiten der Besatzungsmannschaft blieben unbestraft; die Vorratshäuser und Magazine wurden ausgeräumt. Gleichen Haß hegte Karl Emanuel wider die feindselige Stadt; auf sein Verlangen legte sich ein englisches Kriegsschiff vor den Hafen und plünderte die einlaufenden Fahrzeuge. Die siegreichen Feinde wollten die Genuesen die bittere Schale der Schmach und Bedrückung auf den Grund leeren lassen. Die herrschenden Nobili ließen die Brutalitäten der Fremden über sich ergehen, aber in den Gemütern des Volks häufte sich ein gärender Stoff von Wut, Leidenschaft und Verzweiflung an, der früher oder später zum Ausbruch kommen und Szenen der Rache und des Zorns herbeiführen mußte.

Der Aufstand der Genuesen. Da wurde im Kriegsrat der pragmatischen Mächte beschlossen, daß das österreichisch-sardinische Heer einen Einfall in die Provence und gegen die Stadt Toulon unternehmen sollte. Zu dem Ende zog Feldzeugmeister Browne mit dem größten Teil der kaiserlichen Truppen, vereinigt mit sardinischem Kriegsvolk, längs der Küste hin, 30. Nov. 1746. setzte, nachdem er Mentone und Nizza weggenommen, über den Grenzfluß Var und traf Anstalten zur Belagerung von Antibes. Während er aber vor den Mauern der französischen Stadt das Geschütz aus Genua erwartete, brach in dieser Seestadt selbst, wo 5. Dez. 1746. Botta nur mit einer kleinen Besatzungsarmee zurückgeblieben war, ein Volksaufstand aus, der alle errungenen Erfolge zu vernichten drohte. Die städtische Obrigkeit suchte die Ruhe herzustellen oder gab sich doch den Schein; aber sie war nicht mehr Meister; die Menge, von einem selbstgewählten Volksrat geleitet, bemächtigte sich der in den Häusern verborgenen Waffen, pflanzte an den Thoren und auf hochgelegenen Orten einige Stücke Geschütz auf, die noch zurückgeblieben waren, und errichtete Brustwehren und Barrikaden. Spanische und französische Offiziere und Soldaten, die sich als Kriegsgefangene in der Stadt befanden, mischten sich unter die Aufständischen und

leiteten die Angriffe; die Landbevölkerung ahmte die Städter nach und verhinderte die Zuzüge von Bewaffneten. Botta knüpfte mit dem Senat Unterhandlungen an und erbot sich zu Zugeständnissen; aber die Herren, die sich früher so demütig und niederträchtig gezeigt, wurden jetzt auf einmal sehr mutig und anspruchsvoll, so daß der Befehlshaber von weiteren Verhandlungen abzustehen und zu Gewalt zu schreiten beschloß. Allein als auf allen Kirchtürmen die Sturmglocken ertönten, die abgehärteten 10. Dez.
und tapfern Bewohner der Umgegend in Masse einströmten, zahlreiche Militärpersonen und Leute aus den höhern Klassen sich den Aufständischen anschlossen und diese sich der am Molo Vecchio, an dem Ponte Reale, an der Darsena aufgepflanzten Geschütze bemächtigten, da verlor Botta völlig den Kopf. In San Pier d'Arena wurde Kriegsrat gehalten und der Abzug beschlossen. Nach manchen Kämpfen und Verlusten gelangte 13. Dez.
die Besatzung in einzelnen Abteilungen nach Gavi und Novi; selbst die Bocchetta konnte 1746.
nicht gehalten werden; Genua war frei; das Volk jubelte über seinen Sieg; noch hundert Jahre später feierten die Genuesen die Vertreibung der Österreicher aus ihren Mauern und Thoren.

In Wien erzeugte die Nachricht von dem Verlust der Seerepublik großen Belagerungskrieg
Verdruß, besonders war die Kaiserin selbst sehr erzürnt. Sie wies jede Ver- um Genua.
mittelung von der Hand und befahl, daß man mit der größten Energie die Wiedereroberung der „rebellischen" Stadt in Angriff nehme. Botta, den man als den Haupturheber des Unfalls betrachtete, weil er anfangs durch seinen hochfahrenden Übermut die Bevölkerung gereizt, dann alle Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen, wurde „wegen leidender Gesundheit" vom Kommando entfernt und durch den Feldzeugmeister Grafen von Schulenburg ersetzt. Allein der moralische Einfluß des Ereignisses machte sich bald bemerkbar und wirkte lähmend auf die gesamte österreichische Kriegführung in Italien. Zwar wurde der Zwiespalt mit Karl Emanuel, der dem kaiserlichen Feldherrn Botta nicht verzeihen konnte, daß er ihn nach der Einnahme von Genua weder an der Beute noch an dem Triumph hatte teilnehmen lassen, durch den Wechsel im Kommando ausgeglichen und der König ließ sich bereit finden, Savona gegen die Angriffe der Insurgenten zu verteidigen und den Feldmarschall Browne vor Antibes mit Geschütz und Mannschaften zu unterstützen; aber dessenungeachtet konnte der Kriegsplan im südlichen Frankreich nicht zur Ausführung gebracht, weder Antibes noch gar Toulon erobert werden. Der Herzog Belle-Isle, der an Maillebois' Stelle den Oberbefehl über die verstärkte Südarmee erhielt, belebte den Mut und die Unternehmungslust der Soldaten und bewirkte durch seine diplomatische Gewandtheit, daß der spanische Feldherr Las Minas, der aus Haß gegen Maillebois die Kriegsoperationen der Franzosen wenig gefördert hatte, zu eifrigerer Mitwirkung sich bereit finden ließ. Bald konnte Browne an den Bewegungen des Feindes bemerken, daß man die Absicht habe, das österreichisch-piemontesische Heer von Italien abzuschneiden und durch die Übermacht zu erdrücken. Er gab daher die Belagerung von Antibes auf und suchte den Vorsprung über den Var zu gewinnen. In guter Ordnung bewerkstelligte er den Rückzug über diesen Grenzfluß. Während 3. Febr. 1747.
dieser Zeit versuchten die Österreicher unter Schulenburg das aufständische Genua

wieder zu erobern. Bei dem halbanarchischen Zustand der Stadt, wo die untern und mittlern Bürgerklassen mit den Nobili, der Volksrat mit dem Senat in Hader lagen und die städtische und ländliche Miliz jeder militärischen Organisation entbehrte, hätten die österreichischen Truppen, die Schulenburg in Novi zusammengezogen, leicht Meister werden können, wären nicht alle Anstalten langsam und unverständig getroffen worden. Während sich Browne und Schulenburg um den Oberbefehl stritten, und der Hofkriegsrat endlich die Entscheidung traf, daß der erstere das höchste Kommando über die gesamten Streitkräfte in Oberitalien führen, Schulenburg aber mit einem Teil der Armee selbständig den Belagerungskrieg gegen Genua fortsetzen sollte, fanden Belle-Isle und Las Minas, die in Nizza ihre Winterquartiere bezogen hatten, Zeit, den Genuesen Hilfstruppen, Geld und Waffen zuzusenden. Diese Verstärkungen verbunden mit den Kriegsgefangenen, die wie sie behaupteten mit Gewalt von den Insurgenten zurückgehalten wurden, brachten in den Verteidigungskrieg Plan und Ordnung.
11. April 1747. Ein Angriff, den Schulenburg von der Landseite her unternahm, wurde durch
30. April. die Schwierigkeiten des Terrains vereitelt. Einige Tage nachher zog der Herzog von Boufflers, einer der angesehensten Edelleute, mit einer Anzahl französischer Offiziere in die Seestadt und verhieß ihr den Schutz seines Königs. Nun suchte die kaiserliche Regierung Karl Emanuel zu größerer Mitwirkung anzuspornen,
Mai 1747. indem sie in einem neuen Vertrag ihm die Hälfte des künftigen Gewinnes an Land und Beute versprach, so daß jetzt ein verschärfter Angriff von Osten und
Juni. von Westen unternommen werden konnte; allein die Annäherung der französisch-spanischen Armee unter Belle-Isle und Las Minas, die erst die österreichische Besatzung auf der Insel Margherite zur Kapitulation gezwungen hatte und dann längs der Riviera über Mentone und S. Remo auf das Gebiet der Republik losrückte, machte auch dieses Unternehmen scheitern. Schulenburg gab die Be-
18. Juli 1747. lagerung von Genua auf und führte Heer und Geschütz nach Novi zurück. Damit war die Republik gegen die Rachepläne der ergrimmten Kaiserin gesichert.

Ziele und Resultate der italienischen Kriegführung. Um dieselbe Zeit setzte das französisch-spanische Heer seinen Einmarsch in Italien fort. In Madrid hatte seit der Thronbesteigung Ferdinands VI. die ehrgeizige Königin Elisabeth den allmächtigen Einfluß, den sie während der Regierung ihres königlichen Gemahls Philipp V. ausgeübt, verloren; die hohen Ziele, auch in Mittel- und Oberitalien die österreichischen Gebiete an das spanisch-bourbonische Königshaus zu bringen, wurden aufgegeben. Die ganze Tendenz des Madrider Hofes war nunmehr darauf beschränkt, für den Infanten Don Philipp das Herzogtum Parma und Piacenza zu gewinnen. Denn Ferdinand wünschte seinen Halbbruder von seinem Hofe fern zu halten. Der Krieg gegen Österreich sollte also von Las Minas mit möglichster Schonung und nur in der Absicht geführt werden, die Kaiserin zu diesem Opfer willig zu machen. Und auch in Versailles konnte man nicht mehr daran denken, Österreich zu zertrümmern und die Kaiserkrone an ein neues Haus zu bringen, seitdem Franz I. in

Frankfurt die Krönung erhalten. Man wollte nur den Heimfall von Lothringen sichern, das Ansehen und politische Übergewicht, das man durch die militärischen Aktionen aufs neue festgestellt, bewahren, an den Grenzen befreundete Nachbarlande schaffen. Zu dem Zweck wünschte man vor allem durch Waffenerfolge in Oberitalien das französische Übergewicht herzustellen. Daher wurde Genua unterstützt und der Krieg gegen Karl Emanuel ernstlicher in Angriff genommen in der Absicht, denselben vom Bund mit Österreich abzuziehen. Während Belle-Isle längs der Küste hinzog, sollte sein jüngerer Bruder mit einer Heerabteilung über den Mont Genèvre nach Exilles und Susa und von da nach Turin vordringen. Aber der Col d'Assiette war von sardinisch-österreichischem Kriegsvolk bewacht, welches eine durch Schanzwerk geschützte Stellung auf steiler Bergeshöhe besetzt hielt. Diese beschloß der mutige Feldherr, der sich durch eine glänzende Waffen- 19. Juli 1747.
that den Marschallstab verdienen wollte, gegen den Rat seiner Offiziere mit stürmender Hand anzugreifen, ein tollkühnes Wagstück, bei dem 5000 tapfere Kriegsmänner, unter ihnen der ritterliche Führer selbst, den Tod fanden. Dieser Unfall hatte jedoch wenig Einfluß auf den Gang des Kriegs. Als Boufflers in Genua starb, trat der Herzog von Richelieu an seine Stelle, durch dessen Thätigkeit die Seestadt so sehr verstärkt und mit allen Kriegsbedürfnissen in so reichlichem Maße ausgerüstet ward, daß die Österreicher keinen weitern Angriff zu unternehmen wagten. Aber der Freistaat hatte wenig Gewinn aus den Anstrengungen. Sobald die Gefahr vor dem Feind vorüber war, suchte die Aristokratie die demokratischen Elemente, welche die Befreiung der Republik bewirkt hatten, mit Hilfe der Franzosen zu unterdrücken und das alte oligarchische Regiment wieder aufzurichten. So trat denn Genua wieder in dieselbe Lage zurück, in der es vor dem Krieg gewesen, nur daß Corsica nicht mehr erhalten werden konnte (XII, 834).

Größere Erfolge als in Italien und in Deutschland errangen die französi- Der Krieg in den Niederlanden.
schen Waffen in den Niederlanden. Wir wissen, daß nach der Schlacht von Fontenoy die meisten Truppen der Engländer samt den in ihrem Solde stehenden Hessen über das Meer geschafft wurden, um die Jakobiten Schottlands zu bekämpfen (S. 35). Diese Schwächung der Gegner ließ der Marschall von Sachsen, der kriegskundige Führer der französischen Heeresmacht, nicht unbenutzt vorübergehen. Schon im Januar brach er mit dem Heer von Gent auf, um 27. Jan. 1746.
sich der Hauptstadt Brüssel zu bemächtigen. Kaunitz, der während der Abwesenheit Karls von Lothringen an der Spitze der Regierung stand, traf trotz seines leidenden Gesundheitszustandes in Verbindung mit dem holländischen Befehlshaber der Besatzungsmannschaft General van der Duyn alle Anstalten zur Verteidigung. Als aber der Marschall von Sachsen das zwischen Brüssel und Antwerpen gelegene Fort „Zu den drei Türmen" besetzte, dann die Hauptstadt von allen Seiten einschloß und jeden Entsatz unmöglich machte, mußte eine Kapitulation geschlossen werden, kraft deren die gesamte Besatzung, 7000 Mann, 21. Febr. 1746.

in Kriegsgefangenschaft abgeführt ward. Einige Zeit nachher wurde von dem inzwischen verstärkten französischen Heer, bei dem sich Ludwig XV. selbst, begleitet von der Marquise von Pompadour, zur Belebung des Muts einstellte, Stadt 3. Juni 1746. und Citadelle Antwerpen zu Fall gebracht, und im nächsten Monat, nachdem 11. Juli. der König wieder nach Versailles zurückgekehrt war, streckte die holländisch-österreichische Garnison von Mons die Waffen und übergab die starke Festung dem 3. Aug. Feind. Bald kam auch Charleroi in die Hände der Franzosen, die nun nahe daran waren, die österreichischen Niederlande gänzlich in ihre Gewalt zu bekommen. Dies zu verhindern wurden jetzt von seiten der Verbündeten neue kriegerische Anstrengungen gemacht. Der Herzog von Cumberland führte eine aus Engländern, Hannoveranern und Hessen bestehende Armee nach der Scheldemündung und rückte an die Maas. Ein österreichisches Heer unter dem Prinzen von Lothringen vereinigte sich mit den andern, so daß die Gesamtmacht der Alliierten an Zahl dem Feind gleich kam. Aber es herrschten Uneinigkeit und Mißstimmung unter ihnen und hemmten den Erfolg. Nicht allein, daß der Prinz, dem sein Bruder die Würde eines Reichsfeldmarschalls erteilt hatte, durch zwecklose Märsche Zeit und Kraft verschwendete und den Feinden Gelegenheit 20. Sept. 1746. gab, die Stadt Namur samt der festen Citadelle in ihre Gewalt zu bringen: als er sich endlich, um seinen gesunkenen Kriegsruhm herzustellen und die Stadt Lüttich zu retten, zu einer Schlacht in der Nähe dieser Stadt entschloß, wählte er ein so ungünstiges Terrain und traf so fehlerhafte Aufstellungen, daß eine Niederlage 11. Okt. 1746. notwendig erfolgen mußte. Die Schlacht von Rocoux an einem nebeligen Herbsttage vernichtete vollends den militärischen Ruf des Prinzen und fügte ein neues Reis in den Lorbeerkranz des Marschalls von Sachsen. Daß die Schlacht nicht eine gänzliche Niederlage zur Folge hatte, daß die geschlagenen Heerhaufen der Verbündeten einen geordneten Rückzug nach Maastricht ausführen konnten, war teils einigen Mißverständnissen auf seiten der Franzosen, teils der tapfern Haltung der Holländer unter dem General Waldeck und der in ihren Reihen aufgestellten deutschen Miettruppen, besonders der Bayern, zu danken.

Der Friedenskongreß von Breda. In Frankreich und bei den Seemächten regte sich nun der lebhafte Wunsch nach einer Beilegung der Feindseligkeiten. Auch traten wirklich Bevollmächtigte der verschiedenen in den Krieg verflochtenen Mächte in der holländischen Stadt Breda zu einem Friedenskongreß zusammen. Aber noch gingen die Interessen zu sehr auseinander, noch waren die Ansprüche der bourbonischen Höfe zu hoch gespannt, als daß die Verhandlungen, die den Herbst und Winter über geführt wurden, ein befriedigendes Resultat gehabt hätten. Die Vorschläge des französischen Gesandten Marquis d'Argenson verrieten Tendenzen, wie sie zwei Menschenalter später verwirklicht wurden: die kleineren Staaten Italiens und des südwestlichen Deutschlands sollten zu Konföderationen vereinigt werden, die dann notwendig unter Frankreichs Schutzherrschaft kommen mußten; die protestantischen Staaten Norddeutschlands könnten unter die Hegemonie von Preußen ge-

stellt werden. Durch den letztern Vorschlag, dem auch der englische Abgeordnete Lord Sandwich nicht abgeneigt war, hoffte man Friedrich II. aufs neue zum Anschluß an die antiösterreichische Allianz zu bewegen. Der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Ferdinand Harrach, dessen Bruder Friedrich die Dresdener Friedensverhandlungen geleitet, verfocht die Interessen seiner Kaiserin mit Geschick und Energie, aber er wurde nicht in alle Pläne und Anschläge eingeweiht. Der Versuch, mit dem fast achtzigjährigen Don Melchor de Macanaz, der viele Jahre hindurch die Staatsgeschäfte Spaniens in kluger und liberaler Weise besorgt und selbst als Verbannter in Paris auf die Politik Philipps V. eingewirkt hatte, ein Separatabkommen zu treffen und dadurch die bourbonischen Höfe zu trennen, scheiterte an der Abneigung Maria Theresias, für den Infanten Philipp ein eignes Herzogtum durch Landabtretungen zu schaffen. So kam das Frühjahr herbei, ohne daß der Friedenskongreß von Breda irgend eine Vereinbarung oder Versöhnung zustandegebracht hätte.

Herstellung der oranischen Erbstatthalterschaft in den Generalstaaten.

Um auf die Versammlung einen Druck zu üben und den Vorschlägen Frankreichs willigeres Gehör zu schaffen, überschritten nun im April 1747 die Franzosen die holländische Grenze und eroberten Yzendyke und einige andre feste Plätze im südlichen Zeeland. Dies führte in den Generalstaaten eine ähnliche Katastrophe herbei wie im Jahr 1672 (XII, 371), nur auf minder gewaltthätigem Wege. Der Krieg hatte der Republik bisher nur Schaden und Schande gebracht. Mit Ausnahme der Schlacht bei Rocoux hatten sich die holländischen Truppen feig und untüchtig gezeigt, ganz unähnlich der todesmutigen Haltung der Ahnen; die Franzosen selbst hatten über die Eile gespottet, mit welcher die Besatzungen der Barrierefestungen die Übergabe vollzogen; in den auswärtigen Angelegenheiten hatte die Stimme der Regierung kein Gewicht. Dies schrieb das in der Mehrheit oranisch gesinnte Volk dem Aristokratenregiment zu, von dem, wie uns bekannt (XII, 852), damals die öffentlichen Dinge geleitet wurden. Man beschuldigte die hochmögenden Herren, sie hätten durch halbe Maßregeln, durch ihre schwankende politische Haltung, durch Anstellung unfähiger Männer in der Armee und Verwaltung entsittlichend gewirkt, Ehrgefühl und Charakter zerstört, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl ihre Stellung zu eigennützigen Zwecken benutzt, in kurzsichtigem Partikularismus die gesamtstaatlichen Verbände gelockert und damit den Nationalsinn abgestumpft, durch Nachgiebigkeit und Schwäche gegenüber Frankreich die Ansprüche und Forderungen der begehrlichen Nachbarn gesteigert. In den holländischen Städten gingen die Magistratsstellen fast in erblicher Weise in den herrschenden Familien von Hand zu Hand. Die Volkssympathien für den Sohn des tapfern Wilhelm Friso, welche der geistreiche als Redner und Dichter hervorragende Staatsmann Wilhelm Zwier van Haren lebendig zu erhalten wußte, waren von den hochmütigen herrschsüchtigen Aristokraten verachtet und verletzt worden. Mit Mühe vermochte der Sprößling der Familie, durch deren Talente und Anstrengungen der Freistaat gegründet

worden, zu der Statthalterwürde in Friesland und Geldern zu gelangen, in Holland und Zeeland hatte man denselben fortwährend von den Staatswürden und von allem politischen und militärischen Einfluß fern gehalten. Und doch war der Fürst, damals im kräftigsten Mannesalter stehend, wegen seiner Leutseligkeit, seiner Bildung, seines rechtschaffenen geraden Charakters und seiner vaterländischen Gesinnung der Liebling des Volks. Schon lange hatte man sich zugeflüstert, die Regenten im Haag trieben unter der Hand mit Frankreich ein verräterisches Spiel. Dieser Verdacht schien sich zu bestätigen, als man die französische Fahne über Vlissingen wehen sah: man glaubte, die Franzosen hätten sich der festen Orte im Einverständnis mit der holländischen Regierung bemächtigt. In ganz Zeeland erschallte der Ruf: Wilhelm von Oranien sei Statthalter! Und mit so überwältigender Macht gab sich der Volkswille kund, daß die
28. April 1747. Haager Ratsherren nicht zu widerstehen wagten. Rasch verbreitete sich darauf die Volksbewegung über die Provinz Holland. Ein zeeländisches Schiff, das mit der Oranienflagge geschmückt an einem Markttage in Rotterdam einfuhr, gab das Signal. In kurzem erklärten sich alle bedeutenden Städte für den Erben des alten Herrscherhauses, so daß den regierenden Herren nichts übrig blieb, als den
Mai 1747. Prinzen Wilhelm IV. von Oranien zum Statthalter, Generalkapitän und Oberadmiral aller vereinigten Staaten zu ernennen und an die Spitze der gesamten Kriegsmacht zu stellen. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde der Oranier im Haag und in Amsterdam empfangen. Alle Ehrenämter wurden ihm übertragen. Es genügte nicht, daß man ihn zum Statthalter und Oberbefehlshaber über Heer und Flotte ernannte, diese höchste Staatswürde wurde auf Anregung der hol-
Okt. 1747. ländischen Ritterschaft für dessen männliche und weibliche Nachkommen erblich erklärt.

Der See- und Landkrieg. 1747—1748. Unter diesen Vorgängen hatte sich der Kongreß von Breda aufgelöst und der Krieg nahm seinen weitern Verlauf. Der neue Generalstatthalter Wilhelm IV., Eidam Georgs II., schloß sich näher an England an und betrieb den Land- und Seekrieg mit mehr Eifer. Kraft neuer Verträge zwischen Österreich und den Seemächten wurde die vereinigte Armee, die in den Niederlanden den Franzosen entgegentreten sollte, auf etwa 100,000 Mann gebracht, über welche jetzt der Herzog von Cumberland den Oberbefehl erhielt. Zugleich wurden zur See
3. Mai 1747. größere Anstrengungen gemacht. Im Mai unternahmen siebzehn englische Kriegsschiffe unter dem Vizeadmiral und Weltumsegler Anson bei Kap Finisterre auf eine französische Kriegs- und Handelsflotte einen Angriff und fügten ihr großen
14. Okt. Schaden zu; einige Monate später erfolgte auf der Höhe der Insel Belle-Isle ein zweites scharfes Zusammentreffen, das trotz des tapfern Widerstands der Franzosen gleichfalls mit einigen Verlusten endigte; und wenn auch La Bourdonnaye als Gouverneur von Isle de France und Bourbon in den indischen Gewässern glückliche Fahrten unternahm und den Engländern Madras entriß und sein Gegner Dupleix die ostindische Seestadt Ponditscherri mit großer Tapferkeit

verteidigte, so behaupteten sich dagegen die Engländer auf der Insel Kap Breton mit der alten Hauptstadt Louisburg an der Ostküste Nordamerikas. Desto getreuer heftete sich im Landkrieg der Sieg an die Fahnen der Franzosen. Die Schlacht bei dem Dorf Laveld in der Nähe von Maastricht entschied gegen die Verbündeten und bedeckte den französischen Heerführer aus Sachsenland mit neuem Kriegsruhm. Und während General Löwendal, den der Oberfeldherr mit einem Teil der Armee zur Belagerung der starken Festung Bergen op Zoom absandte, durch einen kühnen Sturmangriff sich dieses Bollwerks der holländischen Provinzen bemächtigte, begann Moritz selbst den denkwürdigen Belagerungskrieg von Maastricht, der den ganzen Winter über fortgesetzt, endlich zur Übergabe der festen Maasstadt führte. Mit diesen beiden Großthaten ging der achtjährige Kampf seinem Ende entgegen. Als die Übergabe erfolgte, war der neue Friedenskongreß in Aachen schon in vollem Gange und die kriegerischen Anstrengungen vor Maastricht dienten nur dazu, die Verhandlungen in rascheren Fluß zu bringen und den Friedensschluß zu beschleunigen. Die erschöpften Staaten sehnten sich nach Beilegung der Feindseligkeiten; und da es der Wiener Regierung gelungen war, Rußland zum Eintritt in die Allianz zu bewegen, so sah sich Frankreich trotz der Waffenerfolge seiner Heere in den Niederlanden veranlaßt, durch gemäßigteres Auftreten einer Verlängerung und größern Ausdehnung des Kriegs vorzubeugen.

2. Juli 1747.

16. Sept. 1747.

11. Mai 1748.

Österreichs Allianz mit Rußland.

Lange hatte die Kaiserin Elisabeth jede Einmischung in den europäischen Krieg von der Hand gewiesen. Endlich aber brachte der von Österreich gewonnene Großkanzler Bestucheff, der damals am Petersburger Hof alles vermochte, seine Gebieterin dahin, daß sie mit Maria Theresia einen Vertrag schloß, kraft dessen ein russisches Heer von 30,000 Mann in Deutschland einrücken und die Streitkräfte der Verbündeten verstärken sollte. Auch England und Holland traten dem Vertrag bei und das Londoner Kabinett ließ sich bereit finden, außer den großen Subsidien, die es an Österreich und Sardinien zahlte, auch noch an Rußland Hilfsgelder zu entrichten. In dem Traktat war in den veröffentlichten Artikeln von Preußen keine Rede; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß in einem geheimen Artikel zugleich ein neuer Krieg gegen Friedrich II. ins Auge gefaßt war, so sehr man auch später von österreichischer Seite nachzuweisen suchte, daß der Vertrag einen bloß defensiven Charakter gehabt habe. Elisabeth trug damals dem Berliner Monarchen mit seiner scharfen Zunge und seinem scharfen Schwert ebenso heftigen Groll nach als Maria Theresia. Für den Fall eines Kriegs mit der Türkei sollte Rußland von einer gleich starken österreichischen Armee unterstützt werden. Zur Bekräftigung der Freundschaft nahm der Wiener Hof auch die Ansprüche des Großfürsten Peter in Schleswig-Holstein unter seinen Schutz. Schon waren sechsunddreißigtausend Russen unter Fürst Repnin auf dem Marsch, um durch Polen und Böhmen nach dem Rhein und von da in die Niederlande einzudringen, und die Beendigung des Kriegs schien noch in weiter Ferne zu stehen. Denn in Wien trug man seit der neuen Bundesgenossenschaft das Haupt höher; Maria Theresia wollte von keinen Abtretungen mehr hören; das ganze Erbreich ihres Vaters sollte beisammenbleiben. Wenn sie von der Wiedereroberung des Königreichs Neapel-Sizilien abstand, so hielt sie um so mehr an den übrigen Besitzungen in der Lombardei und an dem Großherzogtum Toscana fest. Vor allem aber lag ihr die Wiedererwerbung Schlesiens am Herzen. Darum hatte der

Bund mit Rußland so großen Wert in ihren Augen. Auch mit der Pforte erneuerte sie den Frieden von Belgrad.

Stellung der Mächte zur Friedensfrage. Unter solchen Umständen war wenig Aussicht, daß die neuen Konferenzen, die man in Aachen eröffnete, einen befriedigenderen Verlauf als die Verhandlungen in Breda nehmen würden. In Wien hegte man gar nicht den Wunsch, in dem Augenblick, da die französischen Waffen so glänzende Erfolge erlangt hatten und russische Hilfsarmeen auf dem Marsch waren, in Friedensverhandlungen einzutreten, die leicht zu Ungunsten des Kaiserreichs ausfallen könnten. Allein in Frankreich wünschte der König, die Marquise von Pompadour und die Nation eine Beendigung des Kriegs, der jetzt zwecklos geworden, seitdem die Kaiserkrone wieder an das habsburgische Herrscherhaus gelangt und die beabsichtigte Zertrümmerung Österreichs außer Frage gestellt war. Und auch in England, wo vor kurzem Lord Harrington von den Geschäften zurückgetreten und der gewandte weitblickende Staatsmann Chesterfield (derselbe, der in den vielberufenen Briefen an seinen natürlichen Sohn Phil. Stanhope die weltmännische Bildung mit allen leichtfertigen Künsten an die erste Stelle setzt und der Tugend und Sittlichkeit nur insoweit Wert und Geltung beilegt, als sie zum Fortkommen in der Gesellschaft dienlich sind) mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut worden, waren Hof und Regierung für einen Ausgleich, um so mehr da Frankreich selbst den Gedanken an eine Gebietsvergrößerung aufgegeben zu haben schien. Es wurden daher direkte Verhandlungen zwischen Versailles und London angeknüpft, und leicht konnte Lord Chesterfield in Versuchung kommen, in die Spuren Bolingbrokes einzulenken und wie dieser in Utrecht einseitig mit der Großmacht über dem Kanal die Friedensbedingungen festzustellen.

Friede von Aachen. 18. Okt. bis 7. Nov. 1748. So kam denn endlich nach langen Verhandlungen der **Friede von Aachen** zustande, welcher für Österreich die pragmatische Sanktion Karls VI. und die Habsburger Kaiserwürde anerkannte, Preußen den Dresdener Vertrag gewährleistete, in Italien dem spanisch-bourbonischen Infanten Don Philipp das Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla einräumte, dem Herzog Franz III. von Este Modena zurückgab und dem König von Sardinien neben der Rückerstattung von Savoyen die im Wormser Traktat abgetretenen Territorien bestätigte. Zum großen Verdruß Karl Emanuels wurde dagegen Finale der Republik Genua zurückgegeben und ihm damit der Zugang zum Meer abgeschnitten. Frankreich trug außer der Kriegsehre keinen Gewinn davon. Es räumte die österreichischen Niederlande, die durch die Raubsucht des Marschalls von Sachsen und des Generalintendanten Sechelles furchtbar gelitten hatten, gab die ostindische Stadt Madras der englischen Handelsgesellschaft zurück und wies den Prätendenten Karl Stuart über die Grenze. Dafür erhielt es denn auch seinerseits wieder die Insel Kap Breton und alle übrigen auswärtigen Besitzungen, die es während des Kriegs an die Engländer verloren hatte. Auch Großbritannien ging aus dem achtjährigen Krieg, der die Staatsschuld um mehr als 31 Millionen

Pfd. St. erhöhte, ohne Vergrößerung seines Besitzstandes hervor; allein während Frankreich außer dem gänzlichen Ruin seiner Finanzen auch noch den Untergang seiner Flotte und die Minderung seines Handels und Kolonialwesens zu beklagen hatte, stand England als erste Seemacht da. Seine Marine hatte sich aufs glänzendste bewährt und Spanien sah sich genötigt, nicht bloß auf die Rückerstattung Gibraltars zu verzichten, sondern es mußte auch den „Assiento-Vertrag“ (XII, 787), dessen Abschüttelung der nächste Zweck des spanisch-englischen Kriegs gewesen war, von neuem bestätigen, von neuem den britischen Kaufherren den Gewinn aus dem Negerhandel zugestehen. Bayern und Sachsen erhielten für die Verwüstungen ihrer Länder und die schweren Opfer an Geld und Menschen keinen Ersatz; sie trugen nur Wunden aus dem unglücklichen Kampf davon. Es kostete die Kaiserin schwere Überwindung diesen Bestimmungen beizutreten. Nur stufenweise gab Kaunitz seine Einwilligung und Maria Theresia machte kein Hehl daraus, daß in ihren Augen der Aachener Frieden nur ein Werk sei, „das sie sich notgedrungen gefallen lasse“. Sie trug den Seemächten England und Holland bittern Groll, daß sie von der Bundesgenossenschaft abgefallen.

6. Österreich nach dem Aachener Frieden.

Der Geschichtschreiber der ersten Regierungsjahre Maria Theresias zieht am Schluß des Erbfolgekriegs eine Parallele zwischen den beiden herrschenden Häuptern in Österreich und Preußen, deren gegenseitige Feindschaft „von nun an durch mehr als drei Jahrzehnte als der Kernpunkt der politischen Verhältnisse Europas anzusehen ist“, eine Parallele, in welcher Friedrich II. gegenüber der Habsburgerin sehr in Schatten gestellt wird. Sein Einfall in Schlesien sei ein häßlicher Makel, der weder durch die „gekünstelten Beweisführungen zu gunsten eines erträumten Rechts“ noch durch die Berufung auf die „politische Mission des preußischen Staats“ weggewischt und der auch nicht durch den kriegerischen Lorbeer, mit dem der König seine Stirn umgab, verhüllt werde, während die Kaiserin einen gerechten Verteidigungskrieg um ihr väterliches Erbreich geführt. Vom ethischen Standpunkt aus mag im vorliegenden Fall das Urteil nicht ganz ungegründet erscheinen, aber in der Staatskunst und Völkerpolitik haben die Gefühle der Großmut, der Ritterlichkeit und Romantik keine Währung, auf diesem Gebiet finden von jeher nur kluge Benutzung der günstigen Lage und Gelegenheit, praktische Berechnung der reellen Verhältnisse und wirksames Eingreifen mit gewaffneter Hand Geltung und Erfolg. Und haben denn die frühern Habsburger andre Mittel angewendet? Ist das Donaureich nur durch Recht nicht durch Gewalt so groß und mächtig geworden? Die providentielle Vergeltung trifft nicht gerade immer den Urheber der Verschuldung; der weltgeschichtliche Gang wird selten in einer Generation zur Vollendung geführt. Maria Theresia erntete was die Ferdinande gesäet hatten. Noch mehr fällt bei

Maria Theresia und Friedrich II.

Arneth der moralische Vergleich zwischen dem genialen König „mit seinen freisinnig klingenden Aussprüchen" und der edlen Fürstin in ihrer „schlichten und prunklosen Größe", mit ihrer „tiefen Religiosität", ihrem standhaften Vertrauen auf Gott und ihr Recht zu Ungunsten des preußischen Monarchen, des Freundes von Voltaire aus. Die hervorragenden Tugenden und trefflichen Eigenschaften der hohen Frau, die edle Sitte am Hof und im Familienkreis, die Standhaftigkeit und Pflichttreue, das verständige Walten in den Staatsgeschäften wie in den häuslichen Dingen: das alles wird stets mit Recht anerkannt und gepriesen werden; aber sind die Rachegedanken, die sich immer tiefer in ihr Herz einbohrten und die ganze auswärtige Politik Österreichs in den nächsten Jahren beherrschten, oder die strengen entehrenden Verordnungen, gegen Akatholiken und Juden Beweise christlicher Gesinnung, oder milder und duldsamer Grundsätze? In den Augen der Priester freilich stand die glaubenseifrige päpstlich gesinnte Habsburgerin weit über dem freigeistigen Philosophen von Sanssouci; aber die Leidenschaftlichkeit ihrer Seele trug nicht den Stempel der Gottheit und die Härte gegen die Protestanten in Österreich, Steiermark und Kärnten, denen die Kreishauptleute jeden öffentlichen Gottesdienst versagen mußten und die zum großen Schaden ihres Vermögensstandes zur Auswanderung nach Siebenbürgen gezwungen wurden, bildet einen grellen Kontrast gegen die Toleranz eines Königs, der jedem seiner Unterthanen volle Glaubensfreiheit gewährte, den Jesuiten, als sie in allen katholischen Ländern verjagt oder unterdrückt wurden, in seinen schlesischen Besitzungen ein ruhiges Asyl bot und durch den Bischof von Breslau bei der Kaiserin sich für die in ihren religiösen Rechten vielfach verkürzten Ungarn Augsburgischer und Helvetischer Konfession verwendete.

Maria Theresias Reformthätigkeit.

Die großen Herrschertalente der Kaiserin Maria Theresia traten nie glänzender zu Tage als in den acht Friedensjahren, die zwischen dem österreichischen Erbfolgekrieg und dem Krieg der sieben Jahre verliefen. Sie hatte aus eigner bitterer Erfahrung die Wunden kennen gelernt, an denen das Reich bei ihrer Thronbesteigung daniederlag: Schwäche der Regierungsgewalt und landesfürstlichen Autorität, unzulängliche Kriegsstärke und Mißstände im Staatshaushalt, im Finanz- und Steuerwesen. Unter Karl VI. war die Monarchie föderativer Natur. „Die Provinzialrechte schränkten die höchste Gewalt zwar nicht dem Namen aber der That nach gewaltig ein. Die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Besonderheit; ein Gesamtgefühl aller existierte höchstens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. Es fehlte der Monarchie durchaus an der Energie des gemeinschaftlichen Bewußtseins, durch welches ein Land fähig wird große Unternehmungen auszuführen, gefährliche Angriffe zurückzuweisen." Zu dieser landschaftlichen Zerrissenheit kamen noch die Sonderstellung der Stände, die Traditionen und Privilegien des Adels und der Geistlichkeit, die vom Staat nur Rechte und Vorteile heischten, sich aber den Pflichten und Lasten möglichst entzogen. Maria Theresias Hauptbestreben war nunmehr dahin gerichtet, dem Reich einen mehr

einheitlichen Charakter zu verleihen, eine zusammenfassendere zentrale Gewalt zu erschaffen, die Ständeverschiedenheit soviel die Verhältnisse gestatteten auszugleichen und auf dieser weiteren und festeren Basis eine Umgestaltung des Kriegswesens und des wirtschaftlichen Lebens zu begründen. Ranke weist in dem angeführten Aufsatz „Maria Theresia, ihr Staat und ihr Hof" nach, daß bei dieser Reformthätigkeit der preußische Staat von großem Einfluß gewesen sei. „Das System der finanziellen und militärischen Administration, welches Friedrich Wilhelm I. mit einer unvergleichlichen Energie und Einsicht zu derselben Zeit gründete, als Karl VI. sich unfruchtbaren Entwürfen hingab, ein System, das in der Haltung, die Friedrich II. annehmen durfte, ein so bewunderungswürdiges Resultat vor Augen stellte, übte jetzt eine mächtige Rückwirkung auf Österreich aus. Die Erhebung der direkten Auflagen ward nach diesem Muster umgestaltet; das Generaldirektorium nachgebildet; das militärische Exerzitium und gar manche militärische Einrichtung nach diesem Vorbild erneuert." Bei den Reformen im Finanz- und Steuerwesen stand der Kaiserin ihr Gemahl ratend und helfend zur Seite, denn in Geldgeschäften besaß Franz Stephan große Umsicht und Erfahrung; seine „merkantilen Anlagen" dienten dem boshaften Witz des preußischen Königs oft zur Zielscheibe. Wir wissen aus Bd. XII, 836, wie sehr er in seinem Großherzogtum Toscana dem kaufmännischen Geist seiner mediceischen Vorgänger huldigte: in ähnlichem Sinn übte er auch am österreichischen Hof, bei den Küchen- und Kellerrechnungen, bei den Besoldungen der Beamten und der Hofdienerschaft die Pflichten eines sorgfältigen Haushalters. In Staatsgeschäften gestattete ihm Maria Theresia wenig Einfluß, und in seinem täglichen Leben (bemerkt der Großkanzler v. Fürst) war er gut beobachtet, so daß es ihm schwer gefallen wäre, eine Untreue gegen seine Gemahlin zu begehen. Dennoch scheint das mitunter der Fall gewesen zu sein. Am Hof und in der eleganten Welt spielte er keine hervorragende Rolle; einfach, bequem und nachlässig in Haltung und Anzug vermied er es in den Vordergrund zu treten oder die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unter den Räten genoß neben Bartenstein und Kaunitz Graf Haugwitz, ein zur katholischen Kirche übergetretener sächsischer Edelmann, des höchsten Vertrauens der Kaiserin. Als ein gewandter Staatsmann brachte er es dahin, daß die böhmischen, mährischen und österreichischen Stände in eine Umgestaltung der bisherigen Kriegskontribution willigten, infolge deren die Aushebungen verstärkt und die Leistungen der Landschaften in eine Gesamtsumme verwandelt wurden.

Dies war der Anfang einer neuen Militärorganisation, welche in allen cisleithanischen Ländern durchgeführt ward und das stehende Heer auf 200,000 Mann brachte, während unter Karl VI. die Hälfte dieser Zahl nie vollständig beisammen war. Unter dem Vorsitz des Prinzen Karl von Lothringen, der trotz der geringen Fähigkeiten, die er als Feldherr bewiesen, nicht gewöhnliche Kenntnisse in den Kriegswissenschaften besaß, beriet eine aus erfahrenen höheren Offizieren bestehende Kommission die Reformen, die in der Artillerie, in dem militärischen Reglement, in den Aufstellungen und Ein- Kriegswesen.

übungen der Soldaten, in der Bewaffnung und andern Dingen vorgenommen werden sollten und die preußischen Einrichtungen zum Vorbild hatten. Darauf gründete Maria Theresia die berühmte Militärakademie, die nebst den damit in Verbindung gesetzten andern Anstalten für Artillerie und Geniewesen unter der Oberleitung des Feldmarschalls Daun für die bessere Erziehung des jungen Adels zum künftigen Kriegsdienst sorgen sollte. Zugleich wurden strenge Verordnungen gegen Exzesse und Gewaltthätigkeiten erlassen, damit bessere Sitten bei dem Militärstand einkehrten und Roheit und Grausamkeit mehr und mehr verbannt würden. Es erregte das größte Aufsehen, daß Franz von der Trenck, der Pandurenoberst, wegen seiner in Schlesien verübten Greuel und Mißhandlungen durch kriegsrichterlichen Spruch zu lebenslänglicher Haft auf dem
1. Okt. 1749. Spielberg verurteilt ward. Dort starb er nach zwei Jahren als reumütig Büßender im Kapuzinergewand. — Bei Adel und Klerus machte es böses Blut, daß die Steuerbefreiung, deren sie sich stets zu erfreuen gehabt, zu dem Zweck der Stärkung der Heeresmacht beseitigt werden sollte. Denn Maria Theresia wollte nicht länger dulden, daß einige bevorzugte Familien das Recht und Privilegium hätten, sich den öffentlichen Lasten zu entziehen und dieselben auf die ärmeren Klassen abzuwälzen und dem Landesfürsten immer mehr die Hände zu binden. Graf Friedrich Harrach, der vermöge seiner Stellung als Kanzler von Böhmen, seines Reichtums und seiner Familienverbindungen als Haupt- und Stimmführer des österreichischen Adels angesehen ward, zog sich durch seine oppositionelle Haltung gegen die beabsichtigte Einschränkung der ständischen Gewalten so sehr die Ungnade seiner Fürstin zu, daß er sich genötigt sah, sein hohes Amt
1. Juni 1749. niederzulegen, und starb bald nachher im besten Mannesalter.

Verwaltung und Justiz. Hierauf schritt die Kaiserin zur Reform der Verwaltung und der Justiz. Die beiden Hofkanzleien für die österreichischen und die böhmischen Landesteile, deren hocharistokratische Vorsteher eine fast selbständige fürstliche Gewalt ausübten, wurden abgeschafft und durch ein Direktorium für Administration und Finanzwesen und eine oberste Justizbehörde für die Rechtspflege ersetzt, denen eine Anzahl von „Kreisämtern" untergeordnet war. Zugleich wurden Schritte zur Kodifikation des Zivilrechts in den verschiedenen Landesteilen gethan. Es waren die ersten Versuche, die mittelalterlichen, partikularistischen Reichselemente zu einem monarchischen Staatsganzen im Geiste der Zeit zu vereinigen.

Klerus und Kirche. Der strengkirchlichen Kaiserin mochte es schwer ankommen, dem Klerus gegenüber eine minder entgegenkommende Haltung als ihre Vorfahren anzunehmen; allein sie war zu verständig, als daß sie nicht hätte einsehen sollen, die klerikale Richtung des frühern Österreich stimme nicht mehr zu der Weltlage. Wie sehr sie immer alle religiösen Pflichten mit der größten Pünktlichkeit erfüllte, wie regelmäßig sie jeden Tag die Messe besuchte, alle religiösen Gebräuche und Obliegenheiten beobachtete und den kirchlichen Feierlichkeiten anwohnte, suchte sie doch Staat und Regierung den klerikalen Einflüssen zu entziehen, die geistliche Macht zu durchbrechen. Daß der Kaiserstaat längere Zeit keinen Botschafter in Rom hatte, ließ sich rechtfertigen oder entschuldigen durch die offenen Sympathien, die der päpstliche Stuhl den bourbonischen Höfen entgegenbrachte; daß man aber den Agitationen der Priester und Mönche zum Trotz die Zahl der Feiertage verminderte, die Asylrechte geweihter Orte beschränkte, die Eingriffe der geistlichen Gerichte in Ehesachen zurückwies u. a. m. war ein Schritt zur Emanzipation des Staats von der Herrschaft des Klerus. Aber so tief war bereits durch das klerikale System der frühern Regierungen die kirchliche Äußerlichkeit und der Aberglaube
März 1751. der Bevölkerung ans Herz gewachsen, daß die Kaiserin ein Edikt, demzufolge an vierundzwanzig bisherigen Festtagen die Arbeit fortgesetzt, Kauf und Verkauf gestattet sein

sollte, nur mit Gewalt durchzuführen, den durch Priester und Mönche erzeugten Widerstand nur durch Militär und Polizei zu brechen vermochte.

Die Aufreizungen der Geistlichen waren um so wirksamer, als in Stadt und Land eine große Unzufriedenheit über die volkswirtschaftlichen Neuerungen herrschte. Man hatte gehofft, daß die während des Kriegs eingeführte Besteuerung, ein Kopfgeld für die untern Klassen und die bäuerliche Bevölkerung und eine Vermögenssteuer für die höhern Stände, geistliche wie weltliche, bis zum zehnten Teil des Einkommens, nach dem Frieden in Abgang kommen würde, da in den Edikten immer nur der Notstand der Zeit als Ursache der Belastung hervorgehoben war: als nun aber diese Belastung, wenn auch unter andern Namen und Gestalten fortdauerte, als durch die erfinderische Thätigkeit des Grafen von Haugwitz und seines Rivalen, des Kommerzdirektors Rudolf Chotek zur Mehrung der Staatseinkünfte manche neue Abgabe eingeführt ward: eine Tranksteuer, ein Salz- und Tabakmonopol, eine Taxe für Ämter und Titel, als zur Beförderung der inländischen Kultur alle Waren des Auslandes mit hohen Zöllen belegt wurden, da erreichte die Unzufriedenheit hier und da eine solche Höhe, daß Volksaufstände drohten. Und doch waren die meisten dieser Einrichtungen ein zeitgemäßer Fortschritt im volkswirtschaftlichen Leben. Nur die Einführung des Lottospiels war von schädlicher sittenverderbender Wirkung, und gerade dieses fand den lebhaftesten Anklang im Volk. Wer auf die Unwissenheit, die Trägheit und den Aberglauben der Menge spekuliert, geht in der Regel am sichersten. Aus den erwähnten Aufzeichnungen Fürsts ersieht man, wieviel Ersprießliches gerade im staatswirtschaftlichen Leben während der Friedensjahre in Österreich, zum Teil auf den Rat und unter Mitwirkung erfahrener Ausländer geschehen ist: Fabriken für Porzellan, Samt, Tuche förderten die inländische Industrie, die Seidenkultur wurde eingeführt und gepflegt; um den ungarischen Produkten, insbesondere dem Schlachtvieh und den Weinen mehr Absatz zu verschaffen, wurde eine Handelsstraße nach Triest angelegt, das bald das Emporium für österreichische Waren nach der Levante ward. Eine Hofkommission führte die Leitung der Hafen- und Wasserbauten, wie ein montanistisches Hofkollegium für Verbesserung des Berg- und Hüttenwesens thätig war. In beiden Kollegien war der Frankfurter Wiesenhütter beschäftigt, ein wenig besonnener und umsichtiger Geschäftsmann, der zur katholischen Kirche übergetreten und Bartensteins Schwiegersohn geworden war, aber zweimal Bankrott machte. *Volkswirtschaft.*

Maria Theresia erkannte richtig, daß alle Reformthätigkeit nur dann zu den erwünschten Resultaten führen könne, wenn sie auf einer guten Volksbildung beruhe. Darum widmete sie dem Unterrichtswesen und der Besserung der Lehranstalten aller Art die größte Sorgfalt. Sie gründete ein Waisenhaus, an welchem der thätige Jesuit Ignaz Parkhemer die religiöse und praktische Erziehung leitete; sie suchte das Volksschulwesen zu heben, sie begünstigte die Mittelschulen, sie beauftragte ihren Leibarzt van Swieten aus Leiden, einen Plan zur Reorganisation der medizinischen Studien an der Wiener Hochschule auszuarbeiten, sie gründete in dem Lustschloß Favorite das „Theresianum“, eine von Jesuiten geleitete großartige Erziehungsanstalt zur Heranbildung künftiger Staatsdiener aus adligen Häusern, in welcher, wie auch in der „orientalischen Akademie“ alle für höhere Beamten, Diplomaten, Kavaliere erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erzielt werden sollten; sie ließ ein neues Universitätsgebäude errichten und legte den Grund zu dem Institut, aus welchem in der Folge das „geheime Hof- und Staatsarchiv“ hervorgegangen ist. Eine allgemeine Akademie der Wissenschaften, die sich besonders der Pflege und Ausbildung der deutschen Sprache zu widmen hätte, sollte die Krone der wissenschaftlichen Anstalten bilden. Diese Akademie war jedoch einer spätern Zeit vorbehalten. Wir wissen, daß Gottsched sich mit dem *Unterricht und Wissenschaft.*

Gedanken getragen hat, nach Wien überzusiedeln (XII, 931), in der Hoffnung, an die Spitze derselben zu treten: aber wenn die Anstalt auch zustandegekommen wäre, nie hätte die Habsburgerin einen Protestanten und Nichtadligen auf einen solchen Ehrenposten gestellt.

Künste. Auch der heitern Seite des Lebens wandte die Kaiserin ihre Aufmerksamkeit zu: die Tonkunst wurde am Wiener Hof eifrig gepflegt; das Theater blühte, an Bällen, Festlichkeiten und Maskeraden war kein Mangel; das Lustschloß Schönbrunn wurde erweitert und verschönert und oft sah die Wiener Welt die Herrscherin, die trotz ihrer Nachtwachen und zahlreichen Wochenbetten immer noch den leichten Gang und die majestätische Haltung früherer Jahre bewahrt hatte, nach diesem Lieblingssitz hinausreiten, um sich in den herrlichen Gartenanlagen zu ergehen.

Politische Ziele. Während dieser Beschäftigungen im Innern verlor jedoch Maria Theresia die auswärtige Politik nicht aus dem Auge. Die verlornen Landschaften wieder zu gewinnen war ihr sehnlichstes Trachten. Die Bedingung, die im Aachener Frieden der Übertragung des Herzogtums Parma an Don Philipp beigefügt war, daß nämlich, im Falle der Mannesstamm dieses Infanten erlösche oder einer seiner Nachkommen den sizilianischen oder spanischen Thron besteige, das Land an Österreich zurückfallen sollte, ließ immer noch einige Hoffnung auf Wiedergewinnung offen, zumal da Don Karlos von Neapel lange kinderlos blieb. Indem die Kaiserin jetzt durch den gewandten Staatsmann Beltram Christiani, dem sie die Verwaltung in Mailand übertrug, den Herzog Franz von Modena zu einem Ehe- und Successionsvertrag brachte, kraft dessen die Tochter seines Sohnes Herkules von Este mit dem Erzherzog Ferdinand vermählt werden und nach dem zu erwartenden Erlöschen des Hauses Este in den Besitz des Herzogtums Modena eintreten sollte, hoffte sie eine dereinstige Vereinigung von ganz Ober- und Mittelitalien mit Österreich oder doch eine habsburgisch-lothringische Herrschaft in dem größten Teile anzubahnen und damit das politische Übergewicht des Kaiserreichs in der gesamten Halbinsel zu gewinnen. Vor allem war aber das Streben der Kaiserin auf die Wiedererwerbung Schlesiens gerichtet. Zu dem Behuf war sie bemüht neben der innern Kräftigung der Monarchie sich auch durch auswärtige Bundesgenossen zu stärken. Der König von Preußen, lautete das Gutachten des Grafen Kaunitz in der Ministerkonferenz vom März 1749, müsse als der ärgste und gefährlichste Nachbar des durchlauchtigsten Erzhauses angesehen werden. Die richtige Politik Österreichs sei es daher, Mittel zu ergreifen, wie seine Übermacht beschränkt und das Verlorne wieder herbeigebracht werden könne. So sehr auch Kaiser Franz und mit ihm mehrere der angesehensten Räte wie Khevenhüller, Ulfeld, Colloredo den Vorschlag eines Bündnisses mit Frankreich gegen Preußen bekämpften: da die Auffassung des Grafen Kaunitz ganz den Ansichten und Wünschen Maria Theresias entsprach, so wurde sein Gutachten „zur Richtschnur der Bahnen, welche die österreichische Politik von nun an verfolgte“. Aber der Plan blieb als Staatsgeheimnis in der Brust der Herrscherin und ihres Ministers verschlossen, bis die Zeit zur Ausführung reif war. Kaunitz wurde

einige Zeit nachher zum Staatskanzler ernannt und an die Spitze der auswärtigen Geschäfte gestellt. Dies gab ihm Gelegenheit, die Politik nach den neuen Anschauungen und Tendenzen zu lenken.

II. Der Siebenjährige Krieg.

1. Bündnisse und Rüstungen.

Der Aachener Friede war in der allgemeinen Erschöpfung geschlossen worden; er trug von vornherein mehr den Charakter eines Waffenstillstands, als einer dauernden Übereinkunft; denn die wichtigsten Streitfragen waren nicht gelöst, sondern nur vertagt und oberflächlich geschlichtet. Die kolonialen und kommerziellen Streitigkeiten, die Quelle ewigen Haders zwischen Frankreich und England, waren nicht beigelegt, die Grenzen in Nordamerika nicht festgestellt; in unbestimmten vieldeutigen Klauseln war man über diese Dinge hinweggegangen. Der große maritim-koloniale Gegensatz der beiden Westmächte beherrschte nach wie vor die gesamte Politik. Und ebensowenig trugen die territorialen Abmachungen in Europa die Gewähr eines dauernden Friedens in sich. Am unzufriedensten war Maria Theresia, die keine ihrer Hoffnungen erfüllt sah. Weder waren die Bourbonen aus Italien verdrängt, noch hatte sie Aussichten auf die Wiedererwerbung Schlesiens erlangt; im Gegenteil war dieser preußische Besitz jetzt unter europäische Garantie gestellt. Es entsprang daraus am Wiener Hof eine tiefe Mißstimmung gegen den bisherigen englischen Verbündeten und in weiterer Folge eine völlige Umgestaltung der alten Allianzverhältnisse. Das unverrückbare Ziel der österreichischen Staatskunst, der Angelpunkt der Wiener Politik war, wie wir wissen, die Wiedererwerbung Schlesiens und die Bildung einer großen europäischen Koalition zur Demütigung Preußens; alle Mittel der persönlichen Intrige und der diplomatischen Überredungskunst wurden aufgeboten, die europäischen Höfe gegen Friedrich II. einzunehmen, und auch zu anderweitigen Opfern war man bereit, wenn jener hauptsächlichste Zweck gefördert wurde.

Die Lage nach dem Aachener Frieden.

Am leichtesten gelang es, die launische, sittenlose Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihren bestechlichen Minister Bestucheff zu gewinnen. Wir wissen (S. 53), daß schon während des Erbfolgekriegs ein österreichisch-russischer Bundesvertrag zum Abschluß kam. Dieser Vertrag, welcher in seinen geheimen Artikeln der Kaiserin die Wiedererwerbung von Schlesien zusicherte und die Stärke der gegenseitigen militärischen Unterstützung gegen Preußen festsetzte, bildete eine der hauptsächlichsten Grundlagen der österreichischen Kombinationen und Pläne. An dem durch Launen und Intrigen, durch persönliche Stimmungen, schlaue Zuträgereien und offenkundige Bestechungen beherrschten Petersburger Hof gab es keine staatsmännische Einsicht und keine feste Politik; man haßte nun einmal

Bund zwischen Österreich und Rußland.

22. Mai 1745.

Friedrich II., dessen gelegentliche spöttische und mißgünstige Bemerkungen gegen die Kaiserin und den russischen Staatskanzler geschäftige Zungen zu verbreiten und zu verwerten wußten, und war zu jedem Anschlag gegen ihn bereit; zu dem persönlichen Haß kam der Ärger, daß Friedrich den russischen Eroberungsgelüsten gegen das schwedische Finnland mit Entschiedenheit widerstand. Es ward geradezu als der leitende Grundsatz der russischen Politik aufgestellt, den preußischen Staat nicht nur an fernerem Anwachsen zu hindern, sondern ihn mit aller Anstrengung auf den alten Fuß zurückzuversetzen. Zum Glück entsprachen weder die militärischen, noch die finanziellen Kräfte des übelverwalteten Reichs völlig dem bösen Willen.

Entfremdung Englands und Österreichs.

Auf der andern Seite führten die Mißstimmungen zwischen England und Österreich und die im Grunde weit auseinander gehenden Interessen bald zum offenen Bruch. Je mehr man am Wiener Hof verzweifelte, die alte Allianz mit England soweit aufrecht erhalten zu können, um das Kabinett von St. James zur entschiedenen Offensive gegen Preußen zu vermögen, desto geringeren Wert legte man auf das Bündnis mit dem Inselreich. Die englische Politik aber betrachtete die Verhältnisse des Kontinents vorzugsweise von dem Gesichtspunkt, wie sie in dem bevorstehenden Seekrieg mit Frankreich sich gegen diese Macht verwenden ließen und, wenn die besonderen Anschauungen des Königs zur Geltung kamen, nach den Interessen des Kurstaats Hannover. Die Sicherung der österreichischen Niederlande gegen französische Angriffe war seit langen Jahren eines der wichtigsten Anliegen der englischen Politik; denn der Besitz dieses Küstenlandes würde die maritime Stellung Frankreichs auf eine für England gefährliche Weise verstärkt und Holland den französischen Eroberungsgelüsten preisgegeben haben. Die ehemals spanischen Niederlande, in denen die freie Ausübung der Souveränität durch den „Barrieretraktat“, das holländische Besatzungsrecht und andre internationale und höchst lästige kommerzielle Verpflichtungen beschränkt war, die fortwährend dem eigentlichen österreichischen Interesse fernliegende Verwicklungen hervorriefen, betrachtete man in Wien mehr und mehr als einen Besitz von zweifelhaftem Wert und war nicht abgeneigt, sich seiner gegen andre Vorteile zu entäußern. In dem Anspruch der Seemächte, die Handelsvorteile in den belgischen Landen für sich allein auszubeuten, diese Staaten in einer Art von Tributverhältnis zu halten, und der Weigerung Östreichs, unter diesen Bedingungen für den sehr geminderten Wert jenes territorialen Besitzes mit Kraft und Entschiedenheit einzutreten, lag der hauptsächlichste Grund der Lockerung und Lösung des Bundes zwischen Maria Theresia und den Seemächten. Die materiellen und politischen Vorteile der fortdauernden Unabhängigkeit der südlichen Niederlande kamen vielmehr England zu statten, als daß hier ein Lebensinteresse Österreichs gelegen hätte. Wie die Wiener Staatskunst sich weigerte, zum Schutz der Niederlande, Englands und Hannovers gegen französische Bedrohungen ernste Anstrengungen zu machen, so das englische Kabinett, sich in einseitig österreichischem

Interesse gegen Preußen gebrauchen zu lassen. Sowie diese Thatsache scharf zu Tage trat, war der österreichisch-englische Bund, auf dem solange das Gleichgewicht von Europa beruhte, gesprengt und es mußte ein neues System gesucht werden. Es vollzog sich mehr und mehr eine gründliche Umgestaltung der großen politischen Gesichtspunkte und Parteistellungen.

Der Bruch mit England fiel dem Wiener Hof nicht gar schwer; denn schon seit dem Aachener Frieden hatte man hier den Gedanken an eine enge Allianz mit Frankreich erwogen und die Einleitungen dazu getroffen. Wie uns bekannt, war dies ein mit Vorliebe gehegter Plan der Kaiserin Maria Theresia und ihres allmächtigen Ministers, des Grafen Wenzel Anton von Kaunitz, der um dessentwillen selbst als Botschafter nach Paris ging. Wer nur das geckenhafte Äußere dieses Ministers sah, sagt A. Schäfer, und von den Thorheiten hörte, mit denen er halbe Tage zubrachte, mochte denken, daß er in lauter Frivolität aufgehe, aber wer genauer beobachtete und durch die seltsame Hülle hindurchdrang, mußte in Kaunitz einen Staatsmann erkennen von scharfem methodischen Verstand, von festen Grundsätzen und von beharrlicher Willenskraft. Maria Theresia wußte ihn nach Gebühr zu schätzen und ehrte ihn durch rückhaltloses Vertrauen und zarte Aufmerksamkeit. So sehr die Kaiserin auch sich selbst beherrschen lernte, so entsprang doch immer ihre Staatskunst zum guten Teil aus dem Gemüt und ward von unmittelbaren Impulsen, von Haß und Vorliebe bestimmt. Kaunitz dagegen gab keiner Leidenschaft Raum: er brachte Regel und Methode in die österreichische Politik und entwarf mit der nüchternsten Erwägung das System, auf welchem seiner Überzeugung nach die Größe des Kaiserhauses beruhte. Das Ziel dieses Systems ging dahin, aus dem absterbenden Reich möglichst viel für das österreichische Kaisertum zu gewinnen, teils durch unmittelbare territoriale Erwerbungen, teils durch Ausdehnung der österreichischen Machtsphäre und des kaiserlichen Einflusses über die deutschen Höfe und Regierungen. Die selbstbewußte und angesehene Stellung des preußischen Staats, der dem Haus Habsburg die beste Provinz entrissen und als selbständige Großmacht in dem deutschen Staatenkomplex hervorragte, war ein schneidender Widerspruch gegen diese Bestrebungen. Den preußischen Staat zu demütigen und die andre Anziehungskraft für kaiserfeindliche Tendenzen in Deutschland, den französischen Hof, den habsburgischen Interessen geneigt und dienstbar zu machen, das war der Angelpunkt der Kaunitzschen Politik. Freilich widersprach eine französisch-österreichische Allianz einer uralten Tradition: um den Gegensatz der Häuser Valois-Bourbon und Habsburg drehte sich ja seit Jahrhunderten die europäische Politik, und in fast allen Weltfragen hatten sich auch in letzter Zeit noch die französischen und die österreichischen Interessen schroff gegenüber gestanden. Aber am Pariser Hof herrschten längst Launen und Intrigen an Stelle fester Grundsätze. Die Marquise von Pompadour, die allmächtige Favoritin, die in der innern und äußern Politik das gebietende Wort sprach, deren Kreaturen in den

Österreich u. Frankreich. Graf Kaunitz.

einflußreichsten Ämtern sich befanden, war dem österreichischen Bündnis von Anfang an geneigt, schon aus persönlichem Haß gegen Friedrich II., der ihr die Huldigung, deren sie sonst von allen Höfen gewöhnt war, versagte und sie durch mancherlei spöttische Bemerkungen gereizt hatte. Die scharfe Zunge des geistreichen Königs, der nie eine pikante, wenn auch noch so verletzende Bemerkung unterdrücken konnte, hat ihm viele Feinde bereitet, und in jener Zeit der unbeschränktesten fürstlichen Willkürherrschaft hatte persönliche Gunst und Abneigung der Großen einen ausschlaggebenden politischen Einfluß. Kaunitz und sein Nachfolger in Paris, Graf Georg Starhemberg, hatten die alternde Mätresse stets mit ausgesuchtester Artigkeit behandelt und selbst die sittenstrenge Maria Theresia ihr manche Zuvorkommenheit erwiesen. Wenn auch die vielerzählte Geschichte von dem eigenhändigen schmeichelhaften und vertraulichen Brief der Kaiserin an die Marquise von ersterer bestimmt in Abrede gestellt worden ist und schwerlich der Wahrheit entspricht, so wußte man doch am Wiener Hof den mächtigen Einfluß dieser Dame sehr wirksam auszubeuten. Auch der religiöse Gesichtspunkt, der Bund der katholischen Vormächte gegen den protestantischen Norden, war in dieser Zeit der überwiegenden materiellen Interessen noch keineswegs bedeutungslos geworden, weder in den frömmelnden Kreisen Ludwigs XV. und der Pompadour, noch an dem gutgläubigen Kaiserhof. Der Kampf gegen Preußen, das waffenstarke Bollwerk des deutschen Protestantismus, wurde als eine heilige Pflicht der katholischen Welt angesehen. Papst Clemens XIII. hat später die kirchliche Verdienstlichkeit des heiligen Kriegs gegen die protestantischen Mächte eindringlich genug hervorgehoben. Daß man in Wien bereit war, die belgischen Niederlande als Lohn für die Beihilfe zur Niederwerfung Preußens abzutreten und damit einem langgehegten Wunsch der Bourbons entgegenzukommen, haben wir erwähnt. So ließ sich die Versöhnung mit Frankreich verheißungsvoll genug an; allein die vielfach sich kreuzenden Interessen und Bedenken standen dem wirklichen Abschluß der Allianz lange im Wege, und nebenher und im Widerspruch mit diesen Bestrebungen wurden in dem unerquicklichen Spiel der Diplomatie auch die alten Gleise der Politik noch eingeschlagen, bis die Gewalt der Thatsachen Klarheit schaffte.

Englisch-preußische Annäherung. Je mehr Erkältung und Spannung zwischen England und Österreich eintrat, je inniger sich die Häuser Habsburg und Bourbon näherten, um so klarer erkannte man in London wie in Berlin, daß die beiden isolierten Staaten aufeinander angewiesen waren, namentlich seitdem Andrew Mitchell als englischer Gesandter am preußischen Hof die Beziehungen der beiden Mächte pflegte. König Friedrich hoffte lange das französische Bündnis festhalten zu können; er selbst hat, wie jetzt erwiesen ist, seit dem Frühjahr 1755 mehrmals Frankreich zur Besetzung Hannovers aufgefordert, um dadurch Georg II. zum Frieden zu zwingen; seinerseits dies zu thun, wies er jedoch zurück, denn ihm kam alles darauf an, sich inmitten der Mächte zu erhalten und den allgemeinen Frieden zu sichern. Die französische Politik aber, das stellte sich immer klarer dar, wollte Preußen nur zum Angriff auf die deutschen Besitzungen des eng-

lischen Königshauses benutzen, ohne als Gegenleistung einen ernsten Schutz gegen die feindlichen Absichten Österreichs und Rußlands zu bieten. Der wesentlichste Gesichtspunkt für Friedrich II. bei seiner Annäherung an England war die Besorgnis vor Rußland. Der käufliche Petersburger Hof stand, wie wir wissen, mit Österreich im engsten, offen gegen Preußen gerichteten Bund. Zugleich hatte auch das englische Kabinett zu einer Zeit, als man noch einen preußischen Anfall gegen Hannover erwartete, einen Subsidienvertrag mit Rußland geschlossen, wonach jederzeit ein starkes russisches Heer in englischem Interesse zum Einmarsch in Deutschland bereit stand. Durch einen Bund mit dem Londoner Hof glaubte nun Friedrich gegen eine Gefahr von dieser Seite geschützt zu sein, und die englischen Diplomaten bestärkten ihn in der Meinung, daß die russische Politik völlig ihren Weisungen gehorche. Allein das war eine Täuschung: nachdem man die Russen einmal in die westlichen Wirren hineingezogen, war es nicht mehr möglich, ihnen Stillstand zu gebieten, und der Subsidienvertrag erwies sich jetzt, als man mit Preußen sich vertragen wollte, als ein sehr kurzsichtiger und unbedachter Schritt. Der Krieg gegen Preußen war nun einmal am Petersburger Hof eine beschlossene Sache, wenn auch kein natürliches Interesse der russischen Politik dazu nötigte.

Seltsam, sagt Schäfer, hatten sich die Wege der europäischen Diplomatie in diesen Zeiten verschlungen. Maria Theresia verfolgte beharrlich den Plan, ein Bündnis mit Frankreich zu schließen und bot zugleich alles auf, die Hilfsquellen des mit Frankreich verfeindeten Englands gegen Preußen auszubeuten. Die englische Regierung suchte gegen Frankreich und Preußen ihre Stütze in Österreich und Rußland und griff in dem Augenblick, wo sie mit schwerem Geld Rußland erkauft zu haben meinte, zu dem viel einfacheren Mittel, mit Preußen die Neutralität zu vereinbaren. Dies geschah zu dem Zweck, sowohl Russen als Franzosen den Einmarsch in Deutschland zu verwehren und den Frieden auf dem Festland zu sichern, teils um Hannovers willen, teils aber um Maria Theresia den Vorwand zu entziehen, daß sie ihre Truppen gegen Preußen zusammenhalten müsse und deshalb Belgien nicht stärker besetzen könne. Der französische Hof ging auf die österreichischen Allianzpläne ein und gedachte zu gleicher Zeit über Preußens Streitmacht gegen den König von England zu verfügen; und Friedrich II. schmeichelte sich mit der Hoffnung, während er sich mit England verständigte, nichtsdestoweniger in einem Offensivbündnisse mit Frankreich verbleiben zu können. So kreuzten sich die Fäden älterer Beziehungen und neuer Kombinationen, bis der natürliche Gang der Dinge die unverträglichen Elemente voneinander schied. Verschlungenes Spiel der Diplomaten.

Während in Europa die Diplomatie emsig bei der Arbeit war, vorteilhafte Gruppierungen der Mächte herbeizuführen, war in den nordamerikanischen Niederlassungen der Krieg zwischen England und Frankreich, der in beständiger Wechselwirkung mit den europäischen Vorgängen stand, bereits zum Ausbruch gekommen. Am St. Lorenzstrom, am Ohio, an den großen Seen des Binnenlandes hatten die Franzosen eine Reihe fester Bollwerke errichtet und suchten die überlegene britisch-germanische Rasse vom weitern Vordringen gen Westen abzuhalten. Allein die selbstbewußteren und thatkräftigeren englischen Ansiedler schoben ihre Niederlassungen weiter und weiter in das Innere, in das Ohio- und Mississippibecken vor, in Gebiete, welche Frankreich als sein Eigentum betrachtete. Die Abmachungen der Kabinette kamen bei diesem unaufhaltsamen Kampf um unerforschte Landstrecken wenig in Betracht; unabläßig ging der Ansiedlerkrieg fort. Allmählich aber nahm der Kampf der beiden Kolonialgebiete um den Vorrang Die Verträge v. Westminster u. Versailles.

auf der nordamerikanischen Erde eine weitere Ausdehnung und lebhaftere Gestalt an, und die Mutterstaaten kamen ihren Angehörigen thatkräftiger zu Hilfe. Seit dem Frühjahr 1755 wurde in den Gewässern von Neufundland, am St. Lorenz, am Ohio und in Kanada zwischen englischen und französischen Kriegsschiffen und Landtruppen gefochten. Unter dem Eindruck der außereuropäischen Kriegsereignisse kam jetzt endlich auch das verworrene Spiel der Diplomaten zur Lösung und Klarheit. Der französisch-englische Krieg, der sich jeden Augenblick auch auf die europäischen Gewässer und das Festland erstrecken konnte, nötigte zum Abschluß der angebahnten Verbindungen. Zunächst wurde der
16. Jan. 1756. Neutralitätsvertrag von Westminster zwischen England und Preußen unterzeichnet, zum Zweck den Frieden in Deutschland zu erhalten und jeder fremden Macht, die Truppen daselbst einrücken lasse, sich zu widersetzen. Damit verzichtete England auf russischen Beistand zu gunsten der Integrität Hannovers, und Friedrich verpflichtete sich einem Einfall der Franzosen entgegenzutreten. Der Vertrag hatte noch keineswegs eine offensive Spitze und Friedrich mochte hoffen, daneben die französische Allianz erneuern zu können; noch bemühte sich sein Geschäftsträger in Paris, der geistvolle und tüchtige Dodo Heinrich von Knyphausen, die französische Zustimmung zu der deutschen Neutralität zu erlangen, und der König selbst setzte dem französischen Gesandten Herzog von Nivernois eindringlich auseinander, daß der Vertrag nicht nur für Preußen eine Notwendigkeit sei, sondern die Fernhaltung des Kriegs vom deutschen Boden auch im französischen Interesse liege. Allein in Paris hörte man nicht auf die Gründe, die von preußischer Seite vorgetragen wurden; man sah in dem Verfahren Friedrichs einen Abfall und Verrat und geriet in die empfindlichste und gereizteste Stimmung. Unter diesen Eindrücken wurde der lang verhandelte
1. Mai 1756. ratifiziert. österreichisch-französische Bund abgeschlossen. Der Vertrag von Versailles
28. Mai. enthielt eine Neutralitätskonvention und einen defensiven Unions- und Freundschaftsbund; beide Teile übernahmen gegenseitig die Garantie ihrer Staaten und verpflichteten sich, sie gegen jeden Angriff zu verteidigen. Der gegenwärtige Kriegsfall zwischen Frankreich und England ward zwar im allgemeinen von der Waffenhilfe ausgenommen, wenn jedoch aus Anlaß dieses Kriegs irgend eine Macht die Lande der Kaiserin oder eine andre Macht als England französische Provinzen angreife, so sei die in dem Unionsvertrag ausbedungene Hilfe zu leisten. Wenn auch formell nur zur Defensive geschlossen, so eröffneten doch die Versailler Abmachungen den Franzosen den Weg nach dem in die Neutralität nicht aufgenommenen Deutschen Reich und ließen sich sehr leicht zum Angriff gegen Preußen, wozu sie eigentlich bestimmt waren, verwerten. Schon wurde über den Austausch der österreichischen Niederlande gegen bourbonische Besitzungen in Italien und gegen den Beistand zur Wiedereroberung Schlesiens verhandelt, und im nächsten Jahr schloß sich, wie wir sehen werden, der Bund noch weit enger, entschiedener und feindseliger gegen den preußischen Staat und König.

Der Entschluß Friedrichs zum Krieg.

Die haßerfüllte Petersburger Regierung hätte je eher je lieber gegen Preußen losgeschlagen und entwarf bereits einen Plan zur Teilung, der die preußische Monarchie zu gunsten sämtlicher Nachbarn auf den Umfang des Kurfürstentums Brandenburg beschränkt hätte. Mit Mühe hintertrieb Österreich eine solche Überstürzung, ehe die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum Abschluß gekommen waren; auch hielt es der berechnende Kaunitz wegen des defensiven, vorläufig nur für den Fall eines feindlichen Angriffs geschlossenen Bundesvertrags mit Frankreich für geraten, dem Gegner die Eröffnung des Kriegs zu überlassen. Die Rüstungen und Truppenzusammenziehungen an der Grenze mußten Friedrich bald überzeugen, daß im Rat der beiden Kaiserinnen sein Untergang beschlossen war, und mußten ihm das Schwert der Verteidigung in die Hand geben, ehe er von der Übermacht der Gegner erdrückt ward. Während von allen Seiten sich schwere Wolken über seinem Haupt zusammenballten, stand er ganz allein einer Welt von Feinden gegenüber, nur gestützt auf seine eigne Kraft und das unzuverlässige englische Bündnis. Seit dem Juni 1756 hatten die diplomatischen und militärischen Berichte, die dem preußischen König von allen Seiten, namentlich auch von dem bestochenen sächsischen Kanzlisten Menzel zugingen, ihm die feste Überzeugung eingeflößt, daß im nächsten Frühjahr Rußland und Österreich sich mit ganzer Gewalt auf ihn stürzen würden und daß der Beitritt Frankreichs zu dem Offensivbund nur noch eine Frage der Zeit sei. So sicher es war, daß alle Kriegsanstalten für den Beginn des Frühjahrs getroffen wurden, ebenso fest durfte man sich darauf verlassen, daß die militärische Bereitschaft weder in Rußland noch in Österreich soweit gediehen war, um schon im Herbst im Feld erscheinen zu können. Unter diesen Umständen gab es für Friedrich d. Gr. nur einen Entschluß: dem gewaltigen Waffenbund, der sich gegen ihn zusammenzog, durch einen raschen Angriff seinerseits zuvorzukommen und womöglich durch schnelle Erfolge die Koalition zu sprengen. Nicht derjenige trägt die Schuld der Friedensstörung, der den ersten Angriff thut, sondern derjenige, der die Dinge so auf die Spitze getrieben hat, daß die Entscheidung der Waffen unvermeidlich ist. Es war eine Pflicht der Selbstverteidigung und Notwehr, dem Gegner nicht Zeit zu lassen, den vorbereiteten Anschlag in aller Ruhe auszuführen. Als die Anfragen, die Friedrich an den Wiener Hof wegen des Zwecks der österreichischen Rüstungen gerichtet, ausweichend und hochmütig beantwortet wurden, griff der König zum Schwert.

Einfall in Sachsen. 1756.

Die Gefahren eines Kriegs gegen Österreich stiegen bedeutend, wenn Preußen nicht des Zwischenlandes Sachsen sicher war, das die Verbindung mit der Mark unterbrach, Zufuhr und Truppensendungen abschneiden konnte. Die Aussicht eines Vorstoßes in das Herz des preußischen Staats von Sachsen aus, wie sie im zweiten schlesischen Krieg drohte (S. 32), stand noch in frischer Erinnerung. Man durfte dieses Land nicht in zweideutiger Neutralität hinter sich lassen. An den feindseligen Absichten der sächsischen Politik unter der Leitung

des Grafen Brühl war nicht zu zweifeln; an allen Höfen, namentlich am russischen, waren die sächsischen Unterhändler seit Jahr und Tag bemüht, Haß und Erbitterung gegen Preußen zu erzeugen; an allen Anschlägen und Feindseligkeiten gegen Friedrich hatte das sächsische Kabinett teil, wenn es auch äußerlich eine heuchlerische Neutralität beobachtete. Daß sich der Kurstaat, wo man mit Neid und Eifersucht auf das emporstrebende Preußen blickte und der Minister Brühl dem König wegen seiner Spottreden tiefen Groll trug, bei erster Gelegenheit offen an die Gegner anschließen werde, war ganz unzweifelhaft und König Friedrich konnte es aktenmäßig aus den in seinem Besitz befindlichen oder nachher bei der Einnahme von Dresden erbeuteten Papieren beweisen. In der von dem gewandten Staatssekretär Ewald Friedrich von Hertzberg verfaßten „Gegründeten Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des wienerischen und sächsischen Hofes“ wurden die seit einem Jahrzehnt gesponnenen Pläne zur Zertrümmerung der preußischen Monarchie vor aller
29. Aug. 1756. Welt auf das unwiderleglichste enthüllt. So erfolgte denn der Einmarsch der Preußen in Sachsen, 70,000 Mann unter dem König selbst. Das sächsische Heer war infolge des Geldmangels und der Schlaffheit der ganzen Verwaltung im übelsten Zustand; zum Widerstand im Feld getraute man sich gar nicht; Graf Rutowsky sammelte die Truppen in einem festen Lager bei Pirna und wartete auf österreichischen Entsatz aus Böhmen. Die Besitzergreifung des sächsischen Landes, der Städte Leipzig, Torgau, Wittenberg ging denn auch ohne
9. Sept. Schwierigkeiten vor sich; bald zogen die Preußen auch in Dresden ein. Der angebotene Neutralitätsvertrag wurde von Friedrich, ein Offensiv- und Defensivbündnis von dem Kurfürsten zurückgewiesen. Rat- und thatlos sahen die sächsischen Generale und Staatsmänner die Ereignisse über sich hereinbrechen, eines mannhaften Entschlusses nach keiner Seite hin fähig. Das Lager bei Pirna wurde eng eingeschlossen und die preußische Vorhut unter Ferdinand von Braunschweig rückte in Böhmen ein.

Lobositz und Pirna. Um die Sachsen zu entsetzen zog der österreichische Feldmarschall Graf Maximilian Browne, ein fähiger und tapferer Heerführer von irischer Abkunft, nordwärts gegen die sächsische Grenze. Allein ehe er diese erreichte, stieß er auf das preußische Armeekorps, welches unter Ferdinand von Braunschweig in Böhmen eingerückt war. Zu dieser Vorhut hatte sich der König selbst und der Feldmarschall Jakob Keith begeben, ein Schotte, der als Jakobit geächtet in Rußland, dann in Preußen Kriegsdienste genommen hatte und gleich seinem trefflichen Bruder, dem Diplomaten Georg Keith Graf Marishal, bei Friedrich
1. Okt. 1756. in hoher Gunst stand. Bei dem Flecken Lobositz an der Elbe kam es zur Schlacht, die nach tapferster Gegenwehr für die Preußen entschied. Das heiße siebenstündige Ringen belehrte den König, wie sehr die Friedenszeit dem österreichischen Heer zu statten gekommen war und wieviel es seit zehn Jahren gelernt hatte. Damit war auch das Schicksal der sächsischen Armee entschieden;

eine Vereinigung mit den Österreichern war nicht mehr möglich; von Hunger und Kälte aufgerieben, blieb den sächsischen Truppen bei Pirna nichts übrig, als die Kapitulation abzuschließen. Die ganze Armee, gegen 18,000 Mann, 16. Okt. gab sich gefangen, tapfere und gute Truppen, ein Opfer der vollständigen Kopflosigkeit in der militärischen und administrativen Leitung. König August III. und Brühl eilten nach Warschau. Die Armee wurde gezwungen in preußische Dienste zu treten, entwich aber so massenhaft nach Polen, daß dieses Mittel der Heerverstärkung sich als völlig verfehlt erwies. Zu einem Feldzug in Böhmen war inzwischen die Jahreszeit zu weit vorgeschritten und die Preußen richteten sich ihre Winterquartiere in Sachsen ein. Eine preußische Landesverwaltung wurde eingesetzt; die Steuern, die öffentlichen Kassen und Einnahmen wurden mit Beschlag belegt, schwere Kriegslieferungen ausgeschrieben; in Dresden war das preußische Hauptquartier.

Der Kriegsbund gegen Preußen war schon zu fest geschlossen, als daß er Frankreich u. England. durch diese Erfolge hätte gelockert werden können. Allerseits rüstete man sich für das Frühjahr zum entscheidenden Waffengang. Auch Frankreich brach jetzt offen mit dem Berliner Hof und rief seinen Gesandten ab, den trefflichen und Friedrich II. persönlich sehr nahe stehenden Marquis Valori. Dagegen trat endlich die englische Regierung aus ihrer bisherigen Schlaffheit und Ratlosigkeit heraus. Das schwache und unschlüssige Ministerium Newcastle mußte dem allgemeinen Unwillen weichen. Waren doch überall die englischen Interessen und die englische Ehre preisgegeben worden. Den Seekrieg in den europäischen Gewässern hatten die Franzosen mit einem bedeutenden Erfolg eröffnet: die im Utrechter Frieden an England gekommene Insel Minorca wurde von dem Herzog von Richelieu angegriffen und nach der Kapitulation der geringen Besatzung in der Festung Port Mahon erobert. Der Admiral Byng ließ die 28. Juni 1756. Insel im Stich, um wenigstens Gibraltar zu retten. Den Unwillen, der sich in der ganzen englischen Nation über die Preisgebung eines so wichtigen Platzes regte, suchte die Regierung vergeblich durch ein Opfer zu versöhnen: der Admiral Byng wurde kriegsgerichtlich verurteilt und am Mast seines Schiffes erschossen. Ein zweiter Schlag im Mittelmeer war die den Genuesen abgezwungene Aufnahme einer französischen Besatzung in Corsica. Im Mittelländischen Meer, in Nordamerika, in Indien wurden die Engländer in ihren besten Positionen bedrängt und der französische Einfluß setzte sich fest. Das neue Ministerium des Herzogs von Devonshire, in welchem William Pitt die auswärtigen Angelegenheiten leitete, nahm alsbald einen kräftigen Anlauf. Man entschloß sich jetzt die britischen Kolonien energischer zu unterstützen und auch auf dem deutschen Kriegsschauplatz ein Heer aufzustellen, das unter dem Herzog von Cumberland dem drohenden Angriff der Franzosen auf Hannover und die rheinischen Besitzungen Preußens entgegentreten sollte; es wurden umfassende Rüstungen veranstaltet; außer dem bestehenden Subsidienvertrag mit dem Landgrafen von

Hessen-Kassel wurden noch neue geschlossen, mit Sachsen-Gotha, mit Braunschweig, mit Schaumburg-Lippe; französische Friedensanerbietungen, welche der Wiener Hof eifrig unterstützte, um Preußen zu isolieren, wurden zurückgewiesen. Allein dieser kräftige Anlauf erlahmte doch bald, namentlich als das erste Ministerium Pitts schon nach wenigen Monaten den Hofkabalen erlag.

Das Reich gegen Preußen aufgeboten. Der Wiener Hof war unermüdlich, den großen Waffenbund gegen Preußen im Frühjahr in Bewegung zu setzen und zu verstärken. Auch die verrosteten Formen der deutschen Reichsverfassung wurden gegen den „Friedensbrecher" aufgeboten. Ein kaiserliches „Dehortatorium" befahl dem König von Preußen, „von allen Empörungen und friedbrüchigen Vergewaltigungen abzustehen", und drohte, das schwere Verbrechen nach den Reichsgesetzen zu strafen; die preußische Armee wurde des Fahneneids entbunden, Schlesien zur Rückkehr unter die Erb- und Landesherrschaft aufgerufen. Ein einfacher kaiserlicher Machtspruch, ohne irgend welches Gericht und Urteil, erklärte den „Kurfürsten von Brandenburg" für einen Rebellen und Reichsfeind, mit Verachtung aller Rechtsformen. Die preußischen Proteste und Rechtfertigungsschriften hatten keine Wirkung; mittels des Übergewichts der katholischen Reichsstände wurde endlich förmlich der Reichskrieg
17. Jan. 1757. beschlossen; der Vorschlag einer „Reichsmediation" zum Zweck der Friedensstiftung wurde zurückgewiesen. Freilich hatten diese hohlen Formen, in denen sich die offizielle Reichspolitik in Regensburg bewegte, seit langem eine sehr geringe Bedeutung; aus der preußischen Armee ging durch die kaiserlichen Abberufungsschreiben nicht ein Mann verloren und die Reichsbewaffnung fiel dürftig genug aus. Am allerwenigsten entsprachen die kaiserlichen Dekrete der Stimmung des deutschen Volks, das sich von Anfang an in seinem größten und besten Teil unzweideutig für die Gerechtigkeit der Sache Friedrichs erklärte. Einige Monate später kam der kaiserliche Hof mit dem förmlichen Antrag hervor, das altehrwürdige Rüstzeug der Reichsjustiz, des Reiches Bann und Acht über den „Kurfürsten von Brandenburg" zu verhängen. Die Vorladung des Reichshoffiskals wurde dem preußischen Gesandten in Regensburg, Freiherrn von Plotho, übergeben. Dieser aber warf den kaiserlichen Notar mitsamt der Citation die Treppe hinab, ein summarischer Prozeß mit den geheiligten Formeln der kaiserlichen Kanzlei, der im ganzen Reich den unverhohlensten Beifall fand und dem wackern Plotho einen hohen Grad von Popularität eintrug, wie er noch in den klassischen Schilderungen Goethes nachklingt. Man stand denn auch schließlich von der formellen Achtserklärung ab, gegen deren Verfassungswidrigkeit die evangelischen Reichsstände die kräftigste Verwahrung einlegten, und der preußische Gesandte behauptete seinen Platz in Regensburg.

Bund Österreichs mit Rußland u. Frankreich. Wichtiger als der Beistand des hinfälligen Reichskörpers war die Hilfe der verbündeten Mächte Frankreich und Rußland zur Niederwerfung Preußens. Mit beiden wurden jetzt die alten Verträge erneuert und die offensive kriegerische Aktion
22. Jan. 1757. verabredet. Der neue Vertrag mit Rußland enthielt eine Vereinbarung über die

gegenseitige Waffenhilfe und den Operationsplan, sowie die Zusicherung, keinen Frieden zu schließen, bevor Schlesien zurückgegeben und Preußen in die gebührenden Schranken gewiesen sei; andre Mächte sollten zum Beitritt aufgefordert werden und Österreich jährlich eine Million Rubel an die Kaiserin Elisabeth zahlen. Aus dem österreichisch-russischen Allianztraktat spricht der Haß gegen Preußen bitterer, als es bei Staatsverträgen sonst der Fall zu sein pflegt, und wenn auch der Teilungsplan noch nicht förmlich festgestellt ward, so war doch alles darauf angelegt, unter möglichst allseitiger Mitwirkung der europäischen Mächte den preußischen Staat zu erniedrigen und zu zerstückeln. Daß damit auch Deutschland zerstückelt und in fremde Hände veräußert ward, war eine Erwägung, die vor den Interessen des habsburgischen Hauses schweigen mußte. Bald darauf wurde auch die französisch-österreichische Verbindung zum Abschluß gebracht. Die Truppen der Kurfürsten von der Pfalz und von Köln, welche mit Frankreich Subsidienverträge hatten, wurden aufgeboten, mit Bayern und Württemberg neue Soldtraktate geschlossen. Zugleich zog Frankreich den schwedischen Reichsrat in die Allianz gegen Preußen hinein. Das schwedische Adelsregiment, dessen ganze auswärtige Politik seit dem Dreißigjährigen Krieg in dem Gesichtspunkt französischer Subsidien aufging, dem überdies der alte Besitzstand in Pommern in Aussicht gestellt ward, scheute sich nicht, mit den natürlichen und traditionellen Gegnern, Rußland und Österreich, gemeinsame Sache gegen den protestantischen Nachbar zu machen. Schon waren die Franzosen über den Rhein gegangen, als jetzt endlich, am Jahrestag des ersten Traktats, der lang verhandelte Allianz- und Teilungsvertrag zwischen Österreich und Frankreich zu- 1. Mai 1757. standekam, der dem großen Komplott gegen Friedrich den Schlußstein aufsetzte. Die Pompadour und ihr Vertrauter der Abbé Bernis, der um jene Zeit das auswärtige Ministerium übernahm, herrschten unbeschränkter als je und bestärkten den König in der Hingebung an Österreich und dem Haß auf Preußen.

Als Ziel des Vertrags wird unumwunden ausgesprochen: die Gewaltthätigkeit des Königs von Preußen abzuwehren und seine Macht auf solche Schranken zurückzuführen, daß er nicht mehr im stande ist, die öffentliche Ruhe zu stören. Zu diesem Zweck verpflichtet sich Frankreich, der Kaiserin mit 105,000 Mann zu Hilfe zu kommen und ihr während der Dauer des Kriegs jährliche Subsidien von 12 Millionen Gulden zu zahlen. Der Frieden soll nicht geschlossen werden, ehe Preußen die Herzogtümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstentümer Krossen und Halberstadt, das früher schwedische Pommern, die klevischen Gebiete und das Oberquartier von Geldern abgetreten hat. Die Kaiserin übergibt an Frankreich die Herrschaften Chimay und Beaumont, die Städte Ostende, Nieuport, Ypern, Mons u. a. Teile der österreichischen Niederlande. Der Rest derselben soll an den Infanten Don Philipp abgetreten werden, als Austausch für seine an Österreich fallenden Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla. Die Befestigungen von Luxemburg sollen geschleift werden. Einladungen zum Beitritt an eine Reihe andrer Mächte wurden vorbehalten und alle früher mit England und Preußen geschlossenen Verträge sollten hinfällig sein.

Die Ziele und, im Fall des Gelingens, die Folgen der damaligen Abmachungen schildert A. Schäfer folgendermaßen: Die habsburgische Hauspolitik hatte einen unvergleichlichen Triumph gefeiert: aber wir müssen hinzusetzen, nie hatte sie sich der Wohlfahrt des deutschen Volks feindseliger und dem Protestantismus gefährlicher gezeigt. Die Odermündungen waren Schweden zugedacht; auf Preußen hatten die Russen ihr Absehen gerichtet; in der Hand deutscher Regierungen sollten von den Ostseeküsten nur Hinterpommern und Mecklenburg verbleiben. Belgien, das als eine Schutzwehr der freien Niederlande und Deutschlands in europäischen Verträgen feierlich als ein unveräußerliches Erbteil Österreichs anerkannt war, ward den Bourbonen überlassen, Luxemburg, ein Vorwerk der Rheinlande, der Zerstörung preisgegeben. Das war der Lohn für Unterthanen voll Treue und Anhänglichkeit für das habsburgische Haus. Dem Grundsatz gemäß, die beiderseitigen Territorien so auszugleichen, daß eine feindselige Berührung unmöglich werde, gab der kaiserliche Hof die überrheinischen Länder wehrlos der französischen Machtentwickelung preis. Die Gefahr ward um so dringender, wenn zu gleicher Zeit der preußische Staat, der am Niederrhein wie am Pregel und Memelstrom auf der Wacht gestanden hatte, um die deutschen Marken zu schirmen, zu Boden geworfen und in Stücke zerschlagen wurde. Wenn es gelang, die Arbeit von vier Generationen, durch welche aus tiefem Elend ein in Wohlstand, Geistesbildung und Kraft aufstrebender protestantischer Staat von europäischer Bedeutung geschaffen war, mit Hilfe der Russen, Schweden und Franzosen zu zerstören und an fremde oder katholische Höfe zu verteilen, so war das nördliche Deutschland unheilbar zerrüttet und der Protestantismus auf dem Kontinent von der Gnade der Andersgläubigen abhängig. In der That war der Kampf Friedrichs d. Gr. gegen die Übermacht der europäischen Kabinette ein Rettungskampf für Deutschland und ward als solcher in tausend deutschen Herzen empfunden.

2. Das Kriegsjahr 1757.

Die Preußen rücken in Böhmen ein. Der König von Preußen verkannte nicht die furchtbare Gefahr, die sich über seinem Haupt zusammenzog; mit dem vollen Bewußtsein dessen, was auf dem Spiel stand, aber auch mit der vollen Entschlossenheit, seine und seines Landes ganze Kraft einzusetzen, traf er die Anstalten, der Übermacht der Feinde entgegenzutreten. Nachdem er seinem Minister Finck von Finckenstein eine Instruktion für alle Möglichkeiten, für die Niederlage, für des Monarchen eigne Gefangennahme und seinen Tod übergeben, ein schönes Denkmal seiner selbstlosen Fürsorge für das Wohl seines Landes, entwarf er den Kriegsplan mit seinen vertrautesten Generalen, namentlich mit Hans Karl von Winterfeldt und dem Feldmarschall Schwerin. Das Heer, unablässig in den Waffen geübt, war auf die äußerste Stärke gebracht, eine Art Landwehr war eingerichtet. In der Schnelligkeit der Bewegungen, in der Überraschung der Gegner erkannte auch jetzt wieder die preußische Heeresleitung das beste Mittel, sich den Erfolg zu sichern. Während man im österreichischen Hauptquartier der Überzeugung war, die Feinde hätten es auf die Verteidigung Sachsens abgesehen, zogen die Preußen bereits, mehr
Ende April 1757. als 100,000 Mann stark, in Böhmen ein. Das österreichische Heer war wohlgerüstet und kriegstüchtig; man hatte die Erfahrungen der schlesischen Kriege und

das preußische Beispiel sich wohl zu nutze gemacht. Nur in der obersten Leitung zeigte sich wieder das alte Übel, die Uneinigkeit, die Unterstellung fähiger Generale unter hochfürstliche Figuranten, das Dreinreden der Büreaukratie des Hofkriegsrats in die Feldoperationen. Wieder wurde Prinz Karl von Lothringen, der Schwager der Kaiserin, mit dem Oberbefehl betraut, obwohl er seine Untauglichkeit hinlänglich dargethan. Der Feldmarschall Graf Browne, ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten, wurde dem Günstling des Hofes untergeordnet.

Der unerwartete Einmarsch der preußischen Heeresmacht in Böhmen verbreitete Verwirrung im kaiserlichen Hauptquartier; die Österreicher wichen auf Prag zurück und setzten sich auf den Höhen um die Stadt fest. Vor Prag kam es zum ersten entscheidenden Zusammentreffen. Die Österreicher hatten freilich auf den steilen Anhöhen eine überlegene Stellung; allein dem wuchtigen Stoß der stürmenden preußischen Infanterie fiel doch eine Position nach der andern; die Prinzen Ferdinand von Braunschweig und Heinrich von Preußen thaten sich vor allen hervor, und das heiße Ringen endete mit einem glänzenden preußischen Sieg. Die Österreicher waren in die Stadt gedrängt, Browne so schwer verwundet, daß er einige Wochen darauf starb. Aber auch die Sieger hatten schwere Verluste erlitten; das österreichische Geschütz hatte grauenhaft unter den Stürmenden gewütet. Unter den edlen Opfern der Schlacht beklagte Friedrich keines mehr als den Grafen Kurd Christoph von Schwerin, den zweiundsiebzigjährigen Helden, der mit der Fahne in der Hand einem Bataillon zum Sturm voranreitend, von einer Kartätschenkugel niedergestreckt wurde. Der größte Teil der kaiserlichen Armee war jetzt in Prag eingeschlossen; man konnte hoffen, die Belagerten bald zur Kapitulation zu zwingen. Im ganzen Deutschen Reich verbreitete sich Schrecken und Angst, vielfach aber auch unverhohlene Freude. Kühne Parteigänger, wie der Oberst Mayr, unternahmen abenteuerliche Streifzüge durch Franken und Thüringen; der Reichstag in Regensburg ward um seine Sicherheit besorgt; der Kurfürst von Bayern erklärte seine Neutralität; in Württemberg meuterten die Truppen gegen den französischen Dienstvertrag; der Reichskrieg war in Gefahr, vor seinem Beginn zu scheitern. In England jubelte das Volk der preußischen Erhebung zu und selbst die schwachmütige hannöversche Regierung, die immer noch an der Neutralität des Landes gearbeitet, trat jetzt einigermaßen aus ihrer Zaghaftigkeit heraus.

Schlacht bei Prag. *6. Mai 1757.*

Allein bald sollte eine Wendung eintreten. Zum Entsatz des belagerten Prag hatte der Feldmarschall Graf Leopold Daun die letzten verfügbaren Truppen zusammengerafft. Gegen ihn wurde ein Observationskorps unter dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern von der Belagerungsarmee abgeordnet, dem dann der König selbst nachfolgte. Allein die Streitkräfte, die Daun allmählich an sich gezogen, waren beträchtlicher, als Friedrich annahm, und dem preußischen Korps weit überlegen. Bei Kollin, auf der Straße von Prag nach Pardubitz, stießen die Heere zusammen, und teils die Überzahl der

Schlacht bei Kollin. *18. Juni 1757.*

Feinde, teils taktische Fehler, die der König dem Prinzen Moritz von Anhalt schuld gab, entschieden den Tag gegen die Preußen. Nach der furchtbarsten Erschöpfung und Lichtung seiner Truppen sah sich Friedrich genötigt, die Schlacht abzubrechen; den stets aufs neue anrückenden frischen österreichischen Regimentern hatte er schließlich kein unversehrtes Bataillon mehr entgegenzustellen; ein überwältigender Stoß sächsisch-österreichischer Reiterschwadronen gab den Ausschlag. Die Schlacht war verloren und der größte Teil des Heeres zersprengt, tot, gefangen.

Rückzug aus Böhmen. Schlacht bei Großjägerndorf. Mit der Niederlage von Kollin war die Aussicht verschwunden, den Krieg mit einem Schlag zu Ende zu führen. Die Belagerung von Prag fortzusetzen, hielt der König nicht mehr für ratsam; er hob die Einschließung auf, gab damit die österreichische Hauptarmee frei und räumte bald ganz Böhmen: auf dem Marsch nach Sachsen und der Lausitz wurden die Abziehenden von den nachsetzenden Österreichern bedrängt und das Korps des Prinzen August Wilhem von Preußen, der dafür die herbsten Vorwürfe des königlichen Bruders zu erdulden hatte, erlitt empfindliche Verluste. Friedrich war in der düstersten Stimmung. Um 50,000 Mann war sein Heer in dem böhmischen Feldzug geschwächt und von allen Seiten kamen schlimme Berichte. Schon zogen die französischen Heere und die Reichstruppen gegen Thüringen heran; um Stralsund sammelten sich die Schweden und besetzten eine Reihe von Plätzen im preußischen Pommern, aus denen sie freilich noch vor Jahresschluß wieder vertrieben wurden. Die Russen waren, 100,000 Mann unter dem Grafen Apraxin, den die Hofgunst mehr als Verdienst zum Oberbefehl erhoben, auf dem Marsch nach Königsberg, und ihre wilden, zuchtlosen Streifbanden, Kosaken und Kalmücken erfüllten das 30. Aug. 1757. Land mit entsetzlichen Greueln und Verheerungen. Bei **Großjägerndorf**, unweit Insterburg, stellte sich ihnen der alte tapfere Feldmarschall von Lehwaldt mit einer um mehr als das Dreifache schwächeren Heeresmacht entgegen und wurde trotz der heldenmütigsten Anstrengung verlustvoll zurückgeschlagen.

Treffen bei Hastenbeck u. Konvention von Kloster Zeven. Gleichzeitig kamen auch von Westen niederschlagende Nachrichten. Die französische Armee hatte, über 100,000 Mann stark, im Frühjahr den Rhein März 1757. überschritten; sie stand unter dem Oberbefehl des alten bedächtigen Marschalls d'Estrées, der sich mit Mühe der höfischen Intrigen und Umtriebe erwehrte, welche die zahlreichen Günstlinge der regierenden Kreise und die hochfürstlichen Generale ins Feldlager mitbrachten. Durch die befreundeten kölnisch-pfälzischen Gebiete am Niederrhein ziehend, die preußischen Besitzungen in Kleve überschwemmend, gelangte das Heer fast ohne Widerstand nach Westfalen, einzelne Truppenabteilungen besetzten Ostfriesland und Hessen, dessen Landgraf Wilhelm VIII. eine Zuflucht in der Fremde suchte. In Westfalen stieß d'Estrées auf das „Observationskorps" des uns aus frühern Kriegen bekannten Herzogs von Cumberland, lauter deutsche Miettruppen, Hannoveraner, Braunschweiger, 26. Juli 1757. Hessen. Bei **Hastenbeck**, unweit Hameln, kam es zum Treffen, und obwohl

die deutsche Armee noch keineswegs geschlagen war, vielmehr eben die anfangs eingebüßten Positionen wieder genommen hatte, gab der Herzog doch die Schlacht verloren und trat den Rückzug gegen die Weser und Niederelbe an. Damit war auch Hannover und Braunschweig dem Feind preisgegeben und der Paß in das Herz des preußischen Staats geöffnet. An Stelle d'Estrées' wurde jetzt der alternde Herzog von Richelieu, der berüchtigte Genosse der Liebesabenteuer Ludwigs XV., zum obersten Befehlshaber ernannt, und dieser säumte nicht, die Wehrlosigkeit des ganzen nordwestlichen Deutschlands sich zu nutze zu machen. In Hannover, Braunschweig und Hessen übte der habgierige, sittenlose Marschall die schamlosesten Erpressungen und sog das Land mit Kontributionen und Kriegsleistungen auf die empörendste Weise aus. Der Herzog von Cumberland, zwischen Weser und Elbe in dem alten Herzogtum Bremen eingeengt, schloß die schmachvolle Konvention von Kloster Zeven, welche einen Waffenstillstand fest- 8. Sept. 1757. setzte, die Auflösung der alliierten Armee, die Entlassung der deutschen Hilfstruppen verfügte und thatsächlich einer Kapitulation ziemlich nahe kam, wenn man auch diesen ehrenrührigen Namen vermied und die Truppen nicht als kriegsgefangen behandelte.

Obwohl damals bereits wieder der thatkräftige Pitt das englische Ministerium und Haltung Englands. insbesondere die auswärtigen Angelegenheiten leitete, sah man dem Schicksal der hannöverschen Armee doch teilnahmlos zu. Es gab sich zwar ein frischer Aufschwung im Krieg gegen Frankreich kund; allein er richtete sich mehr auf die fernen maritimen und kolonialen Interessen, die allerdings durch die Schlaffheit der letzten Zeit schwer genug geschädigt worden. Man bot auch dem König von Preußen reichlichere Subsidien; man rüstete sogar eine Flotte zu einer Landung an der französischen Küste bei Rochefort Sept. 1757. aus, ein Unternehmen das bei den geringen Verteidigungsanstalten in Frankreich von den wichtigsten Folgen hätte sein können, jedoch durch die Bedenklichkeit und Unentschlossenheit des Befehlshabers der Landtruppen, John Mordount, zunichte wurde. Bei alledem blieb es ein politischer Grundsatz, man dürfe nicht auf englische Kosten hannöversche Sonderinteressen verteidigen. So ließ man das Heer Cumberlands der Bedrängnis erliegen, und Georg II. in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover knüpfte wieder die alten Verhandlungen wegen der Neutralität mit Frankreich und Österreich an, die freilich jetzt sehr kühl aufgenommen wurden. Die Doppelstellung Georgs II. als König und Kurfürst hat niemals zu einer so kläglichen Haltung geführt wie damals, als das englische Ministerium den König von Preußen der eifrigsten Unterstützung versicherte und auch auf dem großen maritimen Kriegsschauplatz ernste Anstrengungen machte, der König aber als deutscher Fürst um die Gnade des Pariser und Wiener Hofes buhlte, ein unerquickliches und unersprießliches Verhältnis.

König Friedrich hatte in der Lausitz den Kern seines Heeres unter dem Tod Winterfeldts bei Moys. Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern und Winterfeldt der österreichischen Armee gegenüber zurückgelassen, deren Unternehmungen durch den steten Hader des Herzogs von Lothringen und des Feldmarschalls Daun wesentlich gehemmt wurden. Er selbst zog mit einem schwächeren Korps den Fran- Ende Aug. 1757. zosen und Reichstruppen in Thüringen entgegen. Der Herzog von Bevern, ein

tapferer und geschickter, bei Lobositz und Prag bewährter Feldherr, dem aber die Größe der Verantwortlichkeit, das letzte preußische Heer zu erhalten, das Selbstvertrauen raubte, wich mehr und mehr nach Schlesien zurück, ihm nach die Österreicher, welche jetzt in des Königs Abwesenheit gegenüber einem weit schwächeren Heer die Stunde der Wiedereroberung des Landes gekommen glaubten.

7. Sept. In dem Gefecht bei Moys, vor den Thoren von Görlitz, mit dem Feldzeugmeister Nadasdy fiel damals der General Hans Karl von Winterfeldt, der dem Herzen des Königs so nahe stand. Ein Krieger von den glücklichsten Anlagen, gebildet in der harten Schule des Dienstes unter Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau, hatte er in den ersten schlesischen Kriegen Scharfblick, Einsicht und Entschlossenheit wie kein andrer bewährt und sich durch seine Leutseligkeit und seine hervorragenden militärischen Eigenschaften in seltenem Grade das Zutrauen seiner Untergebenen und die Freundschaft des Königs erworben; ganz Soldat, lebte und webte er für die Ehre und den Ruhm des preußischen Heeres. Um dieselbe Zeit starb auch Friedrichs Mutter. Es bedurfte wahrhaftig der ganzen Seelenstärke dieses Fürsten, um unter allen äußern Widerwärtigkeiten und den Betrübnissen des Herzens nicht zu erliegen und zu verzweifeln.

Das französische und das Reichsheer in Thüringen. Friedrich war von der Lausitz aus gegen Thüringen aufgebrochen. Dort stand die Reichsexekutionsarmee unter dem Prinzen Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, einem in österreichischen Kriegsdiensten durch seinen fürstlichen Rang und die Hofgunst emporgekommenen, wenig befähigten Feldherrn. Wir kennen (XI, 1004) das Kriegswesen des heil. römischen Reichs mit seinem Mangel an jeglicher Einheit, Ordnung und Disziplin, mit seinen bunt zusammengewürfelten Kontingenten, seiner dürftigen Ausrüstung, seinen unbrauchbaren Offizieren, seinen hergelaufenen Mannschaften. Kaum je hat sich ein Kriegsheer kläglicher im Feld gezeigt und den Spott der Welt, selbst der eignen Kontingentsherren mehr hervorgerufen als damals. Mit diesen Truppen vereinigte sich ein französisches Hilfkorps unter dem Prinzen Soubise, einem vornehmen Günstling der Pompadour und vertrauten Genossen der Orgien Ludwigs XV.; das kombinierte Heer betrug über 50,000 Mann. Aber es herrschte weder Einigkeit, noch ernstlicher Wille, den Preußen Sachsen zu entreißen, wie doch die Bestimmung war. Lange Wochen wurden mit Hin- und Herzügen in den Saalgegenden, um Erfurt und Gotha vergeudet, und Friedrich zweifelte schon, die Feinde zum Schlagen zu bringen. Kleine Zusammentreffen, wie der berühmte Überfall von Gotha, wo Seydlitz mit ein paar Schwadronen die feindliche Generalität zur schleunigen Flucht trieb und sich mit seinen Husarenoffizieren an das gerade für jene bereitete Mahl setzte, zeugten von dem kühnen Mut, der trotz aller Widerwärtigkeiten die Preußen beseelte, brachten aber keine Entscheidung. Dagegen lehrte der Zug eines kroatischen Streifkorps unter Haddick nach
16. Okt. 1757. Berlin, wie gefährdet die Lage Preußens bei den weit auseinander liegenden

und unzureichenden Heeresabteilungen war. Haddick konnte in die preußische Hauptstadt eindringen und eine Kontribution erheben, hielt es dann aber doch für geraten, sich zurückzuziehen.

Aus dieser gefährlichen Lage inmitten überlegener Feinde wurde König Friedrich durch einen entscheidenden Schlag befreit. Nach langer Unthätigkeit hatte sich das kombinierte Heer der Franzosen und Reichstruppen endlich auf das Drängen des Wiener Hofes gegen Leipzig in Bewegung gesetzt, und die Preußen ergriffen mit Eifer die Gelegenheit, sich mit dem doppelt überlegenen Gegner zu messen. Bei Roßbach zwischen Merseburg und Weißenfels kamen die Heere in Fühlung. Den Plan des Feindes, das preußische Lager zu umgehen und von zwei Seiten anzugreifen, erkannte der König noch zur rechten Zeit; er war anfangs der Meinung gewesen, der Gegner trete den Rückzug an. Ehe der Aufmarsch in die Flanke der preußischen Armee vollendet war, gab Friedrich das Signal zum Angriff. Der kühne Reiterführer Friedrich Wilhelm von Seydlitz, eine der ritterlichsten Kriegergestalten dieser Feldzüge, eröffnete den Kampf; dem wuchtigen Stoß der preußischen Reiterregimenter vermochte die feindliche Kavallerie nicht lange zu widerstehen; nachdem sie mehrere Attacken zurückgeschlagen, stob sie am Ende doch in wirrer Flucht auseinander. Dies entschied das Schicksal des Tages. Das französische Fußvolk war ebenfalls durch die Schnelligkeit der preußischen Bewegungen überrascht und in der allgemeinen Verwirrung außer Fassung; es gelang nicht die Bataillone ordentlich zu formieren, und am Ende wich auch die Infanterie. Prinz Heinrich, der trotz seiner französischen Gesinnung und des steten Rates, sich mit dem Pariser Hof zu vertragen, im Kampf seinen Mann stand, leistete hier vorzügliche Dienste. Die Reichsarmee war gar nicht zum Schlagen gekommen, sondern hatte in schleuniger Flucht ihr Heil gesucht; der Spott des Volks nannte sie nur die „Reißausarmee". In der vollsten Verwirrung und Auflösung wurde der Rückzug angetreten; nur die einbrechende Nacht rettete das „kombinierte Heer" vor dem gänzlichen Untergang. Der preußische Verlust war sehr gering; der der Feinde in der Schlacht auch nicht sehr beträchtlich; allein ihre Armee war völlig zersprengt, auseinander gelaufen, aufgelöst. Ein herrlicherer Sieg ist in diesem ganzen Krieg nicht erfochten worden; im gesamten Deutschen Reich und weit über dessen Grenze hinaus war Bewunderung und Begeisterung für den großen Preußenkönig; das deutsche Volkslied verherrlichte ihn und seine Helden; die Dichtkunst schöpfte ihre Begeisterung und ihre besten Stoffe aus dem Thatenkreis dieses Kriegs; die Grenadierlieder des wackern Gleim waren in aller Mund. Das patriotische Bewußtsein richtete sich auf an diesem deutschen Sieg und sog daraus die Hoffnung einer nationalen Wiedergeburt aus dem politischen Elend der Gegenwart, eines neuen Lebens auf den Trümmern des alten Reichs. In England war Friedrich der Abgott des Volks; in Frankreich erweckte das Unglück die populäre Agitation gegen den Hof.

Schlacht bei Roßbach.

5. Nov. 1757.

Aufhebung der Konvention von Zeven. Die Wirkung des Roßbacher Sieges zeigte sich alsbald in der Aufhebung der Zevener Konvention. König Georg war infolge dieses Ereignisses, das den äußersten militärischen Schimpf darstellte und sein Kurfürstentum Hannover aller Bedrückung und Mißhandlung preisgab, zu der Überzeugung gekommen, daß ein enger und fester Anschluß an Preußen die einzige Rettung sei; man war in die Lage geraten, thatsächlich alle Pflichten der Neutralität zu tragen, ohne ihre Vorteile zu genießen. Er entschloß sich jetzt, die Ratifikation des Vertrags zu verweigern, den Herzog von Cumberland ungnädig des Kommandos zu entheben und aufrichtig den unfruchtbaren und verderblichen Neutralitätsverhandlungen zu entsagen. Noch war das alliierte Heer, Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen beisammen, da die Konvention noch nicht vollstreckt war. Zum Oberbefehlshaber wurde jetzt der Prinz Ferdinand von Braunschweig ernannt, eine sehr glückliche Wahl. Denn der Prinz, den wir schon in den schlesischen Kriegen unter den Fahnen seines königlichen Schwagers als tapfern und umsichtigen Offizier kennen gelernt, wußte unter den schwierigen Verhältnissen den Geist des Heeres zu beleben und bei aller Milde des Charakters mit größter Energie seiner Aufgabe gerecht zu werden. Einen sehr fähigen Gehilfen fand er in seinem Vertrauten und Sekretär Philipp von Westphalen, der die strategischen Pläne entwarf und völlig die Stelle eines Generalstabchefs einnahm, auch die Geschichte dieser Feldzüge geschrieben hat.

Die Truppen seines Bruders, des Herzogs Karl von Braunschweig, der sich mit Frankreich zu verbinden im Begriff stand, hielt Ferdinand mit Überredung und Zwang bei dem Heer fest, und eröffnete alsbald wieder die Feindseligkeiten gegen Richelieu. So erhob sich plötzlich eine bereits aufgegebene Heeresmacht aufs neue. Zugleich raffte sich auch die englische Regierung zu größern Opfern und Anstrengungen auf; es kam jetzt Ernst in alle Zweige des erschlafften öffentlichen Dienstes; die Rüstungen zur See wurden mit höchstem Eifer betrieben, energische Männer mit den Befehlshaberstellen betraut, und bald zeigte sich die Wirkung einer kräftigeren Staatsleitung in den bereits halb verlornen überseeischen Besitzungen. Auch mit Preußen kam bald ein neuer Vertrag zu stande, wonach sich die englische Regierung zur Zahlung von vier Millionen Thaler Subsidien und zur Erhöhung der niedersächsischen Armee auf 50,000 Mann für britische Kosten verpflichtete, und beide Regierungen versprachen, keinen einseitigen Frieden oder sonstige Übereinkunft zu schließen. (11. April 1758.) Die Entsendung einer englischen Flotte in die Ostsee, um Rußland und Schweden im Zaum zu halten, glaubte jedoch das englische Ministerium zu einer Zeit, da die britische Seemacht an so vielen Orten in Anspruch genommen war, und mit Rücksicht auf den Handel mit den baltischen Ländern nicht bewilligen zu können, so sehr auch diese Diversion dem preußischen König am Herzen lag.

Schlacht bei Leuthen. Friedrich durfte auf den Lorbeeren von Roßbach nicht ruhen, auch nicht die haltlose Flucht der Reichstruppen und Franzosen gen Westen verfolgen. Noch stand der mächtigste Feind aufrecht und Schlesien war inzwischen nahezu verloren gegangen. Der Herzog von Bevern war bis Breslau zurückgewichen und hatte sich vor der Stadt im verschanzten Lager festgesetzt, ihm gegenüber die

dreifach überlegene kaiserliche Hauptarmee unter Karl von Lothringen und Daun. Ein andres österreichisches Korps belagerte die Festung Schweidnitz, welche die Pässe nach Böhmen beherrschte, und zwang sie mit ihren reichen Magazinen, ihrem großen Vorrat an Geschütz und Munition, ihrer stattlichen Besatzung zur Kapitulation. 12. Nov. 1757. Gleich darauf wurden die Preußen vor Breslau geschlagen und 22. Nov. in die Stadt hineingedrängt. Der Herzog von Bevern selbst wurde bei einer Rekognoszierung gefangen genommen, die Hauptstadt Schlesiens dem Feind übergeben; in arger Zerrüttung setzten die Truppen den Rückzug fort. Da kam zur rechten Stunde der König mit seinem siegreichen Heer heran und vereinigte sich mit den Trümmern der schlesischen Armee. Jetzt kam wieder die alte Zuversicht, Entschlossenheit und Ehrbegier über Offiziere und Soldaten. Und bald flocht die „Potsdamer Wachtparade“, wie man im österreichischen Lager spottete, ein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz. Prinz Karl von Lothringen dachte durch seine Übermacht mit den schwachen preußischen Korps leicht fertig zu werden und rückte ihnen aus seinen Verschanzungen vor Breslau ins offene Feld entgegen, zu Friedrichs hoher Genugthuung. Unweit Breslau entbrannte die große Schlacht, die nach dem Dorf Leuthen genannt wird. Seit den frühesten Morgenstunden des trüben Wintertages wurde mit einer Erbitterung ohnegleichen ge- 5. Dez. 1757. kämpft. Die entscheidende Position war das Dorf Sagschütz, wo der linke Flügel der Österreicher unter Nadasdy seine Stellungen hatte. Als es den Generalen Wedell, Zieten, Prinz Moritz von Anhalt gelang, die Feinde nach blutiger Anstrengung hier zum Weichen zu bringen, und dann auch das Dorf Leuthen zu stürmen, war der Tag entschieden. Den letzten Ausschlag gab ein unwiderstehlicher Stoß der preußischen Reiterei unter General Driesen gegen die feindlichen Kavallerieschwadronen, welche die vordringende Infanterie zu überflügeln versuchten. Beim Einbruch der Dämmerung waren die Preußen allenthalben Sieger; in voller Auflösung zog das kaiserliche Heer nach Böhmen zu, zehntausend waren tot und verwundet, zwölftausend gefangen; es war ein furchtbar blutiger aber auch entscheidender Tag, der die strategische und taktische Kunst Friedrichs im hellsten Licht zeigte und die Bewunderung aller Militärs der Mit- und Nachwelt erregte. Die sogenannte „schräge Schlachtordnung“ ist nie vollkommener und erfolgreicher durchgeführt worden. Das ganze Heer fühlte die Bedeutung des Sieges. Als in der kalten Winternacht die Krieger still und ernst über das Schlachtfeld schritten, stimmte ein alter Grenadier aus tiefster Brust das schöne Lied an: „Nun danket alle Gott!“ Alsbald fiel die Feldmusik ein und alle Anwesenden, wohl 25,000 Mann, sangen wie aus einem Mund: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut an uns und allen Enden.“ Gleich nach der Schlacht ergab sich Breslau mit 21. Dez. überaus starker Besatzung; Schlesien war wieder preußisch und das Jahr 1757, das so furchtbar blutig auf deutscher Erde gehaust, ging verheißungsreich zu Ende.

3. Zorndorf und Hochkirch (1758).

Die Russen in Preußen. Den Feldzug des Jahres 1758 eröffneten die Russen. Sie hatten den Sieg von Großjägerndorf nicht benutzt, sondern waren unmittelbar darauf an die Grenze zurückgezogen. Denn man erwartete damals täglich das Ableben der hinsiechenden Kaiserin Elisabeth. Das österreichische Bündnis beruhte allein auf ihren Launen, und der Großkanzler Bestucheff, ein von allen Seiten bestochener unzuverlässiger und intriganter Mann, schielte längst nach der neuen Regierung, die ihrerseits an der österreichischen Allianz kein Interesse hatte. Zudem war es im Werke, den Thronfolger Peter von Holstein-Gottorp bei dem bevorstehenden Thronwechsel auszuschließen und seine Gemahlin Katharina als Regentin auszurufen, ein Vorhaben, zu dem man der im Feld stehenden Truppen bedurfte. Der General Apraxin, eine Kreatur Bestucheffs, folgte den Weisungen und unterbrach damit die Operationen auf Monate. Elisabeth erholte sich jedoch wieder und ihr ganzer Zorn richtete sich gegen Bestucheff als Urheber dieses Komplotts. Er wurde seines Amtes entsetzt und auf sein entlegenstes Gut verbannt; an Stelle Apraxins, der gleich darauf starb, wurde Wilhelm Fermor mit dem Jan. 1758. Kommando in Deutschland betraut. Mit dem Beginn des Jahres zog der neue Befehlshaber wieder in Preußen ein. Widerstand gab es in dieser abgelegenen truppenentblößten Provinz nicht; ohne Schwertstreich wurde Königsberg besetzt; schwere Kriegsleistungen wurden ausgeschrieben und überall die Huldigung erzwungen, als ob das Land bereits eine sichere Beute wäre.

Die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben. Während im Osten die Feinde jetzt ernstlich heranzogen, gelang es dem Prinzen Ferdinand den deutschen Westen von den Eindringlingen zu säubern. Nachdem Richelieu sich mit leichter Mühe im vorigen Herbst der rheinischen und westfälischen, hannöverschen und hessischen Lande bemächtigt, war er in Unthätigkeit versunken oder hatte in planlosen Unternehmungen, wie gegen Bremen und Halberstadt, seine Kraft zersplittert. Der gänzlich zerrüttete Zustand der französischen Hauptarmee, der in dem kalten Winter sich noch steigerte, und die militärische Unfähigkeit und Sorglosigkeit des Feldherrn trugen gleichmäßig die Schuld an der schlechten Haltung. Die schamlosesten Brandschatzungen und Erpressungen waren die einzige Leistung. Richelieu wurde denn auch bald abberufen und ein Prinz von königlichem Geblüt, Graf Ludwig von Clermont, ein priesterlicher Heerführer, von dem man sagte, er schlage sich wie ein Geistlicher und predige wie ein Soldat, an seine Stelle gesetzt. Aber die Disziplin und Kriegstüchtigkeit kehrte darum nicht wieder. Es war auch kein Geheimnis, daß die französische Regierung zur Zeit Friedensanwandlungen hatte; der Minister Kardinal Bernis machte in Wien sehr ernstliche Vorstellungen in dieser Richtung; die Opfer an Geld und Mannschaft waren auf eine unerträgliche Höhe gestiegen. Es gelang freilich der Energie des Wiener Kabinetts und dessen eindringlichem Zureden, in den Hofkreisen die Kriegslust noch wach zu erhalten und Frankreich

an die Allianz zu fesseln; aber ermutigend konnten solche Symptome auf die Stimmung des Heeres nicht wirken. Als daher Prinz Ferdinand mit größter Umsicht und Thatkraft die Bundesarmee wieder feldtüchtig gemacht hatte und ernstlich gegen die Franzosen vorging, hielten diese nirgends stand. Zu einer Febr. 1758.
Schlacht kam es gar nicht. Fluchtähnlich, in voller Auflösung wurde der Rückzug aus ganz Niedersachsen und Westfalen bewerkstelligt; in wenigen Wochen hatten Ferdinand und Prinz Heinrich die Feinde über den Rhein zurückgetrieben; dort sammelte sich kaum der dritte Teil der Heeresmacht, die im vorigen Jahr den deutschen Strom überschritten. An Ruhm wie an Erfolg kam diese schneidige Franzosenhetze einer großen siegreichen Feldschlacht gleich. Die deutschen Reichsstände verloren beim Anblick dieser Vorgänge, zumal als Prinz Heinrich auch noch einen kühnen Streifzug durch ganz Franken machte, alle Lust zur Fortsetzung des Kriegs; die Reichsarmee, die jetzt unter dem Konvertiten Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken stand, mußte nach Böhmen gezogen werden, um ihrer sicher zu sein; Bayern zeigte die größte Lust, das französische Bündnis aufzugeben; es bedurfte der höchsten Anstrengungen von seiten des österreichischen Hofes, um die widerwilligen Fürsten bei der gemeinsamen Fahne festzuhalten.

Die Franzosen gaben sich, seit der Marschall Belle-Isle das Kriegsmini- Schlacht bei Krefeld.
sterium übernommen, ernstliche Mühe, ihre zerrüttete Armee wieder in feldtüchtigen Stand zu setzen; sie gedachten mit dem Beginn des Sommers die Operationen auf dem rechten Rheinufer wieder aufzunehmen. Allein Ferdinand von Braunschweig kam ihnen zuvor und überschritt selbst den Strom, zur größten Bestürzung des unfähigen Oberbefehlshabers Clermont und der französischen Generale, die auf einen so kühnen Schritt nicht gefaßt waren. Die Franzosen hatten bei Krefeld ein festes Lager bezogen; hier überfiel sie der deutsche Befehlshaber und es kam zu einer großen Schlacht, die durch die umsichtigen An- 23. Juni 1758.
ordnungen Ferdinands und die Tapferkeit seiner Regimenter trotz der überlegenen Stellung und Zahl der Franzosen mit deren völliger Niederlage endete; unter den Gefallenen war des Marschalls Belle-Isle einziger Sohn, der junge tapfere Graf Gisors. Der alte Waffenruhm der Franzosen ging in diesem Krieg gänzlich verloren; der gesamte Niederrhein und das österreichische Belgien standen dem Sieger wehrlos offen. Hätten die Engländer zu einem Angriff auf die Niederlande energisch die Hand geboten, so wäre dies ersprießlicher gewesen als die fortgesetzten nutzlosen Landungen an der französischen Küste. Zwar entschloß sich jetzt endlich die Londoner Regierung, ein englisches Korps unter dem Herzog von Marlborough, dem Enkel des großen Feldherrn, zu dem niedersächsischen Heer stoßen zu lassen; allein gleichzeitig erhielten auch die Franzosen eine bedeutende Verstärkung durch die Mainarmee des Prinzen Soubise, die nach Böhmen bestimmt gewesen war, jetzt aber zur Unterstützung des Marquis Contades, der an Clermonts Stelle berufen wurde, heranzog. Unter furchtbaren Erpressungen marschierte Soubise durch Hessen, schlug bei Sondershausen ein hessisch-hannöver-

sches Korps und drang in Westfalen und Hannover ein. Auch die französische Hauptarmee ging wieder zur Offensive über und nötigte den Prinzen Ferdinand, über den Rhein zurückzukehren. Allein trotz der großen Übermacht vermochten die Franzosen doch dauernde Eroberungen in Norddeutschland nicht mehr zu machen. Die geschickten Operationen Ferdinands begegneten der feindlichen Invasion sehr wirksam; bei Eintritt der Kälte bezogen die Franzosen die Winterquartiere am Rhein und im südlichen Hessen. Die Überrumpelung der Reichs-
2. Jan. 1759. stadt **Frankfurt**, bei welcher der Stadtschultheiß Textor, Goethes Großvater, eine wenig rühmliche Rolle spielte, war der Schluß dieses Feldzugs, der den Franzosen nichts als Verlust, Vorwürfe, Haß und Hohn eingetragen.

Feldzug in Mähren u. Böhmen.

Im Frühling war auch der König selbst wieder aus seinen schlesischen Winterquartieren aufgebrochen, hatte Schweidnitz, die letzte Besitzung der Österreicher
April 1758. auf preußischem Boden, zur Kapitulation gezwungen, war dann nach Mähren gezogen und hatte Olmütz belagert. Schon geriet man zu Wien in Schrecken vor einem drohenden preußischen Angriff. Allein die Wegnahme eines großen
30. Juni 1758. Provianttransports in dem Gefecht bei Domstädtl durch den tapfern Generalmajor **Gideon Ernst von Laudon**, aus altadliger schottisch-livländischer Familie, und der Heranzug des Feldmarschalls Daun, der jetzt an Stelle des unfähigen Karl von Lothringen allein die kaiserliche Heeresmacht in Böhmen befehligte, nötigten die Preußen zum Aufgeben der Belagerung. Einer Schlacht wich der bedächtige und vorsichtige Daun aus, und sein Plan, den Preußen den Rückzug zu versperren, gelang nicht. In einem meisterhaften Marsch durch Böhmen erreichte Friedrich wieder das schlesische Land. Es war auch Zeit, daß
Die Russen in der Mark. er mit einem wohlbehaltenen Heer anlangte. Denn schon drängte von Norden eine gewaltige Kriegsgefahr. Durch das brandenburgische und polnische Preußen vorrückend war die russische Armee unter Fermor allmählich bis zur Oder gelangt, ihren schwerfälligen Marsch mit wilden Ausschreitungen aller Art, mit Raub, Mord und Verwüstung bezeichnend. Fermor gedachte gerades Wegs auf Berlin loszugehen; schon streiften die Kosaken weithin bis in die Ukermark und Pommern und auch die unschlüssige und schwache schwedische Armee rückte wieder in Pommern vor und wagte sich sogar in die Mark; allein dauernde Eroberungen vermochte sie weder in diesem noch in dem folgenden Jahr zu machen; um die Schweden im Zaum zu halten, genügten während des ganzen Kriegs einige zusammengeraffte Heerhaufen und halbinvalide Garnisonen.

Schlacht bei Zorndorf.

Die russische Hauptmacht lagerte vor Küstrin, schoß die Stadt in Brand und mühte sich vergeblich an der Festung ab. Zu dem Generalleutnant Graf Dohna, der mit den Truppen aus Pommern herangezogen war, stieß nun der König selbst mit einem Teil seiner kampferprobten schlesischen Armee und überschritt unterhalb Küstrin die Oder im Rücken der Russen. Hier entbrannte nun
25. Aug. 1758. die mörderische Schlacht von **Zorndorf**. Die Russen, an Zahl weit überlegen und von standhafter kaltblütiger Tapferkeit, wenn auch mangelhaft geführt,

drängten die preußische Avantgarde zurück; das Schicksal des Tages stand auf dem Spiel, als Seydlitz, der Held von Roßbach, den richtigen Augenblick ersah und mit der unwiderstehlichen Wucht seiner Reitergeschwader über die russischen Regimenter herfiel; der ganze rechte russische Flügel war durch diesen heldenmütigen und rechtzeitigen Angriff niedergeworfen. Aber noch bis gegen Abend dauerte der Kampf. Die russische Hauptmacht war noch unberührt und hielt dem erneuten Angriff wacker Stand; die aus Pommern herangezogenen Regimenter thaten nicht ihre Schuldigkeit wie die des Feuers gewohnten Helden von Leuthen. Hin und her schwankte die Entscheidung und noch einmal gab Seydlitz, dessen Reiter den ganzen Tag nicht aus dem Sattel kamen, den Ausschlag. Die Schlacht verwandelte sich oft in ein verzweifeltes Handgemenge, Mann gegen Mann, mit Kolben und Bajonetten. Am Ende aber wichen doch auf der ganzen Linie die russischen Regimenter zurück und die Schlacht war gewonnen. Die Opfer auf beiden Seiten waren furchtbar, zehntausend Preußen, fast die doppelte Zahl Russen lagen tot und verwundet auf dem Feld, und trotz der Niederlage war die russische Armee keineswegs vernichtet oder auch nur für die nächste Zukunft unschädlich gemacht, wie die französische bei Roßbach oder die österreichische bei Leuthen. Allein Friedrich konnte seinen Sieg nicht weiter verfolgen; dringende Botschaften riefen ihn nach Sachsen, um aufs neue den Kampf gegen die Kaiserlichen aufzunehmen. Die Russen entschlossen sich darauf zu einem Einfall in Pommern, versuchten sich vergeblich an der Festung Kolberg, wo ein paar Hundert Mann, Landmiliz und Invaliden, sich heldenmütig wehrten, Okt. 1758. und zogen bei Eintritt des Winters wieder nach Preußen zurück. Sie schrieben sich prahlerisch den Sieg bei Zorndorf zu; allein die Erfolglosigkeit des Feldzugs bewies, daß diese Auffassung leere Großsprecherei war. Ebenso unfruchtbar waren die Unternehmungen des meuterischen und verwahrlosten schwedischen Heeres unter Hamilton, trotzdem in Brandenburg und Pommern äußerst geringfügige Streitkräfte lagen. Zu Ende des Jahres waren die Schweden wieder auf Stralsund und Rügen beschränkt.

Überfall bei Hochkirch.

Die Österreicher waren nach dem Abzug Friedrichs in die Lausitz und Sachsen eingedrungen und hatten die schwachen Streitkräfte des Prinzen Heinrich mehr und mehr zurückgetrieben. Sachsen war in Gefahr verloren zu gehen, als der König in Eilmärschen in der Nähe von Dresden wieder anlangte. Der Feldmarschall Daun, ein echter „Fabius Cunctator“, hatte bei Kittlitz in der Lausitz in den günstigsten Positionen ein festes Lager bezogen und wartete hier den preußischen Angriff ab. Der König aber war der Meinung, der feindliche Oberbefehlshaber beabsichtige den Rückzug nach Böhmen, und wollte ihn auf alle Weise zur Schlacht zwingen. In seinem Kampfeifer und seiner überreizten Stimmung ließ er diesmal die nötige Vorsicht außer acht und lagerte sich in einer äußerst ausgesetzten Stellung bei Hochkirch allen Warnungen zum Trotz den allzu geringschätzig behandelten Österreichern gegenüber. Daun ersah die

Gelegenheit mit richtigem Blick und überfiel unerwartet in früher Morgenstunde 14. Okt. 1758. das preußische Lager. Die Schlacht bei Hochkirch endete denn auch mit einer empfindlichen Niederlage der Preußen. Der nächtliche Überfall, die Erstürmung von Hochkirch, der erbitterte Kampf in der grauenden Morgendämmerung, das Handgemenge um den Besitz des Kirchhofs, das alles gehörte zu den blutigsten und grauenhaftesten Szenen in diesem ganzen Krieg. Laudon, der selbst den alten Zieten zum Weichen brachte, war der eigentliche Held des Tages. Beim Sturm auf die verlorne große Batterie fiel der tapfere und ehrenfeste Feldmarschall Keith, dem sein Bruder nachrühmte, er habe ganz Böhmen gebrandschatzt und sein Nachlaß betrage nicht siebzig Dukaten. Auch Franz von Braunschweig, der jüngste der tapfern Prinzen, war gefallen; Moritz von Anhalt, der fähigste Sohn des alten Dessauers, geriet verwundet in Gefangenschaft. Von allen Seiten bedrängt, mußten endlich die Preußen ihre Stellungen aufgeben, so oft sie auch versucht hatten, sich in den verlornen Positionen wieder festzusetzen. Aber der geordnete und ruhige Abmarsch bewies trotz der Niederlage aufs neue die Tüchtigkeit des preußischen Heeres und die strategische Kunst des Königs. Freilich waren furchtbare Lücken in die Regimenter gerissen und fast alles Gepäck verloren. In derselben Nacht starb Friedrichs Schwester Wilhelmine von Baireuth, ein Schlag, der dem Herzen des Königs sehr nahe ging und seine verzweifelte Stimmung über die Widerwärtigkeiten des Kriegs erhöhte. Und trotzdem hielt unter allen Schicksalsschlägen dieser wunderbare Mann das Haupt aufrecht. Die Österreicher hatten keine Frucht von dem Sieg; vergebens suchten sie sich in Sachsen und Schlesien festzusetzen; noch ehe der Winter anbrach, waren sie wieder nach Böhmen zurückgedrängt, ohne eine neue Schlacht, nur durch zweckmäßige Verteilung der geringen preußischen Streitkräfte, durch geschickt gewählte Stellungen und rasche Märsche.

Erneuerung des französisch-österreichischen Bundes. Das kampferfüllte Jahr 1758 hatte keine Entscheidung gebracht; im wesentlichen war die Lage der kriegführenden Mächte nicht verändert gegenüber dem Vorjahr. Die Hoffnung, mit der vereinigten Waffengewalt der drei Großmächte den Preußenkönig zu erdrücken, war abermals zunichte geworden. Aber der Starrsinn und Haß der Kaiserin Maria Theresia hielt dennoch an dem vorgesteckten Ziel fest und wußte auch die Bundesgenossen aufs neue mit Kriegslust zu erfüllen. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es, Frankreich, das nichts als Opfer, Verluste und Schmach von seinen deutschen Feldzügen hatte, beim Bund festzuhalten. Selbst der leitende Staatsmann Bernis, der einst hauptsächlich das österreichische Bündnis betrieben, war jetzt von der Notwendigkeit des baldigen Friedensschlusses überzeugt und wirkte eifrig in dieser Richtung. Er zerfiel darüber mit dem Hof und noch war die Freundschaft mit Österreich mächtig genug, ihn vom Amt zu verdrängen und aus Paris zu verbannen. An seine Stelle trat der gewandte, energische und geistreiche Herzog von Choiseul (Stainville), der bisherige Gesandte in Wien, dessen erstes Geschäft der Abschluß neuer Ver-
30. 31. Dez. 1758. träge mit Österreich war. Allein dieselben ließen doch in dem Zurückgehen auf den ersten Traktat von 1756, in dem verminderten Umfang der in Aussicht genommenen territorialen Veränderungen, in dem Wegfall der Verpflichtung, den Krieg bis zur

Eroberung Schlesiens fortzusetzen, und in den verringerten französischen Subsidien deutlich erkennen, daß das Ziel des Waffenbundes herabgestimmt und die Zuversicht nicht mehr die alte war. Immerhin aber war die Allianz zur größten Genugthuung des kaiserlichen Hofes aufs neue befestigt und Choiseul ließ es an Thatkraft und Umsicht nicht fehlen. Die Armee in Deutschland wurde verstärkt und instandgesetzt; der wittelsbachischen Höfe in Mannheim und München und des Herzogs von Württemberg war man aufs neue versichert, wenn man ihnen gleich die Subsidien kürzte. Gleichzeitig wurde der Plan einer Landung in England entworfen, wozu man sich, jedoch vergeblich bemühte, die Mitwirkung der Schweden und Holländer zu erlangen.

4. Von Kunersdorf bis Torgau (1759. 1760).

Während sich die Allianz der feindlichen Mächte aufs neue schloß und auf allen Seiten gewaltige Anstrengungen und Rüstungen gemacht wurden, blickte Friedrich bei Beginn des Feldzugs von 1759 mit schwerer Besorgnis in die Zukunft. Der lange Krieg erschöpfte die Kräfte des kleinen Staats aufs äußerste. Die Lücken, welche die Schlachten in die alten Regimenter gerissen, mußten durch drückende Aushebung junger unerfahrener Rekruten, durch Einstellung von Gefangenen und Überläufern, durch Pressung und Werbung in den benachbarten Ländern mühsam ausgefüllt werden; allein die alten schlachterprobten Truppen wurden durch diese unzuverlässigen Elemente nicht ersetzt; auch das Offizierkorps wurde mehr und mehr gelichtet und verlor an Tüchtigkeit und Selbstvertrauen. Die englischen Subsidien, die harten Kriegssteuern und Auflagen in den dem preußischen Machtbereich unterliegenden Ländern deckten nicht den Bedarf; verderbliche Mittel, wie die Prägung minderwertiger Münzen (die verrufenen sächsischen Ephraimsgulden), waren eine kümmerliche und bedenkliche Aushilfe. „Ich bin dieses Lebens sehr müde," schrieb Friedrich damals, „der ewige Jude war es weniger als ich. Ich habe alles verloren, was ich im Leben geliebt und verehrt habe; meine Phantasie ist erfüllt von den Verwüstungen und Greueln." Seine gramvolle und bittere Stimmung gab sich in seinen Briefen und satirischen Flugschriften kund. Er hätte gern Frieden geschlossen, nicht aber in kleinmütiger Verzagtheit um jeden Preis, sondern nur mit Ehren und ohne die Lebensbedingungen seines Staats dranzusetzen. Ein solcher Friede aber stand noch in weitem Feld. *Lage und Stimmung Friedrichs.*

Der Feldzug dieses Jahres wurde durch eine Reihe kühner preußischer Streifzüge in Mitteldeutschland eröffnet. Erfurt wurde überrumpelt; Prinz Heinrich fiel in Böhmen ein und zerstörte die österreichischen Magazine; dann wandte er sich nach Franken, trieb die Reichsarmee zurück, drang in Bamberg ein und streifte in die Nähe von Würzburg, bis er zur Verteidigung Sachsens zurückgerufen ward. Weniger glücklich war anfangs die niedersächsische Armee. Ferdinand von Braunschweig, der es auf die Befreiung Frankfurts und die Zerstreuung der französischen Mainarmee abgesehen, zog durch Hessen gegen den *Schlachten bei Bergen und Minden.*

Herzog von Broglie, der jetzt an Stelle des abberufenen Soubise befehligte, erlitt
13. April 1759. aber bei **Bergen** im Angesicht von Frankfurt eine empfindliche Niederlage; an der überlegenen Stellung und Zahl der Franzosen scheiterte die Tapferkeit der braunschweigischen und hessischen Regimenter, und Ferdinand sah sich zum Rückzug nach Westfalen genötigt. Hierhin folgte ihm Broglie und die französische Hauptarmee unter Contades. Allein der Plan, die Verbündeten wieder über die Weser zurückzuwerfen und Hannover zu erobern, ward durch die Schlacht bei
1. Aug. **Minden** zu nichte, wo Ferdinands umsichtige Anordnungen und die hingebende Tapferkeit seiner Truppen einen glänzenden Sieg davontrugen und den Franzosen schwere Verluste beibrachten. Hätte nicht Lord Sackville mit der englischen Reiterei seine Schuldigkeit gröblich versäumt, wofür er auch aus dem britischen Kriegsdienst ausgestoßen wurde, so wären die französischen Heere vernichtet gewesen. Aber auch so waren sie für dieses Jahr unschädlich gemacht. Mit der Kapitulation der Festungen Minden und Münster war Westfalen wieder im Besitz der Verbündeten. Von dem wackern jungen Erbprinzen von Braunschweig, dem Neffen Ferdinands, und dem Grafen Wilhelm von Bückeburg, einem ausgezeichneten Kenner der Artillerie, bedrängt, räumten die Franzosen auch Hessen und lagerten sich zwischen Lahn und Main. Nachdem auch noch das württembergische Korps, das nach der Niederlage von Minden aufs neue in französischen
30. Nov. 1759. Sold genommen worden, bei Fulda eine empfindliche Niederlage erlitten, gaben die Franzosen, die auch in diesem Feldzug schmählich zu schanden geworden, die Operationen für jetzt auf.

Schlacht bei Kunersdorf. Mit mehr Glück hatten inzwischen auf dem östlichen Kriegstheater die verbündeten Russen und Österreicher gekämpft. Im Frühjahr zog die russische Armee, jetzt unter dem alten und wenig energischen Grafen Peter Soltykoff, dem der weit fähigere Fermor sich unterordnete, aus ihren Winterquartieren hinter der Weichsel gegen die Oder heran, um dem Kriegsplan gemäß den Österreichern in Schlesien die Hand zu bieten; die Neutralität des polnischen Gebiets, die durch keine Waffenmacht geschützt war, wurde nicht im geringsten geachtet. In der Nähe von **Züllichau**, bei dem Dorf Kay wurde der tollkühne Karl
23. Juli 1759. Heinrich von Wedell mit starken Verlusten aufs Haupt geschlagen. An der Oder angelangt lagerten sich die Russen um Frankfurt, auf den Höhen von Kunersdorf, des Heranzugs der Österreicher harrend, von denen denn auch ein auserlesenes Korps unter dem raschen und thatkräftigen Laudon sich bald mit den Bundesgenossen vereinigte. Friedrich war alsbald entschlossen, dem nördlichen Feind entgegenzugehen, obwohl der Feldmarschall Daun aus Böhmen in die Lausitz und Schlesien vordrang. Die preußischen Streitkräfte in Schlesien mußten auf das äußerste geschwächt, Sachsen fast geräumt werden, um dem König den Zug gegen die Russen zu ermöglichen. In Eilmärschen langte Friedrich bei Frankfurt an; als er dort alle Truppenkorps an sich gezogen hatte, mochte er gegen 50,000 Mann stark sein, die Verbündeten gegen 80,000. Der König

drängte fieberhaft vorwärts; er beschloß die Russen in ihrem befestigten Lager bei Kunersdorf trotz der entgegenstehenden Terrainschwierigkeiten anzugreifen. Die furchtbare Schlacht, die sich hier entspann, schien anfangs eine den Preußen günstige Wendung zu nehmen. In wiederholtem Angriff wurden die Russen aus ihren Verschanzungen geworfen, das halb zerstörte Kunersdorf in heldenmütigem Sturm genommen, die Feinde überall zum Rückzug gezwungen. Man riet dem König die Schlacht abzubrechen; denn das bisher Erreichte hätte die Wirkung eines Sieges gehabt und die preußischen Infanterieregimenter waren todmatt und furchtbar gelichtet. Allein Friedrich war entschlossen den Feldzug an diesem Tage zur Entscheidung zu bringen; die verzweifelte Stimmung hatte seine frühere Ruhe und Besonnenheit überwältigt. So setzte er denn in den Nachmittagsstunden den Kampf fort; jetzt aber bewährte sich das strategische Geschick und das scharfe Auge Laudons in glänzender Weise. Es gelang ihm, den Preußen bei der Besetzung des „Spitzberges" zuvorzukommen und an dieser Position hing die Entscheidung des Tages. Dort sammelten sich österreichische und russische Regimenter aufs neue, und wie oft auch Friedrich selbst die müden, gebrochenen und gelichteten Bataillone zum Sturme trieb, sie vermochten der festen Stellung nicht Meister zu werden. Auch die Reiterei wurde in den Todeskampf geschickt; Seidlitz hatte die Nutzlosigkeit des Opfers wohl erkannt, er selbst wurde schwer verwundet und für längere Zeit dienstunfähig. Alle Anstrengungen waren vergebens. Ein Kavalleriestoß Laudons zersprengte am Ende die letzten Trümmer des preußischen Fußvolks. König Friedrich hatte sich während der ganzen Schlacht aufs höchste ausgesetzt; zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, seine Kleider durchlöchert: eine Kugel war an einem goldenen Etui abgeprallt, das er in der Tasche trug. Noch stand er in verzweifelter Stimmung lebensverachtend auf dem Mühlberg, als der Rittmeister von Prittwitz an der Spitze von vierzig Zietenschen Husaren seiner ansichtig wurde und ihn bewog den Schauplatz der Niederlage zu verlassen. Diese Husaren bildeten das Geleit des Königs und schützten ihn gegen die andringenden Kosaken. Friedrich hat es Prittwitz nie vergessen, daß er ihn von dem Tod oder der Gefangenschaft errettete. Voll Verzweiflung schrieb er vom Schlachtfeld an seinen Minister Graf Finckenstein: „Ich habe keine Hilfsmittel mehr und halte alles für verloren; ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Lebewohl auf immer!" Die Armee war in voller Auflösung, 18,000 Mann tot, verwundet, gefangen; die Trümmer, die sich allmählich wieder zusammenfanden, hatten Mut und Disziplin verloren. Unter den Gefallenen war auch der Major Ewald von Kleist, der Natur- und Idyllendichter, „ein Sänger und ein Held zugleich". Was er geahnt: Vielleicht sterb einst auch ich den Tod fürs Vaterland, ging hier in Erfüllung.

12. Aug. 1759.

Den Siegern stand der Weg in das Herz der preußischen Staaten offen; es schien als sollte die furchtbare Niederlage das Ende des Kriegs sein; in

Wirkungen der Niederlage von Kunersdorf.

Berlin machte man sich auf die sofortige Ankunft der Feinde gefaßt; die königliche Familie und die Regierung suchten in Magdeburg Zuflucht. Allein der Sieg wurde nicht ausgenützt. Die Russen glaubten in diesem Jahr genug gethan zu haben; jetzt sei es Zeit, daß Daun mit der österreichischen Hauptarmee den Krieg ernstlich aufnehme; man wolle sie ohne eigne Anstrengungen aufopfern. Der Verlust der Russen war nicht viel geringer als der preußische; sie waren der furchtbaren Kämpfe müde und die Stimmung im Heer den Österreichern nie freundlich. Daun aber ließ auch jetzt von seiner Bedächtigkeit und Vorsicht nicht ab und gewährte so dem König Zeit, sich von der schweren Niederlage zu erholen und seine Truppen aufs neue feldtüchtig zu machen. Ende Oktober zogen die Russen, die über einen gemeinsamen Operationsplan mit Daun sich nicht einigen konnten, wieder an die Weichsel zurück. Nur in Sachsen, das von preußischen Truppen fast ganz entblößt war, hatte die Niederlage von Kunnersdorf empfindliche Folgen. Als der Prinz von Zweibrücken mit der Reichsarmee und österreichischen Heerabteilungen heranrückte, kapitulierten nacheinander Leipzig,
4. Sept. 1759. Torgau, Wittenberg, endlich auch Dresden, der Hauptwaffenplatz der Preußen und die beherrschende Position der Elbe. Zwar gelang es den Preußen, die verlornen Plätze in Sachsen wieder in ihre Gewalt zu bringen, Dresden aber hielt sich.

Kapitulation von Maxen. Um diese Stadt zu decken, zog Daun heran und es konzentrierte sich hier noch einmal die Hauptmacht der beiden Gegner. Friedrich selbst kam wieder nach Sachsen und übernahm den Oberbefehl. Um das österreichische Heer gleichzeitig im Rücken zu fassen, sandte er ein Korps unter General Finck gen Dippoldiswalde südlich von Dresden. Es war bei der Überlegenheit der Österreicher ein tollkühner Plan, dessen Gefahren Finck sehr wohl durchschaute; aber der König bestand darauf, weil er von den Fähigkeiten und der Thatkraft des Generals, der sich mehrfach, namentlich bei Kunersdorf, hervorgethan, eine übertriebene Vorstellung hatte. Die unglückliche Expedition sollte ihn schwer enttäuschen. Von der Überzahl erdrückt, von allen Seiten abgeschlossen, ging Finck die unrühm-
21. Nov. 1759. liche Kapitulation von Maxen ein; 12,000 Mann streckten die Waffen und gaben sich in kaiserliche Gefangenschaft, ein in der preußischen Kriegsgeschichte bisher unerhörter Vorgang, den Friedrich aufs schmerzlichste empfand. Finck wurde in der Folge kassiert und trat in dänische Dienste. Es war das unglücklichste Jahr des ganzen Kriegs, welches mit diesem Schlag zu Ende ging, und doch waren weder aus Schlesien noch aus Sachsen die Preußen vertrieben. Daun hatte ob seiner Langsamkeit und Bedächtigkeit viel Spott und Vorwürfe zu ertragen.

Englisch-französischer Kolonialkrieg. Während Frankreich in dem kontinentalen Krieg nichts als Schmach und Niederlagen erntete, büßte es gleichzeitig seine alte maritime und koloniale Machtstellung ein, die in den letzten Zeiten der englischen Erschlaffung vor Pitts Verwaltung gerade einen frischen Aufschwung unter dem tapfern Marschall Montcalm genommen hatte; schon

waren die Engländer wieder aus dem gesamten Gebiet des Ohiobeckens und St. Lorenzstromes verdrängt worden. Im Jahr 1758 wurden die Franzosen von der Küste Senegambien verdrängt und ihr afrikanischer Handel zerstört; in Ostindien wurde ihr Machtgebiet mehr und mehr eingeschränkt; in Westindien die Antilleninsel Guadeloupe erobert. Die wichtigsten Erfolge aber errangen die Engländer in Nordamerika, wo die französischen Kolonisten vom Mutterland in kurzsichtiger Weise preisgegeben wurden. Das feste Louisburg, der Mittelpunkt der französischen Besitzungen am St. Lorenzstrom, der Schlüssel von Kanada, wurde erobert; einige Monate später wurde das Juni 1758.
ganze Ohiogebiet von den Franzosen geräumt. Endlich fiel auch Kanada. Vor Quebeck siegte der junge ritterliche General James Wolfe über die Franzosen und die kanadischen Milizen unter Montcalm und beide Heerführer starben den Heldentod. 13. Sept. 1759.
Wenige Tage später kapitulierte die Stadt Quebeck, und mit diesem Bollwerk fiel die französische Herrschaft in Kanada. Im folgenden Jahr wurden Montreal und die Sept. 1760.
letzten französischen Forts in Nordamerika den Engländern übergeben; die Herrschaft Frankreichs in der Neuen Welt war zu Ende. Wenige Monate später fiel auch Pondischerri, die letzte Besitzung in Indien, und um des lästigen Zeugen ihrer Pflichtvergessenheit ledig zu werden, ließ die französische Regierung den General Lally-Tolendal, den standhaften und tapfern Verteidiger der Trümmer der indischen Besitzungen, nach jahrelanger Haft wegen Hochverrats und Mißbrauchs seiner Amtsgewalt enthaupten. Zehn Jahre später bewirkte der von Voltaire unterstützte Sohn des Hingerichteten, daß der Prozeß revidiert und die Ehre seines Namens hergestellt ward. Einen ebenso traurigen Ausgang hatten die französischen Unternehmungen in den europäischen Gewässern. Man hatte in Frankreich den kühnen Plan einer Landung an der englischen Küste gefaßt und großartige Rüstungen zu diesem Zweck veranstaltet. Allein die englische Marine begegnete der Gefahr. Die Flotte von Toulon ward an der portugiesischen Küste vor Lagos durch den Admiral Boscawen vernichtet; dasselbe 17. Aug. 1759.
Schicksal hatte drei Monate später die Flotte von Brest, über die Admiral Hawke in der Bai von Quiberon einen glänzenden Sieg erfocht. Damit waren die Landungs- 20. Nov.
pläne und der beste Teil der französischen Marine vernichtet.

Im Laufe des Jahres 1759 hatten sich England und Preußen über Friedens- Friedensverhandlungen.
anerbietungen geeinigt und in der „Deklaration von Ryswyk“ den kriegführenden 25. Nov.
Mächten den förmlichen Antrag eines Friedenskongresses überreicht. Es war teils die 1759.
aufrichtige Sehnsucht nach Beendigung des opferreichen Kriegs, was zu diesem Anerbieten führte, teils das Bestreben Pitts, den Umtrieben der innern Feinde zu begegnen, den mißgünstigen und ängstlichen Stimmen im Kabinett und in der Nation gegenüber an den Tag zu legen, daß er in leidenschaftlicher Kriegspolitik keineswegs so befangen sei, um nicht zu einem mit der Ehre und Wohlfahrt Englands und seiner Bundesgenossen vereinbarten Friedensschluß die Hand zu bieten. Choiseul wäre wohl geneigt gewesen, angesichts der völligen Erschöpfung der Staatskassen und des unvermeidlichen Bankrotts auf den Antrag einzugehen; das Bemühen, einen Separatfrieden mit England zu erlangen und den deutschen Krieg von dem maritimen zu trennen, erkannte der scharfsichtige und standhafte Pitt als einen Fallstrick, um die Verbündeten zu verfeinden und nach der Vereinbarung mit England Preußen um so sicherer zu verderben; solche Pläne aber scheiterten an Pitts Bundestreue und Ehrenhaftigkeit. In Rußland herrschte bei der Armee, in der Nation und in den Kreisen des Thronfolgers längst lebhafte Abneigung gegen den deutschen Krieg, allein die Kaiserin Elisabeth hielt eigensinnig an der bisherigen Politik fest, und in Österreich wollte man vollends von Frieden nichts wissen. So wurde denn der Kongreßantrag durch eine gemeinsame „Kontredeklaration“ ausweichend beantwortet und thatsächlich zurückgewiesen. Aber auch die 3. April 1760.

russische Regierung verlangte jetzt anstatt allgemeiner Verheißungen einen bestimmten Preis für ihre Waffenhilfe, und zwar Ostpreußen samt dem polnischen Danzig und damit die volle Herrschaft am Baltischen Meer. Mit schwerem Herzen willigte der
21. März 1760. Wiener Hof in die „Schuwaloffschen" Verträge, welche Rußland diese Erwerbung zusicherten und eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse an der Ostsee zum großen Nachteil von Schweden, Polen und Dänemark enthielten.

Fouqués Niederlage bei Landeshut. So war aufs neue durch die Bemühungen des Wiener Hofes der Friede hintertrieben und der Kampf hatte seinen blutigen Fortgang. Die Österreicher hatten ihre Streitkräfte auf eine bisher unerreichte Höhe gebracht und gedachten den Krieg mit diesem Feldzug zu Ende zu führen. Während die Hauptarmee unter Daun dem preußischen König um Dresden gegenüber lag, brach Feldzeugmeister Laudon mit einem andern starken Korps nach Schlesien auf, wo der General Heinrich August de la Motte Fouqué befehligte; an der Oder dachte er den Russen die Hand zu bieten. Laudon hatte wohl die dreifache Truppenzahl; gleichwohl ging ihm Fouqué, durch einen energischen Befehl des Königs selbst angetrieben, zu einem Verzweiflungskampf entgegen. Allein im
23. Juni 1760. Lager von Landeshut von der kaiserlichen Übermacht eingeschlossen, verfiel das preußische Korps, meist noch Veteranen, dem hoffnungslosen Untergang. Kein Mann streckte die Waffen, wie bei Maxen; das Beispiel und der eiserne Wille Fouqués trieb die Bataillone zur äußersten Kraftleistung; Schritt für Schritt mußte jede Position erkämpft werden. Das Ende war aber doch die völlige Vernichtung des preußischen Korps; wenige Trümmer nur vermochten sich durchzuschlagen. Fouqué selbst, noch aus den Küstriner und Rheinsberger Tagen der innige Freund des Königs, war schwer verwundet in Gefangenschaft geraten, in der er bis zum Frieden verblieb. Friedrich ehrte auch in der Folge noch an dem heldenmütigen Manne diese rühmlichste aller preußischen Niederlagen. Die
26. Juli 1760. nächste Folge des österreichischen Sieges war die Eroberung der wichtigen Festung Glatz. Breslau aber verteidigte der tapfere Kommandant, General Tauenzien, der Gönner Lessings, so nachdrücklich, daß Laudon abzog, zumal da Prinz Heinrich aus der Mark zum Entsatz heraneilte.

Schlacht bei Liegnitz. Es sammelten sich jetzt gewaltige Heeresmassen in Schlesien. Anfang August kam die russische Armee daselbst an, zu gleicher Zeit auch König Friedrich, nach-
Mitte Juli. dem er vergeblich versucht hatte, durch eine furchtbare Beschießung der Stadt Dresden wieder Meister zu werden, und in einem Parallelmarsch mit ihm die österreichische Hauptarmee unter Daun. Aber die Vereinigung der feindlichen Heeresmassen scheiterte auch jetzt an Friedrichs geschickten Operationen, an der Unschlüssigkeit Dauns und der Saumseligkeit der Russen. Während der österreichische Oberbefehlshaber sich anschickte, die Preußen in dem Lager vor Liegnitz anzugreifen, verließ Friedrich in aller Heimlichkeit diese gefährliche eingeschlossene
15. Aug. 1760. Position; da stieß er etwas unterhalb Liegnitz an der Katzbach in früher Morgenstunde auf das zur Vereinigung mit Daun heranziehende Laudonsche

Korps. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Anstrengung und Tapferkeit gefochten; am Ende aber sah sich Laudon, als er von keiner Seite unterstützt ward, unter schweren Verlusten zum Rückzug genötigt. Daun, der in unmittelbarer Nähe stand, machte zu spät einen schwachen Angriff auf den rechten preußischen Flügel und wurde von Zieten mit leichter Mühe zurückgeschlagen; die behutsame und matte Haltung des österreichischen Oberfeldherrn fand allerwärts die herbste Verurteilung. Der glänzende Sieg bei Liegnitz eröffnete Friedrich den Weg nach Breslau, wandte den Verlust von Schlesien ab, zerriß den gemeinsamen Operationsplan und die Vereinigung der Russen und Österreicher, erfüllte die preußischen Armeen aufs neue mit Zuversicht, die Gegner mit Mißtrauen und Besorgnis. Allein trotzdem war die Lage Friedrichs schwierig genug.

Nach dem Abzug des Königs drängte die Reichsarmee in Verbindung mit einem österreichischen Korps das schwache Heer des Generals Hülsen trotz der Niederlage in dem Gefecht bei Strehla aus ganz Sachsen; das feste Torgau mußte kapitulieren; im Saalkreis brandschatzten die zuchtlosen Württemberger aufs empörendste. Ein russisches und ein österreichisches Korps brachen unter Verwüstungen und Plünderungen in die offene Mark ein: sie erzwangen nach tapferer Gegenwehr die Übergabe von Berlin und bedeutende Kontributionen. Die Kunde von dem Anmarsch des Königs trieb jedoch die Feinde alsbald wieder aus der preußischen Hauptstadt und der Streifzug erwies sich als ziemlich nutzlos. Gleichzeitig scheiterte auch die mit umfassenden Rüstungen, mit starker russischer und schwedischer Heeresmacht zu See und Land unternommene zweite Belagerung der Meeresfestung Kolberg, die ein Stützpunkt für die Eroberung Pommerns werden sollte, an dem standhaften Mut der Garnison unter Oberst Heyde und rechtzeitigem Entsatz; damals und später erwarb sich diese Stadt in der preußischen Geschichte ein ruhmvolles Blatt.

Sachsen und Brandenburg bedrängt. 20. Aug. 1760. 9. Okt. Sept. 1760.

Auf die Kunde von dem österreichisch-russischen Zug gegen Berlin war Friedrich aus dem schlesischen Gebirg aufgebrochen, um die Mark zu retten. Ihm nach marschierte Daun mit der österreichischen Hauptarmee. Allein die Feinde zogen von Berlin ab, als Friedrich noch in der Lausitz stand, und dieser beschloß jetzt sich aufs neue in Sachsen festzusetzen. Dort hatte auch, in einer ungemein festen Position bei Torgau, bereits Daun sein Lager bezogen. Es lag dem König alles daran, die Österreicher aus Sachsen zurückzutreiben; denn auch die Russen machten Anstalten ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen, und es war Gefahr, daß die Verbindung mit Schlesien, Pommern, Berlin abgeschnitten wurde und die preußische Armee aller Zufuhren beraubt, in das ärgste Gedränge geriet. Friedrich wollte um jeden Preis eine Schlacht erzwingen. Die Stellung der Österreicher auf den Süptitzer Höhen war freilich eine vortreffliche, dennoch wagte der König den Angriff. Einen Teil seines Heeres unter Zieten im Süden zurücklassend, eröffnete er von Norden den Sturm. Die Schlacht bei **Torgau** war eine der blutigsten und furchtbarsten des ganzen Kriegs;

Schlacht bei Torgau. 3. Nov. 1760.

sie war auch die letzte im großen Stil. Mit wunderbarer Todesverachtung stürmten die preußischen Bataillone gegen die Süptitzer Höhen und die österreichischen Feuerschlünde an. Archenholz, der Geschichtschreiber dieses Kriegs, der selbst als Offizier die Schlacht mitfocht, schildert diesen Sturm folgendermaßen: „Daun empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, welches zu Lande noch nie seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solches Feuerschauspiel gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügeladjutanten in die Worte aus: Welch schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört? Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 preußischen Grenadiere, nachdem sie den Verhack überstiegen, und mit einem erstaunlichen Mut den Angriff gethan, tot oder verwundet auf der Walstatt hingestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können." Und doch gelang es den Preußen die Höhen zu nehmen, aber sie wurden alsbald von der österreichischen Übermacht zurückerobert. Furchtbar gelichtet und aufgerieben wurde die preußische Infanterie, die den Sturm immer von neuem versuchte, zurückgeworfen; als der Abend sich herabsenkte, war ihre Kraft gebrochen und auch die Reiterei zersprengt und zurückgeschlagen. Die Schlacht mußte für verloren angesehen werden; mit diesen Trümmern der Regimenter ließ sich kein Angriff mehr wagen; der König selbst, der sich schonungslos aussetzte, war verwundet und mußte das Kommando abgeben. Daun, ebenfalls verwundet, sandte schon Siegesbotschaften nach Wien. Allein jetzt, spät am Abend griff Zieten in die Schlacht ein; von Westen und Süden wurde der Sturm erneuert, und als nun auch der Major von Lestwitz mit einigen aus den Trümmern der Hauptarmee formierten Bataillonen den Österreichern noch einmal in die Flanke fiel, gaben sie die tapfer verteidigten Höhen auf. Damit war am Ende die Schlacht doch noch für die Preußen entschieden. Aber auf beiden Seiten hatte der mörderische Tag furchtbare Opfer verlangt; das preußische Heer verlor 10,000 Tote und Verwundete, 3000 Gefangene; der Verlust der Österreicher war noch größer. Daun ordnete alsbald den Rückzug nach Dresden an, wo er die Winterquartiere bezog; auch die Preußen lagerten in Sachsen, nachdem die Reichstruppen nach Franken zurückgeschlagen worden. Aber viele Tausende bedurften keiner Herberge mehr: Dauns Lager war ihre Grabstätte geworden. Die russische Armee, jetzt unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Buturlin, zog wieder über die Weichsel zurück.

Erfolglosigkeit der franz. Unternehmungen. Im deutschen Westen erfuhr in diesem Jahr die militärische Lage keine wesentliche Umgestaltung. Obwohl Frankreich wieder eine Armee von 120,000 Mann unter dem Marschall Broglie aufgestellt hatte und gleichzeitig vom Niederrhein und vom Main her vorrücken ließ, wurden entscheidende Erfolge doch nicht errungen. Zu einer

Schlacht kam es in diesem Feldzug gar nicht; Märsche und einzelne Gefechte mit wechselndem Erfolg füllten den ganzen Sommer aus. Die Landgrafschaft Hessen-Kassel, wo in diesem Jahr auf Wilhelm VIII., den standhaften Anhänger des englischen Bundes, sein minder zuverlässiger, zum katholischen Bekenntnis übergetretener Sohn Friedrich II. gefolgt war, unterlag aufs neue der französischen Invasion; der Versuch, in Westfalen einzudringen, wurde durch das Treffen bei Warburg vereitelt und die Umsicht Ferdinands von Braunschweig rettete auch jetzt das nordwestliche Deutschland vor der französischen Eroberung. Abermals hatten die Franzosen einen kostspieligen und opferreichen Feldzug mit sehr geringen Erfolgen unternommen. 31. Juli 1760.

5. Ausgang des Kriegs und Friedensschlüsse.

Das Jahr 1760 hatte in der Lage der kriegführenden Mächte keine entscheidende Wandlung hervorgebracht, und man begann selbst in Wien zu verzweifeln, ob man auf eine völlige Niederwerfung Preußens noch hoffen dürfe; auch am Wiener Hof machte man sich allmählich mit dem Gedanken eines Friedensschlusses vertraut und schraubte seine Ansprüche herab; die finanzielle Erschöpfung mahnte dringend, sich mit dem verhaßten Gegner zu vertragen. Daß auch Choiseul den Frieden als eine politische Notwendigkeit für Frankreich erkannte, haben wir erwähnt. In Rußland hatte das Volk und das Heer längst die größte Abneigung gegen den preußischen Krieg, und nur die mehr und mehr in Lethargie versinkende Kaiserin Elisabeth glaubte ihre Rachsucht an König Friedrich noch nicht gekühlt. Es wurde denn auch in diesem Winter zwischen den verbündeten Höfen eifrig über die Friedensfrage hin und her korrespondiert, allein schon über die Form der Friedensverhandlungen, ob sie zugleich mit einem Waffenstillstand verbunden werden, ob sie auf einem allgemeinen Kongreß oder in Sonderabmachungen stattfinden sollten, von den materiellen Bedingungen noch ganz zu schweigen, ergaben sich so viele Anstände, Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, daß die Diplomatie über die allerersten Einleitungen noch nicht hinauskam. Inzwischen warf aber ein Umschwung der englischen Politik bereits seine besorgniserregenden Schatten voraus. In diesem Winter starb König Georg II. und ihm folgte sein jugendlicher Enkel gleichen Namens; das neue Regiment brachte neue Männer und neue Grundsätze auf. Zwar wandelte im Anfang die Regierung Georgs III. hinsichtlich der kontinentalen Politik ganz die Wege der frühern; der Subsidienvertrag mit Preußen wurde erneuert. Allein man konnte doch bald, nachdem jenseits der See im reichlichsten Maße die Fehler der französischen Politik ausgenutzt worden, eine Abnahme der Kriegslust bei der Regierung und im Volk verspüren; die Stellung Pitts, den Friedrich d. Gr. als seine festeste Stütze ehren gelernt, wurde mehr und mehr untergraben und auf den Mann der Zukunft, den eiteln Höfling Lord Bute, war kein Verlaß. Ein schottischer Edelmann von beschränkter Einsicht und religiösen Vorurteilen, hatte Bute durch sein intimes Verhältnis zu der Mutter des Königs

Die Lage der kriegführenden Mächte.

27. Okt. 1760.

großen Einfluß bei Hofe gewonnen, den er jetzt benutzte, um Georg III. auf andre politische Wege zu führen.

Verminderte Energie der Kriegführung. Während die Diplomatie ihre unfruchtbaren Ideen über den Frieden austauschte, hatte der Krieg seinen Fortgang. Allein die allseitige Erschöpfung zeigte sich sehr merklich in dem Mangel kühner Thaten und großer Entscheidungen. In Sachsen, wo die österreichische Hauptarmee unter Daun dem Prinzen Heinrich gegenüberlag, geschah in diesem ganzen Jahr nichts von Belang; man blieb beiderseits in der Defensive und hielt das besetzte Terrain fest; es war kein Wunder, daß man die Österreicher beschuldigte, fortwährend von den Bundesgenossen die höchsten Opfer zu verlangen und selbst nichts zu thun. In Schlesien lag König Friedrich den ganzen Sommer den Russen unter Feldmarschall Buturlin und einer österreichischen Armee unter Laudon gegenüber, ohne daß es auch hier bei der Uneinigkeit und Unschlüssigkeit der Bundesgenossen zu einer Schlacht kam. Im Fall eines gemeinsamen, energischen Vorgehens hätte das preußische Heer von der Übermacht erdrückt werden müssen; allein die geschickten Operationen Friedrichs und die ewige Eifersucht und Zwietracht im Lager der Verbündeten hinderten die Vereinigung und das Ineinandergreifen. Trotz aller Anstrengung vermochte Laudon die russischen Generale zur Mitwirkung bei dem beabsichtigten Schlag gegen den König nicht zu bestimmen; bald zogen sie nach Polen zurück, von preußischen Streifkorps verfolgt und belästigt. Nur ein bedeutender Erfolg gelang dem österreichischen Feldherrn: die Erstürmung der Festung Schweidnitz, welche die Stellung
1. Okt. 1761. der Österreicher in Schlesien wesentlich verstärkte und große Vorräte in ihre Hände lieferte. Dafür wurde Laudon, der fähigste Führer der Armee, aber als Fremder und Emporkömmling von allen hochadligen und zurückgesetzten Offizieren angefeindet, fast in Anklagestand gestellt, weil er den Angriff ohne Billigung des Hofkriegsrats in Wien unternommen. Diese Praxis und Gesinnung war ein Krebsschaden der österreichischen Heeresleitung.

Fall von Kolberg. So wenig Ernst es den Russen gewesen, den Österreichern Schlesien erobern zu helfen, so energisch führten sie, um die Ehre ihrer Waffen zu retten und den strengen Weisungen des Hofes nachzukommen, den Krieg in Pommern. Es galt hauptsächlich der endlichen Bezwingung der zweimal vergeblich belagerten Seeburg Kolberg. Den ganzen Sommer und Herbst über wurde um diese Feste heiß gekämpft; General Rumänzoff zog immer größere Streitkräfte zu Land und See heran, die Prinz Eugen von Württemberg, der jüngste Bruder des regierenden Herzogs, die Generale Werner, Platen und andre wackere Heerführer vergeblich zu zerstreuen suchten; in zwecklosen Märschen ward viel tüchtige Kraft zersplittert. Die Besatzung wehrte sich tapfer und entschlossen wie früher; als aber jede Aussicht auf Entsatz schwand, Proviant und Munition auf die Neige ging, mußte Oberst Heyde vor der russischen Zähigkeit die Waffen strecken und unter den ehrenvollsten Bedingungen kapitulieren. Damit fiel das ganze östliche
16. Dez. 1761. Pommern in die Hände der Russen; nur Stettin bewachte der Herzog von Bevern mit Umsicht und Entschlossenheit, und die Schweden hielt der schneidige Husarenoberst von Belling so erfolgreich in Schranken, daß sie nirgends auf preußischem Boden wesentliche Fortschritte oder dauernde Eroberungen machten; nicht einmal die Befreiung Mecklenburgs von der drückenden preußischen Einlagerung gelang ihnen.

Mit Spannung durfte man den Ereignissen auf dem westlichen Kriegsschauplatz entgegensehen. Denn die französische Regierung hatte noch einmal gewaltige Anstrengungen gemacht, um bei den Friedensverhandlungen entscheidende Erfolge in die Wagschale legen zu können. Schon in den ersten Monaten des Jahres wurde um die hessischen Winterquartiere gestritten; doch vermochte trotz aller Bemühungen Herzog Ferdinand den Marschall Broglie nicht aus Hessen zu verdrängen. Zu dieser Armee des Oberrheins kam nun noch die des Niederrheins, deren Kommando abermals dem unfähigen Höfling Soubise anvertraut war, zusammen gegen 150,000 Mann, denen Ferdinand nur die Hälfte entgegenzustellen hatte. Und doch sollte auch dieser Feldzug keine bessern Früchte bringen als die frühern. Im Juni setzten sich die französischen Heere wieder in Bewegung und vollzogen bei Soest ihre Vereinigung; allein der Hader und die Eifersucht der Heerführer standen dem einheitlichen Handeln im Wege. Nach dem unglücklichen Treffen bei Vellinghausen trennten sich die Marschälle wieder. Soubise zog in das Münsterland, nach dem Osnabrückschen und Ostfriesland, und beschäftigte sich mit der Plünderung und Mißhandlung wehrloser Gegenden, bis ihn der Erbprinz von Braunschweig zurückschlug. Broglie versuchte vergeblich in Hannover und Braunschweig vorzudringen und wurde durch die geschickten Manöver Ferdinands am Ende wieder auf seine alten Quartiere in Hessen beschränkt. Die Kabalen am Hofe bewirkten bald darauf, daß er in Ungnade entlassen wurde, obwohl er noch immer der tüchtigste unter diesem schwachen Epigonengeschlecht französischer Marschälle aus Ludwigs XIV. Schule war. In kleinen Gefechten und Überfällen, Märschen und Streifzügen und einem aufreibenden Kampf mit der Schwierigkeit der Verpflegung bestand der ganze mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Feldzug. Ferdinand von Braunschweig hatte durch die Umsicht seiner Unternehmungen sich abermals den Dank des Königs Friedrich und des Vaterlandes verdient.

Der französ. Feldzug des Jahres 1761.

15. 16. Juli 1761.

Die Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich waren das ganze Jahr 1761 hindurch fortgeführt worden, und man hatte sich bereits ziemlich weit genähert; zu gleicher Zeit waren die Einleitungen zu einem Friedenskongreß in Augsburg getroffen worden. Allein die Dinge waren noch nicht so weit gereift, daß die Diplomatie zu einem Abschluß hätte gelangen können. Im Gegenteil schlug die englisch-französische Annäherung aufs neue in einen vollständigen Bruch um, und Choiseul, durch das selbstbewußte und gebieterische Benehmen des englischen Kabinetts gereizt, führte einen neuen Verbündeten auf den Kriegsschauplatz. Seit langem war die französische Regierung bemüht, den bourbonischen König Karl III. von Spanien in ihr Interesse zu ziehen. Sie hatte hier einen günstigen Boden für ihre Werbungen gefunden, da Spanien eine Reihe von Klagen über Kaperei und Prisengerichte, über Verletzung der Handelsinteressen und des Kolonialgebiets gegen England vorzubringen hatte und der König überdies Gründe persönlicher Mißstimmung zu haben glaubte, auch die einflußreichsten spanischen Staatsmänner für den Bund mit Frankreich gewonnen waren. Als die Verhandlungen mit England dem Scheitern nahe waren, brachte Choiseul die lang vorbereitete Allianz mit Spanien zum Abschluß. Es wurde jetzt der bourbonische Familienpakt unterzeichnet, sowie eine Konvention zum Krieg gegen England. Die beiden Könige erklärten, jeden Feind der einen Macht auch als ihren Feind erkennen zu wollen, und garantierten einander ihre Besitzungen in allen Weltteilen; dem entsprechend ward das Maß der Hilfeleistung im Fall eines Angriffs festgesetzt. In der Konvention wurde ferner bestimmt, daß Spanien am 1. Mai des folgenden Jahres an England den Krieg erklären wolle, wenn bis dahin der französisch-englische Friede nicht zum Abschluß gekommen sei; Frankreich aber verpflichtete sich, diesen Frieden nicht abzuschließen, bevor auch die Beschwerden Spaniens

Der bourbonische Familienpakt.

15. Aug. 1761.

abgestellt seien. Als Lohn ward für Spanien die Erwerbung der Insel Minorca in Aussicht gestellt. In weiterer Folge erging sich Choiseul in dem Gedanken, alle Seestaaten des Kontinents gegen England unter die Waffen zu rufen und die Widerstrebenden als Feinde zu behandeln, ein großartig angelegter Plan, der freilich über den ersten Entwurf nicht hinauskam.

Der Ministerwechsel in England. Mit dem Abbruch der französisch-englischen Friedensverhandlungen scheiterte auch das Augsburger Kongreßprojekt. Die Tendenzen des französisch-spanischen Bundes lagen freilich nicht vor aller Welt offen; allein Pitt durchschaute sie sofort und suchte der Gefahr, ehe die spanischen Rüstungen vollendet waren, durch eine rasche Kriegserklärung zu begegnen; die kleinmütigen und ränkevollen Seelen im Ministerrat widerstrebten ihm und der große Staatsmann nahm darüber seine Entlassung. (Okt. 1761.) Bald aber traten die feindseligen Absichten des spanischen Hofes so deutlich hervor, daß die englische Regierung sich doch genötigt sah, wie Pitt gewollt hatte, den Krieg an Spanien zu erklären (4. Jan. 1762.), nur daß inzwischen viel kostbare Zeit verloren war. Und auch im kontinentalen Krieg zeigte sich alsbald der üble Wille, die geringe Einsicht und die Schlaffheit des neuen Machthabers Lord Bute. Zwar wurden die Mittel für den rheinisch-niedersächsischen Krieg aufs neue bewilligt, dagegen wurde der Subsidienvertrag mit Preußen nicht wieder erneuert, teils aus Abneigung gegen das ganze Pittsche System, teils um bei den künftigen Friedensverhandlungen mit Frankreich nicht die Hände durch Verpflichtungen gegen Preußen sich binden zu lassen. Bute wurde nicht müde, dem König Friedrich vorstellen zu lassen, daß er, um mit Österreich zum Frieden zu kommen, ein Opfer an Land und Leuten bringen müsse, ja er wirkte am Petersburger Hof der sich anbahnenden Verständigung mit Preußen entgegen: ein unwürdiges, thörichtes und treuloses Ränkespiel an Stelle der ehrenhaften, klaren und festen Politik Pitts.

Allgemeine Erschöpfung. Thronwechsel in Petersburg. Auf allen Seiten gab sich bei Beginn des letzten Kriegsjahres die tiefste Erschöpfung kund. Friedrich vermochte die Verluste seiner Regimenter kaum mehr zu ersetzen; seine eignen Lande waren längst bis aufs Mark an Menschenkraft ausgesogen, die Bezirke, wo er rekrutieren konnte, waren mehr und mehr eingeengt, das Material der Werbungen im elendesten Zustand. Abgelebte Krüppel, Kinder und Vagabunden schicke man ihm als Ersatz, klagte Prinz Heinrich. Der König war in bitterster, schwermütigster Stimmung. Das Pflichtgefühl allein hielt ihn aufrecht und litterarisches Studium gab ihm Trost. Den Gegnern in Paris und Wien ging es nicht viel besser. Die Österreicher wußten der finanziellen Schwierigkeiten kaum mehr Herr zu werden und sahen sich zu einer Reduktion der Armee genötigt; in Paris legte man jetzt mehr Wert auf das spanische Bündnis und einen erneuten Seekrieg gegen England, als auf die unfruchtbaren deutschen Feldzüge; in Petersburg nahm die Zerrüttung und Schlaffheit der ganzen Verwaltung mehr und mehr überhand; im Deutschen Reich endlich war man des schweren Drucks, den die Bundesgenossen kaum geringer als die Feinde ausübten, herzlich überdrüssig. Und gerade jetzt trat ein Ereignis ein (5. Jan. 1762.), das für die preußische Sache höchst verheißungsreich war: der Tod der Kaiserin Elisabeth, der leidenschaftlichsten Feindin Friedrichs, die allein ihr Land in den Krieg gegen Preußen hineingetrieben. Der Thronfolger und Neffe der verstorbenen Kaiserin, Peter III., war längst voll Verehrung für den preußischen König und trug diese Gesinnung selbst in Äußerlichkeiten in unbedachter

Weise zur Schau. Die launenhafte Vorliebe für preußisches Wesen wurde noch gesteigert durch die Hoffnung, unter dem Beistand Friedrichs den Streit mit der dänischen Krone um die schleswig-holsteinischen Herzogtümer nach Peters Wünschen beendigen zu können. Bei solcher Gesinnung des neuen Zaren wurden alsbald die Feindseligkeiten eingestellt, die Kriegsgefangenen entlassen und demnächst nicht nur der Frieden, sondern auch ein Allianzvertrag zum Schutz der beiderseitigen Gebiete gegen jeden Anriff unterzeichnet. Zur selben Zeit gab auch Schweden den Krieg auf, der nichts als Unehre eingebracht, und vertrug sich mit Preußen auf Grund des frühern Besitzstandes; ebenso auch Mecklenburg, das hart für seine Parteinahme gegen Preußen hatte büßen müssen. 19. Juni 1762. 22. Mai 1762.

Russ.-preuß. Waffenbund.

Die günstigen Wirkungen der Friedensschlüsse bestanden für Friedrich zunächst darin, daß er seine Truppen aus den nördlichen Gegenden abrufen und seine Streitkräfte gegen die Österreicher verstärken konnte. Bereits war in Sachsen und Schlesien der Krieg wieder eröffnet worden. Dort hielt Prinz Heinrich nach wie vor erfolgreich den Reichstruppen und Österreichern Stand; hier suchte Friedrich selbst den Feldmarschall Daun aus seinen Stellungen um Schweidnitz herauszulocken, und ward dabei von einem russischen Hilfskorps unter Czernitscheff unterstützt. Allein der russisch-preußische Waffenbund dauerte nicht lange. Nach einer halbjährigen Regierung fiel Peter III., wie wir später erfahren werden, der altrussischen Reaktion zum Opfer und seine Gemahlin Katharina bemächtigte sich der Herrschaft. Die neue Kaiserin löste alsbald die preußische Allianz auf und rief Czernitscheff ab, hielt aber doch den Friedensschluß aufrecht. Und der russische Feldherr leistete dem König den Dienst, noch ein paar Tage im Lager zu verweilen, um die Unternehmung gegen Schweidnitz zu unterstützen. Durch die Erstürmung der verschanzten Höhen von **Burkersdorf** wurde die österreichische Hauptarmee von der Verbindung mit der Festung abgeschnitten, durch das Gefecht bei **Reichenbach** der Versuch eines Entsatzes vereitelt. Nach tapferer Gegenwehr mußte das feste **Schweidnitz** kapitulieren; mit diesem schwer errungenen Sieg der Preußen endete der Krieg in Schlesien. Juli 1762. 21. Juli 1762. 16. Aug. 9. Okt.

Ende des Kriegs in Sachsen und im Reich.

Und auch in Sachsen brachte dieser letzte Feldzug den Preußen noch einen namhaften Erfolg. Bei **Freiberg** schlug Prinz Heinrich, von dem alten Helden Seydlitz unterstützt, die Kaiserlichen und Reichstruppen unter dem Grafen Stolberg schwer aufs Haupt. Für Schlesien und Sachsen wurden Waffenstillstände geschlossen. Nur das Reich sollte noch einmal empfinden, was ihm der österreichische Schutz wert war. Der General **Friedr. Wilh. von Kleist** fiel, als anderwärts die Waffen bereits ruhten, in Franken ein, besetzte Bamberg, Rotenburg und Nürnberg, jagte dem Reichstag in Regensburg Schrecken ein und erhob allenthalben Kontributionen und Lieferungen; die meisten Reichsstände beeilten sich, ihren Frieden mit Preußen zu machen; bald beschloß der Reichstag förmlich die Neutralität und löste die Reichsarmee auf. 29. Okt. Nov. Dez.

Letzte Kriegsthaten am Rhein.

Inzwischen war auch im Westen der Krieg zu Ende gegangen. Die Fran-

zosen, jetzt wieder unter dem alten Marschall d'Estrées und Soubise, beschränkten sich in ihrem Operationsplan darauf, die eroberten Gebiete bis zum Friedensschluß zu halten. Aber auch dies bescheidene Ziel erreichten sie nicht. Das verbündete Heer unter Ferdinand von Braunschweig trieb sie Schritt für Schritt
24. Juni 1762. zurück. Bei Wilhelmsthal, unweit Kassel, erlitten die Franzosen eine em-
23. Juli 1762. pfindliche Niederlage, bei Lutternberg wurde das sächsische Hilfskorps geschlagen; fortgesetzte Überfälle und Streifzüge brachten die französischen Marschälle zur Verzweiflung. Von Süden her umgangen, fürchteten sie von der Verbindung mit dem Main abgeschnitten zu werden, gaben daher ihre Stellungen bei Göttingen, Münden und Kassel auf und zogen sich auf Frankfurt
21. Sept. zurück. Bei Amöneburg, unweit Marburg, kam es noch einmal zu einem erbitterten Zusammentreffen; die Stadt fiel den Franzosen in die Hände, aber die Alliierten behaupteten ihre Stellungen und hielten die Feinde vom Übergang
1. Nov. über die Ohm ab. Die Kapitulation von Kassel an die Verbündeten war der letzte Erfolg Ferdinands, der den ganzen Krieg über das nordwestliche Deutschland treu und geschickt behütet hatte; damit ging auch hier der Feldzug zu Ende.

Krieg in Portugal und in den überseeischen Kolonien. Mittlerweile hatte auch der bourbonische Kriegsbund seine schwachen Kräfte gegen das seebeherrschende britische Reich versucht. Zunächst wurde ein Angriff auf Portugal unternommen, dieses in alter Bundesgenossenschaft und seit dem Methuenvertrag (XII, 764) in vollständiger wirtschaftlicher Abhängigkeit zu England stehende Reich. Allein an der Thatkraft des kleinen Staats unter Pombals Leitung, an der Zerrüttung des spanischen Heerwesens und an der englischen Unterstützung scheiterte der Anfall. Die portugiesische Armee wurde durch den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Bückeburg (S. 86), in solchen Stand gesetzt, daß sie den Spaniern erfolgreich zu widerstehen
Sommer u. Herbst 1762. vermochte. Der portugiesische Feldzug brachte weder Ruhm noch Nutzen und noch herbere Schläge erlitt der spanisch-französische Kriegsbund in den überseeischen Kolonien. Die englische Marine war unwiderstehlich, und auch mit spanischer Hilfe vermochten die Franzosen den Verlust ihrer transatlantischen Herrschaft nicht aufzu-
13. Febr. 1762. halten. Im Frühjahr wurde die wichtige Insel Martinique durch den Admiral Rodney zu Fall gebracht; die übrigen französischen Niederlassungen in Westindien
12. Aug. folgten. Einige Monate später wurde das spanische Havana, die reichste und festeste Stadt jener Gewässer, der Schlüssel zur Herrschaft in ganz Zentralamerika, mit stür-
6. Okt. mender Hand genommen; im Ostindischen Meer eroberte der tapfere General William Draper Manila und brachte damit die spanischen Philippinen in seine Gewalt; überdies störten auf allen Meeren englische Kaper den spanischen und französischen Handel und nahmen manche reiche Prise weg.

Franz.-engl. Friedensschluß. Allein der Kleinmut und die Schwäche des englischen Kabinetts wurde durch die Thaten des Kriegsheeres und der Flotte nicht gehoben. In London suchte man den Frieden um jeden Preis und nahm weder auf die Ehre der Nation, noch auf die Bundestreue, noch auf die künftige Sicherheit Rücksicht. „Die Friedensverhandlungen," sagt A. Schäfer, „welche im Jahr 1762 zwischen England, Frankreich und Spanien gepflogen wurden, haben in der Geschichte ihresgleichen nicht. Anstatt mit selbstbewußter Ruhe und Festigkeit abzuwarten, daß der französische und spanische Hof sich dazu bequemten, die Hand zum Frieden zu bieten, warb das englische Ministerium

um die Geneigtheit der Gegner, welche soeben erst mit keckem Gemüt England den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, und beeiferte sich allen ihren Wünschen zuvorzukommen. Während dieser Zwischenträgereien hegten Lord Bute und mit ihm der König nur die Sorge, daß nicht die Waffen Großbritanniens und seiner Verbündeten mit neuen Siegen ihr Spiel stören möchten, weil sie alsdann so billige Bedingungen, wie sie dem Feind zu gewähren bereit waren, vor dem englischen Volk nicht verantworten konnten. Und statt die Überlegenheit, welche England errungen hatte, zu gunsten seiner Bundesgenossen zu verwerten und diese sicherzustellen, gab der englische Hof, soviel an ihm war, Preußen seinen Feinden preis und zerriß das Bündnis, welches im Drange der Gefahr unverbrüchlich besiegelt zu sein schien." Nach langwierigen Verhandlungen kam der Sonderfriede zwischen Frankreich-Spanien und England zum Abschluß. Nach den **Präliminarien von Fontainebleau** gab England Havana, Guadeloupe, Martinique, die Philippinen, Gorea an der afrikanischen Küste heraus, stellte den frühern Besitzstand in Ostindien her und erwarb dafür Kanada, Florida und Louisiana westlich vom Mississippi, eine Reihe kleinerer westindischer Inseln (Grenada) und in Afrika Senegambien; auch wurde Minorca (S. 69) zurückgegeben. Für die Abtretung Floridas erhielt Spanien den Rest von Louisiana. Es waren immerhin sehr bedeutende Erwerbungen, die England machte, wenn es auch nicht die vollen Früchte seines siegreichen Seekampfes erntete. Amerika ist in Deutschland erobert worden, sagte Pitt, aber trotzdem wurde für Preußen so gut wie nichts ausbedungen. Während Frankreich die eroberten Gebiete in Deutschland räumte und seinen Verbündeten keine weitere Hilfe zu leisten versprach, durfte es doch Anstalten treffen, die besetzten preußischen Landesteile am Rhein der Kaiserin zu übergeben und unter der Form von Subsidienrückständen fernere Zahlungen an Österreich zu machen. Die Übergabe der niederrheinischen Lande an kaiserliche Truppen wurde freilich durch die raschen Maßregeln Friedrichs verhindert. Vergebens strengte Pitt noch einmal seine gewaltige Beredsamkeit an, um das „hinterlistige und verräterische" Verfahren gegen den besten Bundesgenossen zu brandmarken und die geringen Vorteile des Friedensschlusses hervorzuheben; das Parlament, durch Gnade, Geld und Drohungen gewonnen, gab seine Zustimmung. Der **Pariser Friede**, in den auch Portugal eingegriffen war, bestätigte die Präliminarien.

3. Nov. 1762.

10. Febr. 1763.

Der Friede von Hubertusburg.

Nach Abschluß der Präliminarien von Fontainebleau kehrte der Westen Deutschlands zum Frieden zurück; das Bundesheer in englischem Sold löste sich auf, die Franzosen räumten die besetzten Gebiete. Jetzt standen nur noch die Kaiserin und König Friedrich im Krieg, und auch zwischen ihnen wurde der Friede nicht lange mehr verzögert. Die Erschöpfung ließ auf beiden Seiten die Fortsetzung des Kampfes nicht mehr möglich erscheinen; entscheidende Vorteile konnte ein neuer Feldzug nirgends mehr bringen. So wurde denn seit November auf sächsische Einleitung hin über Form und Bedingungen des Friedensschlusses unterhandelt; am 30. Dezember kamen die Vertreter der drei Regierungen, von Österreich Hofrat von Collenbach, von Preußen der Freiherr von Hertzberg, dessen gewandte Feder die meisten Berliner Staatsschriften der Zeit entworfen hatte, von Sachsen Thomas von Fritsch, in dem sächsischen Jagdschloß Hubertusburg zusammen. Bei der aufrichtigen Friedensliebe von allen Seiten kam man bald über die zahlreichen Anstände und Meinungsverschiedenheiten hinweg zu dem gewünschten Ergebnis. Das Wiener Kabinett hatte sich Hoffnung

gemacht, wenigstens die Grafschaft Glatz behalten zu können; aber bei der entschiedenen Weigerung Friedrichs, einen Fuß breit von seinem Land aufzugeben, kam man von dieser Forderung zurück und stellte einfach den territorialen Besitzstand vor dem Krieg her. Auch von einer Entschädigung für die Opfer des Kriegs sah man ab, so sehr das hartgeplagte Sachsen sich darum bemühte. Eine Zusage für die Kaiserwahl des Erzherzogs Joseph war im Grunde der einzige Gewinn, den Österreich aus dem Krieg zog. In dem Hubertusburger Frieden, 15. Febr. 1763. der zunächst zwischen Preußen, Österreich und Sachsen abgeschlossen ward, war auch das Reich miteinbegriffen, sowie die beiderseitigen Verbündeten und Freunde.

Die Wirkung des Siebenj. Kriegs. Friedrich d. Gr. hatte in einem heldenmütigen Kampf ohnegleichen mit den Kräften eines kleinen und armen Landes gegen eine Welt in Waffen angerungen und den äußern Bestand des preußischen Staats unversehrt erhalten; die Hingebung eines treuen, tapfern Volks und die eigne Standhaftigkeit und Heldengröße hatten die furchtbarste Gefahr, die je gegen diesen aufstrebenden deutschen Staat sich erhoben, abgewandt. Die deutsche Mission Preußens und seine Stellung unter den europäischen Großmächten war damit entschieden, und das ganze deutsche Volk war sich trotz aller Leiden, die der Siebenjährige Kampf über die deutsche Erde gebracht, des hohen nationalen Gewinns aus diesem Krieg bewußt; an den Thaten des großen Friedrich richteten sich mehr als ein Menschenalter lang die Herzen aller Patrioten auf. Es war ja dem blödesten Auge klar, daß in dem preußischen Staat, der soeben mit Kaiser und Reich samt dem halben Europa sieghaft gerungen, eine Macht emporgewachsen war und sich behauptet hatte, die gegenüber dem politischen Jammer des alten abgestorbenen Reichs die deutsche Zukunft und die Ehre der Nation zu wahren berufen war. Allein auch Preußen hatte furchtbar durch den Krieg gelitten; der Wohlstand war erschöpft, das Land weithin verheert, die Verwaltung, die Armee, die ganze staatliche Ordnung in Zerrüttung, Handel und Wandel lag danieder. Da zeigte Friedrich, daß er nicht allein ein großer Schlachtensieger, sondern auch ein weiser Gesetzgeber und Staatsordner, ein wohlwollender und sorgsamer Landesvater war. Die segensreichen Jahre friedlicher Thätigkeit, die jetzt folgten, haben seinen Namen nicht weniger in der Geschichte verherrlicht, als die kriegerischen Lorbeeren auf den Schlachtfeldern Böhmens und Schlesiens.

Stimmung in England. John Wilkes. In England war die öffentliche Meinung mit der Haltung der Regierung in den letzten Kriegsjahren und mit den beiden Friedensschlüssen keineswegs einverstanden. Man trug kein Bedenken, die Leiter der Regierung und der Friedensunterhandlungen, Bute, Holland, Bedford, ja sogar die verwitwete Prinzessin von Wales öffentlich zu beschuldigen, daß sie von Frankreich erkauft worden seien. Als nun Georg III. bei der nächsten April 1763. Session des Parlaments in der Thronrede ruhmredig seine Verdienste um Herstellung des Friedens hervorhob, brachte John Wilkes, ein Mann von Talent aber sittenlosem Leben, der schon früher einige Flugschriften gegen die Verwaltung Butes geschrieben hatte und durch den Einfluß einiger Whiglords, insbesondere Temples, in das Unterhaus gewählt worden war, in seiner Zeitschrift „North Briton“ (Nr. 45) einen Artikel,

worin diese Auslassung einer scharfen Kritik unterworfen war. Dies wurde für Majestätsbeleidigung erklärt und der Staatssekretär Halifax erließ, um den Zorn des Königs zu beschwichtigen, einen Haftbefehl gegen den Autor und alle bei dem Blatt beteiligten Personen, ohne daß ein bestimmter Name angegeben oder die Qualifikation des Verbrechens genau bezeichnet worden wäre, wie es doch die Habeaskorpusakte ausdrücklich verlangte. Und anstatt daß man den verhafteten Pamphletisten, wie das Gesetz weiter vorschrieb, sofort vor den rechtmäßigen Richter stellte, wurde Wilkes, als er bei einem Verhör durch den Staatssekretär die Antwort verweigerte, von den Staatsboten nach dem Tower geführt, ohne daß man seine Eigenschaft als Parlamentsmitglied berücksichtigt hätte. Nun brachten die Freunde und Gesinnungsgenossen des Zeitungsschreibers und Parlamentsredners das ungesetzliche Verfahren vor das Volk. Es entstanden Tumulte, die zur Folge hatten, daß Wilkes vor das Gericht der gemeinen Prozesse gestellt ward, damit dasselbe über die Gültigkeit des Haftbefehls erkenne, den Halifax „einem lange bestehenden Gebrauche folgend" erlassen hatte. Hier wurde durch den Oberrichter Pratt die Haftnahme für ungesetzlich erklärt, da ein Parlamentsmitglied nicht wegen einer Schmähschrift, sondern nur wegen Felonie oder Friedensbruch peinlich verfolgt werden dürfe. Nun strengte Wilkes, von Temple mit Geldmitteln versehen, gegen den Staatssekretär und alle bei der Verhaftung thätig gewesenen Beamten und Staatsboten eine Reihe von Prozessen an, die, das ganze Jahr hindurch fortgeführt, das Volk in steter Aufregung erhielten und dem kühnen Agitator eine unverdiente Wichtigkeit gaben. „Wilkes und Freiheit" war die Losung des Tages. Er selbst und alle seine Schicksalsgefährten empfingen Entschädigungen, die der König, der die Sache als eine persönliche Angelegenheit behandelte, den Bestraften aus seiner Kasse ersetzte. Die Habeaskorpusakte, das Palladium der persönlichen Freiheit, ging somit siegreich aus dem Kampf gegen ministeriellen Despotismus und gegen die Prärogative der Krone hervor. Aber Wilkes' Rolle war noch nicht ausgespielt. Wütend über die heftige Opposition, welche der North Briton in seinen folgenden Nummern gegen das herrschende Regierungssystem fortsetzte, forderte der König bei der Wiedereröffnung des Parlaments die Versammlung in der 14. Nov. 1763.
Thronrede auf, „den frechen Geist zu dämpfen, welcher dem Wesen der englischen Verfassung widerstrebe". Darauf wurde auf Grund des vorgelegten Zeitungsartikels von dem Unterhaus nach heftigen Debatten die Erklärung abgegeben, daß das Blatt in der That eine Schmähschrift sei und daß Wilkes des Hochverrats angeklagt werden dürfe. Im Oberhaus stieß der Beschluß auf größern Widerstand und siebzehn Lords unterzeichneten einen Protest dagegen; dennoch erhielt die Bill auch hier die Majorität und nun sollte das für ein Pasquill erklärte Blatt von Henkershand öffentlich verbrannt und Wilkes im Widerspruch mit dem frühern richterlichen Urteil als Libellist verfolgt werden. Allein so groß war die Aufregung der Londoner Bevölkerung, daß das Zeitungsblatt dem Henker, der es verbrennen sollte, aus der Hand gerissen ward. Gericht und Volk traten somit für die Ehre und die Rechte des Parlaments ein, während das Unterhaus aus Servilität dieselben verriet. Wilkes ging jetzt in Zeitungsartikeln und Flugschriften seinen Gegnern so frech und unverschämt zu Leibe, daß er nicht nur mit neuen Anklagen verfolgt, sondern auch zu einem Zweikampf herausgefordert ward. Das Parlament erklärte, daß er sich durch seine Schmähartikel unwürdig gemacht habe, noch länger seinen Sitz im Unterhaus einzunehmen, und stieß ihn aus, während Lord Sandwich, ein ob seines wüsten Lebens übelberüchtigter Peer, im Oberhaus Klage gegen ihn erhob wegen eines, jedoch nicht veröffentlichten, sondern nur unter der Hand verbreiteten schamlosen Gedichts „Über die Weiber", worin im Tone der Pucelle d'Orleans von Voltaire Popes „Versuch über den Menschen" parodiert war, eine Satire, die durch ihre gotteslästerlichen Anmerkungen und gehässigen Angriffe auf zwei Bischöfe gegen Kirche Jan. 1746.

und Oberhaus sich vergangen haben sollte. Von den Gerichten bedroht, von seinen Gläubigern verfolgt, hielt es Wilkes für ratsam, nach Frankreich zu fliehen. Darauf wurde er abwesend verurteilt und für rechtlos erklärt. Aber der demagogische Pamphletist verschwand auch jetzt noch nicht von der Schaubühne des öffentlichen Lebens. Nach vierjähriger Verbannung, als mittlerweile, wie wir später erfahren werden, ein Wechsel im Ministerium eingetreten war, kehrte er, von seinen Gesinnungsgenossen eingeladen und zur Bezahlung seiner Schulden mit Geld unterstützt, nach England zurück, als Märtyrer der Tyrannei von der Opposition mit Jubel begrüßt. Nach einem von Volkstumulten und militärischen Gewaltthätigkeiten begleiteten Gerichtsverfahren wurde
Frühjahr 1768. die Kontumazialsentenz kassiert, und da um dieselbe Zeit ein neues Parlament einberufen ward, Wilkes von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt. Dieses wollte ihn jedoch nicht aufnehmen, weil er sich der Bestrafung wegen des Libells durch die Flucht entzogen habe. Jetzt stellte sich Wilkes dem Gericht und wurde zu zweijährigem Gefängnis verurteilt. Das genügte dem Parlament nicht: eine neue angeblich verräterische Schmähschrift gegen einen der Minister, Lord Weymouth, gab dem servilen Haus den willkommenen Anlaß, den Agitator abermals aus seiner Mitte zu stoßen. Die Wähler von Middlesex ließen jedoch den kühnen Vorkämpfer der verfassungsmäßigen Rechte nicht fallen; sie gaben ihm aufs neue ihre Stimmen und als das Parlament auf der Aus-
3. Febr. 1769. schließung beharrte, wiederholten sie die Wahl dreimal nacheinander. Da entschloß sich das Unterhaus zu einem verhängnisvollen Rechtsbruch: es erklärte den Kandidaten der Minorität, den Obersten Luttrell, obwohl er in der Wahl nicht 200 Stimmen gegen mehr als 1100 Stimmen, die für Wilkes abgegeben worden, erhalten hatte, für den
8. Mai 1769. rechtmäßig gewählten Vertreter der Grafschaft Middlesex. Dieser Akt parlamentarischer Willkür erregte in den Reihen der Liberalen einen Schrei der Entrüstung; der verfolgte und mißhandelte Demagog wurde als ein Opfer des Despotismus angesehen und stieg höher als zuvor in der Volksgunst. Seine Ausschließung war eine Prinzipienfrage, die von der Opposition gegen das herrschende System verwertet wurde. Wir werden bald das aufgeregte Parteileben kennen lernen, das inzwischen infolge der Streitigkeiten mit den Kolonien Nordamerikas in alle Schichten der englischen Nation eingedrungen war und sich in den Juniusbriefen so grell abspiegelte. Dies kam dem beweglichen nie rastenden Mann zu statten. Er wurde nach seiner Freilassung von der Londoner Bürgerschaft zum Ratsherrn (Alderman) gewählt, erzwang seine Anerkennung als Parlamentsmitglied und verbrachte seine letzten Lebensjahre in angesehenen Stellungen, geehrt als der standhafte Verfechter der Verfassung und der parlamentarischen Rechte und Autori-
1770. tät. Als Stadtrat hatte Wilkes noch einmal Gelgenheit, an die Spitze der Opposition gegen Regierung und Parlament zu treten. Auf die Klage einiger Parlamentsmitglieder, daß ihre Reden in den Zeitungen ungenau oder unrichtig wiedergegeben würden, hatte das Haus mit Umgehung der städtischen Polizei durch seine Staatsboten die Drucker der angeblich verfälschten Reden eigenmächtig verhaften lassen, ein Verfahren, worin Lord-Mayor und Stadtrat einen Eingriff in das städtische Gerichtswesen erblickten. Sie setzten daher die Drucker wieder in Freiheit. Der Streit zwischen Unterhaus und Gemeinderat wurde noch verschärft durch eine Eindeichungs-Bill bei Gelegenheit der Anlegung eines neuen Dock, wodurch das Bett der Themse, das als Eigentum der Stadt galt, verengert ward. Es kam zu Anklagen, zu Verhaftungen, zu tumultuarischen Volksauftritten, zu Adressen und Bittgesuchen an den König, wobei Wilkes stets an der Spitze der Bewegung stand. Zum Dank dafür wurde er für das Jahr 1775 zum Lord-Mayor erwählt, in welcher Eigenschaft wir ihm später noch einmal begegnen werden. Damit endete seine Demagogenrolle. Wilkes starb am 1. Dezember 1797.

B. Das Zeitalter der Aufklärung und die Vorboten der Revolution.

I. Die litterarische und philosophische Zeitbildung.

Litterarhistorische Hilfsmittel. 1. England: Zu den Bd. IX, 291 angeführten Werken und zu den kulturhistorischen Übersichten in Schlossers Gesch. des achtz. Jahrh. wurden im folgenden Abschnitt benutzt: Herm. Hettner, Gesch. der engl. Litteratur. Braunschw. 1856 u. in spätern Auflagen. Erster Teil; H. Taine, Hist. de la littérature Anglaise. Par. 1863, 64. 4 voll.; Lechler, Gesch. des engl. Deismus. Stuttg. u. Tüb. 1841; Macaulays ausgewählte Schriften gesch. u. litter. Inhalts. Braunschw. 1860 u. sonst; K. Fischer, Francis Bacon und seine Nachfolger (Locke, Berkeley, Hume). 2. Aufl. Leipz. 1875. — Die Hauptwerke der Schriftsteller, die wir zur Charakterisierung der Zeitbildung und Geistesrichtung in ihren Umrissen und Tendenzen anführen werden, findet man in den zahlreichen Gesamtausgaben ihrer Schriften, manche auch in deutschen Übersetzungen oder Bearbeitungen (Pope von Oelckers u. Böttger. Leipz. 1842. 4 voll.). — 2. Zu Frankreich: Außer den XII, 335 und 665 angeführten Werken besonders Laharpe, Nisard, Arnd, Villemain (Cours de littérature française, tableau du 18me siècle): Hettner, Gesch. d. franz. Litteratur. Zweiter Teil des angef. Werkes; O. Henne-Am Rhyn, Kulturgesch. der neuern Zeit. Leipz. 1871. 3 Bde.; D. Fr. Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge. Leipz. 1870; Ellissen, Volt. als pol. Dichter. Leipz. 1847; Bungener, Volt. et son temps. Par. 1851; Brockerhoff, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipz. 1863. 3 voll.; Musset-Pathay, Hist. de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Par. 1821. 2 voll.; K. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke. Leipz. 1866. 2 voll.; F. A. Lange, Gesch. des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart. Iserlohn 1866, und seitdem in 3. Aufl. — Von den Gesamtwerken der besprochenen Schriftsteller besitzt man viele Ausgaben. Von einzelnen Schriften auch deutsche Übersetzungen und Bearbeitungen (Rousseau von Cramer, von Gleich, von Th. Hell u. a.). — Vergl. auch Adolph Stern, Geschichte der neuern Litteratur 7 Bde. Leipzig 1882—1886. — 3. Zur politischen Ökonomie: Blanqui, Histoire de l'Économie politique. 1837 flg., verdeutscht von Buß 1840; Villeneuve-Bargemont, Hist. de l'éc. pol. 1839; L. Bianchini, Della Scienza del ben vivere sociale e della Economia degli Stati. Parte storica 1845; Travers Twiss, View of the progress of political economy in Europe since the 16. century 1847. Hauptwerk: J. Kautz, Die geschichtliche Entwickelung der Nationalökonomik. Wien 1860. Vgl. auch Roscher, Die Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. München 1874. — 4. Für den geschichtlichen Abriß der Mathematik und Naturwissenschaften ist von besonderem Wert die bis jetzt von der Münchener historischen Kommission zu Tage geförderte Sammlung von Geschichtswerken über einzelne Wissenschaften, wie die Geschichte der Chemie von Kopp, der Zoologie von Carus, der Mineralogie von Kobell, der Geographie von Peschel. Ferner die Gesch. der Mathematik von Montucla, der Mechanik von Dühring, historische Einleitung zu Lagranges Mechanik, zu Geoffroy de Saint-Hilaires geol. Werk.

Poggendorf, Handwörterbuch der exakten Wissenschaften. Mehrere Vorträge: Du Bois-Reymond, Über Voltaire als Naturforscher; Helmholtz, Über Goethes naturwissensch. Arbeiten u. a. Schr.

1. Kultur- und Geistesleben in England.

a. Gang und Charakter der englischen Bildung im allgemeinen.

Wie in den Tagen der Renaissance eine Weltlitteratur die europäischen Kulturländer durchdrang, die auf das neuerwachte Altertum aufgebaut die Menschheit mit den Ideen des Humanismus verjüngen wollte, so entstand zwei Jahrhunderte später eine zweite Weltlitteratur, die in England und Frankreich gleichzeitig zur Entfaltung kam und ihre Streiflichter auch nach Deutschland hinüberwarf (XII, 926). Auch diese zweite Weltlitteratur hatte einheitliche Zwecke und Tendenzen; sie wollte die herrschenden Anschauungen und Bildungsformen mit der Fackel der Vernunft und eines erleuchteten Rationalismus durchdringen, die überlieferten Vorstellungen, Lehrsatzungen und Sitten mit den Waffen des prüfenden und denkenden Verstandes bekämpfen und vernichten, an die Stelle veralteter abgelebter Institutionen, Doktrinen und Sittengebote eine neue auf Philosophie und Humanität gegründete Weltanschauung und Seelenverfassung setzen. Man war in England über tiefe Abgründe gewandelt, bis man zu einem Rechtsstaat gelangte, wo das Gesetz die Herrschaft führte und die harmonische Ordnung durch das Gleichgewicht der öffentlichen Gewalten erhalten wurde; nun sollte auch in der Gesellschaft wie im einzelnen Menschen eine neue Glaubens- und Lebensordnung geschaffen, eine neue Harmonie begründet werden. Hatte schon ein Menschenalter früher der ernste schwärmerisch-fromme Staatsmann Lord Herbert von Cherbury mitten in der gärenden Zeit politischer und religiöser Gegensätze in seinem Buch „Von der Wahrheit" den Versuch gemacht, in dem Begriff einer natürlichen Religion, die er auch im Heidentum nachwies, einen höheren freieren Standpunkt zu gewinnen, so konnte jetzt in ruhigeren Tagen dasselbe Ziel mit mehr Erfolg angestrebt werden. Seit Newton stand das Weltall als ein Werk ewiger still waltender Gesetzmäßigkeit da, in sich selbst ruhend und sich selbst erhaltend. Diese Ansicht von der Konstruktion des Universums wurde auf die Natur des menschlichen Geistes übertragen, welcher als ebenso in sich selbst bestehend, von allen willkürlichen Einflüssen frei gedacht wurde. Locke zeigte zuerst, daß im geistigen Leben, in der Welt der Begriffe und Vorstellungen eine ähnliche prüfende und erforschende Thätigkeit, ein ähnliches Auf- und Absteigen zu den Prinzipien und Elementen vor sich gehen müsse, wie in der Natur, daß nur äußere oder innere Erfahrung zur Wissenschaft und Wahrheit führe, folglich angeborne Ideen und geoffenbarte Wahrheitslehren keinen Anspruch auf Gewißheit hätten. Auch über die Offenbarung müsse die Vernunft richten. Von dieser geistigen Warte aus gelangte man durch wissenschaftliches Nachdenken und kritische Forschung zu einer philosophischen Weltanschauung,

vor welcher die überlieferten positiven Lehr- und Glaubenssatzungen nicht bestehen konnten. Eine neue Erziehungsmethode, wozu Locke selbst die erste Unterweisung gab, sollte den Menschen befähigen, mit unbefangenem Blick und ohne Vorurteile die höchsten Probleme zu erforschen und des Menschen Wesen und geistige Beschaffenheit zu ergründen. Da kamen denn Männer wie Bolingbroke, der nach Lockes Grundsätzen erzogene Staatsmann, wie Lord Shaftesbury, wie die Deisten zu philosophischen Ansichten und Fundamentalsätzen, die mit den herrschenden Ideen und Lehren in grellem Widerspruch standen. Sie führten die intellektuellen und moralischen Kräfte der modernen Gesellschaft in den Kampf wider das historisch Gewordene und Geltende; sie gründeten eine Moralphilosophie, welche die Sittlichkeit unabhängig von der Religion machte und sie als eine der menschlichen Natur angeborne Kraft erscheinen ließ, sowie eine Glückseligkeitslehre als Lebenszweck, die nicht im Bibelglauben, sondern in der Verwirklichung der Ideen des Guten, Schönen und Wahren wurzelt. Während nach biblisch-theologischer Auffassung die Erde verflucht, die menschliche Natur durch die Erbsünde verderbt ist, fand Shaftesbury wie sein Zeitgenosse Leibniz, daß die Welt aufs beste und zweckmäßigste eingerichtet sei, daß der natürliche Mensch das Gute, Schöne und Wahre zu erkennen und zu ergreifen vermöge, daß ein Leben voll Tugend und Humanität zur Glückseligkeit führe. Bolingbroke meinte, obwohl er den Volksglauben für die Menge erhalten wissen wollte, daß nur Naturreligion und Sittengebot vor dem gesunden Menschenverstand bestehe, alles Übrige durch Priestertrug, durch Menschenwitz und Menschenkunst erfunden worden sei; und die Reihe der Schriftsteller, die man als Deisten oder Freidenker bezeichnete, suchten das historische Christentum durch einen philosophischen Gottesglauben und den kirchlichen Kultus durch eine Morallehre zu ersetzen. Der erfindungsreiche Defoe zeigte in der Geschichte des Robinson Crusoe, wie der Mensch aus dem niedrigsten und ärmlichsten Naturzustand durch Selbsterziehung, durch eigne Kraft und geistige Regsamkeit sich zur Kultur und zu einem würdigen Dasein emporzuarbeiten vermöge.

Auch in andern Zweigen des geistigen Schaffens wurden Reformen angestrebt, durch welche die Menschheit aufgeklärt und veredelt, der Sinn für Sittlichkeit und Tugend in der Gesellschaft geweckt, das innere Leben reicher gestaltet werden sollte. Die dramatische Muse, die unter König Karl II. durch Dryden und seine Kunstgenossen die frechen Züge einer Buhldirne angenommen hatte, lenkte schrittweise in ehrbarere Bahnen und Formen ein, bis das rührende bürgerliche Schauspiel mit moralisierender Tendenz die Bühne beherrschte. Hand in Hand mit diesen dramatischen Dichtern verfolgten Addison und Steele dasselbe Ziel, indem sie in ihren moralischen Wochenschriften das wirkliche Leben in allen seinen Erscheinungen zur Grundlage ihrer anziehenden Schilderungen machten, und die Romanschriftsteller, welche die Vorgänge im häuslichen Leben und in der bürgerlichen Gesellschaft, die Charaktere und Eigentümlichkeiten ein-

zelner Personen, die Gefühle und Regungen in den Tiefen des Herzens und Gemüts, die Triebe und Leidenschaften der Seele zur Darstellung brachten, bald wie Richardson in gesteigerten Idealbildern, bald wie Fielding und Smollett in heiterer Ausgestaltung der Wirklichkeit oder wie Sterne in humoristischen Schilderungen eigentümlich angelegter Charaktere nach ihrem Handeln und Denken mit liebevoller Vertiefung und heiterer Laune. Zu gleicher Zeit suchte der formgewandte vielseitige Dichter Pope den poetischen Geschmack seiner Zeitgenossen zu bilden und den Sinn für das Schöne und Herrliche in der Welt, wie in der Kunst zu wecken, indem er die Homerischen Heldengedichte in glatten gereimten Versen dem Verständnis des englischen Volks näher brachte, in dem komischen Epos vom Lockenraub Wohlgefallen an den heitern Gebilden des Genius erzeugte und in seinem Versuch über den Menschen der philosophischen Auffassung eines Shaftesbury und Bolingbroke von der Welt und Tugend Ausdruck gab. Seine Naturschilderungen regten den schottischen Dichter Thomson zu der beschreibenden Dichtung von den Jahreszeiten an. Auch die satirischen Schriften, worin Swift seine verbitterte Seelenstimmung über die Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft mit schneidender Ironie und Verspottung aussprach, die Wirklichkeit zu Zerrbildern entstellend, hatten eine reformatorische Tendenz. In dem Märchen von der Tonne und in den Reiseschilderungen des Matrosen Gulliver wurden die Gebrechen und Verkehrtheiten, die thörichten Ansichten und Parteibestrebungen der Zeit gegeißelt und mit der scharfen Lauge der Ironie und Satire übergossen.

Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, wie stark die Wechselbeziehung der englischen und französischen Aufklärungslitteratur durch das ganze Jahrhundert gewesen ist: wenn anfangs die Franzosen viele Ideen und Argumente den englischen Philosophen und Freidenkern entlehnten, so wurde gegen das Ende des Jahrhunderts die litterarische Bildung und Weltanschauung des Inselreichs von dem Kulturland jenseits des Kanals mächtig angeregt und befruchtet. Die großen Historiker Hume, Gibbon und selbst der gemäßigtere und behutsamere Robertson folgten in ihren bedeutenden Werken der skeptisch-rationalistischen Weltbetrachtung Voltaires und seiner Geistesverwandten. In den Gesellschaftszimmern der reichen Lady Wortley Montague, der vielgereisten Dame, die selbst den Harem des Sultans in Konstantinopel besuchte und sowohl durch ihre Reisebriefe als durch ihre Bemühung um Einführung der Schutzpockenimpfung sich einen berühmten Namen machte, sowie in den Zirkeln der Frau Vesey und Frau Thrale trafen die Größen der Zeit- und Modelitteratur zusammen, wie in den Pariser Salons. Doch herrschte in den englischen Gesellschaften, wo der gelehrte pedantische Samuel Johnson, der Verfasser eines englischen Wörterbuchs und zahlloser kritischer, satirischer, biographischer und lehrhafter Werke und Flugschriften das große Wort führte, ein weniger leichtfertiger Ton. In diesen aristokratischen Kreisen wagte man nicht mit frivoler

Johnson. 1709—1784.

Kritik und Philosophie die „glückliche Konstitution“ Altenglands oder die bestehende Staatskirche anzutasten. Während in Frankreich die Kluft zwischen den überlieferten Zuständen in Staat und Kirche und den Gebilden einer freien und kühnen Gedankenthätigkeit sich immer mehr erweitert, während Zweifel und Unglaube einen tiefen sittlichen Abgrund in der ganzen Nation graben, hält sich in England die kritische und skeptische Philosophie in gewissen Schranken und Gesellschaftskreisen. In Frankreich verlieren die kirchlichen Gebräuche und das kaltrhetorische Pathos der Kanzelredner mehr und mehr die Macht auf die Gebildeten; in England wird die Episkopalkirche durch gelehrte und beredte Prediger und Apologeten wie Tillotson, Stillingfleet, Clarke, durch den heiligenden und erhebenden Einfluß der Bibel und des Allgemeinen Gebetbuchs, die pietistische Frömmigkeit und der naive aufrichtige Glauben an den dreieinigen Gott und an die Offenbarungen der Heiligen Schrift durch den christlichen Eifer eines Whitefield und Wesley gegen alle Angriffe einer verwegenen Vernunft und eines unkirchlichen Zeitgeistes geschützt und gerettet.

b. Ausführungen.

1. Dryden und seine Nachfolger.

Der politisch-religiöse Parteikampf der englischen Nation im siebzehnten Jahrhundert drang auch in die Litteratur und in die wissenschaftliche Forschung ein. Wir haben gesehen, wie tief bei Milton und Butler die Poesie, bei Hobbes die Philosophie von den großen Zeitfragen bedingt war (XII, 249 ff.) Im Gegensatz zu Hobbes und zu seinem Zeitgenossen Robert Filmer, dessen Schrift: „Der Patriarch oder die natürliche Macht der Könige“ die absolute Monarchie als die von Gott eingesetzte allein rechtsgültige Staatsform nachzuweisen suchte, hielten die Häupter der Whigs an dem Prinzip der Volkssouveränität fest und stellten der Lehre vom passiven Gehorsam der Unterthanen das Recht und die Pflicht des offenen Widerstands entgegen. Die Abhandlung, die den republikanisch gesinnten Algernon Sidney auf das Schafott führte (XII, 485), war hauptsächlich eine Widerlegung der Grundsätze jener staatsrechtlichen Theorie. Auch die Poesie stand im Dienst der politisch-kirchlichen Zeitströmung. John Dryden, der in „heroischen Stanzen“ zuerst den Protektor Cromwell gefeiert, be- Dryden. 1631—1700.
grüßte in seiner „Asträa redux“ mit schmeichelnden Versen die Herstellung des Stuartschen Königtums und diente dann dem Geschmack Karls II. und seines Hofes als dramatischer Dichter der tragischen und komischen Muse. Denn der Stuart hatte während seines Exils Gefallen gefunden an der französischen Bühne und verpflanzte sowohl die zeremoniöse Heldentragödie als das verbuhlte Lustspiel aus dem Nachbarstaat in die neugegründeten Theater seiner Hauptstadt. Ohne poetische Tiefe und Schöpfungskraft aber begabt mit einem feinberechnenden Kunstverständnis und einer großen Fertigkeit im Versemachen verfaßte Dryden Trauerspiele und Lustspiele („Alles um Liebe“, „Der spanische Bruder“, „Don Sebastian“ u. a.), die durch ihre glatte steife Form und gereimte hochtönende Sprache wie durch ihren leichtfertigen Inhalt dem gezierten, üppigen und dabei zügellosen und unsittlichen Charakter der höhern Gesellschaft in der Stuartschen Restaurationszeit entsprachen. Daher fanden sie auch Bewunderung und Beifall, obwohl der uns bekannte Lord Buckingham in einer satirischen Posse „Die Probe“

(rehearsal) die langatmigen zehnsilbigen Reimverse, die prunkhafte und hohle Rhetorik, das Ausplündern fremder Autoren witzig verspottete. Von Drydens historischer Dichtung „Annus mirabilis“ (1666) sagt Macaulay, daß es keinerlei poetische Eigenschaften besitze, wenn man nicht eine übertriebene Schmeichelei und klangvolle heroische Reime als solche gelten lassen will. Dem Beruf eines Hofdichters, zu dem ihn Karl II. erhob, diente Dryden durch die beißenden Satiren auf die Whigpartei „Absalom und Achitophel“ (Monmouth und Shaftesbury) und „Medal“ oder die Münze gegen den Aufruhr. Nachdem er in dem Lehrgedicht „Religio laici“ als Apologet der geoffenbarten Religion ohne Wärme der Überzeugung aufgetreten, ging er unter Jakob II. zur römisch-katholischen Kirche über und schrieb zu ihrer Verherrlichung und zur Widerlegung der Sekten das allegorische Gedicht „Hindin und Panther“, worin er zu beweisen sucht, daß man nur zwischen dem gänzlichen Unglauben und dem vollen Autoritätsglauben die Wahl habe und kein menschliches Forschen den Schleier der göttlichen Geheimnisse zu entfernen vermöge. Die schuldlose, milchweiße Hindin, das Bild der römischen Kirche widerlegt in weitläufigen dogmatischen Gesprächen das gefleckte und gesprenkelte Raubtier, die anglikanische Episkopalkirche. Damals war Dryden „der König des Geschmacks, der Schiedsrichter in der Litteratur“. Nach der Revolution von 1688 verlor der Dichter seine Stellen und geriet in bedrängte Lage. Allein gerade während dieser Zeit verfertigte er mehrere Werke, die zu seinen besten Erzeugnissen gehören, Übersetzungen, Fabeln oder Erzählungen, einen dramaturgischen Versuch u. a. Am berühmtesten ist seine Ode auf den Cäcilientag (Alexanderfest) „ein Meisterstück der Poesie zweiter Klasse“. — Wenn bei Dryden und seinem Zeitgenossen Nathanael Lee, der als fünfunddreißigjähriger Mann in Wahnsinn verfiel, noch das Streben vorherrscht, die dramatische Kunst der Shakespeareschen Zeit mit dem französischen Klassizismus zu einer eignen Gattung zu verbinden, so ging Thomas Otway, der nach einem wüsten Leben im Jahr 1685 in bitterster Armut starb, mit vollen Segeln auf den französischen Geschmack ein und folgte den Vorbildern Corneilles und Racines, aber nicht mit der edlen Haltung der Pariser Dichter. Lee und Otway waren talentvolle Leute, aber zuchtlos im Leben und Dichten. Die Stücke Lees, deren Stoff meistens dem Altertum entlehnt war (Ödipus, Mithridat, Sophonisbe u. a.) sind nicht ohne Schwung und tragische Kraft, wenn sie auch häufig an Übertreibung und Schwulst leiden, und sein Drama „Theodosius“ hat den Vergleich mit den gefeierten Stücken der Franzosen nicht zu scheuen. Noch mehr Kunstsinn und technische Gewandtheit verraten die Tragödien Otways, von denen „Die Waise“ und „Das gerettete Venedig“ einst sehr bewundert wurden.

Dramatiker aus Drydens Schule. Lee. † 1693. Otway. † 1685.

Wenn die Tragödie der Majestät und Herrlichkeit des neuen Königtums zum künstlerischen Ausdruck diente, so war das Lustspiel, wie es von Dryden und seinen jüngern Zeitgenossen William Wycherley und William Congreve ausgebildet ward, das getreue Abbild der sitten- und schamlosen höhern Gesellschaft der Zeit. Wir haben den Hof und die vornehme Welt des „fröhlichen Königs“ Karl II. früher kennen gelernt (XII, 447 f.); Ausschweifung und Frivolität wurden zur Mode, der Puritanismus sollte durch den Gegensatz in seinen letzten Wurzeln ausgerottet werden. Jeder feine Mann mußte ein Wüstling, jede feine Frau eine Kokette oder Buhlerin sein. Dieser Richtung diente die Komödie mit einer Rückhaltlosigkeit und Nacktheit, wie sie nur im Altertum unter ganz andern Verhältnissen vorgekommen sein mag. Die komische Muse, die mit Karl vom Kontinent herüberkam, sagt ein neuerer Schriftsteller, war eine wilde, entzügelte Lais, verwegen, lachend, wollüstig, unverschämt, dabei voll dramatischen Lebens, voll treffender Charakterzeichnung, voll Handlung und Bewegung. „Während die Tragik dieser Zeit gekünstelt und darum meist leer und kalt

ist," bemerkt Hettner, „ist in der Komik viel Witz, Scherz, und echte Lustigkeit, viel
treffende Satire, Lebendigkeit der Charaktere und Situationen, ein glücklicher und geist-
reicher Dialog." So lassen die Theaterstücke Wycherleys „Die Liebe im Walde", „Die Frau Wycherley. 1640—1716.
vom Lande", „Der Freimütige" u. a. den ganzen Abgrund der damaligen Gesellschaft
erkennen. War doch das Leben des Dichters selbst, der zweimal die Religion wechselte
und ein Günstling der königlichen Mätresse, der Herzogin von Cleveland, war, „eine
unentwirrbare Kette von Thorheiten, Schlechtigkeiten und Unglücksfällen". Und wenn Congreve. 1670—1729.
Congreves vielgefeierte Lustspiele „Der alte Hagestolz", „Liebe um Liebe", „Der Arglistige"
(Double-dealer) etwas mehr Anstand und Rücksicht zeigen, wenn sein Schauspiel „Die
trauernde Gemahlin" mit einer moralischen Nutzlehre schließt, so mag die Ursache darin
liegen, daß die Zeit selbst und die vornehme Gesellschaft, in der sich der Dichter bewegte,
von der sittlichen Verwilderung der Stuartschen Periode zurückgekommen war. Die großen
politischen Ereignisse stimmten die Menschen ernster; kritische Schriftsteller, wie Black-
more und der als Kirchengeschichtschreiber berühmte Jakobit Jeremias Collier eiferten
gegen die Zuchtlosigkeit der Bühne. So verlor sich mehr und mehr der Geschmack an
der Sittenlosigkeit und Sünde auf dem Theater und bürgerliche Tugend und christ-
liche Moral durften sich wieder sehen lassen, ohne als puritanische Rigorosität verlacht
zu werden. Dieser Umschwung vollzog sich allmählich und mit einigem Sträuben in
den Lustspielen des feurigen und talentvollen Irländers Georg Farquhar („Die Farquhar. 1678—1707.
Liebe und die Flasche", „Das treue Paar", „Die Zwillinge als Nebenbuhler" u. a.)
und vollständiger in den Stücken John Vanbrughs („Die Bekehrung oder Tugend Vanbrugh. 1672—1726.
in Gefahr", „Der Irrtum" u. a.), in dessen Komödien wieder Zucht und Sittlichkeit
in ihren Ehren hergestellt werden, sowie in den Lustspielen Steeles („Der zärtliche Steele. 1671—1729.
Ehemann", „Verlogne Liebe oder Frauenfreundschaft", „Der gewissenhafte Liebhaber").
Im ernsten Drama nahmen die englischen Dichter die französischen Klassiker mit der
aristotelischen Poetik von den drei Einheiten und der Erweckung von Mitleid und
Furcht zum Vorbild und gefielen sich in moralischen Rührstücken, wie Thomas Sou-
therne („Die unglückliche Heirat", „Oronoko") und Nikolaus Rowe („Die schöne
Büßerin", „Jane Shore" u. a.). Addisons „Cato", das Vorbild des Gottschedschen
Dramas, verdankte seine Erfolge hauptsächlich den politischen Beziehungen zu der Zeit-
geschichte Englands, und in den „bürgerlichen Trauerspielen", mit welchen Georg
Lillo, übereinstimmend mit den gleichzeitigen Romanschriftstellern eine „Besserung Lillo. 1693—1739.
der schlechten Leidenschaften" bezweckte, steht die Kunst im Dienst einer nützlichen Sitten-
lehre. Doch hat seine dramatisierte Verbrechergeschichte „Der Kaufmann von London"
einst große Wirkung hervorgebracht. Den gleichen Zweck, doch mit minderem Erfolg,
hatte Eduard Moores bürgerliches Trauerspiel „Der Spieler". Es sind „Rührstücke"
aber ohne die zur Reinigung und Erhebung der Seele notwendige sittliche Kraft. Durch
die berühmten Schauspieler Foote und Garrick, die auch als Bühnendichter sich
versuchten, wurde die dramatische Poesie wieder mehr das Spiegelbild des wirklichen
Lebens, bei Foote in satirisch-burlesker Form („Der Minderjährige", „Der Lügner"
u. a.), bei Garrick, Colman und Goldsmith („Irrtum an allen Ecken") mit feinerer
Komik.

Die Vorzüge der Drydenschen Muse: Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau,
Lebhaftigkeit, heitere Laune und elegante Diktion besaß auch sein jüngerer Zeitgenosse
Matthäus Prior, dem wir im vorigen Band auf diplomatischen Missionen begeg- Prior. 1664—1721.
net sind (XII, 748, 785). Anfangs ein Gegner Drydens, dessen „Panther und
Hindin" er durch eine gelungene Parodie „Die Landmaus und die Stadtmaus" ver-
spottete, trat er später zu der Torystisch-Stuartschen Partei über und wurde der Schild-
träger Lord Bolingbrokes, daher er auch wie sein Gönner nach der Thronbesteigung

Georgs I. in gerichtliche Untersuchung genommen ward und längere Zeit im Gefängnis zubringen mußte. In seinem wechselvollen Leben mochte er an sich selbst die „Eitelkeit der Welt“ erfahren, die er in einem didaktischen Gedicht „Salomo“ dargestellt hat.

2. Locke und der Sensualismus.

Die Lockesche Philosophie. Noch mächtiger und eingreifender als in der Poesie wirkte die mit der Vertreibung der Stuarts verbundene Umgestaltung der öffentlichen Dinge auf das wissenschaftliche Leben, auf die Anschauungen und Ideen der gebildeten Stände. In innigstem Verkehr mit dem Grafen von Shaftesbury (Ashley), jenem geistreichen kühnen Vorkämpfer der Whigs, dessen Wirken und Ausgang uns aus Band XII, 480 ff. bekannt ist, stand ein Mann, der im Gebiet der Wissenschaft ein ebenso einflußreicher Führer und Fahnenträger war als der edle Lord, dessen Erziehung er geleitet und der ihm als Lord-Kanzler ein Staatsamt verliehen, auf dem Feld der Politik — John Locke, geboren zu Wrington in der Nähe von Bristol. Sorgfältig erzogen, durch Reisen nach Frankreich, Deutschland, den Niederlanden ausgebildet, durch längeren Aufenthalt in Holland, wohin er seinem flüchtig gewordenen Gönner folgte und wo er dann mehrere Jahre verweilte, in der philosophisch-kritischen Atmosphäre eines Bayle und Leclerc sich bewegend, hat Locke auf der Grundlage eines Baconschen Empirismus ein philosophisches Lehrsystem geschaffen, das alle Seiten des menschlichen Lebens umspannte und durch die Klarheit und Schärfe der Beweisführung auf die Ideen und Anschauungen der Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß übte. Sein Hauptwerk „Versuch über den menschlichen Verstand“, welches den Zweck hat, den Ursprung der menschlichen Erkenntnis zu ermitteln, um dadurch die Grenzen und das Maß von objektiver Gültigkeit derselben zu bestimmen, hat trotz mancherlei Anfechtungen und Gegenschriften sich bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in wachsendem Ansehen erhalten. Ausgehend von dem Baconschen Satz, daß es keine angebornen Ideen gebe, daß der Geist ursprünglich gleich einer unbeschriebenen Tafel sei, suchte Locke nachzuweisen, daß unser gesamtes Wissen seine Quelle und seinen Ursprung habe teils in der Sensation oder sinnlichen Wahrnehmung, teils in der Reflexion oder innern Wahrnehmung, d. h. in der Fähigkeit des Geistes sich seiner eignen Thätigkeiten bewußt zu werden, daß mithin alles Erkennen auf Erfahrung und Induktion beruhe, alles übersinnliche Wissen nur das Resultat unsrer eignen Geistesthätigkeit sei, Irrtum und Mißverständnisse häufig nur aus mangelhafter Erkenntnis der Sprache und Wortbedeutungen entständen. Während Locke an diesem Werk arbeitete, vollzogen sich in England die politischen Ereignisse, die wir im vorigen Band kennen gelernt. Sie griffen vielfach in das äußere und innere Leben des Philosophen ein. Unter Jakob II. der Teilnahme oder Mitwissenschaft an dem Monmouthschen Komplott beschuldigt, mußte er sich in verschiedenen holländischen Städten verborgen halten, denn der Stuart hatte seine Auslieferung verlangt. Ein Vermittelungsversuch William Penns scheiterte an der Weigerung Lockes, des Königs Gnade anzurufen: „wer kein Verbrechen begangen habe, bedürfe keiner Verzeihung“. Nach Wilhelms III. Thronbesteigung nach London zurückgekehrt, verwaltete Locke ein Amt im Ministerium der Kolonien, zog sich aber nach einigen Jahren in die Stille eines Landgutes zurück, um die Früchte seines Nachdenkens in Muße zur Veröffentlichung zu bringen. Dies geschah in einer Reihe von Schriften über Kirche und Religion, über Staatsverfassung und Erziehung, in welchen er in folgerichtiger Durchführung seiner Untersuchung über den Ursprung und die Grenzen unsrer Erkenntnis, seiner großartigen „Naturgeschichte des menschlichen Verstandes“, die religiösen und politischen Ansichten und Doktrinen

Locke. 1632—1704.

nach den Grundsätzen der Vernunftmäßigkeit und Freiheit prüfte und feststellte, Toleranz und Menschenrechte in die Welt einzuführen suchte. Diese Schriften können als die „gedankenmäßige Zusammenfassung der gesamten Zeitbestrebungen, gewissermaßen als das Gewissen und Bewußtsein der Zeit“ angesehen werden. So wird in der Schrift: „Über die Vernunftmäßigkeit des Christentums in der Bibel“ nachgewiesen, daß in der geoffenbarten Religion nichts enthalten sei, was den Begriffen der Vernunft widerstreite. Die Apostel hätten nur gelehrt, daß man an Jesus als den Messias glauben, Buße thun und tugendhaft leben solle. In den Briefen über Toleranz lehrte Locke, daß der Staat jede Religionsgenossenschaft dulden müsse, die sich innerhalb der bürgerlichen Gesetze und Sittengebote halte, ausgenommen die Papisten, die ihr Oberhaupt in Rom haben und der Landesobrigkeit nur insoweit gehorchen, als der geistliche Monarch es gestattet, und die Gottesleugner, welche die Möglichkeit der Offenbarung nicht anerkennen, ein Standpunkt, der sich nicht halten ließe. Wenn Locke in den religiösen Schriften die Doktrinen der Episkopalkirche bekämpft, insbesondere den gelehrten Hochkirchenmann Stillingfleet, Bischof von Worcester, so zieht er in dem inhaltreichen Werkchen: „Über die bürgerliche Verfassung“, gegen die absolutistischen Staatslehren eines Filmer und Hobbes zu Felde. Geschrieben im Jahr 1689 in der ausgesprochenen Absicht, „den Thron des großen Wiederherstellers der englischen Freiheit, des Königs Wilhelm, zu befestigen, dessen Anrechte aus dem Willen des Volks abzuleiten, und die englische Nation wegen der neuen Revolution vor der Welt zu verteidigen“, enthält das Buch eine klare und umfassende Begründung der Volkssouveränität und der Entstehung des Staats aus einem gegenseitigen Vertrag zwischen Herrscher und Beherrschten zum Schutz und Glück jedes einzelnen unter bestimmten für beide Teile bindenden Gesetzen, der erste Versuch der Theorie von einem Rechts- und Verfassungsstaat mit geteilten Gewalten, wobei der politische Freiheitsbegriff die Grundlage bildet und das Gesetz die höchste Macht und Autorität in sich trägt. Zu dieser staatsrechtlichen Theorie, die bald ihren Weg nach Frankreich und Deutschland fand, bildet der Verfassungsentwurf, den er zwanzig Jahre früher unter Beihilfe Lord Shaftesburys für Südcarolina aufgestellt hatte, einen merkwürdigen Kontrast. Dieser bewegte sich ganz auf feudaler Grundlage, nur daß er in religiösen Dingen den Grundsatz der Toleranz und der Selbstbestimmung der Gemeinde und einer Trennung von Staat und Kirche festhielt. Und wie Locke in seinen staatsrechtlichen Doktrinen der Vorläufer eines Rousseau und Montesquieu war, so hat er auch in seiner Erziehungslehre den Weg angebahnt, auf dem dann Rousseau und die deutschen Pädagogen fortschritten. Im Gegensatz zu der scholastischen Lehrmethode, welche durch Sprachstudium und Gedächtnisübung eine unfruchtbare Gelehrsamkeit zu erzielen suchte, empfahl Locke praktische Belehrung und Geistesentwickelung auf Grund einer genauern Beobachtung und Erkenntnis der Natur und der Menschenwelt. Seine Schriften über das Münzwesen waren von wesentlichem Einfluß zur Beseitigung der Finanznot, die uns aus Bd. XII, 548 bekannt ist.

3. Shaftesbury und die Freidenker (Deisten).

Fortbildung der Lockeschen Philosophie.

Nachdem Newton durch seine Gravitationslehre die Vorstellung begründet, daß das Universum eine Welt der Vernunft und Wahrheit, eine Welt ewiger stillwaltender Gesetzmäßigkeit sei, nachdem Locke die geistigen Thätigkeiten nach Analogie des Entwickelungsprozesses der Natur klar gelegt und den Staat als einen beseelten Organismus dargestellt, geschaffen durch einen freien Willensakt der Menschen und forterhalten durch vernünftige das Wohl aller bezweckende Gesetze und Rechtsinstitute, war

es die Aufgabe des denkenden Geistes, das Verhältnis des Menschen zu Gott zu erforschen, in die Geheimnisse der Religion und des Kirchenglaubens einzudringen. Mit der Trennung von Staat und Kirche und mit der Idee der religiösen Toleranz, die Locke zu begründen gesucht, war der Boden für weitere Gedankenentwickelung bereitet: sowenig die Ansicht Filmers und andrer Absolutisten, daß die monarchische Gewalt eine göttliche Einrichtung, ein Ausfluß aus dem Patriarchat Adams sei, vor der neuen Staatsrechtslehre bestehen konnte, sowenig war die staatskirchliche Dogmatik vereinbar mit dem Begriff der angebornen Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen. Und so sehen wir denn gleichzeitig mit den großen Umgestaltungen des Staats- und Verfassungslebens einen innern Kampf auf religiösem Gebiet entbrennen, in welchem die überlieferte Kirchenlehre mit den Waffen der Vernunft und der Wissenschaft angegriffen ward. Wenn Locke und seine gemäßigten Anhänger noch den Schein zu wahren suchten, als ob ihre Ansichten mit der Heiligen Schrift in Einklang ständen, sofern man dieselbe richtig auslege, und an der Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung festhielten, so ließen Shaftesbury, Collins, Toland und andre Schriftsteller diese Fiktion fallen, indem sie bald in geistreicher und gelehrter, bald in leichtfertiger Weise die Theologie und den Kirchenglauben bekämpften, die Denkfreiheit auch auf die religiösen Dinge anwendeten und durch Zerstörung des positiven oder historischen Christentums die vollkommene Gleichmachung der christlichen und der natürlichen Religion anstrebten. Sie sind in der Geschichte der Litteratur und Wissenschaft unter dem Namen „Freidenker" oder „Deisten" bekannt, weil sie die christliche Ansicht von einem dreieinigen Gott bekämpften und nur ein höchstes geistiges Wesen als Gott (Deus) verehrt wissen wollten. „Sie verteidigten mit Gründen des gemeinen Menschenverstandes, einige auch mit gelehrten Hilfsmitteln, eine Überzeugung, der das natürliche Gottesbewußtsein und Gewissen die hinreichende und vollkommene Religion ist, daher das Christentum von einigen nur beachtet wurde, wiefern es diese natürliche Religion als Kern enthalte, von andern als Priestertrug bekämpft, von allen seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt."

Shaftesbury. 1670–1713. Der geistreichste Verkündiger der neuen freien Ideen war Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury, der Enkel des erwähnten ränkevollen whiggistischen Staatsmannes. Nach Lockeschen Grundsätzen erzogen, in den Sprachen und der Litteratur des klassischen Altertums gründlich unterrichtet, durch längern Aufenthalt in Holland, in Frankreich, in Italien mit allem vertraut was die hervorragendsten Schriftsteller und Denker der Zeit ans Licht gefördert, hat Shaftesbury mit dem kritischen und skeptischen Geist eines Bayle und mit dem Glauben eines Idealisten an den Adel der Menschennatur das Wesen und die Aufgabe der Religion und Moral erforscht und mit feinem Sinn und gewandter fesselnder Darstellung eine Lebensphilosophie zu begründen gesucht, die über den herrschenden Doktrinen, Anschauungen und Formen sich bewegend den Gebildeten eine Richtschnur für Denken, Glauben und Handeln geben sollte, im Geiste Platos Schönheit, Tugend und Sophrosyne als die höchsten Güter, als den Inbegriff echter Humanität darstellend, durch welche allein ein glückliches Leben begründet werde. Wir sind dem geistreichen Edelmann in der Geschichte Wilhelms III. mehrfach begegnet. Wie sehr dieser König den reichen und hochgestellten Lord, dem er sein Vertrauen und seine Freundschaft zugewendet, an den Staatsdienst zu fesseln bestrebt war, so konnte sich Shaftesbury doch nicht entschließen, auf die Dauer seine unabhängige Stellung aufzugeben und seine litterarische Muße den praktischen Geschäften zu opfern. Von schwacher Gesundheit verbrachte er die letzte Lebenszeit in Italien und starb in Neapel erst zweiundvierzig Jahre alt. Seine unter dem Titel „Charakteristiken von Menschen, Sitten und Zeiten" erschienenen phi-

losophischen Schriften, worin er eine Vernunftreligion und ein Moralgesetz als die sichersten Führer durchs Leben darstellt, brachten durch ihren leichten Stil, durch ihre witzige und klare Darstellung, meistens in Brief- und Gesprächsform, den größten Eindruck in den gebildeten Kreisen hervor. Im Gegensatz zu der herrschenden Religion, welche ein frommes tugendhaftes Leben durch die Furcht und Hoffnung auf dereinstige Vergeltung zu erzielen suche und der selbstlosen Rechtschaffenheit alles Verdienst und allen Wert raube, stellt Shaftesbury die Tugend als etwas durchaus Wesentliches und in sich selbst Begründetes dar, das nicht durch äußere Einrichtungen entstanden, sondern von Gewohnheit, Phantasie, Willen unabhängig sei, und welches selbst von der Gottheit nicht verändert werden könne. Ein tiefes von früher Jugend an gepflegtes Studium der alten Litteratur, namentlich Platos, und eine vertraute Bekanntschaft mit den Meisterwerken der italienischen Kunst führte ihn auf den Gedanken, daß die Tugendlehre mit der Schönheitslehre zusammenfalle, daß die Ethik eine Ästhetik der Sitte werden müsse, und daß die Vereinigung des Guten und Schönen, die Kalokagathie der Griechen, das pulchrum und honestum der Römer, die Aufgabe des Lebens sei. Glück und Tugend fallen bei Shaftesbury zusammen. Am meisten tritt diese Auffassung in der dichterisch schwungvollen „Rhapsodie der Moralisten“, einer Theodicee in dialogischer Form, und in der Abhandlung über „Verdienst und Tugend“ hervor. In jener suchte der Philosoph, wie ein Jahr später Leibniz, gegen die Theologen zu beweisen, daß die bestehende Welt gut und vollkommen sei, ein Optimismus, der in der vielbewunderten begeisterten Rechtfertigung des Weltschöpfers seinen Höhepunkt erreicht. Gegen die Kirchenlehre, welche die Erde als ein Jammerthal hinstelle und allen Lohn der Tugend und Gottseligkeit dem Himmel zuweise, sucht er die Schönheit und Harmonie des Weltalls darzuthun, deren Erkennen und Schauen zu einer würdigen Vorstellung von der Gottheit führe. Viele wollten jedoch in Shaftesburys Gottesglauben nur eine Art Fatalismus erkennen.

Zu ähnlichen Resultaten gelangte Anton Collins, ein begeisterter Anhänger Lockes, mit dem er als Jüngling in Briefwechsel gestanden, ein gelehrter nach Wahrheit strebender Mann. Die Einmischung in den Schulstreit zweier Rechtgläubigen führte ihn zum Zweifelsystem. Unter seinen vielen gründlichen, von den Franzosen später ausgebeuteten Schriften ist die „Rede über Freidenken“ und die „Prüfung der biblischen Prophezeiungen“ am bekanntesten. Einer der heftigsten Gegner des Christentums und alles dessen, was damit zusammenhängt, war John Toland, ein zum Protestantismus übergetretener Irländer, der in seinem „Christentum ohne Geheimnisse“ und andern Werken die Echtheit der neutestamentlichen Schriften bestritt, den jüdischen Charakter des Christentums nachwies und so sehr gegen jeden positiven Glauben eiferte, daß sein Buch durch Parlamentsbeschluß von Henkershand verbrannt, er selbst verfolgt wurde. Und doch ist diese Schrift gemäßigt im Vergleich mit seinen spätern Arbeiten, worin er den Glauben an einen persönlichen Gott und an Unsterblichkeit der Seele als Aberglauben behandelt, in seinen Briefen an Serena (vielleicht die preußische Königin Sophie Charlotte) den Pantheismus lehrt und zuletzt zum Materialismus übergeht wie wir ihm später bei den französischen Encyklopädisten begegnen werden. In der anonym erschienenen Schrift „Pantheistikon“ verlangt Toland unter gänzlicher Beseitigung der Offenbarungen und des Volksglaubens eine neue Religion, welche mit der Philosophie übereinstimmt. „Sein Gott ist das All, aus dem alles geboren wird und zu dem alles zurückkehrt. Sein Kultus gilt der Wahrheit, Freiheit und Gesundheit, den drei höchsten Gütern der Weisen. Seine Heiligen und Kirchenväter sind die erhabenen Geister und die vorzüglichsten Schriftsteller aller Zeiten, besonders des klassischen Altertums; aber auch diese bilden keine Autorität, welche den freien Geist des Menschen fesseln dürfte.“ Der

Collins. 1676–1729.

Toland. † 1722.

zweite Brief an Serena trägt die Überschrift: „Bewegung als wesentliche Eigenschaft der Materie". — Mehr mit Rücksicht auf das in England bestehende Kirchenwesen
Tindal. 1656–1733. griff Matth. Tindal in seinem Buch „Von den falschen Kirchen" jede mit dem Staatswesen verbundene und weltlicher Güter bedürftige Kirchenverfassung an und lehrte in seinem „Christentum so alt als die Welt", daß das Christentum nichts andres sei, als die von den Zusätzen und Schlacken der Juden gereinigte Vernunftreligion der Urwelt, daß es überhaupt nur eine wahre Religion gebe, nämlich die Naturreligion. Beschei-
Wollaston. † 1724. dener und gemäßigter suchte der rechtschaffene Wollaston in seinem „Gemälde der natürlichen Religion" eine reine Vernunftreligion zu begründen, die er als das Streben nach Glück vermöge eines eifrigen Suchens der Wahrheit und der Bildung der Vernunft auffaßt und die keiner Offenbarung noch Sündenvergebung bedürfe. Seine gründlichen, vielgelesenen Werke wurden, wie die von Collins, von den Franzosen
Woolston. † 1733. übersetzt, verbreitet und benutzt. Thom. Woolston, der alle Priester Diener des Buchstabens und des Antichrists schalt, deutete in einer Reihe von Schriften die Auferstehung und die Wunder Jesu allegorisch, d. h. er suchte darzuthun, sämtliche Wundergeschichten des Neuen Testaments, die Erzählung von der Auferstehung Jesu mit eingerechnet, seien nie wirklich so vorgefallen, sondern von den Evangelisten nur erzählt, um geistliche Wahrheiten damit vorzubilden. Dafür starb er im Gefängnis. Thomas
Morgan. † 1743. Morgan behandelte in einem Buch „Der Naturphilosoph" in dialogischer Form zwischen einem „christlichen Deisten und christlichen Juden" alles Geschichtliche im Christentum als Priestertrug und wollte die Moral an die Stelle der Religion setzen. Bernard de
Mandeville. † 1733. Mandeville, ein Londoner Arzt von französischem Geschlecht, stellte im Gegensatz zu Shaftesburys Lehre von der besten Welt und von der natürlichen Tugendliebe der Menschen, in seiner „Bienenfabel" und dem Kommentar dazu Leidenschaften und Laster als notwendig für die Blüte des Staates dar, „eine Satire auf die Moral und die Ideale der Kirche". Wie die menschliche Natur, so werde auch die menschliche Gesell-
Chubb. † 1747. schaft von unedlen Trieben bewegt. — Thomas Chubb, ursprünglich ein Handwerker, der durch eifriges Studium sich große Gelehrsamkeit erwarb, dachte in seinem „Wahren Evangelium", dem Abschluß seiner zahlreichen Schriften an ein von den Aposteln mißverstandenes und daher mit Wundern und fremdartigen Zusätzen bekleidetes Christentum als Offenbarung des natürlichen Sittengesetzes, dessen Verletzung durch Reue versöhnt, durch ein künftiges Gericht gestraft werde. Peter Annet suchte in seinem Buch „Die Auferstehung Jesu, erwogen von einem Moralphilosophen" die Welt zu überzeugen, daß ein auf Geschichte gegründeter Glaube keine wahre Religion sein könne.

Resultate. Bei allen diesen Schriftstellern, wie verschieden sie immer an Charakter, Bildung und Lebensstellung sein mochten, ob sie mit den Waffen des Witzes und der Satire oder auf dem Weg gelehrter Forschung und Beweisführung ihr Ziel verfolgten, tritt eine scharfe Opposition gegen die herrschenden Ansichten und Kirchenlehren zu Tage, wie sie ehedem im Parlament sich kund gegeben. Locke und die englischen Deisten, sagt Hettner, bekämpften offen den herrschenden Kirchenglauben und suchten eine sogenannte natürliche Religion, in welcher der Mensch, befriedigt durch die einfache Verehrung eines allwaltenden Schöpfers Wahrheit und Tugend nicht aus den Lehren der biblischen Offenbarung, sondern aus der eignen menschlichen Vernunft zieht; dem Christentum blieb nur insoweit Wert und Bedeutung, als die reinste Tugendlehre sein Inhalt und die edelste Glückseligkeit sein Ziel war. Wenn bei Toland der Schlachtruf lautet: „Kein dogmatisches Christentum", bei Chubb, „kein historisches Christentum", so lautet er bei Bolingbroke: „Überhaupt kein Christentum". Die große Verbreitung dieser Schriften, die weder durch die Widerlegungen der Kirchenmänner, noch durch gerichtliche Verfol-

gungen gehemmt ward, war der deutlichste Beweis, daß die Mehrheit des denkenden und lesenden Teils der Nation sich sehnte, von dem Joch des Kirchentums und der religiösen Tradition erlöst zu werden und wie im Staatsleben so auch im Bereich des Denkens und Glaubens zu einem Zustand der Freiheit, der Menschenrechte, der Duldung und Nächstenliebe zu gelangen. Die Ansicht, daß durch Adams Sündenfall die Erde und die Menschenwelt dem bösen Element und dem Verderben anheimgegeben sei, konnte den freieren und gebildeteren Geistern nicht mehr zusagen: man suchte in der Philosophie ein Schutz- und Heilmittel gegen die angebliche Sündhaftigkeit und Verderbnis der menschlichen Natur, ein Ideal des Guten, Schönen und Wahren, das in der reinen Seele wohne, aber getrübt durch Wahn und Irrtum, und einen Lebenszweck, der den edlen Genuß nicht unvereinbar hielt mit Tugend und Sittlichkeit. Es ist sehr bezeichnend für diese Zeitrichtung, daß, wie Hettner bemerkt hat, gerade damals die Umgestaltung des Freimaurerordens aus den mittelalterlichen Baugilden in einen Orden der Humanität sich vollzog, in dem alle Standes- und Glaubensunterschiede verschwinden sollten. Nicht ein äußerer sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer unsichtbarer, ein Tempel des reinen Menschentums, der Duldung, der Humanität, der thätigen Menschenliebe. Das Freimaurertum war die „innere Mission“ des Deismus.

4. Bolingbroke und Pope.

Mit den Deisten vielfach übereinstimmend, wenngleich ihrer Tendenz, das Volk aufzuklären und gegen die Kirchenlehre mißtrauisch zu machen, aus Gründen des Staats und der Politik abhold, war jener Henry St. John Viscount Bolingbroke, den wir früher als Minister und torystisches Parteihaupt kennen gelernt haben (XII, 784), ein Mann, von dem sein Freund Voltaire sagte, er vereinige mit den Kenntnissen des Engländers alle Feinheit eines Franzosen. Bolingbroke war der witzigste und geistreichste Mann seiner Nation, Meister in der Behandlung der Sprache und Redekunst, Kenner der vornehmen Welt und des in derselben einheimischen Tons, aber ohne religiöse und moralische Grundsätze und ohne Glauben an Ideale und selbstlose Tugend. Wie die Freidenker oder Deisten die dogmatische und historische Seite des Christentums zur Folie ihrer Angriffe machten, so betrachtet Bolingbroke Religion, Christentum und Kirche nur als Mittel für den Staat, als ein Lehrgebäude, das von klugen Gesetzgebern zur Bändigung des wilden Tiermenschen erfunden, von einer herrschsüchtigen Priesterschaft zu hierarchischen und politischen Zwecken ausgebildet und gepflegt, um der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt willen aufrecht erhalten werde und werden müsse. Nur soweit das Christentum mit der natürlichen Religion übereinstimme, sei es auf Wahrheit begründet: der ganze auf einer angeblichen Offenbarung beruhende Kirchenglaube mit seinen Symbolen, Gebräuchen und Mysterien erscheint ihm als Menschenwerk, geschaffen von grübelnden Philosophen und Theologen, aus Zwecken der Staatsvernunft aufrecht erhalten und durch Priestertrug dem abergläubischen Volk als göttliche Institution dargeboten. Aber als aristokratischer Welt- und Staatsmann will er aus Gründen der Zweckmäßigkeit die große Masse bei diesem Glauben erhalten; die Volksreligion soll nicht erschüttert werden, wiewenig sie auch vor der philosophischen Bildung bestehen kann. Bezeichnete er doch einmal die Freidenker als die „Pest der Gesellschaft“. Eine durch Glaubens- und Kirchengesetze gestützte Staatsreligion scheint ihm zum Regieren notwendig. Seine Gedanken und Betrachtungen über Religion und Kirche, über Staat und politisches Leben, hat Bolingbroke in einer Menge kleiner Schriften, Abhandlungen, Essays, Briefen, in der Wochenschrift „Craftsman“ u. a. niedergelegt,

Bolingbroke. 1672–1751.

die meistens in ländlicher Zurückgezogenheit in England oder Frankreich verfaßt, nach seinem Tod gesammelt und veröffentlicht worden sind. Unter seinen philosophisch-historischen Werken sind seine „Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte" am berühmtesten, ein mit glänzender Beredsamkeit und gewandter Sprache und Darstellung ausgestattetes Buch, worin gegen die Kirchlichgesinnten bewiesen wird, daß derselbe Weltverstand, der jetzt die Geschichte lenke, sie immerdar gelenkt habe; gegen die Schulgelehrten, daß der unbefangene Blick eines verständigen Weltmannes tiefer in das Leben der Völker eindringe als ihre Gelehrsamkeit, und gegen solche, die in der Ruhe das höchste Glück erblicken, daß Kämpfen und Ringen von der Freiheit unzertrennlich sei. Unter seinen politischen Schriften war das an den Prinzen von Wales gerichtete Buch „Die Idee eines patriotischen Königs" von besonderer Wichtigkeit, eine polemische Ausführung gegen die Whigs, daß das herrschende parlamentarische Regiment mit seiner Korruption und seinem Parteisystem nur durch Stärkung der Krone geheilt werden könne. Bolingbroke hat zuerst die Weltgeschichte und die Geschichte Englands von der Behandlung des Toten zur Betrachtung des Lebendigen gerufen. Er hat es gewagt, das herrschende System in Kirche und Staat mit der bloßen Gewalt des gesunden Menschenverstandes anzugreifen und offen auszusprechen, was die mehrsten Verständigen dachten, aber niemand laut zu sagen wagte. Mit schneidigen Waffen zerstörte er die Gebilde des Scheins, der Heuchelei, der Lüge; aber indem er mit weltmännischer Kälte Eigennutz und Selbstsucht als die mächtigsten Triebfedern aller Handlungen hinstellte, erschütterte er auch den Glauben an Tugend und vaterländische Gesinnung. Da nach ihm die Unsterblichkeit sehr zweifelhaft ist, so soll der Mensch seine Vernunft dazu anwenden, sich zu verschaffen was am meisten zu seinem Glück dient, d. h. was ihm eine dauernde Reihe der angenehmsten Empfindungen oder Genüsse bietet. — Noch einen Schritt weiter ging der uns bereits bekannte Lord Chesterfield, der in den Briefen an seinen Sohn „ein Lehrbuch höfischer Moral und aristokratisch kalter Weltklugheit" in gefeilter Form aber ohne Rücksicht auf Tugend und Sittlichkeit hinterlassen hat (S. 54). Unter den Anweisungen zu weltmännischer Bildung vergißt er auch nicht die Kunst, die Frauen zu verführen. Reine Menschenliebe, sagt Schlosser, Aufopferung für andre, wie alles, was wir eine Wirkung der Gottesgegenwart im menschlichen Geist nennen, leitet Bolingbroke von der Selbstliebe ab, er erkennt keine nur im Geist gegenwärtige, nicht an Zeit und Raum gefesselte Welt an. Vor seinem philosophischen und kritischen Verstand finden die Schöpfungen des Mittelalters, die eine spätere Generation als die Ideale der Menschheit bewunderte, keine Geltung.

Der Bolingbrokesche Kreis. Bolingbroke war der Mittelpunkt einer Anzahl geistreicher, witziger Schriftsteller, unter denen, außer dem uns schon bekannten Prior, Arbuthnot, Pope und Swift, die erste Stelle einnehmen. Wie Bolingbroke selbst der Stuartschen Opposition angehörend, verhalten sie sich satirisch und polemisch gegen die herrschende Parteirichtung. So verfaßte John Arbuthnot, Leibarzt der Königin Anna, unter dem Titel „Geschichte John Bulls", eine allegorische Schrift mit der Absicht, Marlborough und die Whigs lächerlich zu machen und dem Volk den Krieg gegen Frankreich zu verleiden, sowie eine Satire „Memoiren des Martinus Scriblerus", worin nach Art des Don Quichotte die Pedanten, scholastische Gelehrten und fanatische Anhänger des Alten unter der Führung eines Zunfthelden ausziehen, um das Reich der Finsternis und der Dummheit wieder herzustellen, eine Schrift, die das gemeinsame Werk der drei befreundeten Schriftsteller gewesen zu sein scheint. Auch hier wird, wie bei Bolingbroke, die Lehre des gesunden Menschenverstandes, das Zweckmäßige und Nützliche dem Verjährten und Veralteten entgegengesetzt, die moderne Aufklärung wider die unfruchtbaren Studien und den Schlen-

Arbuthnot. 1675—1735.

drian des Herkommens ins Feld geführt, die scholastische Gelehrsamkeit durch den Rationalismus des Zeitalters bekämpft.

Wie Bolingbroke auf dem Gebiet der Lebensphilosophie der gebildeten aristokratischen Stände als Fahnenträger auftrat, so im Reich der Dichtung sein Freund und Gesinnungsgenosse Alexander Pope. Gleich seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann und eifrigen Jakobiten der katholischen Kirche angehörend, war er von Jugend an auf die Seite der Opposition gegen das herrschende System gewiesen; doch war sein Ehrgeiz, seine Eitelkeit, sein Streben zu den vornehmen Kreisen, unter die „Ritter vom Geist" gezählt zu werden, zu stark, als daß er sich zu der Partei der Unzufriedenen hätte stellen, mit dem Häuflein der religiös-politischen Dunkelmänner gemeinschaftliche Sache machen sollen. Vielmehr lenkte Pope, der schon als frühreifer Knabe sich in der Dichtkunst geübt und durch unermüdlichen Fleiß und Studium sich alle Schätze der schönen Litteratur angeeignet hatte, mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Aufklärung und der modernen Weisheit ein und nahm seine Stellung unter der Geistesaristokratie der Zeit, wo Ehre, Ansehen und Geld zu erlangen war. Pope war nur ein Dichter zweiten Ranges, aber die äußern Vorzüge, die Schönheit der Form, die Klarheit und Korrektheit der Sprache und Darstellung, die leichte elegante Ausdrucksweise, welche den Schriften Bolingbrokes so große Bewunderung verschafften, machten auch ihn zum gefeierten Lieblingsdichter der Nation. Er wird der „Fürst der Reime und der große Verstandesdichter" genannt. Wie Boileau, sein Vorbild, handhabte auch Pope Versbau, Diktion und poetischen Vortrag mit meisterhafter Virtuosität und Technik, aber in die tiefen Regionen, wo die Ideen, die Gefühle, die schaffende Phantasie ihren Sitz haben, vermochte er nicht einzudringen. Seine Muse bewegt sich am liebsten auf der Oberfläche, wo man mit dem selbstgefälligen Bewußtsein der eignen Überlegenheit eine gewisse ironische und kritische Seelenstimmung gegen die Wirklichkeit ins Feld führen, gegenüber der Welt durch Bemerkungen und Reflexionen eine leichte Opposition kund geben kann, mag nun der Poet in „Schäfergedichten" eine idyllische Idealwelt schildern und in „Elegien" beklagen, daß diese Idealwelt aus der Wirklichkeit verschwunden sei, mag er in dem „Versuch über die Kritik" mit glatten wohlklingenden Versen ein Lehrgedicht im Sinne der modernen Geschmacksrichtung und schriftstellerischen Komposition nach Boileaus Poetik aufstellen oder in der gereimten „Epistel Heloisens an Abälard" in rhetorischem Pathos die Macht und das Glück der Liebe schildern, oder mag er in seinen satirischen Arbeiten, dem „Lockenraub" und der „Dunciade" mit heiterm Spott das kleinliche Treiben des gesellschaftlichen Lebens und die lächerlichen oder thörichten Erscheinungen des Tages in der Gestalt des ernsten Epos vorführen. Selbst die vielgefeierte Übersetzung der homerischen Dichtungen in gereimten Jamben ist nur ein Versuch, die bewunderte Würde und erhabene Schönheit des alten ionischen Sängers zurücktreten zu lassen gegenüber der leichten Grazie moderner Kunstdichtung. Die Ilias, die Pope selbst übersetzte, und die Odyssee, die er mit Beihilfe andrer bearbeitete, brachten dem englischen Dichter nicht nur Ruhm, sondern auch solche Geldsummen, daß er sich in Twickenham ein Landgut kaufen und mit den vornehmen Klassen des Adels und der Gentry auf gleichem Fuß verkehren konnte. Mit- und Nachwelt bewunderte den modernisierten Homer; aber wie weit steht die Popesche Übersetzung an Kenntnis der griechischen Sprache und des Altertums hinter der Voßschen zurück! Die Verachtung gelehrten Wissens rächte sich. Es fehlt dieser gereimten und in jeder Zeile verschönerten Ilias, heißt es in Schlossers strengem Urteil, wie den englischen Kreisen, alle Natur, alle Einfalt, alles Griechische, der Dichter hat das Kolorit der alten Zeiten und fremden Gegenden verwischt, um ein andres, das dem Engländer schöner scheint, aufzutragen. Der alte griechische Patriarch erscheint als vornehmer Eng-

Pope. 1688–1744.

länder, und zwar nach der neuen französischen Mode geputzt; er tritt mit theatralischem Pomp hervor, und die ganze feine Welt, an Flitter und Schminke gewöhnt, steht staunend da und klatscht".

Lockenraub und Versuch über den Menschen. Unter Popes poetischen Werken hat sich keines eines solchen Beifalls zu erfreuen gehabt als das komische Epos „Der Lockenraub", bei dem ihm Boileaus „Chorpult" vor Augen schwebte. Ein Scherz aus der guten Gesellschaft bildet die Unterlage zu einem luftigen Bauwerk von graziöser Konstruktion und farbenreichen Stoffen. Ein Lord hat einer jungen schönen Dame eine ihrer vielbewunderten Haarlocken unvermerkt mit der Schere abgeschnitten. Der Kummer und Schmerz der Gekränkten führt zu einem Krieg in der hohen Gesellschaft, in den die guten und bösen Genien der Elfen- und Gnomenwelt, die allegorischen Begriffswesen von Lust und Pein, von Freude und Mißlaune und von allen großen und kleinen Leidenschaften der menschlichen Seele eingeflochten werden und worin die gesellschaftliche Unterhaltung mit Kartenspiel, mit Speisen und Getränken und mit dem ganzen Gefolge von Gecken, Koketten, von Kavalieren und Zofen sich regt und bewegt, bis die geraubte Locke als strahlender Stern aufsteigt und die beleidigte Schöne vor Stolz und Glück aufjubelt. Der Kontrast zwischen dem geringfügigen Inhalt und dem mächtigen Aufbau in Form und Sprache ist ein ergötzliches Genrebild im großen Freskostil, eine „witzige Parodie des Erhabenen", die um so anziehender wirkt, je feiner und frischer der Dichter seine luftigen Götter und seine pedantisch zierlichen Heroen gezeichnet hat. Weit geringer an Wert und dunkel durch Allegorien und Anspielungen ist ein andres komisches Epos, die „Dunciade", worin Pope einen litterarischen Gegner zum Helden der Pedanten und Zopfgelehrten auserkoren und alle seine Feinde und Widersacher mit dem Gift seines Spottes und Witzes überschüttet hat. Denn in dem kleinen verwachsenen eiteln und ehrgeizigen Jünger der Philosophen und Musen lebte eine leidenschaftliche reizbare Seele; wer nicht mit ihm übereinstimmte, wurde als Dummkopf behandelt. In dem Lehrgedicht „Versuch über den Menschen" in vier Briefen trägt Pope die Ansichten und Doktrinen eines Shaftesbury, eines Bolingbroke und der Deisten über Welt und Menschheit in zierlichen Versen vor. Trotz aller Übel, die der kurzsichtige und flüchtige Betrachter wahrnehme, sei die Welt wie sie ist ein Werk der Weisheit voll innerer Harmonie und Vollkommenheit, welches alle Bedingungen menschlicher Glückseligkeit in sich trage. Die Tugend allein mache das Glück; die Vollendung der Tugend und des Glücks bestehe in der Eintracht mit Gottes Weltordnung. Alle unsre Weisheit heiße: kenne dich selbst. Diese Theodicee in Versen trägt so sehr den Charakter philosophischer Selbstgefälligkeit und eudämonistischer Weltanschauung an der Stirn, daß Pope selbst sich veranlaßt fand, den Vorwurf einer Hinneigung zum Unglauben und Fatalismus von sich abzuwenden; er bezeichnete Bolingbroke als den „Meister des Dichters und des Gesanges", dessen Ansichten er wiedergegeben.

Popes Dichterschule. Pope hat nicht bloß in der Menschenwelt, sondern auch in der Natur nach Motiven für seine zierlichen Verse geforscht. Seine „Schäfergedichte" und sein „Wald von Windsor" gaben Zeugnis von seinem empfänglichen Natursinn. In dieser Richtung wurde er Vorbild für einen andern Dichter, dessen Einfluß auf die deutsche Litteratur wir schon früher erwähnt haben (XII, 736), für James Thomson, Sohn eines presbyterianischen Geistlichen aus Schottland. Das beschreibende Lehrgedicht „Die Jahreszeiten", von dem man mit Recht rühmen kann, daß die elegisch-idyllischen Verse Wahrheit und Anschaulichkeit und musikalische Schönheit haben, daß sie aus den Bewegungen und Stimmungen der Natur sympathisch den lebendigen Widerklang der menschlichen Stimmungen und Seelenbewegungen heraushören lassen, wurde mit großem Beifall aufgenommen, übersetzt, nachgeahmt. Besonders machte das Werk

Thomson. 1700—1748.

großen Eindruck auf die deutschen Dichter Brockes, Haller, Klopstock, und auch der Tonkünstler Haydn entnahm demselben Text und Motive für sein großes Tonstück von gleichem Titel. Diese allgemeine Bewunderung rührte teils von den Vorzügen des Gedichts, teils von der Zeitstimmung her. Der sentimentale Hang zur Natur, aus dem es entsprungen ist, und die religiöse Feierlichkeit des Grundtons, der dann aber wieder lieblich bald in still-elegische, bald in anmutig-idyllische Klänge hinüberklingt, fanden in dieser Zeit, die von der religiösen Dichtung Miltons und Klopstocks bewegt war, und in der die Vorahnungen Rousseaus und des Goetheschen Werther schlummerten, den begeistertsten Widerhall, wie wenig auch eine Poesie, die bloß in Schilderungen und Tonbildern hervortritt, der jede fortschreitende Handlung fehlt, dem Ideal eines Kunstwerks entspricht. Die übrigen Gedichte Thomsons, sowohl die Märchenallegorie „Schloß der Trägheit", zum Preis der Kunst und Wissenschaft, als das „Gedicht über die Freiheit", politische und moralische Betrachtungen über alte und neue Zeiten enthaltend, sind ohne hervorragenden Wert. Wie Thomson so hat auch ein andrer von Pope angeregter Dichter, Edward Young, ein englischer Geistlicher, auf die deutsche Poesie der Klopstockschen Zeit stark eingewirkt (XII, 932). Nicht ohne Talent und Phantasie, aber weit entfernt von dem Formsinn und der dichterischen Gewandtheit Popes, hat Young weder durch seine religiöse Dichtung „Der jüngste Tag" nach Miltonschem Vorbild, noch durch seine Satiren auf die Zeitrichtung sich großen Beifall zu erwerben vermocht; erst als er der düstern Seelenstimmung, zu der er durch eigne harte Lebensschicksale geführt ward, in den schwermütigen „Nachtgedanken" Ausdruck gab, fanden die elegischen Klagetöne über die Eitelkeit und Hinfälligkeit der Erdengüter und die tröstende Hinweisung auf die Kraft und die Verheißungen des christlichen Glaubens Anklang und eine günstige Aufnahme bei den sympathisch gestimmten Zeitgenossen. In einer Zeit, da die kritische Verstandesrichtung so allgemein die Herrschaft behauptete, waren die Betrachtungen und Herzensergießungen, die aus der Tiefe und Inbrunst des Gemüts hervorquollen, Mißtöne zu der in England und Frankreich dominierenden Seelenstimmung; aber gerade dieser Kontrast verschaffte dem Werk Eingang und Bedeutung. „Die Resignation" ist ein trüber Nachklang der „Nachtgedanken". — Von noch größerm Einfluß als die Dichtungen von Thomson und Young auf die Gemütsstimmung der Zeit, namentlich in Deutschland, war ein Buch, das unter dem Titel „Bruchstücke alter Poesie gesammelt in den Hochlanden und übersetzt aus der gaelischen und ersischen Sprache" zum erstenmal im Jahr 1760, dann in neuer Auflage zu Edinburg im Druck erschien, nach der Versicherung des Herausgebers James Macpherson, Gesänge des schottischen Sängers Ossian, Fingals Sohn (IV, 754), wie sie sich im Volksmund und in alten Handschriften erhalten hätten. Diese Dichtungen wurden mit begeisterter Bewunderung aufgenommen und bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Es ist aus Werthers Leiden bekannt genug, wie mächtig die elegischen Gesänge des alten blinden Barden auf den sturmumbrausten Höhen des nördlichen Kaledoniens in die weichen empfänglichen Seelen eindrangen. In der Folge verlor sich die Begeisterung, als nach langen litterarischen Kämpfen die Zweifel gegen die Echtheit der Gedichte trotz des patriotischen Eifers der Schotten immer unabweislicher wurden. Heutzutage ist kritisch festgestellt, „daß die sogenannten Lieder Ossians freie Schöpfungen Macphersons sind nach Wendungen und Motiven einzelner hochländischer Volkslieder, besonders aber irischer Sagen und Liedermärchen". Dennoch haben die Ossianschen Gesänge mit ihren gewaltigen bilderreichen Naturschilderungen bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung nicht ganz verloren, und man begreift leicht, wie sehr in der Wertherschen Zeit die unbefriedigten, sehnsuchtsvollen, nach Natur und Freiheit lechzenden jugendlichen Gemüter sich von dieser schwermütigen Bardendichtung

Young. 1681–1765.

Macpherson. 1738–1796.

angezogen fühlen mußten. „Hier ist ja derselbe wehmütige und sehnsüchtige Grundton und derselbe idyllische Hang nach der einsamen Mächtigkeit landschaftlicher Natur und nach den tadellosen Menschen einer reineren Vorzeit, wie bei Thomson und Young, wie in den bebänderten Schäfergedichten Popes und Geßners und wie in den grübelnden Träumereien der Rousseauschen Urweltsbegeisterung." Wir werden später erfahren, wie die Erfolge Macphersons einen jungen englischen Dichter, Chatterton zu ähnlichen Nachbildungen führten.

5. Swift und seine Satiren.

Jonathan Swift. 1667—1745. Um die Zeit, da Königin Anna sich den Tories zuwandte und Lord Bolingbroke der einflußreichste Mann in England war, schloß sich ein Geistlicher an ihn an, der bisher ein entschiedener Anhänger der Whigpartei gewesen war, **Jonathan Swift**, geboren in Dublin, von Mutterseite ein Verwandter Sir William Temples. Die Häupter der Tories nahmen den Mann, der sich bereits eines großen Rufes als Satiriker erfreute und früher durch eine kleine politische Schrift über die bürgerlichen Kämpfe in Athen und Rom das bedrängte Whig-Ministerium unter Lord Somers gestärkt und befestigt hatte, mit offenen Armen auf, sie verschafften ihm die Stelle eines Dechanten von St. Patrick in Dublin und Swift unterstützte die neuen Parteigenossen in der Zeitschrift: »The Examiner« mit dem Eifer eines Renegaten. Der brennende Ehrgeiz seiner Seele hatte ihn zu dem Schritt geführt. Ohne Vermögen und unbefriedigt von der Wirksamkeit eines Landgeistlichen trachtete er nach einem Bistum, um im Oberhaus der staatsmännischen Neigung, die durch den mehrjährigen Umgang mit Lord Temple in ihm erzeugt worden war, Folge geben zu können. Er erreichte seine Absicht nicht; nach dem Fall der Tories nach Irland zurückkehrend führte er ein unglückliches Leben, geknickt durch getäuschte Hoffnungen und zerrissen durch Leidenschaft und Seelenschmerz. Er hatte zu Esther Johnson, der Tochter eines Gutsverwalters von Temple, eine heftige Zuneigung gefaßt und ihr unter dem Namen Stella in Briefen und Tagebüchern die leidenschaftlichsten Liebesergüsse gewidmet. Nach einiger Zeit entbrannte er von gleicher Glut zu einer andern jungen Dame, bekannt unter dem Namen Vanessa. Daraus gingen herzzerreißende Verhältnisse hervor. Stella, von Eifersucht gemartert, bewirkte, daß Swift sich ohne Zeugen mit ihr vermählte. Die Entdeckung der heimlichen Ehe und eine leidenschaftliche Szene mit dem Geliebten warfen Vanessa in ein hitziges Fieber, das ihr den Tod brachte. Auch Stella starb einige Zeit nachher am gebrochenen Herzen. Diese Leidensgeschichte, die Swift selbst zur Grundlage eines allegorischen Gedichts „Cadenus und Vanessa" machte, verbunden mit der nervösen Reizbarkeit seiner Natur und der Verbitterung über sein verfehltes Leben und seinen getäuschten Ehrgeiz, wirkte so erschütternd auf den Dichter, daß er gegen das Ende seines Lebens in eine schmerzhafte chronische Krankheit verfiel, die an geistige Zerrüttung grenzte, und daß er in den letzten drei Jahren menschenscheu wurde und fast nie ein Wort sprach. Ich sterbe wie dieser Baum, sagte er einst, als er eine Ulme mit zerschmetterter Krone sah.

Die Briefe des Tuchhändlers und das Märchen von der Tonne. In diesen Lebensschicksalen voll Täuschungen und gescheiterter Wünsche und Hoffnungen liegt der Schlüssel zu der Satire und humoristischen Polemik, womit Swift die widerspruchsvolle Welt verfolgt. Der Groll über die Widerwärtigkeiten des Schicksals, die ihn das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreichen ließen, die ihm die Möglichkeit raubten, seine großen Talente in entsprechender Weise zu entfalten, führte ihn zur satirischen Verhöhnung der bestehenden Zustände, der Mißbräuche im Staatswesen, der Verderbnisse und Verfälschungen in der Kirche, der Verkehrtheiten in der menschlichen

Gesellschaft. In den letzten Regierungsjahren Georgs I. sollte in Irland eine neue Münze eingeführt werden. Um der Herzogin von Kendal, der königlichen Geliebten (XII, 848 f.) sich gefällig zu erweisen, übertrug das Ministerium Walpole die Prägung einem William Wood, der geringhaltige Scheidemünzen anfertigte und mit der Mätresse den aus dem Geschäft entfließenden Gewinn teilte. Da erschien eine Reihe von Briefen eines M. B., Tuchhändlers in Dublin, über William Woods verfälschte Münzen, eine politisch-polemische Schrift, die das größte Aufsehen erregte. Man erriet bald den anonymen Verfasser der „Briefe eines Tuchhändlers“ und der Dechant von St. Patrick war seitdem der gefeiertste Mann der Irländer, die ihn früher ebensowenig leiden mochten, als er sie. Vergebens suchte die Regierung den Eindruck niederzuschlagen, indem sie durch die Londoner Münzverwaltung, an deren Spitze damals Isaak Newton stand, die geprägten Stücke prüfen und für vollgültig erklären ließ, vergebens setzte sie auf die Entdeckung des Verfassers einen Preis; die Aufregung, durch neue Flugschriften und Satiren lebendig erhalten, äußerte sich so nachdrücklich, daß die Regierung nachgeben mußte. Woods Patent wurde zurückgezogen. In denselben Jahren erschien auch das „Märchen von der Tonne“ (The tale of the tub), eine übermütige Parodie der christlichen Bekenntnisse und Glaubenslehren. An der Erzählung von drei zu gleicher Zeit gebornen Brüdern Peter, Martin und Jack (Papst, Luther, Calvin), denen der Vater beim Sterben nichts hinterlassen als drei Röcke, die genau nach den in einem Testament gegebenen Bestimmungen eingerichtet, getragen und reingehalten werden sollten, zeigt der anglikanische Geistliche mit einschneidender Ironie und satirischem Humor, wie durch kluge Interpretierungskunst der testamentarischen Aussprüche, durch Unterscheidung einer überlieferten und einer schriftlichen Urkunde, durch symbolische und allegorische Deutung der Ausdrücke und endlich durch Einschließung und Bewahrung des ursprünglichen Dokuments die Möglichkeit geschaffen ward, die Röcke stets nach der herrschenden Mode einzurichten, ohne daß man doch eine offenkundige Fälschung hätte nachweisen können. Als Peter, der klügste unter den Brüdern, stolz und hoffärtig geworden, drei Hüte auf den Kopf gestülpt, einen Schlüsselbund im Gürtel und eine Angelrute in der Hand getragen, die großartigsten Lügen vorgebracht und mit Eiden und Flüchen für volle Wahrheit ausgegeben, hätten sich Martin und Jack von ihm getrennt und die Röcke wieder nach der ursprünglichen Bestimmung des Testaments herzustellen gesucht, seien aber bei dem Werk wieder untereinander in Streit geraten, indem Martin noch einen Teil des spätern Schmuckwerks stehen ließ, Jack dagegen, über welchen der anglikanische Dechant die ganze Fülle seiner derben satirischen Lauge ausgießt, so ungestüm im Auftrennen und Abreißen war, daß das ganze Gewand zuletzt in Fetzen zerfiel. Die Parodie ist zunächst nur gegen die römisch-katholische, lutherische und calvinische Kirche gerichtet; das Christentum selbst soll nicht berührt werden. Aber schon Voltaire machte die Bemerkung, die Ruten, womit die Söhne gezüchtigt würden, seien lang genug, um auch mitunter den Vater zu treffen. In den Digressionen, von denen die lockere Komposition des Märchens durchbrochen ist, werden manche Hiebe gegen Gelehrte geführt, wie Swift sich denn in dem Streit Boyles (Grafen von Ossory) gegen Bentley auf seiten des ersteren stellte und von dem streitfertigen Philologen sagte, „er habe ein Buch von beinahe tausend Seiten mit einer unermeßlichen Gelehrsamkeit angefüllt, um uns eine vollständige und wahrhafte Nachricht von einem gewissen höchst wichtigen Streit zwischen ihm und einem Buchhändler zu geben“.

Gullivers Reisen.

Die größte Berühmtheit, die noch jetzt im Sprichwort nachklingt, erlangten die satirischen Schilderungen und Erzählungen, die als „Gullivers Reisen“ ihren Gang durch die Welt machten und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. In dem

Rahmen einer fabelhaften abenteuerlichen Reisebeschreibung, wie die ältere Litteratur verschiedene Beispiele lieferte, stellt Swift eine Reihe von Bildern, Sittengemälden, Lebenserscheinungen zusammen, welche die Zustände der Zeit, die Anschauungen und Bestrebungen, die Thorheiten, Gebrechen und Laster der Menschen, die fehlerhaften Einrichtungen, Gebräuche, Vorurteile der Gesellschaft, des Staats und einzelner Stände in komisch-phantastischen Formen, in Zerrbildern und Karikaturen der Einbildungskraft des Lesers vorführen. Es sind eine Reihe bunt aneinander geknüpfter Schilderungen, in denen das dämmernde Zwielicht thatsächlicher Wirklichkeit und märchenhafter Wunderwelt reizvoll ineinander schillert, aber die menschenverachtende weltfeindliche Gemütsstimmung des Autors mischte die Farben so, daß das Fratzenhafte und Häßliche, das Lächerliche und Gemeine allzu grell in die Augen springt. Man mag sich ergötzen, wenn in der Pygmäenwelt der Liliputaner das Staats- und Gesellschaftsleben, das Treiben und die Faktionskämpfe der politischen und kirchlichen Parteien als ein kindisches Spiel verspottet, die Kabalen, Bosheiten und verbrecherischen Leidenschaften am Hof und in der hohen Beamtenwelt gegeißelt werden, wenn bei den Riesen von Brobdingnag die Sinnlichkeit, die Ausschweifungen, die rohe Menschennatur, die nur aufs Praktische und Nützliche gerichteten Anlagen, Triebe und Neigungen mit satirischer Lauge übergossen werden; aber wenn Swift mit einem Seitenblick auf Newton die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien mit seinen satirischen Pfeilen verfolgt, weil unter ihrer Hülle auch manchmal Schwindelei und Projektenmacherei ihr Spiel treiben, oder wenn er die Menschen als ein widerwärtiges Affengeschlecht darstellt, weniger edel und weise als Pferde und manche andre Tiere, so wendet man sich mit Widerwillen von einem Humor und einer skeptischen Weltanschauung, wobei nicht mehr der Schalk die Feder lenkt, sondern ein neidischer, bösartiger Dämon, nicht mehr gutmütiger Spott, sondern gallichte Verbissenheit unter der satirischen Decke wirksam ist. In dieser Anlage und Seelenstimmung stand der Dechant von St. Patrick weit hinter Rabelais, dem „guten Pfarrer von Meudon" zurück, dem er sonst so manche Züge entlehnt hat. Den Schluß mag das Urteil Hettners bilden: Swift war wesentlich Pamphletist, freilich einer der größten und gewaltigsten, die jemals gelebt haben. Alle Eigenschaften, die zu dieser Art der Schriftstellerei gehören, standen ihm im reichsten Maß zu Gebot: Klarheit des Geistes, Kälte des Herzens, Rachsucht, gewissenlose Verleumdung, ein immer schlagfertiger Witz, eine genaue Kenntnis alles Gemeinen und Verwerflichen in der Menschennatur und eine wahrhaft bewunderungswürdige Beherrschung der Sprache, besonders in ihren mehr niedrigen und provinziellen Ausdrücken. Alle seine Schriften ohne Ausnahme sind durch und durch von diesen Zügen erfüllt, der Unterschied ist nur, daß sich die einen gegen einzelne Persönlichkeiten, die andern gegen ganze Sekten und Parteien, und noch andre gegen das ganze Menschengeschlecht wenden. Die Dinge erscheinen niemals wie sie an sich sind, sondern immer nur, wie sie sich in dem verzerrenden Hohlspiegel eines genialen, mit Gott und der Welt zerfallenen Sonderlings darstellen.

6. Die moralischen Wochenschriften und der Familienroman.

Der Tatler u. Spektator. Unter dem Namen Isaak Bickerstaff hatte Swift einen Astrologen und Kalendermacher John Partridge verspottet, der durch seine albernen Prophezeiungen den Aberglauben des Volks nährte. Der Name wurde schnell zum Gattungsbegriff, mit dem man alle witzigen, launischen, satirischen, humorischen Auffassungen der Tageserscheinungen bezeichnete. Daher ließ Richard Steele, den wir bereits als Lustspieldichter kennen gelernt, als er nach einem lockeren vielbewegten Leben auf den Gedanken kam,

Steele. 1671–1729.

eine periodische Schrift zu begründen, seine Wochenschrift „Der Plauderer“ (Tatler) unter diesem im Volksmund bekannten Namen erscheinen. Sowenig Steele mit seinem „christlichen Helden“, zu dem sein eigner Wandel in so grellem Widerspruch stand, und mit seinen moralisierenden Komödien Glück machte, so großen Erfolg erzielte er durch die unterhaltenden und belehrenden Zeitschriften, die er in Verbindung mit Joseph Addison in den Jahren 1709—1715 herausgab, zuerst unter dem Titel „Tatler“, dann als „Spektator“ und seit 1713 unter dem Namen „Guardian“. Beide waren Männer von Talent und mannigfachen Kenntnissen. Hat doch Addison, der schon während seiner Studienzeit in Oxford sich eine tiefe Kenntnis der römischen Litteratur erworben und durch eine Reise nach Frankreich und Italien seinen Geschmack gebildet hatte, durch lateinische Gedichte sich den Beifall Boileaus verdient. Beide, Steele und Addison, standen als Whigs mitten im politischen Leben ihrer Zeit und dienten der Partei als Redner, Beamte und Schriftsteller. Addison besang den Ryswyker Frieden und die Schlacht von Blenheim, und wie sehr er durch sein republikanisches Trauerspiel „Cato“ den Parteieifer entflammte, haben wir früher gesehen. Beide waren ebenso scharfe Beobachter der Tageserscheinungen, der Sitten, Geschmacksrichtungen und Lebensanschauungen der Zeitgenossen, als witzige und sprachgewandte Schriftsteller über alle Gegenstände, welche die Wißbegierde reizen oder der gesellschaftlichen Unterhaltung einen inhaltreicheren Stoff zuführen konnten. Die Politik war nicht ausgeschlossen, trat aber zurück hinter den „moralischen“ Aufsätzen, worin alle Erscheinungen und Interessen des äußern und innern Lebens mit meisterhafter Darstellungsgabe, in schöner leichtfließender Sprache, mit fesselnder Kunstfertigkeit vorgeführt wurden. Es liegt in der Natur solcher Unterhaltungslitteratur, daß sie nicht in die Tiefe des menschlischen Daseins und Herzens hinabsteigt, über die wichtigsten Fragen oft mit leichter Oberflächlichkeit hingleitet, das Leben nicht mit dem Maßstab stoischer oder puritanischer Rigorosität mißt, sondern im Licht der Wirklichkeit darstellt und die Fehler, Gebrechen und Thorheiten mit heiterer Laune und Nachsicht straft; aber gerade deshalb fanden diese moralischen Wochen- und Zeitschriften so ungeteilten Beifall. Das allgemeine Urteil der Engländer ist voll des Lobes und der Anerkennung sowohl über Tendenz und Wirkung des Inhalts, als insonderheit wegen des eleganten Stils im leichten Konversationston. Man schreibt ihnen die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmacks wie der gesamten sittlichen und politischen Denkart zu. Der philosophischen Zeitrichtung entsprechend, suchten diese vermischten Aufsätze, die Taine „Predigten eines Laien“ oder „Handbuch eines ehrlichen Mannes“ nennen möchte, die gebildete Welt für Tugend und Sittlichkeit, für Humanität und geläuterte Gottesfurcht zu gewinnen, Toleranz und Menschenliebe zu wecken und das Interesse für Kunst, Litteratur und feinere Geselligkeit in weitere Kreise zu tragen. In allen ihren Beobachtungen und Erzählungen lebt ein leichtes und fröhliches Herz, urteilt Hettner, das nicht gerade die tiefsten und schwierigsten Fragen des menschlichen Denkens und Handelns ergreift, aber immer unterhaltend, anregend, meist auch erschöpfend vor sich hinplaudert. Noch bis zur Stunde gelten Addisons Aufsätze, Schilderungen, Sittengemälde, Charakterbilder von Welt und Menschen in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens als Musterstücke vollendeter Prosa. Steele selbst rühmt von seinem Freund, daß er Leben und Sitten nie idealisiere, sich streng an die Natur halte und durch heitern Humor den häuslichen Szenen und den Erscheinungen der Wirklichkeit Reiz und Interesse verleihe. Um die Zeit des Utrechter Friedens ließen sich die beiden Schriftsteller tiefer in die Politik ein, wodurch ihre Zeitschriften einen andern Charakter bekamen. Addison brachte seinen „Cato“ auf die Bühne, eine Schutzrede für Freiheit, Republikanismus und Vaterlandsliebe in whiggistischem Geist, aber als Kunstwerk unnatürlich,

Addison. 1672—1719.

kalt und rhetorisch. Steele verfocht in seinen Zeitschriften wie als Parlamentsredner die Sache seiner Parteigenossen, insbesondere die hannöversche Succession mit solchem Eifer, daß er aus dem Unterhaus ausgestoßen ward. Dafür gelangte er unter Georg I. zu hohen Ehren und Addison wurde erster Staatssekretär.

Defoe. 1661–1731. In dem politischen Parteileben der Stuart-Oranischen Zeit spielte ein Mann eine hervorragende Rolle, der aus bürgerlichen Dissenterkreisen hervorgegangen, in Wort und Schrift für religiöse und politische Freiheit, für Volkswohl und Recht wirkte — Daniel Defoe, einer der geistreichsten Köpfe dieser gärenden Zeit. Unter Jakob II. flüchtig und verfolgt, unter Anna von der hochkirchlichen Hierarchie wegen einer satirischen Flugschrift zum Pranger und Kerker verurteilt, hielt der charakterfeste Mann dennoch standhaft zu der nationalen Partei, wirkte für die Vereinigung von England und Schottland und für die hannöversche Thronfolge, verfaßte Gedichte, die das Volk mit Begeisterung sang, schrieb Satiren, Streitschriften und politische Aufsätze von einschneidender Kraft und Wirkung. Aber er blieb arm und unbelohnt. Mit der schmerzerfüllten Flugschrift: „Aufruf an Ehre und Gerechtigkeit“ nahm er im Jahr 1715 Abschied von der Politik nnd wandte sich einer andern Thätigkeit zu, die ihm mehr Frucht und Anerkennung bringen sollte. Nach einigen Schriften gemeinnützigen Inhalts veröffentlichte er 1719 das Buch, das seinen Namen in der ganzen Welt bekannt machte: „Das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoes“, eine auf die Erlebnisse eines schottischen Matrosen Alexander Selkirk auf der Südseeinsel Juan Fernandez gegründete Seefahrergeschichte von anregendem, fesselndem Inhalt und meisterhafter Form, ein Buch, das durch die psychologische Charakterzeichnung und die lebendige Kleinmalerei in ausführlicher Breite die Phantasie beschäftigt und das Interesse weckt. Wahrheit und Dichtung zu einem künstlerischen Ganzen verbindend, hat der Robinson Crusoe in einer Zeit der Seeunternehmungen und Entdeckungsreisen auf die ganze Welt einen mächtigen Zauber geübt und besonders die Einbildungskraft der Jugend angeregt und in Spannung gesetzt. Das Buch wurde in alle Sprachen übersetzt, bearbeitet, nachgeahmt und in der ganzen Welt mit Begierde gelesen. Der Roman war die praktische Anwendung der zeitphilosophischen Ideen über den Bildungsgang des Menschen, der Gesellschaft, des Gemeinwesens auf Grund der Toleranz, der Nächstenliebe, der Tugend und Humanität. Robinson ist das Beispiel und Spiegelbild der ganzen Menschheit; seine Insel eine Welt im kleinen. Die Fortsetzungen, die Defoe dem ersten Buch folgen ließ, stehen an Bedeutung und Interesse weit zurück. Sie bauten die Brücke zu den zahllosen Übertreibungen der „fabulierenden Robinsonaden“, während von den Ausführungen des ersten Teils die pädagogische Jugendlitteratur ihren Ausgang nahm.

Die moralische und humoristische Romanlitteratur. Nachdem Steele und Addison in ihren Wochenschriften den Sinn für das wirkliche Leben, für die Vorgänge und Erscheinungen in Haus und Familie, in Stadt und Land, in Kirche, Theater und Gesellschaft geweckt und die Muse der Poesie von der Höhe der Heldengeschichte und der Romantik oder der erkünstelten Naturschilderung in die realistische Menschenwelt eingeführt hatten, war es nur ein natürliches Fortschreiten auf dem angebahnten Weg, wenn dieses reiche Leben der Wirklichkeit, wie es sich in den Ereignissen und Vorfällen des Tages, in dem Gemeinwesen, in der bürgerlichen Gesellschaft wie in den Wechselbeziehungen des Gemüts und der Seele entfaltet, zur Grundlage ausführlicherer Darstellungen in erzählender Form gemacht wurde. So entstand der neue Familienroman, der an die Stelle der geschraubten, schwülstigen, breiten Erzählungen der frühern Periode eine neue Welt einführte, worin in das Gewebe erdichteter Schicksale und Lebensentwickelungen Gefühle, Charakterschilderungen, Lehren der Tugend und Sittlichkeit, moralisierende Betrachtungen zum Nutzen und

Frommen des Lesepublikums eingeflochten waren. Unter diesen sentimentalen Romanschriftstellern, die durch ergreifende Darstellung idealer Lebens- und Charakterbilder aus der Phantasie Gefühl, Empfindsamkeit und Sinn für eine gehobene Seelenstimmung zu erwecken suchten, den Roman aus der unbestimmten Nebelwelt phantastischer Abenteuer in die unmittelbare Wirklichkeit einführten, ihn zu einer Naturgeschichte der Seele" ausbildeten, steht Samuel Richardson in erster Linie. Aus einer geringen Handwerkerfamilie hervorgegangen und als Buchdrucker lange ein ärmliches Dasein führend, hat der strebsame, eingezogene, schlicht bürgerliche Mann mit Fleiß und Anstrengung sich die Kenntnisse angeeignet, die seiner natürlichen Anlage zum Erfinden und Fabulieren beigesellt, ihm ein fruchtbares Saatfeld für Beobachtungen, Schilderungen, Reflexionen boten; ein kleiner nervöser Mann von schwacher Gesundheit, der am liebsten mit Frauen verkehrte. Sein erster Roman „Pamela oder die belohnte Tugend, eine Reihe von Briefen einer jungen schönen Dame, veröffentlicht in der Absicht, die Grundsätze der Tugend und der Religion in den Gemütern der jungen Leute zu pflegen" u. s. w., wurde rasch ein Lieblingsbuch der bürgerlichen Kreise Englands, in denen sich die dichterischen Gebilde des Autors bewegten. Die Höhe seines Ruhmes erstieg aber Richardson durch einen achtbändigen Roman, welcher den bezeichnenden Titel führte: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfassend und insbesondere die Mißfälle enthüllend, die daraus entstehen, wenn Eltern und Kinder in Heiratsangelegenheiten nicht vorsichtig sind". Dieses weitverbreitete Buch, das vielfach nachgeahmt, übersetzt, neu bearbeitet und verkürzt ward, hat seinen Hauptreiz in der Charakterzeichnung der Clarissa, eines weiblichen Ideals und ihres Geliebten und Verführers Lovelace, eines Gentleman, der alle Laster und Vorzüge der vornehmen Gesellschaft besitzt, ein Wüstling und Verbrecher, und doch liebenswürdig und anziehend, der keinen höhern Triumph kennt als die ihm widerstrebende Tugend zu besiegen. Das Gegenstück zu Lovelace bildet Sir Charles Grandison, der Held des dritten Romans in sechs Bänden, das Bild eines christlichen Mannes wie er sein soll. Aber dieses männliche Idealbild ist weniger gelungen als das weibliche in Clarissa, und wenngleich auch der „Grandison" treffliche Charakterzeichnungen enthält, steht er doch an Interesse den andern nach. Lange Zeit war Richardson der gefeiertste Schriftsteller; die Namen seiner Helden und Heldinnen waren in aller Mund; er wurde sogar als Moralschriftsteller auf der Kanzel empfohlen; und französische und deutsche Autoren schöpften aus seinen Werken. Allein wie sehr man die dichterische Gestaltungskraft in der Durchführung seiner Charaktere, die Klarheit und Lebendigkeit in der Schilderung der Gefühlswelt und des menschlichen Herzens wie der äußerlichen Szenen und Situationen rühmen mag, eine künstlerische Idealität hat er nicht erreicht; die moralisierende und lehrhafte Tendenz tritt mit zu großer Absichtlichkeit hervor; „wir entfliehen nirgends der gemeinen Erdenschwere des alltäglichen Pfahlbürgertums. Statt der glutvollen Worte des Dichters hören wir meist nur die priesterliche Salbung des Predigers".

Richardson. 1689—1761.

Richardsons Romane bewegten sich in einer zu einseitig beschränkten Sphäre, seine Charaktere waren zu sehr nach der Regel und Schablone einer überlegten Sitten- und Tugendlehre für bürgerliche Lebenskeise entworfen, als daß sie nicht zum Widerspruch hätten reizen, den Gegensatz einer andern Lebensauffassung hervorrufen sollen. Dies geschah in wirksamster Weise durch Heinrich Fielding. Aus sehr guter Familie stammend, die ihren Stammbaum bis auf die Grafen von Habsburg zurückführte — von Rheinfelden, Rinfilding leitete sich der Name ab —, Sohn eines Generals, der unter Marlborough gefochten, studierte Fielding in Eton und Leyden und kam von hier mittellos nach London, wo er sich als Dramatiker und flotter Lebemann einen

Fielding. 1707—1754.

Namen machte, bis er 1755 heiratete und sich auf das Gut seiner Frau zurückzog. Aber sein Hang zur Verschwendung verdarb das kaum gewonnene Vermögen, und Fielding sah sich genötigt, die Stellung eines Advokaten, später eines Friedensrichters in London anzunehmen, die er mit hingebendem Ernst verwaltet hat. Die Not des Lebens trieb ihn auch wieder zum Dichten und so schuf er die Werke, die ihn unsterblich machten. Von Fieldings Romanen, unter denen „Die Geschichte Tom Jones" (1749) in erster, die „Geschichte von Joseph Andrews" und Amelia" in zweiter Linie stehen, urteilt Hettner: Überall ist es sein Bestreben, der Heuchelei durch sarkastischen Witz die heuchlerische Maske zu nehmen. Gleißende und äußerlich anständige Charaktere, die aber innerlich hohl und lasterhaft sind, werden entlarvt; liebenswürdige Vagabunden, von der Welt verkannt und mißachtet, kommen zu Ehren und erlangen die Siegeskrone; unbefangene, frisch in den Tag hineinlebende Menschen mit allerlei Launen und Tollheiten, aber voll und ganz, selbstzufrieden auf sich gestellt, ohne Grübeln und Zweifeln. Fielding zeichnet im satirischen Gegensatz zu der verschwimmenden Gefühlsseligkeit der Richardsonschen Erzählungen die Menschenwelt in ihrer Wirklichkeit, worin sich Tugend und Laster das Gegengewicht hält, wenn auch in einzelnen Naturen das Gute oder das Böse überwiegt, mit einer wunderbaren Naturwahrheit und Kenntnis des menschlichen Herzens und in höchster Kunstvollendung; und wenngleich seine Romane nicht als Moralspiegel dienen können, wenn er wie die niederländischen Maler mit Vorliebe Szenen aus dem gemeinen Leben vorführt, so ist die Tugend selbst bei ihm doch nie Gegenstand der Satire. Wo immer Tom Jones einen Fehltritt begeht, wird er jederzeit durch tausend Verlegenheiten und üble Folgen bestraft; die unnachsichtlichste dichterische Gerechtigkeit waltet überall, mag das Böse in noch so verlockenden Formen auftreten. Auf einer Reise nach Portugal, die seine zerrüttete Gesundheit veranlaßte, starb Fielding zu Lissabon.

Goldsmith. 1728—1774. Eine verwandte Natur, doch von elegischerem Grundton, ist Oliver Goldsmith. Sohn eines Landpredigers in Irland, zu Dublin erzogen, durch vieljährige Reisen in allen Ländern des europäischen Kontinents in verschiedenen Lebensstellungen ausgebildet, hat Goldsmith nach mannigfachen litterarischen Versuchen wie „Der Reisende", „Das verlassene Dorf", einige Lustspiele, Ruhm und eine gesicherte Existenz gefunden durch den Roman „Der Landpfarrer von Wakefield" und durch die leicht geschriebenen populären Werke über griechische, römische und englische Geschichte. Es ist bekannt genug, wie eingehend und liebevoll Goethe über den reizenden Familienroman, der wie eine „sentimentale Idylle" in dem Pfarrhaus von Wakefield sich entwickelt, urteilte. Hat das Buch doch bei seiner reinsten Jugendliebe seinem Geist so lebhaft vorgeschwebt, daß er in dem Pfarrhaus von Sesenheim Anklänge fand an das gemütliche idyllische Gemälde des englischen Dichters. Wie viele Mängel immer die Kritik in Plan und Anlage wie in der Zeichnung der Charaktere auffinden mag, durch die gelungene Erzählungsweise, durch die Kleinmalerei, vermittelst welcher uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, und vor allem durch die kunstvolle Charakteristik des Predigers Primrose selbst in den verschiedenen Lagen und Schicksalen ist der Roman ein Lieblingsbuch der ganzen zivilisierten Welt geworden.

Smollett. 1721—1771. Wenn schon Goldsmith sich in vielen Stücken an Fielding gebildet hat, so war dies noch in höherem Maß der Fall bei Tobias Georg Smollett aus einer vornehmen schottischen Familie. Nach einem wechselvollen Leben als Schiffsarzt während des Kriegs gegen Spanien und Frankreich widmete sich Smollet der Schriftstellerei, lieferte eine Fortsetzung der englischen Geschichte von Hume und verfaßte eine Reihe von Romanen („Roderich Random", „Peregrine Pickle", „Sir Lancelot Graves" u. a.).

Sein letztes und berühmtestes Werk „Die Fahrten Humphrey Clinkers", schrieb er auf einem Landgut bei Livorno, wo er auch starb. Smollet besitzt nicht die Feinheit in der Charakterzeichnung und nicht die kunstvolle Komposition, die wir bei Fielding bewundern, auch sind die Figuren seiner Romane mitunter zu Zerrbildern gesteigert; dagegen ist er Meister in der Schilderung. Wo er die wüsten Abgründe des Lebens darstellt, den Leser durch die Höhlen des Lasters und Verbrechens oder durch die Abenteuer und Wechselfälle des Seelebens führt, da erkennt man überall den Mann, der einen scharfen Beobachtungssinn besitzt und ein erfahrungsreiches Leben hinter sich hat. Die Sittengemälde und Schilderungen, oft von den Flammen der Komik beleuchtet und durch Humor erheitert, sind von ergreifender Naturtreue, weil sie aus der Fülle der wirklichen Welt geschöpft sind.

Mit Recht hat man mit diesen Romanschriftstellern auch den Maler Hogarth in eine Reihe gestellt, dessen satirische und humoristische Darstellungen der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit mit allen ihren Lastern und Thorheiten, ihren unmoralischen, frevelhaften oder albernen Richtungen und Gewohnheiten in England wie im Ausland Bewunderung erregten. Nur daß bei dem Künstler mehr die menschenverachtende Satire als die heitere Laune und Spottsucht zu Tage tritt; seine Bilder zeigen meistens nur die Abgründe des Sittenverderbnisses mit der höhnenden Verachtung eines Menschenfeindes, nicht aber das Schelmenleben von seiner schalkhaften Seite, in seinen witzigen und gutmütigen Zügen. Hogarths Bilder sind ohne Anmut und Liebe und lassen nicht den waltenden Gott erkennen, der seine Sonne leuchten läßt über Gute und Böse, seine Gemälde sind nur moralische Nachtstücke. Der Maler Hogarth. 1697—1764.

Wie ganz anders erscheint dagegen die Welt in den Romanen des Humoristen Lorenz Sterne, der alle Erscheinungen mit menschenfreundlichem Auge anschaut, bei dem alle Stimmungen des Gemüts in rastlosem Wechsel ertönen, der jeder individuellen Lebensgestaltung ihre Berechtigung und Geltung zukommen läßt, dessen tiefes Gemüt auch in den Stunden bitterer Erfahrungen nie die gläubige Liebe verliert. Und wahrlich, das eigne Leben war nicht danach angethan, daß er daraus die warme Menschenfreundlichkeit hätte schöpfen können. Sohn eines Offiziers aus Irland, der meistens von Hause abwesend war, verbrachte er sein Dasein auf einer ländlichen Pfarrstelle im nördlichen England, kränklichen Körpers und meistens verlassen von einer liebelosen Frau, die im südlichen Frankreich sich aufhielt und ihn seiner geliebten Tochter Lydia beraubte. Nur zweimal verließ er seine Heimat, um Frankreich und Italien zu bereisen. Bei dieser Gelegenheit sammelte er den Stoff zu seiner „Empfindsamen Reise", neben dem Roman „Tristram Shandy" sein Hauptwerk. Unter dem Namen Yorik, mit dem er schon in dem letztern Werk sich selbst dargestellt hat, veröffentlichte er außerdem noch Predigten oder „Moralische Reden" und die Briefe an Elisa, ein schönes Denkmal seines liebevollen zartsinnigen Gemüts. Die beiden Hauptwerke Sternes, eine Reihe von Erzählungen, Schilderungen und Episoden lose miteinander verbunden und ohne Abschluß, enthalten Szenen und Bilder aus dem häuslichen Leben mit scharf hervortretender Zeichnung der Individualitäten und mit tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens in seinen verborgensten Falten. Die Persönlichkeiten, die im Tristram Shandy dem Leser vorgeführt werden, insbesondere der Vater mit seinem pedantischen Grübeln und Onkel Toby mit seiner rastlosen Thatsucht, sind sprichwörtliche Figuren geworden, wie die Romanhelden des Cervantes, die dem Verfasser vielfach vor Augen schwebten. Es sind scharf ausgeprägte Sonderlingsgestalten, die in den mannigfaltigsten Situationen und Wechselbeziehungen mit dem reichsten Humor und der liebevollsten Vertiefung und Anerkennung ihrer Eigentümlichkeiten vorgeführt werden, in gutmütiger Laune und reizender Kleinmalerei. Man hat aus der ältern Litteratur die Quellen nachzuweisen Sterne. 1713—1768

gesucht, aus welchen Sterne einzelne Motive zu seinen Schilderungen geschöpft hat; allein wie vieles er durch Studium zusammengebracht und benutzt haben mag, er hat alles durch Überlegung und Arbeit zu seinem Eigentum gemacht, er hat das Fremde durchaus eigentümlich verarbeitet, hat es in seine Münze umgeprägt und ihm den Stempel des eignen Geistes aufgedrückt. In der Behandlung des Widerstreits, in den die individuelle Natur durch ihre Sonderbarkeiten fortwährend mit der Außenwelt und den notwendigen Gegensätzen gerät, liegt eine Fülle von wohlwollender Ironie, von gutmütigem Humor, von duldsamer Menschenliebe verborgen, die veredelnd und befreiend auf die Seele einwirkt. Ob bei den rührenden Szenen und Selbstprüfungen mehr das Herz und die eigne Empfindung thätig waren oder mehr der Verstand und die künstlerische Überlegung, darüber ist von jeher gestritten worden. Aber die Wirkung des Sterneschen Humors auf die Zeitgenossen im In- und Ausland war mächtig und nachhaltig. Die „Empfindsame Reise", so genannt, „weil sie nicht auf eine Schilderung der gesehenen Gegenden, Kunstwerke und Merkwürdigkeiten ausgeht, sondern auf die Schilderung der innern Erlebnisse, Eindrücke und Gefühle", ist reiner in der Form aber ärmer an Gehalt als das andre humoristische Werk.

7. Philosophie und Geschichtschreibung.

Litter. Wechselbeziehung zw. England u. Frankreich. Die erfolgreiche Thätigkeit der Engländer, sowohl in der Ausbildung ihres Staats- und Rechtslebens als in den Gebieten des Denkens und der Poesie, wirkte auf das geistige Schaffen in Frankreich zurück. Die namhaftesten Schriftsteller wurden von englischen Ideen angeregt und befruchtet; sie entlehnten von den reichen Nachbarn manche geistigen Güter und Schätze und verwendeten sie mit dem ihnen eignen Schönheitssinn und Geschmack zu Kunstwerken von eignem Gepräge. Wie idealisiert schwebte dem Geiste Montesquieus die englische Staatsverfassung vor Augen, das Beispiel einer Nation, welche die Freiheit in der Form der Monarchie zu wahren wisse. Wie viele Stoffe und Argumente haben Voltaire und die Encyklopädisten, ja selbst Rousseau den Naturforschern und Philosophen Englands verdankt! Die freireligiöse philosophische Weltanschauung vollendete ihren siegreichen Lauf in dem ausgebildeten Idiom der französischen Nation und die Engländer selbst nahmen die verarbeiteten Kunstgebilde, zu denen sie so manches Material geliefert, bewundernd auf und folgten den neuen Vorbildern. Selbst der Berkeley. 1684—1753. irländische Bischof George Berkeley, dessen Idealismus zu der realistischen und materialistischen Verstandesbildung der Zeit in einem eigentümlichen Gegensatz stand, hat durch wiederholten Aufenthalt in Frankreich im Umgange mit Malebranche die Impulse zu seinen „Prinzipien der menschlichen Erkenntnis" empfangen, wonach bei der Ungewißheit und Unzulänglichkeit alles durch Wahrnehmung und Erfahrung erworbenen Wissens nur die innern der menschlichen Natur durch „göttliche Willensthat" eingeprägten Vorstellungen Wahrheit haben.

Viel deutlicher noch tritt der Einfluß der französischen Bildung bei Hume, Gibbon Hume. 1711—1776. und Robertson zu Tage. David Hume aus Edinburg, der viele Jahre seines Lebens in Paris verbrachte, bald mit litterarischen Arbeiten und Studien beschäftigt, bald im öffentlichen Dienst seiner Regierung, bekämpfte wie Berkeley die Wahrnehmungstheorie Lockes; auch nach ihm gibt es keine Erkenntnis der wirklichen Dinge, sondern nur Einzelvorstellungen, d. h. Anschauungen oder Wahrnehmungen, deren Elemente die einzelnen Sinnesempfindungen sind; allein während Berkeley von der Nichtigkeit der Erscheinungen zu einem philosophischen Idealismus aufsteigt, die Welt in Gott erblickt und vermittelst einer teleologischen Naturphilosophie zu der Ansicht gelangt, „die wahre Weltbetrachtung sei die Theodicee", gerät Hume in seinen „Untersuchungen über den

menschlichen Verstand", in seinen „philosophischen Essays" und andern Schriften von der Negation der Erkennbarkeit der wirklichen Dinge zum Skeptizismus, der nichts für wahr gelten läßt als die Eindrücke, die wir von der Sinnenwelt empfangen; wenn wir diese Eindrücke durch geistige Thätigkeit untereinander und mit den Dingen selbst in Zusammenhang bringen und verknüpfen, sie durch Urteile und Schlüsse zu allgemeinen Ideen gestalten, so können diese doch nur als subjektive Wahrheiten, als menschliches Fürwahrhalten und menschlicher Glaube gelten, ein Widerstreit zwischen Denken und Leben, der nur durch Resignation unter die Gebote der Notwendigkeit ausgeglichen werden kann. „Hume negiert demgemäß die Erkennbarkeit der Art und Weise des objektiven Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen und die philosophische Berechtigung, vermöge des Kausalbegriffs das Gesamtgebiet der Erfahrung zu überschreiten und auf das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu schließen." Er brach somit nicht nur mit dem Offenbarungsglauben, sondern auch mit der Vernunft- und Naturreligion, welche die englischen Freidenker festgehalten. Seine Philosophie gipfelt in dem Schiller-Wallensteinschen Satz: „Das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, was morgen gilt, weils heute hat gegolten, denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich." — Von diesem skeptischen Standpunkt aus betrachtet auch Hume die Weltgeschichte. Der Staat ist ihm nicht das Resultat eines Vertrags zwischen Herrscher und Volk, sondern ein Werk der Notwendigkeit, der Selbsthilfe, der Gewohnheit. Jede Ausübung der Gewalt eines Oberhauptes, sagt er, konnte zunächst nur partikular und durch die gegenwärtigen Bedürfnisse der Lage gefordert sein, aber der Nutzen machte die Ausübung häufiger und durch die öftere Wiederholung entstand allmählich eine auf Gewohnheit gegründete Beistimmung des Volks. Wie sich die Erkenntnis auf gewohnte Erfahrung gründet, so der Staat auf gewohnten Gehorsam. „Die Gewohnheit bindet die Menschen an die eingelebte Staatsordnung und sichert deren Bestand gegen jeden gewaltsamen Angriff. Hume steht daher im Widerspruch mit Rousseau, ein Verhältnis, das in der persönlichen Annäherung und Abstoßung beider Männer seinen drastischen Ausdruck gefunden hat.

Aber gerade dieser freie philosophische Standpunkt befähigte den schottischen Historiker in seiner „Geschichte Englands" eine neue Richtung einzuschlagen, neue Gesichtspunkte aufzustellen. Abweichend von der ältern chronikartigen Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten und Schicksale geht Hume den leitenden Ideen nach und faßt auch das Kulturleben und die Sitten der Gesellschaft ins Auge. Das Zeitalter der Stuarts mit seinen gewaltigen innern Kämpfen bildete den Kern und die Grundlage, an welche allmählich die vorausgegangenen Jahrhunderte sich ergänzend anschlossen. Seiner freien philosophischen Auffassung war der Fanatismus und die religiöse Engherzigkeit der Puritaner noch mehr verhaßt als der hierarchisch-episkopale Staatskirchenbau; daher steht er mit seinem Herzen mehr auf seiten der Stuarts, für die er schon als Schotte größere Sympathie hatte, und ist den Tories mehr geneigt als den Whigs. Doch ist er weit entfernt, den geschichtlichen Weltgang unter dem beschränkten Gesichtspunkt englischer Parteistellung aufzufassen; er sieht wie aus heiterer Höhe mit einer gewissen Ironie auf das Treiben der Menschen, auf das Spiel der Leidenschaften herab; aller Religionseifer, aller christliche Dogmatismus ist ihm antipathisch, mag er in den Kreuzfahrten oder in der Reformation, bei Mönchen oder Missionären, bei Papisten oder Sekten sich kund geben und in gewaltthätiger Weise hervortreten. Mit dem weiten und hellen Blick eines Staats- und Weltmannes, der das menschliche und gesellschaftliche Leben aus eigner Erfahrung kennt und mit skeptisch-philosophischem Geist in die Tiefen des menschlichen Herzens eingedrungen ist, führt er mit dramatischer Lebendigkeit die geschichtlichen Helden

Humes Geschichte von England.

und Begebenheiten an dem Leser vorüber. „Nur wer mit Glück versucht hat, den Ursprung menschlicher Weisheit, den Zusammenhang der Welt, der Phantasie und der Anschauung, der Gesetze der Körper- und der Geisteswelt zu ergründen, nur derjenige, welcher weiß, daß der logische Zusammenhang des Denkens dem Zusammenhange der nach ewigen Gesetzen geordneten Welt gleich ist, mit einem Worte, nur wer im stande ist, das Wesen der Dinge und des Begriffs zu ergründen, kann über der Menschen Wesen und Treiben in der Zeit und im Raume Licht verbreiten.“ Diese großartige philosophische Anschauungsweise machte Humes Geschichte von England zu einem Nationalwerk, das durch keine spätern Leistungen verdrängt werden konnte, wie sehr auch die Kritik Ungenauigkeit, Ungründlichkeit, mangelhafte Quellenforschung und andre Fehler an dem Buch zu rügen fand.

Gibbon. 1737—1794. In noch höherm Grade verdient die „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs“ von Edward Gibbon die Bezeichnung eines Nationalwerks. Wie Hume war auch Gibbon französisch gebildet; beide standen mit Voltaire und den Pariser geistreichen Kreisen in inniger Verbindung, beide huldigten den Grundsätzen geistiger Freiheit und philosophischer Weltanschauung, beiden ging über dem deistischen Glauben an die Notwendigkeit einer ewigen Weltordnung das tiefere Verständnis und die gerechte Würdigung des historischen Christentums verloren, beide betrachteten das geistige Leben des Mittelalters im Lichte moderner Aufklärung. In Gibbons großartigem Geschichtswerk, von dem er den größten Teil in Lausanne am lieblichen Ufer des Genfer Sees verfaßte, hat man von jeher die Vereinigung von umfassender Gelehrsamkeit, von kunstvoller, rhetorisch gehobener Sprache und Darstellung und von freier, philosophischer Auffassung gerühmt. Manche Partien, wie die Geschichte des byzantinischen Reichs und Hofes unter Justinian, Theodora und den Feldherren Belisar und Narses, wie der Dogmenstreit zwischen Athanasius und Arius, oder wie das kriegerische Hervorbrechen der Araber unter den ersten Kalifen sind poetische Kunstwerke voll dramatischen Lebens und fesselnder Beredsamkeit. Die Geschichte Julians des Apostaten ist ein mit persönlicher Sympathie und Vorliebe durchgeführtes historisches Gemälde; denn Gibbon verhehlt es nirgends, daß ihm das Christentum, das die schöne und reiche antike Welt zersetzt und untergraben hat, eine widerwärtige Erscheinung ist. Mit welcher Ironie und satirischen Verhöhnung behandelt er den Heiligenkultus, das Mönchwesen, die Märtyrerlegenden, die Heidenbekehrungen des Mittelalters! In dem Widerstreit der christlichen und mohammedanischen Welt nimmt er sichtlich Partei für die letztere. Als Ideal eines staatlichen Organismus und daher als das glücklichste Zeitalter Roms erscheint dem englischen Geschichtschreiber die milde und weise Herrschaft der Antonine, wo Philosophen die Welt regierten, die Völker sich willig die Zügel der Vernunft und Ordnung anlegen ließen, die Schwärmerei unterdrückt und die stoische Tugend geehrt und gehoben wurde, wo die Thronfolge sich nicht kraft eines blinden Erbrechts, sondern durch verständige Adoption vollzog. So sehr man die Gelehrsamkeit und Belesenheit Gibbons, die Fertigkeit, mit der er die englische wie die französische Sprache handhabte, das künstlerische oratorische Talent und die philosophische Weltanschauung bewunderte, so wenig rühmte man seinen Charakter. Daß er in einem Anflug von Leichtsinn zur katholischen Kirche überging und ein Jahr später wieder zurücktrat, daß er ein Liebesverhältnis mit Fräulein Curchod, der nachmaligen Gattin Neckers, aus wenig rühmlichen Motiven auflöste, daß er aus ehrgeizigen Absichten sich die Gunst und Freundschaft der vornehmen und berühmten Männer, die damals die geistreichen Zirkel in Paris und London beherrschten, zu verschaffen suchte, ist oft streng gerügt worden. So fällt Schlosser über Gibbon und Johannes Müller folgendes Urteil: „Beide mußten sich zur Rhetorik und Sophistik wenden, wie Helden und Eroberer zu treuloser Politik:

denn sie suchten wie diese den Schein. Unbegrenzte Eitelkeit, Begierde nach Ruhm und Glanz, von Geist und Fleiß unterstützt, können Künstler und vollendete Kunstwerke erzeugen; aber echte Begeisterung für Wahrheit und Recht, einfacher Sinn, stilles inneres Leben, Gefühle, welche die Geschichte durch Darstellung des wilden Treibens der äußern Welt nähren und erhalten sollte, weichen von ihnen wie von bösen Geistern zurück."

Der schottische Geistliche und Predigersohn William Robertson, der neben Hume und Gibbon als Historiker gefeiert wird, steht an Geist, Schwung und Kühnheit seinen mitstrebenden Zeitgenossen weit nach. In den beschränkten Gesichtskreis seines Heimatlandes gebannt, wo er sein ganzes Leben verbrachte, wenig vertraut mit den Bewegungen, welche damals Staat und Litteratur erschütterten, ist Robertson nie versucht worden, über die Grenze hinüberzusetzen, welche Glaube, Sitte und öffentliche Moral gezogen hatten. Obwohl auch er nicht unberührt blieb von der französisch-philosophischen Zeitbildung und in Form und Darstellung dem feinen Geschmack und gesellschaftlichen Ton gerecht zu werden bemüht war, so ist doch kein Funke der Genialität in ihm, die in den beiden andern fortreißen und entflammen, sei es zum Widerspruch oder zur Bewunderung. Ein freisinniger und duldsamer Theolog von edler Gesinnung und humanistischem Streben, aber fern von der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit, übte Robertson einen großen Einfluß auf die religiösen und politischen Ansichten der mittlern Kreise seines schottischen Vaterlandes. „Sein Publikum waren die sogenannten Gebildeten, die weder zum tiefern Nachdenken über das Treiben der Menschen gezwungen, noch durch Gedankenblitze erschreckt, noch durch irgend einen Zweifel am hergebrachten Glauben und an geltenden Systemen irre geleitet sein wollen." Seine vielgelesenen Werke: „Geschichte von Schottland unter Maria Stuart und Jakob VI.", „Geschichte Kaiser Karls V." mit einer Einleitung nach Voltaires Vorbild, „Geschichte der Entdeckung von Amerika" sind fleißig gearbeitete aber trockene Schriften. Gibbon selbst hat in seinen Denkwürdigkeiten fein angedeutet, daß er wohl Hume, nicht aber Robertson als Rivalen fürchte. „Die wohl berechnete Anlage der Geschichte von Schottland, die kräftige Sprache, die gerundeten Perioden des Doktor Robertson entflammten in mir die ehrgeizige Hoffnung, daß ich im stande sein würde, in seine Fußstapfen zu treten. Die ruhige Philosophie, die unnachahmlichen, nicht künstlich hervorgebrachten Schönheiten seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft, das Buch mit einem gemischten Gefühl von Entzücken und Verzweiflung aus der Hand zu legen."

Robertson. 1721–1793.

II. Die Litteratur der Aufklärung in Frankreich.

1. Die philosophisch-litterarische Zeitrichtung.

Niemals waren die gebildeten und aristokratischen Stände Frankreichs und Englands einander so nahe gerückt wie in der Epoche Ludwigs XV. Ein Wechselverkehr, durch Reisen und längern Aufenthalt in den beiderseitigen Hauptstädten und durch Übersetzungen oder Bearbeitungen der schriftstellerischen Werke der zwei Nationen vermittelt und gefördert, vermehrte die Übereinstimmung in den Umgangsformen und die Ähnlichkeit der geistigen Anschauungen und Richtungen. Lord Chesterfield wußte seinem Sohn keine bessere Schule zu seiner weltmännischen Ausbildung zu empfehlen, als daß er genau auf alles achten solle, was in der

Ähnlichkeit u. Verschiedenheit der englischen u. französischen Bildung.

vornehmen Pariser Gesellschaft vorgehe, und sich die Kunst der Unterhaltung, die Art des Benehmens, die Anschauungen und die Denkweise, die eleganten Manieren und die anregende Konversation jener geistigen Aristokratie anzueignen suche. Die Gesellschaftskreise, die sowohl ästhetisch und litterarisch gebildete Damen, wie Madame Geoffrin, Madame du Deffand, Fräulein L'Espinasse und andre, als reiche mit Kunst und Philosophie sich beschäftigende Herren, wie Holbach und Helvetius an bestimmten Tagen in ihren Salons versammelten, erleichterten den Verkehr und den Austausch der Gedanken und Ansichten. Hier konnte sich die öffentliche Meinung frei aussprechen; hier fand der bewegliche französische Esprit einen Mittelpunkt und eine Werkstätte. Und wie das äußere Leben und die Umgangsformen in beiden Ländern in Übereinstimmung waren, so auch die wissenschaftliche und litterarische Richtung. Hier wie dort stellte man der geoffenbarten Religion des Christentums einen dem Menschenverstand begreiflichen Vernunftglauben entgegen, gegründet auf die Wahrnehmung der Sinne, auf die Denkthätigkeit des Verstandes oder auf naturwissenschaftliche und philosophische Beweisführung; hier wie dort wurde die Sittenlehre nicht hergeleitet aus dem Willen Gottes und der Heiligen Schrift, sondern aufgefaßt als Bethätigung und Vollendung des ursprünglichen Gefühls des Menschen für Gerechtigkeit und Menschenliebe oder als notwendige Übereinstimmung des Einzelwillens mit der Wohlfahrt des Ganzen; hier wie dort trat an die Stelle des götttlichen Rechts der Könige die Souveränität des Volks, und die Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden untergraben durch die Lehre von den Menschenrechten und der angebornen Gleichheit aller. Es war ein großartiger Kampf der freien Geistesforschung und Vernunftthätigkeit gegen Überlieferung und Knechtschaft, gegen verjährte Mißbräuche und Irrtümer, gegen alles was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Rechten des Menschen zuwiderlief, ein Kampf, der zu zeitgemäßen Reformen führte, aber auch die Keime revolutionärer Umwälzungen im Schoß trug. Ausgehend von dem siegreichen Selbstbewußtsein des Geistes, von dem stolzen Glauben an die Kraft und Wahrheit der eignen Anschauungen und Spekulationen, vergaß das kühne Geschlecht die Schranken der Vernunft und geriet zu einer Höhe philosophischer Aufklärung, die für die Berechtigung geschichtlicher Entwickelungsformen und realer Verhältnisse kein Verständnis und keine Achtung hatte, die in der Religion und Kirche nur Menschenwerk und Priestererfindung erblickte, den Staat nur als einen zum Zweck der Selbsterhaltung geschlossenen Vertrag auffaßte, die sittlichen und gesellschaftlichen Rechte und Pflichten nach abstrakten Begriffen gestaltete.

„Man ging in der Auffassung des Staats von einem Zustand unbeschränkter Freiheit des Individuums als dem ursprünglichen, natürlichen aus. Die Vereinigung zum Staate ist von den Einzelnen nur zu einem bestimmten Zweck geschlossen, der Einzelne hat sich im Staat seiner absoluten Freiheit zwar begeben, aber doch nur im eignen Interesse und zu eignem Vorteil, um eine Garantie möglichst ausgedehnter

Freiheit zu erhalten. Daß der Einzelne Glied eines höhern Ganzen, daß er auf keinem Gebiet in absoluter Isolierung seine sittlichen Lebenszwecke erreichen kann, sondern der Ergänzung durch eine weitere Gemeinschaft bedarf, daß der Staat eine höhere über den Einzelnen stehende sittliche Ordnung, nicht von Einzelnen und nicht bloß für Einzelne geschaffen, diese Gedanken waren der damaligen Rechtsphilosophie völlig fremd."

Während aber in England teils infolge geschichtlicher und politischer Ereignisse teils durch den festeren Bestand der überlieferten Ansichten, Gewohnheiten und Institute der kühne Flug der Gedanken gehemmt, die Anwendung der Ideen auf die Welt der Wirklichkeit beschränkt ward, kamen in dem erregbaren Nachbarland, wo sich so viele verjährte Mißstände wie eine erbliche Krankheit ohne Heilung fortgepflanzt hatten, die revolutionären Keime zu einer rascheren praktischen Entfaltung. Es wurde schon früher erwähnt, wie sehr die französischen Schriftsteller von der englischen Litteratur und wissenschaftlichen Forschung angeregt und befruchtet wurden. Von Lockes Sensualismus ausgehend verwarf der geistreiche Philosoph Condillac in seinem Buch „Über den Ursprung der menschlichen Erkenntnis", über die Sinnesempfindungen u. a. W. die angebornen Ideen, erklärte die Funktionen des Denkens nur für abgeleitete und durch Übung vervollkommnete Arten des Empfindens und führte alle Verstandesthätigkeit auf das Sprachvermögen zurück. Alle geistigen Vorgänge, Zustände und Verrichtungen, das Verbinden der Ideen untereinander ebenso wie das daraus entspringende Wollen sind ihm nur Nachwirkungen der von außen stammenden Sinneseindrücke, alles Denken und Wollen ist stufenweise fortschreitendes, gesteigertes, umgestaltetes Empfinden; das Geistesleben ist Sinnenleben. Es ist bekannt, daß Rousseau mit seiner neuen Erziehungsmethode in Lockes Fußstapfen trat, daß Montesquieu seine Vorliebe für konstitutionelles Staatswesen aus der englischen Verfassung geschöpft, daß Voltaire viele seiner religionsphilosophischen Argumente den gelehrten Werken der Deisten entlehnt hat. Aber wie ganz anders wußten die französischen Schriftsteller mittels ihrer kunstreichen Darstellung, ihres Sinnes für Anmut und Klarheit, ihrer schönen ausgebildeten Sprache die Ideen praktisch zu verwerten und zum Gemeingut der gesamten zivilisierten Welt zu machen! Wie sehr haben bereits die drei erwähnten Autoren durch ihre vielgelesenen Werke zur Umgestaltung der hergebrachten Ansichten in Kirche und Staat und zur Ausrottung von Vorurteilen, von verjährten Sitten und Gewohnheiten in allen Gebieten des Lebens und der Gesellschaft beigetragen! Voltaire, das eigentliche Haupt der französischen Aufklärungsphilosophie, bekämpfte in allen Formen dichterischer und wissenschaftlicher Darstellung mit den Waffen des Witzes und des gesunden Verstandes alles Überlieferte und Hergebrachte, alle herrschenden Meinungen, Glaubenssätze, Institute und Gebräuche, ohne sich viel Sorge zu machen, was an die Stelle treten sollte. Selbst die Bühne gebrauchte er, um wie ein Volksredner seine Grundsätze und Gesinnungen durch Rhetorik und Deklamation desto nachdrücklicher an den Mann zu bringen.

Condillac. 1715—1789.

Montesquieu wies das Fehlerhafte und Abgeschmackte des Bestehenden nach in der Absicht es zu verbessern und zeitgemäß umzugestalten, und J. J. Rousseau bekämpfte die wirklichen Zustände, indem er dem herrschenden Kirchenwesen eine natürliche Religion entgegenstellte, das absolute Königtum durch die Lehre vom Gesellschaftsvertrag auf Grund der Volkssouveränität und der ewigen Unveräußerlichkeit der Freiheit erschütterte, die Rechts- und Vermögensungleichheit der Stände mit der Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen bekämpfte, die Unnatur der Sitten, der gesellschaftlichen Zustände und Bildung, der konventionellen Umgangsformen durch enthusiastische Darstellung eines einfachen Naturlebens voll Unschuld und Menschenliebe untergrub. Verschieden in ihren Wegen sind sie darin übereinstimmend, „daß sie von einigen einfachen und unabänderlichen Grundgesetzen ausgehen und nach diesen die Geltung des Überkommenen und das Ziel des Erstrebenswerten abmessen“. Auch Condillacs älterer Bruder, der Abbé de Mably, „ein Spartaner, der sich in das achtzehnte Jahrhundert verirrte“, stimmte, obwohl nicht in allen Dingen der skeptischen und negierenden Zeitrichtung huldigend, doch darin mit der Aufklärungsphilosophie überein, daß er die Fehler und Gebrechen der herrschenden Zustände und Sitten scharf kritisierte und in seinen publizistischen und historischen Schriften, die einen ernsten strengen Charakter an sich tragen, nicht minder als Montesquieu und Rousseau die Gegenwart an den Vorbildern des Altertums und an den Lehren der Vernunft und Erfahrung zu reformieren suchte. Und wie einschneidend und wirksam waren erst die Schläge, welche Diderot, der Vorkämpfer eines in Wissenschaft und Leben durchgeführten Materialismus, welche die Encyklopädisten und der Holbachsche Klub gegen Dogmatismus und Offenbarungsglauben, gegen die überlieferten Anschauungen und Sittenlehren führten, jene verwegenen Materialisten, die den Sensualismus Lockes auf die Spitze treibend nur die Wahrnehmungen und Empfindungen der Sinne für Wahrheit gelten ließen, Kraft und Stoff als unzertrennliche Einheit faßten, die Eigenliebe als höchstes Grundgesetz des Handelns aufstellten und des Lebens Zweck in Glückseligkeit und Genuß setzten, unbekümmert um Gott und Unsterblichkeit! — Auch die englischen Wochenschriften und Sittenromane fanden in Frankreich Nachahmung; aber nur Marivaux hielt sich in den Schranken des Spektator und des lehrhaften Tugendromans; die andern, wie der durch sein wechselvolles und abenteuerliches Leben berüchtigte Abbé Prévost in seiner „Geschichte des Chevalier des Grieux und der Manon Lescaut“ und der jüngere Crebillon in seinem schlüpfrigen Roman „Verirrungen des Herzens und des Geistes“, gingen in den Schilderungen der Wollust und aller Laster weit über Richardson und Fielding hinaus.

Während in der Glanzzeit Ludwigs XIV. die Litteratur, die Kunst, die Wissenschaft nur den Zweck zu haben schien, das waltende Glück zu verherrlichen, alles Bestehende zu preisen, nahmen sie jetzt einen negierenden Charakter an. Das gesamte Leben in Kirche, Staat und Gesellschaft wurde unter die kritische

Sonde genommen. Was in der Wissenschaftslehre früher in goldumstrahlter Höhe thronte, wurde in den Staub hinabgezogen. — Wie sehr hat nicht François Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., durch seine physiokratische Lehre der Volkswirtschaft, wonach Grund und Boden die alleinige Quelle des Reichtums sein sollte und der Ackerbau die einzige Beschäftigung, welche die Gütermasse mehre, das bisher geltende „Merkantilsystem" erschüttert, das in der ausschließlichen Begünstigung der städtischen Erwerbszweige, besonders des auswärtigen Handels durch Privilegien, Monopole, Zölle, Einfuhrverbote u. a. m. die Grundbedingung des öffentlichen Wohlstandes erblickte. Von dem physiokratischen System ausgehend, hat dann Adam Smith, der Freund und Landsmann des Historikers und Philosophen Hume, den Grund gelegt zu der Wissenschaft der politischen Ökonomie, auf welchem die nachfolgenden Geschlechter fortgebaut haben. Sein Werk über den „Reichtum der Nationen" ist das Arsenal geworden, aus welchem die Kämpfer für wirtschaftliche Freiheit einige Menschenalter hindurch ihre besten Waffen holten. — Welch tiefen Eindruck machte ferner in der Gottschedschen Zeit die Kunstlehre von Batteux, welche als Ziel aller Kunstproduktion die Nachahmung der Natur, jedoch nur von ihrer schönen Seite aufstellte, auf die deutschen Ästhetiker! und wie groß war der Einfluß, den Diderots dramatische Stücke auf die deutsche Bühnendichtung hervorbrachten, jene bürgerlichen Schauspiele, die zwischen Komödie und Tragödie die Mitte haltend, auf dem Realismus des Haus- und Familienlebens sich aufbauten und in sentimentalen Rührszenen mit moralischen Tendenzen ihre Stärke hatten! wie sehr hat nicht Raynal durch seine „philosophische und politische Geschichte der europäischen Handelsniederlassungen in beiden Indien" das Verständnis der Zeitgenossen über eine der dunkelsten Seiten der Weltgeschichte gefördert und einen Einblick gewährt in die geschäftige Werkstätte menschlicher Leidenschaften. Daß das Pariser Parlament das Werk öffentlich verbrennen ließ, hat den Ruhm desselben vermehrt. — So war das Zeitalter der französischen Aufklärung eine Übergangsepoche mit all den Hoffnungen und Selbsttäuschungen, aber auch mit all den fruchtbaren Keimen, die solchen Zeiten des Schaffens und Werdens, des Experimentierens und Umgestaltens einzuwohnen pflegen. Galt es doch eine Welt voll Schein und Irrtum, voll Lüge und Heuchelei umzustürzen und zu verjüngen. Aber die Fülle treibender Knospen und Kräfte, die das Frühlingswehen des Geistes vorzeitig an das Sonnenlicht führte, sollten erst nach vielen Stürmen zu neuem Leben sich entfalten. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Schriftsteller der Aufklärungszeit auf viele Fehler und Irrwege gerieten: Sie sind die Kinder einer verdorbenen Zeit; das Erz ist überdeckt mit Schlacken. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit fordern. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrtümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt. Es war ein

Geschlecht, das mit der Fackel des Geistes die dunkeln Irrgänge aufhellen wollte und durch die Kraft des Gedankens die Schäden und Gebrechen der Wirklichkeit heilen zu können vermeinte. Angeregt von den liberalen und philosophischen Zeitideen hat der Mailänder Beccaria in seinem weltberühmten Werke „Über Verbrechen und Strafen" die barbarische Kriminaljustiz des Mittelalters und die Torturen mit lebendiger gefühlvoller Sprache bekämpft und die Abschaffung der Todesstrafe empfohlen. In dem grundkatholischen Neapel konnte Cajetan Filangieri, selbst ein Mitglied der Regierung, in seinem von Montesquieu beeinflußten Buche »La scienza della legislazione« (1780) gegen Feudalismus und Hierarchie zu Felde ziehen, für die Reformation des Strafrechts und Strafverfahrens, für Preßfreiheit und eine die wirtschaftliche und geistige Wohlfahrt ihrer Bürger sichernde, aufgeklärte Monarchie eintreten. Selbst Voltaire, der nüchternste unter den kritischen und negierenden Geistern, verfolgt sowohl in seinen philosophischen und historischen Werken als in seinen zahlreichen Dichtungen dramatischer, epischer und lyrisch-didaktischer Gattung neben dem polemischen und satirischen Zweck auch eine wie auch immer geartete positive Tendenz — den Sieg der Vernunft und Aufklärung über Wahn und Täuschung. Über alle Vorgänge dieser geistig bewegten Zeit, über das gesamte gesellschaftliche und litterarische Leben in Paris besitzen wir die genauesten und zuverlässigsten Angaben in der erst in unserm Jahrhundert in Druck erschienenen „litterarischen Korrespondenz" von Fr. M. Grimm, einem Deutschen von Geburt, der als Sekretär und diplomatischer Geschäftsträger verschiedener Fürsten den größten Teil seines Lebens in der französischen Hauptstadt verbrachte und als eine Art geheimer Agent im Dienste der russischen Kaiserin Katharina, Friedrichs des Großen, mehrerer deutschen kleinen Höfe in vertraulichen Briefen Mitteilungen über Personen und Sachen und insbesondere über alle litterarischen Tageserscheinungen machte. Sohn eines protestantischen Predigers in Regensburg, war Grimm nach einigen dichterischen Versuchen in Gottscheds Manier ganz in die Gedankenkreise der französischen Aufklärungslitteratur eingegangen, über die er in witziger und geistreicher Weise seinen hohen Gönnern Bericht abstattete. Ein Mann von feinen Formen, aber eitel und selbstsüchtig, wußte er sich Zutritt in den höchsten Pariser Gesellschaftskreisen zu verschaffen und stand mit allen namhaften Schriftstellern, insbesondere mit Diderot, in den freundschaftlichsten Beziehungen. Auch mit Rousseau pflog er langjährigen Umgang, bis die Verschiedenheit ihrer Naturen zu Trennung und Feindschaft führte. In hohem Alter verfaßte Grimm in Gotha, wo er seine letzten Jahre verlebte, seine Denkwürdigkeiten, der Nachhall eines vergangenen Geschlechts in einer ganz anders gearteten Zeit.

Beccaria. 1738–1794.

Filangieri. 1752–1788.

Grimm. 1723–1807.

2. Ausführungen.

a. Voltaire.

Voltaire. 1694—1778. Leben und Schriften.

Unter allen Schriftstellern, die auf ihre Zeit bestimmend gewirkt haben, hat keiner jemals einen größern Einfluß geübt als François Marie Arouet de Voltaire. Sohn eines Schatzmeisters der Rechnungskammer und von mütterlicher Seite einem edlen Geschlecht von Poitou verwandt, erhielt der am 21. November 1694 in Paris geborne Voltaire eine gute Erziehung in dem von den Jesuiten geleiteten College de St. Louis le Grand und kam durch einen Oheim früh in die vornehme Gesellschaft, wo geistreicher Spott zum Modeton gehörte und die innere Gesinnung mit dem äußern Schein in grellem Widerspruch stand. Es war daher natürlich, daß der talentvolle junge Mann gleich bei seinem ersten litterarischen Auftreten diejenige Richtung einschlug, die seiner Natur am meisten zusagte und von der er sich den größten Erfolg versprechen konnte — die satirische Dichtung. Es währte jedoch nicht lange, so zog er sich durch den dreisten Spott auf die Regierung und auf hochgestellte Persönlichkeiten Demütigungen, Haft und Verfolgung zu, was ihn bewog, sich, nachdem sein litterarischer Ruf bereits gegründet war, auf einige Zeit nach England zu begeben. Das begeisterte Lob der englischen Verfassung in der „Henriade“ gibt Zeugnis von dem mächtigen Eindruck, den das Inselreich in seiner Seele hervorbrachte. Die Erfahrungen, die er hier in den höhern, von französischer Bildung durchdrungenen Kreisen machte, und die Bekanntschaft mit den deistischen Schriftstellern lieferten ihm neue Mittel zur Bekämpfung verjährter Einrichtungen und Meinungen. Nach Frankreich zurückgekehrt, machte er seine Landsleute in den „englischen Briefen“ mit dem politischen und gesellschaftlichen Leben, mit den litterarischen und religiösen Zuständen und namentlich mit der skeptischen Religionsphilosophie der Engländer auf eine so dreiste, aber dabei so geistreiche und witzige Art bekannt, zugleich mit so scharfen Seitenhieben auf Frankreich, daß er sich von seiten der Regierung neue Verfolgungen zuzog, zugleich aber die Bewunderung der höhern Stände, der Fürsten und Hofleute von ganz Europa erwarb. Während er sich auf einer Reise befand, wurde in Paris das Buch als „anstößig, der Religion, den guten Sitten und der Achtung gegen die Obrigkeit zuwiderlaufend“ durch den Henker zerrissen und verbrannt. Auch der „Tempel des Geschmacks“, eine beißende Satire auf pedantische Schulgelehrte, anmaßende und dabei servile Akademiker und obskure Dichterlinge, im Geist von Popes Dunciade, war eine Frucht des englischen Aufenthalts. Und erinnert nicht das reizende Gedicht „Das Weltkind“, worin mit launigem Humor der mit einem zivilisierten Leben notwendig verbundene Luxus gepriesen wird, in manchen Stücken an Mandevilles Bienenfabel? Die „Verteidigung des Weltkindes“, zu der sich Voltaire durch die heftigen Angriffe gegen das scherzhafte Gedicht veranlaßt sah, war ein Akt satirischer Notwehr gegen gleisnerische Fromme und gegen den idealistischen Philosophen Rousseau. — Nun nahm Voltaire seinen Aufenthalt auf dem Landgut seiner Freundin, der Marquise du Chatelet zu Cirey in Lothringen, der gelehrten Kennerin der Schriften von Newton und Leibniz. Hier verlebte er eine Reihe von Jahren im Verkehr mit einer Dame, welche Geist und Bildung mit Weltsinn und leichtfertigen Sitten verband, eifrig beschäftigt mit litterarischen Arbeiten, besonders mit mathematischen und physikalischen Studien. Schon vor und während dieser Zeit war Voltaire mit König Friedrich II. im Verkehr gestanden, und wie sehr dieser auch die unlautere und eigensüchtige Natur des Philosophen kennen mochte, so unterließ er doch nicht, den „Gottheiten von Cirey“ schmeichelhafte Huldigungen darzubringen.

Dadurch fühlte sich Voltaire bewogen, als der bisherige Aufenthaltsort durch den unerwarteten Tod der Marquise infolge einer Schwergeburt ihm verleidet ward, der Einladung des gefeierten Monarchen Gehör zu geben. In der Friedenspause, welche dem Siebenjährigen Krieg voranging, zu einer Zeit, da Voltaires Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte (1750), lebte der französische Schriftsteller in Berlin und Potsdam im vertrauten Umgang mit dem König. Aber als der gewinnsüchtige und unverträgliche Charakter des Mannes und seine beißenden Spottschriften gegen Maupertuis mehrere widerwärtige Auftritte herbeigeführt, erfolgte ein Bruch, der erst nach Jahren wieder ausgeglichen ward. Voltaire kehrte über Leipzig, Gotha, Frankfurt nach seinem Vaterland zurück, in letzter Stadt durch polizeiliche Untersuchung nach entwendeten Schriften und Gedichten Friedrichs tief verletzt und erzürnt. Von Deutschland abgestoßen, von den Regierenden in Frankreich nicht wie er es wünschte, willkommen geheißen, ließ er sich in der französischen Schweiz nieder und erwarb dann in einem Grenzstrich seines Heimatlandes unweit Genf die Herrschaft Ferney, wo er in beneidenswerter Unabhängigkeit von dem großen Vermögen lebte, das er sich durch seine Schriften erworben, durch geschickte Bewirtschaftung vermehrt hatte, unverheiratet aber in vornehmer Häuslichkeit, welcher seine Nichte Madame Denis vorstand, zugleich eifrig bemüht, die Einwohner des Orts durch Industrie und Fleiß zum Wohlstand zu führen. Am 30. Mai 1778 starb er in Paris, wohin er sich von Ferney begab, um der Aufführung seines letzten Dramas „Irene" beizuwohnen. Sein Glaubensbekenntnis, das er zwei Monate vor seinem Tod niederschrieb, lautete: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens." — Voltaire legte seine Ansichten in den verschiedenartigsten Werken nieder: in Gedichten, Satiren und Romanen, in geschichtlichen und philosophischen Arbeiten. Durch seine Briefe stand er mit vielen Regenten Europas, mit Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten in Verbindung und sein Urteil galt allenthalben als maßgebend. Seine scharfe Feder richtete sich gegen alles, was die Welt bisher als heilig verehrt, als herkömmlich geachtet und als gesetzlich befolgt hatte. Religion und Kirche, Priestertum und Volksglaube erfuhren die heftigsten Angriffe. »Écrasez l'infame« (d. i. la superstition, die stabilierte Religion) ist der Widerhall seiner vertrautesten Briefe. Von der „Henriade", worin er Toleranz gegen Andersdenkende pries und den kühnen und in manchen Teilen glücklichen Versuch machte, auf ein Ereignis der neueren Geschichte die Forderungen des Epos zu übertragen, schritt er zu der frivolen Dichtung in epischer Form „Jungfrau von Orleans" fort, worin er alles vereinigte, was der frechste Witz und der boshafteste Mutwille gegen Religion und Sitte, gegen Personen und Sachen, die man sonst nur mit Ehrfurcht betrachtete, vorbringen kann. Was dem gesunden Menschenverstand nicht sogleich einleuchtet, wurde für Priestertrug, Aberglaube und Vorurteil erklärt und mit allen Waffen der Satire und Kritik bekämpft; und wenn es nicht zu leugnen ist, daß Voltaire manche Vorurteile zerstört, manchen Aberglauben beseitigt, der Religionswut und Intoleranz manches Opfer entrissen*), so ist dagegen auch nicht zu verkennen, daß er aus manchem

---

*) Er selbst war auf nichts stolzer als auf sein Eintreten für die Familie Calas. Jean Calas, ein protestantischer Kaufmann in Toulouse, wurde beschuldigt, seinen Sohn, der sich in einem Anfall von Trübsinn in dem väterlichen Haus erhenkte, ums Leben gebracht zu haben, weil er die Absicht gehegt, zur katholischen Kirche überzutreten. Fanatische Priester erregten einen Volkstumult und schüchterten dadurch das Toulouser Parlament dergestalt ein, daß es trotz der offenbaren Beweise der Unwahrheit dieses Gerüchts den unglücklichen Calas zum Tod durch das Rad verdammte und sein Vermögen konfiszierte (1762). Calas erlitt den Tod m

Herzen das religiöse Gefühl verdrängt, in manches Gemüt Zweifel und Unglauben gepflanzt, kalte Weltklugheit und mit ihr Selbstsucht, Eigenliebe und Eigennutz als höchste Leiter der menschlichen Handlungen hingestellt hat. Nicht nur Religion und Kirche, ihre Träger und Institute waren seinen spottenden Angriffen ausgesetzt, sondern auch alle andern, durch Zeit und Herkommen geheiligten Einrichtungen: Staatsverfassung, Königtum, Gerichtsverfahren, Standesrechte, Unterrichtswesen, Kunst und Wissenschaft. Er zog auf den lauten Markt des Lebens, was bisher nur die stille Geheimlehre vereinzelter Kreise gewesen. Voltaire war auf dem Gebiet des Geistes ein Eroberer, der bei Verfolgung seiner Zwecke die der Menschheit geschlagenen Wunden nicht in Anschlag brachte. Eitelkeit und Eigenliebe waren die Haupttriebfedern seines Thuns. Wie in der berühmten Inschrift auf der Kapelle zu Ferney: »Voltaire erexit Deo«, stellte er sich überall Gott als Gleichen gegenüber. Er stürzte jedes Idol, weil er selbst der Abgott sein wollte. Es gibt kaum irgend eine Frage der menschlichen Bildung, welche Voltaire nicht gelegentlich einmal berührt, keine Form der dichterischen und wissenschaftlichen Darstellung, welche er nicht mit meist sehr glücklicher Geschicklichkeit angewendet hätte. Vieles hat er von andern entlehnt, aber durch die Klarheit, Anmut und Vielgestaltigkeit seines Denkens und litterarischen Schaffens hat er die Errungenschaften aller Zeiten zum Gemeingut der zivilisierten Welt gemacht. — Von hervorragender Bedeutung sind Voltaires historische Schriften, worin er Bolingbrokes Manier im großen und ganzen anzuwenden versuchte. Waren auch seine Geschichte Karls XII. von Schweden, Peters I. von Rußland, das vielgepriesene Zeitalter Ludwigs XIV. und das im Hofton geschriebene Siècle de Louis XV. nicht aus gründlichen Forschungen hervorgegangen und weder unparteiisch noch zuverlässig, so waren sie doch epochemachend, indem die Leichtigkeit und Anmut des Stils, die Anwendung der Vergangenheit auf das Leben, die dreiste Kritik die pedantische und trockene Geschichtschreibung der Schulgelehrten verdrängte und die Kreise der Gebildeten den belehrenden Studien der Geschichte erschloß. Am merkwürdigsten ist das Werk

---

großer Standhaftigkeit, seine Unschuld bis zum letzten Atemzug beteuernd. Seine Witwe und ein jüngerer Sohn des Hingerichteten begaben sich nach der Schweiz, wo Voltaire ihre Bekanntschaft machte. Empört über den offenbaren Justizmord, sammelte er mit unermüdlichem Fleiß alle Dokumente, durch welche das unerhörte Gerichtsverfahren in seiner ganzen Schändlichkeit und Ungerechtigkeit offenbar ward, lenkte in Flugschriften die Aufmerksamkeit der Nation auf die Frevelthat und verfaßte dann die berühmte Schrift „Traktat über die Toleranz aus Veranlassung des Todes von Jean Calas" (1765); die Wirkung war, daß der Prozeß revidiert, das Urteil als ungerecht verworfen, der Familie die Ehre zurückgegeben und für die Vermögensverluste eine Entschädigung von 36,000 Livres bewilligt wurde. — Nicht minder heftig entbrannte Voltaires Zorn über eine andre That des Fanatismus in Abbeville, wo zwei Jünglinge zum Tod verurteilt wurden (1766), weil sie ein Kruzifix beschädigt, vor einer Prozession den Hut nicht abgenommen und religiös anstößige Lieder gesungen haben sollten. Der eine rettete sich durch die Flucht nach Preußen, wo sich Voltaire in der Folge seiner annahm, der andre (de la Barre) wurde gefoltert und hingerichtet. — Ein ähnlicher Fall wie in Toulouse, ereignete sich in Castres, wo ein Calvinist Sirven beschuldigt wurde, seine katholisch gewordene Tochter in einen Brunnen gestürzt zu haben. Auch hier trat Voltaire ein; er bewirkte eine Revision des Prozesses und die Freisprechung des geflüchteten Sirven. In Artois war durch einen ungerechten Richterspruch ein Ehepaar Montbailli zum Tod verurteilt worden. Der Mann starb auf dem Rad, aber die Frau, deren Hinrichtung verschoben worden war, wurde durch eine Denkschrift Voltaires gerettet. Ebenso wurde die Ehre des durch einen Justizmord hingerichteten General Lally durch die Bemühungen des Philosophen von Ferney hergestellt.

„Über den Geist und die Sitten der Völker", ein Abriß der Weltgeschichte, als Gegensatz gegen das Werk von Bossuet (XII, 683). Denn wie dieser alles auf den Glauben begründet, so beginnt Voltaire mit dem Zweifel, und wie Bossuet alles zur Ehre der christlichen Kirche wendet, so findet jener in dem Christentum und in der Herrschsucht und den Lastern des Klerus alles Unheil der mittlern Zeit. Das Mittelalter erscheint bei ihm als „ein wüstes Gewirr von Verbrechen, Thorheit und Elend, während er die Bewunderung der Zeitgenossen für China teilt (XII, 706). Voltaire war Deist im Sinne jener englischen Freidenker, welche zwar mit der christlichen Offenbarung gebrochen hatten, aber auf Grund ihrer aus der menschlichen Einsicht stammenden sogenannten Vernunftreligion an der Persönlichkeit Gottes als dem Kern und Ursprung aller Dinge festhielten, und auch dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, wenn schon hier und da mit Zweifeln gemischt, treu blieben. Mit allen Beweisen suchte er die Lehre zu begründen, daß nur ein außer der Welt stehendes, den Grund seines Daseins in sich tragendes Wesen der Grund der Welt sein könne. Als die wesentlichste Eigenschaft der Gottheit stellte Voltaire die Gerechtigkeit hin, von der ein Widerschein in das menschliche Herz gefallen sei, und daselbst das Bedürfnis der moralischen Ordnung in der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft hervorgerufen habe. Tugendbegriff und Moralgesetz sind ihm die Grundideen der menschlichen Natur, die von Gott kommen, während Glaubenslehre und Kultus Menschenwerk sei. Er ist deshalb immer ein entschiedener Gegner des Atheismus gewesen, den er nicht als eine Befreiung, sondern als eine Erniedrigung des Geistes ansah, weil er das Gewissen seiner vornehmsten Stütze, des Glaubens an eine wegen der Gerechtigkeit Gottes unausbleibliche künftige Vergeltung beraube. Voltaire hat auch jene Geheimnisse der moralischen Welt, welche die Denker aller Zeiten beschäftigt haben, das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit, die Verbindung des Geistes und der Materie, den Ursprung des Übels behandelt, aber nach langen und scharfsinnigen Betrachtungen die Unlösbarkeit dieser Rätsel eingestehen müssen. Sein Geist war zu weit und zu frei, um sich in dieser wie in andrer Beziehung in ein besonderes System einzuschließen. Bei seinem kühn vordringenden Wesen berührte er alle spekulativen Fragen, warf zuweilen einen scharfen Blick in ihre innerste Natur, ließ aber wieder von ihnen ab, sobald er merkte, daß er keinen festen Boden mehr hatte. Denn Klarheit und Sicherheit war das vorherrschende Bedürfnis seines Geistes. Doch hat weder die Wahrnehmung des thatsächlichen Übels in der Welt, noch unerklärliche Unglücksfälle wie das Erdbeben von Lissabon den optimistischen Glauben an die zweckmäßige Einrichtung des Universums und an eine göttliche Gerechtigkeit in ihm zu zerstören vermocht.

Voltaires geschichtliche Stellung.

Auf keinen andern Mann kann man mit solchem Recht die Worte des Dichters anwenden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" als auf Voltaire, zugleich Kind und Fahnenträger eines treibenden, ideenreichen, neuerungssüchtigen und übermütigen Zeitalters. Alles Lob und aller Tadel, der dieses Zeitalter selbst traf, fiel in erster Linie auf das Haupt des geistigen Führers und Heroldes: er wurde am Ende seines Lebens wie ein siegreicher Triumphator gefeiert, und in der Folge, als die Stimmung umschlug und die spätere sturmvolle Umwälzung ihm und seinen Gesinnungsgenossen zur Last gelgt ward, mit den heftigsten Schmähungen und Verwünschungen überschüttet. Seine Gebeine wurden aus der Abteikirche von Sellières in der Champagne, wo man sie in der Stille beigesetzt hatte, nach dem Pantheon in Paris geschafft und mit einem ruhmvollen Denkmal geschmückt, dann wieder herausgeworfen und an ungeweihter Stelle begraben. Aber nicht bloß der Umschwung der Meinungen hat sein Charakterbild zu einem schwankenden gemacht; sein eignes widerspruchsvolles und vielgestaltiges Wesen, in dem Licht und Schatten

sich abwechselnd um die Herrschaft stritten, hat zu den verschiedenartigsten Beurteilungen Anlaß gegeben. Die Kirchlichgesinnten zürnten ihm, daß er dem Christentum so unversöhnliche Feindschaft trug, ihm den Makel der Infamie aufdrückte, im Geiste eines Lucian alles Übernatürliche und Mysteriöse, alles Dogmatische und Wunderbare mit mutwilliger Laune verspottete; die Freigeister schmähten ihn, daß er dem Glauben an einen außerweltlichen Gott treu blieb und die kirchlichen Handlungen, Messe und Beichte nicht nur für die ungebildete Menge als notwendig und heilsam empfahl, sondern sie auch selbst mitmachte. Man konnte mit Recht rügen, daß während er in seinen Schriften für Freiheit und Menschenrechte eintrat, den Absolutismus und den gesellschaftlichen Ständeunterschied bekämpfte und einer Staatsverfassung mit Rechtsgleichheit das Wort redete, er sich zugleich an die Mächtigen und Vornehmen herandrängte und ihnen schmeichelte, sich zum Hofhistoriographen ernennen ließ, in einem Festspiel, „Der Tempel des Ruhms", König Ludwig XV. als zweiten Trajan verherrlichte und sich um Orden und Ehrentitel bewarb. Es war eines Philosophen wenig würdig, daß er mit unversöhnlicher Rachsucht seine Feinde und Widersacher verfolgte, daß er die J. B. Rousseau, Freron, Maupertuis und so viele andre das ganze Gift seiner boshaften Satire fühlen ließ, die Galle seiner verletzten Eitelkeit über sie ausgoß; daß er seine Verbindung mit Friedrich II. zur Befriedigung seines Geizes, zu Geld- und Wuchergeschäften benutzte, daß er seinen Leidenschaften, seiner „mephistophelischen Natur" freien Lauf gab und in seiner skoptischen und satirischen Laune der Nächstenliebe vergaß. Und doch kann man nicht behaupten, daß ihm aller Seelenadel abging, daß sich nicht rein menschliche Gefühle in ihm geregt hätten. Neben den niedrigen Trieben traten auch Züge von Großmut und hochherziger Gesinnung, von Freundschaft und Hingebung zu Tage. Mit welcher Feinfühligkeit hat er sich einer entfernten Verwandten Corneilles, die in ärmlichen Umständen lebte, angenommen, mit welch edler Aufopferung hat er die bedrängte Unschuld gegen Fanatismus und Justizbarbarei beschützt! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es in der Inschrift seines „Den Manen Voltaires" geweihten Denkmals heißt: „Dichter, Historiker und Philosoph hat er den menschlichen Geist vergrößert und ihn gelehrt, frei zu sein. Er hat Calas, Sirven, de la Barre und Montbailli verteidigt, Atheisten und Fanatiker bekämpft, Toleranz eingeflößt und Menschenrechte gegen Knechtschaft und Feudalität verfochten."

b. Montesquieu und Rousseau.

Wie Voltaire, der Dichter und Philosoph seine Satire in erster Linie gegen Religion, Kirche und Priesterlehre richtete, so **Charles de Secondat Baron de la Brède und de Montesquieu**, Rechtsgelehrter und Parlamentsrat in Bordeaux, gegen die politischen Einrichtungen und den monarchischen und ministeriellen Despotismus in Frankreich, der eine wie der andre unter dem Einfluß englischer Bildung und Anschauungen. Doch war der litterarische Entwickelungsgang ein verschiedener. Denn während Voltaire sein ganzes Leben lang sich negativ kritisch und satirisch gegen die Wirklichkeit verhielt, und weder durch Bastille noch Preßtyrannei auf andre Bahnen gelenkt werden konnte, hielt sich Montesquieu nur in seinem ersten Werk, den „persischen Briefen" in der scharfen Opposition seiner jüngern Zeitgenossen, in den spätern Schriften dagegen nahm er einen ernsteren, positiveren und lehrhaften Ton an. In den „**persischen Briefen**", worin morgenländische und abendländische Zustände, die Intrigen und Lüsternheiten des orientalischen Haremlebens und die satirischen Schilderungen europäischer Sitten zu einem anziehenden Gemälde mit romanhaftem Ausgang verbunden sind, bekämpft Montesquieu mit demselben leichtfertigen Spott

Montesquieu. 1689—1755.

und mit derselben einschneidenden Ironie wie Voltaire den christlichen Glauben und das ganze Kirchensystem, die monarchischen Einrichtungen, die Mißstände der Verwaltung, die Sitten und gesellschaftlichen Zustände der Zeit. Die unbegreiflichen Lehren der scholastischen Theologie, Hierarchie und Papsttum, das Klosterwesen und die Handlungen und Gebräuche der katholischen Kirche, das absolute Königtum u. a. werden in einem Briefwechsel zweier reisender Perser durch die Vergleichung mit mohammedanischen und orientalischen Formen und Instituten herabgesetzt und als Aberglaube und Thorheit hingestellt. „Die Angriffe waren von unerhörter Dreistigkeit. Sie wirkten um so gewaltiger, je feiner und geistvoller sie zugespitzt waren. Jeder Satz war ein Epigramm; wie Sprichwörter liefen viele derselben von Mund zu Mund." — Hiernach legte Montesquieu sein Amt nieder und begab sich ins Ausland. Er bereiste die Schweiz, Italien, Holland und England. In dem letzten Lande verweilte er zwei Jahre im Umgang mit Lord Chesterfield und andern hochgestellten Staatsmännern. Nach seiner Rückkehr verfaßte er die kleine gedankenreiche Schrift: Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Staates, worin er in kurzen Sätzen nachwies, daß Liebe zu Freiheit und Vaterland, strenge Zucht und Arbeit, kluge Politik und Vertrauen auf eigne Kraft einen Staat groß mache, Parteiwut, Selbstsucht und Despotismus aber denselben seinem Untergang zuführe. Dieses Buch, in welchem in historischen „Orakelsprüchen" die Mängel der französischen Verfassung und Regierung angedeutet werden, um an der Hand der römischen Geschichte vaterländische Tugend und politische Einsicht zu wecken, bildet gleichsam die Einleitung zu seinem größten Werk „Vom Geist der Gesetze", in welchem Montesquieu die Früchte seiner Studien und Erfahrungen in eleganter Form und in ernster philosophisch-historischer Haltung niedergelegt hat. Um so wirksamer waren die mit Ruhe und Klarheit vorgetragenen Lehren von einer vernünftigen Freiheit. Bei der Darstellung der verschiedenen Staatsformen wird die republikanische als Ideal obenangestellt, die aber nur bei hoher Bürgertugend möglich sei. Nach ihr kommt die konstitutionelle Verfassung Englands mit ihrer, übrigens dem Verfasser noch nicht genügend durchgeführten Trennung der drei Gewalten, der gesetzgebenden, ausübenden und richtenden, und mit Achtung der Standes- und Korporationsrechte, und zuletzt die absolute, die leicht in Despotie umschlage und als Ursache aller Entartung und alles Sittenverderbs anzusehen sei. Dabei wurden das Gerichtsverfahren, das Besteuerungswesen und andre in Frankreich herrschende Mißstände stark gerügt und das Fehlerhafte in der Regierungsweise aller Staaten des europäischen Festlandes hervorgehoben, Religion und Kirche dagegen mehr geschont als in den persischen Briefen. Der Grundgedanke in dem ‚Geist der Gesetze' liegt in der scharfen Hervorhebung der Naturbedingtheit aller rechtlichen und staatlichen Einrichtungen durch Boden, Klima, Sitte, Bildung und Religion. Durch diese innige Wechselwirkung zwischen Gesetz und Volksgeist erscheint der Staat von vornherein nicht als etwas willkürlich Gemachtes und darum willkürlich Veränderliches, sondern als notwendig, naturgemäß und sich in sich selbst entwickelnd. Zweck des Staats ist unter allen Umständen die Darstellung gesetzlicher Freiheit. Da dieser Zweck am besten erreicht werde durch die Verbindung der Volksvertretung mit dem Königtum, so sei die konstitutionelle Monarchie die vorzüglichste Staatsform. Das Buch, das zuerst in Genf gedruckt wurde, machte solches Aufsehen, daß in weniger als zwei Jahren zweiundzwanzig Auflagen veranstaltet wurden. Es ward die Idealtheorie des modernen Staatsrechts während des ganzen Jahrhunderts. Montesquieu bildet den Gegensatz zu dem Marquis d'Argenson, der zwar auch die Monarchie durch demokratische Institutionen erneuert und verstärkt, den Adel und die Geistlichkeit zur Steuerpflicht beigezogen wissen wolle, aber indem er sich gegen die allgemeinen Reichsstände

und für die Beschränkung oder Aufhebung aller Korporationsrechte ausspricht, die Unabhängigkeit der Königsgewalt aufs neue zu befestigen suchte.

Einen fast noch größern Einfluß auf die politischen Meinungen der Folgezeit gewann Jean Jacques Rousseau, zugleich Erbe und Gegner der französischen Aufklärung. Er war in Genf geboren und zu dem Gewerbe seines Vaters, eines Uhrmachers, bestimmt, entfloh aber als elternlose Weise seinem Lehrmeister und führte nun ein vielbewegtes Leben, bald in Savoyen und Oberitalien, bald in Paris oder in der ländlichen Stille von Montmorenci, bald als verfolgter Flüchtling auf der Petersinsel im Bieler See, im Neuenburger Kanton unter dem Schutz Friedrichs II., in England bei dem Geschichtschreiber Hume, bis er, gedrückt von Schwermut und Lebensüberdruß, gefoltert von Argwohn und Selbstquälerei, plötzlich auf dem Gut eines seiner Verehrer unweit Paris starb, ein philosophischer Schwärmer und Sonderling, zugleich aber der prophetische Mund des Zeitgeistes. Rousseau selbst hat alle Umstände seines äußern und innern Lebens in seinen „Bekenntnissen“ mit seltener Offenheit der Welt dargelegt mitunter absichtlich die Schwächen und Fehler hervorhebend, eine Lebensgeschichte, die um so wichtiger ist, als sich die Richtung seiner Ansichten daraus erklären läßt. Frühe seiner Mutter beraubt, erhielt er eine mangelhafte Erziehung. Er las mit seinem Vater eine Menge Romane ohne alle Auswahl, wodurch sein Gefühl überreizt, seine Phantasie mit unwahren und idealen Gebilden angefüllt wurde, indes sein Geist ohne gediegene Kenntnisse und echte Belehrung blieb. In Italien trieb er vorzugsweise musikalische Studien, in Paris beteiligte er sich an dem regen litterarischen Leben mehr mit der Flüchtigkeit eines Dilettanten als mit der Gründlichkeit eines Forschers oder Gelehrten. Desto mehr schaute er in sich und um sich; desto schärfer beobachtete er die Widersprüche der Außenwelt zu seinen innern Idealen. Durch seine Geburt und Erziehung war er an Einfachheit, an bürgerliche Zucht gewöhnt und blieb daher sein lebenlang ein Feind des Luxus und der Ungleichheit der Güter. Auf seinen Wanderungen sah er den Druck der Armut, die Mißhandlung der dienenden und arbeitenden Klasse durch die Reichen und Vornehmen, und sein Gemüt empörte sich über diese Ungerechtigkeit. Die bürgerlichen Zustände mit ihrer Standesverschiedenheit und den großen Gegensätzen des Ranges und Vermögens kamen ihm verkehrt und unnatürlich vor. Eine äußere Veranlassung gab ihm Gelegenheit, die Ansicht zu begründen, daß die Ursache dieser Gebrechen in der gesteigerten Zivilisation zu suchen sei. Die Akademie von Dijon stellte im Jahr 1749 die Preisfrage: Über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten. Rousseau beantwortete die Frage negativ, indem er nachwies, daß die Wissenschaften und Künste die verderblichsten Güter der Menschheit seien; die geistige Bildung habe Talent über die Tugend gesetzt, habe Natur und Freiheit, Unschuld und Einfalt aus der Welt verdrängt und mit der Neigung zu Glanz und Luxus Verderbnis der Sitten über das Menschengeschlecht gebracht. Mit scharfen Worten geißelt er die gleißende Nichtigkeit der modernen Bildungszustände. Diesem Buch, das durch die schwungvolle Beredsamkeit eines tief erregten Gemüts und einer begeisterungsvollen Überzeugung eine hinreißende Wirkung, in den litterarischen Kreisen „eine Art von Revolution“ hervorbrachte, ließ Rousseau gleichsam als Ergänzung den „Diskurs über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“ nachfolgen, eine nicht minder bedeutungsvolle Schrift, worin er nach der Verherrlichung eines angeblichen Naturzustandes vor der Entstehung des Staats und der Gesellschaft nachzuweisen suchte, daß die Entwickelung aus diesem Naturzustand zu staatlichen und sozialen Lebensformen ein Abfall von der reinen Menschennatur sei, daß die Abgrenzung des Eigentums zur Gründung des Staats, zur Einsetzung von Obrigkeiten, zur Scheidung der Menschen nach Stand und Bil-

Jean Jacques Rousseau. 1712–1778. 1. Leben und Schriften.

dung geführt, und daß daraus Krieg, Knechtschaft und Elend entsprungen. In diesen beiden Schriften wurde von Rousseau ein eingebildeter Naturzustand als die Heimat der Freiheit und der Unschuld gepriesen und nur in dem Rückgang zu diesem und in der Abschüttelung aller Fesseln, die Bildung und Erziehung, Gewalt und Gewohnheit geschlungen, sah er das Heil der Welt. Die Schrift über die Ungleichheit der Menschen verdiente wohl den Spott Voltaires: „Noch niemals habe jemand soviel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen, man bekomme förmlich Lust auf allen Vieren zu laufen"; sie war aber zugleich „ein leidenschaftlicher Aufschrei der Armen und Gedrückten, eine feurige und entschlossene Kriegserklärung gegen die Grundlagen und Einrichtungen der herrschenden Staatsformen, eine Erhebung des Volks, das die Regierung aus eigner freier Entschließung und Machtvollkommenheit eingesetzt, gegen die Übergriffe eines Regiments, das sich grundlos und gewaltthätig die unumschränkte Selbstherrlichkeit angemaßt hat". Die in der letzten Schrift in loser Verbindung ausgesprochenen Gedanken faßte Rousseau in einem andern Buch, dessen Grundsätze auf den Gang der französischen Revolution vom größten Einfluß waren, in dem „Gesellschaftsvertrag" (contrat social) in ein politisches System zusammen. In diesem stellt er die Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Grundbedingung jedes Staats dar und findet nicht wie der von ihm bekämpfte Montesquieu in einer konstitutionellen Verfassung, sondern in der völligen Demokratie mit gesetzgebenden Volksversammlungen die würdigste Staatsform und in dem gemeinsamen Nutzen und leiblichen Wohlbefinden des Volks den höchsten Zweck des Staats. Die Regierungsgewalt, in welcher Form sie immer auftrete, sei nur der Ausfluß der Machtvollkommenheit des Volks, infolge freiwilliger Übertragung. — Wie Rousseau hierin die bestehenden Regierungsformen erschütterte, so in seinen berühmtesten Werken: „Die neue Heloise" und „Emil", die Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und Erziehung der damaligen Zeit. In dem ersten schildert er in poetischer Sprache und in der Form eines in Briefen geschriebenen Romans die Vorzüge eines sentimentalen Naturlebens vor den verschrobenen Verhältnissen der Wirklichkeit, die Entstehung und Entwickelung eines Liebelebens zweier schönen Seelen voll überschwenglicher Gefühle, Leidenschaften und Gemütskämpfe im Widerstreit mit Welt und Wirklichkeit, dessen sinnliche lüsterne Seite bis zum äußersten Fehltritt im Laufe der Geschichte ausgeglichen wird durch einen Sitten- und Tugendroman voll schöner Häuslichkeit, ehelicher Treue und geläuterten Familienglücks, gegründet auf Pflichterfüllung und religiöse Innigkeit. Durch das letztere Werk, „Das Naturevangelium der Erziehung", suchte er eine auf Natur und Elternliebe beruhende vernünftige Erziehung zu begründen. Der „Emil", zugleich Roman und Lehrbuch, hat die Tendenz, die Erziehung so einzurichten, daß von dem ursprünglichen Naturmenschen soviel als möglich erhalten bleibt; Emil soll so herangebildet und gestärkt werden, „daß er sich im Wirbel der Welt nicht fortreißen läßt durch die Leidenschaft und durch die Vorurteile der Menschen; er soll mit seinen eignen Augen sehen, mit seinem eignen Herzen fühlen und keine Macht der Erde soll ihn bestimmen, als seine Vernunft". Die Worte Rousseaus sind der Ausdruck eines tiefen innern Gefühls und dringen zum Herzen, weil sie vom Herzen kommen; daher war auch die Wirkung seiner Schriften besonders bei den Frauen unbeschreiblich. Auch in der Musik, über die er geistreiche Ideen aufgestellt hat ging er auf Natur und Einfachheit zurück. Er bestritt den Satz, daß die Harmonie der einzige Grund der Tonkunst sei, und wies auf die ursprüngliche melodische Kunst hin, „die ganz Natur ist und wie eine zweite Sprache ihren Ausdruck aus den Wandlungen des Gemüts, nicht aus den Regeln des Generalbasses schöpft". Daß Rousseau vor dem Kirchentum und dessen Satzungen wenig Ehrfurcht hatte, geht schon daraus hervor, daß er seinen Glauben zweimal wechselte. Doch trieb er damit nicht wie Voltaire

und die Freigeister seiner Zeit einen leichtfertigen Spott, sondern er lehrte eine Religion des Herzens und Gefühls. Er suchte vom Christentum das Unwesentliche abzustreifen, um den Kern zu retten, und ging auch hier wie überall zur Einfachheit, Natur und Vernunft zurück. Wenn er einerseits sich gegen die geoffenbarte Religion, gegen Bibelglauben und Kirchenlehre erklärt, so tritt er anderseits gegen die Materialisten für einen außerweltlichen Gott, für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, für die Freiheit des Willens, für Moral, Tugend, Gerechtigkeit und Gewissen in die Schranken. Die stolze Philosophie, sagt er, führt zu herzloser Freigeisterei, die blinde Gläubigkeit zu wilder Verfolgungssucht. Vermeidet beide Einseitigkeiten: bleibt unerschüttert in der Wahrheit oder in dem, was ihr in der Einfalt des Herzens für wahr haltet. Habt den Mut, Gott zu bekennen vor den Philosophen, habt den Mut, Menschlichkeit zu predigen vor den Verfolgungssüchtigen. Sagt was wahr, thut was gut ist. Wer auf seinen Vorteil sieht betrügt sich; nur die Hoffnung des Gerechten läßt nicht zu schanden werden. Aber so sehr auch das „Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars" im Emil Rousseaus Achtung vor Religion beurkundete, so zog ihm doch die freie Haltung der herrschenden Kirche gegenüber die Verfolgungen der rechtgläubigen Katholiken und der offenbarungsgläubigen Protestanten zu. Das Buch wurde durch richterlichen Spruch von Henkers Hand verbrannt und er selbst zur Flucht aus Frankreich gezwungen. Auch Genf und Bern versagten ihm ein Asyl. In dem Sendschreiben an Beaumont, Erzbischof von Paris, der einen Hirtenbrief gegen den „Emil" erlassen hatte, und in den „Briefen vom Berge" wider die Intoleranz seiner Genfer Landsleute zieht er mit zermalmender Kraft und Glut der Leidenschaft gegen die engherzige Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Rechtgläubigen zu Felde.

2. Rousseaus Stellung in der Geschichte.

Kaum ein andrer Schriftsteller hat so mächtig auf seine Zeit eingewirkt, hat so viele Ideen, Gefühle, Anschauungen geweckt, aber auch so viele Vorurteile und Irrtümer erzeugt als Rousseau. Daher gingen auch von jeher die Urteile der Menschen über den berühmten Genfer Schriftsteller weit auseinander, von der schärfsten Verdammung bis zur begeistertsten Bewunderung fortschreitend, Licht und Schatten im Übermaß auftragend. Das Schicksal hat ihn in einer schönen Landschaft unter bürgerlichen Lebensverhältnissen mit regen Gefühlen und Empfindungen geboren werden lassen und diese Eindrücke und Anlagen bildeten fortwährend den tiefsten Untergrund seines innern Wesens. Die Schilderungen eines glückseligen Naturzustandes in reizvoller Landschaft und eines häuslichen Lebens voll idyllischer Unschuld und Einfalt auf dem Boden schöner Gefühle, edler ursprünglicher Menschlichkeit aufgebaut, sind darum so hinreißend und entzückend, weil sie in dem eignen Herzen, in dem tiefsten Grund seiner Seele ihren Ursprung hatten. Aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren wir, daß er sich nur in der Natur, in der Waldeinsamkeit, unter Bäumen und Pflanzen wahrhaft wohl gefühlt habe; daß die schönsten und erhabensten Ideen für die Wohlfahrt der Menschheit in stiller Zurückgezogenheit seinem Geiste entsprossen sind. Diese sinnfrische Naturempfindung war das am schärfsten und stärksten ausgeprägte Organ seines Wesens, daraus floß das Grunddogma seines Glaubens, daß das durch die Natur Hervorgebrachte gut sei, die Entartung erst durch Menschenhände bewirkt werde. Ausgehend von allgemeinen Prinzipien, die er durch Beobachtung und Abstraktion sich zu eigen gemacht und die ihm als unumstößliche Wahrheiten gelten, konstruiert er durch logische Folgerichtigkeit in großartiger Subjektivität Staat, Gesellschaft und Erziehung, doch stets mit Hinweisung auf ein höchstes geistiges Wesen als Schöpfer und Erhalter des Universums. Mit dieser angebornen Anlage und Seelenstimmung trat er in die Menschenwelt, in die hohen Lebenskreise ein. Wie konnte es da an tiefen Konflikten, an Seelenkämpfen und Gemütsbewegungen fehlen! Rousseau blieb auch

in der vornehmen Gesellschaft ein Kind der Natur, mit allen Liebenswürdigkeiten und Fehlern, mit allen schönen und häßlichen Zügen eines ungezogenen Kindes. Sein Leben gestaltete sich daher zu einer Leidensgeschichte, weil er nicht die Kraft besaß, die Widersprüche und Konflikte der Wirklichkeit durch die Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung oder durch ein praktisches Pflichtgefühl zu überwinden und zu versöhnen. Wie bei St. Preux in der neuen Heloise, so liegt auch bei Rousseau die Welt der Gefühle, die leidenschaftliche Erregbarkeit einer reizbaren empfindlichen Natur im ewigen Kampf gegen Sitten, Konvenienz und gesellschaftliche Schranken. Er behielt stets die eitle Selbstgefälligkeit des Kindes; sie wuchs mit seinen litterarischen Erfolgen; sogar aus der absonderlichen Tracht, die er annahm, und der affektierten Einfachheit seines Hauswesens, konnte man, wie Sokrates aus dem durchlöcherten Mantel des Antisthenes, die Eitelkeit hervorschimmern sehen. Er hüllte sich in das Bewußtsein der Tugend, und wie wenig war doch sein Ehe- und Hausstand geschaffen, Tugendstolz zu erwecken! Wie groß war der Abstand seines eignen Familienlebens zu dem ehelichen und häuslichen Musterbild in der zweiten Abteilung der neuen Heloise! Mißtrauen, Empfindlichkeit und Argwohn führten ihn zu gesellschaftlichen Verwickelungen, Entzweiungen und Feindschaften, die, als noch politische und religiöse Verfolgungen dazu kamen, ihn zum Menschenfeind machten, ja in zahllose Irrgänge verleiteten. Die Geschichte Rousseaus, urteilt Hettner, ist die Krankheitsgeschichte der überschwenglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle notwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufs gekehrten Gefühlsseligkeit. Aber ungeachtet der vielen Verirrungen, Widersprüche und Übertreibungen, der Sophismen und falschen Voraussetzungen, die sich in Rousseaus Leben und Schriften nicht wegleugnen lassen, blieb doch der reichbegabte Mann, der philosophische Schwärmer der Natur und Einfachheit, der Verfechter des Idealismus des Herzens gegen die realistische Verstandesbildung, der Prophet einer natürlichen Religion und Gottesverehrung gegen Bibelgläubigkeit wie gegen Atheismus, der Verkündiger der angebornen Rechte und der unveräußerlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen: blieb doch der Verfasser des Emil und der neuen Heloise der einflußreichste Schriftsteller, der wahre Apostel des neuen Zeitgeistes. „Rousseau sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog. Nicht bloß in den Helden der französischen Revolution, welche die Menschenrechte entwarfen, sehen wir die Einwirkungen Rousseaus, sondern ebenso sehr in den titanenhaften Jünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in dem Faustischen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in der Empörung der Schillerschen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung." Es war die Macht einer aufrichtigen persönlichen Überzeugung und die Begeisterung für neue Bildungsideale, was den armen träumerischen Einsiedler zum Herold des neuen jugendlich strebsamen Zeitalters machte. Die Durchführung des Grundsatzes, daß alle Kräfte, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, eine ihrer natürlichen Bestimmtheit entsprechende Ausbildung verdienen und fordern, urteilt Brockerhoff, entfesselte die in der Tiefe der Seele verschlossenen geheimnisvollen Anlagen und Triebe und gestattete ihnen, sich frei und ungehemmt zu geistiger und humaner Bildung zu entwickeln. „Die Leidenschaft durfte ihre hinreißende Gewalt offenbaren, die Begeisterung sich in kühnem Aufschwung erheben, der Genius seine mächtigen Schwingen entfalten. Die Emanzipation der Natur involviert die des Geistes, sofern derselbe als unmittelbar wirkende Naturkraft auftritt." Aber dieser behält dabei sein eignes selbständiges Reich; er gibt der Stoffwelt Leben und Bewegung und der Menschennatur Form und Maß, Gesetz und Regel.

c. Diderot und die Encyklopädisten.

Zur Zeit Ludwigs XIV. ging das geistige und gesellschaftliche Leben vom Hof aus: Litteratur, Kunst, Wissenschaft und Geschmack wurden von Versailles aus bestimmt und beherrscht. Unter Ludwig XV. verlor der Hof diesen mächtigen Einfluß: Paris machte sich unabhängig von Versailles, das geistige Leben der Hauptstadt schuf sich neue Mittelpunkte, selbständige Vereinigungsstätten und nahm einen oppositionellen Charakter an. Während in den Hof- und Regierungskreisen das monarchische und hierarchische System wenigstens äußerlich und dem Schein nach geschützt und aufrecht erhalten ward, griff in der Pariser Welt die Negation gegen das Bestehende immer weiter um sich. Die Freigeisterei wurde Modesache; es galt als ein Zeichen der Vornehmheit, ungläubig und politisch freisinnig zu sein. Diese Richtung wurde genährt und geschärft durch die geistreichen Zirkel, die „Bureaux d'Esprit", in welchen sich die berühmtesten Schriftsteller, Staatsmänner, Schöngeister, Künstler und Gelehrten an bestimmten Tagen versammelten, um bei Trank und Speise über die Fragen des Tages, über die Probleme der Philosophie, über Religion und Kirche, über Staat und Litteratur sich auszusprechen, mitunter in ernster wissenschaftlicher Weise, am häufigsten jedoch in dem witzigen, geistreichen pikanten Konversationston, den die französische Sprache und Unterhaltungsform so meisterhaft zu handhaben versteht. Diese geselligen Kreise, welche gebildete, ehrgeizige, reiche und kunstliebende Frauen der vornehmen Welt in ihren Salons vereinigten, gewannen um so größere Bedeutung, je gleichgültiger der König gegen alles war, was sich nicht auf religiöse Zeremonien, Jagd und schöne Frauen bezog, je mehr die Königin sich der Leitung der Jesuiten überließ und in Andacht und kirchlichen Interessen aufging. Auch die Pompadour, der diese Entfremdung der schönen Geister Frankreichs verdrießlich war, verstand nicht die Kunst, die Schriftsteller und Philosophen der Zeit dauernd anzuziehen und zu Huldigungen zu bewegen. So wurden die „Bureaux d'Esprit" von Paris der Mittelpunkt nicht nur der französischen, sondern der gesamten europäischen Zeitbildung, das hohe Tribunal des Geschmacks, der Litteratur, der wissenschaftlichen Erzeugnisse. In diesen Gesellschaften, heißt es bei Rosenkranz, vereinte sich nicht nur der Adel aller europäischen Nationen, die Blüte aller Schauspieler und Sänger, Tänzer und Musiker, ein Heer von witzigen Abbés, eine Legion von reizenden Hetären, sondern auch eine Auswahl aller Talente, die in der Wissenschaft emporstrebten. Talent, Schönheit, Witz machten gesellschaftsfähig. Die Aristokratie der Geburt wie die des Geldes fand nur Geltung, wenn sie mit Geist, Witz, philosophischer Bildung verbunden war. Unter den Frauen, welche durch ihre geselligen Gaben, durch ihre geistigen Interessen oder ihre Stellung in der vornehmen Welt anziehend und anregend auf die litterarischen Größen wirkten und viele von ihnen zu verschiedenen Zeiten in ihren Salons versammelten, nennt Schlosser Madame de Tencin, Madame Geoffrin, Madame du Deffand, und Fräulein L'Espinasse als die Magnete der belletristischen Kreise. Auf dem Namen der ebenso leichtfertigen als geistreichen Frau von Tencin haften manche dunkle Flecken. Nicht nur, daß sie ihren natürlichen Sohn, den nachmals so berühmten d'Alembert als Kind aussetzte und es ruhig geschehen ließ, daß die Frau eines armen Glasers ihn als ihren Sohn erzog, sie hatte sich auch zur Zeit der Lawschen Finanzoperationen durch betrügerische Spekulation bereichert, sie stand im Verdacht, die Ermordung eines ihrer Liebhaber veranlaßt zu haben, und wurde deshalb einige Zeit in die Bastille gebracht. Dennoch behauptete sie sich lange auf der Höhe der Gesellschaft; der Kardinal Lambertini, der während seines Pariser Aufenthalts ihre Zirkel besuchte, setzte auch als Papst Bene-

Die Salons d'Esprit.

Frau v. Tencin.

dikt XIV. den brieflichen Verkehr mit ihr fort; sie war einflußreich genug, ihrem Bruder den Kardinalshut zu verschaffen; ihre Romane, vor allem die Memoiren des Grafen von Comminges, wurden viel gepriesen. Montesquieu ging bei ihr ein und aus. Mit der Zeit wurden jedoch ihre Gesellschaften verdunkelt durch die der Madame Geoffrin, die weniger Geist aber um so mehr Feinheit, gesellige Anmut und Liebenswürdigkeit besaß. Ihr Salon, wo Marmontel das große Wort führte, war der Sammelplatz von Staatsmännern, Schriftstellern, Künstlern, vornehmen Fremden und Reisenden aller Länder. Nicht nur König Stanislaus von Polen, selbst die Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia gaben ihr Beweise von Aufmerksamkeit und Anerkennung. Den verneinenden Geistern gegenüber verhielt sie sich zurückhaltend und gemäßigt. Mit der Geoffrin wetteiferte Madame du Deffand um die Ehre hervorragende Männer um sich zu versammeln. Noch lange erzählte man sich von den Artigkeiten, mit denen sie einst den sie besuchenden Kaiser Joseph empfing. Geistvoller und kenntnisreicher als ihre Nebenbuhlerin, war sie freier in ihren Ansichten. Sie warf sich zur Richterin über Philosophie und Geschmack auf und war in steter Korrespondenz mit Voltaire. Beide Frauen lenkten übrigens mit den Jahren mehr und mehr in positivere Bahnen ein; man hielt es in den hohen Kreisen für möglich, Gläubigkeit und Kirchlichkeit mit der neuen Bildung vereinigen zu können. Im Laufe der Zeit wurde die Deffand, deren Witz und Geist im Alter, wo sie erblindete, eine Richtung zum Bittern und Sarkastischen nahm, überholt von ihrer Gesellschaftsdame, Mademoiselle de L'Espinasse. Bald wurde der Salon der Julie de L'Espinasse, die gleich ihrem Freund und Anbeter d'Alembert ein Kind der Liebe war, der Hauptversammlungsort der philosophischen Reformatoren. In diesen Salons kamen alle die Männer zusammen, die an dem von dem Buchhändler Le Breton unternommenen großen encyklopädischen Wörterbuch als Mitarbeiter sich beteiligten, einem epochemachenden Werk, das als Übersicht alles menschlichen Wissens klar, großartig und frei, aber jedem höhern Streben feindlich ein Träger sensualistischer Doktrinen war. Fast alle Schriftsteller von Bedeutung lieferten Beiträge zu dieser Encyklopädie, die einen so scharf ausgeprägten Charakter trug, daß die Bezeichnung „Encyklopädisten" fast gleichbedeutend mit Materialisten ward, ja daß der Name zum Gattungsbegriff für die sämtlichen Träger und Anhänger der damaligen Philosophie sich gestaltete. Die Encyklopädisten brachten die verderbten Sitten der höhern französischen Gesellschaft in ein System epikureischer Philosophie, „in dem die Folgerungen der Lehre von der Abhängigkeit des Geistes von den Sinnen in unverblümter Nacktheit auf die Spitze getrieben wurden, in dem der Zufall der Schöpfer der Welt, der Fatalismus ihr Lenker, der Mensch ein Maschinenwerk war". Aber sowohl in Beziehung auf die innere Vollendung wie auf den äußern Erfolg war die „Encyklopädie" in siebzehn Bänden die größte litterarische Erscheinung der Zeit. Und so mächtig war der darin waltende Geist der Aufklärung, daß weder der Hirtenbrief, den der Erzbischof von Paris dagegen erließ, noch ein Verbot des Staatsrats wider die Fortsetzung, „da der Nutzen, welcher etwa für Künste und Wissenschaften daraus erwachsen, in keinem Verhältnis stehe zu dem Schaden, den Religion und Sitte erleide", die Verbreitung und Vollendung des Werks zu verhindern vermochten.

Madame Geoffrin. Madame du Deffand. Mademoiselle de L'Espinasse. Die Encyklopädie.

Diderot. 1713—1784. 1. Sein Leben.

Die Häupter der Encyklopädisten waren Diderot und d'Alembert. Denis Diderot, der Sohn einer ehrsamen Bürgerfamilie aus Langres, übte neben Voltaire den größten Einfluß auf das litterarische Leben der Zeit, wenn auch weniger glänzend und geräuschvoll als der Freund Friedrichs II. Wie Rousseau nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit strebend, zog er ein Litteratenleben jeder Anstellung, jedem geistlichen oder weltlichen Amt vor. Der Vater, ein wohlhabender Messerschmied,

zürnte dem Sohn, weil er sich keinem praktischen Beruf widmete, und ließ ihn ohne Unterstützung. Dadurch sah sich Diderot, der sich in seinem dreißigsten Jahr mit einem jungen sittsamen aber blutarmen Mädchen verheiratete, gezwungen, durch Übersetzungen englischer Werke, durch Unterrichtgeben und litterarische Arbeiten sich den Lebensunterhalt zu verdienen. In diesen Jahren machte der bewegliche, mit seltenen Talenten ausgerüstete, für alles Wissen empfängliche und begeisterte Mann eine lehrreiche Lebensschule durch, in der seine Ansichten und Überzeugungen feste Gestalt gewannen und die Richtung nahmen, die ihn zu einem der thätigsten und einflußreichsten Organe des Zeitgeistes machte. Wie Voltaire ein Zögling der Jesuiten und einst bestimmt und gewillt, in ihren Orden einzutreten, geriet er bald so sehr auf die Seite der Negation, daß er sich gänzlich dem Materialismus zuwandte und „alle sozialen Interessen auf die moralische Selbstgewißheit zurückführte, die keines Gottes bedürfe". Daneben wurde der erregbare liebebedürftige Mann von tiefen Seelenkämpfen umhergetrieben. Unbefriedigt in seiner Ehe mit einer zwar braven, aber wenig gebildeten und für das geistige Streben Diderots unempfänglichen Frau, suchte er auswärts nach Verständnis und Sympathie. Er faßte Neigung für Madame de Puysieux, ein niedriges, treuloses Geschöpf, aber durch geistreiches Wesen blendend. Mehrere Jahre lang trug er die unwürdigen Bande dieser herzlosen Frau, die ihn mißbrauchte. Erst die hunderttägige Haft in Vincennes, die ihm seine materialistischen Schriften im Jahr 1749 einbrachten, befreite ihn von derselben. Eine zweite Liebe, die er einige Zeit nachher mit Sophie Voland, der gebildeten anregenden Tochter einer achtbaren Beamtenwitwe unterhielt, war für sein Gemüt wie für seine litterarische Produktivität von der heilsamsten Wirkung. Rosenkranz vergleicht das Verhältnis mit dem Verkehr Goethes und der Frau von Stein. „Es war eine Liebe, welche seine innerste Seele durchdrang und idealistisch beflügelte, so daß er gleichsam, obschon längst ein Vierziger, noch eine neue höhere Jugend erlebte." Die Briefe, die er an die Geliebte schrieb, wenn sie mit ihrer Mutter und ihren Schwestern auf ihrem Landgut an dem Ufer der Marne weilte, sind ein schönes Denkmal der Seelenstimmung des Dichters und Philosophen in der abwechselnden Stufenfolge seiner Empfindungen, Gedanken und Gefühle und zugleich „die wichtigste Fundgrube für die Kenntnis aller innern Triebfedern und geheimen Beziehungen des merkwürdigen Litteratur- und Gesellschaftslebens jenes Jahrhunderts".

2. Diderots erste philos. Schriften u. Ansichten.

Als Diderot jenes zweite Verhältnis anknüpfte, hatte er bereits den philosophischen Standpunkt erstiegen, mit dem sein Name bei der Nachwelt verbunden blieb. Noch im Jahr 1745 konnte er in der Schrift „Über Verstand und Tugend" sich in den Gedankenkreisen Shaftesburys bewegen, ja sogar in religiösen Ansichten hinter dem englischen Freidenker, dessen Schrift über dasselbe Thema er früher übersetzt oder vielmehr bearbeitet hatte, noch einen Schritt zurückbleiben, indem er Tugend, Glück und Religion in die innigste Wechselwirkung setzt: „Kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Gottesglauben." Aber schon zwei Jahre später, nachdem er inzwischen in der erst viel später gedruckten satirisch-allegorischen Schrift „Spaziergang eines Zweiflers" sich über die christliche Glaubens- und Sittenlehre weggesetzt, bekannte er sich in den „philosophischen Betrachtungen" als entschiedenen Freigeist, der nur eine durch freie Gedankenthätigkeit gewonnene natürliche Religion gelten lassen will. In diesen Betrachtungen sucht Diderot in einer Reihe abgerissener, nur lose zusammenhängender Sätze im Gegensatz zu Pascal (XII, 678) die Überzeugung zu begründen, daß kein Mensch weder durch eignes Denken noch durch Offenbarung jemals zu übermenschlicher Erkenntnis gelangen könne; und während er vom deistischen Standpunkt aus den Atheismus verwirft, bemerkt er zugleich, daß keine philosophische Beweisführung so über-

zeugend sei, daß sie nicht gegründete Zweifel aufkommen lasse; er weist auf die unsichere Autorität der biblischen Schriften hin und hebt hervor, wie schwach es mit einer göttlichen Mission bestellt sein müsse, die auf dem Glauben an Wunder beruhe. Anstatt, wie die Theologen seiner Kirche, die vollendete Tugend und Sittlichkeit in die Ertötung der Leidenschaften zu setzen, rechtfertigt er vielmehr die Leidenschaften als die Quelle aller Begeisterung. Auf diese gedankenreiche Schrift, die durch das Parlament verdammt, darum aber nur um so mehr, zum Teil unter anderm Titel in aller Welt verbreitet wurde, ließ Diderot die „Briefe eines Blinden zum Nutzen der Sehenden" folgen (1749), worin die physikoteleologischen Schulbeweise vom Dasein Gottes erschüttert werden. Doch geht er dabei vorsichtig zu Werke: er beruft sich auf Nikolaus Saunderson, einen blinden Professor der Mathematik und Physik in Cambridge, welcher die Ansicht, „daß aus der Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt auf das Vorhandensein einer nach bewußten Zwecken und Absichten schöpferischen Weltursache zu schließen sei", verwarf und die Natur lediglich aus deren Materie und der ihr innewohnenden Bewegung zu erklären suchte. Aber trotz dieser Verhüllung mit einer fremden Autorität und trotz der Schlußbemerkung, daß der blinde Physiker als Theist gestorben sei, wurde Diderot als Materialist und Gottesleugner verhaftet und wie erwähnt nach Vincennes in Gefangenschaft geführt, ein Schicksal, das ihn mit der Glorie eines Märtyrers umgab und zur Erhöhung seines Ruhmes nicht wenig beitrug. So war denn der ehemalige Zögling der Jesuiten über den Deismus und die natürliche Religion Shaftesburys hinaus zu den materialistischen Anschauungen der „starken Geister" geraten. Doch hielt er sich fern von den himmelstürmenden Eiferern; seine liebevolle, menschenfreundliche und wohlthätige Natur widerstrebte jedem Fanatismus. Nach viertehalb Monaten wurde Diderot, Dank der Verwendung seiner Freunde und der mächtigen Stimme der öffentlichen Meinung in Freiheit gesetzt und nun unternahm er die Leitung der erwähnten großen Encyklopädie, deren Stellung und Bedeutung wir bereits angegeben haben. Die Redaktion dieses französischen Realwörterbuchs aller Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Handwerke verwickelte ihn in eine Menge lästiger Geschäfte und Streitigkeiten bald mit den Buchhändlern, bald mit den Mitarbeitern, deren Beiträge er revidierte, bald mit der Regierung, die abwechselnd, je nachdem die Geistlichkeit oder die freigeistige Opposition mächtiger war, das Unternehmen verbot, dann wieder gestattete. Dennoch trug er fast zwanzig Jahre lang die unermeßliche Last und bearbeitete selbst nicht nur den Prospekt, sondern auch viele der wichtigsten Artikel, insbesondere alles, was sich auf Künste und Gewerbe bezieht, zu welchem Zweck er manchen Tag in Werkstätten und technischen Anstalten verbrachte, ein sprechender Beweis seines unermüdlichen Eifers für Wissenschaft und Fortschritt.

d'Alembert. 1717—1783. Den Plan des ganzen encyklopädischen Werkes entwarf Diderot mit dem uns bekannten d'Alembert, einem berühmten Mathematiker von klarer logischer Denkweise und vielseitigen Kenntnissen, wie wir später noch näher erfahren werden. Von d'Alembert rührt die Einleitung, der »Discours préliminaire«, jener vielbewunderte Abriß und Lehrvortrag alles menschlichen Wissens, der den Geist und die Richtung des ganzen Werks andeutete und bestimmte, ein Meisterstück systematischer Ordnung und Lehrmethode. Ausgehend von der Erkenntnistheorie Bacons und Lockes, gelangt d'Alembert durch eine Kette genau verbundener Sätze zu der Lehre, „daß Reflexion, Vergleichung der Wahrnehmungen der Sinne und ihrer Verhältnisse vermöge des Verstandes, Wahrnehmung dessen, was uns Schaden bringt und was nützt, ganz allein das menschliche Wissen ausmachen, daß die geistige Thätigkeit also nicht herrschend, sondern nur dienend ist". Empfindung und Sinneserfahrung sind ihm Anfang und Grund aller gesellschaftlichen Ordnung, aller Künste und aller Erkenntnis, somit muß

das realistische und praktische Wissen jedem andern vorangehen, der Staat entwickelt sich aus dem Zusammenleben, Not und Nutzen führt zu den Begriffen von Recht und Unrecht und zur Aufstellung von Gesetzen. Was über die Grenzlinien des durch die Sinne Wahrnehmbaren und durch die Verstandesthätigkeit Begreiflichen hinausgeht, wie die Lehre von Gott und Unsterblichkeit, schließt d'Alembert als unsicher und ungewiß von dem Bereich seines wissenschaftlichen Systems aus. Für die innere, auf Offenbarung gegründete Seite ist in der Encyklopädie menschlicher Wissenschaften keine Stätte. Diese Einleitung d'Alemberts ist das mit Klarheit und Präzision durchgeführte Programm der rationalistischen Zeitbildung, sie bezeichnet eine vollkommene „Umkehr der Wissenschaft", eine gänzliche Umstellung der bisherigen Rangordnung im Reiche des Geistes, eine neue Gliederung alles menschlichen Wissens. Nicht nur daß der gesamten Theologie darin Boden und Fundament entzogen und der Offenbarungsglaube vor die Thür gewiesen wird, alle idealen auf das Abstrakte und Metaphysische gerichteten Bestrebungen treten in eine untergeordnete Stellung. Die aus der Empirie gewonnenen Vorstellungen und deren Verbindung bilden die Fundamentallehren; alle Gebilde der Phantasie und Spekulation, alle Vorräte des Gedächtnisses werden den durch Sinne und Verstand gewonnenen Errungenschaften nachgestellt; alles menschliche Wissen wird zunächst von der Seite der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit beurteilt. — Dieses systematische Lehrgebäude, das so klar, so geistreich, so folgerichtig die Stellung der Wissenschaften zu der Zeitbildung und Zeitrichtung darlegte, und dabei so vorsichtig, so schonend und so fein die großen Lebensfragen umging oder nur leicht berührte, mehr skeptisch als materialistisch, fand allgemeine Bewunderung: die Akademie wählte den Mathematiker zu ihrem Mitglied, wodurch d'Alembert Gelegenheit zu seinen zahlreichen akademischen Gedächtnisreden erhielt; Friedrich II., der mit ihm in Briefwechsel stand, veranlaßte ihn, gleichsam als Ergänzung zu dem »Discours préliminaire« eine encyklopädische Schrift über die „Elemente der Philosophie" zu schreiben. Auch Katharina II. ehrte den französischen Gelehrten. Von dem Streit mit Rousseau über den moralischen Wert des Theaters haben wir früher gesprochen (XII, 673). Als d'Alembert die Genfer wegen ihrer Toleranz pries, daß sie im Widerspruch mit Calvins rigoroser Sittenzucht ein Theater errichten wollten, ergriff ihr berühmter Landsmann diese Gelegenheit, um in einer trefflich geschriebenen Abhandlung, aber einseitig sophistisch und ohne Anerkennung der sittlich veredelnden Macht eines ästhetischen Kunstwerks, die nachteiligen Wirkungen der Bühnendichtung auf die moralischen Begriffe der Zuschauer hervorzuheben. Die Antwort d'Alemberts enthielt unter der Form einer feinen Polemik witzige und satirische Bemerkungen über den poetischen und musikalischen Geschmack des in idyllischer Sentimentalität schwärmenden Sonderlings, aber weder der eine noch der andre hatte, wie Schlosser bemerkt, ein Verständnis für den in der wahren Poesie enthaltenen Gottesfunken, der eine wie der andre verkannte, daß der menschliche Geist durch seine schöpferische Kraft allein der Gottheit verwandt, daß Freude am Schaffen höchste Seligkeit sei, und daß das größte Gegengewicht gegen alle aus Leidenschaft und Sinnlichkeit entstandenen Übel die Betrachtung des Großen und Schönen geistiger Schöpfungen ist.

Diderots materialistische Welt-anschauung.

Durch die Gründung der Real-Encyklopädie, bei welcher alle hervorragenden Geister jener fruchtbaren Periode mitwirkten, wurde Diderot ein hochberühmter Mann. Er stand im Mittelpunkt des litterarischen Lebens der französischen Welt. Dieses Bewußtsein spornte seinen Geist und seinen Arbeitstrieb zu neuer Thätigkeit; er versuchte sich in allen Gattungen der Litteratur. Nicht nur daß er für die Encyklopädie eine Menge Artikel vom Standpunkt des rationalistisch-materialistischen Systems bearbeitete, er verfaßte auch außerdem noch philosophische und kritische Abhandlungen, Romane

und Schauspiele. So schrieb er im Jahr 1753 „Gedanken über die Interpretation der Natur“, ein Seitenstück zu den „philosophischen Betrachtungen“. In diesem Werk machte er den Begriff des Geistes auf seiner höchsten Spitze, in dem Verhältnis des menschlichen zum göttlichen zu seinem Gegenstand; in jenem ist es der Begriff der Natur einerseits zum menschlichen, anderseits zum göttlichen Geist. Auf dem Wege der Induktion läßt er die Welt durch die innere Gesetzmäßigkeit und Selbständigkeit des Naturlebens aus sensitiven Atomen oder beseelten Stoffteilen (Molekülen) sich in aufsteigender Stufenfolge entwickeln, wobei die Mitwirkung eines schaffenden Gottes und jede teleologische Auffassung ausgeschlossen bleibt. Auf diesem Standpunkt beharrte Diderot bis zu seinem Lebensende, so daß die spätern Schriften philosophischen Inhalts nur als Ergänzungen, Folgerungen und Erweiterungen dieser Weltanschauung mit stetem Hinblick auf die mittlerweile an die Öffentlichkeit getretenen anderweitigen Forschungen und Systeme angesehen werden können. Unter diesen nehmen in künstlerischer Hinsicht die beiden Dialoge, die als „Unterhaltung zwischen Diderot und d'Alembert“ und als „d'Alemberts Traum“ bekannt sind, den ersten Rang ein. Hier wird in Wechselgesprächen, die an dramatischer Lebendigkeit und dialektischer Feinheit vielfach an Plato erinnern, die Lehre vom Stoffwechsel, vom unendlichen Kreislauf des Lebens durchgeführt, wonach alles in einem ewigen Fluß, Verwandeln und Übergang begriffen sei, die Ideen und alles Geistige nur als die Steigerung und Vollendung der unablässig auf- und abwogenden Stoffmischung, als die höchste Bildungsform der mit Sensibilität und Bewegungsfähigkeit ausgerüsteten Elemente aufgefaßt werden müsse, die Psychologie nur eine Nervenphysiologie und Freiheit des Willens, und persönliche Unsterblichkeit undenkbar sei. Wie der Einzelne aus dem Kreislauf der wechselnden Stoffmischungen entstehe, so werde er auch wieder in den wechselnden Kreislauf zurückgezogen und verschlungen. Nur der Nachruhm sei unvergänglich; dieser entspringe aus hohen und edlen Thaten, welche wieder ihre Quelle in der Tugend und Sittlichkeit, in den selbstlosen auf das Wohl der Mitmenschen gerichteten Leidenschaften und Thätigkeitstrieben hätten, die in der Wesenheit des Menschen begründet seien. Denn wie wandelbar auch der Einzelne sei, die Menschheit bleibe in ihrer innern Beschaffenheit sich immer gleich und von dieser seien die Begriffe von Recht, Gut und Schön und das Wohlgefallen am „Gutesthun“ wie der Abscheu am „Bösesthun“ unzertrennlich.

Diderot als Dichter, Kunstkritiker u. Romanschriftsteller.

So kam denn Diderot trotz seines philosophischen Materialismus in seinen ethischen Anschauungen schließlich auf den englischen Standpunkt Shaftesburys zurück, von dem er ausgegangen war, nämlich daß die Anlage zur Humanität in der Wesenheit des Menschen begründet sei und die Auswickelung dieser Anlage zu praktischer Thätigkeit, zur Tugend und Sittlichkeit führe. Und mehr noch als in dem philosophischen Ideengang wurde Diderot in seinen kritischen, ästhetischen und dichterischen Produktionen von englischen Vorbildern angeregt und bestimmt. Er hat eine Lobrede auf Richardson verfaßt und zur Verbreitung der moralischen Familienromane dieses Schriftstellers und der humoristisch-sentimentalen Schilderungen eines Fielding und Sterne am meisten beigetragen; sein ästhetisches und kritisches Kunsturteil, das er in der Encyklopädie und in verschiedenen Abhandlungen niedergelegt hat, sowie seine dichterischen Arbeiten beruhen in erster Linie auf den Eindrücken, die er aus englischen Schriften in sich aufgenommen, in zweiter Linie auf der Richtung der Zeit, aus der Regel und Konvenienz der Vergangenheit zur Natur und Wirklichkeit zurückzukehren. Sowenig immer Rousseau im persönlichen Verkehr mit den litterarischen Größen der Pariser Welt auszukommen vermochte und so sehr insbesondere seine anfängliche Freundschaft zu Diderot mit gänzlicher Entzweiung und Feindschaft endigte, sein Natursinn, seine

Liebe für einfache Verhältnisse, für Sentimentalität und Gemütseligkeit waren zu mächtig und nachdrücklich, als daß sie nicht auch auf die Träger der neuen Bildung, auf die „starken Geister“ der Opposition hätten einwirken sollen, die sonst mit hämischem Lächeln auf den Gottesglauben und die Schwärmereien des Genfer Naturweisen und Sonderlings blickten. Die Notwendigkeit einer Umkehr machte sich daher ebenso auf dem Gebiet der Kunst, der Poesie, des Theaters geltend, wie auf dem der Philosophie, der religiösen und politischen Ansichten und Einrichtungen, des Unterrichts und der Erziehung. Als man nach dem Vorgang der Schauspielerin Clairon in den französischen Theatern anfing, die Kostüme der handelnden Personen den Zeiten und Ländern anzupassen, denen die Handlung entnommen war, wurde der Zeitrichtung und der modernen Bildung ein großes Zugeständnis gemacht, gegenüber dem Herkommen und der Überlieferung. Es war der erste Schritt aus dem Regelzwang des Klassizismus. Aber wie die ganze Zeit stärker war im Negieren als im Reformieren, so verließ man auch in der Kunst bei der Nachbildung der Natur den idealistischen Standpunkt und schritt zu einer realistischen Darstellung der Wirklichkeit und Natürlichkeit fort. Einem falschen, von aller Naturwahrheit entfernten Idealismus trat ein ebenso falscher, aller idealen Durchgeistigung und Erhebung entfremdeter Realismus gegenüber. Dieser Schritt wurde am wirksamsten fast instinktartig durch Diderot gethan und dadurch das Kunstgebiet erweitert, die Kunst selbst aber aus dem Himmel auf die Erde herabgezogen, aus der idealen Höhe in die Welt der Wirklichkeit versetzt. Es wurde schon oben angedeutet, daß Diderot die englischen Familien- und Sittenromane mit moralischen Tendenzen für die dramatische Kunst verwertete und eine eigne Gattung von Bühnenstücken schuf, die zwischen der erhabenen feierlichen Tragödie und der heitern lehrhaften Komödie sich bewegend auf den Ereignissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens sich aufbaute und in Deutschland viel Beifall und Nachahmung fand. Und doch sind die Schauspiele Diderots, wie „Der natürliche Sohn“, „Der Hausvater“ u. a., nur dialogisierte Familiengemälde, welche ebenso wie die englischen Vorbilder unmittelbar auf moralische Rührung und Besserung ausgehen, dramatische Abbilder einer schwächlichen affektierten Wirklichkeit, ohne Naturwahrheit und ohne Schwung der Seele. Ebenso hat Diderot in der bildenden Kunst die Nachahmung der Natur als höchstes Ziel aufgestellt und zu dem Ende der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort geredet, schöne und richtige Lehren und Aussprüche gegenüber der künstlerischen Unnatur und Entartung der Zeit, aber ohne höhere Auffassung des Kunstzwecks und ohne Flug der Phantasie. Seine Urteile hat er am ausführlichsten ausgesprochen in dem auf Veranlassung seines Freundes Grimm ausgearbeiteten Bericht über eine Pariser Kunstausstellung vom Jahr 1765, einem Bericht, der unter dem Titel: „Die Salons“ veröffentlicht die Kunstkritik in Frankreich begründet hat. Die Beschreibungen, welche Diderot in dieser Schrift, sowie in dem „Versuch über die Malerei“ von den Gemälden und Bildwerken gibt, „gleichen kleinen Gedichten, leicht, anmutig, anschaulich, vernichtend gegen das Schlechte, liebevoll hingebend für das Gute“. Überall spricht er als Sachkenner, „scharf und unbestochen“, und das von ihm aufgestellte Grundgesetz, „der Künstler dürfe immer nur eine in sich einheitliche und geschlossene Handlung darstellen und habe sich vor allem zu hüten vor der bunten und willkürlichen Zusammenwürfelung geschichtlicher und allegorischer Gestalten“, zeugt von seinem kritischen und ästhetischen Verstand.

Theater und Drama.

Auch im Roman und in der Erzählung hat sich der vielseitige Schriftsteller versucht, aber der Ruhm, den er sich auf diesem Feld erwarb, ist durch manche Flecken entstellt. In seinem Jugendroman, den »bijoux indiscrets«, worin wie in Montesquieus „persischen Briefen“ unter der Verhüllung eines orientalischen Märchens hoch-

Romane.

gestellte Persönlichkeiten und das zucht- und sittenlose Leben am Hofe Ludwigs XV. in der anstößigsten Weise geschildert werden, vermag weder die Kunst pikanter Erzählung noch die kritisch-satirische Beurteilung und Charakterzeichnung litterarischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Zustände über den Cynismus zu versöhnen, mit dem die „indiskreten Kleinode" der Frauen die erotischen Versündigungen vortragen, eine Reihe novellistischer Erzählungen von genialer Ausgelassenheit und derbstem Mutwillen. Auch der vielbesprochene Dialog „Rameaus Neffe", der zuerst durch Goethe in der litterarischen Welt bekannt geworden ist, bewegt sich in einer Atmosphäre voll Laster und Verworfenheit. Ein genialer Vagabund und Genußmensch wird von Diderot als Neffe des Musikers Rameau zum Typus jener geistreichen, sitten- und charakterlosen Menschenklasse gemacht, die ohne Religion, Tugend und Ehrgefühl nur den gemeinsten Sinnengenüssen nachjagt, in einem Einzelbild wird die Zeitrichtung und Zeitstimmung wie in einem Spiegel dargestellt, mit Ironie und karikaturartiger Übertreibung werden die häßlichen Züge hervorgekehrt, zugleich aber mit künstlerischer Virtuosität die wichtigsten Anliegen des Lebens, der Bildung und Erziehung in die dialogisierte Erzählung eingeflochten. „Rameaus Neffe ist ein Philosoph der Genußsucht, ein Sophist der Blasiertheit. Er hat alle Mittel und Vorteile der Bildung, aber er benutzt sie nur, um den Geist gegen den Geist zu kehren, um Sitte und Bildung als überflüssig, die Sucht nach Reichtum, prächtigen Kleidern, reizenden Speisen und Weinen, schönen Weibern und schurkenhaften Schmeichlern mit selbstgefälliger Siegesfreude als das allein Herrschende hinzustellen." Auch die Erzählung „La Religieuse", die Geschichte einer jungen Nonne, welche wider ihren Willen im Kloster schmachtet, beschäftigt sich mit menschlichen Verirrungen, mit Schilderungen aus einer verkehrten und verderbten Welt, doch wird das Gefühl für Sitte und Anstand weniger darin verletzt. Obwohl nur eine infolge eines gesellschaftlichen Scherzes erfundene Geschichte, gibt die Erzählung ein so getreues Bild von dem Innern des Klosterlebens, von den Bosheiten und geheimen Sünden, daß man darin eine wirkliche Begebenheit vermutete. „Die Methoden, Nonnen zu formieren, die Geldinteressen der Klöster, die Eifersucht derselben aufeinander, die Neugier und Verstellung, die sich unwillkürlich in jeder Nonne ausbilden, die Verirrungen der Phantasie, welche der unterdrückte Geschlechtstrieb hervorruft, alles dies ist von Diderot mit unnachahmlicher Wahrheit und mit einer erstaunlichen bis in das geheimste Detail dringenden sachlichen Kenntnis geschildert worden. Diderots Religieuse malt uns den Kampf einer edeln, wahrhaft jungfräulichen Natur mit der unnatürlichen Grausamkeit und Wollust, die sich im geheimnisvollen Schoß des Klosters erzeugen." Dennoch hat man mit Recht auch die Erzählung „La Religieuse" ein „psychologisches Nachtgemälde" genannt, bei dessen Bearbeitung dem Dichter die Seelenmalerei Richardsons vor Augen schwebte. Zu den letzten Werken der Diderotschen Muse gehört „Jacques le Fataliste" oder wie er in einer alten deutschen Übersetzung genannt wird: „Jakob und sein Herr", eine Reihe von Erzählungen meistens aus der erotischen Sphäre, worin alle Tonarten der Liebe angeschlagen werden, ein Buch, das in vielen Stücken an Boccaccio und Chaucer, in der Form an Tristram Shandy erinnert. Die Reise des Herrn und Dieners ist nur der Rahmen für die zum Teil lasciven Geschichtchen, die unstreitig eine Menge von Porträtfiguren enthalten und durch die Beispiele, wie im Leben alles anders kommt als erwartet und beabsichtigt war, die Lehre begründen sollen, daß, was wir Schicksal nennen, nicht das Werk einer fatalistischen Vorherbestimmung oder einer dem Geschehen vorauseilenden und es geheimnisvoll lenkenden Vorsehung sei, sondern das notwendige Ergebnis eines ganz natürlichen Zusammenhangs der Thatsachen.

Diderots Ausgang u. Charakter.

Die Reise- und Liebesgeschichten in Jacques dem Fatalisten verfaßte Diderot nach

seiner Rückkehr von Petersburg, wohin er sich im Jahr 1773 auf wiederholte dringende Einladung der Kaiserin Katharina begeben hatte. Diese von den französischen Schriftstellern so hochgefeierte Monarchin erwies dem Philosophen und Dichter stets die größte Aufmerksamkeit und Huld. Sie hatte ihm schon vorher seine Bibliothek abgekauft und ihm dieselbe nicht nur zur Benutzung überlassen, sondern ihn als Bibliothekar mit tausend Livres Gehalt dabei angestellt und ihm die Besoldung auf fünfzig Jahre vorausbezahlt. Zehn Jahre später starb Diderot in Paris, wenige Monate nach seiner Freundin Sophie Voland. Seine letzten Worte waren: „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube." Aus dem „Vorbericht" zu „Diderots Leben und Werke" von Rosenkranz kann man erfahren, wie verschiedenartig die Urteile der Menschen im vorigen wie in diesem Jahrhundert über den bedeutenden Schriftsteller lauten. Aber selbst diejenigen, die seine litterarische Wirksamkeit als religionsgefährlich und sittenverderblich verdammen, müssen doch seine schriftstellerischen Talente, seine darstellende und erzählende Kunst, seine vielseitige Bildung und seinen empfänglichen erregbaren Geist anerkennen, und über seinen Charakter als Mensch, über seine wohlwollende, hilfreiche, liebevolle Natur war nur eine Stimme. Die Briefe an Fräulein Voland sind der aufrichtigste Ausdruck seines Strebens nach Wahrheit, Tugend und Humanität. „Lassen Sie uns so handeln, meine Freundin," schrieb er einst, „daß unser Leben ohne Lüge sei. Je mehr ich Sie achten werde, um so teurer werden Sie mir sein; je mehr Tugenden ich Ihnen zeigen werde, um so mehr werden Sie mich lieben. Darum lassen Sie uns treue Zensoren voneinander sein." Im „Leben des Philosophen Seneca", einer seiner letzten Arbeiten, suchte er mit einem Seitenblick auf sich selbst nachzuweisen, daß es für den Weisen schwer sei, in einer verderbten Welt und lastervollen Umgebung Tugend und Sittlichkeit zu bewahren; allein in dem Versuch, den römischen Philosophen gegen die auf seinem Charakter haftenden Flecken und Vorwürfe zu rechtfertigen, wird man leicht die Absicht einer Selbstapologie erkennen: im Pfuhl des Lasters und der Sünde sei es nicht möglich, von Verleumdungen und Schmähungen rein zu bleiben. Durch diese Rechtfertigung Senecas gab aber Diderot seinen Gegnern, besonders Laharpe, eine Handhabe, die Parallele weiter auszuführen und alle Fehler, Schwächen und unmoralischen Handlungen, die dem Römer vorgeworfen werden, auch seinem französischen Apologeten aufzubürden.

d. Der Materialismus auf seiner Höhe. Holbach, Helvetius u. a.

„In Diderot sitzt immer noch ein Stück Idealismus," urteilt Hettner. „Die urewigen Atome, aus welchen sich Diderot das All der Dinge entstanden denkt, sind in sich selbst thätig und empfindend; es schafft und waltet in ihnen eine innewohnende organische Lebenskraft, eine gebundene aber treibende Weltseele." Auf ähnlichem Standpunkt hielt sich der Philosoph Robinet, der über der Materie und ihrer Entwickelung aus lebendigen Keimen noch eine Gottheit als „einheitliche, schöpferische aber unfaßbare Ursache" statuierte. Aber es liegt in der Natur der philosophischen Forschung, an der Hand folgerichtiger Gedankenentwickelung die Prinzipien in ihre letzten Konsequenzen und Resultate zu verfolgen, jede Halbheit und Unbestimmtheit zu überwinden. Dies geschah durch eine Anzahl talentvoller und geistreicher Schriftsteller, die sich häufig bei dem Baron Holbach, einem reichen und gastfreien Baron aus der Pfalz, der in Paris durchaus zum Franzosen geworden, versammelten und daher von Rousseau u. a. mit einem ironisch-verächtlichen Beigeschmack als der „Holbachische Klub" bezeichnet wurden. Das bedeutendste Werk, gleichsam das Programm und Banner dieser materialistischen Philosophie war das „Natursystem", das anfangs unter falschem Namen in die Öffent- Holbach. 1723–1789.

lichkeit drang, dessen wahrer Verfasser aber Holbach selbst war. Dieses merkwürdige Buch, gegen welches nicht bloß Klerus und Parlament einschritten, sondern auch in weiten Kreisen der gebildeten Welt lebhafter Unwille sich kund gab, handelt im ersten Teil von der Natur, der Seele und der Sitte, um im zweiten nachzuweisen, daß Wesen, die man jenseits der Natur setzt, nur Geschöpfe der Einbildungskraft seien und alle Beweise vom Dasein Gottes unhaltbar, daß die Religion nur in dem Gefühl der Abhängigkeit von den Naturgewalten und in der Furcht ihren Ursprung habe. Die Natur sei ewig und werde durch eine unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen in ewiger Bewegung, in einem steten Kreislauf von Werden und Verändern, von Entstehen und Vergehen der einzelnen Stoffteile gehalten. Auch der Mensch mit seinem Fühlen, Denken und Handeln sei das Ergebnis und der Niederschlag solcher bewegten und durch die Bewegung untereinander verbundenen Stoffteile. Alle diese Bewegungen, diese ewigen Verbindungen und Trennungen von Daseinsformen erfolgten mit Notwendigkeit nach ewigen Gesetzen ohne Unregelmäßigkeiten und Wunder. Die Seele sei nur eine Eigenschaft der Materie und teile alle Empfindungen des Körpers, auch den Tod. Das Gehirn sei der Mittelpunkt, in welchem alle Nerven d. h. alle Organe der sogenannten Seelenthätigkeit zusammenträfen. Die Sittlichkeit des Menschen hänge nicht von Selbstbestimmung, von einem freien Willen ab, sondern werde bedingt durch Temperament, Erziehung, Gewohnheit und äußere Schicksale; die Eigenliebe, das Streben nach Glück und Selbsterhaltung sei der Grundtrieb aller Handlungen, in der Verbindung dieses Triebes mit dem öffentlichen Nutzen liege das Maß der Sittlichkeit und Tugend; nach dem Grundsatz, was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu, sei es Pflicht gut zu sein, weil davon das eigne Glück abhänge; Tugend, Sittlichkeit, Menschenliebe seien also schon aus Rücksicht auf die eigne Glückseligkeit und Wohlfahrt geboten. Auch Verbrecher folgten nur dem Naturtrieb, solche müßten aber als Wahnsinnige betrachtet und von der Staatsgesellschaft unschädlich gemacht werden. Holbachs Ethik ist ernst und rein, urteilt Lange, obwohl er nicht über den Begriff der Glückseligkeit hinausgeht. Es fehlt ihr die Innigkeit und der poetische Hauch, welcher Epikurs Lehre von der Harmonie des Gemütslebens beseelt; dagegen nimmt sie einen bedeutenden Anlauf dazu, den Standpunkt des Individuums zu überwinden und die Tugenden vom Standpunkt des Staats und der Gesellschaft zu begründen.

Das große Aufsehen, das dieses Buch in der ganzen gebildeten Welt erregte, hatte die Folge, daß dieselben Doktrinen und Ansichten in andern mehr populär gehaltenen Schriften greller ausgebildet und weiter verbreitet wurden, teils von Holbach selbst, teils von Gleichgesinnten, wie Naigeon, viele auch anonym. Von einem Werk der letzten Art sagt Grimm, selbst ein Vertrauter des philosophischen Kreises im Hause Holbachs, „daß es den Atheismus für Zofen und Haarkräusler zurechtlege". Eine Lehre, welche keinen Gott, keine Unsterblichkeit der Seele gelten ließ, welche die Selbstsucht und Eigenliebe als Grundtrieb des Handelns, Befriedigung der Sinne und irdische Glückseligkeit als Zweck des Lebens aufstellte, bedrohte Sittlichkeit, Moral und Pflichtgefühl. Dennoch bewunderte die höhere Gesellschaft nicht bloß in Frankreich, sondern in ganz Europa den Verstand und leichtfertigen Witz dieser philosophischen Schriftsteller; ihre Werke wurden mehr und mehr mit Beifall aufgenommen, ihre Grundsätze drangen in immer weitere Kreise ein; Neugierde, Vorwitz und das Gefallen am Verbotenen reizten zum Lesen ihrer Schriften; die ganze gebildete Welt huldigte allmählich der litterarischen Opposition, dem philosophischen Fortschritt. Was war natürlicher als daß die zersetzende und destruktive Schriftstellerei unkrautartig aufschoß, die ärgernisgebenden Gedanken sich immer kecker hervorwagten. Es half nicht viel, daß Geistlichkeit, Gerichte

Litterarische Opposition u. Berliner Franzosen.

und Regierung sich der bedrängten Religion und Sittenlehre annahmen und mit Verurteilungen, Verboten, Verhaftungen gegen die Werke und ihre Verfasser vorgingen: durch die Gunst der öffentlichen Meinung, durch die Flucht nach dem Ausland, durch den Schutz der Mächtigen wurde der Arm der Verfolgung gelähmt. Wir wissen, daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Republik der Niederlande allen Freidenkern ein sicheres Asyl gewährte, aus welchem die negativen und oppositionellen Schriften ihren Weg nach Frankreich fanden; wir wissen ferner, wie huldvoll Friedrich II. sich gegen alle französischen Schriftsteller zeigte und wie gern er den Bedrohten oder Flüchtigen den Aufenthalt in seinen Staaten gewährte. Den Marquis d'Argens, der wegen seines regellosen abenteuerlichen Lebens von seiner Familie verstoßen, als Militär durch einen Sturz vom Pferde dienstuntauglich geworden, in Holland sich der Schriftstellerei im Sinne Voltaires und Montesquieus widmete, rief Friedrich in seine Nähe. Schon als Kronprinz hatte er den von der Geistlichkeit Bedrängten zu sich eingeladen; aber d'Argens, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße, trug Bedenken unter König Friedrich Wilhelm I. in Preußen zu erscheinen. Erst nach dessen Tod kam er nach Potsdam und wurde von seinem königlichen Gönner zum Kammerherrn und zum Direktor der Künste bei der Akademie ernannt. d'Argens hatte in einer Reihe von Schriften, die er nach Montesquieus Vorbild als „jüdische", „chinesische", „kabbalistische" Briefe bezeichnete, die hergebrachten Meinungen und das bestehende System mit Ironie und Satire bekämpft, dann seine Ansichten zusammenhängend als „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" vorgetragen und sich als Verfasser von Romanen und Denkwürdigkeiten in der litterarischen Welt einen Namen gemacht. Während seines Aufenthaltes in Deutschland trat er als Mitstreiter der kirchenfeindlichen Kohorte seines Geburtslandes auf, indem er aus der ältesten Litteratur der Griechen Waffen zur Bekämpfung des Christentums sammelte. Er übersetzte die zweifelhaften Schriften des Ocellus Lukanos, „Über die Natur des Weltalls und die Ewigkeit der Materie" und des Timäos von Lokri „Von der Weltseele" sowie die Rede des Kaisers Julian gegen die Christen. Wie d'Argens auf Voltaires Empfehlung an Friedrichs Hof gelangte, so der Mediciner und Philosoph Lamettrie durch die Fürsprache von Maupertuis. Als Regimentsarzt des Herzogs von Gramont machte Lamettrie während einer Krankheit bei der Belagerung von Freiburg die Bemerkung, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde. Die Schrift „Naturgeschichte der Seele", die er auf Grund dieser Erfahrung verfaßte, trug wie auch die mit allem Schmuck der Rhetorik ausgestattete Schrift „L'Homme Machine" so sehr den Stempel des krassesten Materialismus und Atheismus an sich, daß der Verfasser es für geraten fand, sich durch die Flucht nach Holland der Verfolgung zu entziehen. Aber auch die Niederländer nahmen Anstoß an einer Lehre, nach welcher nur die Unkenntnis der natürlichen Kräfte zu der Annahme eines Gottes geführt habe, die Welt niemals glücklich sein werde, wenn sie nicht atheistisch sei, und an der Frivolität, womit Lamettrie den nacktesten Egoismus als Sittengebot aufstellte: nach ihm ist Befriedigung der Sinnlichkeit Lebenszweck; die „Kunst zu genießen" die wahre Sittenlehre: Tugend und Rechtschaffenheit tragen zum Lebensglück nichts bei. Erst bei den starken Geistern in Berlin und Pottsdam konnte er ungestört leben. Es ist bezeichnend für den Mann, dessen Lebenswandel sonst kaum ein Vorwurf traf, daß er ein Opfer seiner Unmäßigkeit und Thorheit geworden ist. Er starb, indem er „in prahlerischer Schaustellung seiner Genußfähigkeit" eine ganze Trüffelpastete verzehrte, an den Folgen einer Indigestion. Friedrich II. ließ in der Berliner Akademie eine von ihm selbst verfaßte Lobrede auf den Verkündiger des krassesten Eudämonismus vortragen, der, wie die Schrift „Über das Glück" darzuthun sucht, in der „Lustlehre" gipfelt.

d'Argens. 1704–1771.

Lamettrie. 1709–1751.

Helvetius, 1715–1771. Neben dem „Natursystem" machte das Buch „Vom Geist", welches der reiche, gebildete und eitle Claude Adrien Helvetius, aus einer deutschen Gelehrtenfamilie entsprossen, nach verschiedenen schriftstellerischen Versuchen im Geiste Voltaires und Montesquieus im Jahr 1758 erscheinen ließ, das größte Aufsehen unter den philosophischen Schriften materialistischer Richtung. Es erlebte in kurzer Zeit fünfzig Auflagen und wurde in die meisten Sprachen übersetzt. Diese Bedeutung erhielt das Werk weniger um seines Gehaltes willen, in dem nur die materialistischen Gedanken, wie wir sie schilderten, wiederkehrten, als weil es von einem hochgestellten vornehmen und wegen seiner Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit und Menschenliebe allbekannten Manne herrührte und von der gesamten Geistlichkeit, Jesuiten und Jansenisten, wie vom Parlament verfolgt ward. Helvetius verweilte darauf einige Jahre in England und bei Friedrich II. in Potsdam. Ein zweites Buch: „Vom Menschen, seinen intellektuellen Eigenschaften und seiner Erziehung", wurde erst nach des Verfassers Tod veröffentlicht. Wie viele Anfechtung die beiden Schriften erfahren haben, Charakter und Lebensweise des Autors wurden allgemein gepriesen. Rousseau richtete die Worte an ihn: „Dein Geist zeugt wider deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehre."

Buffon. 1707–1788. Die materialistischen Philosophen, unter denen noch etwa St. Lambert, der glückliche Rivale Voltaires bei der Marquise Du Chatelet, Rousseaus bei der Gräfin d'Houdetot wegen seines „Katechismus der Sittenlehre" zu nennen ist, gingen bei ihren metaphysischen Systemen von sehr mangelhaften naturwissenschaftlichen Kenntnissen aus. Es ist daher erklärlich, wie ein Mann, der in seinen Grundansichten von den Materialisten nicht weit abwich, aber nach wahrer Wissenschaft und realer Erkenntnis der Naturdinge Verlangen trug, sich von solchen Tendenzen und Folgerungen fern halten mochte. Georg Louis Leclerc, Graf von Buffon aus Burgund, dessen wissenschaftliche Bedeutung wir noch an einem andern Ort kennen lernen werden, hat in seinem großen naturgeschichtlichen Werk das Gesamtleben der Natur zum Gegenstand seiner Schilderungen und Beschreibungen gemacht und die Naturgeschichte auf einem festen großartigen Plan aufgebaut. In den „Epochen der Natur" sieht auch er die Naturkräfte als die höchste Macht im Universum an; „aber diese materialistische Grundanschauung tritt bei ihm niemals wühlerisch und absprechend auf. Sie ist ihm nur die Einsicht in die unvernichtbare Ewigkeit und Schönheit der Natur und in die innere, stetig fortschreitende, durch nichts Willkürliches und Sprunghaftes unterbrochene Ordnung und Gesetzmäßigkeit derselben".

III. Bewegungen auf dem Gebiet der politischen Ökonomie*).

In diese geistig so regsame Zeit, in welcher alle Seiten des menschlichen Daseins erforscht und geprüft, alle geschichtlichen und traditionellen Anschauungen und Doktrinen angefochten und erschüttert wurden, neue Systeme und Reformen das Herkömmliche und Bestehende zu verdrängen suchten, fällt auch die erste bedeutsame Ausgestaltung der neuzeitlichen Wissenschaft von der „politischen Ökonomie", innerhalb deren später drei Disziplinen unterschieden wurden: die Volkswirtschaftslehre (Nationalökonomie), die Finanzwissenschaft und die Volkswirtschaftspolitik.

*) Von einem Fachgelehrten.

Die volkswirtschaftliche Seite im antiken Staatsleben.

Einzelne wirtschaftliche Erscheinungen in dem vergesellschafteten und staatlich geordneten Gemeinschaftsleben der Menschen, wie die „Arbeitsteilung", das Geld, der Tauschwert oder Preis der Sachgüter u. a., sind allerdings auch schon von den althellenischen „Staatsweisen" Xenophon und Aristoteles bruchstückweise in Betracht genommen worden, und in dem dichterischen Werk, worin Plato ein ideales Staatsgebäude geschaffen und aufgestellt hat, spielt eine besondere Form der wirtschaftlichen Einrichtungen eine solche Rolle, daß dieser Staat sofort als ein „kommunistisch" gedachtes Gemeinwesen bezeichnet werden muß. Dann haben auch schon die altrömischen Juristen nicht umhin gekonnt, vorab in ihrer Behandlung von Fragen des Obligationenrechts öfter auf wirtschaftliche Erörterungen einzugehen. Im ganzen genommen ist aber die antike Geistesbildung über solche vereinzelte Untersuchungen nicht hinausgekommen. Daneben ist dann noch der beiden wirtschaftspolitisch hochbedeutsamen Maximen der altklassischen Staatslehre zu gedenken, daß die Interessen der Einzelnen ganz zurücktreten sollen vor den Interessen und Bedürfnissen des Staatsganzen und folglich auch die wirtschaftlichen Fragen vor den politischen. Hierzu stimmt ja auch die theoretische Rechtfertigung der Sklaverei bei Aristoteles: die wirtschaftliche Arbeit von Unfreien ist notwendig, damit der Freie sich ganz der seiner allein würdigen Thätigkeit für das öffentliche Leben widmen kann. Auch die verschiedenen Stadien in einer so hochwichtigen Gesetzesbildung wie der über das Schuldenrecht und die Verteilung von Staatsländereien ist nicht auf Veränderungen in der Beurteilung der wirtschaftlichen Natur eines Darlehns u. dgl. zurückzuführen, da auch hier vielmehr nur Machtverhältnisse staatlicher Parteien und politische Abwägungen den Ausschlag gaben.

Im Mittelalter.

Wenn sodann mit dem Beginn des Mittelalters eigenartige Neubildungen auch für die wirtschaftlichen Lebensverhältnisse der Völker begründet wurden, so beruhten diese auf einem fast konträren Gegensatz zu jener antiken Auffassung von Staat und Individuum. Die Germanen traten, um einen jetzt geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, zunächst für den „Individualismus und ein Minimum der Staatskompetenz" ein. Inmitten der vielen andern Sonderwirtschaften von Einzelnen oder von Genossenschaften und Korporationen bestand auch der Haushalt des Landesfürsten nur wie eine größte Privatwirtschaft mit Einkünften aus Landgütern („Domänen"). Anderseits war die Pflege jeglicher Art wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis auf lange hinaus den Mönchen und den sonstigen Mitgliedern des geistlichen Standes zugeschieden. So erklärt sich die Thatsache, daß — abgesehen von Wiederholungen aristotelischer Auffassungen, insbesondere durch Thomas von Aquino — während des Mittelalters eigentlich nur eine wirtschaftswissenschaftliche Streitfrage, diese aber freilich recht lang und breit behandelt worden ist: die Frage über die Zulässigkeit und die Berechtigung eines Zinses für Darlehen. Nach dem römischen Recht, wie dieses schließlich Justinian festgestellt und der nachfolgenden Zeit überliefert hatte, war allerdings wohl ein Maximum des Zinses gesetzlich bestimmt, soweit hin jedoch der Zins auch erlaubt und geschützt. Die mittelalterliche Kirche dagegen erklärte (seit dem Konzil von Nicäa 325, bis zu dem Konzil von Vienne 1311) mit ansteigender Schärfe den Darlehnszins als solchen für verwerflichen Wucher und belegte ihn schließlich mit den härtesten Kirchenstrafen. Sie erwirkte auch Verbot und Bestrafung des Zinses von seiten der weltlichen Gerichte für alle Christen, während den Juden die Zinsnahme erlaubt blieb, da „für die Juden die Kanones nicht geschrieben seien". Viele „kanonistische" Schriftsteller aber suchten dieses religiös motivierte kirchliche Verbot auch aus der wirtschaftlichen Natur eines Darlehns zu rechtfertigen und haben so insbesondere auch an der schon von Aristoteles und den altrömischen Juristen behandelten Frage über das Wesen und die Nutzwirkung des Geldes weiter gesponnen.

Veränderte Zeitverhältnisse.

Sehr verändert waren dagegen die Grundlagen für die erste Entwickelung der neuzeitlichen Volks- und Staatswirtschaften. Die regierenden Landesfürsten erlangten eine fast unbeschränkte Herrschergewalt, der gegenüber jeder Einzelne und jeder Kreis von Personen zu den „Unterthanen" gestellt wurde. Diese Fürsten brauchten Geld, sehr viel Geld für die neuen stehenden Heere, für andauernde Kriegsstreitigkeiten, für das neue Hofleben u. s. w. Dazu reichten die Domanialerträgnisse und die Lehnsgefälle lange nicht aus, die Steuern aber waren bis dahin nur für vorübergehende Ausnahmebedürfnisse, in beschränktem Umfang und durch Verhandlungen mit unliebsamen Vertretern ständischer Rechte zu erlangen gewesen. So wurde denn mit Hilfe einer „fiskalischen Hofjurisprudenz" eine besondere weitgreifende Einnahme-Beschaffung für die neuen Landesgewalten entwickelt, der man den Namen der „Regalienwirtschaft" beigelegt hat. Hier sind besonders diejenigen „Regalien" oder Hoheitsrechte zu betonen, auf Grund deren die Regierungen das ausschließliche Verfügungsrecht über gewisse wirtschaftliche Erwerbszweige handhabten, dergestalt, daß sie diese Geschäfte entweder durch ihre Beamten betreiben ließen oder gegen besonderes Entgelt einzelnen Privatpersonen einräumten. Nur ein kleiner Teil dieser Regalien stammte aus viel älterer Zeit und war durch eine besondere Begründung (Okkupation eigentlich herrenloser Güter) gestützt: das Bergwerks-, das Wasser- und das Jagdregal. Hunderte von anderweitigen Erwerbszweigen aber, darunter insbesondere auch Großbetriebe der gewerblichen Industrie und des Handels, mit Einschluß des überseeischen Handels, konnten für die Staatsregierung beansprucht werden, weil in der mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung ein „Gewerberecht", abgesehen von den land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten, nur für die durch die städtischen Zunftordnungen geregelten Erwerbsgeschäfte gesichert war und diese Zunftordnungen noch nichts wußten von den vielen neuen Gewerben und den großen Fabrikbetrieben. Obgleich nun die Staatsgewalt ihrerseits nur den fiskalischen Zweck der Beschaffung neuer Einnahmen verfolgte, so gelangten doch viele dieser privilegierten, technisch gut geleiteten und mit Kapital wohl ausgestatteten Geschäftsbetriebe zu großer Blüte, und jedenfalls war den Landesregierungen dann auch eine weitere wirtschaftspolitische Maxime nahe gelegt. Man konnte ja auch nichtprivilegierte Gewerbebetriebe von privaten Industriellen seitens des Staates materiell unterstützen, durch polizeiliche Vorschriften technisch beeinflussen und für die Staatskasse durch die bei kräftig entwickelter Industrie so viel reicher fließenden Abgaben sorgen.

Die politische Ökonomie infolge der Entdeckung der Neuen Welt.

Und hier nun ist der Punkt, wo sich der national-politische Zug in dem nachmittelalterlichen Volksleben, der Fiskalismus jener absoluten Regierungen und die ersten Versuche einer politisch-ökonomischen Theorie begegnen. In dem Maße wie die Bedeutung der binnenländischen Scheidelinien zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung, zwischen Stadt und Stadt, diesen und jenen Landesteilen geschwunden war, hatte sich die Bedeutung der internationalen Landesgrenzen und der Gemeinsamkeit der Staatsangehörigen gehoben. Gleichzeitig war aber auch die wirtschaftliche Rolle des Edelmetallgeldes stark gewachsen und keineswegs bloß weil die Regierungen so sehr nach vermehrten Geldeinnahmen hindrängten, sondern weit mehr noch, weil in dem veränderten volkswirtschaftlichen Getriebe soviel mehr Geld als Tausch- und Zahlungsmittel, sowie für Kapitalersparung gebraucht wurde. Dieses Gold und Silber aber wurde ja nun so reichlich in der „Neuen Welt", in Amerika produziert, während es sich in den inländischen Bergwerken sei es überhaupt nicht, sei es nur in geringer Menge, vorfand.

Das Merkantilsystem.

Inmitten solcher Verhältnisse ist allmählich aber auch gleichzeitig in mehreren Ländern eine Reihe einesteils wirtschaftlicher Lehrsätze, anderseits wirtschaftspolitischer Maßnahmen der Landesregierungen zum Vorschein gekommen, für welche wegen der

großen Rolle, die der auswärtige Handel spielt, die Bezeichnung: „Merkantilismus" in Brauch gekommen ist. Hier erschienen die aus der mittelalterlichen Zunftverfassung herstammenden Hemmnisse und Schranken für Arbeit und Handelsverkehr im Innern des Landes und unter den einzelnen Staatsangehörigen als wertlos und gemeinschädlich, um so wichtiger dagegen, daß in dem gegen das Ausland geeinigten Inlande von Staatsangehörigen eine verdienstreiche industrielle Produktion betrieben werde; dazu müsse die Landesregierung die Führung übernehmen, Unterstützungen gewähren, nötigenfalls Musteranstalten gründen, aber auch Zwangsmaßregeln wegen des Unverstandes und der Trägheit der Unterthanen anwenden. Die Behandlung des internationalen Verkehrs wurde unter die Maxime gestellt, daß es Interessen des nationalen Erwerbs und Reichtums gebe, welche durch einen „günstigen" Verkehr mit dem Ausland auf Kosten des letztern zu fördern seien. Mit Geld, erklärte man, könne man alles kaufen, und wo und wenn viel Geld im Umlauf ist, habe jedermann leicht guten Verdienst. Wenn aber zwei Handelshäuser einander Waren liefern und am Ende des Jahres ihre Bilanz machen, so erhält der, welcher die günstige Bilanz hat, einen Wertüberschuß in Geld herausbezahlt. Deshalb muß man darauf bedacht sein, daß auch ein Volk im Verkehr mit einem andern Volk eine ihm günstige Bilanz hat und möglichst viel Geld für den Wertüberschuß seiner Ausfuhr erlangt. Man erreicht dieses Ziel, wenn Waren ausgeführt werden, in deren (vom Ausland bezahlten) Preis viel Lohn für inländische Arbeit enthalten ist, während man die gleichgearteten Waren für den einheimischen Verbrauch im Inland herstellt. So erwächst hier der Staatsregierung der volkswirtschaftliche Beruf, unter sorgsamer Beobachtung der internationalen Warenbilanz und Edelmetallbewegung die Entstehung und Blüte einer entsprechenden Export-Industrie zu begünstigen und einer gleichgearteten Einfuhr aus dem Ausland entgegenzutreten. Das Hauptmittel hierfür sind Prohibitionsmaßregeln und „Schutzzölle" (mit Einschluß von Ausfuhrprämien) an der Landesgrenze, die im einzelnen durch den Richtpunkt bestimmt werden: „möglichst große Ausfuhr, möglichst geringe Einfuhr von Fabrikaten, ungehemmte Einfuhr aber möglichst geringe Ausfuhr von Roh- und Hilfsstoffen für die Fabrikation!" Der letztere Satz traf auch die Ausfuhr von Lebensmitteln. Wenn der einheimische Bauer geringere Preise bei dem Verkauf an die Inländer erhielt, mochte er wohl für seine Person benachteiligt erscheinen, das Land aber sollte einen Vorteil dabei haben, weil der Fabrikant bei niedrigem Preis der Lebensmittel geringere Arbeitslöhne zu bezahlen hatte und dann leichter in das Ausland exportieren konnte. Für sich empfohlen erschien dann noch die besondere Begünstigung des inländischen Bergbaus auf Edelmetalle, die grundsätzliche Erschwerung der Ausfuhr des Geldes und der Erwerb überseeischer Kolonien zu unbehinderter Herstellung eines gewinnbringenden Handels.

Von den frühern merkantilistischen Theoretikern mögen hier erwähnt werden: der Italiener A. Serra (Breve trattato delle cause, che possono far abbondare i regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, 1613); der Engländer Th. Mun (Englands treasure by foreign trade, 1664); die Deutschen: Bornitz (De nummis in republica percutiendis et conservandis, 1608), Klock (De aerario, 1651) und v. Schröder (Die fürstliche Schatz- und Rentkammer, 1686); die Franzosen: Monchrétien (Traité d'économie politique, 1615 — erstmaliger Gebrauch dieses Wortes!) und Mélon (Essai politique sur le commerce. 1735). Übrigens hat man sich „die Periode der Merkantilisten" — von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — als eine Zeit zu denken, in welcher über die als merkantilistisch bezeichneten Sätze diskutiert wurde. Insbesondere waren die verbreiteten Irrungen über das Geld und seine internationale Funktion, sowie über die „Handelsbilanz" keineswegs überall gleichmäßig groß, von manchen Schrift-

stellern aber auch geradezu nachdrücklich bekämpft. So von dem Italiener Botero (Della ragion di stato, 1591), von den Franzosen Bois-Guillebert (Factum de la France, 1707), Vauban (Dîme royale, 1707), den Engländern W. Petty (Quantulumcunque concerning money, 1682), North (Discourse upon trade, 1691). Aus der bezüglichen Praxis der Staatsmänner in jener Zeit mag noch besonders auf die Industrie-Reglements Colberts (seit 1661 controleur géneral des finances unter Ludwig XIV.), auf die Navigationsakte Cromwells und auf die großen ost- und westindischen Handelskompanien verwiesen werden.

Die physiokratische Schule. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich in Frankreich eine heftige und tiefgreifende Reaktion gegen die merkantilistische Theorie und Praxis. In diesem Land hatte die Staatsregierung mit dem größten Maß von Machtgewalt in schärfster Weise die positiven und die negativen Forderungen des Merkantilsystems durchgeführt. Nun murrte nicht bloß der hart bedrückte Bauernstand, auch die Gewerbtreibenden und die Kaufleute erhoben sich mit heftiger Klage gegen eine unberufene und nachteilige Bevormundung durch die Regierung. Diese Haltung des Volks erhielt eine wissenschaftliche Weihe durch die Theorie einer neuen volkswirtschaftlichen Schule, welche sich ihrerseits verstärkend und verstärkt mit denjenigen Strömungen gegen das ganze bestehende Regierungssystem verband, die einen mehr verfassungsrechtlichen und allgemein politischen Charakter hatten. Diese volkswirtschaftliche Schule nannte den Inbegriff ihrer Lehre: Physiokratie, soll bedeuten: Herrschaft „der natürlichen Ordnung der Dinge" (ordre naturel des choses), die nunmehr an Stelle der bisherigen Irrungen und Verkehrtheiten zur Anerkennung gebracht werden soll. Ihr Begründer war François Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV. (Tableau économique und Maximes génerales du gouvernement économique, Versailles 1758), dem sich dann Dupont (Verfasser der »Physiocratie«, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain, 1768), Mirabeau (der Vater), Mercier de la Rivière, le Trosne u. a. anschlossen. Nach der Lehre der Physiokraten (oder der „Ökonomisten", wie sie auch im Gegensatz zu den frühern „Financiers" genannt wurden) sind alle den Menschen erforderlichen und nützlichen Güter Stoffe, welche von der Natur hervorgebracht und durch Arbeiten der Menschen der Erde abgewonnen werden. (La terre est l'unique source des richesses.) Die Menge dieser jährlich neu gewonnenen Stoffe ist gleich der Gesamtmenge aller neuen Vermögensteile eines Volks, und wird weder durch die kaufmännische Operation des bloßen Umsatzes, noch durch die gewerblichen Formierungsarbeiten vermehrt. Wohl wird durch die letztern Vorgänge der Wert jener Stoffe erhöht, aber nur in dem Maße, daß der Wert auf sie übertragen wird, welcher in den andern Bodenerzeugnissen enthalten ist, die von den Gewerbtreibenden während ihrer Thätigkeit verzehrt werden müssen. Nur durch die Arbeiten an und in der Erde wird neben dem Ersatz der Kosten ein Überschuß, ein Reinertrag (»produit net«) als Ergebnis der Naturkräfte erlangt, welcher dem Bodeneigentümer und beziehungsweise Grundgefällberechtigten zufließt. (Keim der spätern „Grundrententheorie" Ricardos.) Hiernach mußte die den Boden bearbeitende ländliche Bevölkerung allein als die eigentlich „produktive" Klasse in der Bevölkerung gelten; ihr wurde sodann der Stand der Bodeneigentümer zugesellt wegen der ursprünglichen aber noch fortwirkenden Urbarmachung des Bodens und wegen der gleichfalls von den Eigentümern beschafften ältern und neuern Meliorationen in dem Boden. (Keim für eine Lehre von der Produktivität des Kapitals.) Diesen beiden Klassen zusammengenommen wurde die gesamte übrige Bevölkerung als die „sterilen" Klassen gegenübergestellt, welche für ihre Dienste aus den Reinerträgnissen der Bodenbewirtschaftung salariert werden. Zu den sterilen Klassen gehörte also auch nicht der Fürst mit seinen Domänen, der Adel mit seinen Landgütern, die Kirche mit ihrem

Pfründenbesitz und ihren Zehntberechtigungen. Hieraus, sowie aus manchen einzelnen Kundgebungen zu gunsten eines „aufgeklärten" Absolutismus der Fürsten, erklärte sich die vorübergehende „Hoffähigkeit" der Physiokraten in Frankreich. Im ganzen bedeutete dieses jedoch nicht viel neben ihren zum Kampf gegen die bestehenden politischen und sozialen Zustände drängenden Lehren. Beredt und energisch beklagen sie die Not der untern Stände, den gemeinschädlichen Druck der Feudallasten und der Privilegien; aus den verkünstelten, durch äußere Gewalt beherrschten Zuständen der Gegenwart solle man zur Einfachheit der an sich vorhandenen natürlichen Ordnung aller Verhältnisse übergehen und die gleichen Menschenrechte aller Staatsangehörigen für wirtschaftliche Erwerbsarbeit anerkennen. Es fehlt auch nicht an Äußerungen eines entschieden weltbürgerlichen Sinnes. Und schließlich war es eben doch Hauptsache, daß von den Physiokraten die bisherige und die bestehende Staatsregierung für alle vorhandenen wirtschaftlichen Übelstände verantwortlich gemacht wurde. Die gegen das Eingreifen der Staatsregierung in das wirtschaftliche Verkehrsleben gerichteten Folgerungen der Lehren Quesnays waren den nicht bevorzugten Industriellen und dem gesamten Handelsstand hochwillkommen. Diese bildeten so weithin eine besondere Gruppe von Anhängern der Physiokratie und fanden in dem Geschäftsmann Gournay, der auch den Gewerbfleiß als produktiv erklärte, einen begabten und thätigen Vertreter. Von dieser Gruppe her wurde besonders die Liberté da la concurrence verlangt und aus Gournays Mund stammt jene weltberühmt gewordene Mahnung an die Staatsgewalt: »Laissez faire, laissez passer!« womit die allein korrekte und heilbringende Maxime für die gesamte Wirtschaftspolitik einer Landesregierung ausgesprochen sein sollte. Neben der so formulierten Forderung voller und bloßer Gewerbe- und Handelsfreiheit hat dann eine zweite Folgerung aus der physiokratischen Grundlehre in nicht minder einfacher Weise die gesamte Einnahmebeschaffung der Staatsfinanzverwaltung normieren sollen. Wenn nämlich wirklich in laufender Zeit innerhalb eines Landes nur die an und in dem Boden der Erde verrichteten Arbeiten einen Überschuß über die Produktionskosten abwerfen, der für anderweitigen Verbrauch disponibel ist, so liegt hier auch die einzige reale Quelle für Staatseinnahmen, aus welcher allein diese auch thatsächlich „direkt oder indirekt" entnommen werden. Man mag deshalb die Steuern von wem immer sich zahlen lassen, jedenfalls müssen dieselben von den Grundbesitzern getragen werden, und weil jede andre Erhebung nur soviel mehr unnötige Kosten verursacht, so sollte als einzige Steuer eine direkte Grundsteuer eingeführt werden. Sie wird deshalb — erklärten die Physiokraten — gerade auch zum Vorteil des bisher überlasteten Bauernstandes gereichen, ohne dessen Wohlhabenheit große Staatseinnahmen nicht zu erlangen sind (»Pauvre paysan, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi«).

Verbreitung der physiokratischen Lehre. Turgot.

Die Lehren der Physiokraten fanden, bevor sie — was freilich bald geschah — durch eine größere Leistung verdrängt wurden, in Frankreich viele begeisterte Anhänger, und sicherlich ist durch sie die Saat für jene „soziale" Gesetzgebung in der ersten französischen Revolution ausgestreut worden, durch welche die Zunftverfassung für den Gewerbebetrieb, die feudalen Zustände für die Bauernwirtschaften und Privilegien von allerhand Art beseitigt wurden. Ihre Verbreitung im Ausland war unerheblich, verhältnismäßig noch am stärksten in Deutschland. Insbesondere ist eines hochbegabten deutschen Fürsten, des Markgrafen Karl Friedrich von Baden zu gedenken, der sich den Physiokraten nicht nur als Schriftsteller (Abrégé des princ. de l'écon. pol. 1772) anschloß, sondern auch einen (mißglückten) Versuch mit der Einführung jener praktischen Forderungen in drei einander benachbarten Dörfern durch den Physiokraten Schlettwein machen ließ. — Auch der Franzose Turgot bekannte sich im wesentlichen zur Physiokratie. Seine Schrift: Reflexions sur la formation et la distribution

des richesses, 1766, ist die wissenschaftlich bedeutendste Leistung aus dem Gesamtkreis ihrer Anhänger und geht in einzelnen Punkten über sie hinaus. Turgot, der inmitten so vieler mit dem Wohl der Welt beschäftigten Zeitgenossen nicht vergaß, »qu'il y a des états politiques separés les uns des autres et constitués diversement«, wurde von Ludwig XVI. schon 1776 zur Herstellung eines geordneten Finanzhaushaltes und einer Reform der innern Staatsverwaltung mit Malesherbes ins Ministerium berufen. Zweifelsohne waren die von Turgot vorgeschlagenen Reformen entschieden mehr geeignet, den Sturz des Thrones durch eine Revolution zu verhindern, als das nachherige Verfahren Neckers. Aber die „von Gott gewollte Verwirrung des Geistes" war bei den vom Verderben Bedrohten eingezogen, Adel und Klerus, Parlament und Magistratur erhoben sich gemeinsam gegen diese Reformpläne, durch welche — um nur eines zu erwähnen — auch die bisher steuerfreien Einkünfte von Klerus und Adel mittels einer über das gesamte Gelände ausgedehnten Grundsteuer zur Besteuerung herangezogen werden sollten. Und der schwache, mit allen diesen Reformplänen einverstandene König hinderte dann auch nicht, daß Turgot seine Stelle alsbald wieder niederlegte. Der sechzehnte Ludwig versagte dem Physiokraten den starken Rückhalt an dem König, welchen der vierzehnte Ludwig dem Merkantilisten Colbert durch eine lange Zeit hindurch gewährt hatte.

Adam Smith. 1723—1790.

In demselben Jahr, da Turgot in Frankreich Minister war — 1776 — erschien in London das Werk des Schotten Adam Smith: An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Dieses Buch über die Ursachen des Wohlstandes (oder Reichtums) der Völker wird immer genannt werden, wenn die Schriftwerke aus allen Zeiten und Ländern zusammenzustellen sind, welche eine stärkste und weitestverbreitete Einwirkung auf das Gemeinschaftsleben der Menschen ausgeübt haben.

Sein Leben.

Adam Smith ist am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, wo sein Vater Zollkontrolleur war. Der Vater war schon vor der Geburt des Sohnes gestorben; den dreijährigen Knaben raubte eine Zigeunerbande, von der er jedoch durch einen Oheim der Mutter zurückgebracht wurde. Nachdem die Elementar- und Mittelschulen mit bestem Erfolg besucht waren, bezog Smith die Universität Glasgow, wo er dem Studium der Philosophie bei Hutcheson eifrig oblag. Er entsagte dem anfangs gewählten geistlichen Stand, machte weitere Studien in Oxford und trat 1748 als Dozent in Edinburg auf, wo er eine innige Freundschaft mit David Hume schloß und viel mit den eine freie Verkehrspolitik verlangenden Kaufleuten umging. Von 1751 an bekleidete Smith mit großem Lehrerfolge eine Professur, zunächst der Logik, von 1752 bis 1763 aber der „Moralphilosophie" an der Universität Glasgow. Dort veröffentlichte er sein erstes berühmtes Werk, die Theory of moral Sentiments, 1759. Hier wird der sittliche Gehalt der Vorkommnisse des menschlichen Gesellschaftslebens untersucht und werden die moralischen Triebe der Menschen zurückgeführt auf das Wohlwollen, die „Sympathie", die als Geselligkeitstrieb, als Verlangen der Menschen nach Übereinstimmung mit ihren Nebenmenschen definiert wird. Schon damals plante Smith, neben dieser Ethik „in einer andern Abteilung Rechenschaft zu geben von den allgemeinen Prinzipien der Gesetze und der Regierungsweise und von den Umwälzungen, welche dieselben in den verschiedenen Zeitaltern und auf den verschiedenen Stufen der Gesellschaft erfahren haben, nicht allein hinsichtlich des Rechts, sondern auch in betreff der innern Politik, der Polizei, des öffentlichen Einkommens und des Kriegswesens und was sonst den Gegenstand der Gesetzgebung bilde". Er selbst erklärt in der Vorrede zur Theory, 6. Auflage, 1790, daß er eben dieses Versprechen in der „Untersuchung über den Reichtum der Nationen" teilweise zur Ausführung gebracht habe, wenigstens in Hinsicht auf innere Politik, öffentliches Einkommen und Kriegswesen. Doch ist der Zusammenhang und -klang der frühern »Theory« und der spätern »Inquiry« nicht so innig, wie er hiernach erscheinen könnte, und den Weltruhm von Smiths Inquiry haben nicht

die politischen Erörterungen in derselben über Justiz, öffentlichen Unterricht, Kriegswesen, öffentliche Bauten und Finanzen, sondern die ökonomischen Untersuchungen begründet. Im Jahr 1763 durchreiste Smith als Begleiter des Herzogs von Buccleugh Italien und Frankreich und blieb dann längere Zeit in Paris, wo er auch mit den Physiokraten Quesnay, Dupont und Turgot in lebhaften Verkehr trat und selbst die Vorlesungen Quesnays besucht haben soll. Im Jahr 1766 kehrte Smith nach seiner Heimat und zu einem zurückgezogenen Leben mit seiner innig geliebten Mutter in Kirkaldy zurück. Nach dem Erscheinen der Inquiry 1776 hat er auch noch in London mit den hervorragendsten Männern seines Landes wie Burke, Gibbon u. a. verkehrt. Vom Jahr 1778 an bis zu seinem Tod 1790 war er königlicher Oberzollkommissar in Edinburg.

Bedeutung seines Werkes „Vom Reichtum der Nationen".

Adam Smith verdankt sehr vieles den ihm wohlbekannten französischen Physiokraten, namentlich Quesnay und Turgot, sowie manchen Vorgängern in England, wie Locke, North, Stewart, Hume. Nichtsdestoweniger ist sein Buch nicht nur wegen des vielen Neuen und Verbesserten, sondern auch als wirtschaftswissenschaftliche Gesamtleistung eine so originelle Schöpfung, daß man heutzutage geradezu die nationalökonomische Litteratur vor und seit Adam Smith gegenüberstellen muß. Smith verurteilt die einseitige Betonung der Produktivität sowohl des Gewerbebetriebs als auch des Landbaus. Er erkennt teils drei Faktoren der Produktion nebeneinander an: die Grundstücke, die Arbeit und das Kapital (mit ausführlichen neuen Erörterungen über das letztere), teils die menschliche Arbeit als einheitlichen Produktionsfaktor, wie sie als industrielle Arbeit in Berg- und Landbau, in Gewerbe und Handel mit Sachgütern beschäftigt ist (daher die Bezeichnung „Industriesystem"). Wenn er das ganze Werk mit einer — vielbewunderten — Erörterung über die „Arbeitsteilung" beginnt, so knüpft er diese wohl an die Schilderung der damals thatsächlichen Teilung der Gewerbsarbeiten in einer Nadelfabrik, aber er legt auch die Gründe dar, weshalb diese Arbeitsteilung in der Landwirtschaft nur in geringerem Maße sich einführen kann. Mit einem folgenreichen Gegensatz zu seinen Vorgängern, welche für die Interessen dieser und jener Produzentenklassen eingetreten waren, stellte Smith das Konsumenteninteresse in den Mittelpunkt seiner Erwägungen, wie dieses immer und nach jeder Richtung hin gleich geartet auf die Erlangung möglichst guter und möglichst billiger Waren aus dem Verkehr gerichtet sei. Dieses Interesse der Konsumenten wird befriedigt durch die *freie Konkurrenz* aller Produzenten und Verkäufer im Inland, woneben aber auch der Mitbewerb ausländischer Käufer und Verkäufer in dem an sich viel minder wichtigen internationalen Verkehr freie Bahn haben soll. Wie gegen die aus dem Mittelalter stammenden Zunftordnungen und andre Beschränkungen, so eiferte Smith auch gegen das neuzeitliche Eingreifen der Regierungen in den natürlichen Gang des Wirtschaftslebens. Jeder Mensch ist von dem Instinkt des Eigeninteresses, Selfinterest, erfüllt und geleitet; mit seiner natürlichen Begabung versteht der Einzelne selbst am besten den eignen Vorteil zu erkennen und zu erreichen, wenn nur die Regierung ihre Hauptaufgabe erfüllt, die Freiheit der Person und des Eigentums (liberty and property) zu schützen. Auch wird dadurch, daß jeder für sein Eigeninteresse sorgt, regelmäßig zugleich das Wohl aller gefördert. Weiterhin gibt Smith (im Anschluß an jene drei Produktionsfaktoren) eine Lehre von der Verteilung der Güter, nach welcher an der ursprünglichen Einkommen-Verteilung die Grundbesitzer, die Kapitalbesitzer mit Einschluß der Geschäftsinhaber und die Handarbeiter partizipieren (Grundrente, Kapitalzins, Arbeitslohn). Das Einkommen der übrigen Menschen ist abgeleitetes Einkommen, sie werden für Dienste bezahlt, die wohl begehrt, aber wirtschaftlich unproduktiv sind. Die Preise der Waren in freiem Verkehr sind zusammengebildet aus Bestandteilen für Grundrente, für Kapitalzins und für Arbeitslohn, wor-

aus dann auch der Zusammenhang der Höhe und der Veränderung der Warenpreise mit dem Stand und der Bewegung jener drei Einkommenszweige erklärt wird. Auch den Erörterungen über die Steuer schickt Smith die Erklärung voraus: „da das Einkommen der Einzelnen ursprünglich immer entweder aus Grundrente oder aus Kapitalgewinn oder aus Arbeitslohn herrührt, so muß auch jede Steuer schließlich aus einer oder der andern dieser drei Arten des Einkommens oder aus allen zusammen bezahlt werden".

Allerdings ist das Werk Smiths, welches das Gesamtgebiet der politischen Ökonomie umfaßt, kein Lehrbuch in dem uns bekannten Sinne des Wortes und es fehlen ihm auch gute Seiten eines solchen Lehrbuches, wie die systematische Ordnung des Ganzen und der widerspruchsfreie Zusammenklang der Teile. Dafür ergötzt es die Leser durch die klare, gedankenreiche, immer frische Behandlung auch schwierigster Fragen und gelegentlich eingeschobene geschichtliche Exkurse über die Edelmetalle, den Arbeitslohn, die Handelskompanien u. a. Auch verlieren die Nachweise über die vielen unberechtigten Beschränkungen der individuellen Freiheit in dem (damaligen) wirtschaftlichen Leben nichts von ihrer Kraft durch manchen sie begleitenden Ausdruck warmer Empfindung für die Freiheit der Einzelnen und für das Recht der Arbeit, die der Verfasser zum Hauptgegenstand der Erörterungen gemacht hat. Immerhin mag Smith einen Teil seines großartigen Erfolgs unter der gleichzeitigen und nächstfolgenden Generation auch dem Umstand zu verdanken haben, daß er in einzelnen wichtigen Grundfragen die großen Irrungen seiner Zeit teilte. Insbesondere war auch ihm angesichts der fiskalischen und absolutistischen Verwaltungsweise in dem „Polizeistaat" des achtzehnten Jahrhunderts fast jede Idee des Staates überhaupt und einer volkswirtschaftlichen Berufsthätigkeit der Staatsgewalt neben und gegenüber den Privaten abhanden gekommen; alle Forderungen an die Zukunft waren auf Freiheit für das Individuum und für das gesellschaftliche Verkehrsleben gerichtet, wenn er auch die ökonomische Politik der Regierung an sich in umfassender Besprechung heranzieht. Alle nicht an den Sachgütern verrichteten Dienste sind für ihn wirtschaftlich unproduktiv. Sodann war auch A. Smith von dem Zuge beherrscht, in dem individuellen Thun und dem gesellschaftlichen Gemeinschaftsleben der Menschen naturgesetzlich bedingte Erscheinungen auch da wahrzunehmen, wo nur wandelbare Gebilde der geschichtlichen Entwickelung und verbesserungsfähige Produkte ethischer und politischer Triebkräfte vor uns stehen. Hat er doch eben auch die weitere Gestaltung des Wirtschaftslebens in dem spätern „Rechtsstaat" nicht mehr beobachten können: jedenfalls aber bleibt es ein vollgültiger Beweis für die Bedeutung dieses Litteraturwerkes, daß A. Smith ein dankbar verehrter oder ein heftig befehdeter Lehrer für die vielen nachfolgenden Theoretiker geworden ist, die immer wieder ihren eignen Standpunkt durch die Schilderung ihrer Stellung gegenüber Adam Smith festzustellen suchen.

IV. Praktische Wirkungen der Aufklärungsideen.

Aus den obigen Umrissen und Andeutungen geht hervor, daß die Wirklichkeit und die Welt des Geistes in den von der französischen Litteratur und Philosophie beherrschten Kreisen durch eine unübersteigliche Kluft getrennt waren, daß die bestehenden Einrichtungen und Zustände, Ordnungen und Gebräuche als eine Masse und Anhäufung abgelebter Institute, Formen und Anschauungen betrachtet wurden, die man durch die Gebilde der Vernunft, des rationellen Den-

kens, des gesunden Menschenverstandes ersetzen müsse. Zwei Welten, eine reale und eine ideelle, standen als feindliche Gegensätze ohne Vermittelung einander gegenüber: die Lenker der einen führten die abgenutzten und mißachteten Waffen der Gewalt, die der andern stützten sich auf die Macht des Wortes und des vorwärts drängenden Zeitgeistes. Alle Männer, welche in der schönen Litteratur, in Kunst und Poesie, in Werken des Gedankens und der Wissenschaft den Ton angaben oder eine einflußreiche Stimme hatten, waren in Opposition gegen das Bestehende und hauchten den gebildeten Kreisen der französischen Hauptstadt, die ihren Reden und Unterhaltungen lauschten, denselben Geist des Widerspruchs, der Ironie und Satire, der Skepsis und des leichtfertigen Witzes ein. Der Einfluß dieser Männer auf die Denkart von ganz Europa war um so größer, als damals Paris die geistigen und gesellschaftlichen Lebensformen bestimmte, als die französische Sprache und Litteratur in den höhern Kreisen allein gesprochen und gelesen ward und diese Schriften durch ihre gefällige Form und geistreiche Darstellung allgemeines Interesse erregten. Regenten wie Friedrich II., Gustav III. von Schweden, Karl III. von Spanien, Katharina II. von Rußland, Staatsmänner wie Pombal, Choiseul, Aranda u. a., die einflußreichsten Personen aller Stände und Nationen standen mit den meisten dieser Schriftsteller in persönlichem oder brieflichem Verkehr und bewunderten ihre Werke. Aus ganz Europa strömte die adlige Jugend nach der Hauptstadt Frankreichs, um dort ihre Bildung zu vollenden. Die ganze Kulturwelt stand unter dem Einfluß der französischen Aufklärungslitteratur, der religiösen und politischen, der philosophischen und philanthropischen Ideen, die von Paris ausgingen, die Welt zu erleuchten. Wir werden später erfahren, wie sehr auch die deutschen Dichter und Schriftsteller von solchen Anschauungen erfüllt waren, wie sehr insbesondere Schiller in seiner jugendlichen Zeit von Rousseaus Genius beherrscht wurde. — Die nächste Folge dieser großen Zeitströmung war, daß in den meisten Staaten Religionsduldung eingeführt wurde, daß man Aberglauben und Vorurteile zu vertilgen suchte, daß man die Erzeugnisse einer unfreien Zeit und einer unwürdigen Geisteskncchtschaft, wie Inquisition und Ketzerverbrennungen, wie Hexenprozesse, Torturen und grausame Hinrichtungen, entehrende Feudalrechte u. a. beseitigte oder milderte, daß Fürsten und Minister kühne Reformen mit dem Bestehenden vornahmen. Eine zweite Folge aber war, daß das französische Volk die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die Pietät gegen die Einrichtungen der Väter, die Achtung vor dem Herkömmlichen, vor Gesetz und Verfassung, vor Religion und Kirche verlor und daher später bei der Abstellung verjährter Mißbräuche sich nicht in den Schranken des Rechts, der bürgerlichen Ordnung, vernünftiger Reformen hielt. Ein neuerer Historiker (Bancroft) faßt das Wesen der Aufklärungsweisheit in folgenden scharfen Aussprüchen zusammen: „Aristoteles sagt, das was den Menschen vor andern Geschöpfen auszeichnet ist die Fähigkeit, etwas Höheres und Besseres anzuerkennen als er selbst ist. Das achtzehnte Jahrhundert weigerte sich aber, sich

nach etwas Besserem umzusehen. Der Glaube an die göttliche Vernunft ward ebenso lächerlich gemacht, wie die Furcht vor Gespenstern und Kobolden und der Kultus der Menschennatur ward der vorherrschende Götzendienst. Die Kunst ward benutzt, um den Genuß zu befriedigen; die Aufgabe der Sittenlehre war, das Vergnügen zu erhöhen; ganz vergessend, daß die höchste Freiheit darin besteht, daß man durch richtige Vernunft gezwungen wird, das Beste zu wählen, bildeten die Menschen die Sinnlichkeit zu einem System aus, und Befriedigung der sinnlichen Triebe war das Gesetz der Höfe und der Aristokratien. Die herrschende Philosophie verspottete alle Erkenntnis, welche über die Sinne hinausgeht, beschränkte sich auf die untergeordneten Lehren der Erfahrung und verwarf Ideen, welche die Urbilder der Dinge sind, um andern zu huldigen, welche nichts waren als Hirngespinste. Sie wußte nichts von einer allgemeinen moralischen Weltregierung, sondern verwies alles an das eigne Ich des Individuums." Aber gegenüber dieser rigorosen puritanischen Auffassung darf nicht vergessen werden, daß auch die Gebote der Humanität, der Menschenliebe, der Gewissensfreiheit zur Geltung kamen, daß die wichtigsten Faktoren des modernen Staatslebens in den Aufklärungsideen ihre Wurzeln haben.

Der Sieg der Aufklärung führte auch die Aufhebung des Jesuitenordens herbei. Eine geistliche Korporation, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, die Welt unter die Anschauungen und Gebote der römischen Kirche und ihres Oberhauptes zu bringen, die Aufklärung des Volks zu hindern und dasselbe in der Unmündigkeit zu erhalten, welche die Bekehrung aller akatholischen Christen zum „alleinbeseligenden" Glauben als Hauptaufgabe auf ihre Fahne schrieb und sich allen Reformen und Neuerungen entgegenstellte, konnte in einer Zeit, da die ganze gebildete Welt nach Aufklärung, Toleranz und Humanität strebte, keine Stätte mehr finden. Die Jesuiten waren dem ganzen Zeitalter zum Gegenstand des Hasses und Ärgernisses geworden. Waren schon die Jansenisten gegen ihre schlaffe Moral und ihr Akkommodationsprinzip in die Schranken getreten, so stand jetzt ihre Erziehungsweise, ihr Eifer für den Marien- und Heiligenkultus, ihr Bestreben, das Volk im Aberglauben, in der Unwissenheit und geistigen Unmündigkeit zu erhalten, eine unfruchtbare Werkheiligkeit über praktische Tugend und Pflichterfüllung zu erheben, mit der ganzen Zeitrichtung im Widerspruch. Wir haben in früheren Blättern (XI, 7 ff.) die Gesellschaft Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Stellung und Bedeutung nach allen Seiten ihrer Wirksamkeit kennen gelernt. Diesen Zwecken und Tendenzen blieb sie auch in der Gegenwart treu: als Beichtväter der Fürsten und Vornehmen suchten die Ordensglieder alle Aufklärung und Reform fern zu halten; von ihren Schulanstalten blieben die Errungenschaften der Wissenschaft und der philosophischen Forschung ausgeschlossen; die Forderungen nach Gedankenfreiheit wollten sie durch die veralteten Institute der Ketzergeschichte und der Zensur niederdrücken. Was aber bei den Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts noch ganz besonders den

Haß gegen den Orden mehrte, war seine Einmischung in die politischen und kommerziellen Angelegenheiten. Gleich den großen Handelsgesellschaften, besonders der britisch-ostindischen Kompanie, bildete er ein selbständiges Gemeinwesen innerhalb der Staaten, einen neuen kirchlich-staatlichen Organismus mit weltlichen und geistlichen Interessen und Zwecken, mit ausgedehntem Handelsverkehr, mit Wechselhäusern und Bankinstituten. Nicht nur daß die Jesuitenväter den Aberglauben des Volks benutzten, um durch den Verkauf von Reliquien und geweihten Gegenständen die Gesellschaft zu bereichern, sie ließen sich auch auf Seehandel, Warenvertrieb und Geldspekulationen ein. Diese Einmischung der Ordensglieder in weltliche Geschäfte und ihre offene oder geheime Opposition gegen die Gesetze und Anordnungen der Staatsregierungen führten hauptsächlich ihren Sturz herbei. Als nämlich, wie wir bald erfahren werden, Pombal in Portugal und Aranda in Spanien die Jesuitenkollegien schließen und die Ordensglieder in den Kirchenstaat bringen ließen, als in Frankreich und bei den übrigen bourbonischen Höfen, ja sogar in Malta ihr Beispiel Nachahmung fand, sah sich endlich Papst Clemens XIV., ein verständiger und gemäßigter Kirchenfürst bewogen, „im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des heiligen Geistes“ die Gesellschaft Jesu aufzuheben und die Jesuiten- 1773.
kollegien im Kirchenstaat zu schließen. Dies nötigte auch Maria Theresia, die den Orden lange zu halten, aber dessen Einfluß zu mindern gesucht hatte, in die von dem kirchlichen Oberhaupt beschlossene Aufhebung zu willigen, und auch in Bayern und den übrigen katholischen Ländern Deutschlands vollzog man den päpstlichen Befehl. „Man verjagt uns wie Hunde,“ sagte der General des Ordens, Pater Ricci, bei der Aufhebung, „aber wir werden wiederkommen wie Adler.“ Nur Friedrich II. hatte den Stolz, den Orden in Schlesien noch eine Weile zu dulden, und Rußland begünstigte denselben in den polnischen Provinzen unter einem eignen Generalvikar. Doch hörte nach der Auflösung des Ordens die Wirksamkeit der einzelnen Glieder nicht auf. Exjesuiten verfolgten das Ziel der Gesellschaft mit ungestörter Beharrlichkeit und widerstrebten solange dem Zeitgeist, bald mit mehr bald mit weniger Erfolg, bis dieser sich änderte und die allgemeine Rückkehr zum Alten auch die Wiederbelebung des Ordens gestattete. — Als Gegengewicht gegen das Streben und den Einfluß der ehemaligen Jesuiten stiftete Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts 1777.
in Ingolstadt, in Verbindung mit Knigge, von Zwackh u. a. nach Art des Freimaurerordens eine geheime Verbindung, Illuminaten genannt, welche die über den Zwiespalt der Konfessionen erhabene Aufklärung des Volks und die Vervollkommnung der Menschen zum Zweck hatte. Sie suchten nach Kräften dem Treiben der Exjesuiten und der Thätigkeit der Mönche und Geistlichen entgegen zu wirken, sahen sich aber bald den Verfolgungen der bayrischen und andrer Regierungen ausgesetzt. — Auch unter der katholischen Geistlichkeit erhoben sich damals mächtige Stimmen gegen die Übergriffe des Papstes in die

Rechte der Landeskirchen, für zeitgemäße Reformen in dem Kirchensystem und für die Trennung von Rom durch Gründung einer deutschen Nationalkirche. Von diesen Bestrebungen zeugt vor allem das lateinische Buch des Weihbischofs Hontheim von Trier, der unter dem Namen Justinus Febronius in der 1763 herausgegebenen Schrift „Über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes“ ein dem päpstlich-jesuitischen entgegengesetztes System des Kirchenrechts aufstellte. „Ein dem sterbenden Greis abgepreßter Widerruf konnte die Wirksamkeit seiner Nachweisungen über die Entstehung der päpstlichen Gewalt nicht entkräften.“ Als Folge dieses merkwürdigen Buchs kann der
25. Aug. 1785. Kongreß von Ems angesehen werden, wo vier Erzbischöfe (Mainz, Trier, Köln und Salzburg), erbittert über die Machtvergrößerung der päpstlichen Botschafter, namentlich der neuerrichteten Nunziatur in Bayern, auf Kosten der deutschen Metropolitanrechte, in der sogenannten Emser Punktation über die Grundlage einer freien Nationalkirche und die Fernhaltung fremder geistlicher Gerichtsbarkeit vom deutschen Boden sich vereinigten. Die Neigung des Jahrhunderts, die landesherrliche Allgewalt von allen hemmenden Schranken zu befreien, kam jener Reformthätigkeit zu Hilfe. Die Erzbischöfe widerstrebten dem römischen Einfluß, weil sie ihre geistliche Souveränität ähnlich vom Papst zu emanzipieren gedachten, wie die weltliche sich des Kaisers entledigt hatte. Sie erklärten, daß der von dem Pontifikat den Bischöfen auferlegte Eid mit der Würde des Reichs im Widerspruch stehe. Aber teils die Weigerung der übrigen Prälaten, welche die ferne römische Gerichtsbarkeit der nahen erzbischöflichen vorzogen, den Beschlüssen beizutreten, teils die Anhänglichkeit des bayrischen Fürstenhauses an den päpstlichen Stuhl, von dessen Gunst es stets Vorteile über die Landeskirche zu erlangen gewußt, teils die Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Reichsständen und endlich die drohenden Bewegungen in Frankreich brachten das Unternehmen um allen Erfolg. Ebenso erging es den Beschlüssen der Synode von Pistoja (1786), wo eine Anzahl toscanischer Prälaten unter der freisinnigen Regierung Leopolds (XII, 836) auf Beschränkung des päpstlichen Kirchenrechts, auf Abschaffung abergläubischer Zeremonien, auf Verbreitung der Heil. Schrift und auf Einführung der Landessprache bei dem Gottesdienst drang. In diesen Bestrebungen gab sich noch einmal der Geist des Kostnitzer und Baseler Konzils kund; der alte Gegensatz der bischöflichen gegen die päpstliche Hierarchie, der das fünfzehnte Jahrhundert so heftig aufgeregt, ward hier von neuem lebendig. Preußen, das aus der erzbischöflichen Bewegung eine engere Verbindung der geistlichen Fürsten mit Österreich fürchtete, suchte den Zwist mit Rom zu vermitteln und erlangte für seine Bemühungen die Ernennung des aufgeklärten Karl Theodor von Dalberg zum Koadjutor von Mainz.

V. Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts*).

Nicht allein in dem Feld der schönen Litteratur und in dem Bestreben Religion, Staat und Leben philosophisch zu erforschen und zu gestalten, gingen England und Frankreich voran und gaben der übrigen Welt Muster und Vorbilder; auch die Naturwissenschaft erhielt von dort aus Impuls und Richtung, zum Teil von denselben Männern, deren Namen wir schon in dem obigen Abriß auf andern Gebieten kennen gelernt haben. Es war eine reiche regsame Zeit, in welcher die Geister sich gegenseitig anstießen und in Bewegung setzten, eine Zeit, „wo ein Tritt tausend Fäden regt, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt". Und wie in den religiösen und philosophischen Fragen die Franzosen von dem britischen Inselreich manche Anregungen und Wissensstoffe überkamen, das Entlehnte aber kunstvoll fortbildeten und in ihrer weitverbreiteten Sprache allen Kulturvölkern zuführten, so war es auch mit den wissenschaftlichen Erzeugnissen der Fall. Fremdes und Eignes vereinigend haben sie auf gegebener Basis neue Schöpfungen aufgeführt und die Fesseln der englischen Anschauungen und traditionellen Gedankenkreise abstreifend, freie Reiche der Wissenschaft gegründet, oder doch die Wege und Ziele für weitere Forschungen gezeigt. Allgemeiner Charakter der Naturforschung.

Die großartige Umgestaltung, welche die Entdeckungen des siebzehnten Jahrhunderts, die Schöpfungen eines Keppler, Galilei, Newton in den naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen hervorbrachten, hat der Forschung die Bahnen vorgezeichnet, die sie in der Folgezeit gehen mußte, und hat der wissenschaftlichen Thätigkeit den Stempel aufgeprägt, der sich am deutlichsten in dem geistigen Leben an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts zu erkennen gibt. Durch Newtons große Entdeckungen der allgemeinen Schwere war ein sicherer Boden gewonnen für eine mechanische Erklärung der Naturvorgänge, und durch die Bestrebungen der gleichzeitigen englischen Philosophen, eines Locke, Toland, wurde das philosophische Denken befreit von den Fesseln der Scholastik und die Forschung aus dem Reich der Spekulation auf das eigentliche Gebiet der Naturwissenschaften, auf die Erfahrung und den Ausspruch der Sinne verwiesen. Diese Richtung des Zeitgeistes auf die exakte Forschung war der Entwickelung der Naturwissenschaften in hohem Maße förderlich, zu einer Zeit, in der die Erfahrung noch sowenig ausgebeutet war, und begünstigte auf der andern Seite die Hinneigung zu einer realistischen und materialistischen Weltanschauung auch in Fragen der Philosophie, der Religion und Moral. In England selbst wurde, wie erwähnt, diese materialistische Strömung eingedämmt durch die

*) Von einem Fachgelehrten.

Schranken des herrschenden religiösen Glaubens, welche auch die kühnsten unter den englischen Forschern niemals gänzlich durchbrochen haben, wie sehr immer ihre Bestrebungen einer realistischen und materialistischen Weltanschauung Vorschub leisteten. Es ist uns bekannt, daß Newton selbst und sein Zeitgenosse Boyle streng festhielten an den kirchlichen Lehren und daß sie die Notwendigkeit der Annahme eines vernünftigen Weltschöpfers stets betonten. Und dieser Zug blieb bezeichnend für den philosophischen Materialismus in England auch für die Folgezeit. So hat im Jahr 1749 der Arzt David Hartley eine Schrift veröffentlicht, in welcher er versucht, auch die geistigen Thätigkeiten des Menschen auf mechanische Ursachen zurückzuführen, ohne daß dadurch der Verehrung für den weisen Erfinder und Erbauer der Weltmaschine Eintrag geschehe; und eine ganz ähnliche Stellung nimmt der um die Naturwissenschaften hochverdiente Priestley ein, der als Anhänger und Prediger einer Dissentergemeinde den Standpunkt eines ernsten und frommen Vernunftgläubigen mit Wärme und Aufopferung verteidigte und seine Angriffe ebenso wie gegen die orthodoxe Geistlichkeit auch gegen die gleichzeitigen Bestrebungen des französischen Materialismus richtete, ungeachtet er selbst in seinen wissenschaftlichen Überzeugungen einer mechanischen Auffassung der Naturgesetze sich zuneigte. Die heftigsten Angriffe hatte er deshalb von seiten der Orthodoxen und Konservativen zu erdulden, die sich sogar bis zu einem gegen ihn gerichteten Pöbelaufstand steigerten. In diesem verlor er seine Habe und sah sich veranlaßt nach Pennsylvanien auszuwandern, woselbst er im Jahr 1804 starb.

Ein hiervon durchaus verschiedenes Angesicht trugen die verwandten und gleichzeitigen, teilweise von England angeregten Bestrebungen auf dem Kontinent. Während die englischen Gelehrten stets bemüht waren trotz aller Freiheit der Forschung den herrschenden Anschauungen möglichst schonend entgegenzutreten, wurden in Frankreich, wo bereits das Feuer glimmte, welches unter den Stürmen der Revolution losbrach und Europa in Flammen setzte, aus den wissenschaftlichen Forschungen die wirksamsten Waffen geschmiedet, die bestehenden Zustände und überlieferten Anschauungen zu bekämpfen und zu vernichten, und die Stimmführer in dem großen geistigen Kampf waren zugleich die hervorragendsten Förderer der Wissenschaft. So kam es auch, daß während die politische und soziale Ordnung der gänzlichen Auflösung entgegentrieb, der Keim der Wissenschaft nicht erstickt wurde, sondern gerade unter den wildesten Stürmen der Revolution seine edelsten Blüten entfaltete.

Voltaire als Naturforscher.

In Frankreich waren in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die philosophischen Anschauungen des Cartesius die allein herrschenden. Descartes hatte den Versuch gemacht, die Bewegung der Weltkörper durch die Annahme von Wirbeln in einer unbekannten Flüssigkeit, in welcher diese Körper schwimmen sollten, mechanisch zu erklären, eine Lehre, welche in keiner Weise die Feuerprobe der mathematischen Analyse bestanden hat, die Newtons Entdeckungen allein zu ihrem glänzenden Sieg verhalf; auch zur Erklärung andrer irdischer Erscheinungen hatte Descartes will-

kürliche und unhaltbare Hypothesen aufgestellt, welche auf einer gezwungenen Atomistik beruhten und mit dem Geist einer gesunden Naturforschung nicht verträglich waren. In der Hauptstadt aber, am Hof und bei der von Richelieu gegründeten französischen Akademie, welche in wissenschaftlichen Dingen in Frankreich eine unbestrittene Alleinherrschaft übte, hatten diese Lehren allein Geltung, und die Jesuiten, in deren Hand größtenteils die Erziehung der Jugend lag, hatten das Cartesische System zu einer neuen Art von Scholastik ausgebildet, welche einer freien Forschung kaum minder feindlich war als die alte. Diesem verknöcherten System gegenüber ist es ein großes Verdienst Voltaires, den Lehren Newtons in Frankreich und auf dem Kontinent überhaupt Anerkennung und Verbreitung verschafft zu haben. Als er bei seinem Aufenthalt in England im Jahr 1727 Zeuge davon war, wie Newtons Sarg durch sechs Grafen und Herzöge feierlich nach der Westminsterabtei getragen wurde, da machte dies Zeichen der Ehrfurcht, welche die Vornehmen des Landes der Geistesgröße zollten, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an eingehend sich mit dem System Newtons beschäftigte und dasselbe seinen Landsleuten gegenüber mit aller Kraft zu vertreten beschloß. Es ist uns bekannt, daß er mit seiner geistreichen und gelehrten Freundin, der Marquise du Châtelet, auf deren Schloß Cirey in der Champagne eifrig mit mannigfaltigen naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht ohne Erfolg sich beschäftigte; namentlich Newtons Prinzipien der Naturphilosophie waren Gegenstand des eingehendsten Studiums; in der ersten Zeit des brieflichen Verkehrs mit Friedrich, damals noch Kronprinz von Preußen, wurden naturwissenschaftliche Fragen vielfach erörtert. Diesen Bestrebungen entsprang Voltaires vielgelesene Schrift „Die Elemente der Newtonschen Philosophie", welche den neuen Anschauungen in den weitesten Kreisen Anerkennung und Beifall verschaffte; und so unerhört erschienen damals noch diese Lehren, daß der Druck des Werkes, obschon rein sachlichen Inhalts und frei von jeder religionsfeindlichen Tendenz, in Frankreich verboten wurde und die Freiheit des benachbarten Holland dazu in Anspruch genommen werden mußte. Wenn auch nicht vorausgesetzt werden darf, daß Voltaire in die Tiefen von Newtons mathematischen Spekulationen eingedrungen ist, so war er doch wie kein andrer befähigt, durch den Glanz seines Namens und den Zauber seines Stils den neuen Anschauungen in den weiteren Kreisen der Gebildeten den Sieg zu verschaffen, und dadurch hat er sich ein bleibendes Verdienst um die Naturwissenschaft erworben, wenn auch sein Interesse für dieselbe bald erkaltete und nach dem frühen Tod seiner Freundin vollständig erlosch. Er soll sich ganz von den Naturwissenschaften abgewendet haben, als ihm der Mathematiker Clairaut in feiner Weise den Rat gab, diese Wissenschaft denen zu überlassen, die nicht zugleich große Dichter seien.

Mathematik u. Mechanik.

Und in der That waren es vorzugsweise tiefere mathematische und mechanische Studien, denen Voltaire nicht gewachsen war, wodurch ein wahrer Fortschritt in den Naturwissenschaften bedingt war. Für die Mechanik, welche von dieser Zeit an die einzig sichere Basis der theoretischen Naturforschung bildete, hatte Galilei die ersten festen Grundlagen gelegt. Aber erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde, vorzugsweise durch die großen französischen Mathematiker, diese Wissenschaft zu einem gewissen Abschluß gebracht, über den auch die spätere Zeit in keinem wesentlichen Punkt hinausgegangen ist. Durch Galilei war eine Wissenschaft der Bewegung geschaffen worden, aber seine Prinzipien waren nur in solchen Fällen anwendbar, in denen man die bewegten Körper ohne merklichen Fehler wie einzelne Punkte betrachten durfte, und da bei den Weltkörpern diese Voraussetzung zutrifft, so waren für Newtons Schöpfungen dieselben ausreichend gewesen. Es blieb in dieser Richtung nur übrig, die neugeschaffenen Hilfsmittel der Mathematik auf die Mechanik anzuwenden,

Euler. 1707—1783. was in systematischer Weise zuerst von Leonhard Euler geschah. Euler, einer der größten Mathematiker und zugleich der fruchtbarste Schriftsteller in dieser Wissenschaft, war im Jahr 1707 in Basel geboren, wurde 1727 an die durch Katharina I. begründete Petersburger Akademie berufen, von wo er 1741 nach Berlin übersiedelte. Dort wurde ihm die Direktion der mathematisch-physikalischen Klasse der durch Friedrich den Großen reorganisierten Akademie übertragen; im Jahr 1766 kehrte er nach Petersburg zurück, wo er, vollständig erblindet, noch bis zum Jahr 1783 lebte, ohne seine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit einzuschränken. Wie die Mechanik, so verdankt die Mathematik in allen ihren Teilen Leonhard Euler die systematische Ausbildung ihrer Methoden, eine Reihe unübertroffener Lehrbücher, eine Fülle der fruchtbarsten Gedanken, die noch heute in der Wissenschaft fortwirken.

Was aber für die Mechanik nach Galilei noch zu leisten blieb, war die Auffindung neuer Hilfsmittel für die Untersuchung der Bewegung ausgedehnter Körper, die in irgend einer Weise miteinander verbunden sind. Hier ist es ein einzelnes Problem, das der Pendelbewegung, welches über ein halbes Jahrhundert die Gelehrten beschäftigte, welches zu mannigfaltigen Kontroversen Anlaß gab und an dem sich allmählich die Wissenschaft zu allgemeineren Gesichtspunkten erhoben hat. Nachdem bereits Descartes ohne großen Erfolg die ersten Versuche zur Lösung dieser Aufgabe gemacht hatte,
Huyghens. 1629—1695. war es Huyghens (XII, 385), der den richtigen Weg einschlug. Nach ihm sind
Jak. Bernoulli. 1651—1705. besonders die beiden Brüder Jakob und Johann Bernoulli und der Sohn des letzteren, Daniel Bernoulli, der Entwickelung der Mechanik förderlich gewesen.
Joh. Bernoulli. 1667—1748. Die Bernoulli gehören einer aus den Niederlanden stammenden, seit 1622 in Basel ansässigen und dort sehr angesehenen Familie an, die mit Fug als eine Mathematiker-
Dan. Bernoulli. 1700—1782. familie bezeichnet wird; sie hat in dem Zeitraum von etwa hundert Jahren nicht weniger als acht Männer hervorgebracht, welche sämtlich in der Geschichte der Mathematik einen ehrenvollen Platz behaupten und von denen die drei Genannten zu den ersten Größen der Wissenschaft gehören. Die beiden ältern, Jakob und Johann, hatten an dem Aufblühen der neuern Mathematik infolge der großen Schöpfungen von Leibniz und Newton einen hervorragenden thätigen Anteil, und der jüngere, Daniel, der als Professor der Mathematik an der Akademie zu Petersburg, zuletzt in Basel wirkte, hat sich um die Ausbildung der Mechanik und die Anwendung der Mathematik auf verschiedene Gegenstände der Physik bleibende und große Verdienste erworben.

d'Alembert. 1717—1783. Der entscheidendste Fortschritt, den die Mechanik um diese Zeit machte, knüpft sich an den Namen d'Alembert, dessen Bedeutung für die Wissenschaft wir schon früher kennen gelernt haben (S. 150). Mit Diderot Herausgeber der berühmten „Encyklopädie", ist d'Alembert unter den französischen Philosophen jener Zeit derjenige, der über die herrschenden grob materialistischen Anschauungen am meisten hinausgegangen war, der eine Richtung vertrat, die, verwandt mit dem skeptischen Standpunkt Humes, der durch Kant begründeten neuen deutschen Philosophie sich näherte. Auch die mathematischen und mechanischen Aufgaben erfaßte d'Alembert mit philosophischem Geist, jedoch auch zugleich mit dem nüchternen, auf das Wirkliche gerichteten Sinn des Naturforschers. Er bearbeitete eine von der Berliner Akademie gestellte Preisfrage, „ob die Wahrheiten der Mechanik notwendige oder zufällige Wahrheiten seien", eine Frage, die, wenn auch in andern Ausdrücken gestellt, zu allen Zeiten ein hohes Interesse für den Naturforscher wie für den Philosophen haben muß; auf der andern Seite aber verdankt ihm die Wissenschaft ein Prinzip, welches zu Galileis Lehren als Ergänzung notwendig hinzukommen mußte und durch das die Bewegungstheorie in allen Fällen, welche die Natur bietet, dem mathematischen Kalkül zugänglich gemacht wird.

Die Grundfragen der Mechanik waren in jener Zeit vielfach Gegenstand philoso-

phischen Nachdenkens, welches auf die Forschungsweise der Mathematiker nicht ohne Einfluß blieb. So hat Hume richtige und zutreffende Wahrnehmungen über die Grundlehren der Mechanik gemacht, und auch Kant hat sich in einigen seiner ersten Arbeiten mit Untersuchungen aus diesem Gebiet beschäftigt. Es war namentlich eine von Leibniz angeregte Frage, die nach dem Maß der sogenannten lebendigen Kräfte (d. h. der Kräfte, welche eine Bewegung begleiten), die in jener Zeit von Philosophen und Mathematikern vielfach verhandelt und bestritten wurde. Nach den Fortschritten, welche die wissenschaftliche Mechanik durch d'Alembert machte, war eine Fortführung des Streites nicht mehr möglich. Die Frage war nunmehr auch schon beantwortet, sobald sie richtig und präzis gestellt war.

Zu einem Abschluß aber kam die systematische Mechanik durch Lagrange, der in einem für alle Zeiten klassischen Werk die Lehren der gesamten Mechanik nicht bloß systematisch zusammenfaßte, sondern auch mit antiker Strenge und Klarheit die einzelnen Sätze schärfer begründete und zugleich allgemeiner faßte. Die geschichtlichen Einleitungen, die er den beiden Teilen des Werkes vorangeschickt hat, legen zugleich Zeugnis ab von dem historischen Sinn und von der klaren und bestimmten philosophischen Anschauung, mit welcher er seiner Aufgabe gegenübertrat. — Joseph Ludwig Lagrange, aus einer in Turin ansässigen französischen Familie, gehörte zu dem Kreis ausgezeichneter Gelehrten, welche Friedrich an seine Akademie nach Berlin gezogen hatte; er bekleidete dort nach Eulers Abgang die Direktorstelle der mathematisch-physikalischen Klasse, bis er nach Friedrichs Tod nach Paris zurückkehrte, woselbst eine tiefe Schwermut längere Zeit seinen Geist gefangen hielt. Unter mannigfachen Gefahren und Widerwärtigkeiten verlebte er die Schreckenszeit, wurde aber nach wiederhergestellter Ordnung durch die republikanische Regierung und durch Bonaparte mit Auszeichnung behandelt und zu wichtigen Ämtern herangezogen. Wie in der Mechanik, so wirkte er auch in der reinen Mathematik überall klärend und läuternd, und ein großer Teil des gegenwärtig bestehenden mathematischen Lehrgebäudes ist auf ihn zurückzuführen. Lagrange. 1736–1813.

Mehr auf der Seite der theoretischen Astronomie und Physik liegen die unsterblichen Verdienste des großen Laplace. In dem umfassenden Werk „Die Mechanik des Himmels" hat Laplace, unterstützt durch die neugeschaffenen Hilfsmittel, die Konsequenzen der Newtonschen Lehre gezogen, die Einwirkungen der Himmelskörper aufeinander ins einzelne verfolgt und dargestellt und dadurch der Astronomie für alle Zukunft die Wege vorgezeichnet. In dem mehr populär gehaltenen „Weltsystem" hat er versucht, seine Anschauungen über die Himmelskörper und ihre Bewegung einem größern Leserkreis zugänglich zu machen, und hier hat er auch seine berühmte Hypothese über die Entstehung unsrer Planetenwelt aus einem rotierenden Urnebel entwickelt, die bereits vor ihm unser großer Philosoph Immanuel Kant in einer seiner Erstlingsschriften „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) ausgesprochen hatte, was indes ziemlich unbekannt blieb und erst in neuester Zeit wieder in gebührendes Licht gestellt wurde. Laplace ist auch der politischen Thätigkeit nicht fern geblieben und hat unter der Konsularregierung selbst kurze Zeit das Ministerium des Innern verwaltet. Zu dieser Thätigkeit bewies er jedoch wenig Befähigung, und nicht ohne Grund wird ihm Servilität und schwankende Gesinnung vorgeworfen. Laplace. 1749–1827.

Unter den bedeutenden Persönlichkeiten der Revolutionszeit, zum Teil mitten in dem Strom der Ereignisse stehend, findet sich eine größere Zahl, die im Gebiet der Naturwissenschaften und namentlich in der Mathematik Hervorragendes geleistet haben. Unter diesen ist zunächst der auch als politischer und philosophischer Schriftsteller, als Mitglied des Nationalkonvents und Anhänger der Girondistenpartei bekannte Condorcet zu erwähnen. — Sodann gebührt dem Namen Monge eine ehrenvolle Condorcet. 1743–1794. Monge. 1746–1818.

Stelle in der Geschichte der Wissenschaft. In der Revolutionszeit Marineminister,
später Direktor sämtlicher Gewehrfabriken und Geschützgießereien der Republik, begrün-
dete er unter dem Direktorium die Pariser polytechnische Schule, an welcher er selbst
die Professur für Mathematik übernahm. In der Folge begleitete er Bonaparte auf
seiner ägyptischen Expedition und ward Präsident des ägyptischen Instituts. Obwohl
er seiner freiheitlichen Gesinnung stets treu blieb, wurde er von Napoleon auch in der
Folge in Anerkennung seiner Verdienste mit Auszeichnung behandelt, während er nach
der zweiten Restauration alle seine Ämter verlor und aus der Liste der Mitglieder des
Instituts gestrichen wurde. Die Leistungen Monges auf dem Gebiet der Mathematik und
Physik und ihrer Anwendungen besonders auf die Militär- und Ingenieurwissenschaft
sind sehr mannigfaltig; ein bleibendes Verdienst hat er sich namentlich erworben um
die Reorganisation der Geometrie, welche ihm die Schöpfung neuer Methoden ver-
Carnot. dankt. — Auch der große Organisator der Revolutionsarmee, der starre Republikaner
1753–1823. Carnot ist hier zu erwähnen, der nicht nur die praktische Kriegs- und Ingenieur-
wissenschaft vielseitig gefördert, sondern auch die theoretische Mechanik durch die Ent-
Legendre. deckung eines fundamentalen Gesetzes bereichert hat. — Unter den französischen Mathe-
1752–1833. matikern jener Periode sind außer den genannten noch hervorzuheben Legendre,
Coulomb. vorzugsweise auf dem Gebiet der reinen Mathematik thätig, ferner der Entdecker der
1736–1806. Grundgesetze der elektrischen und magnetischen Wirkungen, Coulomb, der Begründer
Fourier. 1768–1830. der mathematischen Theorie der Wärme, Fourier, und endlich der treffliche Histo-
Montucla. 1725–1799. riker der Mathematik Montucla, dessen Werk von dem Astronomen Lalande fortge-
setzt wurde.

Astronomie. Zwei Aufgaben waren durch Newtons Entdeckung des Gravitationsgesetzes der
Astronomie gestellt worden, die nur in ihrer gegenseitigen Verbindung die Wissenschaft
fördern können, deren Lösung sich die Forschung nur allmählich und Schritt für Schritt
nähern kann, ohne sie jemals vollständig zu erreichen, von denen bald die eine bald
die andre vorangeeilt war. Einesteils müssen die Beobachtungen an Schärfe und
Sicherheit vervollkommnet werden, so daß die wahre Beschaffenheit der Himmelsvor-
gänge so genau als es irgend die mechanischen Hilfsmittel und die Kunst des Be-
obachters erlauben erkannt wird, anderseits muß die mathematische Theorie soweit
ausgebildet werden, daß sie den Thatsachen so vollständig und genau als dieselben be-
kannt sind entspricht. Die Lösung der letztern Aufgabe wurde ermöglicht durch die
schon erwähnten Arbeiten von Euler und besonders von Lagrange und Laplace; aber
auch die beobachtende Astronomie ist nicht unthätig geblieben. Schon zu Newtons Zeit
Flamsteed. wurden die Beobachtungen und die denselben dienenden Instrumente und Methoden
1646–1719. durch den trefflichen Flamsteed, den ersten Astronomen der 1675 gegründeten Stern-
Halley. warte zu Greenwich, außerordentlich verfeinert und verbessert. Ihm folgte an der
1656–1724. genannten Sternwarte Edmund Halley, der die astronomischen Beobachtungen
auf weiten Reisen über andre Teile der Erde ausdehnte, der Entdecker des nach ihm
benannten Kometen, des ersten, dessen Wiederkehr in bekannten regelmäßigen Perioden
erfolgt. Einen ungleich höhern Grad von Vollkommenheit erhielten aber die Beobach-
Bradley. 1692–1762. tungen und Instrumente durch den großen Astronomen Bradlay, der den wichtigsten
Teil seiner Thätigkeit gleichfalls an der Sternwarte zu Greenwich entfaltete. Sein
Maskelyne. 1732–1811. Nachfolger Maskelyne setzte die Beobachtungen Bradleys mit Fleiß und Sorgfalt
fort, ohne wesentlich Neues denselben hinzuzufügen, so daß Bradleys Arbeiten die
hauptsächlichste Grundlage der beobachtenden Astronomie blieben. Von großer Be-
deutung, besonders für die physische Astronomie waren ferner die ausgedehnten Unter-
F. W. Herschel. 1738–1822. suchungen von F. W. Herschel, der, ein geborner Hannoveraner, im Jahr 1757 als
Musiker nach England kam, dort im Jahr 1781 das „Georgium Sidus", den neuen

Planeten Uranus entdeckte und zum Privatastronomen des Königs Georg III. ernannt wurde. Unterstützt durch seine in jener Zeit unübertroffenen Fernröhre gelangte Herschel zu einer großen Zahl von Entdeckungen in der Planetenwelt; auf ihn ist der größte Teil der Kenntnisse zurückzuführen, die wir über die Oberflächenbeschaffenheit und die Trabanten der Planeten besitzen. Am Fixsternhimmel untersuchte er die Nebelflecke und bereicherte die Astronomie durch die wichtige Entdeckung der Doppelsterne. — Endlich haben wir noch des trefflichen deutschen Astronomen Tobias Mayer zu gedenken, welcher die erste befriedigende Untersuchung der Mondbewegung lieferte, dessen durch frühen Tod unterbrochene aber durch reiche Erfolge gekrönte Thätigkeit der Göttinger Sternwarte einen kurz dauernden Glanz verlieh. Mayer. 1723–1762.

In Verbindung mit diesen Fortschritten der Himmelskunde steht die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eingetretene Erweiterung der Kenntnis der Erdoberfläche und ihrer physischen und mathematischen Beschaffenheit. Durch die Entwickelung der astronomischen Hilfsmittel wurde auch die Schiffahrt auf eine wesentlich höhere Stufe gehoben und konnte sich an die Lösung von Aufgaben wagen, welche frühern Zeiten unangreifbar waren. Von den seefahrenden Nationen wurden keine Opfer gescheut zur Förderung der wissenschaftlichen Grundlagen der Schiffahrt und große Expeditionen wurden ausgerüstet zu geographischen, astronomischen und nautischen Forschungen. Von unerschrockenen Seefahrern, die ihrem Forschertrieb häufig zum Opfer fielen, wurden die Meere der nördlichen und südlichen Polarregionen, die Inseln der Südsee, die neuentdeckten Kontinente Amerika und Australien nach allen Seiten hin, soweit menschliche Kühnheit und Ausdauer vorzudringen vermochten, durchforscht, die Verteilung von Land und Wasser festgestellt, dabei auch auf die physikalischen Verhältnisse, auf die Verbreitung der Tier- und Pflanzenwelt, auf Sitten und Körperbau der Völkerstämme Rücksicht genommen. Geographie und Entdeckungsreisen.

Wir haben hier zunächst der wichtigen russischen Expeditionen zu gedenken, welche durch Peter den Großen zur Erforschung der endlosen sibirischen Länderstriche und des äußersten Nordostens des asiatischen Kontinents, da wo er sich den nordwestlichen Küsten des neuen Kontinents nähert, ausgeschickt worden waren. Diese Expeditionen, welche sich fast über ein Viertel des Jahrhunderts erstreckten, wurden geleitet durch den ausgezeichneten Seemann Vitus Bering, einen gebornen Dänen, der im Jahr 1741 mit einem großen Teil seiner Begleiter den Gefahren einer nordischen Reise erlegen ist. Die wissenschaftlichen Teilnehmer an diesen Forschungen waren großenteils Deutsche, darunter der Historiker G. F. Müller, der Tübinger Professor der Naturwissenschaften J. G. Gmelin und ein jüngerer Gehilfe G. W. Steller aus Franken, ein thatkräftiger und entschlossener Mann von regem Forschertrieb beseelt, und einer der Wenigen, welche die gefahrvolle Expedition bis zu Ende durchmachten. Aber auch er hat die Heimat nicht wieder gesehen. Er starb auf der Rückreise, kurz ehe er die Grenze Europas erreicht hatte. Ihm verdankt man den einzigen ausführlichen Bericht über die merkwürdige Expedition und an den naturwissenschaftlichen Forschungen derselben war er in hervorragendem Maße beteiligt. — Eine spätere naturwissenschaftliche Durchforschung Sibiriens wurde in den Jahren 1768—1774 gleichfalls von einem deutschen Gelehrten, dem Berliner Simon Pallas ausgeführt und hatte besonders für Botanik und Zoologie wichtige Ergebnisse. Namentlich auf die geographische Verbreitung der Tier- und Pflanzenwelt und den dadurch bedingten verschiedenen Charakter der einzelnen Ländergebiete hatte Pallas sein Augenmerk gerichtet. Bering. 1680–1741.

Weitaus am ergiebigsten für die Förderung geographischer Kenntnisse waren die berühmten Reisen des englischen Kapitäns James Cook. Die erste dieser Reisen (1768—1771) wurde zunächst angetreten, um auf der neu entdeckten Insel Tahiti Cook. 1728–1779.

den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten, ein seltenes Ereignis, welches das beste Mittel bietet, um die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen. Zu diesem Zweck begleitete der Astronom Green die Expedition, welcher außerdem noch J. Banks und der Schwede Solander als Naturforscher folgten. Reich war die Ausbeute dieser Reise, welche besonders über die Natur der damals noch wenig bekannten Inselwelt der Südsee wichtige Aufschlüsse brachte. Die zweite Reise hatte vorzugsweise die Erforschung des südlichen Polarmeeres zum Zweck. Auf dieser waren die Begleiter des großen Seefahrers die beiden Forster, Johann Reinhold und Johann Georg; der letztere, noch fast ein Knabe, legte hier den Grund zu seinen begeisterten Schilderungen, mit denen er den Sinn für die Schönheiten der Natur zu wecken wußte, die auch in Alexander von Humboldt zuerst die Sehnsucht nach den Wundern der Tropenwelt angefacht haben. — Auf seiner dritten Reise, welche der Erforschung
1779. der nördlichen Polargegenden galt, fiel Cook auf den Sandwichinseln unter den Händen der Eingebornen, deren Rache er durch Verletzung eines Heiligtums herausgefordert hatte.

Gradmessungen. Von großem Interesse für die Wissenschaft waren ferner die von Frankreich aus zu wiederholten Malen unternommenen Gradmessungsexpeditionen. Schon gegen Ende des vorangegangenen Jahrhunderts hatten Pendelbeobachtungen an verschiedenen Orten der Erde zu der Annahme geführt, daß unser Planet nicht die Gestalt einer vollkommenen Kugel habe, sondern in der Nähe des Äquators aufgetrieben sei, was auch bereits Newton aus theoretischen Gründen vorhergesagt hatte. Eine sichere Entscheidung über diese Frage konnte nur die Vergleichung der Länge der Grade eines Meridianbogens in der Nähe des Äquators und in einer möglichst nördlichen Gegend bringen, und so wurden im Jahr 1736 von Frankreich aus zwei Expeditionen abgesandt, die von den ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit begleitet waren. Die erste derselben mit Maupertuis, Clairaut, Camus, Lemonnier, welchen sich der Schwede Celsius anschloß, nahm ihren Weg nach Lappland, von wo sie bereits im folgenden Jahr die sichergestellte Thatsache von der Abplattung der Erde nach Frankreich mitbrachte. Die zweite Expedition, deren Ziel Peru war, hatte zu Teilnehmern Bouguer, la Condamine und ein älteres Mitglied der Botanikerfamilie Jussieu. Dieses Unternehmen hatte mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen als das erstere und die Teilnehmer an demselben haben meist eine längere Reihe von Jahren in Amerika zugebracht, so daß durch ihre Thätigkeit die Kenntnis des südamerikanischen Kontinents nach den verschiedensten Seiten hin bereichert wurde.

Seit dieser Zeit wurde den geodätischen Messungen eine unausgesetzte Beachtung zugewandt, wobei es sich einerseits um wissenschaftliche Fragen der Geographie und Astronomie handelte, anderseits aber auch um das praktische Bedürfnis, dem Seefahrer auf seinen Reisen möglichst sichere und zugleich möglichst bequeme Mittel zur geographischen Ortsbestimmung in die Hand zu geben. So sandte die Pariser Akademie
Lalande. 1732—1807. im Jahr 1751 die beiden Astronomen Lalande und Lacaille, den ersteren nach
Lacaille. 1713—1762. Berlin, den zweiten nach der Kapstadt behufs einer genauen Ermittelung der Entfernung des Mondes, deren Kenntnis für die Bestimmung geographischer Längen von der größten Wichtigkeit ist.

Zu ähnlichen Zwecken, besonders auch zur Kontrollierung des Ganges der Schiffsuhren wurde im Jahr 1771 unter Leitung des berühmten Physikers Borda ein große Fahrt unternommen, welche die Westküste Afrikas, die Antillen, Neufoundland, Island berührte und wertvolle astronomische und geographische Resultate nach Hause zurückbrachte.

Von diesen Unternehmungen sei endlich noch die große Gradmessung erwähnt,

welche die republikanische Regierung im Jahr 1792 über einen durch ganz Frankreich gehenden Meridianbogen ausführen ließ zum Zweck der Begründung des neuen metrischen Maß- und Gewichtsystems, dessen Durchführung einer wissenschaftlichen Kommission übertragen war, an welcher die bedeutendsten Gelehrten, Laplace, Lagrange, Borda, Monge, Condorcet teilnahmen.

Auch Napoleons ägyptische Expedition war für die Naturwissenschaften von großer Bedeutung. Es befanden sich dabei im Gefolge des Feldherrn nicht nur eine Anzahl Akademiker, welche die Expedition zu wissenschaftlichen Zwecken begleiteten, sondern auch unter den Offizieren und Ärzten der Armee war eine große Zahl hervorragender Gelehrter, so daß sich in Kairo eine wissenschaftliche Gesellschaft bildete, das ägyptische Institut, welches das Land in geographischer, astronomischer, naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung durchforschte. Dieser Gesellschaft gehörten u. a. an: Monge und Fourier, der Astronom Nouet, der Chemiker Bertholet, der Zoologe Geoffroy Saint-Hilaire, der Geognost Dolomieu.

Humboldts amerikanische Reise. *Alexander Humboldt. 1769–1859.*

Um die Wende des Jahrhunderts (1799—1804) führten **Alexander von Humboldt** und **Aimé Bonpland** ihre berühmten Reisen in dem tropischen Amerika aus, welche für die Physik der Erde eine neue Epoche begründeten. Hier war es, wo Humboldt das reiche Material sammelte, welches er später in so glänzender Weise verwertete, hier nahm er mit empfänglicher Seele die Eindrücke auf, die ihn noch in spätem Alter zu den hinreißenden Naturschilderungen begeisterten. Humboldt hatte von vornherein ein höheres Ziel im Auge als die meisten Reisenden vor ihm. Ausgerüstet mit einem sichern umfassenden Blick auf das Große und Ganze, mit einer vollkommenen Herrschaft über das wissenschaftliche Material seiner Zeit, trachtete er stets danach, ein Gesamtbild von der Natur der Erdoberfläche zu gewinnen, die Beobachtungen, die er im einzelnen mit Fleiß und Sorgfalt angestellt hatte, zur Vergleichung verschiedener Landstriche zu verwerten und so die physikalische Geographie nach allen Richtungen hin auszubilden. Er hat nicht nur eine große Zahl von Ortsbestimmungen ausgeführt, sondern auch durch die barometrische Höhenmessung ein Bild von der vertikalen Gliederung der durchreisten Länder zu gewinnen gesucht. Er war der erste, welcher der Verteilung der Wärme auf der Erdoberfläche Beachtung zuwandte und in ausgedehnterem Maße Beobachtungen sammelte über den Erdmagnetismus. Er hat die Verteilung der Gewächse in horizontaler und vertikaler Richtung untersucht und wurde dadurch zum Schöpfer der Pflanzengeographie. Auch statistische Thatsachen hat er gesammelt und zur Ermittelung wichtiger Gesetze des Handels und Verkehrs verwertet.

Saussure. 1740—1799.

Nicht in entlegenen Weltteilen und fremden Himmelsstrichen, aber in den damals noch weniger als jetzt wegsamen und wissenschaftlich fast unbekannten Hochgebirgen der Schweiz stellte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts **Horace Benedikt de Saussure** seine Forschungsreisen an. Saussure entstammte einer wohlhabenden und angesehenen Familie in Genf, welches in damaliger Zeit ein Glanzpunkt wissenschaftlichen Lebens und Strebens war, und alljährlich richtete er seine Wanderungen in die Berge seines schönen Heimatlandes, welche er nach allen Richtungen hin wissenschaftlich durchforschte. Insbesondere war er der erste, welcher die geologischen Verhältnisse der Alpen, ihre Zusammensetzung und ihren Bau ins Auge faßte.

Geologie.

Aber die **Geologie** als Wissenschaft war in jener Zeit noch in ihren Kinderjahren. Wenn man von vereinzelten Vorläufern absieht, unter denen auch hier Leibniz einer der hervorragendsten ist, herrschten noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die seltsamsten Vorstellungen über die Zusammensetzung und Bildungsweise der Gesteine, über die Bedeutung der Erdschichten und besonders über die Natur der Versteinerungen. Aus den Kreisen der praktischen Bergleute, die durch ihren Beruf fortwährend auf die

Betrachtung des Baues der Gebirge hingewiesen waren, ging ein neues Leben in der Geologie hervor. So erklärte bereits um die Mitte des Jahrhunderts der deutsche Bergmann Johann Gottlob Lehmann die Reihenfolge der aufeinander lagernden Schichten für einen Beweis ihres verschiedenen Alters und erkannte in denselben die Urkunden für die Geschichte der Erdbildung. Von nachhaltigerem Einfluß auf die

Werner. 1750—1817. Neugestaltung der Geologie aber war die Thätigkeit von Abraham Gottlob Werner, der gleichfalls aus den Berufskreisen der Berg- und Hüttenleute hervorgegangen war und während des größten Teils seines Lebens als Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg wirkte. Werner hat zuerst der geologischen Forschung sichere Methoden gegeben und bestimmte Aufgaben gestellt. Er hat zuerst auf die Alterszusammengehörigkeit verwandter Schichten in verschiedenen Gegenden hingewiesen und er erkannte auch bereits, daß die in den Gesteinen eingeschlossenen Versteinerungen ein sicheres Kennzeichen für die verschiedenen Altersstufen bildeten, wenn ihm auch zu einer vollständigen und durchgreifenden Ausbildung dieses Gedankens noch das nötige Material fehlte. Nach Werners Ansicht ist das allein in großem Maßstab wirkende Agens bei der Bildung der Erdoberfläche das Wasser, während er einer erhöhten Temperatur, wie sie sich bei den vulkanischen Erscheinungen zeigt, nur eine untergeordnete und lokale Bedeutung zuschreibt (Neptunismus). Da die eignen Beobachtungen Werners nicht über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichten, so waren ihm keine entscheidenden Thatsachen bekannt, die seiner Ansicht entgegenstanden. So groß daher auch Werners Einfluß auf seine zahlreichen Schüler gewesen ist, welchen er den Geist strenger Forschung und scharfer Beobachtung der Natur einflößte, so waren es doch gerade mehrere seiner bedeutendsten Schüler, die, durch ausgedehnte Erfahrung unterrichtet, eine der seinigen entgegengesetzte Lehre ausbildeten, indem sie dem Feuer, der ursprünglichen inneren Erdwärme gewaltige Wirkungen in der Bildung der jetzigen Gestalt der Erdoberfläche zuschrieben, von denen sich die letzten Spuren noch in den Ausbrüchen der Vulkane erhalten haben (Plutonismus). Auch hier ist Alexander von Humboldt der erste gewesen, dessen vergleichender Blick auf die geographische Verteilung der Vulkane gelenkt wurde, der die merkwürdige Anordnung derselben in Reihen erkannte und daraus den kühnen Schluß zog, daß sich dieselben über lang sich hinziehenden Spalten erheben, welche von unten her in die Erdrinde gerissen sind. Auch der große Geologe Leopold von Buch, gleichfalls Werners Schüler, hat sich später der plutonistischen Richtung zugewandt.

Werners Einfluß und Ruhm reichte weit über die Grenzen Deutschlands hinaus und in den verschiedensten Ländern Europas hatte er persönliche Schüler. Aber so sehr auch seine wissenschaftliche Methode Anerkennung fand, so erweckten auf der andern

Dolomieu. 1750—1801. Seite seine theoretischen Ansichten vielfachen Widerspruch. In Frankreich hatte Dolomieu eine der Wernerschen entgegengesetzte Ansicht über die Bildung der Erde ausge-

d'Aubuisson de Voisins. 1769—1841. sprochen, und ihm schloß sich sein Landsmann d'Aubuisson de Voisins an, den Werners Ruhm als Schüler der Bergakademie nach Freiberg gezogen hatte, der aber gleichwohl angesichts der in seiner Heimat gemachten Wahrnehmungen Werners Lehren nicht mehr aufrecht erhalten konnte.

In England, wo gleichfalls die geognostischen Verhältnisse des Landes auf alte

Hutton. 1726—1797. Hall. 1761—1832. Wirkungen feuerflüssiger Massen hinwiesen, waren es hauptsächlich Charles Hutton und James Hall, welche, letzterer besonders auf merkwürdige Experimente über die Schmelzung der Gesteine gestützt, der neptunistischen Richtung entgegentraten, und einer Lehre, die den Wirkungen einer erhöhten Temperatur gebührend Rechnung trägt, Eingang verschafften.

Meteorologie. Die Verbesserung der physikalischen Meßinstrumente hatte die Mittel geschaffen,

den physikalischen Verhältnissen der Atmosphäre genauere Beobachtung zu schenken, woraus die Meteorologie oder Witterungskunde erwuchs. Das wichtigste Instrument für solche Beobachtungen ist das Thermometer, welches am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zuerst eine brauchbare Gestalt erhielt. Zwar hatte man bereits früher, namentlich seit 1657 in Florenz Vorrichtungen, durch welche eine Änderung in der Temperatur angezeigt wurde, aber zu eigentlichen Messungen oder Vergleichungen waren diese nicht geeignet. Der Danziger Gelehrte Fahrenheit führte zuerst den Gebrauch des Quecksilbers statt des Weingeistes bei den Thermometern ein und gab denselben eine feste Skala. Aber erst 1730 wurden durch den französischen Physiker Réaumur, welcher auch um andre Zweige der Physik und namentlich um die Zoologie große Verdienste hat, Thermometer eingeführt, deren Angaben untereinander vergleichbar waren; der Gebrauch der Skala, die er ihnen gab, ist noch jetzt sehr verbreitet, wenn sie auch später, namentlich in Frankreich, durch die hundertteilige Skala des Schweden Celsius verdrängt wurde.

Fahrenheit. 1686—1736.

Réaumur. 1683—1757.

Meteorologische Beobachtungen wurden im vorigen Jahrhundert zwar an verschiedenen Orten, namentlich in Paris, angestellt, jedoch nicht nach richtigen wissenschaftlichen, und noch weniger nach übereinstimmenden Prinzipien, bis im Jahr 1780 der Kurfürst Karl Theodor die Mannheimer Akademie für Meteorologie gründete, der sich bald aus ganz Europa ausgezeichnete Männer als Mitglieder beigesellten die nach bestimmten Vorschriften und mit übereinstimmenden Instrumenten ihre Beobachtungen anstellten, welche das erste und lange Zeit das einzige sichere und brauchbare Material für eine wissenschaftliche Vergleichung der Witterungsverhältnisse verschiedener Gegenden lieferten. Bis zum Jahr 1792 reichen die Beobachtungen dieser Gesellschaft, als unter dem Einfluß der politischen Stürme ihre Thätigkeit erlosch.

Es ist hier noch der Entdeckung der Luftelektrizität durch den berühmten Benjamin Franklin zu gedenken, dessen Name auch in der Geschichte der Physik stets mit Achtung genannt werden wird. Die elektrischen Erscheinungen waren seit dem Beginn des Jahrhunderts Gegenstand vielfacher Forschungen der Physiker und wohl auch schon früher war der elektrische Funke mit dem Blitz verglichen worden. Franklin aber, dem die Elektrizitätslehre manchen wichtigen Fortschritt verdankt, war der erste, welcher durch wirkliche Aufsammlung der atmosphärischen Elektrizität die elektrische Natur der Gewitter nachwies. Geleitet durch sein ungewöhnliches praktisches Talent, sann er infolge dieser Entdeckung auf Mittel, um die verderblichen Wirkungen des Blitzstrahls abzuwehren, und wurde so zum Erfinder des Blitzableiters.

„Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis“,
„Raubte dem Himmel den Blitz, entwand den Stab den Tyrannen“,

mit diesen Worten begrüßte d'Alembert den Befreier seines Vaterlandes und den Mann der Wissenschaft bei seiner Aufnahme in die Pariser Akademie.

Eine Erfindung, welche anfangs große Hoffnungen erregte, die jedoch die Folgezeit großenteils unerfüllt gelassen hat, ist die des Luftballons durch die Brüder Montgolfier (1783). Die ersten von diesen konstruierten Luftballons erhielten ihre Steigkraft durch erwärmte Luft, wodurch die Unterhaltung eines Feuers während der Fahrt nötig wurde. Mit besserem Erfolg wandte bald darauf der französische Physiker Charles das Wasserstoffgas zur Füllung der Ballons an, ein Versuch, der bereits vor ihm allerdings nur in kleinem Maßstab in England von Cavallo und in Deutschland von dem als geistvoller Schriftsteller und gelehrter Physiker gleich berühmten Lichtenberg angestellt worden war.

Ein Ereignis, welches in der Geschichte der Physik epochemachend ist, fällt in den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, die Entdeckung des Galvanismus. Eine vereinzelte hierher gehörige Erscheinung, die Erregung einer Geschmacksempfindung auf

Galvanismus.

der Zunge durch die Berührung zweier Metalle, war schon um die Mitte des Jahrhunderts von dem in Berlin lebenden schweizer Naturforscher Sulzer wahrgenommen worden, jedoch ohne daß daraus weitere Schlüsse gezogen oder eine richtige Deutung der Erscheinung versucht worden wäre. Ungleich folgenreicher für die Wissenschaft sind
Galvani. 1737—1798. die in den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts gemachten Beobachtungen Galvanis, Professor der Medizin in Bologna, geworden, der die Zuckungen von in gewisser Weise präparierten Froschmuskeln unter dem Einfluß von Elektrizität und bei der Berührung mit Metallen zuerst wahrnahm, und die letztere Erscheinung alsbald gleichfalls als eine elektrische erkannte. Mit rastlosem Eifer durchforschte Galvani nach allen Seiten hin das Gebiet dieser Erscheinungen, in dem er eine Fülle bis dahin unbekannter Thatsachen ans Licht brachte, und wenn er auch theoretisch noch befangen war in gewissen, damals verbreiteten Vorstellungen über tierische Elektrizität, die häufig Veranlassung waren, daß der wahre Sachverhalt verkannt wurde, so wird doch dem redlichen Streben und dem gewissenhaften Eifer für die Erkenntnis der Wahrheit die Nachwelt die höchste Anerkennung nicht versagen können. Die Entdeckungen Galvanis machten in der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen; überall wurden die Versuche wiederholt und ihre Erklärung versucht, und bald waren die Physiker der Zeit in zwei entgegengesetzte Heerlager geschieden; denn inzwischen hatte sich der Frage ein Mann bemächtigt, der an Forschergabe, an Scharfblick und wissenschaftlicher Befähi-
Volta. 1745—1827. gung Galvani weit überragte: Alessandro Volta aus Como. Volta hatte mit dem Scharfblick eines echten Physikers in den neuen Erscheinungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen verstanden, und war besonders gegen Galvanis Vorstellungsweise aufgetreten, der als den einzigen Quell der neuentdeckten elektrischen Erscheinungen den tierischen Organismus selbst betrachtete und die kühnsten Hoffnungen für die Erklärung der Lebensvorgänge und selbst für die Heilung von Krankheiten auf seine Entdeckung baute. Volta dagegen erkannte in der Berührung zweier Metalle eine Elektrizitätsquelle und wurde so zum Entdecker der elektrischen Ströme, welche in der Folge nicht nur die physikalische Wissenschaft, sondern auch das öffentliche Leben so gewaltig umgestalteten. Wenn auch die Folgezeit die tierische Elektrizität wieder in ihre Rechte eingesetzt hat, wozu namentlich die Versuche Alexander von Humboldts „über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ den Anstoß gegeben haben, so geschah dies doch in anderm Sinn als es Galvani gedacht hatte, und für den damaligen Standpunkt der Kenntnisse muß die Anschauung Voltas als die richtigere, den fundamentaleren Teil der Erscheinungen treffende bezeichnet werden. Unter Voltas Händen machte denn auch die Kenntnis der elektrischen Ströme rasche Fortschritte, und als im Jahr 1800 Carlisle und Nicholson in England die Wasserzersetzung durch den galvanischen Strom entdeckt hatten, eine Erscheinung, die bereits 1809 der Arzt Sömmering in Frankfurt a/M. zu den ersten Versuchen in der elektrischen Telegraphie benutzte, eröffnete sich ein weiter Blick in die mannigfachen Wirkungen der strömenden Elektrizität, deren fernere Durchforschung unserm Jahrhundert vorbehalten blieb.

Optik. Auch in der Optik bereitete sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Umschwung vor. Newton hatte die Lehre von den Lichterscheinungen durch seine Annahme eines besonderen Lichtstoffes in ein festes System gebracht, welches von den zu seiner Zeit bekannten Thatsachen hinlänglich Rechenschaft gab, und obschon ungefähr gleichzeitig Huyghens eine andre Theorie aufstellte, die auf der Annahme von Lichtschwingungen fußte, so war doch Newtons Theorie im vorigen Jahrhundert die allein herrschende. Unter den hervorragenden Physikern war es allein Euler, welcher sich der Huyghensschen Auffassung zuneigte.

Goethes Farbenlehre. Aus einer andern Quelle fließen die bekannten heftigen und gereizten Angriffe,

welche Goethe gegen Newtons Farbenlehre richtete. Goethes dichterischer Natur waren die zergliedernden Methoden, deren sich die Physik zur Erreichung ihrer Ziele bedienen muß, im Innersten zuwider. Wie ein Kunstwerk, so gestaltete sich ihm auch die Natur zu einem lebensvollen Ganzen, welches sich nicht zerpflücken läßt, ohne zerstört zu werden; und so wollte er auch die Gesetze der Natur aus ihrem Ganzen heraus, durch die Kraft der lebendigen Anschauung begreifen. Er hielt an dem Glauben fest, daß die Natur ihre Geheimnisse dem empfänglichen Gemüt von selbst offenbare, und verschmähte die Hilfsmittel künstlicher Experimente, welche in seinen Augen die Natur verfälschten. Daß eine solche Anschauung in der Physik nicht Boden gewinnen konnte, und daß daher auch Goethes Farbenlehre ohne nachhaltigen Einfluß auf die theoretische Optik bleiben mußte, ergiebt sich aus dem Wesen dieser Wissenschaft, deren eigentliche Aufgabe in der Zergliederung der Sinneswahrnehmungen besteht. Wir werden weiterhin sehen, daß in einem andern Teil der Naturwissenschaft, in der Morphologie, Goethe durch die gestaltende Kraft seiner Phantasie, durch die echt künstlerische Gabe der lebendigen Anschauung zum großen Entdecker wurde.

Aber in andrer Weise erwiesen sich die Grundlagen der Newtonschen Farbenlehre der wachsenden Kenntnis der Thatsachen gegenüber als unzulänglich. Zu diesen Thatsachen gehören die von Malus teils entdeckten, teils genauer untersuchten Erschei- Malus. 1775—1812.
nungen der Polarisation und Doppelbrechung, und vor allen die durch Young im Jahr 1801 entdeckte Interferenz der Lichtstrahlen. Thomas Young, der erste, Young. 1773—1829.
welcher sichere Anhaltspunkte für die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphenschrift fand, gehört auch zu den scharfsinnigsten Physikern. Seine Untersuchungen über die Lichtempfindungen des Auges sind noch jetzt die Grundlagen für die Anschauungen der Physiologie über diesen Gegenstand, und durch seine Entdeckung der Interferenz hat er die sicherste Stütze für die Undulationstheorie des Lichts geschaffen, welche er und später Fresnel zu einem hohen Grad von Vollendung brachten. Des letztgenannten Arbeiten fallen aber außerhalb des hier zu betrachtenden Zeitraums.

Verhältnismäßig spät hat sich die Chemie aus den Fesseln freigemacht, welche ihr Chemie.
die Träumereien der Alchimisten einerseits, die rein praktischen Gesichtspunkte der Ärzte anderseits auferlegt hatten. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschten über die Zusammensetzung der Körper und ihre Grundbestandteile die unklarsten Vorstellungen. Nur langsam hat sich die Chemie über die scholastische Lehre erhoben, nach welcher alle Körper aus einer sehr kleinen Anzahl Elemente, auch Prinzipien genannt, bestehen sollten, die von den meisten nicht als wirklich darstellbare konkrete Stoffe gedacht wurden, sondern als Träger gewisser allgemeiner Eigenschaften, wenn auch anderseits häufig die ebenso benannten wirklich bekannten Stoffe damit verwechselt wurden, wie z. B. Quecksilber bald das bekannte flüssige Metall bedeutete, bald als Repräsentant alles Metallischen überhaupt angesehen und in diesem Sinn als Bestandteil aller Metalle aufgefaßt wurde. Wenn aber demgemäß vielfach, namentlich in Frankreich, die Meinung herrscht, erst seit Lavoisier bestehe die Chemie als Wissenschaft, so hat dem gegenüber Kopp in der „Geschichte der Chemie“ mit Recht geltend gemacht, daß schon R. Boyle, der Zeitgenosse Newtons mit klarem Bewußtsein sich losgesagt hat von dem Treiben der Alchimisten und den Geist echter Naturforschung auch in die Chemie verpflanzt hat. Er hat mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß die Chemie als Naturwissenschaft um ihrer selbst willen nicht ihres Nutzens für die Heilkunde oder andrer Zwecke halber betrieben werden müsse, und dieser Mahnung sind die hervorragendsten Chemiker des vorigen Jahrhunderts gefolgt, obschon die meisten von ihnen dem ärztlichen Stand Hoffmann. 1660—1742.
angehörten und zum Teil auch in der Medizin reformatorisch gewirkt haben, wie Boerhaave. 1668—1738.
Stahl, F. Hoffmann, Boerhaave.

Es waren vorzugsweise die Erscheinungen der Verbrennung und die dadurch hervorgerufenen Veränderungen der Stoffe, welche die Forschung der Chemiker herausforderten, und an denen sich die Wissenschaft heranbildete, und hier war es die Lehre
Stahl. 1660–1734. des deutschen Arztes und Chemikers G. E. Stahl, die sogenannte Phlogistontheorie, welche sich einer großen Verbreitung und allgemeinen Anerkennung erfreute. Danach sollte in allen brennbaren Stoffen, besonders in den Metallen, ein besonderer „Feuerstoff", das Phlogiston, enthalten sein, welcher durch sein Entweichen die Erscheinung des Verbrennens bedingt. Die Aufstellung dieser Lehre, welcher auch Lavoisier im Anfang seiner wissenschaftlichen Thätigkeit noch zugethan war, die er aber später heftig zu bekämpfen hatte, bezeichnet für ihre Zeit einen bedeutenden Fortschritt in der Wissenschaft, da sie die erste war, welche eine große Zahl der bekannten Thatsachen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfaßte und von mannigfachen chemischen Vorgängen genügend Rechenschaft zu geben im stande war. Auch sind unter ihrer Herrschaft und teilweise unter ihrer Leitung bedeutende neue Entdeckungen gemacht worden. Freilich, über die eine Thatsache, daß die Körper beim Verbrennen an Gewicht zunehmen, konnte die Phlogistontheorie keinen Aufschluß geben, wenn man nicht, wie manche thaten, sich zu dem Schritt entschließen wollte, der Feuermaterie ein negatives Gewicht beizulegen. Als man daher im vorigen Jahrhundert anfing, auf die quantitativen Verhältnisse in der Chemie strenger Rücksicht zu nehmen, mußte sich die Phlogistontheorie mehr und mehr als unzulänglich erweisen. Diese Berücksichtigung der Gewichtsverhältnisse war es auch, welche zu immer neuen Einsichten nicht nur in Bekanntes, sondern auch zur Auf-
Black. 1728–1799. findung bedeutsamer neuerer Thatsachen führte. So hat der Schotte J. Black, gestützt auf wägende Beobachtungen, zuerst die sogenannte fixe Luft (Kohlensäure) als eine besondere von der atmosphärischen verschiedene Luftart erkannt und ihre Eigenschaften untersucht; dadurch hat er zugleich die Erkenntnis zur Geltung gebracht, daß es außer der gemeinen Luft noch andre gasförmige Körper gebe, und seitdem knüpfen sich gerade an die Entdeckung neuer Gase die wichtigsten Fortschritte der Chemie. Am folgenreichsten sind in dieser Richtung die Arbeiten der beiden englischen Chemiker, des schon erwähnten
Priestley. 1733–1804. Priestley und H. Cavendish' geworden. Der erstere hat in unermüdlicher Thätig-
Cavendish. 1731–1810. keit eine größere Zahl neuer Gasarten entdeckt und als eigentümliche unterscheiden gelehrt, so namentlich das Sauerstoffgas (1774). Mit reicheren physikalischen und mathematischen Kenntnissen ausgerüstet hat Cavendish auch die physikalischen Eigenschaften der Gase in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Er war der erste, welcher von der Zusammensetzung der Atmosphäre und von der Bedeutung, die ihre Bestandteile für die Unterhaltung der Verbrennungs- und Atmungsprozesse haben, richtige Vorstellungen hegte, er zeigte, wie aus der von ihm (1766) entdeckten brennbaren Luft (Wasserstoff) und aus Sauerstoff durch Verbrennung Wasser entstehe. Aber beide Forscher waren noch strenge Anhänger der Phlogistontheorie, welche in diesem Teil der Chemie am wenigsten geeignet ist, den wahren Sachverhalt aufzudecken, deren Sturz gerade durch ihre Entdeckungen am meisten beschleunigt wurde.

Scheele. 1742–1786. In ähnlichem Geiste waren um dieselbe Zeit thätig K. W. Scheele, geboren zu Stralsund, später als Apotheker in Schweden lebend, der kurze Zeit nach Priestley (1775) und von diesem gänzlich unabhängig das Sauerstoffgas und die Zusammen-
Bergmann. 1735–1784. setzung der atmosphärischen Luft (sowie andre chemische Elemente) entdeckte; und T. O. Bergmann, Professor der Chemie und Pharmazie in Upsala, der sich besonders um die Verbesserung der Methoden chemischer Untersuchungen Verdienste erworben hat.

Eine neue Epoche für die Entwickelung der Chemie aber beginnt mit dem Auf-
Lavoisier. 1743–1794. treten von Lavoisier und dem siegreichen Vordringen seiner Lehre. Lavoisier war einer der ausgezeichnetsten naturwissenschaftlichen Forscher Frankreichs. Ausgerüstet

mit einer reichen Fülle von Kenntnissen aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft, der Botanik, Mineralogie, Astronomie, Physik, Mathematik, trat er den chemischen Fragen gegenüber und wurde so zum Reformator dieser Wissenschaft. Durch eine richtige Würdigung der neubekannten Thatsachen, durch sorgfältige Untersuchungen mit Maß und Wage, war er zur Überzeugung von der Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der Phlogistontheorie gelangt, und hat von da an diese Lehre bekämpft bis zu ihrem völligen Sturz. Durch seine Untersuchungen über die Verbrennung, über die Zusammensetzung des Wassers, über die Atmung u. a. hat er unwiderleglich nachgewiesen, daß der Vorgang der Verbrennung nicht auf dem Entweichen eines unbekannten Stoffes, sondern auf der Verbindung mit Sauerstoff beruht, und hat so den Grund gelegt zu den seitdem in der Chemie herrschenden Vorstellungen, die mit allen Thatsachen in bestem Einklang stehen, wonach aus einer bestimmten Anzahl einfacher Grundstoffe, solcher, deren Zerlegung noch nicht gelungen ist, alle uns bekannten Substanzen zusammengesetzt sind. Die Anzahl dieser Grundstoffe ist viel beträchtlicher als die der alten Elemente, ihr Begriff aber ist ein naturwissenschaftlicher, kein metaphysischer, ein vollständig erfahrungsmäßiger, frei von jeder aus metaphysischen Voraussetzungen stammenden Unbestimmtheit. „Versteht man unter Elementen die einfachen und unteilbaren Moleküle, so ist es wahrscheinlich, daß wir dieselben nicht kennen; versteht man darunter die letzten Bestandteile, welche die Analyse ergiebt, so sind alle für uns unzersetzbaren Substanzen auch Elemente, nicht daß dieselben als wirklich einfache Körper zu betrachten wären, sondern weil sie uns, solange bis ihre Zerlegung glückt, als solche erscheinen", so lautet die Lehre von Lavoisier. — Der Forscher starb als ein Opfer der Schreckenszeit unter der Guillotine, weil er als ein ehemaliger Generalpächter der Steuern den Männern des Wohlfahrtsausschusses verdächtig war, obwohl ihn in seinem privaten und öffentlichen Leben kein Vorwurf trifft.

Eine weitere Entdeckung von fundamentaler Bedeutung für die chemischen Anschauungen war die Auffindung des Gesetzes der festen Proportionen bei chemischen Verbindungen, d. h. die Erkenntnis der Thatsache, daß die chemischen Verbindungen immer in bestimmten sehr einfachen Zahlenverhältnissen vor sich gehen. Der erste, welcher gegen Ende des Jahrhunderts auf diese Thatsache aufmerksam gemacht hat, ist der deutsche Chemiker **Richter**. Er hat den Gewichtsverhältnissen chemischer Verbindungen besondere Sorgfalt gewidmet, und wandte mit Vorliebe mathematische Betrachtungen auf Chemie an, indessen fanden seine an sich so wichtigen Entdeckungen wenig Beachtung und Anerkennung. Es geschah dies erst, nachdem der englische Chemiker **Dalton**, dem auch die Physik wichtige Untersuchungen, besonders bezüglich der Eigenschaften von Gasen und Dämpfen verdankt, das verwandte Gesetz der sog. multiplen Proportionen entdeckt hatte. Dalton hat, gestützt auf diese neuen Thatsachen, der Atomlehre, die, aus dem Altertum überliefert in allen naturphilosophischen Betrachtungen eine wichtige Rolle gespielt, seit Newtons Zeit aber eine wesentliche Umgestaltung erfahren hatte, eine neue Form und Bedeutung gegeben, welche im stande war, die Verhältnisse, wie sie in der Chemie zu Tage treten, in überraschend einfacher Weise zu erklären. Diese Daltonsche Atomlehre blieb fortan die Grundlage für die theoretischen Anschauungen der Chemiker.

Richter. 1762—1807.

Dalton. 1766—1844.

Die wissenschaftliche Erkenntnis der belebten Wesen und ihrer Lebensthätigkeit, **Zoologie**, **Botanik**, **Physiologie** hatten im vorigen Jahrhundert einen großen Reichtum an Material gewonnen. Einerseits hatte die Verbindung mit fernen Ländern und die eifrig gepflegte Durchforschung der Heimat eine große Zahl neuer Tier- und Pflanzenformen kennen gelehrt, anderseits führte die im vorangegangenen Jahrhundert begonnene immer mehr sich verbreitende Ausbildung anatomischer und physiologischer

Zoologie. Botanik. Physiologie.

Untersuchungen, unterstützt durch die mehr und mehr vervollkommneten Mikroskope, zu tiefern Einblicken in den innern Bau und die Lebensfunktionen der Tiere und Pflanzen. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war das Mikroskop in den Händen

Malpighi. 1628—1694. eines **Malpighi**, **Leeuwenhoek**, **Swammerdam** aus einem Spielzeug der

Leeuwenhoek. 1632—1723. Vornehmen zu einem wissenschaftlichen Werkzeug geworden, und vor den zahlreichen

Swammerdam. 1637—1680. und wichtigen Entdeckungen, welche mit seiner Hilfe gemacht worden waren, schwand das Vorurteil, daß nur das Große und Augenfällige in der Natur der Beachtung würdig sei. Zunächst aber machte sich das Bedürfnis fühlbar nach einer Ordnung des stets anwachsenden Materials, nach Systemen, die möglichst allseitig und übereinstimmend angenommen würden, nach einer Sprache, welche den Naturforschern aller Länder gleichmäßig verständlich war. So entstanden die umfassenden zoologischen und botanischen Systeme, in welchen das Streben nach einer Zusammenstellung der Formen nach innerer Verwandtschaft mehr und mehr in den Vordergrund trat, und Einteilungen nach rein äußerlichen Merkmalen, wie sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der

Klein. 1685—1759. Königsberger Zoologe J. F. **Klein** versuchte, welcher grundsätzlich jede anatomische Untersuchung als der Zoologie fremd von sich wies, mußten den sogenannten natürlichen Systemen weichen.

Unter den großen Systematikern dieser Epoche tritt uns zunächst der Name

Linné. 1707—1778. **Linné** entgegen, welcher sowohl der Botanik als der Zoologie die zum Teil noch heute geltenden Formen gegeben hat. Karl von Linné oder Linnaeus, wie er sich vor seiner Erhebung in den Adelstand nannte, war der Sohn eines unbemittelten Landgeistlichen, der aus einer weit verzweigten schwedischen Bauernfamilie stammte. Unter mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnissen hatte sich Linné zum großen Botaniker und Zoologen herangebildet. Mit seltener Begabung für Naturbeobachtungen hat er namentlich sein Heimatland Schweden vielseitig durchforscht und kennen gelernt, und hat sich auf Reisen nach Holland und Frankreich mit dem wissenschaftlichen Leben dieser Länder bekannt gemacht. Vom Jahr 1741 an wirkte Linné unermüdlich thätig und unter stets wachsender Anerkennung seiner Bedeutung als Professor der Naturgeschichte zu Upsala. Linné war der erste, welcher in den beschreibenden Naturwissenschaften eine feste, keiner Zweideutigkeit unterworfenen Namengebung eingeführt hat, ein Fortschritt, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Er hat zuerst den Begriff der Art genau begrenzt und auf die Notwendigkeit bestimmter Definitionen und kurzer treffender Beschreibungen hingewiesen, wodurch wieder die exakte Beobachtung gefördert wurde. Besonders aber war er auf Ausbildung der Systematik bedacht, wobei er nicht bloß den Zweck einer schnellen Orientierung in der Masse der Einzelheiten, sondern auch den höhern Gesichtspunkt des Nachweises der innern Verwandtschaft der verschiedenen Arten im Auge hatte. Vorzugsweise aber durch ihre hohe formelle Vollendung haben sich die Systeme Linnés eine Verbreitung und Anerkennung errungen wie keine andern vor oder nach ihm.

Buffon. 1707—1788. Eine von Linné durchaus verschiedene Natur ist der berühmte **Buffon**, den wir schon oben in seiner Stellung zu den Materialisten seiner Zeit kennen gelernt haben. George Louis Leclerc, später in den Grafenstand erhoben und nach einer seiner Besitzungen de Buffon genannt, ist in demselben Jahr wie Linné geboren, aber einer reichen und vornehmen Familie Frankreichs angehörig, unter ganz andern Verhältnissen aufgewachsen, und hat demnach seine Begabung in einer durchaus verschiedenen Richtung entwickelt. Anfänglich mathematischen Studien zugewandt, begann er erst, nachdem er zum Intendanten des Pariser Pflanzengartens ernannt war, die Naturgeschichte als seine eigentliche Lebensaufgabe zu betrachten. Buffon gehörte den feingebildeten geistreichen Kreisen der französischen Hauptstadt in der Zeit Ludwigs XV. an und zählt

seines glänzenden Stils wegen zu den klassischen Schriftstellern jener Epoche. Durch seine hinreißenden und begeisterten Schilderungen warb er in den gebildeten und vornehmen Kreisen der bis dahin gering geachteten Naturgeschichte zahlreiche Verehrer und Freunde. Buffon war nicht der sorgfältige und eifrige Forscher und Beobachter wie Linné; gegen die Systematik, die er gleichwohl nicht entbehren konnte, bezeugte er unumwunden seine Abneigung. Bei seinen Darstellungen stützte er sich auf die Berichte von Reisenden und die Beobachtungen andrer (namentlich seines Mitarbeiters Daubenton), die ihm reichlich zu Gebote standen, die er aber häufig ohne genaue Prüfung hinnahm. Sein Streben ging dahin, von der Gesamtnatur ein anschauliches, durch Einzelschilderungen reich belebtes Bild zu geben, die einzelnen Thatsachen in ihrer Bedeutung für das Ganze zu erfassen und ins Licht zu stellen. Kühne, oft gewagte Hypothesen hat er aufgestellt über die Entstehung der belebten Welt, über die Epochen der Schöpfung, über das Leben der Tiere und Pflanzen; aber durch diese in begeisterter Sprache vorgetragenen, von seinem weitumfassenden Blick und philosophischen Geist geleiteten Hypothesen hat er den Anstoß gegeben zu einer über das Einzelne sich erhebenden Vergleichung und Zusammenfassung der wissenschaftlichen Resultate. Auch darin hat Buffon ein unleugbares Verdienst, daß er, unterstützt durch den negirenden Geist seiner Zeit und seiner Umgebung, die Naturforschung befreite von dogmatischen Vorurteilen und sie auf ihre eignen Wege wies.

Mehr im Geiste Linnés und für die Botanik von nicht geringerer Bedeutung als dessen Systeme sind die Arbeiten der Jussieu, einer Familie, welche der Botanik eine Reihe trefflicher Gelehrten gegeben hat, darunter die bedeutendsten Bernhard und sein Neffe Antoine Laurent de Jussieu, deren Arbeiten großenteils gemeinschaftlich entstanden, so daß die Trennung der Verdienste jedes Einzelnen nicht mehr möglich ist. Das Streben beider ging dahin, die Einteilung der Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft durchzuführen, und ihre Leistungen in dieser Richtung sind für alle folgenden sogenannten natürlichen Pflanzensysteme die Grundlage geblieben. Der ältere von beiden hat zuerst als Aufseher des Gartens von Trianon seine Ideen verwirklicht, indem er die Pflanzen jenes Garten nach ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit anordnete. Der jüngere, der als Direktor des Pflanzengartens in Paris Buffons Nachfolger war, hat in einem umfassenden Werk das natürliche Planzensystem ausgebildet und bekannt gemacht und so der systematischen Botanik ihre festen, noch heute geltenden Grundlagen gegeben.

B. de Jussieu. 1699—1776.

A. L. de Jussieu. 1748—1836.

Neben der systematisierenden Thätigkeit verfolgt aber die Wissenschaft von den belebten Wesen noch andre Ziele. Die Systeme sind nur Mittel zum Zweck; die Wissenschaft selbst hat höhere Aufgaben als die Zusammenstellung und Ordnung einzelner Thatsachen; die Erforschung der Lebensthätigkeit, die Vergleichung der verschiedenen Formen, die Aufsuchung des Gemeinsamen und des Verschiedenen und die Ableitung allgemeiner Naturgesetze aus den Erscheinungen, das sind die Aufgaben der Physiologie und vergleichenden Anatomie. Die merkwürdigen Beobachtungen, welche gegen die Mitte des Jahrhunderts der Genfer Naturforscher Abraham Trembley über die Reproduktion der Polypen machte, hatten einen wesentlichen Einfluß auf die Anschauungen der materialistischen Philosophen jener Zeit, namentlich auf Lamettrie, waren aber auch für die Naturforschung von fundamentaler Bedeutung. In ähnlichem Sinne war ein andrer, wenig jüngerer Genfer, Charles Bonnet, thätig. — Vor allen bestimmend für die Richtung der Physiologie jener Zeit war der uns bereits als Dichter bekannte Albrecht von Haller, ein geborner Berner, dessen wissenschaftliche Wirksamkeit aber zum größten Teil der Universität Göttingen angehört, auf welcher er die Naturwissenschaften zu einer hohen Blüte brachte. Haller gilt als der Begründer

Trembley. 1710—1784.

Bonnet. 1720—1793.

Haller. 1708—1777.

der experimentellen Physiologie, und der Einfluß auf seine Zeitgenossen war ein sehr bedeutender. Seine Lehren über die Entwickelungsgeschichte des tierischen Keimes waren lange Zeit die herrschenden, wenn auch spätere Untersuchungen, namentlich die von L. Spallanzani und C. F. Wolf, dieselben in wesentlichen Punkten umgestaltet und berichtigt haben. Auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie und Physiologie sind aus jener Periode noch hervorzuheben die Arbeiten des Engländers J. Hunter und des Franzosen Felix Vicq d'Azyr, endlich J. F. Blumenbachs, des Begründers der Naturgeschichte der Menschenrassen.

Spallanzani. 1729—1799. Wolf. 1733—1794. Hunter. 1728—1793. Vicq d'Azyr. 1748—1794. Blumenbach. 1752—1840.

Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt in den beschreibenden Naturwissenschaften ein neues Element Boden zu gewinnen, welches allerdings erst im gegenwärtigen Jahrhundert seine Ausbildung erhielt, die Morphologie, d. h. die genaue Berücksichtigung der Formen, ihres Zusammenhangs, ihrer Abhängigkeit voneinander und von den äußern Lebensbedingungen nicht nur der Individuen, sondern auch der einzelnen Organe. Der Begriff der Tier- und Pflanzenart begann schwankend zu werden und die Frage nach der Möglichkeit einer Veränderung der Arten wurde schon damals diskutiert, aber allerdings bis auf Darwin von der überwiegenden Zahl der Forscher mit Cuvier verneinend beantwortet; allein es fehlte auch nicht an Gelehrten, welche diese Möglichkeit entschieden behaupteten, so namentlich Lamarck und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

Lamarck. 1744—1829. Geoffroy Saint-Hilaire. 1772—1844.

Goethes morphologische Arbeiten.

Die Blütezeit der morphologischen Forschungen, mit welcher der Name Cuviers eng verflochten ist, liegt außerhalb der Grenzen des Zeitraums, der uns hier beschäftigt. Dagegen ist hier der Ort, den Namen Goethes als Naturforscher in seine Rechte einzusetzen. In der Geschichte der Morphologie wird der große Dichter stets einen ehrenvollen Platz behaupten; und hier ist auch in der That das Feld, wo die lebendige Anschauung und die ästhetischen Gesichtspunkte des Dichters, der Formensinn des Künstlers zu wissenschaftlichen Entdeckungen führen konnten. Zwei große allgemeine Gedanken über die Gestalten der lebenden Wesen sind es, welche Goethe als der erste in die Wissenschaft eingeführt hat, die sich in der Folge allgemeine Anerkennung erwarben und sich als sehr fruchtbar erwiesen, und die noch in jüngster Zeit durch Darwins Lehre eine neue Bedeutung gewonnen haben, zwei Gedanken die, obschon ursprünglich mehr einem künstlerisch ästhetischen Bedürfnis als einer objektiven Beobachtung entsprungen, von Goethe während vieler Jahre durch sorgfältige Naturbeobachtung geprüft und bestätigt gefunden wurden. Der erste dieser Gedanken ist der, daß die große Menge der Tier- und Pflanzengestalten aufgebaut sei nach einem gemeinsamen Grundplan, daß alle Formen Abänderungen seien eines Urtypus, ein Gedanke, der ihn zu der bekannten anatomischen Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen führte. Der zweite Gedanke, der in meisterhafter Weise in der „Metamorphose der Pflanzen" durchgeführt und durch schöne Beobachtungen belegt ist, spricht ein ähnliches Gesetz aus für die einzelnen Organe eines Pflanzen- oder Tierindividuums, wonach auch diese einzelnen Teile Abänderungen einer Grundform sind, bedingt durch die verschiedenen, denselben zukommenden Lebensfunktionen.

Schön spricht Goethe die ihn leitende Idee in dem Distichon aus:

> „Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern.
> Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz."

II. Die Entstehung der nordamerikanischen Union und die europäischen Westmächte.

Litteratur. Bei der wachsenden Menge monographischer Schriften über die wichtigen Ereignisse, die den Inhalt des folgenden Abschnitts bilden, können nur die bedeutenderen und die neuesten der dahin einschlagenden und benutzten Geschichtswerke angeführt werden. Dahin gehören außer den schon mehrfach erwähnten Werken von Schlosser, Lord Mahon u. a.: 1) Über die Regierungszeit Georgs III. in England selbst: die Werke von Aikin (Annals of the reign of K. G. III. Lond. 1820. 2 voll.); Hughes (Hist. of E. from the accession of G. III. Lond. 1836. 7 voll.); Massey (H. of E. during the reign of G. III. Lond. 1861—1863. 4 voll.); Brougham (Hist. sketch of statesmen in the time of G. III. Lond. 1839 u. 1855. Auch D.); John Adolphus (Hist. of E. from the acc. of K. G. III. to the peace of 1783. Lond. 1802. 3. voll.) Die „Juniusbriefe" (Engl. in Bohns stand. libr. Lond. 1865. Deutsch von Arn. Ruge, Mannh. 1847) und über dieselben die Monogr. von Dr. Fr. Brockhaus Leipzig 1876; Lecky, History of England in the eight eenth Century, 2. u. 3. Band (übersetzt von Löwe); Fischel, Die Verf. Englds. Berl. 1862. — 2) Über Nordamerika: Außer den ältern Werken von Ramsay (Hist. of the Am. revolut. Lond. 1791. 2 voll.); John Gorham Palfrey, History of New-England during the Stuart dynasty, Boston 1858; John C. Hamilton, History of the Republik of the United States of America, as traced in the writings of Alex. Hamilton and of his contemporaries, New-York 1857 f., 2 Bde, u. a. m. Von deutschen Werken: Dietr. H. v. Bülow, Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande, Berlin 1797, 2 Bände; das große Werk von Bancroft (H. of the Unit. Stades New-York 1834—1864. 9 voll. D. von Kretschmar. Leipz. 1845 ff.); Robert Mohl, Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Erste Abteilung: Verfassungsrecht, Stuttgart u. Tübingen 1824 (Frgm.). K. F. Neumann, Gesch. der Ver.-St. v. Am. Berl. 1863—1866 3 voll.; Laboulay, Hist. pol. des États-Unis, Par. 1855—1866. 3 voll. Deutsch, Heidelberg 1868—1870; Fr. Kapp, Der Soldatenhandel der d. Fürsten nach Am. Berl. 1864; Derselbe, Das Leben des amerikanischen Generals F. W. v. Steuben. Berlin 1858; Leben des amerikanischen Generals Joh. Kalb, Stuttg. 1862; und Friedr. d. Gr. u. die Vereinigten Staaten, Leipz. 1871; G. von Holst, Verfassung und Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika. 1. T. Staatssouveränität und Sklaverei, Düsseldorf 1873. — 3) Über das englische Reich in Ostindien: Die Werke von James Mill (The hist. of Brit.-Ind. Lond. 1820. 6 voll.), von Thom. Keightley (Hist. of Ind., übersetzt v. Seybt in: Bülaus moderne Geschichtschr. Leipz. 1857. 3 voll.); K. Fr. Neumann, Geschichte des Engl. Reichs in Asien. Leipz. 1857. 2 Bde. Die Lebensbeschr. Warren Hastings von Gleigh und Lord Clives von Malcolm und von Macaulay.

1. Die britischen Kolonien Nordamerikas bis zum Pariser Frieden.

a. Gründung der englischen Kolonien.

Nach dem Hubertusburger Frieden wurde Europa über zwei Jahrzehnte von Krieg und Waffengetöse nur wenig beunruhigt; die Ideen der Aufklärung und die geistigen und wissenschaftlichen Interessen konnten daher um so fester

Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Leben.

Wurzel schlagen und sich ausbreiten. Wir haben im letzten Abschnitt erfahren, welche Eroberungen der Zeitgeist in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, auf dem kirchlichen, politischen, volkswirtschaftlichen Gebiet gemacht hatte; und auch die schweren Kämpfe, die sich im Westen und Osten abspielten, fanden ihren Zusammenhang in den großen Zeitfragen, die in der Litteratur und Wissenschaft die Geister beschäftigten. Nirgends trat die Wechselbeziehung zwischen dem Reich der Ideen und dem geschichtlichen Leben bewußter zu Tage, als in dem großen Völkerkampf, der die Unabhängigkeit der englisch-amerikanischen Kolonien zur Folge hatte. Der Virginier Thomas Jefferson, der Apostel der amerikanischen Freiheit, erklärte: Politik und Religion leiden am Aberglauben der Vergangenheit; das Licht der Vernunft muß die Menschheit von diesen historischen Fesseln befreien. Und in der von Jefferson verfaßten Unabhängigkeitserklärung werden die Prinzipien der Aufklärungsphilosophie als Fundamentalrechte des Menschengeschlechts an die Spitze gestellt: „Wir erkennen folgende Grundsätze als durch sich selbst erwiesen an: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie mit unveräußerlichen Rechten von dem Schöpfer versehen sind, und daß zu diesen Rechten gehört das Recht auf Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit; daß alle Regierungen von der Zustimmung der Regierten abhängen sollen, und daß, wenn irgendwie die Regierung diese obigen unveräußerlichen Rechte verletzt, das Recht der Revolution geheiligt ist.“ Wir wissen, daß Locke in seinem Verfassungsentwurf für Südcarolina (S. 111) Trennung von Kirche und Staat forderte. Dieser Grundsatz wurde einer der Fundamentalartikel der Vereinigten Staaten. Glaube und Religion sollte frei und dem Gewissen jedes Einzelnen anheimgegeben sein. Die Bildung religiöser Gemeinschaften durch das freiwillige Zusammentreten von Glaubensverwandten, das „Voluntary Principle“ wurde im Sinne des Zeitgeistes unter die Grundgesetze aufgenommen und der Begriff einer Staatskirche ferngehalten.

„Die amerikanische Revolution,“ bemerkt Bancroft schön, aber allerdings nicht ohne Schönfärbung, „war ihrem Charakter nach äußerst radikal, und doch ward sie mit so wohlwollender Ruhe zustandegebracht, daß selbst der Konservatismus in seinem Tadel vorsichtig und zurückhaltend war. Ein Bürgerkrieg bewaffnete Menschen von derselben Abstammung und doch zu keinem andern Zweck, als zur Förderung der Prinzipien ewigen Friedens und allgemeiner Verbrüderung(?). Eine neue plebejische Demokratie nahm Platz neben den stolzesten Staaten. Die Religion ward von den Banden bürgerlicher Institutionen befreit. Der Gedanke erlangte freie Äußerung durch Wort und Schrift. Der Gewerbfleiß hatte fortan die Aufgabe, nur der Richtung seines eignen Genius zu folgen. Das System kommerzieller Beschränkungen zwischen den einzelnen Staaten ward verworfen und zertrümmert und das Weltmeer jedem friedlichen Kiel freigegeben. Das Völkerrecht ward nach den Forderungen der Humanität gemildert und ein neues humaneres und gerechteres Gesetz über die Schiffahrt durch gegenseitige Übereinkunft zustandegebracht und in Kraft gesetzt. Der Sklavenhandel wurde gebrandmarkt und eingeschränkt. Die Heimat der Sprache Bacons und Miltons, Chathams und Washingtons ward so erweitert, daß unter jedem Himmelsstrich und fast unter jedem Breitengrad die Lippen des Kindes die englische Sprache als ihre Muttersprache stammeln. Die Gleichheit aller Menschen

ward erklärt, die persönliche Freiheit in ihrer vollständigen Individualität verbürgt und gemeinschaftliche Übereinstimmung als der einzig richtige Ursprung von Grundgesetzen anerkannt, so daß das Volk in dreizehn getrennten Staaten mit einem ungeheuren Gebiet, um deren noch mehr zu schaffen, ein jedes für sich seine eignen politischen Institutionen schuf. Neben dem Prinzip der Freiheit des Individuums und der Freiheit der einzelnen Staaten ward das erhabenste Werk der menschlichen Intelligenz in einer Föderativunion zustandegebracht. Und diese Union beseitigte im voraus jeden Beweggrund ihres Untergangs, indem sie jeder folgenden Generation das Recht sicherte, ihre Konstitution je nach der wachsenden Intelligenz des lebenden Volks zu verbessern".

Seit den Tagen, da Sir Walter Raleigh, „der geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten Amerikas", unter Elisabeth die erste Niederlassung am James-Fluß gegründet und das Land nach der jungfräulichen Königin „Virginia" genannt hatte (XI, 553; XII, 89, 96), bis auf die Zeit, da der Quäker William Penn im Stromgebiet des Delaware die Stadt Philadelphia als Asyl der Freiheit und der Bruderliebe für die „Freunde" anlegte (XII, 509), waren in Nordamerika viele Ansiedelungen aufgeblüht. Nach dem Grundsatz der Zeit, daß alle neuentdeckten Länder demjenigen Herrscher gehörten, der den Entdecker ausgesendet und in dessen Namen Besitz ergriffen worden, sprachen die englischen Könige auf Grund der Entdeckungsfahrten Giovanni Cabots und seiner Söhne (IX, 549 f.) das Eigentumsrecht von Nordamerika an. Demnach wurden Ansiedelungen nur dann als rechtsbeständig angesehen, wenn sie durch einen königlichen Freibrief oder eine Verleihungsurkunde sanktioniert waren. Ein solcher Freibrief galt als heiliges Fundamentalgesetz, als Magna charta der Kolonie. Schon unter Jakob I. hatten die beiden Handelsgesellschaften den Spuren Raleighs folgend weitere Niederlassungen in Virginien gegründet und Freibriefe von großer Tragweite erhalten, die dann den übrigen Kolonien als Muster dienten. Noch häufiger wurden die Auswanderungen unter seinem Sohn Karl I. Während der Religions- und Bürgerkriege suchten gar manche britische Unterthanen aller Stände jenseit des Meeres eine Freistätte gegen Verfolgung, zugleich in der Hoffnung Schätze und Reichtümer zu gewinnen. So erwarb Sir George Calvert, in der Folge zum Lord Baltimore erhoben, von Karl I. einen Freibrief für das Gebiet, das sich im Norden von Virginien hinzieht. Er nannte das Land nach der Königin Henriette Maria „Maryland" und legte einige Meilen westlich von der Chesapeakebai die neue Hauptstadt an, die noch jetzt seinen Namen Baltimore trägt (1632). Wie Virginien blieb auch Maryland den Traditionen des Mutterlandes treu, bewahrte ein aristokratisches und hochkirchliches Gepräge und hielt in den Tagen der bürgerlichen Kriege zu dem König. Aber während vom Boden Virginiens alle Separatisten ausgetrieben wurden, fand in Maryland der Grundsatz der Gewissensfreiheit Geltung. Zwölf Jahre früher (1620) war ein kleines Häuflein Puritaner, „Pilger" genannt, der Rest einer „armen verfolgten Herde Christi", die einst mit ihrem Prediger John Robinson vor der hochkirchlichen Tyrannei eine Zufluchtsstätte in Holland ge-

Englische Ansiedelungen.

Virginien 1585.

Maryland. 1632.

sucht, auf dem Schiff „Maiblume" am Kap Cod, der rauhen und unwirtlichen Küste von Massachusetts gelandet, einer Gegend, welche Kapitän John Smith, ein Abenteurer und Romanheld, auf seiner Rückfahrt aus Virginien zuerst befahren und mit dem Namen „Neuengland" belegt hatte. Sie hatten keinen königlichen Schutz- und Verleihungsbrief erlangen können, da der Stuart die starrsinnigen Männer haßte, die Gott in Einfalt ihres Herzens ohne Bischöfe und Hierarchie dienen wollten. Erst im Laufe der Jahre wurden ihnen ähnliche weitreichende Privilegien und autonomische Rechte verliehen wie den Virginiern. Massachusetts. 1620. Kam ja doch die Ausbreitung und das Gedeihen der Kolonien der Macht und dem Handels- und Industrieleben des Mutterlandes zu statten! Das Land wurde anfangs gemeindeweise bewirtschaftet und die Ernte geteilt. Bald kam man jedoch zu der Einsicht, daß eigner Besitz den Einzelnen mehr zu Fleiß und haushälterischer Ordnung ansporne, und ging zu dem System von Privateigentum über. Wir kennen aus frühern Darstellungen die Drangsale, denen die unerfahrenen Europäer bei den ersten Ansiedelungen in der Neuen Welt ausgesetzt waren; aber alles steht zurück hinter den Gefahren und Anstrengungen, mit denen die kleine Schar der Pilger, die Brewster, Standish, Bradford, Carver, Winslow und Genossen nach ihrer Landung in dem rauhen waldbedeckten Küstenland zu kämpfen hatten, gepeinigt von Hunger und Kälte, bedroht von den feindlich gesinnten Wilden! Aber die Not war die Mutter der Kraft und der männlichen Tugend. Sie bauten die Stadt Plymouth, sie lichteten die Wälder und verwandelten den Boden in Ackerfeld, sie schlossen Friedens- und Kaufverträge mit den Häuptlingen der umwohnenden Stämme, sie ordneten ihr Gemeinwesen nach dem Vorbild des Mutterlandes und stellten es unter die Obhut der „Pilgerväter". Bald folgten die zurückgebliebenen Glaubensgenossen aus Holland, unter ihnen die Familie des mittlerweile verstorbenen Predigers Robinson. Aus England selbst setzten in den drangsalvollen Jahren der Stuartschen Willkürherrschaft (XII, 125) viele Puritaner über den Ozean und traten mit den frühern Ansiedlern in die öffentliche Lebensgemeinschaft ein. Unter ihnen war John Winthrop, ein frommer rechtschaffener Mann, und der verständige Pastor John Cotton aus Boston in Lincolnshire. Dem letztern zu Ehren gaben sie der neuen Hauptstadt den Namen Boston. „Durch Schauplätze des düstern Elends zeigten die Pilger den Weg zu einem Asyl für die, welche der Reinheit der Religion oder der Freiheit des Gewissens wegen in die Wildnis gehen wollten." Keinen Fußbreit gewonnenen Bodens gaben sie auf; an die Stelle des Vordringenden rückte ein Hintermann ein. Auf ihre eigne Kraft gewiesen, durch Nachdenken und Selbstzucht gereift, suchten die strengen Männer bei ihren Einrichtungen Freiheit und Selbstbestimmung mit dem Gesamtwohl und mit christlicher Sitte zu vereinigen. Sowenig sie sich der Gunst der Könige aus dem Hause Stuart zu erfreuen hatten, so waren sie doch getreue und loyale Unterthanen: die Ehre des britischen Namens und die Herrschaft des Inselreichs

ausʒubreiten, war ihr höchstes Anliegen. Sie bewahrten und pflegten die Sprache, die Kultur, die Sitten und Einrichtungen und den Glauben der Väter in der neuen Heimat fort und fort, der Handel des Mutterlandes empfing durch sie mächtige Impulse.

Gestützt auf einen königlichen Freibrief mehrten die neuen Ansiedler von der ersten Niederlassung aus die englischen Besitzungen des Nordens, so daß allmählich „Neuengland“ außer Massachusetts noch **Connecticut**, **Rhode-Island** und **New Hamshire** als selbständige oder gleichgeartete und gesinnungsverwandte Staaten umfaßte, wozu dann noch im Laufe der Zeit **Maine** und **Vermont** kamen. Politische und religiöse Parteibildungen, die nach dem Beispiel des Mutterlandes auch die Kolonien beunruhigten, wurden nicht selten die Ursache neuer Gründungen: so zog der unternehmende Roger Williams mit dem jüngern Henry Vane und den Anhängern der Anna Hutchinson, als sie mit ihren mystisch-spiritualistischen Religionsansichten unter den strengen Puritanern von Massachusetts nicht durchzudringen vermochten, nach Rhode-Island und gründeten dort die Stadt der Vorsehung (Providence). Aber bei der völligen Trennung von Staat und Kirche waren die Spaltungen nicht so einschneidend wie in der alten Heimat. Ruhten ja doch alle Religionsgemeinschaften auf denselben Grundanschauungen und die einen wie die andern waren fest entschlossen die großen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit wie ein Heiligtum zu wahren, weder einen Adel noch eine Hierarchie unter sich aufkommen zu lassen. Die Namen der Städte Salem und Concord, die allmählich entstanden, gaben Zeugnis von dem friedlichen und einträchtigen Sinn, der alle beseelte. Und lag denn nicht in diesem einträchtigen Zusammenwirken das Heil ihrer Zukunft? Mehr als einmal mußten sie gegen die wilden Nachbarstämme, die Pequods, Narragansetts, Mohegans zu Felde ziehen und die Errungenschaften der Zivilisation gegen zahlreiche Indianerscharen verteidigen. Lange blieb der Todeskampf am Connecticut, wo Roger Williams, Hooker und Haynes im Jahr 1637 endlich den Sieg errangen und das feindliche Lager in Flammen setzten, im Gedächtnis der englischen Ansiedler, der „Yankees“, wie die Eingebornen den Namen bildeten. Die Versuche der Missionäre, christlichen Glauben und christliche Kultur unter den Söhnen der Natur und des Waldes zu pflanzen, hatten geringen Fortgang. Der trotzige Freiheitssinn der Wilden verschmähte die Güter der Zivilisation und zwang die Ansiedler zu einem Krieg der Notwehr und der Vernichtung. Und wenn diese es nur mit den halbnackten pfeilbewehrten Indianern allein zu thun gehabt hätten! Aber zu gleicher Zeit mußten sie sich im Norden gegen die Franzosen, im Süden gegen die Holländer verteidigen.

Vermehrung der Kolonien. Connecticut. Rhode-Island. New Hamshire. Maine. Vermont.

Wir wissen, daß die seekundigen Niederländer sich am Hudson niedergelassen und nach langen schweren Kämpfen mit den Schweden Neuamsterdam gegründet hatten (XI, 662). Trotz der religiösen Übereinstimmung bestand zwischen beiden Nationen Eifersucht und Feindschaft, die zu manchen Kämpfen führten. Die Einwohner von

Die Union von Neuengland.

Neuengland, die während der bürgerlichen Kriege im Mutterland durch fortwährende Zuzüge europäischer Auswanderer sich mehrten und stärkten, erkannten die Notwendigkeit, sich durch ein festeres Band zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. So entstand schon im Jahr 1643 die „Union der Kolonien von Neuengland", der erste staatliche Bund, der die Keime wichtiger Entwickelungen in seinem Schoß barg. „Schutz gegen die Übergriffe der Holländer und Franzosen, Sicherheit gegen die wilden Stämme, die Freiheiten des Evangeliums in Reinheit und in Frieden — dies waren die Beweggründe zum Abschluß der Konföderation, welche beinahe ein halbes Jahrhundert bestand und selbst nach ihrer Auflösung die Hoffnung übrig ließ, daß eine neue und bessere Union aus dieser Wurzel emporwachsen würde." Gewählte Abgeordnete aus allen Vereinsstaaten bildeten einen Bundesrat, welcher in Verbindung mit den von dem König eingesetzten Kronbeamten die gemeinsamen Interessen wahren und über Krieg und Frieden die Entscheidung treffen sollte. Die Gefahren von außen ließen die religiösen Parteikämpfe, welche das Mutterland in der republikanischen Zeit zerfleischten, nicht zu der Höhe emporwachsen, daß dadurch die Gemeinschaft auf die Dauer zerrissen worden wäre. Auf dem Boden der Gewissensfreiheit reichten sich die Puritaner von Massachusetts und die Anabaptisten von Rhode-Island die Hände zum Frieden. Ein strenges Religionsgesetz, kraft dessen alle Quäker verbannt werden sollten und drei ihrer Häupter, die den Gehorsam verweigerten, den Märtyrertod starben, mußte bald dem stärkeren Prinzip der Duldung und Glaubensfreiheit, der Macht der Humanität und Christenliebe weichen.

Die Kolonien unter Karl II. — Unter Karl II. hatte auch Massachusetts von der Reaktion des Mutterlandes zu leiden. Die Regierung machte Versuche, Verfassung und Gesetzgebung im royalistischen und hierarchischen Geist umzugestalten und Neuengland in „fühlbarere Abhängigkeit" zu bringen. Wie die Städte Englands ihrer wichtigsten Rechte beraubt wurden (XII, 481), so wurde auch der Freibrief aufgehoben, den einst die Flotte Winthrops an die Küste von Neuengland getragen hatte (1684). Aber auch dieser Sturm war vorübergehend, und die Erweiterung des Kolonialgebiets, die unter diesem König infolge der europäischen Kriegspolitik (XII, 352, 354 f.) errungen ward, kam schließlich auch den Staaten Neuenglands zu gute. Als Richard Nicholls Neuniederland am Hudson und am Meer mit der Stadt Neuamsterdam im Auftrag des Großadmirals Herzog von York zur Übergabe zwang (1664), wurde die neuerworbene Besitzung, die von der Zeit an nach dem königlichen Bruder den Namen New York erhielt, nebst dem südlicher gelegenen hügeligen Küstenlande New Jersey und Delaware dem englischen Kolonialgebiet beigefügt. (New York. New Jersey. Delaware.) Die germanisch-protestantische Ansiedlerbevölkerung schwedischen, holländischen und englischen Geblüts trat bald mit den nördlichen Nachbarn von gleicher Art und Natur in freundschaftlichen Wechselverkehr. Die Sklaverei war nicht ausgeschlossen, aber Natur- und Bodenverhältnisse hemmten deren Entwickelung. Aus dem Fort Orange erwuchs die Stadt Albany. Als der Statthalter von Holland zugleich König von England ward, schlossen die Abkömmlinge der beiden seekräftigen Völker auch in der Neuen Welt einen Verbrüderungsbund auf Grund bürgerlicher und religiöser Freiheit. In New Jersey erhob sich bald eine zahlreiche Quäkerkolonie, die mit den „Freunden" am Dela-

ware und Susquehannah, im „Waldrevier“ Penns in Werken des Christenglaubens und der praktischen Menschenliebe wetteiferte. In Pennsylvanien be- Pennsylvanien. wahrten die Abkömmlinge der Familien, denen das Land geschenkt ward, einen überwiegenden Einfluß in der Regierung und Gesetzgebung. Unter ähnlichen Verhältnissen wie Pennsylvanien und Maryland traten die beiden Landschaften, Die Kolonien des Südens. die unter dem Namen Nord- und Südcarolina alles Land vom 37. Breitengrad Nord- und Südcarolina. bis zum Flusse Savannah umfassen, in das geschichtliche Leben ein. Einst hatten 1663. sich französische Hugenotten unter den Auspizien Colignys daselbst angesiedelt und der Kolonie den Namen ihres Königs Karl IX. beigelegt. Die Niederlassung konnte nicht gedeihen; im siebzehnten Jahrhundert war das Land noch wenig bevölkert; nur die Küstenstrecken am Fluß und Kap Feare waren von Massachusetts aus besetzt worden. Da verlieh König Karl II. den südlichen Teil vom 36. Breitengrad bis zum Fluß San Matheo acht adligen Herren, unter denen Clarendon, Monk, Shaftesbury, John und William Berkeley und George Carteret die bekanntesten Namen sind, gegen einen kleinen jährlichen Lehnszins mit voller Souveränität zum Eigentum (1663). Für dieses Gebiet, das zwei Jahre später vom 29. bis zum 37. Grad erweitert wurde, arbeitete Locke die erwähnte Verfassung aus, welche die feudal-aristokratischen Einrichtungen des Mutterlandes, mit Ausnahme der staatskirchlichen, in das junge Land verpflanzen wollte, nur das Interesse der Grundherren beachtend. Die Verfassung, welche verschiedene Adelsklassen schuf, die Grundherren zu Souveränen mit Patronatsrechten machte, Lehnsleute und Gutshörige ohne politische Rechte einführte und dem ganzen Staatswesen ein monarchisch-aristokratisches Gepräge gab, erwies sich als unpraktisch und mußte infolge von Aufständen, bürgerlichen Unruhen und vermehrten Einwanderungen nach zwei Jahrzehnten wieder aufgegeben werden; aber die Wirkung war, daß sich in Süd- und Nordcarolina und in den ältern Kolonien Virginia und Maryland ein von den nördlichen Provinzen verschiedener Charakter ausbildete, der sich auch erhielt, als im folgenden Jahrhundert (1729) die Krone das Gebiet gegen eine Entschädigungssumme an die adligen Grundherren zurückerwarb und über die Carolinen einen königlichen Statthalter einsetzte. Durch die Kämpfe mit den Tscherokesen am Savannah und in den Thälern der Alleghanies wurde der militärisch-ritterliche Geist lebendig erhalten. Die Ansichten der monarchischen Staaten, daß es hohe und niedere Stände geben, daß Macht und Herrschaft mit Besitz und gesellschaftlichem Rang verbunden sein, daß aristokratische Formen und Bildung auch im Staatsleben und in der bürgerlichen Stellung Vorzüge und größere Rechte verleihen müßten, diese und ähnliche Ansichten pflanzten sich fort: die Gutsherren und Plantagenbesitzer des Südens, unter Karl II. durch Vergabungen von Ländereien und Privilegien an royalistische Kavaliere fort und fort vermehrt, und die populären Gemeindehäupter des Nordens waren verschieden wie Patrizier und Plebejer. Virginien, wo am Jamesfluß die stolze Stadt Richmond sich erhob, „hoch über dem weiten Wasserspiegel

und der grünen Ebene thronend", und die südlichen Nachbarstaaten wurden der eigentliche Herd und die Pflanzstätte des Sklavenwesens, besonders als der Assiento-Vertrag (XII, 787; XIII, 55) den englischen Kaufherren den gewinnbringenden Negerhandel als Monopol zugestand.

„In Südcarolina konnte sich der weiße Mann nicht zur Arbeit des Baumfällens und Pflügens bequemen; das Klima begünstigte die Zwecke der kaufmännischen Habsucht und das Geschlecht der Neger vermehrte sich durch wiederholte Einfuhr so rasch, daß in wenigen Jahren die Schwarzen sich der Zahl nach zu den Weißen wie zweiundzwanzig zu zwölf verhielten." Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes lockte viele Ansiedler herbei. Die politischen und kirchlichen Verfolgungen unter dem letzten Stuart und die Blutgerichte Jeffries entführten Tausende aus England und Schottland nach der überseeischen Welt; die Aufhebung des Edikts von Nantes trieb die bedrängten Hugenotten an, die alten Pflanzstätten ihrer Väter in Südcarolina wieder aufzusuchen. — Mit der vermehrten Einwanderung wurden auch die Keime bürgerlicher Unordnungen und Aufstände in das Land getragen. Den privilegierten Royalisten stellten sich die Anhänger volkstümlicher Freiheit und Rechtsgleichheit entgegen. Die Verfassungskämpfe des Mutterlandes machten sich auch über dem Ozean bemerkbar. Im Oktober 1683 vereinbarten die Staaten von Neuengland, New York und Virginien eine „Charte der Volksrechte" folgenden Inhalts: In jedem Kolonialstaat soll die gesetzgebende Gewalt dem königlichen Gouverneur in Verbindung mit einem Senat und Volkshaus zustehen, alle Klagsachen durch eine Jury entschieden, keinerlei Abgaben ohne Zustimmung der Volksvertreter erhoben und niemand, der sich zum Glauben an Gott durch Jesum Christum bekennt, in seinem Gewissen beunruhigt werden.

b. Englische und französische Kolonisten im Kampf.

Romanisch-katholische Ansiedelungen. Spanien.

Diese germanisch-protestantische Kolonialwelt, zu welcher noch unter König Georg II. das nach ihm benannte durch die Thätigkeit des hochsinnigen philanthropischen General Oglethorpe am Savannahfluß besiedelte **Georgien** mit einer humanen Gesetzgebung hinzutrat, war von einem Gürtel romanisch-katholischer Pflanzstätten umgeben, die den englischen Niederlassungen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten und die Ausbreitung derselben zu verhindern bemüht waren. Der Süden des nördlichen Kontinents von **Florida** bis an den Missisippi bildete einen Teil des großen transatlantischen Spaniens, das in Mexiko und in den Staaten von Mittel- und Südamerika das Fundament seiner Herrschaft hatte. Die Spanier, welche die ganze von ihnen entdeckte Neue Welt als ihr Eigentum ansahen, wollten die Rechtsansprüche der Engländer auf die nördlichen Länder und die von den englischen Königen kraft des Entdeckungsrechts ausgestellten Freibriefe und Vergabungen nie als gültig anerkennen. Nur faktisch ließen sie geschehen was sie nicht zu hindern vermochten; in der Theorie betrachteten sie die englischen Kolonisationen fortwährend als unrechtmäßige Usurpationen.

Neufrankreich und die Stationen am Missisippi.

Nicht weniger feindselig zeigten sich den englischen Ansiedlern die Franzosen. Wir kennen aus frühern Bänden (XI, 483; XII, 383) die Anfänge und den

Fortgang jener Niederlassungen am Lorenzstrom und bis zu den großen nördlichen Seen. Als „Neufrankreich“ sollten sie in Religion, Lebensformen und monarchisch-aristokratischen Einrichtungen ein Abbild sein des schönen Heimatlandes in dem stolzen goldenen Zeitalter Ludwigs XIV. Durch Colberts Thätigkeit und den patriotisch-religiösen Eifer Champlains kamen die alten Ansiedelungen von Quebeck, Montreal u. a. O. in dem Land Kanada, wo der Boden Früchte aller Art in Fülle zeitigt und die dichten Waldungen Holz und Pelzwerk zum einträglichen Handel liefern, bald zu neuer Blüte. Das schöne Thal von Ottawa wurde bevölkert und angebaut. Die französischen Seigneurs, die im Namen des Königs Besitz von dem Land ergriffen, es anbauten und vergrößerten, brachten aus dem Heimatland alle Tugenden und Fehler ihrer Standesgenossen mit, Tapferkeit und ritterlichen Geist, aber auch Übermut und Hoffart gegen Geringe und Untergebene. Die Priester und Jesuiten, die sich in großer Menge einfanden und die Stätten, welche die Kavaliere und Kriegsleute mit dem Schwert eroberten, mit Kirchen, Kapellen und Klöstern bedeckten, besaßen die ganze Hingebung und Opferwilligkeit des französischen Klerus, aber auch den engherzigen Fanatismus und glühenden Haß gegen Andersgesinnte, Jansenisten wie Reformierte. Während sie unerschrocken in die Reviere der Wilden eindrangen, wo nicht selten der Märtyrertod ihrer harrte, säeten sie daheim in Haus und Familie den Zwietracht nährenden Samen religiöser Unduldsamkeit und Verfolgungssucht. Die Pflanzer in Kanada durften die Hände nicht in den Schoß legen, denn die wilden Stämme der Irokesen, Mohawks, Oneidas, Alyonkins u. a., welche die weiten waldbedeckten Landstriche im Gebiet der großen Seen und des obern Mississippi innehatten, waren unternehmend und kriegsmutig und haßten den weißen Mann und seine Kulturarbeit. In Konföderationen geeinigt setzten sie unter kühnen Häuptlingen dem Vordringen der Europäer energischen Widerstand entgegen. Nur die Huronen waren freundlich gesinnt und wurden darum von den andern Eingebornen gehaßt und bekriegt. Die französischen Kavaliere pflanzten auch in der transatlantischen Welt den militärischen Geist fort, welcher daheim im alten Vaterland die Heere des großen Königs so oft über die Nachbarstaaten triumphieren ließ; die Namen Robernal, Frontenac, La Salle, d'Iberville, Montcalm sind in Sage und Dichtung mit Heldenglanz, die Namen der Jesuitenväter Brebeuf, Raimbault, Lallemand, Joliet, Marquette mit einem Heiligenschein umstrahlt. Die Kriegshauptleute befolgten das Wort ihres Souveräns in Versailles, der dem Gouverneur schrieb: „Das Wohl meines Dienstes verlangt, daß die Zahl der Irokesen soviel als möglich vermindert werde. Sie sind groß und stark und würden gute Galeerensklaven abgeben. Sucht so viele Ihr könnt zu Kriegsgefangenen zu machen und schifft sie nach Frankreich ein.“ Es war die Parole zu einem ununterbrochenen Vernichtungskrieg. Eine Reihe befestigter Orte, welche die Kolonisten im innern Land von den Gestaden der nördlichen Seen bis zur Mündung des Mississippi nach und nach anlegten, sollten ihnen als

Bollwerke gegen die Indianer dienen und zugleich, wie uns aus frühern Blättern bekannt (S. 89), die englischen Besitzungen umschließen und sie an die Küste bannen. So entstanden im Laufe der Zeit die Forts Frontenac (das heutige Kingston), Niagara, Detroit, Duquesne, Mackinam, Vincennes, St.-Louis, Louisville, Natchez, New Orleans u. a. Wir wissen auch, zu welchen schwindelhaften Geldspekulationen die unsichere Besitzung Louisiana, die La Salle im untern Mississippigebiet angelegt und dabei seinen Tod durch die Mörderhand eines Verräters gefunden, unter dem Regenten mißbraucht wurde (XII, 819). Es waren hochfliegende Pläne voll Romantik und Ritterlichkeit, ganz entsprechend dem Charakter des französischen Adels jener Tage, aber ohne praktischen Nachhalt. Anstatt daß sich die Kolonisten Neufrankreichs mit den Bewohnern Neuenglands zu gemeinsamem Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind verständigt und vereinigt hätten, schlossen sie Bündnisse mit den Wilden und lieferten ihnen Waffen gegen die verhaßten Nachbarn eines andern Blutes und andern Glaubens. Neue Ansiedler kamen nur in geringer Zahl in das neue Frankreich, wo wie im alten der Gutsherr im Besitz großer Vorrechte war, der gemeine Mann eine Landrente bezahlen mußte und die Geistlichkeit jede Bildung, die nicht im Dienst der Kirche stand, niederhielt. Die Ortschaften, langgestreckte Häuserreihen an der Hauptstraße, erhielten nur als Anhängsel der prachtgeschmückten Kirchen Bedeutung.

Amerika im Frieden von Utrecht.

Die Kriege zwischen England und Frankreich am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wirkten auch auf die Kolonialgebiete Nordamerikas zurück. Auf einem Kongreß zu New York im Jahr 1690 wurde der Beschluß gefaßt, das meerumflossene inselartige Küstenland im Osten des Lorenzstromes, das damals den Namen Acadia führte, jetzt als Neubraunschweig, Nova Scotia und Kap Breton bekannt ist, den Franzosen, die es in Besitz genommen und mit Kanada verbunden hatten, zu entreißen und der englisch-amerikanischen Konföderation beizufügen. Die Halbinsel war dünn bevölkert, aber wegen der Fischereien wichtig. So entstand im hohen Norden Amerikas ein heftiger Kampf zwischen englischen und französischen Kolonisten, der sogenannte „König-Williams Krieg" um dieselbe Zeit, da am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und in den europäischen Gewässern der große Koalitionskrieg sich abspielte. Er war um so blutiger und verheerender, als auf beiden Seiten Indianer in die Waffengenossenschaft aufgenommen wurden. Der Friede von Ryswyk ließ das alte wie das neue Frankreich in seinem frühern Besitzstand: Acadia blieb mit Kanada verbunden. Dies war die glänzendste Zeit der französisch-amerikanischen Kolonisation. Damals wurde von den Jesuiten Marest und Mermet mit Hilfe der Indianer die Missionsstation Kaskaskia, die erste Niederlassung am Ohio, gegründet; damals fuhr Lemoine d'Iberville, der geschickteste und erfahrenste Seemann, den Spuren La Salles folgend, mit seinem Bruder Bienville und einigen tapfern Gefährten den Mississippi hinauf, legte

den Grund zu der Kolonie Natchez, welche der Hauptort für das ganze Südrevier bis zu der spanischen Festung Pensacola werden sollte, und knüpfte Verbindungen mit einigen Stammhäuptlingen in Illinois an. Hölzerne Kreuze und auf Baumrinde eingeschnittene Lilien sollte Kunde geben, daß in jenen Gegenden, wo schon die Namen Louisiana und New Orleans auf französischen Ursprung hinwiesen, fortan der katholische Glaube und das bourbonische Königtum die Herrschaft führten. Und wie wuchsen die Aussichten und Hoffnungen, als zu Anfang des neuen Jahrhunderts Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou, den spanischen Thron bestieg und das Zepter der Bourbonen in der Alten und Neuen Welt so weite Gebiete umfaßte! Auch wurde der spanische Erbfolgekrieg oder, wie er in den amerikanischen Geschichtsannalen genannt wird, „der Königin Annas Krieg" zugleich in der Alten und Neuen Welt geführt. Die Spanier in Florida und die Franzosen am Mississippi kämpften gegen die englischen Kolonisten der beiden Carolinen, und am Lorenzfluß erneuerten sich die alten Grenzfehden und Einfälle, begleitet von den Greueln und Verwüstungen der Wilden in beiden Heeren. Allein die Unfälle der französischen Waffen auf den Schlachtfeldern von Blenheim bis Malplaquet machten sich auch in Kanada fühlbar. Wie sollte man im Mutterland der enfernten Kolonien gedenken, wenn der eigne Herd bedroht war? Im Sommer 1711 erschien dagegen eine englische Flotte mit Seesoldaten und einigen Regimentern Marlboroughscher Veteranen in Boston und fuhr den Lorenzstrom aufwärts. Aber dank der Hingebung der Indianer für die Sache Neufrankreichs und der Unfähigkeit des englischen Befehlshabers hatte die Unternehmung geringen Fortgang, so daß, als bald darauf der Utrechter Frieden zum Abschluß kam (XII, 787), Quebeck und Montreal sowie das südliche Mississippigebiet in den Händen der Franzosen blieben, nur „Acadia und Nova Scotia mit den alten Grenzen" sollten dem Kolonialgebiet Neuenglands beigefügt werden.

Diese Friedensbestimmung trug den Keim neuer Feindseligkeiten im Schoß. Acadia u. Natchez.
Wer konnte in jenen unbekannten Ländern angeben, welches die „alten Grenzen" waren? Das Land Acadien befand sich in den Händen einer kleinen Zahl französischer Kolonisten und einiger indianischen Stämme, die von den Missionären der katholischen Kirche zugeführt worden waren. Als nun die Engländer von Massachusetts das Land in Besitz nehmen wollten, fanden sie Widerstand. Die Jesuiten schürten das Feuer, die französischen Kanadier leisteten insgeheim Beihilfe; es kam zu offenen Kämpfen, wobei der eifrige Missionär Sebastian Rasles, ein Greis von sechsundsiebzig Jahren, den Tod fand. Das Land Acadien blieb ein unbestimmter Besitz: wohl wurde Port Royal von den Franzosen an die Engländer abgetreten, die ihr den Namen Annapolis beilegten, aber an der Mündung des Flusses St. John und anderwärts hielten jene standhaft aus, so daß die Ansiedler englischer Rasse gegen sie und die ihnen ergebenen Eingebornen nicht aufzukommen vermochten. Seit Frankreich und Spanien von der-

selben Dynastie beherrscht waren, wuchsen die Ansprüche und Hoffnungen der französischen Kolonisten. Die alten Niederlassungen wurden verstärkt; am Ohio, am Wabash, in Indiana wurden einige Hirtenfamilien angesiedelt, um die Besitznahme der weiten wenig bevölkerten Landstrecken einzuleiten; die Grenzen von Louisiana und Mississippi wurden nach Westen und Osten ausgedehnt; Abenteurer und Glücksjäger, durch phantastische Vorspiegelungen von Goldlagern und unermeßlichen Reichtümern verlockt, zogen herbei. Wie zerrannen aber die stolzen Pläne! Statt einer Goldgrube wurde das Mississippigebiet für Tausende ein Grab ihres Vermögens; die Franzosen, die sich in den Dörfern der Natchez niederließen, wurden auf Anstiften des Häuptlings, der sich die „Große Sonne" nannte, an einem einzigen Bluttag ermordet (28. Nov. 1729). Die Zahl der Erschlagenen und noch im Tode Geschändeten betrug über zweihundert, darunter mehrere Missionäre. Doch blieb die Rache nicht aus. Die Natchez wurden von Franzosen und Negern überfallen, die „Große Sonne" und über vierhundert Gefangene als Sklaven verkauft, der ganze Stamm ausgerottet. Mit den Kolonisationsplänen im Mississippigebiet war es nun zu Ende. Der Handels- und Seekrieg zwischen Spanien und England zu Anfang des österreichischen Erbfolgekriegs (S. 19 f.), in den auch Frankreich verwickelt ward, brachte den vereinigten bourbonischen Staaten keinen Gewinn. Wenngleich der Angriff auf Florida, den Oglethorpe nach dem glücklichen Gefecht am „blutigen Sumpf" von Georgia aus bewerkstelligte, nicht zur Eroberung dieser spanischen Halbinsel führte, wenngleich die Kriegsunternehmungen der englischen Flotte in dem Golf von Mexiko durch das Ungeschick des Admirals Vernon nur geringe Erfolge hatten und der Friede von Aachen, der auch in Amerika dem „König-Georgs Krieg" ein Ende machte, schließlich in der Neuen Welt die Zustände beließ oder herstellte, wie sie vor dem Krieg gewesen, so wurde doch in den Kolonien unter Englands Oberhoheit das nationale Bewußtsein und der Sinn für gemeinsame Interessen geweckt. Der Versuch freiwilliger Kriegsscharen aus Neuengland unter der Führung William Pepperells, eines Kaufmanns aus Maine, auf der Insel Kap Breton festen Fuß zu fassen, und die Gefangennehmung der Garnison von Louisburg, war der erste Schritt zur Unterwerfung der französischen Besitzungen am Lorenzstrom. Und auch Florida und das Mississippigebiet behielten die Angloamerikaner unverrückt im Auge. Noch vor Beendigung des Kriegs kehrte der greise Oglethorpe nach England zurück, ein Mann von klarem Blick und warmem Herzen, der die romantischen und heroischen Züge einer untergegangenen ritterlichen Zeit mit den Ideen der Humanität, der Menschenliebe, der Glaubensfreiheit vereinigte. Und während des Aachener Kongresses war in Virginien der Sohn einer armen Witwe bestrebt, unter Arbeit und Mühe, Not und Entbehrung sich einen ehrlichen Erwerbszweig zu schaffen, unter den Wilden in Wäldern voll hochstämmiger Bäume auf einem Bärenfell oder Stroh übernachtend und ohne gelehrte Kenntnisse mit ungebildeten Gefährten an den Ufern

George Washington geb. 22. Febr. 1732.

des Shenandoah als Feldmesser umherziehend. Es war George Washington, der sechzehnjährige Sohn eines verstorbenen Farmers; ein junger Mann von stattlichem Wuchs und rüstigem Körper, mutig und unternehmend und eifrig bemüht, die mangelhafte Bildung durch Studien und Nachdenken zu erweitern.

Engländer u. Franzosen im Ohio-Gebiet.

Seit dem Aachener Frieden wendete man in England der Marine und dem Kolonialwesen größere Aufmerksamkeit zu. Wir werden später erfahren, welche großartigen Erfolge in Ostindien errungen wurden; auch nach Westindien und auf die britische Kolonialwelt in Amerika richteten sich die Blicke der englischen Staatsmänner. Neue Auswanderer, darunter auch böhmische und mährische Brüder, wurden nach Neuschottland befördert, um Acadien vollends unter die Oberhoheit Englands zu zwingen, der französisch-katholischen Bevölkerung eine germanisch-protestantische entgegenzustellen. Die neue Festung, die bald der Hauptort und Mittelpunkt des peninsularischen Landes ward, erhielt den Namen Halifax. Zugleich zogen von Virginien und Pennsylvanien aus unternehmende, erfahrene Kaufleute und Reisende westwärts, um die großen Landstrecken zu besetzen, die der Gouverneur von Virginien auf Befehl der Regierung des Mutterlandes einer „Ohio-Kompanie" zugeteilt hatte. Sie schlossen mit den Miamis und andern Indianerstämmen, welche die grünen Länder westlich von den „großen Gebirgen" am Ohio und Wabash bewohnten, Friedens- und Kaufverträge ab und legten feste Stationshäuser an, welche der Ausbreitung der französischen Niederlassungen Schranken setzen sollten. Es ist bereits erwähnt, welche Anstrengungen im Anfang der fünfziger Jahre von Kanada aus gemacht wurden, die romanisch-katholischen Ansiedelungen zu mehren und zu befestigen. Schon beherrschten die Franzosen den See Ontario mit bewaffneten Schiffen, behaupteten den Eriesee durch ein Fort am Niagara und wollten keinem westlichen Stamm die Abschließung eines andern Bündnisses als mit ihnen selbst gestatten. Die Engländer sollten aus dem Thal der Miamis ausgeschlossen werden. Jahrelang waren die Alluvialländer des westlichen Ohio der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen und den mit beiden Nationen verbündeten Indianerstämmen. Schon bei dieser Gelegenheit zeigte Washington den Mut und Unternehmungsgeist, die Umsicht und Standhaftigkeit, die den künftigen Helden erkennen ließen. Zur Weihnachtszeit setzte er auf einem zerbrechlichen Floß über den reißenden Alleghany, überstieg weite Schneefelder, trotzte den Elementen und den feindlichen Nachstellungen. Bei der Uneinigkeit und mangelhaften Verfassung der einzelnen Kolonien war es für Washington und die schlechtbewehrten ungeübten Milizen und Freiwilligen, die seiner Fahne folgten, ein schwieriges Unternehmen, den vordringenden militärisch gewandten Franzosen, die an dem Fort Duquesne, dem Grundstock der heutigen Stadt Pittsburg, eine feste Position hatten, den Boden abzugewinnen; doch trug an dem Unfall, der im Juli 1755 das englisch-amerikanische

Heer traf, der virginische Milizenhauptmann keine Schuld. Gegen seinen Rat unternahm der englische General Braddock den Angriff auf die feindlichen Kriegshaufen, der mit einer vollständigen Niederlage auf den „Großen Wiesen“ endigte. Braddock selbst wurde verwundet aus der Schlacht getragen und starb kurz nachher; von Offizieren und Gemeinen lag der größte Teil auf dem Waffenfeld; wie durch ein Wunder entging Washington dem Tode, der rings um ihn her die Kameraden niedermähte, und seine von den regulären englischen Truppen verachteten Landwehrbataillone deckten den Rückzug. Er kehrte heim nach Virginien und lebte als Farmer auf dem Gut Mount-Vernon, das er von seinem Bruder geerbt, bis der Gang der Ereignisse ihn aufs neue ins Feld rief.

Das Trauerspiel in Acadia. Von der Zeit an nahm die politische und nationale Eifersucht zwischen der romanisch-katholischen und der englisch-protestantischen Bevölkerung in der transatlantischen Welt schärfere und leidenschaftlichere Züge an. Um dieselbe Zeit, da Engländer und Franzosen auf den großen Wiesen am Alleghany das Mordgewehr widereinander erhoben und in Europa der englisch-preußische Kriegsbund sich vorbereitete, wurde den Acadiern ein königlicher Befehl kund gemacht, daß sie ihre Häuser, ihre Höfe, ihre Herden verlassen und auf den im Hafen bereitliegenden Schiffen nach den britischen Kolonien verbracht werden sollten. Lange hatte man die unbestimmten Besitzverhältnisse geduldet, wie der Utrechter Frieden sie geschaffen: die Einwohner betrachteten sich nach wie vor als französische Unterthanen; sie leisteten dem König von England nicht den Treueid, ihr Herz hing an Frankreich, der Gouverneur von Quebeck war in ihren Augen ihre rechtmäßige Obrigkeit, die katholische Priesterschaft leitete ihr ganzes Thun und Lassen.

Als in den fünfziger Jahren die Luft schneidiger ward, wollte England die unbestimmte neutrale Stellung der Acadier nicht länger dulden. Stand nicht zu befürchten, daß bei irgend einer Gelegenheit die weit zahlreichere katholische Bevölkerung, von fanatischen Ordensbrüdern aufgereizt, gegen ihre ketzerischen Mitbewohner den Mordstahl erhebe? So reifte denn bei der englischen Regierung der Gedanke einer Verpflanzung der Acadier nach den britischen Kolonien, ein Plan, dessen Härte und Grausamkeit an die Verfolgungen der Morisken in Spanien, der Hugenotten in Frankreich, der Albigenser in den Alpenthälern Piemonts erinnert. Nachdem die Engländer das Fort Beau-Séjour zur Ergebung gezwungen und eine Entwaffnung der französisch-katholischen Kolonisten vorgenommen, wurde die Einschiffung angeordnet. Siebentausend Menschen jedes Alters und Geschlechts wurden unter militärischer Eskorte nach den Fahrzeugen an der Küste gebracht, nur mit der notdürftigsten Habe versehen. Und da ereigneten sich denn so herzzerreißende Szenen, wie sie der Dichter Longfellow in der poetischen Erzählung „Evangeline“ darstellt. Familien wurden getrennt, Verlobte und Ehegatten auf verschiedenen Schiffen nach verschiedenen Gegenden fortgeführt, Widerspenstige oder Fliehende niedergeschossen. Die Unglücklichen

wurden über den ganzen nördlichen Kontinent zerstreut und um jede Rückkehr zu verhindern, wurden ihre Dörfer von Annapolis bis an die Landenge verwüstet und in Trümmer gelegt, die Herden weggenommen und von den englischen Militärbeamten verkauft. Das geschah zu einer Zeit, da die ganze gebildete Welt in den europäischen Kulturstaaten für Menschenrechte, Humanität und Gewissensfreiheit schwärmte!

c. Erweiterung des englischen Kolonialgebiets in Amerika.

Der Siebenjährige Krieg war für die Neue Welt von nicht geringerer Bedeutung als für Europa. Während England sich unter dem Ministerium William Pitts aus der militärischen und maritimen Erschlaffung emporraffte und das Übergewicht in den transatlantischen Gewässern und in dem nordamerikanischen Kontinent erlangte, erwachte zugleich in Neuengland und den übrigen Kolonien das Bewußtsein der eignen Kraft, die Einsicht, daß sie nur durch festes Zusammenhalten ihre selbständige politische Stellung bewahren und die Eingriffe der aristokratischen Parlamentsregierung in ihr Staats- und Verfassungsleben abwehren könnten. Die Kämpfe wider die Franzosen in Kanada, am Ohio, in Acadien konnten nur mit Hilfe der Kolonien zu einem glücklichen Ausgang geführt werden: für diese Dienste und Opfer verlangte man in Massachusetts, in New York, in Pennsylvanien das Recht der Selbstbestimmung im eignen Staatsleben. Je mehr nun in London das Streben hervortrat, in den Kolonialstaaten Amerikas eine größere Zentralisation zu begründen, die Statthalterschaften in den einzelnen Provinzen einem Generalgouverneur unterzuordnen, die Besoldungen durch Feststellung normaler Bezüge den jährlichen Bewilligungen der Legislatur zu entziehen, die Budget- und Steuergewalt des Parlaments auch auf die Kolonien auszudehnen, um so mehr entwickelte sich auch in Amerika das Selbstgefühl und das Trachten nach Unabhängigkeit. Diese politischen Ideen beschäftigten damals alle denkenden Köpfe: an John Adams, dem Abkömmling einer englischen Puritanerfamilie in Massachusetts, der nach vollendetem Rechtsstudium als Lehrer an der Stadtschule von Worcester in Neuengland wirkte und sich gern in der Einsamkeit philosophischen Betrachtungen über menschliche Dinge hingab, waren die großen Zeitfragen, die in den Schriften eines Montesquieu und Rousseau verhandelt wurden, nicht unbeachtet vorübergegangen; die Größe und Unabhängigkeit seines Vaterlandes war der Gegenstand seines Denkens und Forschens. Vernunft, Naturrecht und angeborne Freiheit galten ihm als die Fundamentalprinzipien des menschlichen und staatlichen Zusammenlebens, weit höher stehend als alle überlieferten Institutionen und Staatsformen, die Demokratie als die einzig würdige und gerechte Einrichtung. Benjamin Franklin, der jüngste Sohn einer kinderreichen wenig bemittelten Handwerkerfamilie in der Nähe von Boston, hatte von Jugend auf eine schwere Lebensschule durchzumachen, die ihn nötigte frühe auf eignen Füßen

Die Zeichen der Zeit und die Männer der Zukunft.

John Adams geb. 19. Okt. 1735.

Benjamin Franklin geb. 17. Jan. 1706.

zu stehen und Wege zu einer ehrbaren Existenz zu suchen. Er erlernte bei einem ältern Stiefbruder die Buchdruckerkunst und benutzte zugleich die Lehrjahre, um durch eifriges Lesen und Studieren, oft ganze Nächte hindurch, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. In einem Alter von vierundzwanzig Jahren, nachdem er mancherlei versucht, auch einige Zeit in London Erfahrungen über Welt und Menschen eingesammelt hatte, errichtete er in Philadelphia eine eigne Druckerei, gründete eine Zeitung, verfaßte nützliche und belehrende Volksschriften und wurde ein wohlhabender und politisch einflußreicher Mann. Er hielt sich zu der Sekte der Quäker, die, wie schon früher bemerkt, mit ihren philanthropischen Grundsätzen einen richtigen Blick für das Praktische und Gewinnbringende vereinigt. Schon im Juli 1754 legte er auf einem Kongreß von Abgeordneten mehrerer Kolonialstaaten einen Verfassungsentwurf vor, in welchem ein Ausgleich zwischen den Rechten der Krone und der Volksgewalt angestrebt war. Danach sollte ein vom König ernannter Generalgouverneur in Verbindung mit einem Unionssenat das gemeine Wesen ordnen und leiten. Seitdem war Franklins Ansehen in Pennsylvanien wie in Neuengland und New York in stetem Wachsen. Selbst bei den Männern der Wissenschaft hatte er sich einen Namen erworben. Wir wissen bereits, daß seine physikalischen Studien über die Elektrizität ihn auf die Erfindung des Blitzableiters führten (S. 181). Überall war er bei der Hand, wo es galt zweckmäßige und nützliche Einrichtungen zu treffen. Die Londoner Regierung übertrug ihm das Amt eines Oberpostmeisters über alle amerikanischen Kolonien; und diese selbst wußten später keinen geeigneteren Mann zu diplomatischen Missionen aufzustellen, als den klugen und patriotischen Quäker aus Pennsylvanien. Franklins Himmelsleiter reichte nicht in die hohen Regionen, wo die Ideale und die schönen Formen wohnen; der Name eines „modernen Prometheus", der ihm beigelegt ward, galt nur dem Erfinder des Blitzableiters; aber er klebte auch nicht engherzig an Haus und Scholle. Er wußte den eignen Vorteil stets mit dem Gesamtwohl in Verbindung zu setzen, seine Eigenliebe stand mit der Menschenliebe und mit der Liebe zum Vaterland im innigsten Bund.

Der Nationalkampf in Amerika.

Während des großen europäischen Kriegs herrschte Übereinstimmung zwischen den Kolonien und dem Mutterland, namentlich in den Jahren, da Pitt das Staatsruder führte. Galt es doch den feindlichen Rivalen, den man so oft in den europäischen Ländern und Meeren zu bekämpfen hatte, auch am Lorenzstrom und im Gebiet des Ohio und Mississippi zu vertreiben! Die englische Flotte, auf welcher unter dem Admiral Boscawen mehrere ausgezeichnete Kriegsmänner dienten, insbesondere der jugendliche General James Wolfe, der schon bei Dettingen und Lufeld sich Lorbeeren erworben hatte, gewann unter dem kräftigen Beistand der Angloamerikaner bald die Oberhand. Die französischen Schiffe wurden weggefangen und die Kassen und Kaufmannsgüter als gute Prise nach London gebracht. Wie tapfer und umsichtig immer der wackere

Gouverneur von Quebeck, General Montcalm, der noch kurz zuvor am Fort Oswego auf dem Südufer des Ontario einen glänzenden Sieg erfochten und große Vorräte von Waffen und Lebensmitteln erbeutet hatte, den Krieg führte: er konnte nicht verhindern, daß die Engländer die Festung Louisbourg eroberten 27. Juli 1758. und sich auf Kap Breton und auf der Edwardsinsel festsetzten. Die gleichzeitigen Kämpfe, welche die Engländer und Amerikaner den Franzosen in der Nähe des Champlainsees lieferten, fielen zu gunsten der letzteren aus, dank der überlegenen Strategie Montcalms und der Sorglosigkeit des englischen Befehlshabers Abercrombie: der junge ritterliche General Lord Howe fand vor der Feste Ticonderoga den Heldentod und gegen zweitausend Getötete und Verwundete lagen auf dem Waffenfeld in der Wildnis; aber wenige Monate nachher, als schon die kalten Herbsttage eingetreten waren, zwang Washington an der Spitze virginischer Milizmannschaften das Fort Duquesne zur Übergabe und bestimmte, daß die neue Ansiedelung, die aus den Trümmern sich erheben würde, nach dem Namen des englischen Staatsmanns „Pittsburg" genannt werde. Fortan flat- Nov. 1758. terte das Banner Amerikas über den Gewässern des Ohiostromes.

Die Kolonien hatten alle Ursache, den großen Staatsmann durch ein Denk- Die Schlacht von Quebeck. mal zu feiern; denn seinem Einfluß war es zu danken, daß für das nächste Jahr 1759. das Parlament zwölf Millionen Pfd. St. bewilligte und eine Streitmacht zur See und zu Lande, wie sie England bis dahin noch nie gesehen. Und auch die Tochterstaaten strengten sich an: manche legten sich eine freiwillige Steuer auf und alle sandten ihre Miliz ins Feld. Der Lord Saunders befehligte die Flotte, unter ihm Jervis, später Earl St. Vincent und der Seefahrer James Cook, das Kommando über die Armee wurde dem ritterlichen General Wolfe übertragen. Es war auf die Eroberung von Kanada abgesehen, wo Montcalm nicht über 7000 Mann kriegstüchtiger Truppen unter seiner Fahne mustern konnte, Zufuhr und Unterstützung von Europa aus kaum zu erwarten war und im Lande selbst Mangel an Kriegsbedarf und Lebensmitteln herrschte. Auf der Landenge zwischen Ontario und Erie, wo der reißende Niagara in den tiefen See hinabstürzt, hatte einst La Salle ein Fort errichtet zum Schutz für den Pelzhandel. Auf dieses richtete eine Milizarmee aus New York den ersten Angriff, schlug die zum Entsatz herbeieilende Heerabteilung der Franzosen in die Flucht und zwang die 15. Juli 1759. Garnison zur Kapitulation. Kurz vorher war Saunders mit der Flotte und der englischen Armee unter Wolfe den Lorenzfluß heraufgesegelt und hatte einen Teil von Quebeck in Asche gelegt, aber die hochgelegene Citadelle, wohin Montcalm die gesamte bewaffnete Macht der Kanadier gesammelt hatte, leistete kräftigen Widerstand. Die Franzosen kämpften mit ritterlichem Mut; lag doch die ganze Zukunft, alles was ihre Vorfahren geschaffen und errungen, in ihren Waffen. Die Angriffe der Engländer wurden zurückgeschlagen, fast jeden Tag blickte die Sonne auf blutige Gefechte nieder. Mit Ungeduld erwartete Wolfe die Ankunft seines Kollegen Amherst, der vom Champlain- und Georgesee aus

zu ihm stoßen sollte; doch dieser bedächtige Kriegsmann verbrachte die günstige Jahreszeit mit der Eroberung und dem Neubau von Kastellen. Da beschloß
13. Sept. 1759. Wolfe den Feldzug mit einer entscheidenden Schlacht zu beendigen. Nachdem er während einer sternhellen Septembernacht das Terrain ausgekundschaftet, aus der Elegie von Gray, „Das verlassene Dorf" die Worte hersagend: „Der Stolz des Rittertums, der Pomp der Macht, Der Schönheit wie des Reichtums höchste Gabe, Sie sinken doch zuletzt in Todesnacht, Und auch der Weg des Ruhms führt nur zum Grabe", schritt er in der ersten Morgenfrühe mit seinen Kriegshaufen den Hügel hinan. Montcalm stand mit seinen Truppen kampfbereit in gleicher Stärke dem Feind gegenüber und es entspann sich ein heißes Treffen. Mancher tapfere Mann sank zu Boden, darunter auch General Wolfe. Eine tödliche Kugel war ihm in die Brust gedrungen; er ließ sich in den Rücken der Armee bringen, um seine Leute nicht zu entmutigen. Hier empfing er die Nachricht, daß die Feinde die Flucht ergriffen, „Gott sei Dank," sagte er, „jetzt sterbe ich glücklich."

Dies waren seine Worte, heißt es bei Bancroft, als sein Geist in der Glorie seines Ruhmes entfloh. „Nacht, Schweigen, die rauschende Flut, erprobte Disziplin und die sichere Begeisterung des Genies waren seine Verbündeten gewesen; sein Schlachtfeld, hoch über dem Meeresflusse, war die großartigste Bühne auf Erden zu berühmten Thaten; sein Sieg, einer der bedeutendsten in den Annalen des Menschengeschlechts, öffnete der englischen Zunge und den Institutionen der germanischen Rasse die unerforschten und anscheinend grenzenlosen Gebiete des Westens und Nordens. In einigen wenigen Stunden drängte er Thaten zusammen, welche dem längsten Leben Glanz verliehen haben würden, und indem er seinen Tag mit Größe erfüllte, beschloß er ihn noch vor Mittag." Noch jetzt gibt ein Denkmal in der Londoner Paulskirche Zeugnis von der Trauer der Nation um den so frühe verblichenen Helden.

Wenige Stunden nach Wolfes Tod wurde auch Montcalm, „die Hoffnung Neufrankreichs", von einer Musketenkugel getroffen, ein ritterlicher Kavalier von edler Bildung, „in der Sprache Homers ebenso bewandert als in der Kriegskunst", thatkräftig und unermüdlich auf dem Schlachtfeld, besonnen und verständig im Rat, mehr für seine Leute als für sich selbst sorgend. Seine letzte
17. Sept. Freude war, daß er nicht mehr die Übergabe von Quebeck erleben mußte. Erst nach seinem Tod wurde die weiße Fahne aufgesteckt. Bald fiel auch Montreal in die Hände der Engländer. Damit war der Sieg im nördlichen Amerika entschieden. In den englischen Provinzen war Jubel über den Fall von Quebeck und Freudenfeuer leuchteten auf allen Bergen.

Die amerikanischen Kolonien u. der Pariser Friede. Im folgenden Jahr starb König Georg II. Wir wissen, welche Wirkungen der Thronwechsel auf die äußern Angelegenheiten hatte. Pitt verlor seinen Einfluß und trat aus dem Kabinett; die Friedenspartei kam in die Höhe. Auch der Herzog von Choiseul, ein gewandter Höfling, geistreich, aufgeklärt, vorurteilsfrei, suchte sein Vaterland von einem Krieg zu befreien, der bisher nur Schmach und Verluste gebracht hatte. Er glaubte am sichersten zum Ziel zu kommen,

wenn er Spanien zum Verbündeten von Frankreich mache und damit wenigstens in der Neuen Welt ein gemeinsames Interesse der romanisch-katholischen Nationen herstelle. Es wurde erwähnt, daß er dieses Ziel durch die Abschließung des Familienpaktes erreichte, wodurch sämtliche Linien des Hauses Bourbon sich zu gemeinschaftlichem Handeln in allen politischen Dingen vereinigten. Diese Vorgänge waren auch für Amerika von großem Einfluß. Obwohl Pitt seinen Rücktritt aus dem Kabinett genommen und die Whigaristokratie vom Regiment gedrängt worden war, so erhielt sich doch in der Marine und bei den englisch-amerikanischen Truppen der heroische Geist, den der große Staatsmann geweckt hatte, noch einige Zeit aufrecht. Wir haben früher erfahren, welche Erfolge die britischen Waffen in Westindien errangen: Martinique und mehrere andre Inseln in dem Kranz der Antillen kamen in den Besitz der Engländer; im August 11. Aug. 1762.
wurde das Kastell Moro in der Havana mit Sturm genommen, wobei der tapfere Gouverneur Don Luis de Velasco die Todeswunde empfing, und die größte und wichtigste Insel von Westindien sah sich zur Kapitulation gezwungen. Neun Linienschiffe und vier Fregatten wurden aus dem Hafen weggeführt und die Beute, die man den Spaniern abnahm, ward auf zehn Millionen Dollars angeschlagen. Aber in England sehnten sich Georg III. und Lord Bute nicht minder nach dem Frieden als Choiseul. So wurden denn die uns bereits bekannten Präliminarien von Fontainebleau abgeschlossen (S. 99), welche die von den englischen Seesoldaten mitten in der Sommerhitze mit so großer Tapferkeit und Anstrengung eroberte Insel Cuba den Spaniern, Martinique und Guadeloupe den Franzosen zurückstellten, dafür aber erhielt England von jenen Florida, von diesen Kanada zum Ersatz, ein wichtiger Länderzuwachs für die britischen Kolonien. Mit dem Abschluß des Friedens am 10. Februar 1763 entschied sich der Sieg der germanisch-protestantischen Rasse über die romanisch-katholische in Nordamerika.

Vergebens machten die Indianerstämme unter der Führung des unternehmenden und starken Häuptlings Pontiac den Versuch, mit Gewalt die Besitznahme des Landes durch die Engländer zu hindern; der Krieg, den die Söhne der Wildnis von den Fällen des Niagara und den waldigen Abhängen der Alleghanies bis zu den Birkenwäldern des Mississippi gegen die festen Plätze erhoben, war zwar vielen weißen Ansiedlern verderblich, wurde aber schließlich doch durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen der königlichen Truppen und der Milizen, durch die überlegene Kriegskunst des englischen und schottischen Militärs überwältigt. Die Herrschaft Englands oder seiner Kolonisten im Norden und Westen war nicht mehr abzuwerfen. Eine königliche Ordonnanz führte in Kanada die englischen Gesetze und die Formen der Rechtspflege ein; die Indianerstämme schlossen mit den neuen Gebietern dieselben Verträge, die zwischen ihnen und den französischen Kanadiern bestanden hatten, und während Tausende ihrer bisherigen Heimat den Rücken wandten, zogen Schwärme von Beamten, Richtern und neue Ansiedler aller Stände ein. — Es war vorauszusehen, daß auch Louisiana, das in diesem Frieden den Spaniern als Ersatz für Florida überlassen ward, bald der germanischen Rasse zufallen würde. Der Widerstand der französischen Bevölkerung von New Orleans

gegen die spanische Herrschaft erzeugte republikanische Ideen am untern Mississippi und erleichterte in der Folge den Anschluß an die Vereinsstaaten.

Staatsleben der Kolonien. Zu dieser Zeit hatten die Kolonien ihr öffentliches Leben so eingerichtet und ausgebildet, wie es bis zur Gründung der Unionsrepublik sich erhielt. Die Verfassungsformen waren verschieden, bald demokratisch mit Rechtsgleichheit aller, bald aristokratisch mit Bevorzugung einzelner durch die königlichen Stiftungsurkunden privilegierter Geschlechter. In der Regel bildete ein von der bürgerlich seßhaften Bevölkerung in Stadt und Land auf kürzere oder längere Zeit gewählter Rat oder Senat mit einem Abgeordnetenhaus oder Assembly die Legislatur. Der Gouverneur wurde vom Senat gewählt, vom König bestätigt, Beamte und Richter vom Rat und Gouverneur gemeinschaftlich ernannt. Die Legislaturen bewilligten alljährlich die für Verwaltung und Gerichtswesen erforderlichen Ausgaben; aber so oft die Anmutung an sie gestellt wurde, sich zu einer festen bindenden Auflage zu verpflichten, wiesen sie die Versuchung zurück.

2. Parteiung und Verfassungskämpfe.

a. Das Ministerium Grenville und die Stempelakte.

Englands Kolonialpolitik. Kaum aber war die feindliche Nation niedergeworfen, so folgte unter den Siegern die Entzweiung: das Mutterland und die Kolonien, durch keinen gemeinschaftlichen Feind mehr zum einträchtigen Zusammenwirken gezwungen, folgten bald den natürlichen Gegensätzen ihres Charakters und Wesens. Seitdem England aus der insularischen Abgeschlossenheit herausgetreten und zu einer Weltmacht geworden, war das Streben der aristokratischen Männer, welche die Sitze im Kabinett und in den beiden Häusern des Parlaments füllten, dahin gerichtet, die verschiedenen Teile des Reichs dem Hauptland dienstbar zu machen, die monarchisch-parlamentarische Regierungsform fester zu gestalten, London zur wahren Metropole des großen Länderkomplexes zu erheben. Die Staatsmänner, die unter Lord Bute und nach dessen Rücktritt unter dem kalten, eingebildeten, habsüchtigen Grafen von Grenville sich in die Geschäfte teilten, betrachteten England als „die Hand und das Herz“ des ganzen Reichs und die übrigen Teile als Kanäle, deren Bestimmung es sei, „diesem Haupt Reichtum und Kraft zuzuführen“. Die Erweiterung des Kolonialgebiets in Nordamerika war nur durch große Anstrengungen und durch Erhöhung der Staatsschuld erzielt worden; was war daher natürlicher als daß man die überseeischen Provinzen, die aus der Errungenschaft den größten Nutzen zogen, denen jetzt die unendlichen Länderstrecken im Westen offen lagen, ohne daß sie in der Okkupation durch die Eifersucht und Rivalität der Franzosen gehindert werden konnten, zur Teilnahme an den Reichslasten heranzuziehen suchte? König Georg III. stimmte ganz mit dem Plan seiner Minister überein. Von deutschem Fürstenstolz erfüllt, war er

eifersüchtig auf seine Macht und haßte vor allem den demokratischen Geist Neuenglands.

In frühern Zeiten waren durch königliche Verordnungen die kommerziellen Verhältnisse zwischen dem Mutterland und den Kolonien festgestellt und zu gunsten des ersteren nach und nach ein drückendes Monopol- und Ausbeutungssystem begründet worden; die Amerikaner sollten womöglich alles nur aus England beziehen und ihre Produkte nur an britische Handelsleute verkaufen. Man hatte die Navigationsakte auch auf die Tochterstaaten ausgedehnt; man hatte nach dem Vorbild der Spanier die Ausfuhr der Kolonialgüter wie Tabak, Reis, Getreide u. a., nur nach den der britischen Krone gehörigen Ländern gestattet, die Einfuhr europäischer Waren ausschließlich den englischen Schiffen vorbehalten, den transatlantischen Provinzen die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren, die Aufstellung von Webstühlen und dergleichen untersagt. Dadurch wurde der Wert der amerikanischen Rohprodukte vermindert, der Preis der englischen Fabrikate und Einfuhrartikel erhöht, die Entwickelung der amerikanischen Industrie gehemmt und der ganze Markt von dem Mutterland abhängig gemacht. Selbst der Verkehr der Kolonien untereinander war durch Binnenzölle erschwert. Der Handel mit Negersklaven war ausschließlich in den Händen britischer Kaufleute. Amerika wurde von englischem Papiergeld überschwemmt, dessen Kurs von Regierung und Parlament festgesetzt war. Franklin hat im Jahr 1773 das englische Monopol- und Prohibitivsystem in Woodhalls Zeitung »Public advertiser« satirisch verhöhnt, indem er eine angebliche Verordnung Friedrichs II. „Feststellung der Rechte Preußens an England betreffend" veröffentlichte, worin kraft der Einwanderung der Angelsachsen ähnliche Ansprüche an deren Abkömmlinge erhoben werden, wie sie der König von Großbritannien an die Nordamerikaner stellte.

Monopole und Handelsgesetze.

Alle diese und andre Beschränkungen und Belastungen hatten sich die Kolonien bisher gefallen lassen, wenngleich mit manchen Einsprachen und Beschwerden; auch wußten sie durch Schleichhandel einzelne drückende Bestimmungen illusorisch zu machen. Mit der praktischen Opposition ging die theoretische Hand in Hand. In den Freibriefen oder Stiftungsurkunden hatten die englischen Könige einen Teil ihrer Souveränitätsrechte auf die Empfänger übertragen; danach war die gesetzgebende und richterliche Gewalt nach dem Vorbild Altenglands in allen Provinzen freigewählten Volksvertretern und Richtern zugewendet worden, die gemeinschaftlich mit den Statthaltern oder Gouverneurs die Staatshoheit in sich trugen und vollzogen. Eine gesetzliche Bestimmung oder Verordnung konnte somit, so ward behauptet, nur Gültigkeit haben, wenn die einheimische Legislatur mit dem Stellvertreter des Königs, dem Kronamt, einverstanden war, wenn, wie im Mutterland König und Parlament, so in den Kolonien Gouverneur und Volksrepräsentation übereinstimmten. Diese Auffassung war jedoch keineswegs nach dem Sinn der englischen Staatsmänner und des auf seine Autorität eifersüchtigen Königs Georg III. Sie wollten vielmehr die monarchisch-aristokratische Gewalt, die in der Krone und den beiden Parlamentshäusern konzentriert war, für das Gesamtreich in Geltung setzen, die Kolonisten zu Unterthanen des parlamentarischen Regiments von Altengland machen. Insbesondere stellte sich Lord Grenville zur Aufgabe, die öffentlichen Einkünfte zu

Der Prinzipienstreit um das Besteuerungsrecht.

vermehren, die auswärtigen Provinzländer den volkswirtschaftlichen Interessen des Mutterlandes mehr dienstbar zu machen, die königliche Prärogative auszudehnen. Es ist uns aus frühern Blättern erinnerlich, wie sehr das Auftreten des Publizisten und Parlamentsmitglieds Wilkes, als er die Würde und die Rechte der Repräsentantenhäuser gegen Krone und Ministerium verteidigte und den durch die Habeaskorpusakte gewährleisteten persönlichen Rechtsschutz gegen ungesetzliche Eingriffe zu wahren suchte, bei dem englischen Volk Sympathie fand. Auf nicht minder starken Widerstand stießen die ministeriellen Auffassungen und Tendenzen in den Tochterstaaten. Als nun bald nach dem Pariser Frieden die Navigationsakte verschärft, kraft eines neuen „Zollgesetzes für die Kolonien und Pflanzungen“ mehrere Handelsartikel mit Eingangszöllen belegt und der Schleichhandel mit fremden Nationen, der bisher infolge einer laxen Handhabung der Zollgesetze und durch systematische Bestechung schwunghaft betrieben worden war, durch strengere Strafbestimmungen verboten ward, da mußte notwendig die Frage aufgeworfen werden, ob die parlamentarische Regierung befugt und berechtigt sei, die Kolonien in den Kreis ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit zu ziehen. Es war nicht die an sich unerhebliche Auflage, womit im April 1764 die Einfuhr fremder Handelsgüter als Kaffee, Zucker, Indigo, Wein, Seidenwaren belastet ward, gegen was man in Amerika ankämpfte. Ähnliches und Schwereres hatte man sich früher häufig genug gefallen lassen; und auch jetzt hätte man die Besteuerung als eine Finanz- und Handelsmaßregel hingenommen, wäre sie in andrer Weise erfolgt, hätte man die Zustimmung der einheimischen Legislaturen eingeholt oder eine vermittelst Selbstbesteuerung aufzubringende entsprechende Summe begehrt; es war vielmehr der Anfang eines Prinzipienkampfes. Lord Grenville und seine gleichgesinnten Kollegen hatten zu deutlich ausgesprochen, daß die Besteuerung der Kolonien nicht nur zur Erleichterung und Ausgleichung der Staatslasten dienen und die Finanzlage verbessern sollte, sondern daß damit auch eine „Stärkung der königlichen Gewalt“ beabsichtigt sei, daß das Prinzip aufgestellt werde, die Autorität der parlamentarischen Regierung in London erstrecke sich auf alle Teile des Reichs, die von der Krone und den beiden Häusern erlassenen Gesetze müßten auch von den Kolonialstaaten als rechtsverbindlich anerkannt werden. Aber solche Ansprüche waren schon früher, wo sie aus einzelnen Symptomen hervorzuleuchten schienen, auf Versammlungen und in der Presse bestritten worden. Der feurige und beredte James Otis, Mitglied des Repräsentantenhauses in Boston, hatte bereits vor drei Jahren den Grundsatz ausgesprochen, daß die Konstitution Neuenglands höher stehe als eine Parlamentsakte, und der philosophisch und juristisch gebildete John Adams stellte Vernunft und Naturrecht über alle menschlichen und historischen Satzungen. „Gott hat alle Menschen ursprünglich gleich geschaffen,“ so faßt ein andrer republikanisch gesinnter Schriftsteller das Glaubensbekenntnis der amerikanischen Demokraten zusammen: „er verlieh ihnen das Recht zu leben, Eigentum zu besitzen und soviel

Freiheit zu genießen, als ohne Eingriffe in die Rechte andrer möglich ist. Eine jede Regierung ist nur eine politische Einrichtung, ein stillschweigender Vertrag zwischen Menschen, die von Natur aus gleich sind, eine Einrichtung, getroffen um der Wohlfahrt des Ganzen dienstbar zu sein und nicht zur Verherrlichung eines oder mehrerer Bevorzugten.“ Seitdem hatte die Erkenntnis, daß England seine Erfolge in dem Kampf gegen die bourbonischen Mächte in erster Linie den Anstrengungen und dem kräftigen und opferwilligen Beistand der Kolonien in Amerika zu verdanken habe, das Selbstgefühl der Provinzialen bedeutend gehoben. Die Rousseauschen Lehren, daß die Natur weder Fürsten noch Reiche und Vornehme schaffe, daß die Souveränität des Volks älter sei als die Institutionen, welche dieselbe beschränken, daß diese Institutionen nur durch wechselseitige Übereinstimmung verbindliche Kraft erhielten, waren den Amerikanern in Fleisch und Blut gedrungen.

Was war daher natürlicher, als daß die Amerikaner gegen eine Steuerverordnung Protest erhoben, in der sie den ersten Versuch erkannten, die legislatorische Autorität des Parlaments auf die Kolonien auszudehnen, die transatlantischen Staaten mit Umgehung der einheimischen Organe direkt in das englische Staats- und Verfassungsleben hineinzuziehen! Doch waren die Vorstellungen, welche die in London anwesenden Agenten einzelner Provinzen, darunter Franklin und Jackson, gegen die Besteuerung vorbrachten, so sachlich gehalten, man hatte dabei so vorsichtig die Prinzipienfrage vermieden und sich so ausschließlich auf den vorliegenden Fall beschränkt, daß das Ministerium annehmen konnte, die Opposition sei nur gegen den Besteuerungsmodus gerichtet, der Widerstand gelte nicht dem Prinzip, sondern nur der Form der Abgabe, nicht das Recht der Besteuerung, sondern nur die Art der Erhebung sei der Stein des Anstoßes. Der Minister Grenville ließ daher das neue Zollgesetz, das die Amerikaner dadurch zu umgehen suchten, daß sie sich der zollbaren Waren enthielten, fallen und griff zu einer andern umfassenderen Maßregel. Er beschloß, ein gestempeltes Papier einzuführen, das bei allen öffentlichen Urkunden und bei allen Akten und Verträgen, welche gerichtliche Gültigkeit beanspruchten, verwendet werden sollte. Die Stempelakte, sagt Bancroft, sollte der Schlußstein eines Systems von Kolonialmaßregeln sein, die, wie Grenville glaubte, auf die echten Prinzipien der Politik des Handels und des Finanzwesens gegründet waren. Mit dieser Bill über die Stempelsteuer war eine zweite verbunden, welche den Kolonien die Verpflichtung auferlegte, den königlichen Truppen Wohnung und Verpflegung zu gewähren, eine Forderung, die schon früher hier und da erhoben aber stets bekämpft worden war. Eine Militärmacht von zwanzig Regimentern sollte in Amerika errichtet und die Ausgaben dafür von den Kolonien bestritten werden. Es waren heiße Redeschlachten, die in den ersten Monaten des Jahres 1765 in beiden Häusern vorgeführt wurden; aber wie viele Bedenken und Gegengründe von seiten der Opposition geltend gemacht wurden, die Regierung, welche

Die Stempelakte. 1765.

die amerikanische Frage als eine Frage des Gehorsams gegen die Gesetze und der Achtung vor der parlamentarischen Gewalt des Königreichs hinstellte, behielt die Oberhand. Die Bill ging bei den Gemeinen und den Lords durch und wurde, da König Georg III. an einem Anfall von Geisteskrankheit litt, von der für die Vollziehung der Staatsgeschäfte eingesetzten Regentschaftskommission 22. März 1765. bestätigt.

Die Bill enthielt alle einzelnen Bestimmungen und verwies die Übertretungen derselben vor die Admiralitätsgerichtshöfe, „so daß die Amerikaner nicht nur durch das britische Parlament besteuert, sondern auch wegen Umgehung oder Verweigerung der Steuer durch britische Richter ohne Zuziehung von Geschwornen verurteilt werden sollten“. Zugleich wurde das Militärgesetz im Sinne des Ministeriums durchgeführt und die höchste Gewalt in den Kolonien in die Hände des Oberbefehlshabers gelegt. Die Ernennung der Beamten für die Stempelämter bewies den festen Willen der Regierung, mit dem neuen System rasch und ernst vorzugehen.

Die Stimmung in Neuengland. Hatte sich in Amerika schon gegen die Einführung der Zollgesetze eine starke Opposition gezeigt, wie mußte jetzt erst die Aufregung wachsen, als die Verhandlungen und Beschlüsse des Parlaments keinen Zweifel mehr ließen, daß König und Minister entschlossen seien, die Kolonien der Gewalt der Regierung und der gesetzgebenden Macht des Mutterlandes zu unterwerfen. Schon während der Parlamentsverhandlungen hatte ein in London anwesender Mann aus Connecticut seinen Landsleuten geschrieben: „Wenn die Kolonien sich nicht jetzt verbünden, so können sie ihrer Freiheit Lebewohl sagen, ihre Freibriefe verbrennen und sich so gut als möglich in die Knechtschaft schicken.“ In Boston und in ganz Neuengland wurde in Zeitungen, in Flugschriften, auf Versammlungen ausgeführt, daß nach Natur, Vernunft und göttlicher Anordnung die Menschen frei und gleich seien, daß keine Institution, kein überliefertes Gesetz diese angeborne Freiheit und Gleichheit aufheben könne, daß jede Regierung die Wohlfahrt des Ganzen im Auge haben müsse und kein Land, kein Volk oder einen Stand höher stellen dürfe als andre. „Die Welt steht am Vorabend des großartigsten Schauspiels irdischer Macht und Größe, das noch jemals den Augen des Menschengeschlechts vorgeführt worden,“ sprach einst James Otis, neben Samuel Adams der feurigste Volkstribun in Boston. „Wer den Sieg erringen wird, das weiß Gott. Aber die menschliche Natur muß und wird von der allgemeinen Sklaverei befreit werden, die solange über das Menschengeschlecht triumphiert hat.“ Und John Adams, ein jüngerer Verwandter von Samuel, sagte: „Ich betrachte die Kolonisierung von Amerika stets mit Ehrfurcht und Bewunderung als den Anfang eines neuen großen Werkes der Vorsehung zur Erleuchtung der Unwissenden und zur Freimachung des noch in Sklaverei schmachtenden Teils der Menschheit auf der gesamten Erde.“ Im ganzen Land wehte bereits eine revolutionäre Luft; aber die Stimmführer hielten sich bei allem dem in den Schranken der Mäßigung und einer legalen Opposition. Die Bevollmächtigten und Sachwalter der Kolonien in London machten geltend, daß ein Parlament, bei dem sie nicht vertreten

wären, sie nicht besteuern könne; daß ihre eignen Abgaben bei ihrer Armut schon groß genug seien, daß das in den beiden Häusern repräsentierte englische Volk kein Recht habe, die Amerikaner wie rechtlose Unterthanen zu behandeln und mit willkürlichen Steuern zu belasten, daß es unbillig sei, die Kolonien nicht nur in der Vertretung, sondern auch in Beziehung auf Rechtsschutz vor den Gerichten gegen die Engländer von Geburt zu verkürzen. Dabei suchten sie aber sorgfältig jeden Schein von Illoyalität und Ungehorsam gegen König und Obrigkeit, jeden Gedanken an Abfall fern zu halten. Ihre Beschwerden und Argumente fanden in der Bevölkerung Altenglands selbst einen kräftigen Nachhall. Isaak Barré, der Gefährte und Freund des General Wolfe, führte in einer Parlamentsrede, die rasch in den Kolonien verbreitet ward, mit Pathos und Ironie aus, daß das Mutterland keine Ursache habe, sich seiner Verdienste um die Provinzen zu rühmen; nicht durch England, sondern durch die eigne Kraft seien die „Söhne der Freiheit" zu ihrer Größe und Wohlhabenheit emporgestiegen. Diese Rede ward die Veranlassung zur Gründung des politischen Bundes der „Söhne der Freiheit", einer Verbrüderung gleichgesinnter Amerikaner, deren Wirkung in der Folge bedeutsam hervortrat.

Ministerkrisis in England u. wachsender Widerstand in Amerika.

Um diese Zeit ging es in London unruhig her. Die Krankheit des Königs, wenn auch bald wieder geheilt, zeigte die Notwendigkeit, durch ein Regentschaftsgesetz für ähnliche Fälle Vorkehrungen zu treffen. Nun wollte aber Grenville aus Abneigung gegen Lord Bute die verwitwete Prinzessin von Wales, Georgs III. Mutter, nicht in die Zahl der zur Regentschaft berechtigten Mitglieder der königlichen Familie aufgenommen wissen. Auch verlangte er, daß die Freunde Butes, sein Bruder Lord Stuart Mackenzie, der Herzog von Northumberland, dessen Sohn mit einer Tochter Butes vermählt war, und Lord Holland von ihren einflußreichen Ämtern entfernt werden sollten. Der König, der seiner Mutter und ihrem Günstling sehr gewogen war und den drei Herren sein Wort verpfändet hatte, sie bei ihren Stellen zu erhalten, wurde über dieses Vorgehen Grenvilles höchst aufgebracht: er knüpfte durch seinen Oheim, den Herzog von Cumberland, mit dem zum Lord Chatham erhobenen William Pitt Unterhandlungen an, daß er ein neues Ministerium bilde. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung: Pitt wollte nur Parteigenossen in das Kabinett aufnehmen und der eigensinnige, auf seine Gewalt und Autorität eifersüchtige König konnte sich nicht entschließen, in einem Augenblick, da in London und in Neuengland die Demokratie so übermütig ihr Haupt erhob und der Ruf über Verfassungsverletzung in Volksversammlungen und tumultuierenden Auftritten sich so laut hervorwagte, das Regiment gänzlich in die Hände der liberalen Oppositionsmänner zu legen. Überdies war Grenvilles Kolonialpolitik ganz nach seinem Sinn; ein Abgehen davon würde ihm als eine Verleugnung seiner Grundsätze erschienen sein. Die ministerielle Krisis dauerte daher noch einige Monate fort, während welcher Zeit Grenville Gelegenheit hatte, alle Schritte zur Einführung der Stempelakte und

zur Verschärfung der Zollgesetze zu thun. Als endlich im Juli der Marquis von Rockingham, Lord Grafton und andre Glieder der alten Whigaristokratie mit dem hochbejahrten Herzog von Newcastle die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände nahmen, trieb die Aufregung in Neuengland bereits hohe Wogen. Virginien hatte durch eine Deklaration der Kolonialrechte „die Sturmglocke geläutet"; in Massachusetts, Pennsylvanien und ganz Neuengland hatte man sich auf Kolonialkongressen zu gemeinsamem Handeln verständigt; in New York wurden von Bevollmächtigten aller Provinzen die beiden Parlamentsbeschlüsse für ungesetzlich erklärt und eine Erklärung der Rechte und Beschwerden nach England gerichtet. So schritt die Revolution immer weiter vor. Virginia führte den Widerstand an; Massachusetts drang auf Vereinigung; New York deutete auf die Unabhängkeit hin. Zugleich bildeten sich Vereine gegen den Ankauf und Gebrauch britischer Waren: in andern Vereinen verpflichteten sich die Teilnehmer, um die Stempeltaxe zu umgehen, ihre Streitigkeiten künftighin von Schiedsrichtern entscheiden zu lassen; die politische Verbindung der „Söhne der Freiheit" nahm an Mitgliedern zu. Überall vom Norden bis zum Süden, durch die Presse, in Briefen, im gesellschaftlichen Leben oder in Gruppen auf der Straße erzählten die „Söhne der Freiheit" einander ihre Leiden und entwarfen Pläne zur Vergeltung oder Abhilfe. An einem Augustmorgen erblickten die Einwohner von Boston die Bildnisse von Bute, Grenville und dem Stempelmeister Oliver an einer hohen Ulme aufgehängt. Sie führte seitdem den Namen „Baum der Freiheit". Die „Stempelverteiler" fürchteten sich ihr Amt anzutreten; hier und da wurden die für die neue Steuer errichteten Häuser erstürmt. Puritanische Prediger gossen Öl ins Feuer: Die Verteidiger der Stempeltaxe scheinen Ratgeber von Rehabeams Art zu sein, sagte einst der feurige Prediger Stephan Johnson. Anstatt das Schreien eines loyalen niedergetretenen Volks anzuhören und seinen Beschwerden abzuhelfen, sind sie eher dafür, Bürde auf Bürde zu häufen, bis sie den kleinen Finger des gegenwärtigen Königs tausendmal schwerer machen als die Lenden seines guten Großvaters, und möchten mit einer militärischen Kette alles festbinden. Solche Ratschläge endeten in Israel mit einer Empörung und mit einem Bruch, der niemals geheilt werden konnte. Daß diese Sache auf ähnliche Weise ende, ist für die Vorsehung Gottes nicht unmöglich. Von Mund zu Mund flogen die Worte John Adams: Ihr habt Rechte, die älter sind als jede irdische Regierung; Rechte, die durch menschliche Gesetze weder aufgehoben, noch beschränkt werden können, Rechte, die euch der große Gesetzgeber des Weltalls gegeben hat.

b. Das Ministerium Rockingham und das Besteuerungsrecht.

Mahnungen zur Mäßigung.

Als die Kunde von dem Ministerwechsel in Amerika eintraf, kehrte eine ruhigere Stimmung in die Gemüter ein: besonnenere Männer suchten die aufgeregte Volksleidenschaft zu beschwichtigen. Man erwartete von den neuen Groß-

räten der Krone, die meistens als Freunde und Gesinnungsgenossen des „großen Bürgers“ Pitt bekannt waren, entweder die Zurücknahme des Steuer- und Militärgesetzes, oder doch eine solche Milderung, daß dabei die Verfassung fortbestehen konnte. Gerade damals begann man die Kolonisierung in Illinois und im ganzen Mississippithal nach dem Abzug der Franzosen in größerm Maßstab in Angriff zu nehmen: ein Kampf mit England konnte auf diese Arbeiten nur störend einwirken. In den Versammlungen hörte man manche Stimme, die zur Ruhe und Ordnung mahnte. Und selbst als kein Zweifel mehr war, daß auch das neue Ministerium in betreff der Stempelakte auf dem betretenen Weg fortschreiten werde, riet Franklin von London aus, daß man sich in die Umstände fügen solle. Der König und seine Umgebung seien so gereizt über die in den Provinzen zu Tage getretenen Ansprüche auf Unabhängigkeit und demokratische Selbstbestimmung, daß die Regierung dem Strome folgen müsse. Die Vorstellungen der amerikanischen Bevollmächtigten seien fruchtlos. „Wir hätten ebensogut den Untergang der Sonne aufhalten mögen. Da sie aber einmal hinunter ist und es lange dauern wird, ehe sie wieder aufgeht, so wollen wir uns in der Nacht so gut als möglich einrichten. Wir können wenigstens Lichter anzünden. Sparsamkeit und Fleiß werden viel dazu beitragen uns schadlos zu halten. Müßiggang und Eitelkeit legen schwerere Steuern auf als Könige und Parlamente; wenn wir die ersteren abschaffen, werden wir die letzteren leichter ertragen.“

Die Mahnungen kamen zu spät. Wie sehr man noch immer den Gedanken eines Abfalls von England zurückwies und sich öffentlich seiner Loyalität rühmte, in Wahrheit befand man sich bereits auf dem Weg der Revolution. Viel trug dazu der übergroße Eifer der Royalisten und die Brutalität mancher Gouverneure und Militärbeamten bei. In allen Staaten und Gemeinden hatte man sich zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen die inkonstitutionellen Gesetze vereinigt. Wenn es keine andre Abhilfe gegen die Stempelakte und ähnliche willkürliche Gesetze gibt, hörte man sagen, „so muß das Volk seine natürlichen Rechte und die Autorität, mit der es von der Natur und von Gott ausgerüstet ist, wieder zurücknehmen. In New York verpflichteten sich die Kaufleute, keine Waren nach England zu schicken und keine Bestellungen dort zu machen; in derselben Stadt unterzeichneten die Abgeordneten von sechs Staaten eine Unionsurkunde, durch welche die Kolonien „gleich einem Rutenbündel wurden, das weder gebogen noch gebrochen werden konnte“; und als der 1. November, an welchem das Stempelgesetz in Kraft trat, herankam, wurde das allgemeine Trauergeläute der Glocken von dem lauten Ruf des Volks in den Straßen begleitet: „Freiheit, Eigentum und kein Stempel.“ Die Maßregel erwies sich bald als unausführbar: man fand keine Leute, welche das gehässige Amt auszuüben wagten; die Zeitungen erschienen ohne Stempel; man verhinderte den Verkauf des gestempelten Papiers und brachte ganze Ballen unter Verschluß oder verbrannte sie öffentlich. Von gerichtlicher Bestrafung konnte nirgend die Rede sein.

Revolutionäre Bewegung.

25. Okt. 1765.

1. Nov. 1765.

Die neuen Minister u. die Rechtsfrage der Besteuerung im Parlament. 1766.

Die Whigminister gerieten in Verlegenheit: es waren lauter Leute, die ihre Stellung weniger ihren Talenten, als ihrem Reichtum und Familieneinfluß zu verdanken hatten; von Rockingham sagte man, daß er sich besser auf Pferde und Wettrennen als auf Finanz- und Staatsgeschäfte verstehe. Er war abhängig von seinem Sekretär und Freund Edmund Burke, dem kenntnisreichen, klugen und ehrgeizigen Irländer, der seinem hochgebornen Gönner mit seiner gewandten Feder und seiner pomphaften, phantasievollen und pathetischen Beredsamkeit diente. Von dem Grafen von Dartmouth, der den Handelssachen vorstand, wußte man nichts zu rühmen als „daß er eine Grafenkrone trage und bete", Grafton wird von dem Dichter Gray als ein Mann von Ehre und Gerechtigkeit gepriesen, aber seine Fähigkeiten waren nicht hervorragend; der Siegelbewahrer Newcastle war ein gebrechlicher Greis. Die Lage war in der That eine schwierige. Als Partei- und Gesinnungsgenossen Pitts mußten die Minister zu der Verfassung Altenglands stehen und die Stempelakte verwerfen; hatten sie dann aber nicht den Widerstand des Königs, der Faktion Grenville, der Mehrheit der Aristokratie, ja selbst des englischen Nationalstolzes zu gewärtigen? Auf der andern Seite drängte die Londoner Kaufmannschaft, deren Handel unter den obwaltenden Mißhelligkeiten großen Schaden nahm, zu einer Politik der Versöhnung und Ausgleichung. Die Regierung brachte die Angelegenheit vor die beiden Häuser. Da traten so stürmische Sitzungen ein wie in den Stuartschen Zeiten. Die Royalisten erklärten die Szenen in Nordamerika für offene Rebellion, die man mit den Waffen niederschlagen müsse. Der Herzog von Cumberland schien ihnen der rechte Mann zu sein, durch ein neues Culloden die Bewegung zu ersticken. Aber gerade um diese Zeit starb der alte Feldherr eines plötzlichen Todes. Das Jahr ging zu Ende, ohne daß man in London zu einem Entschluß kommen konnte. Lange waren die Debatten im Parlament nicht so erregt gewesen wie in den ersten Wochen des Jahres 1766. William Pitt war von Bath, in dessen Heilquellen er seine leidende Gesundheit herzustellen suchte, herbeigeeilt, um im Unterhaus die Ansicht auszusprechen, „daß Amerika, welches in Westminster unvertreten sei, weder nach Gesetz und Verfassung noch nach Vernunft und Billigkeit zur Unterwerfung unter irgend eine Steuerbill des Königreichs angehalten werden könne, die Einführung der Stempeltaxe würde die Engländer jenseit des Ozeans des letzten Restes ihrer Freiheit berauben". Der frühere Minister Grenville suchte zu beweisen, daß Regierung und Parlament unbedingte Autorität über die Kolonien besäßen, daß die Amerikaner durch ihre Weigerung, zur Erleichterung der Finanzen Englands beizutragen, undankbar handelten, da die Nationalschuld hauptsächlich um ihretwillen so gemehrt worden, und erklärte die Vorstellung des New Yorker Unionskongresses und die tumultuarischen Auftritte für ein revolutionäres Vorgehen. Die Bemerkung, daß dieses revolutionäre Treiben durch den Faktionsgeist des Hauses herbeigeführt werde, gab dem großen Staatsmann Gelegenheit in einer zweiten Rede für die

Kolonien einzutreten. Mit Worten, die wie Schwerthiebe in die Gemüter drangen, legte Pitt dar, daß die Stempelakte als verfassungswidrig sofort zurückgezogen werden müsse; er freue sich, daß drei Millionen Menschen so lebhaft von dem Gefühl des Rechts und der Freiheit beseelt seien, um sich gegen Bedrückung und Gewaltthätigkeit aufzulehnen, das Steuergesetz müsse fallen, um so nachdrucksamer die Oberherrlichkeit Großbritanniens über die Kolonien ausgesprochen werden. Von beiden Parteien wurden die staatsrechtlichen Fragen geistreich, scharfsinnig und beredt beleuchtet; die Verhandlungen erinnerten an das Jahr 1688, dessen Schöpfungen jetzt zum erstenmal im Sinn des modernen Zeitgeistes angefochten wurden. Man erkannte, wie weit ein aus so mangelhaften Wahlen hervorgegangenes Unterhaus von einer wahren Nationalrepräsentation entfernt sei; die Ahnung von der künftigen Notwendigkeit einer durchgreifenden Parlamentsreform, kraft deren die verfallenen Burgflecken (Rottenboroughs) ihrer ungerechten Privilegien beraubt, die heranwachsenden Handels- und Fabrikstädte in das parlamentarische Leben hereingezogen und die Irländer als vollberechtigte Glieder des Königreichs behandelt werden müßten, trat damals schon an die Oberfläche. Aber die von Pitt aufgestellte Ansicht vermochte bei den Gemeinen nur eine geringe Minorität, bei den Lords eine noch geringere zu erlangen. Und als die Minister dem König den Vorschlag machten, den großen Staatsmann in den höchsten Rat der Krone zu berufen, erfuhren sie eine entschiedene Zurückweisung. Das Besteuerungsrecht des Parlaments wurde aufrecht erhalten, Grenvilles Theorie triumphierte. Von beiden Häusern wurde der Grundsatz sanktioniert, daß England berechtigt sei, mit drei Millionen freier Bürger in Amerika zu machen, was das Schatzamt wollte.

Aufhebung der Stempelakte.

Das Recht der Besteuerung war im Prinzip anerkannt. Aber sollte es in der von dem Ministerium Grenville empfohlenen Form in Anwendung gebracht werden? Die Meinungen waren geteilt: Pitt und der Minister Conway waren für die Aufhebung der Stempelbill, welche dem englischen Handelsstand den größten Schaden gebracht habe und leicht einen Krieg herbeiführen könnte. Die Partei Grenville beharrte auf ihrem Standpunkt; König Georg wollte höchstens von einer Modifikation hören. Man lud den Geschäftsführer für Pennsylvanien, **Benjamin Franklin**, vor die Schranken des dichtgefüllten Hauses, damit er seine Meinug über die von Grenville und Townshend an ihn zu richtenden Fragen ausspreche. Der kluge Mann gab die bestimmte Erklärung, die Amerikaner würden sich wohl, wie bisher, eine „äußere Steuer“, bestehend in der Auflegung gewisser Zölle und Handelsbeschränkungen, gefallen lassen, niemals aber eine „innere“, zu welcher nicht die einheimische Gesetzgebung zugestimmt hätte. In jenem Fall sei es in die Macht jedes Einzelnen gestellt, sich der zollpflichtigen Waren zu enthalten, in dem zweiten würden die Amerikaner als rechtlose Unterthanen behandelt. Der letzte Krieg gegen Frankreich und Spanien sei ein britischer Krieg gewesen, bei dem die Kolonien ihre Kräfte nicht minder

Franklin im Unterhaus. 13. Febr. 1766.

angestrengt hätten als England selbst; und wenn der rühmliche Kampf Gewinn gebracht habe, so sei derselbe den einen wie den andern zu gute gekommen. 22. Febr. 1766. Einige Tage nachher erfolgte die Abstimmung. Mit einer Mehrheit von zwei Dritteilen der Versammlung wurde die Aufhebung der Akte beschlossen. Wie Triumphierende wurden Pitt und Conway nach beendigter Sitzung von der außen stehenden Volksmenge gefeiert, während Grenville mit Zeichen des Unwillens empfangen ward. Die schottischen Mitglieder, von royalistischen Grundherren abhängig, hatten gegen die Aufhebung gestimmt; aber ihre großen Schriftsteller, der Philosoph Hutchinson, die Historiker Hume und Robertson, der Begründer der neuen Staatswirtschaftslehre Adam Smith, begrüßten mit der ganzen öffentlichen Meinung das Resultat mit freudiger Zustimmung. Das Oberhaus trat dem Beschluß der Gemeinen bei, doch gaben viele Lords einen 18. März. von Bedford entworfenen Protest zu Protokoll. König Georg erteilte mit innerem Widerstreben der „unheilvollen Bill" die Bestätigung; er betrachtete sie sein ganzes Leben lang als die Urquelle seines Kummers, als sein „Bett mit Dornen bestreut". Damit fiel die Besteuerungsakte thatsächlich zu Boden. Um so fester glaubte man in London an dem Prinzip festhalten zu müssen. Man fügte zwei Klauseln bei, wovon die eine dem englischen Parlament die höchste Gewalt und Autorität über Amerika in allen Dingen vorbehielt, die andre die entgegenstehenden Beschlüsse der amerikanischen Legislaturen und Kolonialkongresse für null und nichtig erklärte. Diese „Deklarationsbill" sowie das noch fortbestehende Militärverpflegungsgesetz minderten die Wirkung des parlamentarischen Aktes. In England selbst zündete man Freudenfeuer an und spendete dem Ministerium, das sich noch durch die Aufhebung der Abgabe von Obstwein (Cider-Taxe) und durch eine Amnestie für alle durch die Stempelakte hervorgerufenen Unruhen Popularität gewann, Preis und Lob; aber der König und seine Umgebung grollten dem „Pandämonium in Carltonhouse"; und in Boston verkündeten die Publizisten Otis und Warren die Losung „Freiheit und Gleichheit".

c. Ein kranker Minister und ein widerspenstiges Land.

Lord Chatham und das neue Kabinett. Dem König war das Ministerium Newcastle-Rockingham widerwärtig geworden; aber zu einem Systemwechsel wagte er nicht zu schreiten. So beauftragte er das Haupt der bisherigen Opposition William Pitt mit der Zusammensetzung eines neuen Ministeriums. Pitt unterzog sich der Aufgabe; er ernannte den zum Lord Camden erhobenen Oberrichter Pratt zum Geheimsiegelbewahrer und verband mit Grafton, Conway, Shelburne, die dem bisherigen Kabinett angehört hatten, einige Leute aus der Umgebung Butes, wie Jenkinson und Mackenzie, so daß Burke das neue Ministerium als ein „Mosaik" bezeichnete. William Pitt trat als Earl of Chatham in das Haus der Peers. Damit war die Rolle des „großen Commoner" als Haupt der Opposition ausgespielt.

Durch seinen Eintritt in ein gemischtes Kabinett und in das Oberhaus verlor er die Gunst und das Vertrauen des Volks diesseit und jenseit des Ozeans. Das Gefühl von dieser Wandlung erhöhte seine körperlichen Leiden und raubte ihm die Heiterkeit und den Mut der Seele. Denn es war klar, daß der König und Lord Bute und seine Freunde nur mit dem Namen des whiggistischen Staatsmannes ihre reaktionären Tendenzen verdecken wollten. Während die Staatsschulden drückende Auflagen nötig machten, wurde die grundbesitzende Aristokratie durch Herabsetzung der Landtaxe begünstigt. Gegen Ende des Jahres begab sich Chatham wieder nach Bath; und nun hatten die andern Glieder des Kabinetts freie Hand, ihre egoistischen Zwecke zu verfolgen oder des Königs Vorurteilen in Beziehung auf die Kolonien nachzukommen. Georg III. betrachtete die Aufhebung der Stempelbill stets als ein „unheilvolles Zugeständnis, welches die Majestät Englands auf immer verwundet habe". Um so mehr wünschte er den immer schärfer hervortretenden Geist der Unabhängigkeit und des Demokratismus auf anderm Wege zu unterdrücken. Das Einquartierungsgesetz und die Zoll- und Handelsgesetzgebung boten dazu die beste Handhabe und in Charles Townshend fand er ein williges Werkzeug für seine Pläne. Da Lord Chatham wegen wiederholter Anfälle von Gicht nur selten an den Geschäften teilnehmen konnte, so war der Einfluß des ehrgeizigen, beweglichen und leichtfertigen Townshend überwiegend. Der den Kolonien günstig gesinnte Shelburne kam gegen den talentvolleren, redegewandten und witzigen Rivalen nicht auf.

Die Gegensätze der Interessen und Bestrebungen zwischen Alt- und Neuengland traten immer schärfer zu Tage: je mehr man in London an dem Besteuerungsrecht festhielt, desto mehr regten sich in New York und Massachusetts die Anhänger der nationalen Unabhängigkeit, desto feindseliger gestaltete sich das Verhältnis zwischen der königlichen Militär- und Beamtenmacht und den Eingebornen. Dem klaren Auge des Herzogs von Choiseul entging die wachsende Erbitterung nicht: geheime Agenten, wie der Oberst von Kalb, ein deutscher Abenteurer aus Franken, hielten ihn auf dem Laufenden und suchten zugleich in Amerika selbst französische Sympathien zu wecken. Die Verminderung der Grundsteuer erzeugte in den Staatseinnahmen Englands einen großen Ausfall. Dieser sollte durch einen Hafenzoll in den Kolonien gedeckt werden. Gesetzlich war gegen eine solche Maßregel nichts einzuwenden; einen passiven Widerstand, den Franklin angedeutet hatte, hoffte man durch die Royalisten zu bewältigen, gegen gewaltsame Auflehnungen hatte man einen hinreichenden Schutz in den Besatzungstruppen. Der Hydra der Demokratie, so lautete der Ausspruch des Königs, sollten die Köpfe abgeschlagen werden. Die Klugheit riet jedoch zur Vorsicht. Die von dem Schatzkanzler Townshend im Mai in beiden Parlamentshäusern durchgeführte Bill setzte fest, daß für einige Einfuhrartikel, als Thee, Glas, Papier, Malerfarben ein geringer Hafenzoll erhoben und der Betrag für die Besoldungen der Kronbeamten und Richter verwendet werden sollte.

Townshend und die Zollbill. 1767.

Mai 1767.

Durch die Niedrigkeit der Abgabe hoffte man jedem Widerstand vorzubeugen und den holländischen Schleichhandel zu verhindern.

Lord North. Townshend erlebte die Wirkungen seiner Hafenbill nicht mehr. Der reichbegabte Staatsmann wurde bald nach seinem Triumph von einem Fieber dahingerafft. Da Chatham noch immer durch seine Krankheit fern gehalten wurde, so trat Grafton an die Spitze des Ministeriums, aber die eigentliche Seele des Kabinetts war Lord North, ein Vorfechter torystischer Grundsätze. Lord North, damals fünfunddreißig Jahre zählend, mithin ein Altersgenosse von Washington, war ein Minister nach dem Herzen des Königs, von nicht glänzendem Geist, aber mannigfachen und umfassenden Kenntnissen, heitern Sinnes und geschäftstüchtig, dem Republikanismus, der Reform und jeder volkstümlichen Maßregel abgeneigt. Er war ein guter Gesellschafter von angenehmen umgänglichen Formen, ein gewandter Redner und ein geschickter Geschäftsmann von gesundem Urteil, aber ohne Willenskraft gegenüber dem Thron und gleich seinem Kollegen Jenkinson den Genüssen und Freuden des Lebens zugewendet und der aristokratischen Zeitbildung huldigend.

Widerstand u. Proteste. Wenn man in London geglaubt hatte, das parlamentarische Besteuerungsrecht unter der neuen unverfänglicheren Form durchführen zu können, so sollte die Regierung bald ihres Irrtums inne werden. Die Unabhängigkeitsideen waren schon zu weit verbreitet, die Prinzipienfrage schon zu oft nach allen Seiten überlegt, die Gegensätze von Natur- und Staatsrecht zu tief ins Volk eingedrungen, als daß sich die Amerikaner durch die Schlinge der englischen Staatskunst hätten bestricken lassen. In Boston, wo die Hauptzollstätte errichtet werden sollte, vereinigten sich die Kaufleute und Bürger zu dem Beschluß, keinen der zollpflichtigen Artikel einzulassen, eigne Manufakturen zu errichten und sich soviel als möglich des Gebrauchs britischer Produkte und Fabrikerzeugnisse zu enthalten, ein Beispiel, das bald in den übrigen Städten und Provinzen Nachahmung fand und dem englischen Handel empfindlichen Schaden zufügte. Doch vermied man jede herausfordernde Handlung, die in England als offene Widersetzlichkeit hätte gedeutet werden können. Der Vorwurf der Rechtsverletzung sollte auf die britische Regierung fallen. Auf dem Landtag von Massachusetts entwarfen die Patrioten eine Protestschrift gegen die Zollämter, gegen das Vorhaben, die Einnahmen zu ständigen Besoldungen der königlichen Beamten zu verwenden, gegen das Einquartierungsgesetz und wiesen in einer Eingabe an Minister und Parlament nach, daß Besteuerungen der Kolonien ohne Bewilligung der einheimischen Gesetzgebung ein Eingriff in ihre natürlichen und konstitutionellen Rechte seien. Zugleich richteten sie eine Adresse an den König, worin sie sich auf den ursprünglichen Freibrief und die in demselben den Ansiedlern gewährleisteten Rechte und Privilegien beriefen. Ähnlich verfuhren die andern Provinzen, denen Massachusetts die Eingaben mitteilte. In Flugschriften und Zeitungsartikeln wurden die Angelegenheiten des Tages erörtert. Unter diesen machten besondern Eindruck die klar und ruhig gehaltenen „Briefe eines Grundbesitzers", die den Pennsylvanier Dickinson zum Verfasser hatten. Die Beamten

und Royalisten spotteten über die „Bauernbriefe“ und die Adressen, in welchen beschränkter Unterthanenverstand über die wichtigsten Fragen des Staatslebens urteilen und entscheiden wolle; aber zugleich stellte der Gouverneur Bernard an die Regierung das Ansuchen, einige Regimenter zur Aufrechthaltung der Zollgesetze nach Boston abgehen zu lassen.

Die „Bauernbriefe“ wurden von Franklin in England gedruckt und verbreitet; eine französische Übersetzung ging in den Salons von Paris von Hand zu Hand. In einer New Yorker Flugschrift las man: „Mut, Amerikaner; Freiheit, Religion und Wissenschaft schweben auf unsere Küsten zu. Der Finger Gottes zeigt Euren Söhnen ein mächtiges Reich. Die Barbaren der Wildnis sind nicht ausgetrieben worden, um Platz zu machen für Götzendiener und Sklaven. Ehe sieben Jahre über unsern Häuptern dahingehen, wird der Grundstein zu einem mächtigen Reich gelegt werden, welches die Vorsehung Euren Vorfahren als Erbteil verliehen.

Zu der Zeit, da einige Schiffe mit Mannschaft abfuhren, um die Zollbeamten in der Ausübung ihres Dienstes zu unterstützen, entstand im Hafen von Boston ein heftiger Zusammenstoß der „Söhne der Freiheit“ mit den königlichen Behörden und Polizeimannschaften, welche ein dem Patrioten John Hancock gehöriges Frachtschiff wegen Übertretung der Handelsgesetze mit Beschlag belegt hatten. Es war der Anfang einer revolutionären Erhebung, auf die alle Zeichen hindeuteten. Als der Gouverneur das Zusammentreten der vereinigten Landtage Neuenglands verhinderte, hielten die Bürger auf Anregung der feurigen Volksredner Otis, Samuel Adams, Warren auf eigne Hand einen Konvent in der Waffenhalle von Boston und wiederholten den Beschluß, sich jeder Besteuerung durch das Parlament, der Einquartierung eines stehenden Heeres und festen Besoldungen zu widersetzen; Kaufleute erneuerten ihr Übereinkommen, sich der englischen Manufakturwaren zu enthalten; puritanische Prediger weissagten aus der Heil. Schrift den nahen Sturz der Tyrannei. In England erregten die Berichte von den Ruhestörungen in den parlamentarischen und Regierungskreisen Entrüstung, in der Kaufmannswelt Angst und Bestürzung wegen drohender Geldverluste; Choiseul überlegte mit dem Marquis Du Chatelet, dem Sohn der Freundin Voltaires, damals Gesandten Ludwigs XV. in London, wie der bevorstehende Kampf zwischen England und Amerika für Frankreich am vorteilhaftesten benutzt werden könne. „Das Volk schwärmt für Freiheit und hat einen republikanischen Geist geerbt,“ schrieb der scharfsichtige Staatsmann; „die Miliz der Kolonien beträgt 400,000 Mann; sie werden sich durch die geringe Militärmacht Englands nicht einschüchtern lassen.“ In ganz Europa verfolgte man den Prinzipienkampf mit dem gespanntesten Interesse. Um so mehr glaubte Regierung und Parlament um der nationalen Ehre willen auf der Durchführung ihrer Autorität beharren, den Gehorsam der Kolonien erzwingen zu müssen. Eine allgemeine Rebellion werde ausbrechen, hieß es, wenn man die „Catilinas“, die Söhne der Freiheit nicht niederwerfe. In Boston verbreitete sich die Nach-

Wachsende Opposition.

10. Juni 1768.

richt, daß fünfzig Staatsgefangene nach England transportiert werden sollten, um dort auf Grund eines veralteten Statuts Heinrichs VIII. als Hochverräter vor Gericht gestellt zu werden. Noch immer war William Pitt dem Namen nach Mitglied des Kabinetts, obwohl er an den Geschäften und Beratungen keinen Anteil nahm. Seit seiner Erhebung zum Earl of Chatham machte er einen seine Mittel übersteigenden Aufwand, um nicht hinter den reicheren Standesgenossen zurückzubleiben; darum wollte er sein Ministergehalt nicht entbehren. Erst gegen Ende des Jahres trat er zurück. Einst waren in den Städten Neuenglands dem „großen Commoner" Statuen gesetzt worden; bald kam die Zeit, daß man sie umstürzte.

Windstille vor dem Sturm. 1768. Am 1. Oktober fuhr ein Geschwader von acht Kriegsschiffen mit Geschütz und Munition und drei Regimentern im Hafen von Boston ein. Sie wurden in dem Kastell William und in öffentlichen Gebäuden untergebracht; für den Unterhalt mußte der Oberbefehlshaber Gage sorgen. Die Bürgerschaft verhielt sich ruhig. Die Offiziere gewannen die Ansicht, daß keine Veranlassung zur Verstärkung der Militärmacht vorliege, daß die Ruhestörungen vom 10. Juni von dem Gouverneur übertrieben worden. Der Rückkehr der entflohenen Zollbeamten
8. Nov. 1768 wurde nichts in den Weg gelegt. Dennoch sprach bei Eröffnung des neugewählten Parlaments die Thronrede von den ungesetzlichen Vorgängen in Boston, welche die Kolonien von England zu trennen bezweckten, und forderte das Haus auf zur Unterdrückung der unheilvollen Anschläge der Aufrührer und Unruhstifter der Regierung seine Hilfe zu gewähren. Die Proteste und Bittschriften wurden mißbilligt und verworfen. Das Parlament gab mit großer Mehrheit der Politik der Regierung seine Zustimmung. Neuengland sollte mit Gewalt in die Schranken des Gehorsams gewiesen werden. Der Kolonialminister Hillsborough bewies im Haus der Lords, daß die Autorität des Parlaments und der Regierung mit dem Prinzip der Besteuerung stehe und falle. Man beschloß gegen die Unruhstifter mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorzugehen. Aber Edmund Burke, der beredte Wortführer der Opposition, erinnerte daran, daß einst Alba ausgerufen habe: „Verschafft mir die Köpfe der Rädelsführer", daß aber diese Köpfe sich bald als Hydraköpfe erwiesen hätten.

Edmund Burke geb. 1. Jan. 1730. Edmund Burke war in Dublin geboren und hatte die irische Lebendigkeit und Beweglichkeit als Naturgabe empfangen. Mit reichen Kenntnissen auf dem Gebiet der klassischen Litteratur, Philosophie und Geschichte ausgestattet, die er sich durch fleißiges Studium in Dublin und London erworben und in zwei Jugendschriften philosophischen Inhalts im Geiste Bolingbrokes bewiesen, hatte er sich den Staatsgeschäften gewidmet und unter der Anleitung von Garrick sich zum Redner ausgebildet. Durch den Marquis von Rockingham, ersten Lord der Schatzkammer, erhielt er 1765 ein Staatsamt und zugleich als Abgeordneter des Fleckens Wendover einen Sitz im Haus der Gemeinen. Aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner, dem er sich zeitlebens verpflichtet fühlte, hielt er zu dem Ministerium Rockingham, sprach sich in einer Rede, welche ihm den Beifall und die Aufmerksamkeit Pitts erwarb, gegen die Stempelakte aus und schrieb, als das

Ministerium Rockingham zurücktrat, eine Rechtfertigungsschrift über dessen Administration. Von der Zeit an stand er jahrelang auf seiten der Whigs und der liberalen Opposition, trat in vielen denkwürdigen Parlamentsreden, in denen er gern seine Belesenheit, seine Kenntnisse und sein rhetorisches Pathos glänzen ließ, als Verfechter der Preßfreiheit, der Unabhängigkeit der Gerichte und der religiösen Duldsamkeit auf und war aufs eifrigste bemüht, den Bruch mit Amerika zu verhindern. Die Mißbräuche in der Gesetzgebung und Verwaltung, das inkonstitutionelle Gebahren der kleinen aber mächtigen Partei, die hinter und neben dem Kabinett und Parlament mit dem König ein persönliches Regiment, eine Art Kamarilla bildete, erfuhren durch Burkes beredten Mund gewaltige Angriffe; er war neben Pitt und Fox der hervorragendste Parlamentsredner.

d. Die politische Aufregung in England und die Juniusbriefe.

Während dieser Vorgänge jenseit des Ozeans war auch das Mutterland in einer heftigen politischen Erregung. Wir wissen aus der Geschichte des Demagogen Wilkes (S. 100 ff.), wie hoch damals die Fluten der Volksbewegung in London trieben. Während das Gericht den Pamphletisten mit Gefängnis- und Geldstrafen belegte, das Unterhaus ihn wegen seines „frechen, skandalösen und aufrührerischen Libells" gegen den Minister Weymouth aus seiner Mitte ausstieß, wurde er von seinen Parteigenossen als Freiheitskämpfer gefeiert; die Weigerung des Unterhauses, den wiederholt mit großer Stimmenmehrheit Gewählten in seiner Mitte aufzunehmen, galt als eine Verletzung der „Bill of Rights". „Was war vom alten England noch sicher, wenn das Parlament seine Unabhängigkeit verriet und die Richter die Geschwornen ihrer Rechte zu berauben versuchten, um das von der Regierung gewünschte Schuldig zu erlangen?" Der lange Zeit nur in der Presse und im Parlament geführte Kampf hatte auf der Straße sein blutiges Nachspiel. Die Tumulte und Volksdemonstrationen nahmen einen revolutionären Charakter an, so daß das Militär einschritt und mehrere Personen durch Musketenschüsse getötet wurden; Volkshaufen versammelten sich auf dem St. Georgsfeld und zogen in den St. James-Palast, um Karls I. Hinrichtung durch ein Volksschauspiel zu feiern, wobei ein junger Lord die Rolle des Scharfrichters mit verhülltem Haupt gespielt haben soll.

(Randnotizen: Regierung und Volks-Opposition. — Mai 1769.)

Auf die Kunde von diesen Vorgängen erhob sich der greise Chatham von seinem Krankenlager und hielt im Oberhaus eine Rede, welche das Ministerium Grafton tief erschütterte. Lord Camden legte sein Kanzleramt nieder und Yorke, der sich durch eignen Ehrgeiz und die Bitten des Königs zur Annahme des großen Siegels bewegen ließ, wurde von den Vorwürfen seiner Freunde so sehr angegriffen, daß er sich selbst das Leben nahm. Den mächtigsten Stoß aber erfuhren Regierung, Parlament und die Träger und Diener des charakterlosen Systems in einer Reihe von Zeitungsartikeln (im public advertiser), die unter dem Namen „Juniusbriefe" weltberühmt geworden sind durch die Kraft der Sprache, durch die meisterhafte Handhabung des Stils und der Darstellung,

(Randnotizen: Angriffe gegen die Regierung. — Die Juniusbriefe. Verfasser und Standpunkt.)

durch die Macht der Polemik und Beweisführung, durch die genaue Kenntnis der Dinge und Personen. Wer der Verfasser dieser denkwürdigen Schriftstücke, die zu einem Buch vereinigt bald in aller Händen waren, gewesen, ist den Zeitgenossen unbekannt geblieben. Er selbst hat in der von ihm veranstalteten Sammlung mit den Worten Abschied genommen: „Ich bin der einzige Vertraute meines Geheimnisses und es soll mit mir begraben werden." Es wurden ebensoviel Vermutungen aufgestellt wie über die eiserne Maske. Erst in unserm Jahrhundert ist Sir Philipp Francis, ein talentvoller leidenschaftlicher Mann, dessen Ehrgeiz durch die untergeordnete Stelle eines Sekretärs im Kriegsministerium nicht befriedigt worden war, mit ziemlicher Sicherheit als der Autor nachgewiesen worden. Mit geschlossenem Visier, heißt es bei Brockhaus, seinen Freunden und Feinden gleich unbekannt, mischt sich Junius unter die Reihen der Streiter und beherrscht mit einer fast magischen Gewalt drei Jahre hindurch (1769—1772) die öffentliche Meinung in England durch eine Feder, die bald in ruhigem getragenem Ton die Leiden des Landes, die Fehler und Laster der Tories schildert, bald mit vernichtender Ironie die Feinde der Freiheit verfolgt, verhöhnt, verächtlich macht, die bald den Schmerz des Patrioten, bald die Leidenschaft eines ungeheuren Hasses zum stets vollendeten Ausdruck bringt. Die im Jahr 1774 erfolgte Beförderung von Francis zu dem wichtigen und einträglichen Posten eines Rats in dem Regierungskollegium von Bengalen hat man vielfach als Preis seines Stillschweigens deuten wollen. Dort wurde er bald, wie wir später sehen werden, der unversöhnlichste Feind von Warren Hastings. Die Juniusbriefe, die durch ihre scharfe, schonungslose Polemik gegen das herrschende Regierungssystem, gegen König und Minister und gegen die servile Parlamentsaristokratie wie ein Blitzstrahl wirkten, verfochten das altsächsische Volksrecht, die Freiheit und Unabhängigkeit der Gerichte und der Presse, die überlieferten Institutionen der Väter gegenüber den Mißbräuchen, der Entartung, den Willkürmaßregeln der herrschenden Adelsfaktionen. Nicht demokratisch-republikanische Theorien im Geist eines Rousseau werden vorgetragen, sondern nur der grelle Kontrast nachgewiesen zwischen dem gegenwärtigen Regiment und den nationalen Staatsordnungen vergangener Geschlechter. Ein revolutionärer Geist wie in den Tagen der Stuarts zieht durch die gewaltigen Streitschriften, aber er bewegt sich auf altenglischem Boden; die Juniusbriefe sind eine Schutzrede für das altbritische Staatswesen und Gerichtsverfahren gegen die engherzige Familienoligarchie und tyrannische Feudalmonarchie der Gegenwart, mit scharfen Ausfällen auf die Charakter- und Sittenlosigkeit der Mächtigen. Sie mußten um so größern Eindruck unter der herrschenden Aristokratie hervorbringen, als die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit den Personen und Verhältnissen des Hofes und der Regierung, mit der Verfassung und dem Recht der Nation deutlich erkennen ließ, daß er denselben aristokratischen Kreisen angehören müsse, deren Thun und Treiben, deren Eigennutz,

Unredlichkeit, Selbstsucht und Charakterlosigkeit er in so schonungsloser Schärfe enthüllte.

Oppositionelle Kundgebungen in London.

Die innere Bewegung, welche durch die Juniusbriefe und durch die Anhänger Wilkes' unterhalten und gesteigert wurde, machte dem Ministerium Grafton-North das Leben recht schwer und drängte die Streitigkeiten mit den Kolonien ein wenig in den Hintergrund. Daß die Grafschaft Middlesex fest zu ihrem Gewählten stand und die Einberufung des Regierungskandidaten laut für einen Verfassungsbruch erklärte; daß die Londoner Bürgerschaft den verfolgten Wilkes in den Stadtrat berief und in einer feierlich überreichten Adresse den König anging, seine Minister und Räte zu entfernen und das Parlament, das nicht länger als die wahre Repräsentation der Nation angesehen werden könne, aufzulösen; daß der Lord-Mayor Beckford, nachdem der Bescheid gegeben worden, „der Inhalt der Adresse sei beleidigend für den König, schimpflich für das Parlament und den Grundsätzen der Verfassung zuwider", an der Spitze der städtischen Beamten und Ratsherren vor dem König selbst bei einer wiederholten Vorstellung der „glorreichen und notwendigen Revolution" gedachte, aus welcher die „glückliche Konstitution" hervorgegangen: das alles erinnerte so sehr an frühere Vorgänge, stimmte so sehr zu dem in den Juniusbriefen angeschlagenen Ton, daß man in den Regierungskreisen ein Einlenken und Beschwichtigen für notwendig erachtete. Dazu kam noch, daß die auswärtige Politik keineswegs der öffentlichen Meinung der englischen Nation entsprach. Bei der herrschenden Eifersucht, mit der man fortwährend auf Frankreich blickte, erregte es große Verstimmung in England, daß die Regierung in dem Kampf der Korsen gegen die französischen Armeen sich teilnahmlos verhielt (XII, 834), eine Stimmung, die sich in den Ehrenbezeugungen kund gab, womit der corsische Freiheitsheld als Flüchtling in England empfangen ward. Auch die wenig rühmliche Weise, wie sich die Regierung in den mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wegen Manila und der Falklandsinseln aus Furcht vor neuen kriegerischen Verwickelungen mit den bourbonischen Höfen benahm und die politische Niederlage mit dem Schein einer diplomatischen Genugthuung verschleierte, war nicht geeignet, die Mißstimmung des Volks gegen die herrschende Aristokratie zu verscheuchen.

Streit mit Spanien wegen Manila und der Falklandsinseln.

Im letzten Krieg nämlich hatte William Draper eine Landung auf den Philippinen ausgeführt und der im Sturm eroberten Stadt Manila eine Brandschatzung von vier Millionen auferlegt, welche die Einwohner, um der Plünderung zu entgehen, zu bezahlen sich verpflichteten. Da sie aber nur die Hälfte in barem Geld aufzubringen vermochten, so stellten sie für die andre Hälfte Wechsel auf Madrid aus. Nach dem Friedensschluß weigerte die spanische Regierung die Auszahlung der Wechsel; alle Mahnungen des englischen Ministeriums blieben erfolglos, und da man deshalb nicht einen neuen Krieg anfangen wollte, so suchte man Draper, seine Offiziere und Soldaten durch Versprechungen zu vertrösten, oder durch andre Mittel zu beschwichtigen. Die Restsumme der „Manila-Ranzion" wurde nicht abgetragen. — Noch weniger ehrenhaft endigte der Streit über die Falklandsinseln, wo in den Jahren 1764 und 1766 der

Weltumsegler Bougainville die französische Kolonie Port Louis auf der östlichen, die Engländer Port Egmont auf der westlichen Seite angelegt hatten. Beide Niederlassungen wollten die Spanier nicht dulden. Choiseul ließ daher die französischen Ansiedler wegführen, die englischen wurden gewaltsam durch den Statthalter von Buenos-Ayres vertrieben. Und auch diese Beleidigung, die noch durch die rücksichtslose Ausführung der Maßregel verschärft ward, nahm Lord North hin, aus Furcht, ein Krieg mit Spanien würde auch einen Krieg mit Frankreich zur Folge haben. Unter Vermittelung des Duc d'Aiguillon, der im Jahr 1771 an Choiseuls Stelle das Ministerium des Auswärtigen übernahm, wurde daher ein diplomatisches Spiel eingeleitet, durch welches die spanische Regierung von dem französischen Minister bewogen ward, zum Schein England eine Genugthuung zu geben, damit sich das Kabinett vor Volk und Parlament rechtfertigen könne. Spanien räumte nämlich das Fort Egmont und die Engländer gaben sich die Miene, als wollten sie sich daselbst behaupten; aber kurz nachher gaben sie die Kolonie wieder auf, weil sie zu viel Kosten mache und den Spaniern ein stetes Ärgernis sei. Der Unterhändler dieses geheimen Übereinkommens, Sir William Gordon, wurde dafür reichlich belohnt. Es ist begreiflich, daß Junius diesen „Verrat an der Ehre und Würde der Krone" dem Ministerium nicht ungerügt hingehen ließ.

e. Die englische Regierung und die Krisis in Amerika.

Der Theezoll und das Rechtsprinzip. In diese aufgeregte Zeit fiel nun die Besteuerungsfrage der amerikanischen Kolonien als neuer Zündstoff. Regierung und Parlament waren bald einig, daß Townshends Zollgesetz vom Jahr 1767 abgeschafft werden müsse, da es nur Schaden und Entzweiung gebracht. Selbst der Einfuhrzoll auf den Thee, welchen englische Zwischenhändler auf den großen Auktionsmärkten erstanden und in die Kolonien verbrachten, war durch Schleichhandel und durch die Enthaltung vom Gebrauch des fremden Getränks umgangen worden. Um jedoch den König zu Gefallen zu leben, der von der Abstellung einer Beschwerde nur dann hören wollte, wenn sie „im Geist des Gehorsams" angebracht werde, und „um das Recht nicht einschlafen zu lassen", geschah die Aufhebung nur unvollständig. König Georg und die herrschende Bedford-Partei hielten an dem Besteuerungsrecht fest; in ihm erblickten sie die Grundlage der Souveränität des Mutterlandes. „Die Einleitung zu der Akte und der Theezoll müssen aufrecht
März 1770. erhalten werden," sagte Lord North, „als ein Kennzeichen der Obergewalt des Parlaments und seines Rechts, die Kolonien zu regieren." Wie sehr auch im Oberhaus Lord Chatham, der wieder zu den Ansichten seiner Jugend zurückgekehrt war, im Unterhaus die whiggistische Opposition unter Edmund Burke gegen die Besteuerung ankämpften, die Regierung trug den Sieg davon: es wurde ein Eingangszoll auf Thee von drei Pence für das Pfund beschlossen. Der niedrige Satz sollte den Widerstand in den Kolonien brechen. Es war ein diplomatisches Spiel wie bei dem Streit über die Falklandsinseln: durch Hinterlist und Winkelzüge wollte man den Rechtsstandpunkt wahren, den Prinzipienkampf durch Scheinzugeständnisse verhüllen. Aber die Absicht wurde nicht erreicht. Die Amerikaner entsagten entweder dem Thee oder verschafften sich

denselben auf geheimen Wegen. Und wie man sich in Neuengland und New York nicht durch die Maske täuschen ließ, so beharrte auch das Londoner Kabinett auf dem Prinzip, mit dem nach der Auffassung des Königs und der Minister die monarchisch-parlamentarische Autorität stand und fiel. „Eher will ich meine Krone niederlegen," sagte Georg III., „als in die Forderungen der Opposition willigen."

Man stand in London und in Boston in einer revolutionären Luft, in welcher die widerstrebenden Elemente in wilder Gärung widereinander stürmten, ein Kampf, dem ganz Europa mit gespannter Erwartung zuschaute, die Gefühle für und wider nach dem eignen Herzen oder Interesse, nach den verschiedenen Überzeugungen und Parteiansichten bemessend und verteilend. König Georg III. hatte manche rühmliche Eigenschaften: seine gläubige und kirchliche Frömmigkeit war aufrichtig und ungekünstelt; er besaß häusliche Tugenden und hinreichenden Verstand, Personen und Dinge richtig zu beurteilen, er war mäßig, pflichtgetreu und von standhaftem Mut. Allein wir haben auch schon andre Eigenschaften angedeutet, welche auf die Politik in diesen Jahren der Aufregung verderblich wirken mußten: Eifersüchtig auf seine Autorität vermochte er keinen Widerspruch zu ertragen und sah in jeder Opposition persönliche Feindschaft; Naturen von festem folgerichtigem Charakter waren ihm zuwider, er liebte fügsame geschmeidige Personen am Hofe wie im Kabinett; seine Antipathie gegen alle philosophische Aufklärerei, sein Haß gegen Demokratie und republikanische Freiheitsideen erfüllte ihn mit Widerwillen gegen jede Neuerung, verdunkelte sein Verständnis für die öffentlichen Dinge und für die Strömung der Zeit, erzeugte Vorurteile und Abneigung gegen alle Reformen. Im Gegensatz zu der hannöverschen Hauspolitik wendete er sein Vertrauen und seine Gunst den Tories zu; und wenn auch nach dem im Jahr 1772 erfolgten Tod der Prinzessin von Wales der bisherige Günstling von Mutter und Sohn in seine schottische Heimat, zu seinen botanischen Beschäftigungen zurückkehrte, und sein und seiner Geschöpfe Einfluß nicht mehr die Staatsgeschäfte lenkte, so hielt sich doch der König am liebsten an konservative Männer, welche halbe Maßregeln und kleine Mittel entscheidenden Handlungen vorzogen, die aufsteigenden Stürme mit Winkelzügen und Trugkünsten zu beschwören gedachten, durch die reichen Hilfsmittel der Bestechung und Gnadenerweisung die Beamtenstellen und Parlamentssitze mit feilen ergebenen Kreaturen aus den verrotteten Kreisen der oligarchischen Familienaristokratie füllten. Hingebung und Loyalität gegen die Krone waren in seinen Augen die höchste Tugend; über diesen Eigenschaften übersah Georg III., der sonst sehr streng auf ehrbaren sittlichen Lebenswandel hielt, selbst Ausschweifungen und Mätressenwirtschaft. Denn wie in der geistigen und gesellschaftlichen Bildung der französische und englische Adel sich glichen, so auch in der Genußsucht und Leichtfertigkeit des Lebens.

Prinzipielle Gegensätze und König Georg III.

Je schärfer im Mutterland die Gegensätze zwischen den Reformern und

Lage und Stimmung in den Kolonien. den Konservativen hervortraten, desto höher stiegen die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit in den Kolonien. Die in den Juniusbriefen und in der Wilkes-Affaire hervortretende Opposition kam auch den „Söhnen der Freiheit“ in den Kolonien zu statten, wenngleich die beiden Bewegungen in keinem direkten Zusammenhang standen. Die faulen Zustände in den Parlamentswahlen, die grell genug zu Tage traten, machten die Amerikaner nicht geneigt, für den hier und da auftauchenden Gedanken einer organischen Verbindung der Kolonien mit der Gesetzgebung des Mutterlandes. Der Hauptherd der politischen Bewegung war Boston, wo die Anwesenheit der englischen Truppen zu vielen Reibungen Veranlassung gab und der brutale und habsüchtige Gouverneur Bernard durch willkürliche Eingriffe in das Verfassungsleben von Massachusetts die Widerstandspartei fortwährend reizte. Derselbe demokratische Geist herrschte in den übrigen Provinzen Neuenglands, in dem beweglichen New York, bei den sonst so friedlich gesinnten Quäkern in Pennsylvanien und selbst in den südlichen Staaten, wo der englische Royalismus weiter verbreitet war. In Nordcarolina hatte sich die Reformpartei der „Regulatoren“ gebildet, entschlossen selbst mit den Waffen die Freiheit gegen den englischen Oberbeamten Tryon zu verteidigen; in Virginien, wo der Gouverneur Botetourt, ein ritterlicher Mann von feinen Manieren, mit den Farmern lange in gutem Einvernehmen gestanden, hatte der Landtag, in welchem Washington, Jefferson, Lee, Patrick Henry, „der Demosthenes des Waldes“, und andre freiheitsliebende Patrioten saßen, sich scharf gegen die Zollgesetze ausgesprochen, und in den westlichen Landschaften, wo damals am Kentucky und in Illinois die ersten Ansiedelungen gegründet wurden, hatten die kühnen Jäger, die sich in der heulenden Wildnis niederließen, oder die verfolgten Flüchtlinge, welche die Alleghanies übersteigend in den fruchtbaren Thälern von Tennessee sich ansiedelten, keine Sympathien mehr für die fremdgewordene Urheimat der Väter in Europa. Es half nicht viel, daß Bernard abberufen und Hutchinson, ein in Massachusetts geborner Beamter, zu seinem Nachfolger ernannt ward: bei den unversöhnlichen Gegensätzen, die in betreff des Besteuerungsrechts diesseit und jenseit des Ozeans obwalteten, konnte es nicht an Streitigkeiten fehlen. Der Widerstand der Einwohner gegen den Verkauf des Thees rief in Boston und New York Volkstumulte hervor, wobei von den über die fortwährenden Beschimpfungen und Insulte erbitterten Soldaten auf
5. März 1770. die Menge geschossen ward. Dies gab dann wieder zu aufreizenden Reden, zu demonstrativen Begräbnissen Veranlassung. Die Bewegung wurde in Boston so drohend, daß der Gouverneur die Regimenter aus der Stadt nach dem Kastell entfernte. Aber in den Räumen der Festung waren die Besatzungstruppen bald eine gefährlichere Macht als zuvor. Gestützt auf die Kriegsschiffe im Hafen
Okt. 1770. hielten sie Boston gleichsam in Belagerungszustand. In diesen kritischen Tagen wurde Benjamin Franklin, damals vierundsechzig Jahre alt, auch für Massachusetts zum Geschäftsträger in London ernannt.

Die englische Besteuerungspolitik gegenüber den Kolonien war ein Ausfluß der Schwäche, die dem Mutterland selbst die größten Nachteile brachte. Während die Regierung jährlich für Schiffe und Soldaten Hunderttausende ausgab und die Ostindische Kompanie für drittehalb Millionen Dollar weniger Waren im Jahr absetzte, betrug die durch den Thee- und Weinzoll und andre Verzehrungssteuern eingebrachte Summe kaum fünfundachtig Pfund. Denn mit beharrlicher Konsequenz verhinderte man den Verkauf des englischen Thees: während holländische Schleichhändler unter Begünstigung der Bevölkerung heimliche Absatzwege fanden und sich weitverzweigte Enthaltungsvereine bildeten, suchte man auf jede Weise die Ausschiffung oder den Verkauf und Verbrauch der auf englischen Frachtschiffen eingeführten Waren zu hintertreiben. In Volksliedern sagte man Lebewohl dem lieblichen Getränk, das man der Freiheit zum Opfer bringe. Die Kolonialpolitik der Regierung erfuhr daher in England selbst die heftigsten Widersprüche, sowohl von seiten der liberalen Opposition eines Chatham, Burke u. a., welche die Besteuerung der Kolonien durch englische Parlamentsgesetze verwarfen, als von seiten Grenvilles und seiner Anhänger, welche den Trotz und den Ungehorsam der amerikanischen Unterthanen mit Gewalt brechen wollten, in den halben Maßregeln des Ministeriums North nur Unheil und Verderben erblickten. Auch der Versuch, den Nöten und Klagen der Handelswelt dadurch abzuhelfen, daß man der Ostindischen Kompanie einen Rückersatz gewährte, so daß ihre Agenten die Waren zu demselben Preis liefern konnten, wie die Schleichhändler, blieb erfolglos. Es handelte sich ja nicht um ein merkantiles Interesse, sondern um ein Prinzip. *Die Politik der Schwäche.*

Die Erbitterung wuchs mit jedem Tag. Um dieselbe Zeit, als in Boston auf Anregung und unter Leitung der Häupter der vaterländischen Partei, eines John und Samuel Adams, eines Otis, eines Joseph Warren sich ein Aktions- oder Korrespondenz-Komitee bildete, mit dem Zweck in populären Adressen und Flugschriften die Rechte und Verfassungen der Kolonien und die von der englischen Regierung wider dieselben geführten Schläge und Eingriffe zu beleuchten, kam in London Franklin in den Besitz einer Anzahl von Briefen, aus denen deutlich hervorging, daß die Führer der Beamten- und Royalistenpartei in Massachusetts, Hutchinson, Oliver, Paxton schon seit Jahren alle die Zwangsmaßregeln angeraten hatten, welche soviel Ärgernis gegeben: eine royalistische Verschwörung, von hochgestellten Personen in der Mitte der Kolonien zu deren Unterdrückung geplant. Die Briefe waren an das Parlamentsmitglied Whately gerichtet, der sie Grenville, seinem Gönner, und durch diesen dem Lord Temple mitgeteilt hatte. Nach Whatelys Tod waren sie in Franklins Hände gekommen, man weiß nicht wie, und von diesem nach Amerika geschickt worden, um die Leute zu entlarven, „welche die Freiheiten ihres Vaterlands um selbstsüchtiger Zwecke willen verkaufen, die Eifersucht und den Zorn der Krone reizen und Feindschaft säen zwischen den beiden verwandten Ländern“. Im Juni wurden *Korrespondenz-Komitee und konspiratorische Briefe. Nov. 1772. Juni 1773.*

die Briefe in der Provinzialversammlung von Massachusetts verlesen, welche darin die Tendenz erkannte, die Konstitution umzustoßen und willkürliche Gewalt einzuführen. Bald war der Inhalt in aller Mund. Wenn Franklin die Absicht hatte, die Verständigung zwischen dem Mutter- und Tochterland zu erleichtern, indem die Schuld des Mißverhältnisses auf wenige Häupter geladen ward, so trat das Gegenteil ein. In London wie in Boston nahm die feindselige Stimmung zu. Während man Franklin zur Verantwortung vor den geheimen Staatsrat zog, forderte der thätige Samuel Adams in der Presse und in dem Korrespondenz-Komitee zur Errichtung eines Konvents aller Kolonien auf. In Philadelphia, in Boston, in New York, in Charleston u. a. O. bildeten sich Bürgerausschüsse, zunächst in der Absicht, das Landen und den Verkauf des von der Ostindischen Handelsgesellschaft exportierten Thees zu verhindern, dann aber auch Mittel und Wege zur völligen Losreißung von England zu beraten. Wehe den Agenten und Warenempfängern, die sich weigerten den Befehlen der geheimen Vereine nachzukommen! Die Parteihäupter führten eine Sprache, die
Der Ausschlag. das siegessichere Gefühl verriet. Das Korrespondenz-Komitee, dessen Vorsitzender Cushing von den thätigeren Mitgliedern Samuel Adams, Hancock, Molineux, Warren vorwärts getrieben ward, beherrschte Massachusetts. Als im Winter ein Frachtschiff der Ostindischen Kompanie mit einer Theeladung anlangte und unter dem Schutz der Garnison von Fort William in den Hafen von Boston einlief, untersagte der Magistrat die Ausschiffung und erteilte dem Kapitän die Weisung, sofort nach London zurückzukehren. Als derselbe zögerte, besetzten Söhne der Freiheit mit Musketen bewaffnet die Ausgänge des Hafens. Denn man war entschlossen, keinen zollbaren Thee in die Stadt zu lassen. Aber wenn es gelänge, die Ware im Kastell unterzubringen und sie von da in die Hände der Spediteure und Verkäufer zu liefern? Um dies zu verhindern, kam ein junger feuriger Patriot Namens Josiah Quincy auf den Gedanken, durch eine entschlossene That eine Entscheidung herbeizuführen. Unter seiner Leitung bemächtigte sich eine Schar von vierzig bis fünfzig Männern, sämtlich als Indianer verkleidet, des im Hafen liegenden Schiffes Dartmouth und warf die ganze Ladung, dreihundertundvierzig Kisten Thee im Wert von 18,000 Pfd.
18. Dez. 1773. St., ins Meer. Um nicht ein ähnliches Schicksal zu erleiden, segelten die andern nach New York und Philadelphia bestimmten Schiffe mit ihren Ladungen heimwärts.

3. Abfall der amerikanischen Kolonien von England.

a. Die Boston-Hafenbill und der Delegiertenkongreß in Philadelphia.

Eindruck der That. Franklin vor den geheimen Rat geladen. Das verwegene Attentat auf englisches Kaufmannsgut war eine Kriegsparole. Die Einwohner von Massachusetts erkannten klar, daß sie den Fluß überschritten und die Brücke hinter sich abgebrochen. Hatte man schon bisher in

London die Vorgänge in Amerika als „Rebellion" bezeichnet und sowenig Neigung zum Nachgeben in der Besteuerungsfrage bewiesen, daß man in Boston sagte, „das Herz des Königs sei verstockt wie das Pharaos": was mußte man erst erwarten, wenn der von Haß und Rachsucht erfüllte Gouverneur Hutchinson über die jüngsten Vorgänge berichten werde? Darum wurde schon damals der Ruf nach einer allgemeinen Verbindung laut, „die von Florida bis zu den Eisfeldern Kanadas reiche", und die Bostoner Presse sagte: „Es ist keine Zeit zu verlieren; ein Kongreß oder eine Versammlung der amerikanischen Staaten ist unumgänglich nötig, und was das Volk will, das wird geschehen." Noch ehe der Bericht Hutchinsons über die Vorgänge in Boston nach England gelangt 29. Jan. 1774.
war, fand die berühmte Sitzung des geheimen Rats statt, in welcher Franklin in Gegenwart von fünfunddreißig Lords und einer zahlreichen Zuhörerschaft, darunter Priestley und Burke, über das Gesuch der Repräsentanten von Massachusetts um Entfernung des verräterischen Gouverneurs und Oberrichters vernommen werden sollte. Die Verhandlung nahm den Charakter eines Anklageprozesses an, wobei der Generalfiskal Wedderburne die Beschwerde und Petition der Vertreter von Boston als ungerechtfertigt zurückwies, das ganze Auftreten der Kolonien als eine Kette von Ungesetzlichkeiten, Verräterei, Ungehorsam und Illoyalität in den gehässigsten und verletzendsten Ausdrücken hinstellte und Franklin selbst, den Vertreter von Pennsylvanien, New Jersey, Massachusetts und Georgien mit Schmähungen und Vorwürfen überhäufte, ihn einen „echten Aufwiegler" nannte, welcher Privatbriefe, die er durch Bestechung sich verschafft, veröffentlicht habe, in der Absicht den getreuen Gouverneur zu verdrängen und dessen Amt zu erwerben. Franklin hörte ruhig und gelassen die gehässige Rede des Staatsanwalts an, die sich des lauten Beifalls der Lords zu erfreuen hatte, und antwortete, „wie es ihm sein gutes Gewissen eingab". Anstatt sich wegen Veröffentlichung der Briefe zu entschuldigen, erklärte er sie für eine der besten Handlungen seines Lebens, die er unter gleichen Umständen wieder begehen werde. Der Ausspruch des geheimen Rats, dem der König seine Zustimmung gab, verwarf das Gesuch als ein Erzeugnis der „Lüge und Bosheit", berechnet in der Provinz Unfrieden und Aufruhr zu erzeugen; die Regierung entzog dem greisen Franklin das Amt eines Oberpostmeisters, das erst durch ihn einige Bedeutung erlangt hatte.

Zu gleicher Zeit fiel noch ein andrer Mann bei den damaligen Staatslenkern Fox geb.
Englands in Ungnade, der bald durch seine Beredsamkeit und seine staatsmännischen 24. Jan. 1749.
Talente die Bewunderung der Zeitgenossen auf sich ziehen sollte — Charles James Fox, zweiter Sohn des ehemaligen Staatssekretärs Lord Holland. Geistreich, gewandt, durch Studien und Reisen gebildet, war er trotz seines ausschweifenden Lebens, seines Hanges zu Spiel und sinnlichen Genüssen von den Tories in die Verwaltung gezogen und zum Lord des Schatzes erhoben worden. Jetzt aber trat er mit Burke zur Opposition über und verlor deshalb sein Amt; um so gewaltiger war seitdem der geniale Mann auf der Rednerbühne. Er hatte sein väterliches Vermögen durchgebracht, durch

sein verschwenderisches Leben und seine Ausschweifungen sich einen bösen Leumund zugezogen und durch seine Hinneigung zur Aufklärung und Freigeistigkeit die Abneigung des orthodoxen Königs auf sich geladen; aber bei allen seinen Lastern war kein menschliches Wesen freier von dem Makel der Böswilligkeit, der Eitelkeit, oder der Lüge. Ihm hatte die Natur verliehen, was Burke mühsam durch Arbeit bei der Lampe suchte; er hatte nicht bloß Leben, sondern auch Seele und schöpfte aus seinem Innern und dem Studium der Klassiker das, was Cicero die einzig wahre Beredsamkeit nennt (pectus facit disertum). Fox ersetzte, was ihm an Kenntnissen mangelte, reichlich durch natürliche Einfachheit und durch wahre, nicht theatralisch erkünstelte Begeisterung. Von freien weitherzigen Ideen und Anschauungen erfüllt bewegte er sich auf der Höhe der Zeit und herrschte über die Traditionen einer veralteten Staatskunst durch die Genialität seines Geistes. Über den parlamentarischen Kämpfen behielt er stets die allgemeinen Prinzipien im Auge. Er erkannte zuerst die Notwendigkeit einer durchgreifenden Parlamentsreform.

Stimmung u. Ansichten. März u. April 1774.

In den heißen Parlamentsschlachten, welche im Frühjahr in beiden Häusern geliefert wurden, als man über die Maßregeln zur Unterdrückung der „Rebellion" von Massachusetts in Beratung ging, waren Fox und Burke die Hauptredner der Opposition, welche die beantragten Zwangsgesetze gegen die Amerikaner bekämpften. Burke wollte zwar die Autorität des englischen Parlaments nicht in Frage gestellt wissen, es müsse wie vom Thron des Himmels herab alles beherrschen und leiten; allein er verlangte, daß man auch den Kolonien gleiche Rechte zugestehe, daß man keine Steuern und Auflagen ohne Zustimmung der Provinziallandtage beschließe, daß man ihnen die Autonomie in der Gesetzgebung und im Gericht gestatte, die in den Freibriefen gewährleistet worden. Und Fox rief aus: „Wenn ihr auf dem Recht beharret, die Amerikaner zu besteuern, so werdet ihr sie zu offener Empörung treiben." — In Boston fehlte es nicht an Stimmen, welche den Patrioten den Rat gaben: „Stoßt mit eurem Bot nicht eher ab, als bis ihr wißt, wo ihr landen wollt"; allein die Söhne der Freiheit sprachen: „Wir müssen unser Boot abstoßen, auch wenn wir nicht wissen, wo wir landen werden. Gott wird uns schon in einen sichern Hafen führen." Eine ähnliche kriegerische Stimmung gab sich in England kund: Vom König bis zu den untern Volksklassen war alles einig, daß man die Autorität des Mutterlandes gegen die ungetreuen Söhne aufrecht erhalten müsse. Die Opposition war in kleiner Minorität gegenüber dem Willen der Nation.

Die Boston-Hafenbill.

So wurden denn auf Antrag der Regierung in beiden Häusern eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die man mit Recht als Übergang über den Rubikon bezeichnet hat. Durch die erste Bill wurde der Hafen von Boston seiner Privilegien beraubt und vom 1. Juni an für gesperrt erklärt; die zweite beschränkte die bisherige Verfassung von Massachusetts, indem sie der Exekutivgewalt die Macht einräumte, alle Bürgerversammlungen zu verbieten, die Mitglieder des Rats und die Sheriffs zu ernennen und alle peinlichen Rechtsfälle, zu deren Aburteilung die Landesgerichte nicht zuverlässig erschienen, nach Neuschottland

oder Großbritannien zu verweisen. Die Geschwornengerichte sollten von den Sheriffs zusammengesetzt werden. Eine dritte Zwangsbill erklärte die Einquartierung der Truppen innerhalb der Stadt Boston für gesetzlich; durch einen vierten Beschluß wurde die Grenze von Kanada nach dem Kolonialgebiet erweitert und dadurch die dort herrschende absolute Verfassung auch über die weiten Landschaften von den Seen bis zum Mississippi ausgedehnt. Darauf wurde General Gage, der schon früher an der Spitze der Heere gestanden und wegen seines leutseligen Charakters und heiteren geselligen Naturells sich Liebe und Achtung erworben hatte, zum Oberkommandanten in sämtlichen Kolonien und zugleich zum Zivilgouverneur von Massachusetts ernannt und mit vier Regimentern über den Ozean gesandt, um die Unterwerfung zu erzwingen. Er sollte den Hafen von Boston einschließen und die Führer der Rebellion, vor allen Samuel Adams, den patriotischen Schriftsteller und Politiker, als Hochverräter zur Strafe ziehen.

Die Boston-Hafen-Akte wirkte wie ein Blitzstrahl in schwüler Atmosphäre. Wirkungen in Amerika. Die Gemüter wurden teils betäubt, teils erregt. An manchen Orten wurden die Beschlüsse wie eine Trauerbotschaft in schwarzrandigen Zeitungen bekannt gemacht, an andern von der entrüsteten Menge verbrannt. Als Gage landete, 17. Mai 1774. wurde er achtungsvoll empfangen. Allein seine Maßregeln deuteten sogleich an, daß er als Strafer und Rächer gekommen sei. Er verlegte die Provinzialversammlung nach Salem, ohne die Protestationen der Mitglieder zu beachten; er ließ die Regimenter Stellung in und um Boston nehmen und auf der Landzunge, welche den einzigen Zugang zu der Stadt von der Landseite bildet, Festungswerke errichten; um den „Demagogen“ jede Gelegenheit zu revolutionären Reden oder Handlungen zu nehmen, untersagte er alle öffentlichen Zusammenkünfte und löste nach einiger Zeit den unbotmäßigen Landtag in Salem auf. Aber ehe die Deputierten auseinander gingen, erließen sie Rundschreiben an die übrigen Kolonien mit der Aufforderung, Bevollmächtigte zu einem allgemeinen Kongreß zu wählen, auf dem man über gemeinsame Schritte beraten und beschließen möge. Man wählte Philadelphia zum Versammlungsort, obwohl Pennsylvanien, wo in Abwesenheit Franklins der reiche und kluge, aber unschlüssige und energielose Dickinson den größten Einfluß übte, nur zögernd in die Aktion eintrat. Um so eifriger zeigte sich New York, wo die „Söhne der Freiheit“, von den Royalisten die „presbyterianische Junta“ genannt, den Beschluß herbeiführten, die Sache Bostons zu der eignen zu machen und wie dieses allen Handel mit England abzubrechen. In London hatte man gehofft, die Sonderinteressen würden an den meisten Orten überwiegen. Aber mit großem Verdruß bemerkten die Royalisten, daß der ganze amerikanische Kontinent wie ein einziger großer Staat auftrat. In dem Stammland Virginien, in der vornehmen, reichen, gebildeten Handelsstadt Baltimore beschlossen die Repräsentanten, bei denen glänzende Redner und Staatsmänner wie Patrick Henry,

Jefferson, Lee, Patrioten wie Washington den Impuls gaben, den 1. Juni als Trauer- und Bußtag mit Fasten und Beten zu begehen; selbst Nordcarolina, wo sich der ganze Handel von Charleston in den Händen britischer Faktoren befand, wurde für die Sache der Freiheit gewonnen, deren Fahne Boston und Neuengland aufgepflanzt.

Delegierten-Versammlung in Philadelphia. Sept. 1774.

Zu Anfang September trafen fünfundfünfzig patriotische Männer, Delegierte der einzelnen Provinzialversammlungen in Philadelphia ein, um auf einem „Kongreß" über die schwierige Lage des Vaterlandes Beratung zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Es waren Männer, die in ihrer Heimat durch Talent und Rechtskunde wie durch würdiges Leben eine hervorragende gesellschaftliche Stellung erworben hatten. Da sah man neben Patrick Henry aus Virginien, dem man den Vorsitz übertrug, seine Landsleute Washington und Jefferson, aus Boston Samuel und John Adams, aus Südcarolina den beredten Rutledge, aus New York John Jay, einen jungen Anwalt von einem hugenottischen Flüchtlingsgeschlecht herstammend und verwandt mit der einflußreichen Familie Livingston. Für ihn hatte besonders Alexander Hamilton gewirkt, der aus Westindien nach New York übergesiedelt war und damals zum erstenmal seinen politischen Verstand und seine hohe Rednergabe vor dem Volk kund gab. Bei Eröffnung der Sitzungen, welche in einem verschlossenen Raum gehalten wurden, waren nur elf Provinzen vertreten; während der Beratung fanden sich noch die Delegierten von Nordcarolina ein und im folgenden Jahr trat auch Georgien bei, so daß der Kongreß von Philadelphia als die Vertretung sämtlicher dreizehn Koloniestaaten gelten konnte. Ob aus einer Provinz mehr oder weniger Abgeordnete zugegen waren, jede sollte nur eine Stimme haben. Der Psalm (35, 1—3), mit dessen Verlesung durch einen Geistlichen der Hochkirche die Sitzung eröffnet ward: „Herr, hadere mit meinen Haderern, streite wider meine Bestreiter; Ergreife den Schild und Waffen und mache dich auf mir zu helfen; Zücke den Spieß und schütze mich wider meine Verfolger. Sprich zu meiner Seele: Ich bin deine Hilfe;" machte einen desto tieferen Eindruck als zugleich das Gerücht verbreitet ward, Boston würde beschossen. Nachdem die Versammlung nach reifer und gründlicher Prüfung und Erwägung aller Verhältnisse eine „Erklärung der Rechte" aufgestellt, welche den Kolonien teils auf Grund des Naturrechts teils kraft der englischen Verfassung und Volksrechte oder der verschiedenen Freibriefe und Einigungen zuständen, erließ der Kongreß eine Reihe von Adressen und Zuschriften an den König, an die englische Nation, an die vereinigten Provinzen, an den General Gage, an die Kanadier, die man zum Anschluß an die „Konföderation" einlud. In diesen mit Klugheit und Geschick abgefaßten Schriftstücken ward dargethan, daß die Amerikaner, indem sie die Sache der Bostoner Bürgerschaft zu ihrer eignen machten, nur ihre angebornen oder mühsam erworbenen Rechte auf Freiheit, Leben und Eigentum gegen die Willkür und die Machtgebote der englischen Regierung und des Parlaments zu verteidigen unter-

nähmen. Nach achtwöchigen Arbeiten trennte sich der Kongreß, nachdem er noch den Beschluß gefaßt, daß vom 1. Dezember an die Einfuhr von Industrieerzeugnissen aus den englischen und englisch-westindischen Häfen und jede Ausfuhr aus den Kolonien nach England aufhören solle, bis ihren Beschwerden abgeholfen wäre, und eine neue Zusammenkunft auf den kommenden Mai angeordnet hatte. 26. Okt. 1774.

Dieses eigenmächtige Vorgehen eines Delegiertenkongresses, dessen Beschlüsse und Handlungen von zahlreichen Volks- und Gemeindeversammlungen gebilligt und angenommen wurden, trugen ein revolutionäres Gepräge, wie sehr man auch immer noch den Schein des Gehorsams und der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande aufrecht zu halten bemüht war. So faßte man auch die Sache in London auf. Die an den König gerichtete Adresse, welche Franklin und zwei andre Agenten dem Handelsminister Dartmouth überreichten, wurde von dem Kabinett verächtlich zurückgewiesen, und als zu Anfang des Jahres das neugewählte Parlament seine Sitzungen eröffnete, wurden die amerikanischen Angelegenheiten, auf die schon in der Thronrede die Aufmerksamkeit gelenkt war, zum Hauptgegenstand der Verhandlungen gemacht. Die Opposition setzte es durch, daß die Beschwerdeschrift der Kolonien dem Hause vorgelegt und der ehemalige Gouverneur von Pennsylvanien, Richard Penn, darüber vernommen wurde. Aber eine Ausgleichung konnte weder dadurch noch durch die Vermittelungsvorschläge, welche Lord Chatham gemeinschaftlich mit Franklin entworfen, erzielt werden. Wie beredt immer im Oberhaus die Whiglords, Chatham, Richmond, Shelburne, Camden, Temple u. a., Recht und Vernunft verteidigten, wie sehr immer im Unterhaus Burke, Fox und andre Führer der liberalen Opposition vor einem Bürgerkrieg warnten, dessen Ausgang nicht abzusehen sei, die Zurückziehung der Boston-Hafen-Bill und der ungesetzlichen Steuerakte empfahlen und zu Maßregeln der Versöhnung rieten, die öffentliche Meinung war für Zwang und Gewalt und ging mit dem König, der die Rede Chathams „die Posaune des Aufruhrs" nannte. James Otis hatte einst in einer Rede den Satz behauptet, „Besteuerung ohne Vertretung sei Tyrannei". Jetzt suchte der hochbejahrte Samuel Johnson, das Orakel der gebildeten Gesellschaftskreise von London, in einer Flugschrift zu beweisen, daß „Besteuerung keine Tyrannei" sei. Nur die Londoner Bürgerschaft, die durch die Störung des Handels mit Amerika empfindliche Verluste erlitt, ließ durch ihren Lord-Mayor John Wilkes (S. 102) dem König eine Adresse überreichen, daß er das Parlament entlassen und die Beschwerden der Kolonien abstellen möge. Aber die Deputation erfuhr eine scharfe Zurechtweisung wegen ihrer Sympathien mit den „Rebellen". Nach vielen heftigen Debatten und nach wiederholten Zwiegesprächen der Minister und parlamentarischen Führer mit Franklin wurden die Bills angenommen, welche Massachusetts in Aufruhrstand erklärten, allen Handelsverkehr mit Neuengland untersagten, jede Einfuhr von Waffen und Kriegsbedarf

Der Würfel fällt.

9. Febr. 1775. verboten und die im Aufstand begriffenen Provinzen von den englischen Fischereien ausschlossen.

b. Anfang des Bürgerkriegs.

Lexington u. Concord. Vor und während dieser Zeit befand sich das Land an der Massachusettsbai in einem Zustand, der von Krieg und Revolution nicht fern war. Die von dem Oberkommandanten aufgelöste Legislatur setzte eigenmächtig ihre Sitzungen fort bald in Cambridge, bald in Concord, riß unter der Leitung von Hancock alle Regierungsgeschäfte an sich und errichtete einen Sicherheitsausschuß; und da Gage alle Vorräte von Pulver und Munition weggenommen hatte, so verschaffte sie sich durch Schleichhandel aufs neue Waffen und Kriegsbedarf, verstärkte die Miliz, ordnete Waffenübungen an und bemächtigte sich wo sie konnte der Kassen und Vorräte der Engländer. Aufreizungen und feindselige Kundgebungen steigerten die Erbitterung auf beiden Seiten; mehr als einmal war man nahe daran handgemein zu werden. Das Eintreffen der Aufruhrbill in Boston machte den versteckten Krieg zu einem offenen. Die Assembly hatte in Concord ein Magazin von Waffen und Kriegsbedürfnissen angelegt. Dies wollte der Oberbefehlshaber Gage vernichten und ließ daher einige hundert Mann von der Besatzung ausrücken. Die Miliz von Lexington, einem patriotischen Ort zwischen Boston und Concord, widersetzte sich dem Marsch; da gaben die
19. April 1775. englischen Soldaten Feuer und sieben vaterländische Streiter sanken tot, neun verwundet zu Boden und ihr Blut rötete Feld und Anger. Es waren die ersten Freiheitskämpfer im beginnenden Bürgerkrieg, ihre Namen wurden stets von den Zeitgenossen und den Nachgebornen in dankbarem Herzen bewahrt. Nach diesem blutigen Frühlingsmorgen zogen die Truppen in Concord ein; die Beute war gering, da die Einwohner vorher alles versteckt hatten; bei dem Rückzug kam es wieder zu einem kleinen Gefecht an einer Brücke; der Anführer der Miliz, Isaak Davis und zwei andre „Dorfhelden" fielen und auch auf englischer Seite ließen einige das Leben. Darauf zogen die Truppen zurück, wurden aber bis in die Nähe von Boston verfolgt und da und dort von einzelnen Haufen der Landmiliz angegriffen. An Verwundeten und Toten zählten die Amerikaner etwa hundert, die Engländer mehr als das Doppelte, da jene sich hinter Bäumen, Hecken oder Mauern versteckten. Dies waren die weltberühmten Treffen von Lexington und Concord, ruft Bancroft aus, verhängnisvoller als Azincourt und Blenheim.

Kriegerische Bewegung in den Kolonien. Und in der That war dieser blutige Zusammenstoß das Signal zum Bürgerkrieg zwischen Altengland und seinen Kolonien. Noch hatte man in London nicht das letzte Wort gesprochen und manche Vorschläge zu Ausgleichung und Versöhnung wurden noch in Überlegung gezogen, als man in Neuengland bereits Kriegsanstalten traf. Der Provinzialkongreß von Massachusetts kündigte dem Oberkommandanten Gage allen Gehorsam auf, da er sich unfähig gemacht, der

Kolonie ferner zu dienen. In New Hamshire, Connecticut, Rhode-Island und anderwärts gab sich der größte Eifer zur Waffenbrüderschaft mit Boston kund; allenthalben wurden die Milizen verstärkt und militärisch geübt, so daß in kurzem ein Bürgerheer von mindestens 20,000 Mann unter die Fahne treten konnte. Auch in Pennsylvanien, wo die Ankunft Franklins den Impuls zu einer entschiedeneren Haltung gab, in Delaware, in Virginien regte sich patriotischer Sinn und Kriegsmut. Von allen Seiten langten zustimmende Adressen in Boston an. Zugleich zog eine verwegene Kriegsschar von Massachusetts und Connecticut unter den kühnen Obersten Benedikt Arnold und Ethan Allan nach der kanadischen Grenze, bemächtigte sich im Namen des Sicherheitsausschusses der Forts Ticonderoga und Crown-Point, der Schlüssel jenes Landes mit Geschütz und Kriegsvorräten und nahm auf dem Champlainsee ein englisches Fahrzeug weg. 5. Mai 1775.

Das geschah in denselben Tagen, da der Kongreß aller vereinigten Provinzen zum zweitenmal in Philadelphia zusammentrat (10. Mai 1775). Es war eine Versammlung ohne gesetzliche Autorität, aber die Namen der Abgeordneten gaben die Bürgschaft, daß Freiheit, Recht und Wohlfahrt des Vaterlandes das Ziel ihrer Beschlüsse sein würden. Neben Washington, Patrick Henry und Richard Lee von Virginien und den beiden Adams von Boston war auch Franklin erschienen, und seine Anwesenheit flößte seinem behutsamen Landsmann Dickinson mehr Energie und Entschlossenheit ein. Auch jetzt noch gab der Kongreß dem Gedanken eines Abfalls von England keinen Raum; mancher der Anwesenden wiegte sich noch in der Hoffnung einer Aussöhnung; der Antrag von Jay aus New York, noch einmal eine Loyalitätsadresse an den König zu erlassen, fand keinen Widerspruch. Aber die Berichte aus Boston über die Vorgänge an der Massachusettsbai und an der kanadischen Grenze, sowie die Kunde, daß die Generale Howe, Clinton und Bourgoyne mit neuen Truppen auf der See seien, belebten und stärkten den nationalen Sinn. Man erwählte John Hancock zum Vorsitzenden und machte aufs neue den Versuch, die Kanadier in einer Zuschrift zum Anschluß zu bewegen. Allein die französisch-katholische Bevölkerung, der die englische Regierung in der Quebeck-Akte ihre Religion, Sprache und Lebensordnung gewährleistet hatte, ließ sich durch die schön klingenden Worte und die schmeichelhaften Lobreden auf die nationalen Tugenden und Vorzüge nicht verleiten, ihr Schicksal an die Nachbarn zu knüpfen. Ein natürlicher Instinkt führte den Gouverneur Carleton nebst der Geistlichkeit und den Feudalherren der monarchischen Ordnung zu. Die Ankunft neuer Truppen in Boston ließ ein energisches militärisches Vorgehen von seiten Englands erwarten. Daher stellten die beiden Deputierten von Massachusetts, Samuel Adams und Hancock den Antrag, der Kongreß möge einen Oberfeldherrn für alle amerikanischen Streitkräfte ernennen. Dieser willfahrte ihrem Ansuchen, indem er dem in ihrer Mitte weilenden George Washington, dessen militärische und politische Fähigkeiten sich längst erprobt hatten, das Ober-Kommando über-

Der Kongreß in Philadelphia. Washington zum Oberbefehlshaber ernannt.

trug. Hochherzig folgte der vaterländische Mann dem ehrenvollen Ruf des Vaterlandes, ohne eine Besoldung anzunehmen. Dem glücklichen Griff in der Wahl dieses verständigen Mannes, der mit sicherem Urteil die Dinge anschaute und ohne geniale Wagnisse nur auf der Basis des Gegebenen mögliche Zwecke verfolgte, beobachtend, schweigsam und klug überlegend, war das Gelingen des großartigen Ereignisses, der Befreiung Amerikas zu danken. Den zweiten Rang unter Washington sollten Artemas Ward aus Massachusetts, Charles Lee, ein erfahrener Militär aber von zweideutigem unlauterem Charakter und schmutziger Habsucht, Philipp Schuyler, ein rechtschaffener reicher Mann aus New York, aber ohne besondere Befähigung für Krieg und Schlachten, Isaak Putnam, ein tapferer aber ungebildeter Kriegsmann aus Connecticut als Generalmajor und Horatio Gates als Generaladjutant einnehmen, lauter Leute von untergeordneten Talenten. Zur Bildung und Unterhaltung einer „Kontinentalarmee" beschloß der Kongreß eine Anleihe von 6000 Pfd. St. zu machen. Doch wurde als Zweck der kriegerischen Rüstung nur eine „bewaffnete Verteidigung" aufgestellt. Neue Adressen aus der Feder des gewandten Jefferson an den König, die englische Nation, die Stadt London legten in klaren Worten den Standpunkt der Amerikaner und die Gründe ihrer Haltung dar.

Schlacht bei Bunkerhill. 16. Juni 1775.

Aber an demselben Tage, da Washington den Oberbefehl von dem Kongreß empfing und annahm, zerstörte die Schlacht von Bunkerhill den letzten Schein von Frieden und machte dem heuchlerischen Spiel ein Ende. Auf Befehl des Sicherheitskomitee hatte Oberst William Prescott von Pepperell mit einigen Bataillonen dürftig gekleideter und schlecht bewaffneter Landmiliz angesichts englischer Kriegsschiffe mit erstaunlicher Kühnheit in einer dunkeln Nacht die Anhöhe Bunkerhill besetzt, welche die beiden Halbinseln von Boston und Charleston beherrschte, und einige Erdwälle und Verschanzungen aufgeworfen. Diese wichtige Position durfte Gage nicht im Besitz des Feindes lassen. Er erteilte daher dem General Howe den Befehl von Charleston aus den steil ansteigenden Hügel zu ersteigen, während die Kriegsschiffe mit ihren Kanonen von der See her die Höhe bestreichen sollten. Die Zahl der Amerikaner mochte sich auf 1500 Mann belaufen; sie trugen großenteils ihre ländliche Kleidung und waren bloß mit Musketen bewaffnet; sechs Stück Geschütz, die sie bei sich hatten, kamen kaum zur Anwendung. Gegen diese durch angestrengte Schanzarbeiten, Wachen und Hunger abgematteten Wehrmänner führte Howe, nachdem er das Dorf Charleston in Flammen gesetzt, eine trefflich ausgerüstete, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Armee von mindestens 4000 Mann, die mit hochmütiger Verachtung auf die zusammengelaufenen, jeder militärischen Disziplin ermangelnden Freischaren und Landsoldaten herabsahen und bald mit ihnen fertig zu werden vermeinten. Fast schämten sie sich mit einem solchen Gegner handgemein zu werden. Wie groß war jedoch ihr Schrecken und ihre Enttäuschung, als ihre vordersten Reihen durch die sicher treffenden Rohre der geübten

Scharfschützen, die hinter einer schwachen Brustwehr hervorschossen, auf den Boden gestreckt wurden! Zweimal wiederholten sie den Angriff. Aber ihr Mühen, sich der Höhe zu bemächtigen, war vergeblich; zu Hunderten lagen die Leichen auf den frischgemähten Wiesen umher. Erst bei einem dritten Angriff, als General Clinton britische Verstärkungen herbeigeführt hatte, die Amerikaner dagegen an Pulver und Kugeln Mangel litten, gelang es den Engländern, den Hügel zu besetzen. Doch machten die tapfern Männer Neuenglands, dank den Hilfsscharen, die Oberst Putnam ihnen zuführte, einen geordneten Rückzug. Der Sieg ist uns teuer zu stehen gekommen, meldete General Gage an den Minister Dartmouth; das schwere Stück Arbeit, das wir zu verrichten gehabt, beweist, daß die Rebellen nicht das verächtliche Gesindel sind, für welches so viele sie gehalten haben. Die Zahl der Gefallenen betrug auf englischer Seite mehr als tausend; dreizehn Offiziere waren getötet, siebzig verwundet. Auch die Amerikaner, obwohl ihre Verluste nicht halb so groß waren, hatten manchen tapfern Freiheitskämpfer zu beklagen, vor allen den mutigen Patrioten Joseph Warren, der mit Wort und Feder so oft die Rechte der Kolonien verfochten hatte. Den größten Ruhm bei Mit- und Nachwelt trug Oberst Prescott davon, dessen besonnener und standhafter Mut bewirkt hatte, daß der Tag von Bunkerhill ein Ehrentag für die Amerikaner geworden ist. „England hat seine Kolonien auf immer verloren,“ schrieb Franklin an einen Freund in London.

Und in der That war das Treffen auf Bunkerhill von der größten Wirkung; es weckte in den Amerikanern Zuversicht und Selbstvertrauen und machte dem Zustand der Unentschiedenheit und halben Maßregeln ein Ende. Die Wehrmannschaften von Neuengland gewannen mit jedem Tag mehr Übung und militärische Disziplin, namentlich seitdem Washington den Oberbefehl führte und ebenso energische als umsichtige Reformen traf, so daß die englischen Truppen nirgends festen Fuß fassen konnten und sich auf die Verteidigung von Boston beschränken mußten. Im Oktober wurde Lord Howe zum Befehlshaber ernannt und General Gage von seiner Stelle abberufen, aber auch der neue Feldherr war nicht glücklicher in seinen Unternehmungen. Mochte er auch Falmouth und andere Küstenorte in Asche legen, einige Schiffe wegnehmen oder in Grund bohren und einzelne feindliche Heeresabteilungen durchbrechen und zurückschlagen: die Kriegführung der Milizen war der Art, daß es zu keiner entscheidenden Feldschlacht kommen konnte. Und als die Amerikaner im nächsten Frühjahr unter Washingtons Führung die Höhe von Dorchester besetzten und von da aus Boston von der Landseite abschlossen und bedrängten, hielt es Howe für ratsam, die Hauptstadt von Massachusetts, den eigentlichen Herd der revolutionären Bewegung, aufzugeben und unter Zurücklassung eines großen Teils seiner Kriegsbedürfnisse mit seinem auf 7000 Mann zusammengeschwundenen Heer nach Neuschottland überzusetzen. Gegen fünfzehnhundert Königlichgesinnte, Royalisten oder Loyalisten genannt, folgten den Abziehenden.

Boston geräumt.

4. März 1776.

Winterfeldzug in Kanada. Darauf nahm der Obergeneral Washington Besitz von Boston und entsandte in Übereinstimmung mit dem Kongreß eine Heerabteilung unter den Generalen Montgomery, Shuyler und Arnold gen Norden, um die Kanadier zum Anschluß zu bringen. Das Unternehmen hatte jedoch keinen Fortgang. Zwar eroberte der tapfere Montgomery, ein ritterlicher Mann, der einst in englischen Heeren im Siebenjährigen Krieg gedient, dann nach New York auswandernd Farmer geworden und durch Heirat in die patriotische Familie Livingston eingetreten war, die Grenzfesten und zwang Montreal zur Kapitulation; als er aber selbst
12. Nov. 1775. am Schluß des Jahres bei einem Sturm auf Quebeck die Todeswunde empfing,
31. Dez. 1775. mußten die Soldaten und Wehrmannschaften, durch Frost, Hunger und Strapazen aufgerieben, einen verlustvollen Rückzug antreten.

c. Der Soldatenhandel in Deutschland und die Unabhängigkeitserklärung Amerikas.

Kriegerische Stimmung in England. Mit der Enfernung der englischen Truppen und Beamten aus Boston war thatsächlich die königliche Herrschaft in den nördlichen Provinzen beseitigt. Aber schon vorher hatte Georg III. seine Absicht, die rebellischen Unterthanen in Amerika mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen, so deutlich ausgesprochen, daß an einen Ausgleich nicht mehr zu denken war, daß das kriegerische Vorgehen der Milizen Neuenglands nur als der erste Schritt der Notwehr gegen bevorstehende Feindseligkeiten angesehen werden durfte. Als Antwort auf die Adresse
23. Aug. 1775. des Generalkongresses hatte eine königliche Proklamation die „Unterdrückung von Aufruhr und Empörung“ verkündigt, alle, die in England selbst den Rebellen das Wort redeten oder sie mit Ratschlägen unterstützten, mit Strafe bedroht
26. Okt. Bei Eröffnung des Parlaments im Oktober sagte der König in der Thronrede, die Ehre der Nation verlange die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen die Kolonien, die sich empört hätten, um ein unabhängiges Reich zu gründen, und forderte kräftigen Beistand. Er übertrug die Leitung des Kolonialdepartements einem wenig befähigten und nachlässigen Mann, dem uns bekannten Lord George Sackville-Germain, der durch kriegsrichterliches Urteil aus der Armee gestoßen worden war (S. 86), und ließ durch denselben dem Parlament eine „Prohibi-
1. Dez. 1775. tivbill“ vorlegen, wodurch die Zwangsmaßregeln der Boston-Hafen-Bill auf das gesamte Koloniegebiet ausgedehnt wurden.

Fremde Truppen in Dienst genommen. Es war somit kein Zweifel mehr vorhanden, daß der König, die Regierung und das Parlament einig und entschlossen seien, die Herrschaft Englands wieder aufzurichten und den Unterworfenen ein schwereres Joch aufzulegen. Um diesen Plan aber rasch und energisch durchzuführen, bedurfte man einer größern Landmacht, als man in England selbst aufzubringen vermochte. Man knüpfte zuerst mit Rußland Unterhandlungen an, um eine Hilfsarmee von zwanzig oder fünfzehntausend Mann zu erlangen; allein die Kaiserin zeigte wenig Neigung; sie hielt den englischen Gesandten mit vagen Vertröstungen hin, antwortete dann

ausweichend, daß ihr Reich jetzt erst anfange sich des Friedens zu erfreuen und der Ruhe bedürfe, und riet zur Versöhnung. Aber lag denn nicht Deutschland näher und bequemer? Schon seit Jahren hatten die Holländer aus dem Reich die Truppen gezogen, die für sie die tödlichen Kriegsdienste in Batavia, auf dem Kap, in den Morästen der Niederlande versahen. Schubarts rührendes Kaplied: „Auf auf! ihr Brüder und seid stark“, war im Hessenland im Mund des ganzen Volks. So lag denn der Gedanke nahe, mit den deutschen Fürsten, die mehr Soldaten hatten als sie brauchten und stets in Geldnot waren, Verträge zu Truppenlieferungen gegen Bezahlung abzuschließen. König Georg III. ging als Kurfürst von Hannover mit dem Beispiel voran. Er überließ der englischen Nation fünf Bataillone seiner deutschen Landeskinder gegen Rückerstattung der Auslagen. Sie wurden nach Gibraltar und Port Mahon eingeschifft, damit die dort in Garnison liegenden englischen Kriegsmannschaften in Amerika verwendet werden könnten. Und wie bereitwillig gingen die deutschen Landesherren auf die Vorschläge der britischen Regierung ein! Am meisten beeiferten sich die prachtliebenden, verschwenderischen Fürsten von Braunschweig und Hessen-Kassel, dem reichen England zu willen zu sein. Der Landgraf Friedrich II. stellte nach und nach zwölftausend Mann (XII, 899). Die Fürsten von Anhalt-Zerbst, von Waldeck, von Ansbach folgten dem Beispiel; der Landgraf von Hessen-Hanau war seinem Blutsverwandten in Kassel an Bereitwilligkeit zuvorgekommen. Auch mit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg wurde unterhandelt. Aber man konnte sich nicht über die Bedingungen einigen. Daher entgingen diesmal die Württemberger dem Schicksal der Hessen. Allein zehn Jahre später wurden tausend Mann an die Republik Holland für ihre indischen und afrikanischen Besitzungen verkauft, von denen nur wenige die Heimat wiedersahen.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten.

Man hat sich in der Folge mit Recht über den „Soldatenhandel deutscher Fürsten“ mit Entrüstung und Unwillen ausgesprochen; und auch damals schon ließen sich verdammende Stimmen bald zürnend, bald wehmütig über die Schmach vernehmen, daß treue deutsche Seelen von deutschen Landesherren schnöden Gewinnes halber für eine fremde Sache in Kampf und Tod geschickt wurden, um jenseit des Meeres ihre europäische Kriegskunst an den freien Söhnen der Neuen Welt zu erproben. Ist auch die Angabe, daß Friedrich d. Gr. von den Durchziehenden den Viehzoll habe erheben lassen, weil sie ja wie Vieh verkauft würden, nur ein historischer Mythus, so hat er doch stets und mit ihm der ganze gebildete Teil der Nation den größten Unwillen über den gewissenlosen Menschenhandel an den Tag gelegt und sich bemüht, denselben zu verhindern. Selbst in dem englischen Parlament sprach die liberale Opposition ihre Entrüstung aus über den Seelenverkauf der deutschen „Landesväter von Gottes Gnaden“. Aber Eigennutz und Gewinnsucht auf der einen, engherzige Politik auf der andern Seite machten die Herzen verstockt und bewirkten, daß die elegischen Klagetöne

der Dichter wie der Schmerzensschrei oder die zürnenden Strafreden der Menschenfreunde unerhört verhallten. Die Sache wird nicht besser, wenn man zur Entschuldigung anführt, die Regimenter seien durch Werbungen zusammengebracht worden, da damals noch keine Konskription oder Wehrpflicht bestanden habe, die Soldaten seien also freiwillig unter die Fahne getreten. Wenn man erwägt, wie sehr damals der Wille des Landesfürsten von den Unterthanen als höchstes Gebot angesehen ward, wenn man in Anrechnung bringt, wie viele durch die schändlichen Verführungskünste der Werber und Seelenverkäufer, durch List und Gewalt, durch lügenhafte Vorspiegelungen in die Schlinge gelockt, dem Verderben und Tod zugeführt wurden, so wird das Ärgernis und der Unwille noch stärker. Im Waldeckschen wurden die Werbungen von der Kanzel herab empfohlen. In Hessen ließ der frivole Friedrich II., der, obwohl ein Freund Voltaires, zur katholischen Kirche übergetreten war, den schamlosesten Menschenraub anstellen, so daß es in ganz Hessen fast nicht eine einzige Familie gab, welche nicht eines ihrer Glieder betrauert hätte. Wohl war der Landsknechtdienst und das Reislaufen in Deutschland wie in der Schweiz ein altes Erbübel; aber die frühern Kriege waren von kürzerer Dauer; man verpflichtete sich für einen einzigen Feldzug, man blieb in Europa; man wußte aus Erfahrung, daß die meisten Ausziehenden in kurzem wieder zurückkehrten, oft mit reichlicher Beute. Jetzt aber schickte man die Angeworbenen in die Wildnis, in ein ungesundes, ungewohntes Klima, wo die meisten umkamen; und wenn sie mit siechem oder verstümmeltem Körper zurückkehrten, sahen sie sich dem Elend preisgegeben, mußten nicht selten als Bettler auf den Landstraßen ihre Tage beschließen. In Braunschweig kam es vor, daß man sich über die Rücksendung der Invaliden und solcher Kriegsgefangenen, welche gegen das Versprechen nicht mehr wider die Amerikaner zu dienen, in Freiheit gesetzt worden, bei der englischen Regierung beschwerte. Man solle sie in Britisch-Westindien oder anderwärts verwenden; ihre Klagen bei der Rückkehr würden sonst die Werbungen beeinträchtigen. Man hat ausgerechnet, daß im ganzen nahezu 30,000 Mann eingeschifft wurden, wovon 12,000 umkamen, und daß die von England dafür bezahlten Summen sich auf sieben Millionen Pfd. St. beliefen. Wohl mag mancher Abenteurer, mancher Taugenichts, mancher ungeratene Sohn bei der Gelegenheit von der vaterländischen Erde und Gesellschaft entfernt worden sein, aber wie viele Bethörte und Verirrte, welche durch Trug und List und durch andre unehrliche Mittel verlockt wurden oder im Leichtsinn, in momentaner Aufwallung über unglückliche Privat- und Familienverhältnisse, in der Leidenschaft oder im Bewußtsein eines Fehltritts den Werbern und gewissenlosen Unterhändlern folgten, sind am gebrochenen Herzen, voll Reue und Verzweiflung zu Grunde gegangen!

Der Kongreß ohne Autorität. Als England sich anschickte durch seine überlegene See- und Landmacht die aufständischen Kolonien mit Gewalt in das frühere Unterthanenverhältnis zurückzuzwingen, war die Lage der Amerikaner sowenig hoffnungsreich, daß man

in London mit einem kurzen Feldzug fertig zu werden glauben durfte. Der Generalkongreß war eine Privatvereinigung patriotischer Männer ohne alle legale Autorität, abhängig von der Stimmung und dem guten Willen ihrer Auftraggeber, außer stand Geld oder Truppen zu beschaffen. Und wenn er gleich in seiner Gesamtheit als Vertreter der dreizehn Provinzen gelten konnte, so waren doch die Provinzen selbst keineswegs einig und gleichgesinnt, so waren die Mitglieder des Kongresses doch nur die Bevollmächtigten der liberalen Partei, doch nur berufen zu beraten und Vorschläge zu machen. Die Royalisten und Konservativen waren in den mittlern und südlichen Landschaften sehr zahlreich und hatten an den Statthaltern und Beamten einen starken Rückhalt. In Virginien kam es zum offenen Kampf, wobei der heftige, leidenschaftliche Gouverneur Dunmore kein Bedenken trug, selbst Neger zu bewaffnen und die Hafenstadt Norfolk in Brand zu stecken. Auch in Nordcarolina wurden die Parteien handgemein. Da und dort wurden Stimmen gegen eine Trennung vom Mutterland laut. Franklins Vorschlag zur Bildung einer Konföderation wurde selbst im Kongreß als verfrüht zurückgewiesen. Nur in Neuengland, wo thatsächlich keine Regierung mehr bestand, gab man einzelnen Landschaften den Rat, auf eigne Hand unabhängige Obrigkeiten zu errichten, die im Namen von „Regierung und Volk" für das Wohl und die Sicherheit des gemeinen Wesens sorgen sollten, und in Südcarolina wurde durch John Rutledge eine neue konstitutionelle Regierungsform eingeführt.

Schlimme Lage des Heeres.

Wenn aber der Kongreß selbst eine so unsichere Existenz hatte, welche Macht konnte er dem Oberkommandanten Washington übertragen? Dieser war lediglich auf sein eignes Genie und auf den Patriotismus seiner Landsleute angewiesen. Und in der That war seine Lage eine sehr schwierige. Der Versuch, Kanada in die Bewegung hereinzuziehen, war mißlungen und hatte große Verluste und den Tod eines der tüchtigsten Generale herbeigeführt. Die Kanadier standen auf der Seite des Königs und der Gouverneur war bemüht, die kriegerischen Indianerstämme über den Seen in den königlichen Dienst zu ziehen. Die Wehrmannschaften und Milizen in den einzelnen Kolonien waren wohl tapfer und bereit für die Freiheit und Unabhängigkeit alles einzusetzen, allein sie bildeten keine Gesamtarmee, jedes Kontingent handelte für sich; sie entbehrten der militärischen Zucht und Disziplin, waren dürftig ausgerüstet und bewaffnet und konnten nur kurze Zeit im Feld dienen. Denn wer sollte die Äcker bestellen, die Ernte heimthun, wenn die jüngern kräftigen Männer im Lager standen? Der Antrag des Obergenerals, jeden Soldaten auf die Dauer des Kriegs zu verpflichten, fand bei dem Kongreß nicht allgemeine Zustimmung. Und woher sollte Washington Geld für Sold und Unterhalt nehmen? Der Kongreß konnte keine Steuern auflegen und hatte keinen Kredit, um Anlehen zu machen, sein Papiergeld, das er allmählich auf die Summe von zehn Millionen Dollars brachte, fand wenig Vertrauen. Fügt man zu diesen Schwierigkeiten noch hinzu, daß die meisten

Unterfeldherren unfähig oder von zweifelhafter Treue und Hingebung an die vaterländische Sache waren, so wird man begreiflich finden, daß während der drei ersten Monate eine unsichere, niedergeschlagene Stimmung in Amerika herrschte.

Einzelne Verfassungsveränderungen.

Nur allmählich ermannte man sich zu einigen entscheidenden Beschlüssen. Als Antwort auf die Parlamentsakte, wodurch die Wegnahme und Konfiskation amerikanischer Schiffe und Ladungen gestattet ward, erließ der Kontinentalkongreß die Erklärung, daß die Häfen der Kolonien allen Nationen offen ständen, und brach somit den Bann, der bisher auf Handel und Schiffahrt gelastet hatte. Auch sollte die Einfuhr von Negersklaven, die nur den englischen Monopolisten zu gute komme, für die Zukunft eingestellt werden. Im nächsten Monat setzte John Adams den Beschluß durch, daß es mit dem Gewissen und der Vernunft der Kolonisten unvereinbar sei, der englischen Krone und ihren Beamten noch ferner den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, und daß jeder Provinz gestattet sein solle, eine selbständige Regierung einzusetzen zur Erhaltung der Ordnung und zur Verteidigung wider die Feinde. Von diesem Recht machte das reiche und mächtige Virginia, Washingtons Geburtsland, kurz nachher Gebrauch, indem das Volk den bisherigen Senat für aufgelöst erklärte, die feudalen Institutionen samt dem Majoratsrecht abschaffte und einen „Konvent“ einsetzte, dem die legislative und exekutive Gewalt zustehen sollte. Dieser entwarf eine Verfassung, der als Einleitung eine Erklärung der Menschenrechte voranging, gegründet auf das Prinzip bürgerlicher und religiöser Gleichberechtigung. Bald nachher wurde auch in Pennsylvanien und Maryland das bisherige grundherrliche Regiment trotz des Widerstandes Dickinsons und der Konservativen gestürzt und auf Grund der Unabhängigkeit und Volkssouveränität eine ähnliche Ordnung geschaffen wie in Virginien.

6. April 1776.

10. Mai.

Beziehungen zu Frankreich.

Zugleich legte sich der Kongreß das Recht bei, mit auswärtigen Mächten auf eigne Hand Bündnisse zu schließen. Denn im Kabinett des französischen Königs Ludwig XIV., welcher zwei Jahre vorher den Thron bestiegen, wurden bereits die Gründe erwogen, ob man die Amerikaner unterstützen solle. Graf Vergennes, der damals die auswärtigen Angelegenheiten leitete, glaubte die Stunde gekommen, um an England, das der einzige und ewige Feind Frankreichs sei, Rache zu nehmen für die Schmach des Pariser Friedens, die im Siebenjährigen Krieg verlorne militärische Ehre wieder herzustellen und dem Königreich die frühere Stellung in der Kolonialwelt und im Seehandel zurückzugewinnen, und Turgot, der weitsichtige Staatsmann, der sich in der geistigen Atmosphäre des aufgeklärten nach Reformen und Freiheit dürstenden Zeitalters bewegte, sagte voraus, daß der gegenwärtige Krieg mit der Unabhängigkeit der Kolonien enden und daß dieses Ereignis die größte Revolution in dem Handelsleben und der Politik von ganz Europa bewirken werde. Man beschloß, den Amerikanern den Ankauf von Munition und Waffen in Frankreich zu gestatten und unter der Hand ihnen durch ein französisches Handlungshaus eine Million Francs vorschießen zu lassen. Der spanische Minister Grimaldi wurde insgeheim bewogen, den Madrider Hof zu einem gleichen Verfahren zu bereden. Es war wieder der erste Schritt einer gemeinsamen Politik der bourbonischen Staaten gegenüber England und seinen Kolonien.

Während der Kongreß in Philadelphia sich in heißen Redekämpfen abmühte, Der Landkrieg.
die Grundlinien einer neuen Staatsverfassung zu finden, segelte eine englische Armada unter Admiral Howe, dem Bruder des Befehlshabers der Landarmee, mit einer Streitmacht von 40,000 Mann über den Ozean und ankerte bei Halifax. Washington hatte mit Zustimmung des Kongresses den amerikanischen Kontinent in drei Militärdepartements geteilt und unter eigne Anführer gestellt. Auf gleiche Weise ordnete der Oberfeldherr Howe seinen Angriffsplan. Clinton sollte in die südlichen Kolonien eindringen, Bourgoyne Kanada und die nördlichen Distrikte vom Feind reinigen, Howe selbst mit der Hauptarmee, über 20,000 Mann stark, darunter die Hälfte hessische und andre deutsche Söldlinge, New York besetzen und nach Pennsylvanien vorrücken, um das Feuer des Aufruhrs auf dem eignem Heerd zu ersticken. Aber der Angriff von Clinton und Corn- 28. Juni 1776.
wallis auf die Seestadt Charleston in Südcarolina wurde tapfer zurückgeschlagen und endete mit einem namhaften Verlust von Schiffen und Mannschaft. Der glorreiche Ausgang war weniger dem Befehlshaber Lee als dem standhaften Mut Moultries und der heldenmütigen Tapferkeit der patriotischen Streiter zu danken. Der Ort, wo das Strandlager sich befand, wurde seitdem Fort Moultrie genannt.

Die Nachricht von diesem glorreichen Kampf gab dem Kongreß den Mut Der vierte Juli.
zu einem kühnen Schritt. Am 4. Juli, jenem wichtigen Tag, der noch jetzt als 4. Juli 1776.
die Geburtsstunde der amerikanischen Republik gefeiert wird, sprach die Versammlung die Unabhängigkeit der Kolonien vom Mutterland aus. Nicht die ganze Zahl der fünfzig Vertreter, die sich aus den verschiedenen Provinzen zum Generalkongreß in Philadelphia versammelt hatten, trat sogleich der Erklärung bei, daß die „vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind und von Rechtswegen sein müssen"; es waren zunächst nur diejenigen, welche sich bereits eine neue Verfassung und Regierung, teilweise nach dem Vorbild von Virginien gegeben hatten; aber im Lauf der nächsten Woche erteilten auch die andern ihre Zustimmung, so daß die Unabhängigkeitsakte, „womit die Vergangenheit abschloß", und die Deklaration der Grundrechte, „auf welche gestützt die neue Bahn eröffnet ward", als die Grundsteinlegung der Union sämtlicher dreizehn Staaten Nordamerikas gelten konnten und als solche ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhielten. Die Unabhängigkeitserklärung, die von Jefferson entworfen, unter Mitwirkung von John Adams und Franklin ausgearbeitet ward, war nicht das Ergebnis einer leidenschaftlichen revolutionären Aufwallung, sondern das Werk besonnener Staatsmänner von reiferem Lebensalter, bei denen Mäßigung mit Energie gepaart war, patriotische Männer, welche die schwierige und gefahrvolle Lage der Gegenwart vollkommen erkannten, aber „durch all diese Nacht hindurch auch die Strahlen des Lichts und des Ruhmes erblickten". Die Deklaration, mit ihrer Einleitung über die unveräußerlichen Rechte jedes Staatsbürgers, fand in ganz Europa unbedingten Beifall bei allen denen, welche der

Militärregierung müde oder von Montesquieu auf Rousseau vorbereitet und von seiner und seiner Anhänger Schwärmerei ergriffen waren.

Schwierige Lage. Noch war jedoch die Lage der Dinge derart, daß nur Seelengröße und Vertrauen auf die Macht idealer Kräfte den Mut zur Durchführung des begonnenen Werkes verleihen konnte. Washington, dessen Gesamtheer mit Einschluß der neu einberufenen Milizen nicht über 17,000 Mann betrug, war ohne Geld, ohne genügende Munition und Kriegsbedürfnisse, ohne die nötige Autorität, die Truppen bei der Fahne zu halten. Wenn die Zeit, für welche sich die Wehrmänner zum Dienst verpflichtet hatten, verlaufen war, zogen sie massenweise heim, um den Arbeiten in Feld und Haus nachzugehen. Man mußte den Rekruten ein Handgeld bieten, das oft Hunderte von Dollars betrug. Dazu allenthalben Parteiung zwischen Patrioten und Loyalisten, die bei der bevorstehenden Landung Howes in New York zu solcher Höhe stieg, daß sich Komplotte bildeten und das Leben des Oberfeldherrn von Verschwörern bedroht ward. Die Furcht, daß ein stehendes Heer sich bilden möchte, lähmte jede durchgreifende militärische Organisation, und die Eifersucht jeder Provinz auf ihre Selbständigkeit ließ den für eine kriegerische Aktion unentbehrlichen Geist der Subordination nicht aufkommen.

Das englische Hauptquartier in New York. Ende August 1776. Die Folgen machten sich bald fühlbar. Als Lord Howe mit seinen geübten und aufs trefflichste ausgerüsteten Truppen gegen Longisland heransegelte, den Einwohnern von New York Verzeihung und Gnade als Preis der Unterwerfung verheißend oder mit Schwert und Verwüstung für den Fall des Beharrens im Widerstand drohend, vermochten die schlechtbewehrten und unerfahrenen Mannschaften hinter den dürftigen Schanzwerken von Brooklyn der Übermacht nicht zu widerstehen. Nach tapferster Gegenwehr und empfindlichen Verlusten mußten sie den Rückzug antreten und New York dem Feind preisgeben. Eine Feuersbrunst, zufällig entstanden, legte einen großen Teil der meistens von Holz gebauten Häuser in Asche. Die Feinde vermuteten eine böswillige Absicht, um ihnen die Winterquartiere zu zerstören, und nahmen Rache an den Gefangenen. Washington, der während der Tage des Kampfes und Rückzugs sich den größten Anstrengungen und Gefahren ausgesetzt hatte, nahm eine feste Stellung in White-Plains, mehr auf die Natur des Landes, auf Wälder, Sümpfe und Buschwerk, auf Felsenhöhen, Schluchten und gefällte Baumstämme sein Vertrauen setzend, als auf sein Heer, von dem noch vor dem Winter ganze Regimenter die Waffen niederlegten. Nur der Trägheit und den geringen militärischen Gaben des britischen Oberfeldherrn William Howe und der Zuchtlosigkeit seiner Offiziere und Soldaten, welche ihre Zeit mit Spiel und Gelagen verbrachten, war es zu danken, daß die Feinde nicht größere Fortschritte machten. Nach zwei blutigen Gefechten Nov. 1776 in der Ebene von White-Plains und auf den benachbarten Höhen, wobei die Deutschen unter General Knyphausen das Feld behaupteten, ging Washington über den Hudson nach New Jersey und zog sich dann hinter den Delaware zurück,

zunächst nur auf Verteidigung bedacht, bis der Kongreß, sein Vorurteil gegen stehende Heere ablegend, zu der von ihm vorgeschlagenen Organisation einer Nationalarmee schreiten würde. Die geringen Erfolge, an denen seine unzuverlässigen Generale Sullivan und Charles Lee die meiste Schuld trugen, wurden ihm zur Last gelegt und minderten seine Autorität. Lee, ein geborener Engländer, der insgeheim sich stets mit dem eitlen Wahn trug, er könne den Ruhm eines Vermittlers und Versöhners erringen, und nach den Kämpfen bei Charleston nichts Eiligeres zu thun hatte als sich von dem Kongreß eine namhafte Entschädigung für mögliche Verluste im alten Vaterland gewährleisten zu lassen, trachtete selbst nach dem Oberkommando und kam den Befehlen Washingtons nicht nach. Damals sagte dieser zu einem Freund: „Meine Lage ist derart, daß wenn ich gegen einen Feind diesseit des Grabes einen recht harten Fluch ausstoßen sollte, ich ihn an meine Stelle wünschen würde.“ New York und New Jersey unterwarfen sich den Engländern. Unter dem Hohngelächter der Tories verlegte sich der Kongreß, der sich in Piladelphia nicht mehr sicher glaubte, nach Baltimore.

Die Hessen hatten, nachdem sie den General Charles Lee überrascht und zum Gefangenen gemacht, in der Stadt Trenton sich festgesetzt, wo sie zu überwintern trachteten. Inzwischen hatte auch der britische General Bourgoyne mit deutschen und englischen Truppen und verbündeten Indianerhorden an der kanadischen Grenze gute Fortschritte gemacht, die Generale Gates und Shuyler bis an den Champlain getrieben, auf dem See die amerikanische Flottille zerstört und Crown-Point besetzt. Die Absicht war, nach dem Hudson zu marschieren, auf dem Fluß bis Albany vorzudringen und sich mit dem Hauptheer in Verbindung zu setzen. Im Besitz der sämtlichen Küstenstaaten des Nordostens hätten sie dann die Amerikaner von der See abschneiden und die Rebellion unterdrücken können, ehe noch die republikanische Staatsform feste Wurzel geschlagen.

12. Dez. 1776. Kriegsplan der Engländer.

„Aber in dem Augenblick, da das Leben der Vereinigten Staaten wie eine erlöschende Flamme emporflackerte, vernahm der Herr der Heerscharen das Geschrei der Elenden und sandte einen Engel zu ihrer Erlösung,“ schrieb der Vorsteher der Lutheraner in Pennsylvanien. Die Nordarmee, wo der erfahrene Feldherr Carleton durch den unbesonnenen Bourgoyne vom Oberkommando verdrängt ward, vermochte den Plan nicht auszuführen, und der kühne Winterfeldzug Washingtons, dem der Kongreß in Baltimore Vollmacht zu neuen Aushebungen erteilt hatte, war der Anfang einer neuen Ära in der amerikanischen Kriegführung. Washington setzte über den gefrornen Delaware und überraschte die englischen Miettruppen in dem Städtchen Trenton. Tausend Gefangene, meistens Hessen, wurden eingebracht und Waffen, Geschütz und Feldzeichen erbeutet. Wenige Tage nachher überschritt er abermals den Fluß und gewann, während Howe die Feiertage in Trägheit, Genuß und geselligen Vergnügungen zu New York verbrachte, bei Princeton einen zweiten Sieg über Cornwallis, den

Washingtons Siege bei Trenton und Princeton.

26. Dez. 1776

3. Jan. 1777.

besten General der englischen Armee. „Dieser Sieg verwandelte den Schatten des Todes in Morgen.“ Ganz New Jersey, mit Ausnahme von New Brunswick und Amboy, schloß sich nun wieder der vaterländischen Sache an, empört über die Mißhandlungen und Brutalitäten, welche die Einwohner von den europäischen Soldaten erlitten, und auch der Kongreß ermannte sich zu energischen Beschlüssen. Er übertrug dem Obergeneral so ausgedehnte Vollmachten, daß man sie als eine „militärische Diktatur“ ansehen konnte. Washington wurde ermächtigt, achtundachtzig Bataillone als Kern einer Nationalarmee zu formieren, die Kriegsbedürfnisse selbst mit Gewalt zu entnehmen und Reformen im Heer einzuführen, wie er sie für zweckmäßig erachte. Wer das vom Kontinentalkongreß beschlossene Papiergeld anzunehmen sich weigere, sollte zur Strafe gezogen werden; für den nächsten Bedarf wurden von Washington und seinen patriotischen Freunden die erforderlichen Summen durch freiwillige Beiträge und Vorschüsse zusammengebracht. Und schon hatte sich Franklin eingeschifft, um in Frankreich für einen Waffenbund zu wirken, und an andre europäische Höfe ergingen Einladungen zu Handelsverträgen.

4. Erweiterung des englisch-amerikanischen Kriegs.

a. Amerika, England und Frankreich bis zur Kapitulation von Saratoga.

Die Stimmung in Frankreich. Als die Unabhängigkeitserklärung in Versailles bekannt wurde, entwickelte Vergennes in einer Ministersitzung aufs neue seine Ansicht, daß man die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen sollte, an England Rache zu nehmen. Ein Bündnis mit Amerika würde für Frankreichs Handel die größten Vorteile bringen; ein europäischer Krieg könne daraus nicht entstehen, da die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin kein Interesse hätten, sich in einen Kampf zwischen England und den bourbonischen Staaten einzumischen, und Holland mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würde, die britische Seediktatur niederzuwerfen. Die Politik des Ministers fand bei dem französischen Adel und in den gebildeten Gesellschaftskreisen von Paris beistimmenden Widerhall. Das ganze junge Frankreich, so empfänglich für neue Lebensanschauungen, begrüßte mit Begeisterung die Freiheitskämpfe jenseits des Meeres, durch welche die erregbaren Geister Rousseaus Ideale in die Welt der Wirklichkeit eingeführt zu sehen hofften. Sie erfreuten sich an dem Licht, wie die Motte an der lodernden Fackel, ohne zu ahnen, daß die Flamme sie einst verzehren könnte. Noch waren die meisten der großen Schriftsteller am Leben, welche den neuen Ideen Ausdruck verliehen: wie sollten nicht die Herzen entflammt werden für die Verwirklichung ihrer Lehren? Der König selbst war zu schwach, um den Strom des nationalen Willens eindämmen zu können. Man sah dem Gange der Dinge noch einige Zeit zu, gewährte aber unter der Hand den Amerikanern allen möglichen Vorschub. Silas Deane, Arzt und Naturforscher, aber von zweifelhafter Redlichkeit

und mehr Intrigant als Diplomat, war auf Franklins Empfehlung vom Kongreß nach Paris gesandt worden und diente als Zwischenträger und Unterhändler.

Schon damals faßte der neunzehnjährige Marquis de Lafayette, Besitzer eines jährlichen Einkommens von 200,000 Livres und seit einem Jahr vermählt, den Vorsatz, mit einigen andern jungen Edelleuten über den Ozean zu segeln, um den Amerikanern in ihrem Freiheitskampf beizustehen. Als er dem Herzog von Broglie sein Vorhaben mitteilte, suchte dieser ihn zurückzuhalten: „Ich habe Ihren Oheim in den italienischen Kriegen sterben sehen; ich war zugegen, als Ihr Vater in der Schlacht bei Minden fiel; ich will keine Mitschuld haben an dem Untergang des einzigen Zweiges der Familie." Aber der junge Mann ließ sich nicht abbringen. Er ließ sich bei Silas Deane einführen und seiner und seiner Freunde Verwendung hatten es die Amerikaner zu verdanken, daß die Regierung unter dem Schein eines Verkaufs dem Unterhändler drei Schiffsladungen Munition und Geschütz aus ihren eignen Zeughäusern lieferte und die Auswanderung französischer Freiwilliger gestattete. Lafayette selbst fuhr auf einem eignen wohlausgerüsteten Schiff über den Ozean, begleitet von dem Baron Kalb, den wir schon als Unterhändler Choiseuls in Amerika trafen, und der dem jungen Marquis als Adjutant und Mentor zur Seite stand, sowie von zwölf andern französischen Offizieren. Bald mehrte sich die Zahl der Freiwilligen, darunter auch polnische Patrioten, wie Thaddäus Kosciuszko und Kasimir Pulawski. Lafayette.

Und wie stieg erst der Enthusiasmus in Frankreichs erregbarer Hauptstadt, als am Ende des Jahres der staatskluge, welt- und menschenkundige Franklin als Vertreter des Nationalkongresses in Paris anlangte! Die Erscheinung des schlichten verständigen Mannes im einfachen Quäkerkleid ohne Orden und Stern, im weißen natürlichen Haar ohne Puder und Perücke, mit dem milden freundlichen Ausdruck und der klug berechneten Bescheidenheit, erzeugte einen Sturm von Beifall und Bewunderung. Man betrachtete den berühmten Fremdling als das Urbild jener Welt der Natur und Unschuld, die Rousseau und St.-Pierre so entzückend dargestellt, als den Repräsentanten einer idealen Demokratie der Freiheit und Gleichheit. Der Kongreß hatte ihm noch Arthur Lee und Deane beigeordnet; aber Franklin war der eigentliche Vertreter Amerikas; ihm gab Vergennes die Zusage, „der König sei geneigt als Beweis seines Wohlwollens und seiner Gewogenheit den Amerikanern geheime Fonds auszuwerfen, damit sie ihren Kredit und ihre Ankäufe sichern und ausdehnen möchten". Und diese Zusage wurde sofort ausgeführt; alle drei Monate wurde an den Banquier der Kommissare eine halbe Million Livres ausgezahlt, und französische Schiffe gingen mit Kriegsvorräten und Armeebedürfnissen aller Art unter Segel. Franklin in Paris. 21. Dez. 1776.

Die hochmögenden Herren im Haag teilten die Sympathien des Nachbarvolks, wurden aber durch eine englische Drohnote zu einer vorsichtigeren Haltung Holland u. Spanien.

gezwungen. In Spanien wurde König Karl III. durch verschiedene Eindrücke in schwankender Gemütsstimmung gehalten. Wenn ihn einerseits die ererbte Feindschaft wider das britische Inselreich, das den Spaniern in den Kolonien und zur See stets den Rang abzugewinnen bemüht war, zum Gönner der Amerikaner machte, so trug er anderseits eine tiefe Abneigung, Rebellen und Republikaner gegen die Heiligkeit souveräner Fürstenmacht zu unterstützen. Arthur Lee durfte daher nur bis Burgos kommen, als er wegen eines Bündnisses unterhandeln wollte. Doch brachte er es unter Vergennes' Fürsprache dahin, daß das neue Ministerium Florida Blanca, unter dem der entschlossene und freisinnige Staatsmann Aranda den Gesandtschaftsposten in Paris innehatte, infolge der alten Familienallianz der bourbonischen Höfe die gleiche Politik wie Frankreich befolgte, nur daß das Versailler Kabinett auch zugleich für das Madrider eintrat, damit England keinen Anlaß zu direkten Klagen wider Spanien erhalte.

Der Krieg am Delaware und am Hudson. Das Sternbanner. Jenseit des Kanals gewahrte man mit Erbitterung und Unruhe die Sympathien des Festlandes für Amerika. Man beeiferte sich daher durch verdoppelte Anstrengungen den transatlantischen Aufstand niederzuschlagen, ehe der versteckte Krieg sich zu einem offenen entwickeln möchte. Man wollte im Laufe des Sommers zu Ende kommen, ehe Europa sich einmische. Neben den Waffen wandte man auch die Kunst der Verführung und Unterhandlung an, wobei der gefangene Juni 1777. General Charles Lee eine sehr zweideutige Rolle spielte. Im Juni rückte der Oberfeldherr Howe mit einem zahlreichen und trefflich ausgerüsteten Heer an den Delaware, in der Absicht die Stadt Philadelphia, wohin der Kongreß wieder seine Sitzungen verlegt hatte, in seine Gewalt zu bringen; aber er fand das Ufer durch Washington so gut besetzt und bewacht, daß er seinen Plan nicht auszuführen vermochte. Er schiffte seine Truppen ein, um von der Chesapeakebai 4. Juli 1777. aus sein Glück zu versuchen. Der Kongreß aber entfaltete am ersten Jahresfest der Unabhängigkeitserklärung zum erstenmal das neue Banner der Union, dreizehn weiße Sterne auf blauem Feld mit Streifen durchzogen, „eine neue Konstellation darstellend". Vier Wochen nachher wurde die Versammlung durch die Nachricht erfreut, daß General Shuyler mit Wehrmannschaften aus Neuengland, unter denen insbesondere die Ansiedler des Mohawkthales, meistens Söhne von Deutschen aus der Pfalz, unter dem heldenmütigen Oberst Herckheimer, bei Oriskany unweit des Fort Stanwix auf der Hochebene, welche die Wasserscheide zwischen dem Hudson und S. Lorenz bildet, einen glänzenden Sieg ge- 6. Aug. 1777. wonnen habe, wodurch Bourgoyne und Carleton zum Rückzug gezwungen worden. Der brave Nikolaus Herckheimer, von dem Washington sagte, „daß er zuerst den trüben Gang des Nordfeldzugs gewendet", fand den Tod im ruhmvollen Kampf. Weniger glücklich waren die Amerikaner im Stromgebiet des Delaware. Als Howe, der durch ungünstige Winde lange auf der Chesapeakebucht zurückgehalten worden, endlich mit seinem zahlreichen wohlgerüsteten August 1777. Heer an das Land stieg, um seinen Plan gegen Philadelphia ins Werk zu

setzen, und eine Abteilung der Truppen unter Cornwallis und dem hessischen General Knyphausen durch New Jersey nach Westen vordrang, vermochte Washington der feindlichen Übermacht nicht zu widerstehen. Er wurde von den britisch-deutschen Truppen unter dem umsichtigen und kriegskundigen Cornwallis am Brandywine, einem Nebenfluß des Delaware, mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen und mußte sich nach den dichten Waldungen hinter Philadelphia 11. Sept. 1777. zurückziehen. In diesem Treffen wurde Lafayette, den der Kongreß „in Rücksicht seiner Hingebung für die Sache der Freiheit und seines Ranges und seiner Familienverbindungen" zum Generalmayor ernannt hatte, am Bein verwundet, harrte aber dennoch bis zum Ende auf dem Schlachtfeld aus. Auch Louis de Fleury, Pulawski und andre Freiwillige kämpften mit großer Tapferkeit. Vierzehn Tage nachher zogen die englischen Truppen in Philadelphia ein. Der 25. Sept. 1777. Kongreß hatte sich in aller Eile nach Lancaster geflüchtet. Vergebens hoffte Washington, der am Schuylkill sich festgesetzt und einige zerstreute Abteilungen an sich gezogen, den Feind wieder nach New Jersey zurückzuwerfen; das Treffen 3. Okt. von Germantown endigte wie das am Brandywine mit einer Niederlage der Amerikaner. Washington welcher mit großer Umsicht zu Werke gegangen, aber von Groone und Sullivan nicht rechtzeitig in seinen Operationen unterstützt worden war, mußte den Rückzug anordnen, der jedoch mit aller Ordnung bewerkstelligt ward. Nun schien es als ob sich die Engländer in Pennsylvanien wie in New York und auf der ganzen Ostküste dauernd behaupten würden.

Aber gerade in diesen Tagen bereiteten sich im Norden Dinge vor, die dem Kapitulation von Saratoga. ganzen Krieg eine andre Wendung gaben. Bourgoyne war durch das Treffen 1777. von Oriskany nicht entmutigt worden. Er hatte das Fort Tigonderoga zwischen dem Champlain- und Georgesee in seine Gewalt gebracht und gedachte von dort aus nach dem obern Hudsonthal zu ziehen, wo sich General Henry Clinton mit einer englischen Flottille und Seemannschaft mit ihm vereinigen sollte. Der Marsch war beschwerlich: die Soldaten mußten Wege bahnen, Bäume fällen, Brücken über Schluchten und Moräste schlagen und dabei noch mit den amerikanischen Truppen kämpfen, die Washington unter General Gates nach dem Norden gesandt und denen sich die tapfern Wehrmänner aus Neuengland angeschlossen hatten. Darüber ging die für das Zusammentreffen bestimmte Zeit vorüber. Clinton kehrte um und Bourgoyne geriet auf dem Rückzug in eine so schlimme Lage, daß er, ohne Aussicht auf Ersatz von Albany her und nur noch auf wenige Tage notdürftig mit Lebensmitteln versehen, mit der amerikanischen Armee, die ihn rings umstellt hatte, eine Übereinkunft treffen mußte. Diese kannte die Vorteile ihrer Lage und bestand auf unbedingter Ergebung. Und so mußte denn Bourgoyne in die Kapitulation von Saratoga wil- 17. Okt. 1777. ligen, kraft deren die ganze kanadische Armee, Deutsche, Engländer, Loyalisten aus den Provinzen, Kanadier, wenigstens 6000 Mann, Offiziere und Gemeine, in Kriegsgefangenschaft geriet und der gesamte Vorrat an

Munition und Waffen, darunter 42 Bronzegeschütze, in die Hände der Amerikaner fiel.

General Gates. Washington in Valley Forge. Steuben. Durch diese Kapitulation, die mehr das Resultat der Terrainschwierigkeiten, der Planlosigkeit, des Mangels an Einverständnis und Zusammenwirken von seiten der englischen Feldherren war als das Werk geschickter Kriegführung und überlegter Strategie von seiten der Amerikaner, erlangte Gates, sonst ein wenig befähigter Militär, einen unverdienten Ruhm. Anstatt nunmehr seine Truppen oder doch einen Teil derselben mit dem Hauptheer zu vereinigen und dadurch Washington in den Stand zu setzen, den Feind von Philadelphia und aus dem Delawaregebiet zu vertreiben, hielt er aus Rivalität gegen den Oberfeldherrn das Heer in Albany und in der Umgegend zurück, so daß die Engländer sich in ihren Positionen behaupten konnten. Selbst das Fort Red Bank, vor dessen Mauern und Wällen General Donop und vierhundert brave Hessen 22. Okt. 1777. bei einem Sturmangriff ihr Leben ließen, mußte einige Zeit nachher geräumt werden. In seiner Überhebung und Selbstüberschätzung strebte Gates sogar nach dem Oberkommando. So ging für Washington das Jahr unter trüben Eindrücken und bittern Erfahrungen zu Ende. Während Howe und seine Umgebung in Philadelphia ein lustiges Leben führten, die Wohnungen der Einwohner den Offizieren und Gemeinen behagliche Winterquartiere gewährten, verbrachte der amerikanische Oberfeldherr mit seinen Mannschaften die kalte Jahreszeit in den Wäldern Pennsylvaniens, wo sie in Valley Forge am Schuylkill sich Blockhäuser errichteten, ohne wärmende Kleider und Decken, ohne genügenden Mundvorrat. In diesen schweren Tagen erschien der preußische Baron Steuben in dem Waldlager und bot Washington seine Dienste an. Ein erfahrener Offizier von fünfundvierzig Jahren, der unter Friedrich II. im Siebenjährigen Krieg gedient hatte und nun mit Empfehlungen von Vergennes und Franklin versehen von dem Kongreß zum Generalmajor ernannt worden, war Steuben durch seine militärischen Kenntnisse dem Oberfeldherrn der nützlichste Ratgeber.

Bündnis zwischen Frankreich u. Amerika. Franklin vor dem König. Im Frühjahr 1778 trat ein Umschwung zu gunsten Amerikas ein. Die Nachricht von der Kapitulation von Saratoga machte in ganz Europa einen mächtigen Eindruck. Man fing an zu glauben, daß die Kolonien ihre Unabhängigkeit erringen würden. Besonders sprach sich in Frankreich die öffentliche Meinung so laut für die Freiheit und Unabhängigkeit der Amerikaner aus, daß die Regierung nicht umhin konnte, dieselbe anzuerkennen. Damals war Franklin, der eine ländliche Wohnung in Passy bezogen hatte, der Löwe des Tages. An allen Schaufenstern von Paris war sein Porträt zu sehen; wo er sich zeigte, im Theater, in Parlamentssitzungen, bei Zusammenkünften war er der Gegenstand öffentlicher Ovationen. Der achtzigjährige Voltaire, der sich damals auf seiner letzten Reise in Paris befand, empfing Franklin und segnete dessen Enkel mit den Worten: „Gott und Freiheit!“ In der Akademie redete ihn, wie früher er-

wähnt, d'Alembert an als den Mann, „welcher dem Himmel den Donnerkeil und den Tyrannen das Zepter entrissen". Wir wissen, daß die französische Regierung schon seit zwei Jahren die Aufständischen unterstützt hatte. Wie manches Schiff hatte Kriegsbedarf und Geld aus den Häfen der Westküste über den Ozean getragen! Aber das alles war entweder heimlich oder unter dem Vorgeben von Kaufverträgen geschehen. Die Amerikaner sollten dafür Virginischen Tabak liefern. Weder Franklin noch einer der andern Kommissare war bei Hof empfangen worden. Man wollte zuerst abwarten, ob die Kolonien die Kraft und Ausdauer besäßen, ihre Unabhängigkeitserklärung auch durch Thaten zu besiegeln. Seit dem Ereignis von Saratoga schien darüber jeder Zweifel verschwunden. Kurz vor Weihnachten überbrachte der Ministerialsekretär Gérard 17. Dez. 1777. den Kommissaren die Nachricht, daß der König im Staatsrat beschlossen habe, die Unabhängigkeit der Kolonien anzuerkennen und sie zu unterstützen. Nach Neujahr wurden den Geschäftsführern drei Millionen Livres aus der Staats- 3. Jan. 1778. kasse zugesagt und die gleiche Summe von Spanien in Aussicht gestellt. Dies war die Einleitung zu dem Schutzbündnisse, das als Freundschafts- und Handelsvertrag nach einigen Wochen zum Abschluß kam. In demselben verpflichtete 6. Febr. sich Frankreich, die Vereinigten Staaten mit aller Macht solange zu unterstützen, bis deren Unabhängigkeit durch einen Frieden fest begründet sei. Großmütig verzichtete dabei die Regierung auf jeden eignen Vorteil, so sehr auch der neue Krieg die ohnedies so schwierige Finanzlage zu verschlimmern drohte. Nur mußten die Amerikaner versprechen, daß auch sie keinen Separatvertrag mit England eingehen würden, der diese Unabhängigkeit gefährden und sie aufs neue zu Unterthanen Englands machen würde. Die Minister Maurepas und Vergennes glaubten, es sei Vorteil genug für Frankreich, wenn die transatlantischen Staaten der britischen Herrschaft entzogen würden und damit die Kolonie- und Seemacht des Rivalen, auf die Frankreich schon lange mit Neid und Ärger geblickt hatte, einen empfindlichen Stoß erhielte. Und diesmal war die Kriegspolitik des Versailler Kabinetts von der öffentlichen Meinung getragen, während sie im Siebenjährigen Krieg die ganze Nation wider sich hatte. Die Freiheitsbegeisterung des Volks ging jetzt Hand in Hand mit der eigensüchtig-patriotischen Politik der Regierung, welche die von dem Nachbar geschädigte Superiorität zur See durch Schwächung des Nebenbuhlers wieder ins Gleichgewicht setzen und Rache für vergangene Niederlagen und Unfälle nehmen wollte.

b. Chatham und Lafayette. Kriegs- und Geldnot in Amerika.

In London hatte die Haltung Frankreichs schon lange Mißtrauen erregt; England und der Kongreß. es war kein Geheimnis geblieben, daß die bourbonischen Höfe den abtrünnigen Kolonien Vorschub leisteten. Als nun die Botschaft von dem Unfall in Saratoga eintraf, entstand die größte Aufregung und die Parteikämpfe und parlamentarischen Redeschlachten erhitzten alle Gemüter. Wie viele schlaflose Nächte

brachte Lord North zu, von Ungewißheit gepeinigt, welchen Weg er einschlagen sollte! Wie gern hätte er einem Andern seinen Platz eingeräumt, aber sollte er den König, der stets treu zu ihm gehalten und noch immer auf ihn vertraute, in der Stunde der Gefahr im Stiche lassen und fahnenflüchtig werden? Die alte Opposition erhob ihre Stimme mächtiger als je; Lord Chatham riet, man solle Amerika durch einen Ministerwechsel und die Aufhebung des Besteuerungsrechts versöhnen und die Waffen gegen Frankreich kehren. Burke und Fox meinten, man müsse um jeden Preis mit den Kolonien sich vergleichen und sei es mit Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Man überlegte, ob man nicht Lord Chatham, dessen Name den Amerikanern die Garantie einer wohlwollenden versöhnlichen Gesinnung sein würde, an die Spitze des Ministeriums berufen solle. Von alledem wollte aber der König nichts hören; er meinte: „kein Mensch könne so toll oder so frech sein, dem Mutterland Unterhandlungen auf der Basis der Unabhängigkeit zuzumuten!" Als schon der Traktat zwischen Frankreich und Amerika abgeschlossen aber noch nicht veröffentlicht worden war, kamen Regierung und Parlament überein, Kommissare nach Amerika zu schicken, welche auf Grund des Aufgebens jedes Besteuerungsrechts Versöhnungsvorschläge machen sollten. Aber es war zu spät. Wie konnte sich der Kongreß auf einen Separatfrieden einlassen in dem Augenblick, da die Allianz mit Frankreich abgeschlossen war! Franklin, dem von London aus das Vorhaben mitgeteilt ward, hielt es für zwecklos. Während des Winters hatten die Delegierten fast unter den Augen des englischen Heeres in den „Artikeln der Konföderation und ewigen Union" die Grundlinien eines Staatenbundes entworfen, in welchem der Generalkongreß als Nachfolger des Königs mit der höchsten staatlichen Autorität ausgerüstet war. Und nun sollten die Urheber dieses Verfassungsentwurfs sich in Unterhandlungen einlassen, durch welche die Unabhängigkeit und republikanische Selbstbestimmung in Zukunft sehr fraglich geworden wäre! Das Schwert des Bürgerkriegs war gezogen worden, nun mußte die Scheide weggeworfen werden. Auch in England erkannte man bald, daß die Zeit der Transaktionen vorüber sei. Sowenig Gewicht legte man auf die Gesandtschaft, welche dem Kongreß die letzten Friedensanerbietungen überbringen sollte, daß nicht einmal ein Waffenstillstand geschlossen ward. Es war von seiten der Minister nur auf eine Täuschung abgesehen, um das englische Volk für den Krieg günstiger zu stimmen und dem französischen Kabinett Mißtrauen einzuflößen gegen die neuen Verbündeten. Der Kongreß merkte die Absicht und wies die Kommissare ab. — Als das Schutzbündnis zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten bekannt wurde und ein französischer Gesandter seinen ständigen Sitz am Ort der Kongreßversammlung nahm, sah England darin einen Kriegsfall und gab Befehl, die französischen Schiffe als feindliche zu behandeln.

Chathams Todesrede.

In diesen Tagen des erregten britischen Nationalgefühls erwachte in Lord Chatham noch einmal die tiefwurzelnde Antipathie gegen Frankreich, die einst

seine Politik im Siebenjährigen Krieg bestimmt hatte. Der Herzog von Richmond stellte im Haus der Lords einen Antrag, der darauf hinauslief, man solle die Souveränität der dreizehn aufständischen Provinzen anerkennen und auf dieser Basis einen Friedens- und Bundesvertrag abschließen. Dadurch sollte der Krieg mit Frankreich vermieden und die bisherigen Handelsverhältnisse zwischen dem Mutterland und den Tochterstaaten für die Zukunft erhalten werden. Diese Politik der Schwäche zu hintertreiben erschien der siebzigjährige gichtbrüchige Staatsmann noch einmal im Oberhaus. Den Körper in Flanell gehüllt, bleich und eingefallen, aber noch das alte Feuer im Auge, trat er in die Versammlung, gestützt auf seinen Sohn William Pitt und auf seinen Schwiegersohn Lord Mahon. Die anwesenden Peers erhoben sich ehrfurchtsvoll, als er hinkend nach seinem Sitz ging. Nachdem der Antrag gestellt war, erhob er sich und sprach, auf seine Krücken gelehnt und unter jedem Arm von einem Freund gestützt, unter lautloser Stille der Versammlung, seine Ansichten und Gefühle in so ergreifenden Worten aus, daß sie einen gewaltigen Eindruck machten. Zurückweisend auf die fehlerhafte Politik vergangener Zeiten, deren unheilvolle Wirkungen er stets vorausgesagt, warnte er mit patriotischem Stolz vor einem schmachvollen Frieden, durch den man einen Fußfall vor dem Thron der Bourbonen machen würde. Wenn der Friede nicht mit Ehren gewahrt werden kann, warum wird nicht ohne Zaudern Krieg erklärt? Das Land besitzt noch Hilfsquellen genug, um sein gutes Recht zu behaupten. Seine Worte waren wie Blitze in der Finsternis. Man hörte wieder den „großen Commoner“ von ehedem, der mit derselben feurigen Zunge, mit der er einst die Sache der Kolonien verfochten, jetzt zum Krieg wider die entarteten Söhne mahnte, die sich mit dem Erbfeind verbunden. Richmond suchte den Eindruck zu verwischen, indem er es als kluge Staatsweisheit pries, einen Krieg zu vermeiden, in welchem die Amerikaner Spanien und Frankreich zu Verbündeten haben würden. Da erhob sich Chatham noch einmal, um zu erwidern. Aber seine Kräfte waren erschöpft. Wie ein Held auf dem Schlachtfeld stürzte er zusammen. Bewußtlos wurde er fortgetragen. Vier Wochen nachher starb er auf seinem Landgut Hayes in Kent. Das feierliche Leichenbegängnis auf öffentliche Kosten, wobei eine trauernde Britannia dem Sarg vorangetragen ward, gab Zeugnis von der hohen Ehrfurcht des Landes für den großen Staatsmann, Redner und Patrioten William Pitt den ältern. Sein Ausgang war wie der Untergang der Sonne an einem trüben Wintertag, umgeben von Wolken und Nebeldünsten. Was er gewollt hatte, geschah. Die Abneigung der Amerikaner, sich in Unterhandlungen einzulassen, zwang England zur Fortsetzung des Kriegs jenseit des Ozeans, und als Frankreich und Spanien sich der Verbündeten offen annahmen, erweiterte sich der Kampf zu einem Weltkrieg.

[Randnotizen: 7. April 1778. — 11. Mai 1778.]

Im Frühjahr nahm Howe seine Kriegsoperationen wieder auf, aber mit wenig Erfolg. Der Versuch, den jungen Lafayette, der mit einer Abteilung von

[Randnotiz: Der Krieg zu Land und zur See. 1778.]

2500 Mann den Schuylkill überschritten und sich weit vorgewagt hatte, von Washingtons Lager in Valley Forge abzuschneiden und gefangen zu nehmen,
20. Mai 1778. wurde von dem Marquis durch einen geschickten Marsch vereitelt. Bald nachher übertrug der Lord den Oberbefehl an Sir Henry Clinton und kehrte nach England zurück, gefeiert und betrauert von dem Heer. Denn Howe war trotz seiner geringen strategischen Fähigkeiten bei der Armee und besonders in den Offizierskreisen sehr beliebt. Sein heiteres Naturell, seine feinen gesellschaftlichen Manieren, seine persönliche Liebenswürdigkeit und Nachsicht gewannen ihm die Zuneigung der Untergebenen. Auch der neue Befehlshaber weilte nicht mehr lange in Philadelphia. Um nicht von den französischen Flotten, die unter d'Orvilliers und d'Estaing von Brest und Toulon nach Amerika abgesegelt waren, eingeschlossen zu werden, zog er mit dem Landheer durch New Jersey gen New York, während die Flotte mit vielen Loyalisten Pennsylvaniens auf dem Delaware der See zufuhr. Auf die Nachricht von dem Abzug des Feindes brach Washington von Valley Forge auf, um den Marsch nach New York zu verhindern; bei dem
28. Juni 1778. Dorf Monmouth gerieten die Heere aneinander. Washington war im Vorteil; aber durch die verräterische Insubordination Lees geschah es, daß die Amerikaner die errungenen Erfolge nicht benutzen konnten und die englische Armee unter Clinton, Cornwallis, Knyphausen ihr Ziel erreichte. Lee wurde von dem Kongreß auf ein Jahr suspendiert, dann aus dem Dienst entlassen. Den Sommer nnd Herbst über maßen die kriegführenden Teile ihre Kräfte zn Land und zur See, ohne daß es zu irgend einer Entscheidung gekommen wäre. Die Erfolge, welche die Amerikaner hier und da zu Lande davontrugen, wurden durch die Verluste zur See, welche die Ungeschicklichkeit d'Estaings herbeiführte, mehr als ausgeglichen. Auch in den europäischen Gewässern hielt die englische Flotte unter Admiral Keppel den Geschwadern d'Orvilliers' und Guichens das Gleich-
27. Juli 1778. gewicht. Das Treffen auf der Höhe von Quessant, gegenüber Brest, blieb unentschieden. Der Duc de Chartres, der sich als Kommandierender eines Schiffes die Würde eines Großadmirals zu erwerben gedachte, benahm sich so mutlos, daß er aus dem Seedienst austreten mußte. Die von ihm begehrte Würde wurde dann durch die Gunst der Königin dem Grafen von Artois, ihrem Schwager übertragen.

Schwierige Lage. Lafayette nach Versailles.

Zu dieser Zeit befand sich die junge Republik in schlimmer Lage. Die Hauptschwierigkeit war der Geldmangel. Der partikularistische Geist war oft mächtiger als das Nationalgefühl: die vom Kongreß auferlegten Matrikularbeiträge wurden saumselig oder mangelhaft entrichtet, das in seinem Namen ausgegebene Papiergeld hatte sowenig Kredit, daß es auf den Sechsteil seines Nominalwertes herabsank, namentlich als es den Engländern gelang, falsches Papiergeld in Masse in Umlauf zu setzen. Die Banknoten der Einzelstaaten genossen mehr Vertrauen als die der Unionsregierung. Zwangsmittel standen dem Kongreß nicht zur Verfügung. Im Norden wie im Süden waren zentrifugale Kräfte in Thätig-

keit. Die Kanadier ließen sich auch nicht durch die nationalen Sympathien für Frankreich, welche Lafayette und d'Estaing in ihnen zu wecken suchten, zum Anschluß an die Vereinsstaaten fortreißen. In dieser Bedrängnis war Frankreich die Hauptstütze des Kongresses. Er ernannte Franklin zum einzigen bevoll- 14. Sept. 1778. mächtigten Minister in Paris, und war sehr erfreut, als Lafayette sich entschloß, zum Besuch seiner Familie eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. Nach- Febr. 1779. dem der Marquis zur Strafe, daß er ohne Erlaubnis ausgewandert, eine achttägige Haft im Haus seines Schwiegervaters in Brest abgehalten, begab er sich nach Versailles, wo er vom König gnädig, von der Königin mit Zeichen hoher Befriedigung empfangen ward. Dieser Empfang gab ihm den Beweis, daß am Hof die Sympathien für die Vereinigten Staaten gewachsen seien. Der feurige Anhänger Washingtons versäumte nichts die günstige Stimmung der Regierung und der Nation zum Vorteil der Republik zu verwerten. „Um die amerikanische Armee zu kleiden," sagte Maurepas, „würde der Marquis Versailles mit Freuden plündern."

c. Weltkrieg und Neutralitätsbund.

Frankreichs Politik gegenüber England und Amerika war mehr eine Politik England u. die bourbonischen Königreiche. des Gefühls als der Klugheit. Denn während die Regierung den überseeischen Vereinsstaaten Beistand leistete, mehrte sie daheim nicht nur die finanziellen Verlegenheiten, sondern zog auch den Geist der Demokratie groß, dem dann die eigne Monarchie erliegen sollte. Und wie große Anstrengungen immer die französische Marine machte, den Engländern die Seeherrschaft zu entreißen, sie konnte die frühere Superiorität nicht wieder gewinnen. Auch Spanien ließ sich zu einer Politik hinreißen, die dem Königreich in der Folge schlimme Früchte tragen sollte. Wir wissen, welche Abneigung Karl III. gegen die aufständischen Kolonien hegte. Auch sein Minister Florida Blanca widerstand lange dem Drängen des französischen Gesandten Montmorin, eines Jugendgespielen und Lieblings Ludwigs XVI. Und dennoch wurde auch Spanien in das französisch-amerikanische Bündnis hineingezogen. Religiöse und politische Antipathien wider England, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, der bourbonische Familiengeist, die Hoffnung, Gibraltar wieder für das Königreich zu gewinnen, und der brennende Ehrgeiz des Ministers, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllen wollte, gaben den Ausschlag. Nach langem Zögern und Verhandeln wurde zwischen Frankreich und Spanien ein Allianzvertrag vereinbart, in welchem das Kabinett von 12. April 1779. Versailles sich verpflichtete, die Invasion Großbritanniens oder Irlands zu unternehmen, dem verbündeten Nachbarstaat zur Wiedererwerbung der ihm durch die Engländer entrissenen Besitzungen in Europa und jenseit des Ozeans (Menorca, Florida und das südliche Mississippigebiet) behilflich zu sein und nicht eher Frieden zu machen, bis Gibraltar zurückgegeben sein würde.

Dieser Vertrag barg die Keime einer Politik in sich, welche die Verbündeten mit der Zeit auf getrennte Bahnen führen mußte. Denn während Amerika mit Hilfe Frankreichs nur die Anerkennung seiner Unabhängigkeit von England erzielen wollte und nicht geneigt war auf die Erwerbung neuer Gebiete zu verzichten, waren Frankreich und Spanien durch Sonderinteressen aneinander geknüpft, denen der Kongreß fremd gegenüber stand. Es war somit vorauszusehen, daß die drei Bundesmächte nur solange Hand in Hand gehen würden, als sie gleiche Interessen hatten und gleiche Zwecke verfolgten. Es gab aber unentschiedene Fragen, wie das von allen vier Mächten angesprochene Fischereirecht in den Gewässern von Neufoundland, welche früher oder später Spaltungen erzeugen mußten.

Eine französische Hilfsarmee nach Amerika. Während Lafayettes Anwesenheit in Frankreich wurde sein Verwandter, der Marquis von Ségur, Kriegsminister. Dadurch kam sein Vorhaben, die Absendung einer Hilfsarmee nach Amerika zu erwirken, zur Ausführung. Hatte bisher die französische Regierung die Verbündeten nur mit Geld, Kriegsbedarf und Fahrzeugen unterstützt, so ging jetzt ein Geschwader von sieben Linienschiffen, mehreren Fregatten und einer großen Zahl von Transportschiffen unter Segel, welche eine Armee von sechstausend Mann an Bord hatten. Graf Rochambeau führte den Oberbefehl; unter ihm dienten Männer, deren Namen in der Folge oft genannt wurden, wie der Marquis von Chateluz, Graf Custine, Baron von Viomenil, Charles de Damas, Charles Lameth, Matthieu Dumas, Duportail, der Vicomte de Noailles, Alexander Berthier, Graf Ségur, Sohn des Kriegsministers u. a. m. Auch Lafayette kehrte zurück; in Havre überreichte ihm ein Enkel Franklins im Namen des Kongresses einen Ehrendegen nebst einem Dankschreiben seines Großvaters. Die Mannschaft sollte sich in Rhode-Island ausschiffen und unter den Oberbefehl Washingtons gestellt werden, der zu dem Zweck zum französischen Generalleutnant und Admiral ernannt ward. Im Juli
10. Juli 1780. erfolgte die Landung bei Newport auf Rhode-Island, welches die Engländer freiwillig geräumt hatten, um sich mit ihrer ganzen Macht nach dem Süden zu wenden.

Die Kriegslage in Amerika. Seit dem Waffenbund Frankreichs mit Spanien nahm der Krieg in Europa und auf allen Meeren Englands Streitkräfte mehr in Anspruch; die britischen Unternehmungen in Amerika beschränkten sich daher auf einige mit Plünderungen und Zerstörungen verbundene Landungen an den Küsten der Chesapeakebai und bei Newhaven. Schiffe und Waren wurden weggeführt, manche Ortschaften in Asche gelegt. Auch Washington vermochte nichts Bedeutendes zu unternehmen; er mußte sich abwehrend und verteidigend verhalten; doch trug er bei Stony
16. Juni 1779. Point, in der Nähe des Hudson, einige Vorteile über die englischen Truppen davon und führte 543 Kriegsgefangene weg, Offiziere und Gemeine. So verging das Jahr mit kleinen Gefechten zu Land und zu Wasser. Die Engländer beherrschten von New York aus einen großen Teil der Ostküste, während das innere Land auf beiden Seiten der Alleghanies im Besitz Washingtons und seiner Unterfeldherren war. Wenn man vor einem Jahr in London die stolze

Hoffnung ausgesprochen hatte, „die Kolonien würden das Mutterland bald um Verzeihung bitten müssen", so war diese Erwartung eine Täuschung. Aber auch die Amerikaner wären ohne die Hilfe Europas nicht Meister ihrer Geschicke geworden.

An demselben Tag, da Washington bei Stony Point im Feld einige Vorteile errang, erließ Spanien seine Kriegserklärung an England und sandte seine Flotte aus, um sich mit der französischen Armada, die unter d'Orvilliers von Brest aus in den Kanal gesegelt war, zu vereinigen. Es war auf eine Landung in England und auf die Erregung einer Insurrektion in Irland abgesehen. Ein katholischer Priester, der als spanischer Emissär die Insel bereiste, sollte die religiösen Leidenschaften der römisch-katholischen Irländer und die alten Sympathien erwecken; unter den Presbyterianern des Nordens suchte ein amerikanischer Agent die puritanischen Gefühle zu gunsten der Glaubensverwandten jenseit des Ozeans aufzustacheln. Aber eine englische Flotte von vierzig Linienschiffen, welche unter Sir Charles Hardy in den britischen Gewässern kreuzte, verbunden mit Freiwilligen und Wachmannschaften aus der Miliz, machte jeden Landungsversuch unmöglich. Uneinigkeit zwischen dem französischen und spanischen Befehlshaber verhinderte zudem ein gemeinsames Vorgehen. Die Irländer aber hielten diesmal treu zum König und mancher tüchtige Kriegsmann ließ sich in die Reihen der englischen Truppen aufnehmen, die bestimmt waren, „in Amerika gegen die Freiheit" zu kämpfen. Die Opposition im irischen Parlament unter der Führung des gewaltigen Redners Henry Grattan, der sich Lord Chatham zum Vorbild gewählt, ging damals noch nicht auf eine Trennung von England aus, sondern nur auf freien Handel und Verbesserung der einheimischen Gesetzgebung und Rechtsstellung. Die französischen Seetruppen kehrten nach der Bretagne und Normandie zurück, wo ein großer Teil an der Dysenterie erkrankte; die Spanier richteten ihren Lauf nach Gibraltar, dessen Wiedereroberung ihnen am meisten am Herzen lag, oder sie segelten nach Westen, um Ostflorida und die Posten von Pensacola und Mobile zu besetzen und den britischen Holzhandel in der Campechebai von Honduras zu stören.

Flottenbewegungen in den europäischen Gewässern.

Sept. 1779.

Die bourbonischen Höfe hofften auch die niederländische Republik in ihren Bund zu ziehen. Aus den frühern Blättern ist uns erinnerlich, daß das holländische Gemeinwesen bei seiner Zwitterstellung zwischen Monarchie und aristokratisch-republikanischem Staatenbund zu keinem einheitlichen starken Verfassungsleben gelangen konnte, daß die Eifersucht und Rivalität zwischen den Oraniern und der als Patrioten bezeichneten Partei der kaufmännischen Aristokratie die Bevölkerung in zwei Heerlager schied, eine Spaltung, welche das ganze Staatsleben zersetzte. Wilhelm IV., dem, wie wir wissen, in einem Moment nationaler Erhebung die Erbstatthalterwürde für sich und seine Nachkommen übertragen worden (S. 52), versäumte es, sei es aus Schwäche, sei es aus Mäßigung, die günstige Gelegenheit zur Schaffung eines festeren Staatsorganismus zu benutzen; er vertraute die wichtigsten Ämter seinen politischen Gegnern an, in der eiteln Hoffnung, sich ihre Freundschaft zu erwerben. Als er wenige Jahre nachher in ein frühes Grab sank, trat die Parteiung so scharf als je hervor. Der Erb-

Holland während der Minderjährigkeit des Erbstatthalters Wilhelm V.

22. Okt. 1751.

statthalter hatte den Prinzen Ludwig Ernst von Braunschweig (XII, 916), einen tüchtigen General, den er bewogen, den österreichischen Militärdienst mit dem holländischen zu vertauschen, zum Generalkapitän der gesamten Kriegsmacht eingesetzt. Und so großes Vertrauen hegte er zu dem deutschen Fürsten, daß er vor seinem Hinscheiden ihn zum Vormund seines dreijährigen Sohnes gleichen Namens ernannte und seiner Gemahlin Anna, der Tochter Georgs III., welche während der Minderjährigkeit Wilhelms V. die Regentschaft führte, die Verpflichtung auferlegte, bei der Erziehung und bei allen Staatsgeschäften die Mitwirkung und den Rat des Herzogs in Anspruch zu
12. Jan. 1759. nehmen. Dieser Einfluß von Ludwig Ernst wurde noch größer als Anna acht Jahre nach ihrem Gemahl gleichfalls aus der Welt ging, ehe ihr Sohn die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Von der Zeit an übte der Braunschweiger die volle Gewalt eines Erbstatthalters sowohl im Kriegswesen als in Verwaltungssachen. Der deutsche Geschichtschreiber Schlözer hat in dem apologetischen Bericht über das vormundschaftliche Regiment den Herzog als zweiten Phokion darzustellen gesucht: aber der witzige Einfall Heynes, der in einer archäologischen Abhandlung bewies, daß der angebliche Phokionskopf auf dem Titelblatt falsch sei, konnte als Maßstab des allgemeinen Urteils wenigstens in Holland gelten. Die Vorliebe für England, die Ludwig Ernst während des Siebenjährigen Kriegs zuerst in Gemeinschaft mit Anna, dann allein an den Tag legte, gab den Generalstaaten wie den Provinzialständen und Stadt-Magistraten großes Ärgernis, da die Engländer den Kriegszustand zum Schaden der holländischen Schiffahrt und des überseeischen Handelsverkehrs benutzten. Der alte Zwiespalt zwischen der aristokratisch-republikanischen Patriotenpartei und der oranischen Regierung trat daher mit jedem Jahr greller hervor. Der Zustand wurde wenig ge-
März 1766. bessert, als drei Jahre nach dem Pariser-Hubertusburger Frieden Wilhelm V. majorenn ward und das Erbstatthalteramt im eignen Namen führte. Denn der unselbständige junge Fürst ließ sich bereden, durch einen geheimen gesetzwidrigen Vertrag („Konsultations-Akte") die Verpflichtung einzugehen, in allen Staatsangelegenheiten den Ratschlägen seines ehemaligen Vormunds zu folgen und ihn gegen jede Verantwortlichkeit zu schützen. Dadurch wurde die Zwietracht zwischen der Regierung und der patriotischen Partei befestigt und nahm immer schärfere Züge an. Die aristokratischen Geschlechter, welche in den Generalstaaten und in den Provinzen die entscheidende Stimme führten, setzten der Politik des Herzogs eine systematische Opposition entgegen und wiesen insbesondere alle Vorschläge zurück, die eine Verstärkung der Kriegsmacht zu Land und zur See bezweckten. Nur bedacht, die Jahre des Friedens zur Mehrung ihres Handels, ihres Reichtums, ihrer Kaufmannschiffe zu benutzen, steuerten die Ratsherren und Magistrate kurzsichtig und sorglos der Zukunft entgegen, als ob die Welt nie wieder durch Kriege beunruhigt werden könnte. Die holländischen Geschichtschreiber rühmen den Aufschwung, den der Wohlstand, die Wissenschaft und die Künste des Friedens in den sechziger und siebziger Jahren nahmen; aber der Boden war unsicher; denn die Anstalten der Landesverteidigung wurden schmählich vernachlässigt. Aus den Streitigkeiten der Engländer und Amerikaner zog die holländische Kaufmannschaft große Vorteile; die Handelsmagnaten wünschten daher nichts sehnlicher als die Erhaltung ihrer Neutralität. Aber wie war eine solche Stellung möglich, da der Erbstatthalter, sein herzoglicher Ratgeber und die gesamte oranische Regierungspartei zu England hielten, indes die Aristokratenhäupter in den Staatenversammlungen aus Haß gegen die übermütige Seenation zu Frankreich neigten?

Englands Seedespotismus. Kaum jemals war das britische Reich in einer so bedrohlichen und isolierten Lage wie im Jahr 1780. Nicht nur daß Österreich, wenngleich ohne alle Sym-

pathien für Amerika und die Unabhängigkeit nicht anerkennend, durch die verwandtschaftlichen Bande der Höfe von Wien und Versailles mehr zu Frankreich und Spanien hinneigte, auch in Holland griff die Vorliebe für den protestantisch-republikanischen Staatenbund jenseit des Ozeans weiter um sich, so sehr auch immer der Statthalter Wilhelm V. von Oranien und der Generalkapitän Ludwig Ernst von Braunschweig, sein Ratgeber, an der alten Freundschaft mit England festhielten. Die Kaufleute von Amsterdam erblickten in der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten eine thatsächliche Aufhebung der britischen Schiffahrtsakte, und die teuersten historischen Erinnerungen des holländischen Volks wurden durch die Erhebung der neuen Republik wieder belebt. Wir wissen, wie oft in frühern Jahren die beiden Seemächte durch nationale Rivalität und durch politische und kommerzielle Interessen zu feindseligen Aktionen widereinander getrieben worden sind: dieser tiefwurzelnde Gegensatz hatte in jüngster Zeit noch sehr an Stärke gewonnen, ja sich zum Nationalhaß gesteigert, seitdem die Engländer ihre maritime Übermacht zur Schädigung und Beeinträchtigung des niederländischen Handels und Kolonialwesens mit Übermut und Anmaßung gebrauchten, auf das zwieträchtige sinkende Gemeinwesen der Generalstaaten, wo ein selbstsüchtiger partikularistischer Kleingeist jeden Gemeinsinn und politischen Aufschwung niederhielt, mit Verachtung herabsehend. Jetzt wollten sie nicht dulden, daß der Handelsverkehr zwischen Holland und Amerika, der sich während der Streitigkeiten des Mutter- und Tochterlandes besonders schwunghaft entwickelt hatte, fortdauere. Sie lauerten den Kauffahrern auf, die aus den Häfen von Rotterdam und Amsterdam nach den Vereinsstaaten steuerten, und brachten die Güterschiffe auf, welche aus dem aufständischen Lande ihren Lauf nach den holländischen Gestaden oder Kolonien richteten. Auch andre Mächte, die sich bisher an dem Krieg der Seestaaten nicht beteiligt hatten, wurden durch die Rücksichtslosigkeit, womit die Briten ihre Seeherrschaft ausübten, in ihrem Handel und selbst in ihrer Ehre schwer geschädigt: amerikanische Schiffe wurden in der Ost- und Nordsee angehalten und als gute Prise weggeführt, bis nach Bergen, bis in die Eisregionen von Archangel verfolgten englische Kreuzer die fremden Fahrzeuge. Selbst die unter neutraler Flagge segelnden Schiffe wurden angehalten und untersucht, ob sie nicht Waren führten, welche den amerikanischen „Rebellen" in ihrem Krieg nützlich wären. Und was konnte man nicht alles als Kontrebande bezeichnen! Die spanischen und französischen Kriegsschiffe übten Vergeltung, so daß alle Meere unsicher waren und aller Handelsverkehr stockte.

Der Neutralitätsbund und die Holländer.

Wer sollte diesem Übelstand abhelfen? Die drei europäischen Großmächte waren in den Krieg unmittelbar verflochten; Österreich durch persönliche Interessen zur indirekten Parteinahme für die Bourbonen hingezogen; der König von Preußen durch die neuen Verwickelungen mit Österreich infolge des bayrischen Erbfolgestreits auf nähere Anliegen gewiesen. Nur wenn Rußland die

außerhalb des Kriegs stehenden europäischen Staaten zu einem Bund unter seiner eignen mächtigen Führung vereinigte, war die Möglichkeit gegeben ein neues Seevölkerrecht zu gründen und dem Grundsatz Geltung zu verschaffen: „Neutrales Schiff, neutrales Gut." Preußen war dem Plan nicht abgeneigt, Friedrich hatte nicht vergessen, wie schmählich er im Siebenjährigen Krieg von England im Stich gelassen worden; seitdem hatte er sich allen Versuchen Georgs III., ihn zu einer neuen Allianz zu bringen, standhaft widersetzt. Die kleineren Seestaaten, im Norden Dänemark und Schweden, in den südlichen Halbinseln Portugal und Neapel, konnten sich nur freuen, wenn sie unter der Ägide einer Großmacht von den Widerwärtigkeiten und Belästigungen eines ihnen fremden
8. März 1780. Kriegs frei blieben. Am 8. März (26. Februar a. St.) unterzeichnete die Kaiserin Katharina II. und ihr Minister Panin eine Erklärung, welche folgende Grundsätze feststellte: „Neutrale Schiffe sollen von einem Hafen zum andern und an den Küsten der kriegführenden Mächte freie Schiffahrt genießen. Freie Schiffe machen alle Güter frei, mit Ausnahme der Kontrebande. Kontrebande sind Waffen und Kriegsmunition, sonst nichts. Kein Hafen ist blockiert, wenn nicht die Schiffe des Feindes nahe und zahlreich genug sind, um das Einlaufen zu verhindern oder zu gefährden." Dieser große Plan, vermittelst eines bewaffneten Bundes ein Völkerrecht für neutrale Staaten in einem Seekrieg zu schaffen, ein Plan, dem auch Friedrich II. und Kaiser Joseph für Belgien zustimmten, hatte bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nur dann Aussicht auf praktische Verwirklichung, wenn Holland, das vermöge seiner Lage und Seemacht allein imstande war, im Atlantischen Meer wie in der Nordsee den Rechtsgrundsätzen Folge zu geben, dem bewaffneten Seebund beitrat. Nach der vorherrschenden Stimmung, die wir vorhin angedeutet, war kein Zweifel, daß die Generalstaaten sich mit Freuden an einen solchen Schutzverein anschließen würden; allein die Maschinerie der Regierung war durch die Eifersucht der Provinzen und Stadtgemeinden auf ihre Autonomie und ihr Zustimmungsrecht so unbehilflich geworden, daß die Hochmögenden Herren im Haag erst nach Monaten einen entscheidenden Beschluß fassen konnten. Mittlerweile wurden die englischen Minister durch die oranisch-braunschweigschen Parteigenossen von allen Vorgängen so rasch und zuverlässig unterrichtet, daß sie Zeit hatten, sich auf alle künftigen Eventualitäten gefaßt zu machen und Vorkehrungen dagegen zu treffen. Denn im Gegensatz zu den andern kriegführenden Mächten Spanien, Frankreich, Amerika, versagte die englische Regierung der bewaffneten Neutralität jede Anerkennung; das hieße ja so viel als zugestehen, „daß die britische Suprematie auf hoher See gebrochen sei", das Manifest sei eine gefährliche willkürliche Neuerung, die jede Grundlage des Völkerrechts zerstöre. Sie war entschlossen, die Ausführung des Gesetzes in Holland selbst mit Gewalt der Waffen zu verhindern. Ehe die Beitrittserklärung der Staatenversammlung im Haag, welche endlich von den Hochmögenden be-
4. Dez. 1780. schlossen ward, durch den Kurier nach Petersburg gelangen konnte, fand man in

London einen Grund, der Republik Holland den Krieg anzukündigen. Man warf ihr vor, sie hätte dem britischen Reich den durch frühere Verträge festgesetzten Beistand nicht geleistet und die Stadt Amsterdam habe mit dem amerikanischen Gesandten wegen eines Freundschafts- und Handelsvertrags Unterhandlungen gepflogen. Den Entwurf dieses Vertrags brachten die Engländer bei der Gefangennahme des amerikanischen Bevollmächtigten Henry Laurens auf der Überfahrt nach Europa durch Gewalt und List in ihre Hände. Sie sammelten die Fetzen der zerrissenen Urkunde im Meere auf, um sie als Beweisstücke zu gebrauchen. Vergebens erklärten die Generalstaaten, daß dieser Vertrag nur das Privatabkommen einer einzigen Stadt sei, und sprachen ihre Mißbilligung darüber aus; in London ergriff man mit Begierde den Anlaß zur Kriegserklärung. Dadurch schieden die Generalstaaten aus der Reihe der neutralen Mächte und konnten folglich dem bewaffneten Schutzverein nicht mehr beitreten. Dies versetzte dem ganzen Unternehmen den Todesstoß. Die Kaiserin selbst bezeichnete den Neutralitätsbund als Nullitätsbund. Die Engländer aber fielen noch vor der Bekanntmachung der Kriegserklärung über die alten Rivalen her, deren Fahrzeuge den Amerikanern während des Theestreits soviel Vorschub geleistet, und brachten durch ihre Kreuzer zweihundert holländische Schiffe auf mit Ladungen von fünfzehn Millionen Gulden an Wert.

Stürmische Volksauftritte in England. Lord George Gordon. 1779. 1780.

Diese Vorgänge erzeugten in England selbst große Gemütsaufregung und riefen Szenen herbei, die einen revolutionären Charakter an sich trugen. Im Parlament ging es oft so stürmisch zu, daß ein Mitglied dasselbe mit dem polnischen Reichstag verglich, und mehr als einmal sah man einzelne Männer der Gesetzgebung und der Regierung im Zweikampf die Waffen gegeneinander kehren. Auch die Ausbrüche des Fanatismus, die wie eine gespenstige Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten in die Zeiten der Aufklärung hereindrangen, hatten ihre Quelle in der allgemeinen Aufregung der Gemüter und in dem Haß gegen die beiden katholischen Großmächte, die sich mit den Feinden Englands zum Verderben der britischen Nation verbunden hatten. Eine Anzahl englischer Katholiken hatte eine Bittschrift eingereicht, worin sie um Abschaffung der veralteten Strafgesetze gegen papistische Priester und die Angehörigen der römisch-katholischen Kirche baten, sich auf ihre loyale Haltung gegen König und Staat berufend. Auf Grund dieser Adresse stellte Sir George Saville im Haus der Gemeinen einen Antrag auf Beseitigung einiger für die Bekenner des katholischen Glaubens entwürdigenden gesetzlichen Bestimmungen, die zwar in der Praxis selten oder nie mehr angewendet wurden, die aber doch noch immer als Reichsgesetze fortbestanden. Es entspreche dem Geist der Reformation und dem aufgeklärteren Zeitalter, daß man keine Religionsgenossenschaft in ihren bürgerlichen Rechten verkürze. Die Aufhebung verjährter Gesetze, kraft deren alle Kultushandlungen römisch-katholischer Priester als Hochverrat bestraft und die Güter der Papisten von ihren protestantischen Verwandten und Erben jederzeit in Anspruch genommen werden könnten, sollte den Weg bahnen zu völliger Religionsfreiheit, wie sie die Vereinigten Staaten verkündigt hatten. Burke und die gesamte liberale Opposition unterstützten den Antrag. Dies gab den schottischen Eiferern Veranlassung, den alten No-Popery-Ruf wieder zu erheben, die Fahne der presbyterianischen Rechtgläubigkeit von neuem zu schwingen und wie in den Tagen Cromwells einen puritanischen Bund und Covenant gegen offenen und geheimen Papis-

mus diesseit und jenseit des Tweed ins Leben zu rufen. Ein verschrobener schottischer Edelmann, Lord George Gordon, ein jüngerer Sohn des Herzogs gleichen Namens und Mitglied des Unterhauses, diente den Zeloten als Führer, teils angespornt durch den eignen engherzigen Konfessionsgeist, teils fortgetrieben durch eine rohe aufgeregte Volksmasse, die unter der religiösen Fahne andre gemeinere Motive verbarg. Zunächst wurden in Edinburg und Glasgow Associationen gebildet, um das Gesetz von Schottland fern zu halten und in der Presse, auf der Kanzel, in Versammlungen der Fanatismus der Menge aufgestachelt. Katholische Einwohner wurden auf den Straßen Edinburgs bedroht und mißhandelt, einige Kapellen zerstört. Bald faßte die Aufregung und die religiöse Agitation auch in England Boden. Gordon berief ein Meeting
Mai 1779. aufrichtiger Protestanten nach St. Georgs Fields bei London, um eine Adresse an das Parlament zu richten. An sechzigtausend Menschen fanden sich ein; sie steckten auf den Vorschlag des Agitators blaue Kokarden auf die Hüte und setzten ihre Namen oder Kreuze unter die Bittschrift. In kurzem betrug die Zahl der Unterzeichner zwanzigtausend. Eine ungeheure Menschenmasse, Engländer und Schotten, trugen, in vier
2. Juni 1780. Reihen geteilt, unter der Anführung Gordons die Adresse nach dem Parlamentspalast. Man hatte keinerlei Vorsichtsmaßregeln angewendet, obwohl der Tag der Überreichung vorher angekündigt worden war und die frühern Vorgänge in Edinburg gewaltthätige Auftritte befürchten lassen mußten. Die Menge stellte sich auf den Vorplätzen auf und hielt die Ein- und Aufgänge besetzt, während Gordon mit der Adresse in den Sitzungssaal hinaufstieg, um die vereinigten Lords und Gemeinen zu veranlassen, sofort über dieselbe zu beraten und zu beschließen. Die unten harrenden Volkshaufen sollten, wie er beabsichtigte, die Versammlung einschüchtern und zur schleunigen Erledigung willig machen. Wurden doch mehrere Lords, bei denen man katholische Sympathien voraussetzte, wie Mansfield, Northumberland, Boston, einige Bischöfe schon bei ihrer Ankunft insultiert. Als die Sitzung eröffnet war, verlangte Gordon, daß das Haus sofort in Form eines Ausschusses über die Adresse Beschluß fasse. Die Mehrheit weigerte sich unter dem Druck der Masse, die in den Vorsaal eingedrungen war und den Ruf ertönen ließ: „Kein Papsttum! Widerruf!", dem Antrag Folge zu geben. Da rief der erhitzte Abgeordnete, der sich in der Versammlung so gebärdete, daß man ihn für verrückt halten konnte, der Menge zu, daß für das schottische Volk keine Abhilfe zu hoffen sei, bis es alle papistischen Kapellen niedergerissen hätte. Dies war die Losung zu Auftritten, die ganz den Pöbelexzessen bei revolutionären Volksaufständen glichen. Alsbald stürzte die rasende Menge nach den Kapellen des sardinischen und bayrischen Gesandten und steckte sie in Brand. Das Einschreiten der Garde und einige Verhaftungen
4. Juni. schafften für den nächsten Tag Ruhe; aber am vierten, einem Sonntag, begannen die Zusammenrottungen von neuem und wuchsen in den darauf folgenden Tagen zu solcher Höhe, daß London in einzelnen Teilen einer vom Feind eroberten Stadt glich. In Moorsfield und in andern Quartieren wurden wie einst zur Zeit von John Knox Kapellen, Altäre und Ornamente zerstört. Die städtische Polizei- und Schutzmannschaft reichte nicht hin und da das Unterhaus seine Sitzungen auf einige Tage ausgesetzt hatte, so konnten keine außerordentlichen Maßregeln beschlossen werden. Darüber mehrte sich die Frechheit und Zügellosigkeit des Pöbels. Die Wohnungen einiger Kaufleute, welche Zeugnis gegen die Aufrührer vom Freitag abgelegt hatten, wurden verwüstet und ausgeplündert, ebenso das Haus von Saville, der den Antrag auf Abschaffung der Strafgesetze eingebracht hatte. Am sechsten versammelten sich etwa hundert Mitglieder des Unterhauses, ohne sich durch die drohende Gefahr abschrecken zu lassen, und faßten den Beschluß, die Bittschrift in Erwägung zu ziehen, sobald die Tumulte aufgehört haben würden. Aber die wütenden Haufen fragten nicht mehr nach Gesetz

und Ordnung. Ganz London stand während der nächsten Tage unter einer Pöbelherrschaft. Vierzigtausend Puritaner, schrieb Gibbon, ein Augenzeuge dieser Vorgänge, wie Cromwells Zeit sie gesehen, waren aus ihren Gräbern aufgestiegen. Die ehrlichen Zeloten des protestantischen Vereins zogen sich zurück, aber ihre Stellen wurden mehr als ausgefüllt durch wildere Gesellen aus der Hefe des Volks. Die Masse wälzte sich nach dem Newgate-Gefängnis, wohin einige ihrer Genossen in Haft gebracht worden waren: trotz der Festigkeit der Mauern wurde das Gebäude durch Werkzeuge und Feuer zerstört. Dreihundert Gefangene, unter ihnen vier zum Tod verurteilte Verbrecher entrannen den Händen der Justiz. Dieselben Auftritte wiederholten sich in Clerkenwell und in den andern Gefängnissen der Stadt: die Zellen wurden erbrochen, die Gefangenen befreit, die Wohnungen der Aufseher niedergebrannt. Das Haus des Lord-Oberrichters Mansfield wurde gänzlich verwüstet, Hausrat, Gemälde, Bücher und Schriften vernichtet; mit Not rettete man die Bank vor den Stürmenden, bei Blackfriars wurde das Zollhaus angezündet, die Kasse geraubt. In einer einzigen Schreckensnacht sah man von sechsunddreißig Häusern die Flammen emporlodern. 6.–7. Juni 1780. London glich einer in Sturm eroberten Festung; alle Läden waren geschlossen, alle Geschäfte standen still. Die Regierung zögerte das Aufruhrgesetz ohne Einwilligung des Parlaments auf eigne Hand verkündigen zu lassen; sie hatte in der Wilkesschen Affaire soviel Widerwärtigkeiten erfahren, daß sie lange zu keinem durchgreifenden Entschluß kam. Erst als der König selbst in einer Kabinettssitzung auf entscheidende Maßregeln drang, wurde die Miliz der benachbarten Grafschaften, etwa 10,000 Mann, einberufen und die Stadt unter Kriegsrecht gestellt. Nun wurden von den mit guten Waffen und Geschütz versehenen Landwehrtruppen, die in verschiedenen Abteilungen die aufrührerischen Quartiere durchzogen, die stürmenden Haufen zu Paaren getrieben. Und jetzt war London völlig einer vom Feind eroberten Stadt gleich: in den Straßen, auf den freien Plätzen, an den Brücken hörte man Waffenlärm, Gewehrfeuer, wilde Schreckenslaute gemischt mit Schmerzenstönen der Sterbenden und Verwundeten, mit den Hilferufen der in den Wellen der Themse Dahintreibenden. Die Zahl der Getöteten oder auf den Tod Verwundeten wird auf etwa fünfhundert angegeben; aber wer konnte ermitteln, wie viele Leichname unter den Trümmern der eingestürzten oder niedergebrannten Häuser verborgen lagen, von den Wellen des Stromes ins Meer getragen wurden, wie viele Verwundete von Freunden und Genossen heimlich weggebracht in Scheunen und verborgenen Ecken starben! Um für die Zukunft solche Auftritte fern zu halten, bildeten sich Vereine „zur Verteidigung der Freiheit und des Eigentums". Nach hergestellter Ordnung übten die Richter ihr Werk an den zur Haft gebrachten Ruhestörern. Einundzwanzig büßten mit dem Leben; der Haupturheber aber, George Gordon, der während der ganzen Begebenheit weder Mut noch gesunden Menschenverstand gezeigt hatte, wurde nach längerer Untersuchungshaft im Tower schließlich für straflos erklärt und in Freiheit gesetzt. Man hatte ihn auf Hochverrat angeklagt, ein Verbrechen, dessen er nicht überwiesen werden konnte. Von dem Zustand seines Geistes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß er zuletzt zum Judentum übertrat und sich in Birmingham beschneiden ließ. Neun Jahre nach den eben beschriebenen Londoner Auftritten beschloß er sein Leben im Gefängnis von Newgate, wohin er wegen eines Pasquills gegen die Königin von Frankreich gebracht worden war. Im Parlament nahm man auf die einst so stürmisch eingebrachte Bittschrift gegen die Zunahme des Papismus keine Rücksicht, sondern beharrte bei den Grundsätzen religiöser Duldung.

d. Der transatlantische Land- und Seekrieg und das Arnold-Andrésche Komplott.

Fortschritte der Engländer im Süden. 1779—1781. Um diese Zeit, da auf allen Seiten Feinde gegen England aufstanden und im Innern tumultuarische Volksauftritte und revolutionäre Ausschreitungen von der allgemeinen Aufregung der Gemüter Zeugnis gaben, entfaltete das Inselreich eine ungewöhnliche Kraft und Energie in allen Erdteilen. Schon vor mehr 17. Dez. 1778. als einem Jahr war eine britische Heerabteilung unter Oberst Campbell in Georgien eingedrungen und hatte sich, zahlreiche Loyalistenhaufen unter ihre Fahne aufnehmend, über Südcarolina ausgebreitet. Die geringe Zahl von Wehrmannschaften, welche Benjamin Lincoln, unterstützt von Pulawski und den Patrioten Moultrie und Rutledge, im Feld entgegenzustellen vermochte, war nicht imstande den Marsch der Briten aufzuhalten. Im Oktober fiel Okt. 1779 Savannah in ihre Gewalt. Darauf rückten sie Verwüstung und Schrecken Weihnachten 1779. verbreitend nach Charleston vor. Hier stieß der Obergeneral Henry Clinton mit einer Armee von 8500 Mann zu ihnen und übernahm die Führung. Er hatte den Oberbefehl über die in New York zurückgelassene Besatzung an Knyphausen übertragen und war nach dem Süden geeilt, um Rache zu nehmen für die Niederlage, die ihm einst die Republikaner in Charleston zugefügt. Bald nachher stießen noch weitere 3000 Mann unter General Cornwallis dazu, so daß Clinton über ein Heer von mehr als 13,000 Mann gebot. Dieser Übermacht vermochten die Amerikaner nicht zu widerstehen; Lincoln mußte die 12. Mai 1780. schwach befestigte Stadt Charleston übergeben. Die Engländer machten große Beute und Clinton konnte dem Minister Germain melden, daß er 5000 Gefangene eingebracht habe und daß die Einwohner von Südcarolina sich beeilten, ihren Gehorsam gegen den König zu erklären. Aber das System des Schreckens, durch das er die völlige Unterwerfung Georgiens und Südcarolinas zu erzwingen hoffte, reizte den Widerstand der verzweifelten Einwohner.

Cornwallis und Baron Kalb. Juni 1780. Bald nachher kehrte Clinton auf die Kunde von dem Anzug der französischen Armada mit einem Teil der Truppen nach New York zurück, die Vollendung des Werks der Rückeroberung dem General Cornwallis übertragend. Cornwallis war ein tapferer unternehmender Mann, aber hart und gewaltthätig. Ergrimmt über die grausame Kriegführung, deren sich besonders Lord Rawdon, der Unterfeldherr von Cornwallis, schuldig machte, scharten sich die Patrioten unter die Fahne des Oberst Sumpter und organisierten den kleinen Krieg, bis ihnen von der Hauptarmee Hilfe käme. Washington that sein Möglichstes: er schickte den wackern und vorsichtigen Baron Kalb mit einigen Regimentern ab, um sich durch Maryland und Virginien dem Kriegsschauplatz zu nähern. General Greene sollte ihm nachfolgen und den Oberbefehl übernehmen. Aber der Kongreß durchkreuzte den Plan, indem er den eiteln hochfahrenden Gates zum Anführer der Südarmee unabhängig von dem Oberbefehlshaber

ernannte. Die Niederlage bei Camden war die Folge dieses Mißgriffs. Die 16. Aug. 1780.
amerikanischen Truppen, größtenteils Miliz ohne Kriegsübung, wurden geschlagen und liefen in wilder Flucht nach den Wäldern, Geschütz und Gepäck fielen in die Hände der Sieger. Kalb, der allein die Ehre des Gefechts aufrecht erhalten, sank unter seinen Wunden zusammen. In Anerkennung seiner Verdienste ließ ihm der Kongreß in der Folge zu Annapolis ein Denkmal setzen. Gates floh nach Charlotte, verachtet und nicht weiter verwendet; dort ritt auch einige Tage später Sumpter ein, dessen Schar überfallen und gefangen worden war. Er allein entkam ohne Hut und Sattel. Wie wurde damals in London der Name Cornwallis gefeiert; er war der Stolz und die Hoffnung des Ministers Germain; mit Vergnügen vernahm dieser, daß sein General die entflohenen Beamten und Loyalisten zurückführte und mit ihrem Rat und Beistand ein Regiment des Schreckens und der Reaktion aufrichtete; dies sei das beste Mittel der Rebellion das Haupt zu zertreten. Als Cornwallis im Spätherbst Sept. 1780.
nordwärts zog, um in Nordcarolina und Virginien einzudringen, wo, wie man ihn glauben machte, bei seinem Erscheinen die Einwohner sich für den König erklären würden, belegte er in den südlichen Landschaften alle Güter der Patrioten mit Beschlag. Durch Zuzüge aus New York unter Leslie verstärkt, rückte er unter fortwährenden Gefechten mit den einheimischen Wehrmannschaften, welche die Obersten William, Sumpter, Marion gesammelt hatten, nach Charlotte und Salisbury vor. Aber schon das hitzige Treffen in der Nähe von Concord 8. Okt. 1780.
zwischen diesen beiden Städten, wo auf seiten der Briten der Oberst Ferguson, auf seiten der Amerikaner der tapfere und redliche Vaterlandsfreund James William auf dem Waffenfeld blieben und die Verluste der Engländer größer waren als die der Eingebornen, konnte dem General die Überzeugung geben, daß die schmeichelnde Hoffnung, welche die Loyalisten in seiner Brust geweckt, nicht in Erfüllung gehen würde. Er ließ daher den Gedanken nach Virginien vorzudringen fahren und kehrte nach Charlotte und von da nach Camden zurück, Nov. 1780.
während General Greene, dem jetzt der Kongreß auf Washingtons Vorschlag das Kommando der Südarmee übertrug, mit Kontinentaltruppen Nordcarolina besetzte und die Landwehr an sich zog. Zu Anfang des neuen Jahres schickte Greene den Oberst Morgan mit einer Abteilung des Heeres und der Milizen ab, um auch Südcarolina wieder zum Anschluß an die Vereinsstaaten zu bringen. Steuben sollte in Virginien zurückbleiben, Kosciuszko die Vorhut führen. Da zog der englische Oberst Carleton mit einigen Regimentern Reiterei und Fußvolk den Amerikanern entgegen, wurde aber, als er sich zwischen den Flüssen Enorre und Broadriver auf einer grasreichen von Tannen und Eichen des Urwalds begrenzten Ebene in der Nähe von Spartanburg voreilig in ein Treffen einließ, ohne die Ankunft der Hauptarmee abzuwarten, vollständig ge- 16. Jan 1781.
schlagen. Dreihundert Tote und Verwundete blieben auf dem Platz, fünfhundert Gefangene, Offiziere und Gemeine, und über zweihundert Pferde wurden

weggeführt. Cornwallis, der nur einige Meilen von dem Schlachtfeld entfernt war, setzte, nachdem er die von Carleton zurückgelassenen Vorräte, Wagen und Gepäck den Flammen übergeben, auf Eilmärschen den Amerikanern nach, um für die Niederlage bei den „Kuhhürden" Rache zu nehmen; aber dem ortskundigen Morgan gelang es, auf schwierigen Wegen, gedeckt durch Wälder und Moräste, die Hauptarmee Greenes zu erreichen. Als Cornwallis an dem Flusse
14. Febr. 1781. Dan dem vereinten amerikanischen Heer nahe kam, wagte er nicht sich mit seinen ermüdeten Truppen in eine Schlacht einzulassen. Er schlug den Weg nach Hillsborough ein, um den Frühling abzuwarten, die Loyalisten in einem Manifest zum Anschluß an die königliche Armee auffordernd, den Republikanern Verzeihung als Preis des Abfalls anbietend.

General Arnold u. Oberst André. Als General Greene von Washington und dem Kongreß zum Anführer der Südarmee ernannt ward, hatte er gerade ein trauriges Geschäft vollendet — die kriegsgerichtliche Untersuchung über ein verräterisches Komplott. General **Arnold** hatte sich früher bei der Nordarmee als tüchtiger Militär gezeigt und war daher nach dem Abzug der Engländer aus Philadelphia von dem Kongreß mit einem wichtigen aber für einen verschwenderischen und geldbedürftigen Mann, wie er war, gefährlichen Amt betraut worden. Er sollte als Stadtkommandant ein Untersuchungsgericht über das Verhalten der Bürgerschaft während der englischen Okkupation abhalten. Bei diesem Geschäft machte er sich mancher sträflichen Handlungen schuldig, so daß er wegen Unterschleif, Käuflichkeit und Erpressung vor ein Kriegsgericht gestellt ward, das auf Verweis und Suspension erkannte. So schonend das Strafurteil ausgeführt ward, reizte es den ehrgeizigen Mann, der ohnedies glaubte, daß er zurückgesetzt und seine Verdienste nicht genug gewürdigt worden, doch zur Rache. Er teilte heimlich dem Oberbefehlshaber Clinton in New York seine Absicht mit, den amerikanischen Dienst mit dem englischen zu vertauschen. Dieser bestärkte ihn in dem Vorhaben und eröffnete ihm im Namen des Ministers Lord George Germain Aussichten auf Belohnung und Beförderung. Bald nachher berief Washington, der Arnolds militärische Eigenschaften stets anerkannt hatte, denselben in seine Nähe, um sich seines Beistandes bei einem beabsichtigten Unternehmen gegen New York zu bedienen. Der Krieg hatte nämlich die ganze Zeit über in den Landschaften östlich und südlich vom Hudson fortgedauert und zwischen Washington und Knyphausen waren manche Gefechte geliefert worden, die jedoch keine andern Folgen hatten, als die Verwüstungen und Kriegsleiden zu mehren. Jetzt aber, da die französische Flotte und Armee in Rhode-Island gelandet war und Clinton wieder den Oberbefehl in New-York übernommen hatte, sollten energischere Angriffe versucht werden. Zu dem Ende hatte Washington eine Stellung gewählt, von wo aus er mit den Franzosen den Verkehr unterhalten, die Verbindung mit den nördlichen und mittleren Provinzen sichern und zugleich die Bewegungen des Feindes beobachten konnte. Den Mittelpunkt dieser Stellung bildete der Posten West-

Point am Hudson, welcher sämtliche amerikanische Forts in den Hochlanden umfaßte. Diesen Posten übertrug der Oberbefehlshaber dem General Arnold, der ihn darum gebeten hatte. Und nun traf dieser durch geheime Korrespondenz mit Clinton Verabredungen, den Engländern die wichtige Stellung in die Hände zu spielen, wofür ihm eine Geldentschädigung und Generalsrang versprochen ward. Die Verbindung wurde mittels des Kriegsschiffes „Vulture“ auf dem nördlichen Fluß unterhalten und um die Verräterei zu erleichtern die Parlamentärflagge mißbraucht. Major André, den Clinton zu seinem Generaladjutanten ernannt, diente als Unterhändler. In einer mondhellen Herbstnacht fuhr André, seine Uniform mit einem weiten blauen Mantel umhüllend, in einem Boot nach einem Punkt des rechten Hudsonufers, wo Arnold im Gebüsch auf ihn wartete. Washington hatte sich gerade, begleitet von Lafayette und Hamilton, nach dem französischen Hauptquartier begeben, um Rochambeau zu begrüßen. André und Arnold überlegten nun, wie man das Fort Defiance, das für uneinnehmbar galt und von 120 Geschützen verteidigt ward, in die Hände Clintons bringen könne. Nachdem alle Verabredungen getroffen waren, wollte der Major zurückkehren; aber während der mehrstündigen Unterredung hatte der „Vulture“, von amerikanischen Kugeln bedroht, die Anker gelichtet. André mußte daher den Rückweg nach New York zu Lande machen. Nachdem er die Uniform mit einem bürgerlichen Gewand vertauscht, kam er in Begleitung eines in die Verschwörung eingeweihten Mannes Namens Smith auf die hohe Straße, die nach New York führt. Hier verließ ihn sein Begleiter, weil er nun sicher zu den englischen Vorposten gelangen könne. Aber plötzlich wurde der Major von Paulding, dem Führer einer Freischar und zwei andern Bewaffneten angehalten. André, ein gerader militärischer Mann, besaß nicht die Gewandtheit und Geistesgegenwart, um sich aus der kritischen Lage zu ziehen, obwohl er einen Paß von Arnold vorzeigte. Sein unsicheres Benehmen, seine wachsende Verlegenheit, sein Erbieten, hundert Guineen für seine Freilassung zu geben, mehrten den Argwohn. Man untersuchte ihn und fand in seinen Strümpfen drei Pakete mit Papieren. Da keiner der ländlichen Wehrmänner den Inhalt lesen konnte, so lieferten sie die Schreiben nebst dem Gefangenen an den nächsten Militärposten ab. Es war ein Plan der Festungswerke von West-Point mit Angabe der Besatzung, Vorräte und Armatur und einem Memorial, wie man sie nehmen und behaupten könne. André wurde darauf in Old Salem eingeschlossen. Arnold sollte von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt werden; aber dieser hatte sich auf die Kunde von der Verhaftung auf dem „Vulture“ nach New York eingeschifft und damit selbst die Wahrheit seiner Verräterei bestätigt. Wenige Stunden nachher kam Washington zurück. Er setzte sofort ein Kriegsgericht unter dem Vorsitz des General Greene ein, an welchem außer mehreren amerikanischen Offizieren auch Lafayette und Steuben teilnahmen. Vergebens berief sich André auf seine makellose Vergangenheit und seine ehrenhafte militärische Laufbahn und beteuerte, daß er kein

20./21. Sept. 1780.

andres Motiv gehabt als seines Königs Dienst und wider Willen zum Betrüger geworden; das Kriegsgericht fällte den Spruch, daß Major André als Spion zu betrachten sei und das Leben verwirkt habe. Vergebens suchte Clinton durch Vorschläge von Austausch gegen andre Gefangene und durch Drohungen von schwerer Vergeltung im Fall der Verweigerung das Leben des Unglücklichen zu retten; Washington bestätigte das Urteil: nur wenn Arnold selbst ausgeliefert werde, solle André seine Freiheit erhalten. Der harte Spruch wurde mit unerbittlicher Strenge vollzogen. Nicht einmal die Bitte einer militärischen Exekution durch Pulver und Blei gewährte der zürnende Feldherr; André mußte am Galgen
2. Okt. 1780. sterben. Denn diese Todesstrafe hatten die Engländer in Südcarolina zuerst in Anwendung gebracht. Während der Hauptschuldige straflos ausging und in England den Sündenlohn erntete, wenn auch mit Schande und Verachtung gebrandmarkt, büßte der Minderschuldige seinen ersten und einzigen Fehltritt mit dem schwersten Geschick. Der König sah in ihm einen Märtyrer für seine Sache und ließ in der Westminsterabtei ein Denkmal setzen zum Gedächtnis Andrés, „der als Opfer seines Eifers für Köng und Vaterland fiel"; seiner Mutter und seinen Schwestern gewährte er Leibrenten und dem Bruder einen ehrenvollen Rang.

Admiral Rodney. Bei dem Plan, durch den Verrat Arnolds sich der Festungswerke von West-Point zu bemächtigen und dadurch Meister des ganzen Küstengebiets am Hudson und Delaware zu werden, hatte Clinton auf die Mitwirkung des neuen Flottenführers Sir George Rodney gerechnet, der damals in den westindischen Gewässern die englische Flagge zu Ehren und Ansehen brachte. Rodney hatte sich schon bei frühern Gelegenheiten als einen geschickten talentvollen Seemann von scharfem Blick und rascher Entschlossenheit gezeigt, aber durch ein wüstes Leben, durch Hang zu Spiel und Verschwendung seinen Namen in Unehre gebracht. Bei dem Ausbruch des französisch-englischen Kriegs lebte er in Paris, wohin er sich vor seinen Gläubigern geflüchtet hatte. Da befand er sich eines Tages, so wird erzählt, bei dem betagten Marschall de Biron zu Tische und ärgerte alle Anwesenden durch seine prahlerischen Reden. Wenn ihn nicht seine Schulden von London fern hielten, so würde er die französisch-spanische Flotte bald überwunden haben. Biron, in seinem Nationalstolz beleidigt, wird dann weiter gemeldet, schoß ihm sofort das Geld zur Befriedigung seiner Gläubiger vor, indem er sagte: nun machen Sie Ihre Rede wahr! Rodney ging nach London und erlangte, da man der bisherigen schlaffen Kriegführung zur See überdrüssig war, das Kommando über ein Geschwader. Um die Jahreswende stach er in See und in wenigen Wochen war ganz England voll seines Ruhmes.
8. Jan. 1780. Am 8. Januar nahm er in der Bai von Biscaya eine reiche spanische Handels-
16. Jan. flotte weg. Am 16. desselben Monats traf er auf der Höhe des Vorgebirges St. Vincent das Geschwader des spanischen Admirals Don Juan de Langara, gewann in einer heißen Seeschlacht, die bis nach Mitternacht dauerte,

einen vollständigen Sieg und brachte, nachdem er das Admiralschiff und drei Linienschiffe in seine Gewalt bekommen, drei andre in Grund gebohrt, den in Gibraltar und Port Mahon eingeschlossenen Engländern Unterstützung und Verstärkung. Darauf richtete er seine Fahrt nach Westindien, wo er den französisch-spanischen Geschwadern unter den Admiralen Quichen und Solano bald einzeln, bald vereinigt die Wage hielt oder Vorteile über sie errang. „Jedermann ist über deine Erfolge entzückt und erstaunt," schrieb ihm seine Frau aus London. Das Parlament sprach ihm den Dank der Nation aus. Im Juni segelten die französischen Schiffe nach Europa zurück; die spanischen führte Solano nach der Havana; Rodney aber ankerte auf der Höhe von Sandyhook, von wo aus er New York zur See bewachen und beherrschen und die Annäherung der französischen Schiffe verhindern konnte. Zu diesem unternehmenden Mann hegte Clinton das Vertrauen, daß er ihn bei der Wiedereroberung der mittleren Provinzen kräftig unterstützen werde. Der „Vulture" gehörte zu Rodneys Flotte. Wäre Arnolds Verräterei gelungen, so konnte von New York aus die englische Herrschaft in den Gebieten des Hudson und Delaware und weiter hinab nach Süden aufs neue befestigt werden. Denn Washingtons Heer litt an allem Mangel, so daß Insubordination und Meuterei eintrat. Diese stolzen Hoffnungen sollten aber bald zerrinnen. Kurz vor der Entdeckung der konspiratorischen Umtriebe Arnolds hatten die Amerikaner von der nach Kanada bestimmten englischen Quebeck-Flotte vierzehn Schiffe erbeutet, und fast um dieselbe Zeit wurden die Kauffahrer, die nur von zwei Kriegsschiffen geleitet teils nach Westindien teils nach Ostindien segeln sollten, durch ein großes spanisches Geschwader auf der Höhe der Azoren angegriffen und bis auf wenige weggenommen. Sechzig Fahrzeuge, beladen mit kostbaren Waren und mit Kriegsvorräten, wurden nach Cadiz geführt.

Juni 1780.

August 1780.

Diese Verluste wurden im nächsten Jahr ausgeglichen durch die Erfolge, welche Rodney über die Holländer davon trug, und die unermeßliche Beute auf der Insel S. Eustatius. Wir wissen, aus welcher Veranlassung England der Republik Holland den Krieg ansagte. Noch ehe die Kunde davon nach den Antillen gelangt war, erschien Rodney mit der britisch-westindischen Flotte vor dem Eiland S. Eustatius und forderte die Übergabe. Sie konnte nicht verweigert werden. Der Reichtum der Insel, welche ein Freihafen aller Nationen war, setzte selbst diejenigen in Erstaunen, deren Erwartungen aufs höchste gespannt gewesen. „Das Ganze war ein einziges ununterbrochenes Warenlager von französischem, amerikanischem, holländischem wie auch englischem Eigentum." Denn die englischen Kaufleute hatten sich die Neutralität der Insel zu nutze gemacht, um ihre Handelsgüter sicher zu bergen. Nach Rodneys eignem Bericht waren sämtliche Magazine und Warenhäuser gefüllt, ja selbst der Strand mit Tabak und Zucker bedeckt. Der Wert wurde auf mehr als drei Millionen Pfd. St. geschätzt. Außerdem wurden in der Bucht über hundertfünfzig Kauffahrtei-

Rodney auf S. Eustatius.

3. Febr. 1781.

schiffe, eine Fregatte, fünf kleinere Kriegsschiffe und dreißig andre reichbeladene Fahrzeuge, welche zwei Tage vorher abgesegelt waren, eingeholt und zurückgebracht. Und um noch andre in die Falle zu locken, ließ man die holländische Flagge wehen, so daß noch siebzehn weitere Schiffe erbeutet wurden. Dieser räuberische Überfall der Insel Eustatius erfuhr sogar im englischen Parlament heftigen Tadel. Burkes beredter Mund schleuderte schneidende Worte wider den „modernen Barbarossa".

Holland u. die Schlacht bei der Doggersbank.

Auch in Südamerika, am Kap der Guten Hoffnung und in der ostindischen Insel- und Küstenwelt erlitten die Holländer manche Verluste. Nur eine einzige Kriegsthat erinnerte an die Tage eines Tromp und de Ruyter, die Seeschlacht an der Doggersbank, in welcher der Admiral Zoutmann und der tapfere Seekapitän Kinsbergen, der in der russischen Marine sich Erfahrungen gesammelt, dem englischen Admiral Hyde Parker, als er einer großen Handelsflotte das Geleite gab, mit rühmlicher Ausdauer die Wage hielten. Die Schlacht blieb zwar unentschieden, aber es war doch wieder ein Ehrentag in den Annalen der Republik. Eine Denkmünze und eine Menge patriotischer Gedichte gaben Zeugnis, wie sehr sich die Gemüter in Holland gehoben fühlten, daß nach so manchen Schlägen und Niederlagen wenigstens eine kräftige Ruhmesthat vollführt ward. Der Kampf wider England bewirkte, daß die Vereinigten Staaten Hollands sich mehr und mehr mit der verwandten amerikanischen Konföderation befreundeten. Im nächsten Jahr erkannten die Regenten im Haag die Unabhängigkeit des transatlantischen Staatenbundes an, empfingen John Adams als Gesandten des Kongresses in ihrem Land und schlossen einen Handelsvertrag.

5. Aug. 1781.

e. Die Katastrophe von Yorktown und der englische Ministerwechsel.

Schwierige Lage der Vereinigten Staaten.

So wechselte das Kriegsglück ohne Entscheidung und die Lage der Amerikaner war noch keineswegs hoffnungsreich und siegesgewiß. Das Hauptübel war die Ohnmacht des Kongresses. Wie sehr die Vertreter der dreizehn Staaten in Philadelphia sich abmühten, eine Zentralmacht mit kräftiger Autorität zu gründen, der Partikularismus der Einzelstaaten widerstrebte jeder einheitlichen Regierungsgewalt. Die vereinigten Staaten bildeten noch keine Union, sondern nur einen Bund souveräner Landschaften, die sich vom Kongreß nichts vorschreiben lassen wollten. Er konnte nur vorschlagen und empfehlen, nicht gebieten. Alles hing von der Zustimmung und dem guten Willen der Legislaturen ab. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen nicht das nötige Geld für die Kriegskosten zusammengebracht werden konnte, wenn ganze Regimenter nach abgelaufener Dienstzeit heimkehrten, wenn die im Felde verbleibenden Truppen in einen solchen Zustand von Elend gerieten, daß Lafayette an seine Frau schreiben konnte: „Keine europäische Armee würde den zehnten Teil des Ungemachs erdulden, das die amerikanischen Soldaten zu leiden haben.

Nur so abgehärtete Bürger wie die Amerikaner können in dem Maße Hunger, Blöße, Mühsal und gänzlichen Mangel an Löhnung ertragen", und daß Washington dem Kongreß meldete: „Wir sind ohne Geld, Zufuhr, Munition und Kleidung und werden nächstens ohne Mannschaften sein." Bei dieser verzweifelten Lage waren Heerführer und Regierung auf auswärtige Hilfe angewiesen, und wie schmählich es immer für ein so reiches und großes Land sein mochte, andre um Almosen anzugehen, sie wandten sich abermals durch eine eigne Gesandtschaft an Frankreich; und der Staat, der selbst am Rand des Abgrunds schwebte und in einen kostspieligen Krieg verwickelt war, gewährte abermals ein Darlehn von zehn und ein Geschenk von sechs Millionen Livres, damit die amerikanische Armee wieder feldtüchtig gemacht werden könne. Zugleich erhielt Admiral de Grasse, der das Flottenkommando in Westindien führte, die Weisung, sich ganz nach den Ratschlägen Washingtons und Rochambeaus zu richten. So wurde es dem amerikanischen Feldherrn möglich, einen strategischen Plan ins Werk zu setzen, der die Lage der Dinge wesentlich veränderte und auf den Ausgang des ganzen Kriegs bestimmend einwirkte.

Wir wissen, daß General Cornwallis im Anfang des Jahres unter steten Kämpfen mit der Kontinentalarmee Greenes und den südländischen Milizen nach Nordcarolina vorgedrungen war und in Hillsborough Halt gemacht hatte. Feldherren und Truppen hielten einander das Gleichgewicht; wenn den Amerikanern die größere Ortskunde und die Natur der Gegend zu statten kam, so war auf britischer Seite mehr Übung und Erfahrung. So wurde denn den ganzen März hindurch mit abwechselnden Erfolgen gekämpft, bis endlich nach dem scharfen Treffen bei Guildford-Courthouse Cornwallis den beabsichtigten Marsch nach Virginien aufgab und sein Heer nach Wilmington führte, der einzigen Stadt, die den Engländern in Nordcarolina geblieben war. Allein schon im nächsten Monat brach der unternehmende Mann von neuem auf, um sein Vorhaben gegen Virginien auszuführen. Er gedachte über Halifax und Petersburg nach dem Küstenland an der Chesapeakebai vorzudringen, um vermittelst der britischen Flotte mit der Hauptarmee in New York in Fühlung zu kommen. Seine Unterfeldherren Rawdon und Campbell sollten mit einigen Regimentern, zumeist Irländern, zurückbleiben und gestützt auf Camden, Ninety Six und Charleston Südcarolina behaupten. Aber dieser Kriegsplan nahm einen für die Engländer unglücklichen Ausgang. Greene drang sofort nach Süden vor, zwang die festen Orte nach einigen glücklichen Gefechten mit dem wegen seiner Grausamkeit verhaßten Oberst Rawdon zur Übergabe und warf den Feind nach Charleston, wo der britische Anführer einen reichen Pflanzer Isaak Hayne, der als Gefangener eingebracht worden, am Galgen sterben ließ.

[Der Krieg in den Carolinen.]
[März 1781.]
[Juni u. Juli 1781.]

Noch schlimmer war das Schicksal der Armee, die Cornwallis in den Sommerwochen nordwärts bis an den Jamesfluß führte. Wie sehr der britische Feldherr auch auf diesem Zug seine militärische Tüchtigkeit bewährte, so schadete er

[Cornwallis gegen Virginien.]

doch seinem Unternehmen durch die verheerende Kriegsweise, welche die Virginier zur Rache anspornte, und durch die Uneinigkeit mit dem Oberbefehlshaber Clinton, dessen Stelle er einzunehmen begehrte. Washington hatte Lafayette und Steuben mit einer geringen Heerabteilung nach Virginien gesandt, um in der Gegend von Richmond den Feind von weiterem Vordringen abzuhalten, indes er selbst nach seiner Verbindung mit Rochambeau mit der Hauptarmee die Höhen um New York besetzt hielt und die französische Flotte unter Admiral de Grasse in den Gewässern von Longisland kreuzte, so daß General Clinton einen kombinierten Angriff zu Land und zur See erwarten mußte und daher alle seine Aufmerksamkeit auf New York, das Hauptlager der englischen Streitkräfte, richtete. Cornwallis wandte sich gegen Lafayette, in der sichern Hoffnung, denselben mit seinem geringen Heerhaufen überwinden und gefangen nehmen zu können; aber der ritterliche junge Mann, der in Baltimore die zur Beschaffung der Heerbedürfnisse notwendigen Geldsummen aufgenommen und aus Maryland und Virginien Freiwillige herangezogen hatte, leistete dem Feind bei „Springs
6. Juli 1781. Farm" oberhalb Jamestown erfolgreichen Widerstand.

Die Kapitulation von Yorktown. Cornwallis beharrte jedoch bei dem Plan, Virginien zu unterwerfen; er wußte, daß derselbe von dem König und Lord Germain begünstigt ward, als der sicherste Weg zur Bewältigung der Rebellion. Er nahm daher sein Haupt-
Aug. 1781. quartier in Yorktown, auf der Halbinsel oberhalb der breiten Mündung des Jamesflusses. Aber schon hatte Lafayette den Oberfeldherrn Washington von der Kriegslage in Kenntnis gesetzt und seine Hilfe angerufen. Dieser säumte nicht lange mit dem vereinigten amerikanisch-französischen Heer vom Hudson aufzubrechen und nach Süden vorzurücken. Und so sicher zählte Clinton auf den
2. Sept. Angriff gegen New York, daß der Abzug unbemerkt vor sich gehen konnte. Zugleich fuhr de Grasse in die Chesapeakebai ein und ließ dreitausend Mann Land-
5. Sept. truppen unter dem Marquis St. Simon ausschiffen. Die englischen Flottenführer Graves und Hood, die an Rodneys Stelle getreten, hatten teils aus Unverstand, teils aus Uneinigkeit solange gezögert, daß sie das Einlaufen der französischen Schiffe und Mannschaften nicht zu verhindern vermochten. Einige Tage nachher trafen Washington, Lafayette, Rochambeau und de Grasse in Wilhelmsburg zusammen und verabredeten den gemeinsamen Kriegsplan. Dem englischen General war das gefährliche seiner Lage nicht entgangen; er hatte sich deshalb an Clinton um Verstärkungen gewandt, und von diesem die Zusicherung erhalten, bis Ende Oktober sollten neue Truppen eintreffen. Aber ehe diese Zeit herbeikam, hatte sich das Schicksal der Cornwallisschen Armee entschieden. Wie tapfer immer Feldherr und Soldaten dem amerikanisch-französischen Belagerungsheer Widerstand leisteten, die Festungswerke waren nicht stark genug, den ununterbrochenen Angriffen und Stürmen auf die Dauer standzuhalten. Mit unwiderstehlicher Bravour erstiegen die Franzosen die Brustwehren, Graben und Palissaden und nahmen die Redouten. Charles Lameth wurde dabei von zwei

Musketkugeln in das Knie verwundet. Als Cornwallis die Unmöglichkeit einsah, den Posten zu halten oder ins Land zu entkommen, bot er die Übergabe an. Darauf wurde von Oberst Laurens und dem Vicomte von Noailles einerseits und zwei höhern englischen Offizieren anderseits die Kapitulation von York- town unterzeichnet, infolge deren Cornwallis mit seiner ganzen Armee, 7247 Mann, zu Gefangenen gemacht und alle Kriegsvorräte, Geschütze und Waffen ausgeliefert wurden. So verlor England die Blüte seiner Heere und einen seiner tüchtigsten Feldherren. In Philadelphia feierte man den Triumph mit einer Stadtbeleuchtung und einem Dankgottesdienst. Als der Duc de Lauzun in Versailles die Nachricht überbrachte, daß in Yorktown „der Sieg einen doppelten Kranz um die Banner von Frankreich und Amerika gewunden", lag Maurepas im Sterben; doch vernahm er noch die frohe Botschaft. Der König und die ganze Nation freuten sich und alle Welt rühmte Washington, Lafayette und die andern Tapfern.

18. Okt. 1781.

19. Nov. 1781.

Ganz andre Gefühle erregte die Kunde von dem Unglück bei Yorktown in England. Hatte schon vorher William Pitt, damals zweiundzwanzig Jahre alt, den amerikanischen Krieg einen gottlosen, barbarischen und unnatürlichen genannt, „der in Ungerechtigkeit empfangen, in Thorheit geboren und gesäugt worden und dessen Fußstapfen mit Mord und Verwüstung gezeichnet seien", hatte Fox wiederholt geweissagt, daß Amerika für das englische Reich unwiderbringlich verloren sei, so ertönte jetzt in allen Klassen der Bevölkerung der Ruf, daß man alle weitern Versuche zur Unterwerfung der aufständischen Kolonien aufgeben, dem unglücklichen und unnatürlichen Krieg ein Ende machen müsse. Denn zu gleicher Zeit langten auch Hiobsposten aus Westindien an. Marquis de Bouillé, Statthalter von Martinique, ein unternehmender ritterlicher Mann, war in der Stille auf der Insel Eustatius gelandet, hatte die von Rodney daselbst zurückgelassene Besatzung nebst dem Kommandanten Cockburn zu Gefangenen gemacht und das Eiland samt den im Freihafen noch vorhandenen Gütern wieder für Holland zurückerobert, durch Großmut und edle Uneigennützigkeit die frühere Raubsucht des englischen Befehlshabers in ein um so grelleres Licht setzend. Lord Germain legte nun sein Amt nieder und nahm als Viscount Sackville seinen Sitz im Oberhaus, erfuhr aber die Beleidigung, daß eine Anzahl Peers gegen seinen Eintritt Protest erhoben. Nur den König vermochte die Botschaft nicht auf andre Gedanken zu bringen. Aber im nächsten Jahr wurden so viele Hebel in Bewegung gesetzt, daß auch Georg III. seinen harten Sinn erweichen, der allgemeinen Stimme der Nation Folge leisten mußte. Es kostete viele Mühe, den eigenwilligen hohen Herrn zum Nachgeben zu bewegen. North war noch immer der Minister nach seinem Herzen und in der Kriegführung gegen die treulosen Kolonien wollte er von keiner weitern Änderung wissen, als daß Lord Clinton von New York zurückberufen und der Oberbefehl an Sir Guy Carleton übertragen ward mit der Weisung, vorerst sich in der Defensive zu halten. Allein

Ministerwechsel in England.

26. Nov. 1781.

im Parlament gewann die Opposition mehr und mehr an Boden, so daß eine Änderung des bisherigen Systems zur Notwendigkeit wurde. Alles was man aus der transatlantischen Welt vernahm, die Einnahme der Insel Christoph durch Bouillé, die Eroberung von Pensacola durch die Spanier, lieferte der Widerstandspartei neue Waffen. Als nun im Unterhaus der Antrag durchging,
4. März 1782. den König in einer Adresse zu ersuchen, daß er mit Amerika einen Frieden oder Waffenstillstand schließen möge, als Fox, dem sich um diese Zeit ein neuer berühmter Parlamentsredner, der Dramendichter Richard Brinsley Sheridan anschloß, in einer stürmischen Sitzung die Minister als Männer „ohne Treue und Ehre" bezeichnete, als der Antrag, das Parlament solle aussprechen, daß das Ministerium das Vertrauen des Landes verloren, nur mit einer einzigen Stimme abgelehnt wurde, da glaubte Lord North sein hohes Amt nicht länger fortführen zu können. Schon war der Tag festgesetzt, an welchem der Antrag eines Mißtrauensvotums von neuem gestellt werden sollte, als Lord North zum großen Erstaunen der Versammlung am vorhergehenden Tage er-
9. März 1782. klärte, die Verhandlung sei nicht mehr nötig, da er soeben seine Entlassung eingereicht habe. Nun trat eine Ministerkrisis ein, die nach langen Unterhandlungen zwischen dem König und den liberalen Parteiführern endlich dadurch erledigt ward, daß die neuen Räte der Krone aus der bisherigen Opposition gewählt wurden. Neben Lord Rockingham, der den Vorsitz im Kabinett führte, traten Fox als Staatssekretär, Cavendish, Richmond, Shelburne, Camden u. a. in das Ministerium ein, so daß die Torypartei nur einen einzigen Vertreter, den Kanzler Lord Thurlow bei der Regierung hatte. Burke der nicht den großen Whigfamilien angehörte, erhielt nur die Stelle eines Kriegszahlmeisters, Sheridan wurde von Fox als Unter-Staatssekretär ausersehen. Rockingham hatte als Grundbedingung seines Eintritts das Verlangen gestellt, daß der König der Unabhängigkeit Amerikas kein absolutes Veto entgegensetze. Shelburne, dem jetzt die amerikanischen Angelegenheiten übertragen wurden, war ein alter Freund von Franklin. Daher konnte leicht zwischen beiden ein vertraulicher Briefwechsel eingeleitet werden, der den Friedenstendenzen zu statten kam. Der Schotte Richard Oswald, der mehrere Jahre in Amerika zugebracht hatte, wurde
6. April 1782. von dem Minister als geheimer Agent nach Paris gesandt und dem alten Freunde warm empfohlen.

f. Fortgang des Kriegs. Die Belagerung von Gibraltar.

Der französisch-englische Seekrieg. Schlacht bei Dominica.

Während so die Bahn zu einer Pazifikation „zwischen den beiden Zweigen der englischen Nation" vorbereitet und geebnet ward, standen die bourbonischen Reiche noch mitten im Krieg gegen Großbritannien. Um dieselbe Zeit, da Oswald nach Paris gesandt ward, erlitt die französische Flotte des Admirals de Grasse, als sie den Engländern die Insel Jamaika entreißen wollte, durch den Admiral Rodney, der aufs neue das Oberkommando in den westindischen

Gewässern erhalten hatte, in der großen Seeschlacht bei Dominica eine vollständige Niederlage. Es war ein doppeltes Zusammentreffen. Am ersten Tag hatte sich de Grasse ohne namhafte Verluste zurückziehen können; aber bei einer Erneuerung glückte es dem englischen Flottenführer, indem er die feindliche Linie in der Mitte durchschnitt und in zwei Hälften trennte, einen glänzenden Seesieg zu erkämpfen. Die „Stadt Paris", das schönste und größte Linienschiff und fünf andre große Kriegsschiffe wurden genommen, zwei weitere gingen während der Aktion zu Grunde. De Grasse verteidigte sich mit Heldenmut, er übergab sein Admiralschiff, das nach Rodneys Ausdruck über die ganze Armada hervorragte wie ein homerischer Held über die Reihe gemeiner Krieger, erst als das ganze Verdeck mit Toten und Verwundeten angefüllt war und nur noch drei Mann auf dem „bewegungslosen Rumpf" aufrecht standen. Die Zahl der Gefangenen betrug fünftausend, da die französischen Schiffe sehr viele Landtruppen an Bord hatten; die Beute an Munition, Geschütz, Geld und Vorräten aller Art war unermeßlich. — Mit einem so glänzenden Erfolg begann die Whigregierung. Allein diesem Anfang entsprach keineswegs der Fortgang; auch das neue Ministerium war nicht vom Glück begünstigt. Die erbeuteten Schiffe fanden in der nächsten Zeit ihren Untergang und im Hafen von Portsmouth versank auf eine unbegreifliche Weise der Royal George, ein Linienschiff von einhundertundacht Kanonen, frisch ausgerüstet, wobei gegen tausend Menschen das Leben verloren.

12. April 1782.

Wie sehr immer beide Staaten des Friedens bedurften, bei einer so gespannten Kriegslage konnten noch keine ernstlichen Anstalten dazu getroffen werden. Die Dinge mußten zuvor der Klärung und Entscheidung näher gebracht sein. Und in noch höherem Grade war dies mit Spanien der Fall. Florida Blanca konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten das einzige Resultat eines Völkerkriegs sein sollte, für den Spanien und Frankreich so große Opfer gebracht. Er erkannte mit politischem Scharfblick, welche Wirkung ein solches Ereignis auf das ganze Kolonial- und Handelsleben üben würde, daß dem Beispiel des nördlichen Kontinents bald auch der Süden und die westindische Inselwelt folgen könnte. Es war ihm unheimlich bei der Sache, wenigstens sollte die Anerkennung erst dann erfolgen, wenn Spanien für seine Anstrengungen einen entsprechenden Lohn erhalten hätte. Einen solchen erblickte er in der Wiedervereinigung von Gibraltar, Menorca und Florida mit dem Pyrenäenreich.

England u. Spanien.

Wie uns bekannt hatte England im spanischen Erbfolgekrieg die beiden Seeburgen Gibraltar und Port Mahon in seine Gewalt gebracht und im Utrechter Frieden behauptet (XII, 773, 787). Beide waren dem Inselreich von großem Wert als Emporien britischer Waren zum Schleichhandel und als Bollwerke des Land- und Seekriegs. Eben deshalb war es auch das wichtigste Anliegen der Spanier, diese abgerissenen Glieder wieder mit dem Gesamtkörper zu vereinigen. Hatte ja doch König Karl III. als Bedingung seiner Allianz mit

Der Belagerungskrieg vor Port Mahon u. Gibraltar.

Frankreich die Forderung gestellt, daß dieses keinen Frieden mit England schließe, außer auf Grund einer Rückerstattung der meerbeherrschenden Festungen an Spanien. Darum wurden auch die größten Anstrengungen gemacht, dieses Ziel zu erreichen. Schon seit zwei Jahren wurde Gibraltar zu Land und zu Wasser von einer spanischen Blockade bedrängt. Die kleine meist aus Hannoveranern bestehende Besatzungsmannschaft hätte kaum auf die Dauer widerstehen können, wenn es nicht dem Admiral Rodney gelungen wäre, nach dem Seesieg bei St. Vincent die Festung mit neuen Truppen, mit Lebensmitteln und Kriegsvorräten für eine längere Belagerung zu versehen. Auch hatte die Stadt in dem General Elliot einen ebenso geschickten und umsichtigen, als tapfern und standhaften Verteidiger.

Übergabe von Menorca. Da man voraussah, daß die Festung nur durch eine längere Einschließung zu gewinnen sei, so richtete der Herzog von Crillon, ein in Frankreich gebildeter Militär, der in spanische Kriegsdienste getreten war, zunächst seine Angriffe auf das minder feste Port Mahon. Er trennte von dem Belagerungsheer vor
Juli 1781. Gibraltar achttausend Mann ab und schiffte sich mit denselben nach Menorca ein. Mit Hilfe der spanisch gesinnten Einwohner brachte er in kurzem die ganze Insel bis auf die Hauptstadt und das Fort Felipe in seine Gewalt. Hier aber traf Crillon auf den heftigsten Widerstand. Unter der Anführung des heldenmütigen Befehlshabers Murray verteitigte die kleine Zahl der englisch-hannöverschen Besatzungsmannschaft, die noch dazu aus Mangel an frischen Nahrungsmitteln am Skorbut litt, Stadt und Fort mehrere Monate lang gegen die Spanier und die von ihnen herbeigerufenen französischen Hilfstruppen in gleicher Stärke mit der größten Tapferkeit und Ausdauer. Als endlich Stadt und Insel
5. Febr. 1782. dem übermächtigen Feind übergeben ward unter der Bedingung freien Abzugs mit allen militärischen Ehren, waren die Belagerer selbst erstaunt, daß eine Garnison von kaum tausend Mann, krank und abgezehrt, solchen Widerstand zu leisten vermocht hatte. So kam die Insel Menorca, nachdem sie achtzig Jahre lang im Besitz der Engländer gewesen und nur vorübergehend im Anfang des Siebenjährigen Kriegs in die Hände der Franzosen gefallen war, wieder unter spanische Herrschaft.

Belagerung von Gibraltar. 1. Erste Periode. 1779–1781. Durch die vereinten Anstrengungen der bourbonischen Hauptmächte war die Insel Menorca den Engländern entrissen worden; sollte denselben nicht auch die Wiedereroberung Gibraltars gelingen? König Karl III. hatte seinen ganzen Sinn darauf gestellt. Die Ehre beider bourbonischen Reiche schien an die Wiedervereinigung der Felsenburg, welche die wichtige Meerstraße beherrschte, mit der spanischen Monarchie geknüpft zu sein. Aber auch England sah in der Erhaltung der berühmten Seefestung, die einst durch einen Handstreich mit leichter Mühe erobert und bei allen Friedensschlüssen behauptet worden, eine Ehrensache. Daher wurden Angriff und Verteidigung mit solcher Energie durchgeführt, daß der Belagerungskrieg von Gibraltar zu den merkwürdigsten Begebenheiten gehört, die das an militärischen Großthaten so reiche achtzehnte

Jahrhundert aufzuweisen hat, daß jahrelang die Blicke und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf diese Vorgänge gerichtet waren. Schon seit 1779 hatten die Spanier durch das Lager von San Roque die Stadt von der Landseite bedrängt und durch ein Geschwader jede Annäherung zur See zu verhindern gesucht. Doch konnten sie ihren Zweck nicht erreichen. Wie viele Mühe und Kosten sie auf die Errichtung von Batterien, auf die Anlegung von Laufgräben verwandten, dem erfahrenen, kenntnisreichen General Elliot, der ebenso entschlossen und unternehmend als wachsam und vorsichtig war, der alles persönlich leitete, und der tapfern, meistens aus Hannoveranern bestehenden Garnison gelang es stets, die Befestigungsanstalten der Feinde zu vernichten. Noch weniger Erfolg hatten sie zur See. Der Versuch, die beiden englischen Kriegsschiffe, welche den Hafen verteidigten, durch Brander in Flammen zu setzen, mißlang, und die spanische Flotte war sowenig imstande eine enge Blockade durchzuführen, daß es, wie erwähnt, dem Admiral Rodney gelang, die Festung mit Verstärkungen, Jan. 1780.
Kriegsbedarf und Lebensmitteln zu versehen, so daß von der Zeit an die Besatzungsmannschaft und die Verteidigungsfähigkeit viel größer war. Der Admiral Don Juan de Langara wurde selbst als Gefangener in der Festung eingeschlossen. Der Not an Lebensmitteln und Kleidung, die zeitweise bitter hervortrat, wurde durch maurische Schaluppen, die sich einzuschleichen wußten, abgeholfen. Während des Sommers wurden von seiten der Spanier die Belagerungswerke so ausgedehnt und armiert, daß man mit Sicherheit den Fall der Seeburg erwartete. Aber dem wachsamen Kommandanten gelang es bei einem nächtlichen Ausfall durch seine trefflich bediente und geschickt angebrachte Artillerie 27. Nov. 1781.
die Anstalten völlig zu zerstören und in einer Stunde die Arbeiten mehrerer Monate zu vernichten. Ungefährdet kehrten die Engländer in die Felsenfeste zurück, nachdem sie sämtliche Kanonen vernagelt und Pulvergänge gelegt hatten, mittels deren sie die Werke und Magazine in die Luft sprengten und die Verwüstung vervollständigten. Die Bestürzung der Spanier war so groß, daß sie erst nach Wochen Hand an die Wiederherstellung der noch immer dampfenden Trümmer legten.

Nach der Unterwerfung Menorcas segelte Crillon mit der spanisch-französi- 2. Zweite Periode. 1782.
schen Flotte nach der Meerenge, um als Oberbefehlshaber der gesamten Streitmacht auch Gibraltar zu bezwingen, und nun nahm der Belagerungskrieg eine Gestalt an, die nach der Bemerkung eines neueren Historikers an des Xerxes Heerfahrt gegen die Griechen und den Brückenbau über den Hellespont erinnert. Als Crillon den Oberbefehl übernahm, betrug die Gesamtzahl der vor der Sept. 1782.
Felsenküste vereinigten Franzosen und Spanier 33,000 Mann mit 170 schweren Geschützen. Truppen und Heerführer waren von dem Gefühl des errungenen Sieges erfüllt und hofften ihre Lorbeeren zu mehren. Aber auch die Belagerten waren voll Zuversicht. Durch Zufuhren und Verstärkungen war die Festung in guten Verteidigungszustand gesetzt worden. Auf den Wällen standen achtzig

große Kanonen und die Truppen zählten einschließlich einer Marinebrigade mehr als 7000 Streiter, welche, meistens an Mühe und Entbehrung gewöhnte Veteranen, den Entschluß ihres Führers teilten, das Bollwerk für Altengland und den König zu erhalten. Ein neuer Angriffsplan wurde entworfen, bei dem man besonders auf die Wirkung der von dem französischen Kriegsingenieur d'Arçon erfundenen „schwimmenden Batterien" rechnete. Nach d'Arçons Plan sollte eine Anzahl entmasteter Schiffe mit Lagen von dickem Korkholz und nassem Sand bedeckt und mit einem schrägen elastischen Dach von glatten Häuten versehen, der Festung ohne Gefahr sich nähern, indem, wie man hoffte, die feindlichen Kugeln an den Dächern von Häuten abprallen würden.

Die schwimmenden Batterien. Es sei uns gestattet, den Verlauf des Angriffs mittels der schwimmenden Batterien, auf welche Crillon seine ganze Hoffnung setzte, mit den Worten Lord Mahons darzustellen: Die schwimmenden Batterien, welche der Ritter d'Arçon, ein französischer Ingenieur von bedeutendem Ruf, in dem benachbarten Hafen Algesiras bauen ließ, sollten sowohl undurchdringlich als unverbrennbar sein. An der Oberfläche gänzlich bombenfest, waren sie an den Seiten durch große Balken von einer Dicke von sechs bis sieben Fuß geschützt, mit Holzwerk verschränkt und mit rohen Häuten belegt. Sie sollten schwere Geschütze führen und innerhalb eines halben Kanonenschusses vor den Wällen an eisernen Ketten vor Anker gelegt werden. Man hoffte, daß sie das englische Feuer zum Schweigen bringen und mittels des Vorschiebens von Blendungen französische Truppen ans Land setzen würden, so daß ihr Angriff in Verbindung mit der Thätigkeit der Landbatterien und unter dem Schutz einer Flotte von Kriegsschiffen notwendig dahin führen müsse, daß der Platz mit Sturm genommen werde. — Mehrere Monate lang ertönte der Hafen von Algesiras von dem Lärm gewaltiger Arbeiten. Zehn große Schiffe wurden so weit abgesägt, daß sie zu Grundlagen der schwimmenden Batterien dienen konnten. Zum Bau verwendete man 200,000 Kubikfuß Holz und besetzte die Fahrzeuge mit 142 Geschützen. So furchtbar diese Rüstungen aussahen, welche man täglich vor Augen hatte, ließ sich der Gouverneur doch durchaus nicht entmutigen. Er setzte seine Verteidigungsmaßregeln mit ungeschwächter Energie fort und vertraute namentlich auf ein System glühender Kugeln, das der Vizegouverneur Boyd erfunden und empfohlen hatte. Um diese Geschosse in hinreichender Anzahl bereiten zu können, wurde allen englischen Truppenteilen eine Menge von Öfen und Rosten zugewiesen. Die Soldaten wurden mit diesem neuen Zerstörungsmittel so vertraut, daß sie es „geröstete Kartoffeln" zu nennen pflegten. — Zu Anfang des September waren die Vorbereitungen der Spanier und Franzosen fast beendet, und in der zweiten Woche segelte ihre vereinigte Flotte, welche noch eben den englischen Kanal bedroht hatte, in die Bucht von Algesiras. Man hielt es für wünschenswert, sofort zu dem großen Angriff zu schreiten, um der Ankunft Lord Howes zuvorzukommen. Am Morgen des dreizehnten September wurde demnach das Zeichen gegeben, und während die sämtlichen Küstenbatterien das furchtbare Feuer, das sie seit einigen Tagen eröffnet hatten, fortsetzten, begaben sich die zehn schwimmenden Batterien von Algesiras aus in bewunderungswürdiger Ordnung in die vorher bestimmten Stellungen. Vor zehn Uhr ankerten sie in regelmäßigen Abständen innerhalb einer Entfernung von sechshundert Ellen vor den englischen Werken. Nun begann auf beiden Seiten aus einer solchen Anzahl von Geschützen ein so heftiges und anhaltendes Feuer, daß man seit der Erfindung des Schießpulvers nie etwas Ähnliches gehört haben soll. Mehrere Stunden lang wurden der Angriff und die Verteidigung beharrlich fortgesetzt, und

auf keiner Seite verriet sich eine Überlegenheit. Das englische Feuer wurde sowenig zum Schweigen gebracht, als es auf der andern Seite die großen und starkgebauten Seetürme zu besiegen vermochte. Die schwersten Wurfgeschosse prallten von der Oberfläche der letzteren ab; die rotglühenden Kugeln schienen auf ihre Seiten keinen Eindruck zu machen, oder wenn auch ja einmal für den Augenblick Funken hervorsprühten, so wurden sie durch die Spritzen, die man an Bord hatte, sofort erstickt. Am Nachmittag ließ endlich das Feuer ihrer Geschütze merklich nach, und es zeigte sich nun, daß verschiedene der letzten glühenden Kugeln, welche die Häuteüberdachung durchbohrt hatten, nicht gelöscht werden konnten. Vor Mitternacht standen der „Geschnitzte Stein“, die stärkste der schwimmenden Batterien und das daneben liegende Flaggenschiff „Die Schäferin“ in vollen Flammen, bei deren Schein die Geschütze der Besatzung ihr Feuer wieder aufnehmen und mit größter Sicherheit zielen konnten. Der Felsen und die benachbarten Gegenstände, sagt ein Augenzeuge, waren hell beleuchtet und bildeten mit den beständigen Blitzen unserer Geschütze ein Schauspiel, das ebenso schrecklich als erhaben war. Noch sechs der schwimmenden Batterien fingen Feuer, und für die auf ihnen befindlichen Franzosen und Spanier handelte es sich nicht länger um Sieg und Eroberung, sondern um Rettung des Lebens. In den Zwischenräumen zwischen den Schüssen hörte man von den Unglücklichen, welche in den Flammen oder in den Wellen umkamen, entsetzliche Hilferufe, und sah viele von ihnen an den Seiten der brennenden Schiffe hängen oder auf Balken der Wracks treiben. Mehr als 1600 Feinde sollen den Tod gefunden haben. Der Menschenverlust würde ohne die Menschlichkeit der Engländer und namentlich des Kapitäns Curtis mit den Matrosen der Marinebrigade noch viel größer gewesen sein. Diese Wackern sahen nicht sobald den Sieg entschieden, als sie jeden Nerv anstrengten, um die Besiegten zu retten. Durch ihre Bemühungen wurden zwischen drei- und vierhundert Menschen an die Küste geschafft. Acht der schwimmenden Batterien waren bereits vernichtet oder dem Untergang nahe, und man hoffte wenigstens die beiden noch übrigen als Trophäen erhalten zu können, aber unerwarteter Weise geriet die eine in Brand und flog in die Luft, während die letzte nach genauer Besichtigung von den Engländern selbst verbrannt wurde. So blickte die Morgensonne, statt diese gewaltigen Seetürme, welche noch eben die Wellen stolz, wie mit Leben und Bewegung begabt, durchfurcht hatten, in ihrer frühern Gestalt zu beleuchten, bloß auf zerschmetterte Schiffsrümpfe oder auf gestrandete Bruchstücke der Wracks. So vereitelten die Säulen des Herkules, die als Embleme im Wappen Kaiser Karls V. mit ihrem alten Wahlspruch: nec plus ultra so berühmt gewesen waren und bei seinen Kriegen gegen König Franz I. auf seinen Bannern geprangt hatten, in britischen Händen die ganzen vereinigten Anstrengungen der Erben Karls V. und Franz' I. — Der Ritter d'Arçon, der Erfinder des ganzen so kläglich gescheiterten Plans, war bis nach Mitternacht an Bord des „Geschnitzten Steins“ gewesen und schrieb dem französischen Gesandten in den ersten Augenblicken seiner Verzweiflung: „Ich habe den Tempel von Ephesus in Brand gesteckt. Alles ist verloren und durch meine Schuld! Mein einziger Trost bei diesem Unglück ist der, daß die Ehre der beiden Könige nicht gelitten hat!“ Gewiß war die Ehre der beiden Könige und ihrer Unterthanen bewahrt worden. Wo man tapfer kämpft, da kann die Ehre nie leiden.

g. Der Friede von Versailles. Die Republik Holland und der amerikanische Staatenbund.

Mit dem Scheitern dieses großartigen Angriffs, der mit so unendlichen Kosten ins Werk gesetzt worden war, sank die Hoffnung des spanischen Königs, Versöhnliche Tendenzen.

den Schlüssel zum Mittelländischen Meer wieder an sein Reich zu bringen, zumal als bald darauf Admiral Howe mit einer Flotte in die Straße einfuhr und, ohne sich durch die feindliche Übermacht abschrecken zu lassen, mit ebensoviel Kühnheit als Geschick die zahlreichen von seinem Kriegsgeschwader geleiteten Transportschiffe mit Munition und Vorräten aller Art in die Festung einbrachte und die Besatzungsmannschaft mit einigen frischen Regimentern verstärkte. Von der Zeit an hörte der Krieg thatsächlich auf; man beschränkte sich auf Verteidigung oder Behauptung der Stellungen, die jeder im Feld oder in der Kolonial- und Seewelt innehatte. Nur die Südstaaten Nordamerikas wurden noch von einigen Bandenführern durchzogen, welche Raub und Gewaltthat auf eigne Hand verübten. Unterdessen wurden in Paris Unterhandlungen wegen eines Friedens angeknüpft. Zu dem Ende fügte der Minister Shelburne dem erwähnten Agenten Oswald einen zweiten Vertrauten in der Person des Thomas Grenville, eines Sohnes des Urhebers der Stempelakte bei, und Franklin rief aus dem Haag John Adams und John Jay aus Madrid in seine Nähe. In England herrschte eine großmütige Stimmung, seitdem durch den Sieg Rodneys bei Dominica und den Verteidigungskampf Elliots in Gibraltar die Waffenehre so glänzend hergestellt worden. Das Ministerium verleugnete nicht seinen liberalen Ursprung. Daß der Friede mit Amerika auf der Basis der Unabhängigkeit hergestellt werde, unterlag keinem Zweifel mehr. Man war auch nicht abgeneigt, den Holländern milde Bedingungen zu gewähren. War doch die oranisch gesinnte Partei einflußreich genug gewesen, die von den Generalstaaten beabsichtigte Teilnahme der Republik an dem Belagerungskrieg von Gibraltar solange zu verzögern, bis die Entscheidung gefallen war. Auch im Innern wurden Reformen angebahnt: die Beschränkungen, die bisher in dem Gerichtswesen und in der Gesetzgebung Irlands bestanden, sollten in Zukunft wegfallen und das Dubliner Parlament im Namen des Königs ebenso selbständig handeln und beschließen wie das Londoner; man stellte zum erstenmal Untersuchungen an, wie eine gerechtere und allgemeinere Nationalvertretung in England geschaffen werden möchte. Fox sprach sich zu gunsten der Neutralen im Sinne der Kaiserin von Rußland aus, ohne jedoch bei dem König oder den altenglischen Aristokraten Gehör zu finden.

Anfang Oktober 1782.

Friedensunterhandlungen zwischen England u. Amerika.

Diesen versöhnlichen Charakter behielt das Ministerium auch dann, als Rockingham in einem Alter von zweiundfünfzig Jahren rasch aus der Welt ging (1. Juli 1782) und einige Personaländerungen vorgenommen wurden. Fox, der in schroffer Eigenwilligkeit nur seine eignen Ideen durchführen wollte, schied aus und trat wieder an die Spitze der Opposition; aber Shelburne setzte seine Friedensunterhandlungen fort, wobei er sich besonders auf den jüngern Pitt stützte, den Erben der Politik und des Anhangs seines Vaters, der jetzt im Alter von dreiundzwanzig Jahren Schatzkanzler ward. Die amerikanischen Kommissare, vor allen Franklin, gaben sich das Ansehen als ob sie nur Hand in

Hand mit Frankreich vorgehen wollten; sie ließen es nicht an Beteuerungen ihrer dankbaren Gefühle gegen den großmütigen Bundesgenossen fehlen und wiesen jedes eigenmächtige Abschließen eines Sonderfriedens von sich; aber im Grund des Herzens dachten sie nur an sich selbst. Die eigensüchtige Politik eines Jay und John Adams gewann bald die Oberhand bei den Beratungen in Versailles und überflügelte Franklin, der mehr auf ein Zusammengehen mit Frankreich hinarbeitete. — Der Kongreß in Philadelphia meinte, er könne auch Kanada und Akadien für die Konföderation gewinnen; aber die englische Regierung schlug diese Forderung so entschieden ab, daß man den Gedanken fallen ließ. Dafür ließ Franklin auch eine Forderung der Engländer scheitern; die Agenten Shelburnes verlangten nämlich, daß die Loyalisten, welche für die britische Herrschaft die Waffen getragen und den Abziehenden gefolgt waren, aus ihrer Verbannung straflos zurückkehren dürften; Franklin erwiderte, dies sei Sache der Regierungen in den Einzelstaaten, die einem solchen Ansinnen ohne Zweifel willfahren würden, wenn die Emigranten Ersatz leisten wollten für das von ihnen zerstörte oder beschädigte Eigentum der Gegenpartei. Eine solche Bedingung, die eine endlose Reihe von Klagen und Prozessen zur Folge gehabt haben würde, war schlimmer als eine Versagung; daher ließen die Engländer diesen Punkt ganz fallen, so nahe er auch die nationale Ehre berührte, und begnügten sich, die flüchtigen Schützlinge der Humanität und Nachsicht des Kongresses zu empfehlen. Auch über die Freiheit der Fischerei in den Gewässern von Neufundland wurde eine Übereinkunft getroffen. Schon im September, während das Schicksal Gibraltars noch in der Schwebe stand, waren die Verhandlungen zwischen den englischen und amerikanischen Bevollmächtigten soweit gediehen, daß im November ein vorläufiger Vertrag, als „Provisionalartikel“ bezeichnet, abgeschlossen werden konnte, in welchem die „Republik der Vereinigten Staaten“ nicht allein die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, sondern auch vorteilhaftere Grenzen gen Norden und Westen und das Recht der Fischerei in den Gewässern von Neufundland erhielt. In betreff der flüchtigen Loyalisten sollte der Kongreß den Legislaturen der Einzelstaaten Amnestie und Restitution des konfiszierten Eigentums anempfehlen.

Der Abschluß der Provisionalartikel war der erste Schritt zur Auflösung des Bundes der vier gegen England vereinigten Mächte, ein provisorisches Abkommen als Vorläufer eines allgemeinen Friedens sämtlicher westeuropäischen Staaten. Die englische Regierung war nicht abgeneigt auch mit Holland ein ähnliches Separatabkommen zu treffen. Aber die Generalstaaten, wo die aristokratisch-republikanische Partei das Wort führte, trugen dem herrschsüchtigen Nachbarn zu tiefen Groll, als daß sie ihre Sache von der Frankreichs hätten trennen mögen. Selbst mit Spanien wurden besondere Unterhandlungen eingeleitet; man machte dem König Karl III. Hoffnung auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Abtretung Gibraltars. Allein die englische Regierung

Frieden von Versailles.

überzeugte sich bald, daß die ganze Nation einen solchen Ausgang des ruhmvollen Kampfes mit Unwillen aufnehmen und daß das Parlament niemals seine Zustimmung geben würde. So zogen sich denn die Verhandlungen über eine allgemeine Pazifikation der westlichen Staaten noch eine Zeitlang hin. Aber diesseit und jenseit des Kanals sehnte man sich nach Beendigung des Kriegs, daher die Bemühungen Vergennes' endlich mit Erfolg gekrönt wurden. Man stimmte auf allen Seiten die Forderungen herab. England gab zu, daß das Fischereirecht auf der Höhe von Neufundland auch den Franzosen eingeräumt ward, willigte in eine Ausgleichung der auswärtigen Besitzungen, die während des Kriegs in Ost- und Westindien und an der Küste Afrikas eine Veränderung erlitten hatten, indem es in der östlichen Welt Ponditscherri, die Faktorei Surate u. a. O. zurückgab, in der westlichen Tabago gegen die Erwerbung andrer Inseln, Grenada, St. Vincent, Dominica u. a. abtrat, und gestattete, daß die Festungswerke von Dünkirchen wieder hergestellt werden durften (XII, 787). Spanien entsagte seinen Ansprüchen auf Gibraltar, blieb aber im Besitz von Menorca und erhielt die in Fontainebleau an England überlassenen Landschaften von Florida zurück. Auf Grund dieser Abmachungen wurden im folgenden
20. Jan. 1783. Jahr die Präliminarien von Versailles abgeschlossen, welche, sobald sie von den verschiedenen Regierungen ratifiziert sein würden, die Basis einer neuen Friedenspolitik bilden sollten. Holland weigerte lange die Zustimmung zu dem Präliminarvertrag, kraft dessen es Negapatnam, den niederländischen Hauptort auf Koromandel und Mittelpunkt des Baumwollenhandels, an Großbritannien überlassen sollte; aber von keiner Seite nachdrücklich unterstützt, mußte die Re-
Mai 1784. publik endlich gleichfalls in den Frieden mit England willigen. Die Aristokratie hatte sich durch eigne leidenschaftliche Gefühlspolitik und durch französische Einflüsterungen und Aufreizungen auf falsche Bahnen treiben lassen; nun trug sie selbst den Schaden aus dem unheilvollen Krieg, welcher der Ostindischen und Westindischen Gesellschaft unermeßliche Verluste gebracht, dem Handel unheilbare Wunden geschlagen und dem Staat seine Bedeutung und sein Ansehen als Seemacht geraubt hatte.

Die Lage Hollands nach dem Krieg und der Streit mit Kaiser Joseph II.

Die innere Zwietracht und die Parteiwut zwischen der Aristokratie und der oranischen Regierungspartei dauerten fort; die Hinneigung der letzteren zu England gab um so mehr Ärgernis, als der dreijährige Krieg die Gemüter gegen den seemächtigen Rivalen im höchsten Grad erbittert hatte. Daher fiel es dem französischen Gesandten, dem Herzog de la Vauguyon, und seinem „politischen Adjutanten", dem Exjesuiten Marchand, nicht schwer, bei der republikanischen Partei die alten Sympathien für Frankreich neu zu beleben und eine scharfe Opposition gegen die statthalterische Regierung und ihre Anhänger ins Leben zu rufen. Für den Augenblick trug diese Freundschaft den Generalstaaten gute Früchte. Kaiser Joseph II. hatte unter dem Namen eines Grafen von Falkenberg die holländischen Städte bereist und mit Neid auf die merkantile Thätigkeit und den Wohlstand geblickt, aber auch die politische Zerfahrenheit und Schwäche wahrgenommen. Er faßte den Gedanken, aus der Bedrängnis der Republik Vorteile für das österreichische Nachbarland zu ziehen. Die eigensüchtigen

Handelsherren hatten in frühern Jahren die kriegspolitische Lage oft zum Nachteil der belgischen Landschaften im eignen Interesse ausgebeutet. Wir wissen, daß sie durch den Barrieretraktat das Recht hatten, mehrere feste Orte an der Südgrenze durch Besatzungsmannschaften zu sichern, deren Unterhalt hauptsächlich durch die österreichisch-niederländische Regierung bestritten werden mußte; sie hatten durch die Forts Lillo und Lieffenshoek den Ausfluß der Schelde gesperrt und dadurch den Seehandel von Antwerpen unterbunden; sie hatten bei frühern Friedensschlüssen sich manche Besitzungen zu verschaffen gewußt, die ursprünglich belgische Gebietsteile gewesen waren. Ihre Zwangslage in dem Krieg gegen England benutzte der Kaiser, indem er die Zurückziehung jener durch den Barrieretraktat eingeräumten Besatzungen durchsetzte. Noch mehr wurden die Gemüter aufgeregt, als das Wiener Kabinett, wahrscheinlich auf Anraten Antwerpener Kaufleute, die Öffnung der Schelde verlangte. Und noch ein andres bedenkliches Projekt schwebte damals in der Luft. Wir werden bald erfahren, daß zwischen Kaiser Joseph und dem Kurfürsten von Bayern über einen Ländertausch unterhandelt ward. Belgien sollte zu einem Königreich Burgundien erhoben und auf Karl Theodor gegen das Kurland an der Isar und Donau übertragen werden. Zu dem Zweck wünschte der Kaiser eine bessere Grenzabrundung und machte daher Ansprüche auf Maastricht und einige andre Landstrecken, ohne sich um frühere Abtretungsverträge zu kümmern. Es erregte daher im Haag nicht geringen Schrecken, als österreichische Truppen in der Nähe des Forts Lieffenshoek zwei Grenzdörfer besetzten und die holländischen Soldaten mitten im Frieden aus ihren Quartieren jagten, als die kaiserliche Regierung zugleich eine Reihe von Forderungen einreichte, unter denen die Abtretung der Stadt und Festung Maastricht und einiger angrenzenden Landstrecken sowie die freie Schiffahrt auf der Schelde in erster Linie standen. Als die holländische Regierung die Forderungen zurückwies und zwei belgische Brigantinen, welche im Vertrauen auf die Brüsseler Regierung die Fahrt wagten, mit Gewalt zur Rückkehr nach Antwerpen gezwungen wurden, rief der Kaiser seinen Gesandten ab Aug. 1784.
und verstärkte die österreichische Militärmacht in Belgien. Alles schien auf einen neuen Krieg hinzudeuten. Aber wie hätte die geschwächte Republik, die soeben aus einem verlustvollen Seekrieg hervorgegangen war, nun sich wieder auf einen Landkrieg mit Österreich einlassen können? Unter den politischen und diplomatischen Rechtsgutachten für und wider, welche die allgemeine Aufregung hervorrief, war die Schrift des Grafen von Mirabeau, der damals als Flüchtling in Amsterdam lebte und in seinen „Bedenken über die Freiheit der Schelde" die Sache der holländischen Kaufmannsaristokratie verteidigte, die merkwürdigste. Die Generalstaaten wandten sich an Frankreich um Hilfe. Der Beistand wurde von Versailles in derselben Weise gewährt wie man anfangs die Amerikaner unterstützt hatte: man erlaubte französischen Freiwilligen, Offizieren und Gemeinen, in niederländische Kriegsdienste zu treten und lieferte Geschütz und Munition. Dadurch konnten die Staaten eine kriegerische Haltung annehmen, die es der kaiserlichen Regierung bedenklich erscheinen ließ, zu Waffengewalt zu schreiten. Als nun Ludwig XVI. seinen Schwager in eigenhändigen Briefen ermahnte, seine Ansprüche nicht auf die Spitze zu treiben, ließ sich Joseph die Vermittelung Vergennes' gefallen und willigte in einen Ausgleich, kraft dessen er gegen Entrichtung einer namhaften Entschädigungssumme und Aufhebung des Barrieretraktats von seiner Forderung in Beziehung auf Maastricht und die Öffnung der Schelde abstand. Nach längeren Verhandlungen über die Höhe der Abstandssumme, welche schließlich auf zehn Millionen Thaler, von denen Frankreich fünf übernahm, festgesetzt wurde, konnte im November 1785 der Friedenstraktat zum Abschluß geführt werden. Die Republik zahlte die fünf Millionen, ließ den Barrierevertrag fahren und lieferte

Lillo, Lieffenshoek und zwei andre Forts in die Hände der Brüsseler Regierung, behielt aber Maastricht und das alleinige Recht der Scheldeausfahrt. Der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, der noch immer in österreichischen Diensten geblieben war, hatte sich während dieser Vorgänge so sehr die Abneigung des niederländischen Volks zugezogen, daß er sich nicht länger zu halten vermochte. Man beschuldigte ihn eines Verfassungsbruchs, weil er ohne Befragung der Stände den Erbstatthalter durch die „Konsultationsakte" in der Freiheit seines politischen Handelns zu beschränken gesucht, und bedrohte ihn mit einer gerichtlichen Untersuchung. Er legte daher seine Ämter nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Seine Entfernung war das Zeichen, daß die Politik Vergennes' den Triumph erzielt hatte, die Republik Holland mit England und Österreich vollständig zu entzweien und zum Verbündeten Frankreichs zu machen. (12. Nov. 1785.) Der Allianztraktat zwischen Frankreich und der Republik, der wenige Tage nach dem Versöhnungsakt in Fontainebleau zum Abschluß kam und von der Patriotenpartei mit Freudenmahlen gefeiert ward, besiegelte den Bund. „Man kannte den Rohrstab nicht, worauf man sich stützte."

Die Vereinigten Staaten nach dem Frieden.

Der Versailler Friede, der erst im September 1783 seinen endgültigen Abschluß und die allseitige Bestätigung erlangte, erweckte in den europäischen Staaten nirgends eine freudig gehobene Stimmung. Nur in Amerika konnte man mit Befriedigung auf die Errungenschaft der vergangenen Kämpfe blicken, wenngleich die Schwierigkeiten der Gegenwart ahnen ließen, welche Klippen noch zu umschiffen sein würden, bis der junge republikanische Staat in den Hafen politischer Ruhe und Sicherheit einlaufen könnte. Nachdem das britische Heer New York geräumt hatte, die fremden Truppen im amerikanischen Dienst verabschiedet und entschädigt worden, legte Washington seine Oberbefehlshaberstelle in die Hände des Kongresses nieder und kehrte, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut Mount Vernon zurück, das er auf seinem Feldzug gegen Cornwallis zum erstenmal nach vielen Jahren wieder gesehen hatte. Im folgenden Jahr wurde John Adams als erster Gesandter der Vereinigten Staaten Nordamerikas im St. James-Palast von König Georg III. in feierlicher Audienz empfangen, (1. Juni 1785.) nachdem auch das „Koalitionsministerium" North-Fox, das in stürmischen Tagen den bisherigen Räten der Krone das Regiment abnahm, den Frieden von Versailles bestätigt hatte. Bei dieser Gelegenheit sagte der König: „Ich war der letzte, der in die Trennung willigte, aber seit dieselbe unvermeidlich geworden und vollzogen ist, will ich auch der erste sein, die Freundschaft der Vereinigten Staaten als unabhängiger Macht entgegenzunehmen." — Nun galt es die errungene Freiheit auch wider die feindlichen Elemente im Innern zu wahren und zu festigen, die einzelnen Staaten durch eine Unionsverfassung zu einem organischen Ganzen, zu einem Gesamtstaat zu vereinigen. Wir haben in frühern Blättern die Schwierigkeiten kennen gelernt, unter denen der Kongreß zu Philadelphia während des Kriegs zu kämpfen hatte: die Eifersucht der einzelnen Staaten auf ihre politische Selbständigkeit und den engherzigen Partikularismus, dem jedes Opfer an die Gesamtheit zu viel war. Alle die erwähnten Übelstände traten nach der Beendigung des Kriegs noch greller zu Tage. Es

fehlte am guten Willen der Einzelstaaten, die Unionsschuld, welche der Kongreß in Frankreich und Holland kontrahirt hatte, zu tilgen oder nur zu verzinsen, die nötigen Truppen zum Schutz der Gesamtheit zu stellen, die demokratisch-repräsentativen Verfassungen und Freiheiten einem gemeinsamen Regiment, den Machtbefugnissen einer Zentralregierung unterzuordnen. Spanien hemmte den Handelsverkehr an den Mississippimündungen; in einzelnen Staaten herrschte Geldnot, Kreditlosigkeit und ein rechtloser Zustand, der Bund war ohne Vertrauen und ohne Kraft. Als der Kongreß sich an Washington wandte, auf daß er seinen Einfluß zur Abstellung der Mißstände geltend mache, antwortete er: „was ihr braucht, ist Regierung, nicht Einfluß!" Da traf Alex. Hamilton, der als Washingtons Adjutant im Befreiungskrieg mitgefochten, dann Advokat und Mitglied des gesetzgebenden Körpers in New York geworden war, die rechte Form. Er führte die Idee durch, daß die Einzelstaaten mit ihren Eigentümlichkeiten und Rechten weiter bestehen sollten, daß aber zugleich für alle wirklich gemeinsamen Interessen eine einheitliche Gesamt-Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gegründet werden müßte. Mit unermüdlicher Thätigkeit suchte er in Verbindung mit dem Virginier James Madison, einem eifrigen Verfechter nationaler Freiheit und Einheit und dem redegewandten Morris von Pennsylvanien die Einzelstaaten zur Anerkennung eines solchen Staatsorganismus zu bewegen; er stieß lange auf großen Widerstand, und nur unter heftigster Opposition der Partikularisten vereinigten sich endlich in einem unter Washingtons Vorsitz in Philadelphia versammelten „Verfassungsrat" im Jahr 1787 die meisten Staaten zu einer Organisation des Gemeinwesens, aus welcher die noch jetzt bestehende Staats- und Rechtsordnung der Union sich herausbildete.

Die republikanische Verfassung der Vereinsstaaten.

Danach steht die gesetzgebende Gewalt und die oberste Bundesregierung einem Kongreß und einem alle vier Jahre neuzuwählenden verantwortlichen Präsidenten zu. Jener zerfällt in den Senat, in den jeder Einzelstaat zwei Abgeordnete sendet und worin der Bundes-Vizepräsident den Vorsitz führt, und in das Haus der Repräsentanten, die alle zwei Jahre von sämtlichen Bürgern der Föderativ-Republik in der Art gewählt werden, daß auf je 70,000 Einwohner ein Abgeordneter kommt. Das Wahlrecht ist durch keinen Zensus bedingt und die Presse frei. Regelmäßige Militäraushebung, sei es durch Konskription oder allgemeine Wehrpflicht, besteht in dem republikanischen Amerika sowenig wie im monarchischen England. Die Abneigung gegen stehende Heere haben die Tochterstaaten mit dem Mutterland gemein; die Kriegsmacht wird durch Anwerbung von Freiwilligen gebildet. Nur eine kleine Anzahl besoldeter Truppen hütet und schützt die Grenzen. — Die richterliche Gewalt liegt in höchster Instanz in den Händen eines obersten Bundesgerichts, das aus einem Oberrichter und acht Beisitzern besteht, über Staatsprozesse und Bundesangelegenheiten entscheidet und zugleich als Appellationsgericht dient. Unter ihm besteht noch eine Anzahl von Bezirksgerichten, in jedem Staat eins oder mehrere, mit Geschwornen, und sogenannte umgehende Gerichte, ebenfalls mit Geschwornen. Die richterliche Gewalt ist getrennt von der Administration, die Habeaskorpusakte, die feste Schutzwehr britischer Freiheit, ist auch in den Vereinsstaaten in Geltung, und überall herrscht vollkommene Religionsfreiheit ohne Staatskirche. Jeder einzelne Staat hat eine eigne

Verfassung, eine freie selbständige Regierung zur Leitung seiner innern Angelegenheiten nebst einem Landtag und besitzt die volle Souveränität in allen Dingen des öffentlichen Lebens, die nicht an die Union „delegiert" sind. Dem Kongreß stehen das Recht der Gesetzgebung für das Vereinsreich, Zoll- und Handelsbestimmungen, der allgemeine Staatshaushalt und die Verhältnisse der Nationalbank, Kriegserklärung, Friedensschlüsse, Staatsverträge u. a. zu. Der Präsident, der ein Jahrgehalt von 25,000 Dollars bezieht und das „Weiße Haus" in Washington als Staatswohnung inne hat, ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, ernennt alle Beamten, jedoch nur mit Zustimmung des Senats, vollzieht die Beschlüsse des Senats und des Repräsentantenhauses, schickt und empfängt Gesandte, schließt Verträge u. dgl. m. Acht Jahre lang (bis 1797) bekleidete der würdige Washington diesen Ehrenposten, zu dem ihn die allgemeine Anerkennung seiner Mitbürger zuerst berief. Während dieser Zeit ordnete er unter hitzigen Parteikämpfen die Verwaltung, Rechtspflege und Volksbewaffnung, regulierte und fundierte die Staatsschuld durch einige Zölle, die er trotz großen Widerspruchs von seiten der Partikularisten und Demokraten durchsetzte, sicherte das Staatseinkommen durch eine Erwerbs- und Vermögenssteuer und schuf eine Nationalbank. Er galt als der eigentliche Schöpfer des Vereinigten Bundesstaates, daher auch die Hauptstadt auf dem zwischen Maryland und Virginien neu geschaffenen Gebiet Columbia, wo das neue Kapitol mit dem Sitz der Regierung aufgeschlagen ward, nach seinem Namen genannt wurde. Franklin starb 1790 als vierundachtzigjähriger Greis allgemein betrauert. Wir haben den Mann, der neben Washington das meiste Verdienst um die Gründung der amerikanischen Unionsrepublik hatte, in verschiedenen Lebenslagen und von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Er war ein praktisch-kluger Mann ohne hohe Ideale, dem in seinem Thun und Handeln wie in seiner schriftstellerischen Thätigkeit immer etwas von dem Kleinlichen seines ersten Gewerbes anklebte. In seinem „Kalender des armen Richard" erscheint er als eine jener Naturen, die da meinen, der Mensch lebe vom Brot allein. Trotz vieler Vorzüge und guter Eigenschaften kann er darum keineswegs als Vertreter dessen gelten, was die menschliche Natur im Großen bedarf und was sie zu erreichen wohl hoffen mag.

5. England und Ostindien.

a. England nach dem Frieden von Versailles.

Das Koalitionsministerium North-Fox.

Hatte schon vor zwanzig Jahren der Pariser Frieden bei der englischen Nation große Erbitterung hervorgerufen und tiefgehende Volksbewegungen erzeugt, wie mußte erst die öffentliche Meinung über den jetzigen Frieden von Versailles aufbrausen, welcher mit den Opfern an Geld und Menschen und mit den Kriegsthaten sowenig in Übereinstimmung war! In beiden Häusern des Parlaments wurde die Regierung heftig angegriffen, und wenn auch die Ratifikation des Friedenstraktats schließlich nicht verweigert werden konnte, so vermochte doch das Ministerium, das denselben zustandegebracht, den Stürmen nicht zu widerstehen. Zuerst fiel Shelburne selbst, der ohnedies im Rufe stand, daß er in Staatspapieren ein gewinnsüchtiges Spiel getrieben, dann Pitt, den auch die Gunst des Königs nicht halten konnte. Und nun mußte sich Georg III. ein Ministerium gefallen lassen, das aus sehr ungleichen Elementen zusammengesetzt

war. Das war das Koalitionsministerium North-Fox, in welchem auch Burke und Sheridan wieder ihre früheren Stellen als Zahlmeister und als Sekretär der Schatzkammer einnahmen. Der Herzog von Portland gab als Lord der Schatzkammer dem Koalitionsministerium den Namen, die Seele desselben waren jedoch North und Fox, jener für die innern Angelegenheiten, dieser für das Auswärtige. Georg III. weigerte sich lange, die Allianz einiger ehrgeiziger Männer gutzuheißen; er ging sogar mit dem Plan um, nach Hannover abzureisen; erst als er die Unmöglichkeit einsah, für ein andres Ministerium die Mehrheit des Parlaments zu erlangen, und alle Staatsgeschäfte ins Stocken kamen, fügte er sich in das Unvermeidliche. Aber er blieb kalt und zurückhaltend; selbst Lord North, den er früher so sehr begünstigt hatte, verlor durch seinen Bund mit Fox das Vertrauen des Monarchen.

Die Ostindische Kompanie u. die Regierung.

Das Koalitionsministerium konnte seiner Natur nach nicht von langer Dauer sein; es scheiterte an dem Versuch von Fox, die Angelegenheiten Indiens in die Hände der Regierung zu bringen, das große reiche Land zur Domäne einer nach Geld und Macht begierigen Minister-Oligarchie zu machen. Wir werden sogleich die Verhältnisse und Zustände Ostindiens kennen lernen, wo um diese Zeit die Fundamente zu dem indo-britischen Reich gelegt wurden, das in unserm Jahrhundert eine so wunderbar großartige Entwickelung nehmen sollte. Die Ostindische Kompanie, ursprünglich eine Aktiengesellschaft, war im Laufe der Zeit aus einem kaufmännischen Verein eine politische Macht geworden, welche gleich der deutschen Hansa Städte und Territorien besaß, ihre Beamten eigenmächtig ernannte und Kriegsvolk und Hauptleute in Dienst nahm. Sie hatte Privilegien und Rechte, die ihr den Charakter eines selbständigen unabhängigen Gemeinwesens inmitten des monarchischen Staats verliehen. Es konnte nicht fehlen, daß mit der Zeit die Interessen der Gesellschaft und des Staats so sehr ineinander liefen, daß eine vollständige Scheidung der Handelssachen von den politischen und kriegerischen Angelegenheiten der Nation nicht mehr möglich war. Während des großen britisch-romanischen Völkerkriegs wegen Amerika kam auch die ostindische Handelswelt in kriegerische Bewegung; die Marine und die Militärmacht der englischen wie der französischen Nation machten gemeine Sache mit den Ostindischen Kompanien; die kommerziellen Angelegenheiten einer Privatgesellschaft vermischten sich mit der Kriegs- und Eroberungspolitik ihrer Staatsregierung. Daraus ergaben sich manche Schwierigkeiten: der englischen Regierung mußte es widerstreben, daß die Beamten und Offiziere der Handelsgesellschaft von dem Direktorenhof ernannt und besoldet wurden; und die Kompanie sah sich zu so großen ihren Zwecken zum Teil fremdartigen Anstrengungen genötigt, daß sie die Kräfte einer wenn auch noch so mächtigen und reichen Privatgesellschaft überstiegen. Die letztere mußte daher von Zeit zu Zeit, wenn sie in Not und Verlegenheit geriet, zum Staat ihre Zuflucht nehmen und die britische Regierung verlangte dann für ihre Unterstützung Teilnahme und Mitwirkung

bei der Organisation und Lebensthätigkeit der Körperschaft. So hatte schon vor zehn Jahren Lord North durch die „Regulationsbill" die Einrichtung getroffen, daß die Regierung als Preis einer Entlastung der Gesellschaft von einer vertragsmäßigen Abgabe und eines beträchtlichen Darlehns das Recht erlangte, bei der Besetzung der höchsten Verwaltungsbehörde und des Obergerichts mitzuwirken. Nur mit Einwilligung und Bestätigung des Königs und seines Ministeriums sollten fortan die Statthalterschaft, das Ratskollegium und der Gerichtshof in Kalkutta besetzt werden, und alle Erwerbungen an Land und Gebiet britisches Staatseigentum sein.

Die Fox-Burkesche Indiabill. Wir werden im folgenden Abschnitt erfahren, wie wenig dieses Regulativgesetz im stande war die Übelstände zu heben. Die Beschwerden über schlechte Verwaltung, Erpressung, ungerechtes Gericht, über Despotismus und Gewaltthat gegen die eingebornen Klientelfürsten mehrten sich, so daß schon im Jahr 1782 eine doppelte Prüfungskommission bestellt ward. Aber ehe diese mit neuen Vorschlägen hervortreten konnte, entwarf Fox eine Reform, wodurch die bisherige Organisation und Machtstellung der Ostindischen Kompanie gänzlich geändert, das Direktorenregiment zu einem Schatten herabgedrückt und die Leitung der ostindischen Angelegenheiten einer oligarchischen Faktion aus den herrschenden parlamentarischen Kreisen in die Hände gespielt werden sollte. Nach
Nov. 1783. den von Fox eingebrachten zwei Gesetzesvorschlägen „zur bessern Regierung der englischen Besitzungen in Indien" sollten an die Stelle des bisherigen Direktorenhofes sieben in der Indiabill namentlich aufgeführte Kommissare treten, die von dem König, d. h. von der damals im Parlament und im Kabinett allmächtigen Koalitions-Oligarchie ernannt und mit der diktatorischen Vollmacht ausgestattet werden sollten, die Besitzungen, die Einnahmen und den Handel Indiens zu verwalten und alle Beamten der Kompanie in England wie in Indien zu ernennen und abzusetzen. Die Namen der für dieses hohe senatorische Kollegium bestimmten Mitglieder, die von dem König nur infolge einer Adresse beider Häuser ihres Amtes sollten enthoben werden können, bewiesen deutlich die Tendenz, die damals herrschenden Familien zu Herren des ganzen großartigen Instituts, zu Gebietern in der indischen Handelswelt zu machen. Für die Besorgung der Handelsgeschäfte im kleinen war ein untergeordnetes Kollegium von neun Direktoren in Aussicht genommen, bei dessen Zusammensetzung, wenigstens für die Folge, der Wille der Aktiengemeinde eingeholt werden sollte. Die zweite Vorlage enthielt Anträge zur Beseitigung herrschender Mißstände. Die ganze Indiabill sollte nur vier Jahre bestehen und dann von einem neuen Parlament nochmals darüber beraten werden. Durch diese Bestimmung wollte man die oligarchische Faktion, die bei dem Gesetz ihren Vorteil fand, an die Koalition fesseln und zu energischen Anstrengungen bei künftigen Neuwahlen für das Unterhaus anspornen. Es war also darauf abgesehen, das dermalige Ministerium gegen alle Wechselfälle sicherzustellen, durch einen kühnen Griff König, Par-

lament und Nation an die herrschende Whig-Oligarchie zu knüpfen. Georg III. ließ der Sache ihren Gang, und so wurde denn die Bill schon nach einigen Wochen im Haus der Gemeinen mit großer Majorität angenommen. Auch im 9. Dez. 1783. Oberhaus hatten die Verhandlungen einen günstigen Verlauf. Obwohl Lord Temple, das Haupt der antiministeriellen Partei, laut Protest einlegte gegen ein Gesetz, das er als „infam" bezeichnete, obwohl Lord Thurlow nachzuweisen suchte, daß Eigentum und verbriefte Rechte dadurch gefährdet würden; die Gesetzesvorlage wurde bei der ersten und zweiten Lesung mit Stimmenmehrheit angenommen. Da wandten sich die Gegner an den König und brachten ihn durch Darlegung der bedenklichen Folgen, welche die Fox-Burkesche Indiabill für Krone und Reich haben würde, zu einem ungesetzlichen verfassungswidrigen Schritt. Er erteilte dem Lord Temple die schriftliche Vollmacht, den Peers in seinem Namen zu erklären, daß er jeden, der für die Indiabill seiner Minister stimmen werde, als seinen persönlichen Feind ansehe. Dadurch wurde eine Anzahl geistlicher und weltlicher Lords, die bisher für die Vorlagen gestimmt hatten aber es doch nicht mit dem Monarchen verderben wollten, auf die andre Seite gezogen, so daß die Bill bei der dritten Lesung verworfen ward. 17. Dez. 1783.

Dieses im parlamentarischen Leben unerhörte Vorgehen brachte das ganze Ministerwechsel und Agitation. Regiment in Unordnung. König und Ministerium, Lords und Gemeine lebten im offenen Krieg; im Unterhaus wurden Reden gehalten und Anträge gestellt, die einen revolutionären Anstrich hatten und an die Zeiten der Stuarts erinnerten. Fox verglich die Peers der Opposition mit den Prätorianern des Tiberius, mit Janitscharen, die auf Befehl des Sultans die Indiabill stranguliert hätten. Lord Temple wurde als Staatsverbrecher, als Werkzeug der Tyrannei bezeichnet. Der König erwartete und wünschte nach solchen stürmischen Szenen, daß die Minister um ihre Entlassung einkommen würden; als sie zögerten, ließ er ihnen um Mitternacht die Siegel abfordern, die Lord Temple einstweilen in Verwahrung nahm, und enthob dann alle Mitglieder des Kabinetts ihres Amtes. Ein 19. Dez. 1783. neues Ministerium wurde gebildet, von welchem der vierundzwanzigjährige William Pitt die Seele war. Er hatte im Unterhaus die Foxsche Indiabill am eifrigsten bekämpft. Nun trat er als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der Regierung und gab durch einen vollständigen Wechsel in allen Hof- und Staatsämtern zu erkennen, daß nunmehr ein andres politisches System zur Anwendung kommen werde. Umsonst suchte die Opposition im Unterhaus durch eine scharfe Adresse an den König die Veränderung rückgängig zu machen, indem sie ihn beschwor, den Ansichten und Beschlüssen des Parlaments, nicht den Ratschlägen einiger von eigennützigen Interessen geleiteten Personen Gehör zu geben und nicht die so notwendigen Reformen in den Angelegenheiten Indiens in Frage zu stellen oder zu verzögern; die zahlreiche Deputation wurde bei der Überreichung von dem leitenden Minister mit einer höflichen aber ausweichenden Antwort verabschiedet. Während der Feiertage waren die Sitzungen aus-

12. Jan. 1784. gesetzt; als sie im neuen Jahr wieder eröffnet wurden, wiederholten sich dieselben Auftritte: im Unterhaus ging eine Erklärung durch, die einem Mißtrauensvotum sehr ähnlich sah, und einige Tage nachher erhielt ein solches wirklich eine Majorität. Aber der kluge Staatsmann ließ sich nicht einschüchtern: das Oberhaus stand auf seiner Seite und rügte das unberechtigte einseitige Vorgehen eines Teils der gesetzgebenden Macht gegen die Prärogative der Krone in betreff der Wahl der Großbeamten und Räte; bei den Gemeinen wurde die Majorität der Opposition bei jeder Abstimmung geringer; in Zeitungen und Flugschriften erfuhr die Fox-Burke'sche Indiabill eine scharfe Kritik; man fing an in den außerparlamentarischen Kreisen die oligarchische Koalition mit anderm Maßstab zu messen als in dem bestochenen Unterhaus. In der Bürgerschaft, insbesondere in der Handels- und Finanzwelt hatte man wenig Vertrauen zu einem Mann wie Fox, der als Verschwender und Hazardspieler bekannt war. Alle diese Symptome bestärkten Pitt in der Ansicht, daß sich die öffentliche Meinung nach einiger Zeit ändern werde. Er verschob daher absichtlich die Auflösung des Parlaments, zu der ihn Lord Temple zu bewegen suchte: die Furcht vor einem solchen Ereignis führte die Opposition zu einer gemäßigteren Haltung; inzwischen konnte das Volk mehr und mehr für eine konservative Politik bearbeitet und gewonnen werden. Noch war die Koalition stark genug, im Februar und März mehrere Erklärungen und Resolutionen gegen das Ministerium durchzusetzen, des Inhalts, den König zu ersuchen, daß er durch Entlassung desselben den Grund zu einer starken und dauerhaften Regierung legen möge. Die Adressen wurden abermals

März 1784. höflich, aber ablehnend beschieden. Die letzte von Fox selbst eingebrachte war nur mit der Mehrheit von einer einzigen Stimme durchgegangen; daraus konnte der whiggistische Staatsmann erkennen, daß er nicht mehr völlig Herr der Situation sei und daß er das Unterhaus nicht zu den äußersten Schritten einer Verweigerung des Budget oder der Mannschaften für die Armee fortreißen könne.

Neues Parlament und Pitts Indiabill. Mittlerweile hatte sich Pitt überzeugt, daß die Volksstimmung insoweit zu gunsten einer konservativen Politik umgeschlagen sei, daß er es wagen könne, sich an die Nation zu wenden und daß, wenn die Regierung die bereits zur Gewohnheit gewordenen Mittel der Wahlbeherrschung in Anwendung bringe, ein ministeriell gesinntes Unterhaus erzielt werden könnte. Daher wurde noch im

25. März 1784. März das Koalitionsparlament aufgelöst und die Vornahme neuer Wahlen angeordnet. Es gelang der Regierung, Fox aus dem wichtigen Wahlbezirk Westminster zu verdrängen; er konnte nur als Vertreter eines kleinen schottischen Kreises eintreten. Als das neue Parlament einberufen ward, zeigte es sich bald, daß das Ministerium über eine bedeutende Stimmenzahl zu gebieten hatte. Inzwischen waren die indischen Angelegenheiten immer mehr zur brennenden Frage des Tages geworden: der nationale Instinkt erkannte in der östlichen Kolonialwelt den einzigen entsprechenden Ersatz für die verlornen Tochterstaaten in Nordamerika; die parlamentarische Opposition fand daher immer in der Volksstim-

mung Sympathien bei ihren Beschwerden und Agitationen gegen das neue konservative Ministerium. Wollte Pitt sich auf die Dauer in seiner Stellung behaupten, so durfte er die Dinge in Indien nicht in der unbestimmten und unsichern Lage belassen, in die sie geraten waren; so mußte er durch Reformen der öffentlichen Meinung entgegenkommen. Die Foxsche Indiabill enthielt, von den politischen Nebentendenzen abgesehen, manche zweckmäßige Vorschläge. Wenn es nun dem Minister gelang, die guten Seiten sich anzueignen und unbeschadet der Selbständigkeit und Autonomie der Handelsgesellschaft eine innigere Verbindung derselben mit dem englischen Staat herbeizuführen, so durfte er auf Zustimmung und Befriedigung von seiten des Volks wie der Beteiligten rechnen. Diesen Vermittelungsweg betrat Pitt durch seine berühmte „Indiabill", welche im August von beiden Häusern angenommen ward und durch die Bestätigung 13. Aug. 1784.
des Königs Gesetzeskraft erhielt. Nach diesem Statut behielt die Kompanie ihre bisherige selbständige Rechtsstellung und Organisation, wurde aber in Beziehung auf Politik, Verwaltung und Rechtspflege einem Kontrollrat untergeordnet, der ein besonderes Kollegium für die indischen Angelegenheiten im Ministerium bildete. Der Direktorenhof und die Aktiengemeinde, die „Versammlung der Eigentümer" wurden beibehalten und behaupteten ihre autonomischen Rechte und Privilegien für alle Handelssachen; aber die höchste Gewalt und Autorität stand bei der Oberaufsichtsbehörde, die aus zwei Ministern und vier weitern Mitgliedern des geheimen Rats gebildet die Kompanie überwachte, ihre Anordnungen prüfte und kontrollierte, die Anstellung aller höhern Beamten, Richter und Heerführer entweder unmittelbar verfügte oder ihrer Genehmigung vorbehielt, auf alle Handlungen und Unternehmungen, auf die Gouverneure und Räte der drei Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay bestimmend einwirkte und die Ausdehnung der Territorien und Lehnstaaten der Kompanie zu einem indobritischen Reich anbahnte und durchführte. Zur Erleichterung des Geschäftsganges wählte der Direktorenhof einen Ausschuß von drei Mitgliedern, mit welchem die Kontrollbehörde, bei der Henry Dundes den meisten Einfluß übte, einen amtlichen Verkehr unterhielt. Von der Zeit an bildeten die Angelegenheiten Indiens eine Abteilung der englischen Staats- und Regierungsgeschäfte, die Ostindische Kompanie gab ihre bisherige Souveränität an die Krone Großbritannien ab, der Direktorenhof trat in den Dienst des Ministeriums. Bald nachher wurde die Aufmerksamkeit der englischen Nation und die Thätigkeit des Parlaments durch eine Gerichts- und Staatsaktion gegen den Generalgouverneur Warren Hastings in Anspruch genommen, ein Ereignis, das an den Prozeß gegen Verres, den räuberischen Proprätor von Sizilien im alten Rom erinnert. Wie dort Cicero so hat hier Burke die Palme oratorischen Ruhms an seinen Namen geheftet.

b. Entstehung des indobritischen Reichs.

1. Lage und Zustände Ostindiens.

Das Mogulreich in Dehli. Timur der Mongole hatte seinen Nachfolgern den Weg nach den reichen Indus- und Gangesländern gezeigt und zuerst Dehli zum Herrschersitz für den „Großmogul“ Baber † 1530. auserkoren (VIII, 636 f.). Sein Enkel Baber, ein waffenkundiger und gebildeter Fürst, mehrte und befestigte in einem wechselvollen Leben die Macht seines Hauses durch unaufhörliche Kämpfe mit den Hindu wie mit den ältern mohammedanischen Dynasten- Hamajun † 1555. geschlechtern. Seinem Sohn Hamajun fiel es schwer, die weiten Ländergebiete von Afghanistan, im Lande der fünf Ströme und in den alten Brahmanenstaaten am Ganges und an der Jamuna zusammenzuhalten; er lag in unaufhörlichem Streit bald mit dem Schah von Persien, bald mit den Stammfürsten von Afghanistan und den unbotmäßigen Häuptlingen von Pundschab, Sindh und Guzerat. Als Flüchtling mußte er nach der väterlichen Residenz Samarkand zurückkehren. Gegen das Ende seines Lebens war ihm jedoch das Glück günstiger. Er konnte wieder in Dehli einziehen, wo er infolge eines Sturzes von der Treppe seines Palastes starb.

Blüte des Reichs unter Akbar. 1555—1605. Hamajuns Sohn von einer schönen Perserin war jener Akbar, den wir früher (X, 55) als Förderer der Bildung und Wissenschaft kennen gelernt. Er war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er den von allen Seiten bedrohten Thron von Dehli bestieg, aber ebenso unternehmend und tapfer als verständig und hochsinnig, überwand er die aufständischen Häuptlinge, zu denen selbst sein Bruder Hakim in Kabul gehörte, sowie die feindlichen Nachbarstaaten und wurde der eigentliche Begründer des Mogulreichs im nördlichen Hindostan mit Einschluß von Kaschmir und den Indusländern nebst der Halbinsel Guzerat, dem Hauptsitz der kriegerischen Radschputen, eines großen Stammes, der in einer patriarchalischen Lehnsverfassung lebte und sich durch Ahnenstolz und romantisch-ritterliche Neigungen auszeichnete. Akbars Geschichte führt uns ein würdiges Regentenleben vor, worin Waffenthaten und Eroberungskriege mit zivilisatorischem Schaffen und gesetzgeberischer Thätigkeit verbunden sind. Nach der
1572. Einnahme der Seestadt Surate schloß er mit den Radschputenfürsten Bündnisse und Rechtsvertäge mit ebenbürtigen Eherechten. — Behar und Bengalen standen unter Afghanenfürsten, welche sich unter Hamajun von der Herrschaft des Großmoguls los-
1576. gerissen und unabhängige Reiche gegründet hatten. Akbar zog in der Regenzeit von Agra mit einem großen aus verschiedenen Völkerschaften gemischten Söldnerheer wider sie aus und gewann die fruchtbaren Landschaften im Süden des Ganges dem Reich von Dehli zurück. Seitdem verschwanden die Afghanendynastien in Hindostan. — Die reizende Thalebene Kaschmir, am Fuß der schneebedeckten Alpen des Himalayagebirges, das frucht- und pflanzenreiche Paradies der Erde und das Land Peschaur am obern Indus waren vor Jahren von mohammedanischen Abenteurern erobert worden,
1585. welche die Eingebornen gewaltthätig beherrschten; Akbar zwang sie zur Unterwerfung und Zinspflicht. Auch der Beherrscher von Sindh, welcher portugiesische und arabische Söldnerscharen in seinen Dienst genommen, mußte die Oberhoheit des Kaisers von Dehli anerkennen. — Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erstreckte sich die Herrschaft des Großmogul Akbar von den Grenzen Persiens bis an die östlichen Marken von Bengalen, von dem Meer und dem Windhyahöhenzug bis zu dem gewaltigen Himalayagebirge. Bald faßten die Mogulen auch im Dekhan festen Fuß. Hier herrschten seit zwei Jahrhunderten die Nachkommen eines afghanischen Häuptlings Hussun Gangu Bahmeni in viele Linien geteilt. Die Eingebornen waren meistens Hindu, während

die Bahmeni-Dynasten und ihre Amt- und Hofleute sich zum Islam bekannten. Aber in politische und religiöse Faktionen geschieden lebten die Höfe beständig in Hader und Zwietracht. Im Jahr 1595 stritten vier Bewerber um den Thron von Ahmednugur. Da wandte sich einer der Dynasten an Akbar um Hilfe und dieser säumte nicht, ein Heer einrücken und die Hauptstadt belagern zu lassen. Aber die Sultana Tschand Bibi, eine anmutige Amazone, verteidigte als Vormünderin ihres Neffen die Festung mit solcher Umsicht und Tapferkeit, daß alle Stürme vereitelt wurden. Geharnischt, ein bloßes Schwert in der Hand und verschleierten Antlitzes stürzte sie in die Breschen und hielt die Stürmenden auf. Erst als sie in ihrem Frauengemach von einigen aufgereizten Soldaten ermordet worden war, wurde Ahmednugur eingenommen und im Laufe der nächsten Jahre der größte Teil der Halbinsel Dekhan von Akbar und seinem berühmten Großwesir Abul Fasl unterworfen. Wir wissen, daß dieser gebildete und freidenkende Staatsmann und Feldherr die Geschichte seines Gebieters in dem „Akbarnameh" dargestellt hat. Abul Fasl wurde zwei Jahre vor Akbars Tod von einer bewaffneten Bande überfallen und ermordet, wie man glaubte auf Anstiften des ausschweifenden und grausamen Selim, des erstgebornen Sohnes des Großmoguls, den dieser zum Statthalter der neugegründeten Residenz Allahabad am Zusammenfluß des Dschumna und des Ganges eingesetzt und zum Nachfolger bestimmt hatte. Akbar war eine reformatorische Natur. In religiösen Dingen duldsam und frei, verbot er in seinen Staaten allen Glaubenszwang, so daß Mohammedaner und Hindu mit gleichen Rechten ihrer Religion nachleben und Staatsämter verwalten konnten; ja er berief sogar einige portugiesische Jesuitenväter an seinen Hof und ließ sie in seiner Gegenwart ihre Doktrinen vortragen und verteidigen (XI, 21). Er befreite die Nichtmohammedaner von der in allen Islamstaaten gesetzlich eingeführten Abgabe, hob das Gebot der Wallfahrten für Moslems und Hindu auf, untersagte die gezwungenen Witwenverbrennungen und gestattete die Wiederverheiratung. Auch im Steuerwesen und in der Staatsverwaltung ging Akbar mit Hilfe seines Wesirs reformatorisch vor. Er ordnete eine Vermessung aller kulturfähigen Grundstücke im Reich an, ließ sie nach ihrer Fruchtbarkeit in Klassen einteilen und traf die Einrichtung, daß von dem Durchschnittsertrag zwei Drittel der Gemeinde und ein Drittel der Regierung zugewiesen wurden. Das Reich wurde in fünfzehn Subahs oder Provinzen geteilt, zwölf in Hindostan, drei im Dekhan. An der Spitze jeder Provinz stand ein Statthalter oder Vizekönig, Subahdar (Subah), mit voller Zivil- und Militärgewalt. Ihm waren alle Beamten, Steuererheber und Kreisvorsteher, in der Folge Nabob (Nawab) d. h. Stellvertreter genannt, untergeben. Mit der Zeit wurde der Nabob des einen oder andern Kreises dem Subahdar gleichgestellt, wie im frühen deutschen Mittelalter der Graf in den Marken dem Herzog. An das römische Reich deutscher Nation erinnert das Mogulenreich auch dadurch, daß die Nachfolger Akbars nicht im stande waren, diese Provinz- und Kreisvorsteher in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten, so daß die Subahdars und Nabobs sowie die Radscha oder tributpflichtigen Lehnsfürsten der Hindu auf eigne Hand wirtschafteten. Die Statthalter gehorchten nur dann, wenn es ihnen Vorteil brachte, die Radscha zahlten nur soviel Abgaben als ihnen beliebte; die Subah und ihre untergeordneten Beamten regierten als selbständige Herren und vererbten den Länderbesitz auf ihre Nachkommen. Akbar liebte einen glänzenden Hofstaat; es machte einen imponierenden Eindruck, wenn man ihn auf dem Kaiserthron sitzen sah, umgeben von seinem Adel, „von Diamanten funkelnd wie das Firmament".

Nach Akbars Tod treten in dem Reich des Großmoguls von Dehli dieselben Erscheinungen zu Tage, wie in den übrigen orientalischen Reichen, in Konstantinopel und Ispahan, Aufruhr und Bürgerkrieg, Haremsintrigen, zerrüttete Familienverhältnisse, Das Reich von Dehli im Niedergang.

Weiberherrschaft und Günstlingseinflüsse, Ausschweifung und Verschwendung, Laster und Wollust. Alle diese Übel stellten sich schon unter Selim ein, der sich den Titel
Selim Dschihangir. Dschihangir, d. i. Eroberer der Welt, beilegte. Unter ihm beherrschte die schöne
1605—1627. Mhir-en-Nissa, welche Selim auf ähnliche Weise gewann, wie König David das Weib
Schah Dschihan. des Uria, Hof und Reich. Selims Sohn und Nachfolger, der sich Schah Dschihan,
1627—1658. König der Welt, nannte, war ein prachtliebender Fürst. Man erzählt, daß der sogenannte „Pfauenthron" durch die Masse von Edelsteinen einen Wert von mehr als sechs Millionen Pfd. St. gehabt habe. Seine Prachtpaläste in Dehli und das Mausoleum, das er seiner Gemahlin in Agra errichtete, werden als Wunder der Kunst und Herrlichkeit geschildert. Aber seine Regierung war durch häusliches Unglück verdüstert. Noch bei seinen Lebzeiten erhob sich, wie einst im Frankenreich unter Ludwig dem Frommen, ein Bruderkrieg zwischen seinen vier kraftvollen aber leidenschaftlichen Söhnen. Die drei jüngern, Schudschah, Aurungsib und Morad mißgönnten dem Erstgebornen Dara Schiko die ihm vom Vater zugedachte Thronfolge. Sie erklärten sich für unabhängig in den ihnen zugewiesenen Statthalterschaften und legten sich den Königstitel bei. Schah Dschihan selbst wurde mit den Waffen überwunden und beschloß sein Leben als Gefangener. Nach langen Kämpfen erlangte der schlaue und heimtückische Aurungsib, ein eifriger Anhänger des Koran, den Kaisersitz in Dehli, nachdem er den ältesten Bruder durch Verräterei hatte töten, die beiden andern in Kerker einschließen
Aurungsib Alumgir. lassen. Er nannte sich Alumgir, d. i. Welteroberer. Aber er ist diesem anspruchs-
1658—1707. vollen Namen nicht gerecht geworden. Allerdings ist die fünfzigjährige Regierung des gewaltthätigen und tyrannischen Großmoguls Aurungsib eine fortwährende Reihe von Kriegen und Feldzügen gewesen und das Schwert kam selten aus seiner Hand; aber bei seinem Tod hinterließ er ein zerrüttetes Reich, von dem mehrere der wertvollsten Provinzen in Aufruhr standen oder bereits an andre Herrscher gekommen waren. Die mohammedanischen Schriftsteller sind voll Bewunderung für Aurungsib; sie stellen ihn über Baber und Akbar. Allein gerade die Eigenschaften, um derentwillen sie ihn so sehr rühmen, sein religiöser Eifer für den Islam und die harte Bedrückung der Andersgläubigen, haben die Mogulenherrschaft erschüttert. Nicht nur daß die Radschputen, die Akbars gemäßigte und weise Politik an den Kaiserthron von Dehli gefesselt hatte, erbittert über ihre Zurücksetzung das Schwert zur Verteidigung ihrer nationalen Selbständigkeit erhoben und den Mogulenheeren viele Treffen lieferten, im Dekhan, in den Gebirgsthälern der Ghats und in dem Küstenland Konkan bis an das portugiesische Kolonialgebiet von Goa sammelte ein tapferer, kluger und unternehmender Bandenführer, Sewadschi († 1680), aus dem kriegerischen Volk der Mahratten, einige Scharen unter seiner Fahne und legte den Grund zu einem eignen unabhängigen Staat. Die Mahratten, die sich zu der alten Hindureligion bekannten und meistens den niedern Kasten angehörten, waren abgehärtete rührige Leute von kleinem Wuchs, einfach und rauh in ihrer Lebensweise, behende und leicht beritten, in einzelne Stämme geteilt unter eingebornen Häuptlingen ein Kriegs- und Räuberleben führend. Zunächst im Kleinkrieg sich versuchend, brachte Sewadschi die Zahl seiner bewaffneten Anhänger bald zu solcher Höhe, daß er ein Heer von 30,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk mustern und der wider ihn ausgesandten Mogularmee eine siegreiche Schlacht
1672. liefern konnte. Von der Zeit an mehrte sich sein Ansehen und seine Unternehmungslust. Er bekämpfte den König von Golkonda, der in dem prachtvollen Bergschloß unweit Heiderabad seinen Sitz hatte, er überfiel die reiche Seehandelsstadt Surate und widerstand mit Glück und Erfolg den Heeren des Kaisers. Sein Bruder und Nachfolger, der sich den Namen Ram Radscha (Oberkönig oder Großfürst) beilegte, nahm seinen Sitz in Sattara und setzte die Kriegs- und Beutezüge fort, so daß im

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Hindureich der Mahratten den ganzen mittlern Teil Vorderindiens umfaßte. Aber ohne kräftige Zentralgewalt trug das Mahrattenreich nicht die Bürgschaft langer Dauer in sich. Streitigkeiten zwischen dem Ram Radscha und dem Vorsitzenden im königlichen Rat, der den Namen Peischwa führte und zu Puna seinen prunkvollen Hof hielt, sowie daran sich knüpfende Kabalen und Komplotte führten nach einigen Jahrzehnten zu einer Teilung in einen westlichen und östlichen Mahrattenstaat, Puna und Berar, und zu weitern Spaltungen kleinstaatlicher Dynastien und Klientelfürstentümer, welche die Engländer im Interesse ihrer Herrschaft zu nutzen verstanden. Am höchsten standen die Häuser Scindiahs und Holkars und der Guicowar, welcher in Guzerat herrschte.

Aurungsibs Sohn und Nachfolger Bahader Schah, der erst nach einer siegreichen Schlacht mit seinem Bruder und Mitbewerber Azim den Thron erlangte, setzte nicht nur den Mahrattenkrieg fort, sondern hatte auch gegen einen neuen Feind, den theokratischen Militärstaat der Sikh zu kämpfen. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Nanak, ein Hindu aus der Kriegerkaste in der Gegend von Lahore im Pendschab, der im Koran und in den Veden bewandert war, die indische und mohammedanische Glaubenslehre zu vereinigen gesucht, indem er einen einfachen Monotheismus und eine gereinigte Sittenlehre, worin beide Lehrsysteme übereinstimmten, als die höchste gemeinsame Religion aufstellte, eine Religion des Friedens und der Menschenliebe. Bald bildete sich eine Sekte, an deren Spitze ein geistliches Haupt als Lehrer stand. Mit der Zeit erhielt die einfache Lehre Nanaks durch die dogmenbildende Thätigkeit seiner Jünger eine mystische Gestalt. Der Stifter selbst wurde für eine Inkarnation Vischnus, einen Atawar oder Gottmenschen erklärt, seine Lehre in eine phantastische Sprache gekleidet und ihm Wunder und Weissagungen zugeschrieben. Mit der Verbreitung der Lehre wuchs die Macht und das Ansehen des geistlichen Oberhaupts oder Guru, sowie der Haß der Mohammedaner und der Brahmagläubigen wider eine Sekte, welche den Koran wie die Veden verwarf, alle Kasten- und Religionsunterschiede abschaffte und eine besondere Tracht einführte. Ardschun, der gefeiertste Guru, von dem der älteste Teil der heil. Schriften der Sikh verfaßt war, starb im Gefängnis als Märtyrer (1606). Dies war der Anfang heftiger Kriege zwischen den Sikh und Mohammedanern. Aus einer philanthropischen Sekte wurde ein militärisch-politisches Gemeinwesen auf theokratischer Grundlage mit einem sichtbaren Oberhaupt. Vom Pendschab vertrieben, suchten die Sikh in den Gebirgen des Nordens Schutz gegen die Verfolgung. Die Ermordung des Guru Gowind, des letzten Abkömmlings von Ardschun durch einen Afghanen (1708) gab dem Staatswesen der Sikh einen andern Charakter: nach einem Priesterfürsten von solcher Heiligkeit war niemand würdig die erhabene Stelle einzunehmen. Auch hatte ja Guru-Gowind die heiligen Schriften durch ein zweites Buch vollendet: Gottes Wille und Gebot war somit jedermann offenbar. Banda, der Freund des Ermordeten, hielt die Gemeinde äußerlich zusammen, fachte ihren kriegerischen Mut an und suchte sich zum weltlichen Oberhaupt mit politisch-militärischer Gewalt aufzuschwingen. Von ihren geschützten Wohnsitzen zwischen dem Sutledsch und dem Gebirg aus unternahmen sie verheerende Streifzüge nach allen Richtungen bis Lahore und Dehli. Da zog der Mogul Bahader gegen sie zu Felde; Rachsucht und Fanatismus stärkten die Kräfte seiner Armee. Die Sikh wurden geschlagen und in die Gebirge gejagt. Mit Not entging Banda durch die List eines getreuen Anhängers der Gefangenschaft. Aber wenige Jahre nachher, als Furokhsir seinem Vater Bahader auf dem Thron gefolgt war, wurden die Sikh von einer neuen Niederlage betroffen. Der Häuptling Banda mußte mit siebenhundert seiner Glaubensgenossen nach Dehli wandern, wo sie sämtlich hingerichtet wurden. Inmitten der

Bahader Schah 1707–1712 und die Sikh.

1712.

Furokhsir. 1712–1719. 1716.

blutigen Häupter, die von eisernen Stangen auf ihn herabgrinsten, wurde Banda mit glühenden Zangen zerrissen. Von diesem Schlage konnten sich die Sikh lange nicht erholen. In kleine Rotten geteilt bargen sie sich in den Thälern und Schluchten des Himalaya, die Nachbarländer von Zeit zu Zeit mit Raubzügen heimsuchend.

Verfall des Mogulreichs. Bisher hatte sich das Mogulenreich trotz der zahlreichen Feinde immer noch aufrecht erhalten. Allein mit der Ermordung Furokhsirs durch Hussun Ali, Statthalter von Mohammed Schah. 1719–1748. Behar, und der Thronbesteigung seines Sohnes **Mohammed Schah** ging es rasch abwärts. Schwache Fürsten, ränkevolle und grausame Wesire und Feldherren, Weibereinfluß und Wollust brachten das Reich rasch an den Rand des Untergangs. In der Nähe von Heiderabad richtete der Statthalter Asof Dschah, ein unternehmender Mann von türkischer Herkunft, eine selbständige Herrschaft auf, ohne sich um den Kaiser zu kümmern, bald in Hader, bald im Bund mit den Mahratten, besonders der Familie Baladschi, in welcher das Amt eines Peischwa des Radscha erblich war. Schon damals sagte man im Mahrattenland von den Mogulen in Hindostan: „Wir müssen den welken Stamm treffen, dann fallen die Zweige von selbst." Noch ehe jedoch die Mahratten ihr Vorhaben ausführten, erlitt Dehli von einer andern Seite die härtesten Drangsale. Jener Nadir Schah, der in Ispahan seine Gewaltherrschaft aufgerichtet (XII, 845), trug Verlangen nach den reichen Schätzen Indiens. Nachdem er Kan-
1739. dahar und Kabul bezwungen, rückte er nach dem Indus vor, überwand den Großmogul Mohammed Schah in einer blutigen Feldschlacht und zog mit dem Gefangenen in die Hauptstadt Dehli ein. Ein Aufstand der Mogulen gab ihm Gelegenheit, seine Wut und seine Raubgier zu sättigen. Die Zahl der Erschlagenen ward auf 30,000 angegeben, die geraubten Schätze, die er nach Persien führte, auf 30 Millionen Pfd. St. Mohammed behielt den Thron, nachdem er alles Land westlich vom Indus an den Perserkönig vertragsweise abgetreten. Ein Jahr nachdem Nadir Schah durch
1747. eine Schar verschworner Perser in seinem Zelt ermordet worden, starb Mohammed in einem Augenblick, da das Mogulenreich im Westen durch den Afghanenhäuptling Ahmed Khan, im Süden durch die Mahratten, im Norden durch die Sikh, im Osten durch den wilden Volksstamm der Rohillas zwischen Ganges und Audh bedroht war, und im Innern Aufstände und Parteikämpfe wüteten. Diesen Schwierigkeiten war
Ahmed Schah. 1748–1759. der neue Mogul **Ahmed Schah** nicht gewachsen. Nach einer elfjährigen von Waffengetöse und Insurrektionen beunruhigten Regierung wurde er auf Befehl eines Rebellenhäuptlings ermordet, während die Mahratten, bald von dieser, bald von jener Partei zu Hilfe gerufen, das hindostanische Land von einem Ende zum andern mordend, raubend und verwüstend durchzogen. Um den kriegerischen Hinduhorden, deren Peischwa aus allen Teilen des Reichs einen Tribut erhob, kräftigeren Widerstand zu leisten, schlossen mehrere mohammedanische Fürsten und Statthalter ein Bündnis zu Schutz und Trutz. Doch konnten sie nicht verhindern, daß Dehli von den Mahratten einge-
1760. nommen und die Residenz abermals ausgeplündert ward. Aber im nächsten Jahr
Jan. 1761. erlitten sie in der Schlacht von Panipat an der Grenze von Audh durch den streitbaren Ahmed Durani, Statthalter von Pendschab, eine vollständige Niederlage. Sie zogen eilig nach dem Süden zurück, auf der Flucht von den Verfolgern und Einwohnern massenhaft erschlagen. Unter den erschütternden Eindrücken dieser Niederlage starb der Peischwa; nun ging das Mahrattenreich durch die Uneinigkeit der Häuptlinge und innere Kämpfe bald seiner Auflösung entgegen.

2. Die europäischen Niederlassungen in Vorderindien.

In diese Hindu- und Mohammedanerwelt griffen im achtzehnten Jahrhundert die englischen Handelsherren der Ostindischen Kompanie mit geschickter Hand ein und erlangten Erfolge, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen. Es ist uns aus frühern Blättern bekannt, daß schon im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen in Indien festen Fuß gefaßt und an günstig gelegenen Küsten Niederlassungen und Faktoreien gegründet, die in dem Stadtgebiet von Goa ihren Mittelpunkt hatten (IX, 529 ff.). Es ist uns ferner bekannt, daß als Portugal unter die Herrschaft von Spanien kam, die Holländer in die Ostwelt eindrangen und in Ceylon, Malakka und auf den Sunda-Inseln Kolonien und Handelsplätze ins Leben riefen (XI, 657 ff.). Neben der spanischen Großmacht und der meerbeherrschenden Republik der Generalstaaten hatte England Mühe aufzukommen. Die schweren Verfassungskämpfe während des siebzehnten Jahrhunderts hemmten die maritime und merkantile Machtentfaltung. Zwar war schon in den letzten Regierungsjahren der Königin Elisabeth eine ostindische Handelsgesellschaft mit ansehnlichen Kapitalien gegründet und von der Krone mit wichtigen autonomischen Rechten ausgestattet worden; aber Portugiesen und Holländer suchten durch List und Gewalt die neuen Rivalen fern zu halten; sie reizten die mohammedanischen Fürsten wider sie auf, indem sie die Britten als Seeräuber hinstellten, und mit welcher empörenden Grausamkeit die Holländer die englischen Niederlassungen auf den Gewürzinseln zu verhindern suchten, ist schon erwähnt worden (XI, 661). Die englischen Kaufherren mußten daher sehr bescheiden auftreten. Sir Thomas Roe, der unter Jakob I. zwei Jahre lang in Dehli verweilte, bewirkte bei dem Großmogul Dschihangir, daß der Kompanie gestattet ward, in Surate, Cambaja und Ahmedabad Märkte zum Verkauf ihrer Waren zu errichten. Dieser Gesandte gab auch den Leitern 1613.
der Kompanie, bestehend aus einem Gouverneur und zwanzig Direktoren, den weisen Rat, ihre Geschäftsführer in den Kolonien genügend zu besolden, ihnen aber jede Beteiligung an den Handelsunternehmungen zu verbieten. Erst unter Karl II. nahm die Ostindische Kompanie einen frischen Aufschwung. Hatte sie schon vorher auf der Küste Koromandel festen Fuß gefaßt und in Matraspatam ein Fort zum Schutz ihres Marktes errichtet, so erlangte sie jetzt auf der andern Seite eine wichtige Station, als der König die Insel Bombay, die seine Gemahlin Katharina von Portugal zur Mitgift erhalten, der Handelsgesellschaft gegen einen jährlichen Pachtzins von zehn Pfd. St. 1668.
überließ. Zugleich erwarb sie sich die Gunst des Großmoguls durch die tapfere Verteidigung von Surate gegen den Mahrattenhäuptling Sewadschi. Auch wurden durch 1670.
Karl und seinen Bruder Jakob II. die Korporationsrechte erweitert. Die Kompanie durfte nicht nur ihre Vorsteher und Beamten selbständig ernennen, sie erhielt auch eigne Gerichtsbarkeit und das Recht Truppen auszuheben, Festungen anzulegen, mit den Ungläubigen Krieg zu führen und Verträge zu schließen u. a. m. Solche Bevorzugung einer Gesellschaft, welche alle Konkurrenz fern zu halten bemüht war, erregte den Neid der übrigen Handelswelt. Unter König William bildeten daher die Londoner Kaufleute eine neue ostindische Kompanie, welche, da sie dem Staat in einer bedrängten Zeitlage mit einem nahmhaften Darlehn unter die Arme griff, die Bestätigung der Regierung und des Parlaments erhielt. Nun entstand die große Gefahr, daß die beiden Gesellschaften im Eifer der Konkurrenz und Rivalität sich bekämpfen würden, daß wie früher Portugiesen und Holländer die britischen Niederlassungen zu verhindern bestrebt waren, so jetzt ein feindseliger Wetteifer in derselben Nation Platz greifen möchte und daß Frankreich, wo Colbert ebenfalls eine Ostindische Kompanie ins Leben gerufen (XII, 342), dem Inselvolk, mit dem es damals in Krieg lag, den Rang ablaufen

Ältere Niederlassungen u. die englisch-ostindische Kompanie.

könnte. Diese Klippe wurde glücklich vermieden. Man sah ein, „daß zwei ostindische Kompanien in England ebensowenig nebeneinander bestehen könnten als zwei regierende Könige in einem Reiche“. Wir haben früher erfahren (XII, 754), daß beide Gesellschaften sich verständigten. Sie verbanden sich zu einer einzigen „vereinigten Kompanie der nach Ostindien handeltreibenden Kaufleute“, vermehrten das Aktienkapital und erhöhten die Zahl der Direktoren auf vierundzwanzig. Sie wurden von der Gesamtheit der Aktieninhaber aus der Zahl der Höchstbeteiligten gewählt, so daß sie einen aristokratischen Rat zwischen der Eigentümergemeinde (dem Board of Proprietors) und dem Gouverneur bildeten.

Engländer u. Franzosen in Carnatic. Nun konnte der Gedanke an Gebietserwerbungen, „um eine Nation in Indien zu werden“, erfolgreicher ins Leben treten. Im achtzehnten Jahrhundert erscheinen die Kaufherren der Ostindischen Kompanie, die sich wie die deutsche Hansa im Mittelalter zu einem selbständigen Gemeinwesen mit einer festen Organisation entwickelte, als Eroberer. Sie erweiterten ihre Niederlassungen allmählich zu einem Reich, das an Umfang und Volkszahl das Mutterland weit überstieg. Bei diesem Unternehmen erschienen die Häupter der Kompanie zugleich als Herrscher und Kaufleute. Zunächst rangen die Handelsherren, welche europäische Miettruppen aller Nationen in Sold nahmen und sie unter die Führung englischer Offiziere stellten, mit den Franzosen um den Besitz der vorderindischen Küstenländer. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte die französische Kompanie an der Küste Koromandel das Dorf Pudutscheri von einem eingebornen Häuptling erworben und es in kurzem durch Bauten und Befestigungswerke so erweitert, daß das Stadtgebiet von „Ponditscherri“ bald der Mittelpunkt des östlichen Handels wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Kriege, welche beide Nationen in Europa führten, auch auf Indien zurückwirkten; daß das Carnatic der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Engländern in Madras und den Franzosen in Ponditscherri ward und daß die einen wie die andern unter den benachbarten Häuplingen, Mohammedaner und Hindu Verbündete zu gewinnen suchten. Es ist uns bekannt, daß während des österreichischen Erbfolgekriegs der Seeheld Labourdonnay im Verein mit dem klugen und unternehmenden Dupleix, Gouverneur von Ponditscherri, die Seestadt Madras einnahm und eine Zeitlang im Besitz hielt (S. 52). Aber im Aachener Frieden wieder an England zurückerstattet, wurde sie durch Erweiterung und Befestigung des Stadtgebietes bald zum Bollwerk der britischen Niederlassungen im Dekhan. Schon bei dieser Gelegenheit machte sich ein englischer Lieutnant Robert Clive, den die Aussicht auf Ehre und Reichtümer in die Dienste der Kompanie geführt hatte, durch Mut und militärisches Talent einen Namen. Er wurde zum Hauptmann befördert und gewann großen Ruhm durch die erfolgreiche Verteidigung von Arcot (Arkadu), der Hauptfestung des Landes, welche die Engländer durch die Unterstützung eines rebellischen Mahrattenhäuptlings gegen den Nabob von Carnatic in ihre Gewalt
1750. gebracht hatten und Dupleix vergeblich für den mohammedanischen Landesherrn wieder zu erobern versuchte.

Bengalen u. Dekhan. Und schon hatte die Kompanie ihre Blicke auch nach den Gangesländern, insbesondere nach dem reichen Bengalen gerichtet, wo bereits zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Fort William zum Schutz einer Niederlassung am Fluß Hughly errichtet worden war und in Kalkutta sich ein neuer Mittelpunkt der englisch-ostindischen Kolonialwelt zu bilden begonnen hatte. Wir haben oben erfahren, in welchem zerrütteten Zustand sich das Mogulreich um die Mitte des Jahrhunderts befand: auf allen Seiten von Feinden bedrängt, konnte der Kaiser das Reich nicht mehr zusammenhalten; nicht nur daß die Mahratten und Sikh die Grenzen bedrohten, daß Dehli wiederholt erobert und ausgeplündert ward, auch die Statthalter der Provinzen und Kreise, die

Subahdars und Nabobs machten sich unabhängig; die unterjochten Völker fingen an ihre Ketten abzuschütteln; Glieder der herrschenden Dynastie fielen ab; Bandenführer und kühne Abenteurer gründeten selbständige Herrschaften; im Dekhan stand alles unter Waffen; von Tandschore bis zur Nerbudda wüteten kleine Kriege zwischen eingebornen Stammhäuptern und herrschsüchtigen Statthaltern; und alle Parteien nahmen ihre Zuflucht zu den Europäern mit ihrem Geschütz und ihren geübten Heermannschaften. Engländer und Franzosen mischten sich ein, so daß die Kämpfe der Eingebornen zugleich in London und Paris ihren Wiederhall fanden. Aber wie am Mississippi und am Lorenzstrom trugen auch im Dekhan die Engländer die meisten Vorteile davon. Die Franzosen haben niemals viel Geschick zu Kolonisationen gezeigt, und wie Andere vor ihm wurde auch Dupleix, unstreitig der fähigste und unternehmendste der französischen Gouverneure in Ostindien, abberufen und mit Undank belohnt. Die 1755.
französischen Statthalter machten gern Aufwand: Bussy, der Nachfolger von Dupleix, trug stets ein Gewand von reichem Brokat, Hut und Schuhe mit Gold besetzt; an seiner üppigen Tafel saß er auf einer Art von Thron mit dem königlichen Wappen geschmückt; wenn er ausritt, war er von Sängern und Musikern begleitet, die seine ritterlichen Thaten verherrlichten. Alle diese Umstände kamen der englischen Kompanie zu statten. Ihre Beamten und Hauptleute, bald von der einen, bald von der andern Partei um Hilfe angerufen oder auch freiwillig ihre Dienste anbietend, mischten sich gern in die heimischen Fehden und knüpften dann diejenigen, die dem britischen Interesse am nützlichsten schienen, durch Verträge an die Statthalterschaften von Madras, Bombay oder Kalkutta. Bald nach der Abberufung von Dupleix ereignete sich eine tragische Begebenheit in Bengalen. Der Subahdar des Landes, Suradsch-ed-Daulah, ein leidenschaftlicher gewaltthätiger junger Mann, der die Engländer haßte, bemächtigte sich des Fort William nnd ließ die Besatzung, hundertundsechsundvierzig Mann, in Juni 1756.
ein dunkles Gemach werfen, „das schwarze Loch" genannt, ein Arrestlokal, das etwa zwanzig Personen zu fassen vermochte. In diesem schauerlichen höhlenartigen Raum erlitten die Eingeschlossenen in einer einzigen verzweiflungsvollen Schreckensnacht einen entsetzlichen Tod durch Verschmachten und Ersticken. Am Morgen sah man noch dreiundzwanzig gespenstige Gestalten herauswanken, der elende Überrest der unglücklichen Gefangenen. Die Nachricht von dieser Katastrophe und von der Einnahme Kalkuttas durch den mohammedanischen Tyrannen verbreitete in Madras Schrecken und Zorn. Alles was britisches Blut in sich hatte, dürstete nach Rache. Auch gegen die Franzosen und Holländer, welche der Besatzung die erflehte Hilfe versagt hatten, entbrannte glühender Haß, nur wenige Meilen davon lag das französische Fort Tschandernagore, und doch konnte die verruchte That geschehen!

Gerade damals lag Clive, dem die Gesellschaft den Rang eines Obersten ver- Robert Clive.
schafft hatte, mit den seeräuberischen Angrias auf der Küste Konkan in Krieg. Es gelang ihm mit Hilfe der Mahratten im innern Land den Piratenstaat zu vernichten. Als ihm die Trauerbotschaft vom Fall Kalkuttas und von der Greuelthat in Fort William überbracht war, schiffte er sich sogleich nach Madras ein, um einen Rachezug nach Bengalen zu unternehmen. Die Vorsteher der Kolonie übertrugen ihm das Oberkommando über die aus 900 Europäern und 1500 Eingebornen (Sipahi) beste- Okt. 1756.
hende Armee, die sofort auf zehn Schiffen, zur Hälfte der Kompanie, zur Hälfte der königlichen Marine angehörend, unter Segel ging. In den ersten Tagen des neuen Jahres war Kalkutta wieder in den Händen der Engländer; bald ergab sich auch die 2. Jan. 1757.
Stadt Hughly, etliche Meilen stromaufwärts. Clive war entschlossen, Bengalen für die Kompanie zu erwerben, sich aber zugleich Schätze zu gewinnen, sei es durch Kriegsbeute oder durch Verträge. Es war kein leichtes Unternehmen, da Suradsch-ed-Daulah

über eine Streitmacht von 40,000 Bewaffneten gebot, während der englische Feldherr selbst kaum den zehnten Teil unter seiner Fahne hatte. Dazu kam noch, daß der Subahdar die Franzosen begünstigte und nichts von ihrer Ausweisung hören wollte. Aber Clive setzte alle Hebel ein, um sein Ziel zu erreichen. Er entriß den Franzosen ihre Hauptfeste Tschandernagore; er wußte den Subahdar durch kleine Gefechte und Traktate hinzuhalten, bis er Zeit gefunden, in seiner Umgebung Abfall und Verrat anzustiften; er schloß mit den Mahratten insgeheim einen Kriegsbund und drohte dem Herrscher, „er werde in seinem Land eine solche Flamme anzünden, daß alles Wasser des Ganges sie nicht auszulöschen vermöge". Clive erreichte seinen Zweck. Als Juni 1757. es zu der Schlacht bei Plassey kam, wurde Suradsch-ed-Daulah infolge der Verräterei seines stammverwandten Anführers Mihr Dschaffier geschlagen und auf der Flucht in Murschidabad auf Befehl des treulosen und grausamen Stadtdirektors hingerichtet, ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren und ebenso schlau als gewaltthätig. Siebenhundert Kisten mit Geld und Kostbarkeiten wurden unter Trompetenschall nach Kalkutta gebracht; Clives Anteil an Beute und Gewinn soll sich auf 230,000 Pfd. St. belaufen haben. Dies war der Anfang der englischen Herrschaft in Bengalen. Wie die römischen Prokonsuln, so hat auch Clive alle Mittel angewandt, Gewalt und List, Betrug und Verrat, um zu seinem Ziel zu kommen. Der neue Nabob Mihr Dschaffier und sein Sohn Mirum waren gänzlich von den Engländern abhängig, die Schutz gegen die Mahrattenhäuptlinge wie gegen den Kaiserhof von Dehli gewährten. Clive wurde von dem Direktorenhof zum Präsidenten von Kalkutta ernannt und erwarb der Kompanie den Alleinhandel mit Salpeter und für sich unermeßliche Reichtümer, mit Febr. 1760. denen er sich einige Jahre später nach England einschiffte, nachdem er noch die holländische Faktorei Tschinsura durch eine drohende Haltung gezwungen hatte, die englische Herrschaft nicht ferner durch Umtriebe und Ränke zu beunruhigen.

„Englands Übergewicht in Indien. Mittlerweile war in Europa der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen, dessen Wechselfälle sich auch in Ostindien bemerkbar machten. Der Vertreibung der Franzosen aus Bengalen folgten die bereits angedeuteten Verluste in Carnatic 2. Juni 1758. (S. 89). Wenn es im Juni dem französischen Befehlshaber Lally Tollendal gelang, das mit Munition und Besatzungsmannschaft schlecht versehene Fort St. David zur Übergabe zu zwingen, so wurde er dagegen genötigt die Belagerung von Madras, Febr. 1759. die er zwei Monate lang fortgesetzt, mit Verlust aufzugeben. Und nun folgte ein zweijähriger wechselvoller Krieg im Süden der Halbinsel, an welchem die Radscha von Tandschore, Tritschinopoti, Masulipatam auf der einen oder andern Seite teilnahmen. 22. Jan. 1760. Nach der verlustvollen Schlacht von Wandewash, wo der tapfere Oberst Bussy in Gefangenschaft geriet, und der englische Anführer Coote, den Clive aus Bengalen nach Carnatic entsandt hatte, sich des feindlichen Lagers mit allem Geschütz bemächtigte, sammelte Lally Tollendal alle französischen Streitkräfte und Miettruppen in Pondischerri, um dieses Bollwerk der französischen Herrschaft zu verteidigen. Aber Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln zwangen den General und Gouverneur nach einer mehrmonatlichen Belagerung Stadt und Citadelle von Ponditscherri den Engländern 18. Jan. 1761. vertragsweise zu übergeben. Damit zerrannen die glänzenden Träume eines französischen Reichs im Osten für immer; zwei Faktoreien auf der malabarischen Küste waren jetzt die einzigen Besitzungen der Franzosen in Indien. Von der Zeit an nahm auch in Carnatic und im ganzen Süden des Dekhan die englische Herrschaft immer größere Dimensionen an. Die eingebornen Subahdars, Nabobs und Radschas traten in die Bundesgenossenschaft und bald in die Zins- und Dienstpflicht der Kompanie. Lally Tollendal starb, wie früher berichtet, auf dem Schafott. Kompanie und Regierung forderten ein Opfer und das Pariser Parlament war servil genug, der Rachsucht durch

einen Justizmord zu genügen. In den Präliminarien von Fontainebleau, auf Grund deren bald nachher der Friede von Paris zum Abschluß kam, wurde, wie uns bekannt, Ponditscherri an Frankreich zurückgegeben; aber mit der französischen Herrschaft in Dekhan war es ebenso vorbei, wie mit der Herrschaft am Mississippi. Ponditscherri blieb eine Faktorei und Niederlassung für den französischen Handel wie Goa für den portugiesischen. Die politische Macht dagegen ging gänzlich an England über.

3. Die englisch-ostindische Handelsgesellschaft unter Lord Clive und Warren Hastings.

Clive hatte in Bengalen den Weg gezeigt, wie man durch Hinterlist, treulose Politik, verbunden mit Waffengewalt zu Herrschaft und Reichtum gelangen könne. Englische Politik in Indien. Dieses Verfahren wurde nun in Indien systematisch ausgebildet und in Anwendung gebracht. Der Kaiserhof von Dehli, wo nach der Ermordung Ahmed Schahs sein Sohn Schah Sada den Mogulsitz einnahm, hatte zu wenig Macht und Ansehen, um die Einheit des Reichs aufrecht zu halten. Alle Versuche, die abgefallenen Statthalter, Kreisvorsteher oder Bandenhäuptlinge zum Gehorsam zu bringen, schlugen zum Vorteil der Europäer aus, welche mit großer Klugheit sich in die innern Streitigkeiten einmischten. Religionshaß zwischen Hindu und Mohammedanern, die in der orientalischen Welt so gewöhnlichen Familienfehden, Ehrgeiz, Habsucht und Leidenschaften aller Art boten schwache Seiten in Menge dar, in welche die Briten ihre scharfen Waffen einsetzen konnten. Bald unterstützten sie die Abtrünnigen gegen das kaiserliche Oberhaupt oder dessen Wesire, bald warfen sie sich zu Schiedsrichtern in den innern Kämpfen auf. Zeigte sich Meuterei oder Aufruhr im Heer, in das man immer mehr Eingeborne (Sipahi, Sipoys) aufzunehmen genötigt war, so wurde mit unerbittlicher Strenge und grausamer Bestrafung die Disziplin hergestellt. Die Direktoren der Kompanie billigten und begünstigten die Eroberungspläne ihrer Hauptleute und Angestellten, weil damit zugleich vorteilhafte Handelsverträge und Monopolrechte erzielt wurden. Die Binnenzölle mußten häufig zu gunsten der englischen Kaufmannschaft aufgehoben werden. Bald nach Clives Abgang machten die Vorsteher der Kompanie in Kalkutta weitere wichtige Eroberungen. Als Mirum, der Sohn des englischen Schützlings Mihr Dschaffier, während eines Feldzugs in seinem Zelt vom Blitz erschlagen ward, entstand im Hause des Nabob ein Streit um die Nachfolge, indem der Bruder Dschaffiers, Mihr Kossim, seine jüngern Neffen von dem hohen Amt auszuschließen suchte. Die Engländer bewogen nun Mihr Dschaffier ihnen seine Rechte gegen ein Jahrgehalt abzutreten; er war der erste fürstliche Pensionär der Gesellschaft. Mihr Kossim rüstete sich zur Gegenwehr; er stellte einen Schweizer Namens Somru, der in französischen Diensten gestanden hatte, an die Spitze seiner Armee und begann seine Feindseligkeiten mit der Ermordung aller englischen Gefangenen in seiner Hauptstadt Patna, eine Greuelthat, die mit der Grausamkeit des Suradsch-ed-Daulah im Fort William auf gleicher Stufe steht. Die Zahl der auf Veranstaltung Somrus Ermordeten wird auf zweihundert angegeben. Bald rückten die Engländer in Behar ein und näherten sich Patna. Der Nabob wagte nicht, trotz seiner Überlegenheit an Truppen, sich allein dem Feind entgegenzustellen. Er wandte sich nach Allahabad an den Nabob von Audh um Hilfe. Dieser willfahrte seiner Bitte; aber in der Schlacht von Buxar er- 22. Okt. 1764. lag das vereinigte Heer der beiden indischen Großbeamten der europäischen Kriegskunst. Noch nie waren so zahlreiche Streitkräfte in dem Kolonielande einander gegenübergestanden. Die indische Armee soll sich auf 40,000 Mann belaufen haben, während die britischen Befehlshaber nur 1200 Europäer und 8000 Sipoys ins Feld führen konnten. Der Sieg, der mit einem Verlust von 847 Toten und Verwundeten

auf seiten der Engländer erkauft ward, begründete die Herrschaft der Kompanie im Norden des Vindjagebirges. In Patna wurde ein jüngerer Sohn Mihr Dschaffiers als Nabob eingesetzt, nachdem er sich verpflichtet hatte, die Hut des Landes den englischen Befehlshabern zu überlassen und bei der Regierung sich nach dem Rat der Kompanie zu richten. Die Urheber des Blutbades aber, Mihr Kossim und Somru entkamen durch die Flucht und fanden ein unbekanntes Ende. Selbst der Mogul Schah Alum, der mit dem Nabob-Wesir von Audh in Feindschaft lebte, ließ sich mit dem Direktorenhof in Kalkutta in Verhältnisse ein, die in kurzem den Abkömmling Timurs und Babers zu einem Schützling der Handelsgesellschaft machten. Die Engländer gewährten allen Statthaltern und Dynasten, die sich unterwarfen, reiche Einkünfte und befreiten sie von der Last des Regierens. Der Nabob von Nisamut war über die ihm gewährten Bedingungen so erfreut, daß er ausrief: „Gott sei Dank, nun kann ich mir so viele Tänzerinnen halten, als ich Lust habe!" Zu diesem Geschäft bedurfte man eines zuverlässigen und erprobten Mannes. Daher wurde Clive von dem Direktorenhof in London zum zweitenmal nach Kalkutta geschickt, wo er am 3. Mai 1765 anlangte. (3. Mai 1765.)

(Clive in England. 1761–1765.) Wie hatte man den berühmten Eroberer bewundert, als er vor vier Jahren mit Schätzen zurückkam, die ihm eine Jahreseinnahme von 40,000 Pfd. St. eintrugen! Er wurde zum Lord erhoben und in das Unterhaus gewählt. Graf Bute suchte ihn für seine Partei zu gewinnen, aber Clive schloß sich Pitt an. Doch fehlte es auch nicht an Neidern und Gegnern. Sulivan, der Vorsitzende im Direktorenhof, ein Anhänger Butes und mehr auf den Handel als auf den Staat bedacht, suchte Clives Namen und Ansehen zu untergraben. Es gelang ihm nicht; vielmehr kam die Kompanie, beunruhigt über Berichte aus Kalkutta, zu dem Entschluß, ihm abermals die Führung der Dinge in Bengalen zu übertragen, in der Überzeugung, daß nur ein so erfahrener und energischer Mann im stande sei, das begonnene Werk mit Geschick und Erfolg zu Ende zu führen. Nachdem der Direktorenhof durch neue Wahlen umgestaltet worden, gab man dem Lord die von Mihr Dschaffier empfangenen Geschenke, die man ihm gerichtlich streitig gemacht, zurück und ernannte ihn zum Gouverneur und Oberbefehlshaber in Bengalen, und Clive besaß Ehre und Nationalgefühl genug, die Interessen des Landes einem bequemen Leben in der Heimat vorzuziehen.

(Clives zweite Statthalterschaft u. Ausgang.) Während seiner zweiten indischen Periode entfaltete Clive die größte organisatorische Thätigkeit, um die britische Herrschaft am Gangesland sicherzustellen und zugleich die bestehenden Übelstände in der Armee und Verwaltung zu beseitigen. In einer persönlichen Zusammenkunft in Benares brachte er den Nabob-Wesir von Audh dahin, daß er mit der Kompanie einen Freundschaftsbund schloß und die Gebiete von Allahabad und Korah abtrat. Mit dem Kaiser von Delhi, der aufs neue von einem Angriff der Mahratten bedroht war, wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der Großmogul gegen eine hohe Jahresrente die Provinzen Bengalen, Orissa und Behar als Lehnsstaaten der Kompanie übertrug, wofür diese ihn gegen die Mahratten und andre Feinde zu schützen sich verpflichtete. Dem Kaiser in Delhi blieb der Schein der Hoheit und Majestät; die Macht und Herrschaft aber kam an die Handelsgesellschaft. „In der indischen Staatsweisheit," schrieb Clive an die britische Regierung, „besteht das Wesen zum großen Teil in der Form. Seitdem wir die Steuern erheben, sind wir in der That auch die Herren des Landes. Dem Kaiser und den Statthaltern bleibt bloß der Name und Schatten der Herrschaft. Uns geziemt es aber und nutzt es, diesen Schatten in Ehren zu halten." Während Clives Abwesenheit in England waren bei dem Heer und unter den Beamten in Bengalen große Mißstände eingetreten. Offiziere hatten sich von den eingebornen fürstlichen Häuptern eine bedeutende Gehaltszulage,

„die doppelte Batta“ ausbedungen, zu deren Fortzahlung sie dann auch den Rat von Bengalen anhielten; die Beamten wußten den kärglichen Gehalt, den der Direktorenhof gewährte, zu erhöhen, indem sie sich bestechen ließen oder im Handel übervorteilten. „Fast jeder Engländer in Bengalen,“ sagt Mahon, „begann seine schleunige Bereicherung als ein Recht und die unterworfenen Eingebornen als seine Beute zu betrachten.“ Clive suchte diese Übel zu beseitigen. Die Zivilbeamten mußten sich schriftlich verpflichten, künftig von den eingebornen Fürsten keine Geschenke mehr anzunehmen und sich von Handelsgeschäften fern zu halten. Dafür bewirkte Clive, daß die Kompanie ihnen gegen eine geringe Abgabe das Salzmonopol überließ, das beträchtlichen Gewinn abwarf. Schwieriger war der Versuch, den Militärbeamten die doppelte Batta zu entreißen. Als die erste Kunde sich verbreitete, daß der Gouverneur auf Grund eines Beschlusses des Direktorenhofes die Auszahlung der Zulage nicht länger gestatten werde, machten die Offiziere in Monghir ein geheimes Komplott, an einem bestimmten Tag sämtlich ihre Entlassungsgesuche einzureichen. Sie hielten sich für unentbehrlich und wollten durch diesen einmütigen Schritt den Statthalter nötigen, auf ihre Bedingungen einzugehen. Sir Robert Fletcher, der nächste im Kommando, galt als der geheime Anstifter. Aber durch Klugheit und Energie zerriß Clive den konspiratorischen Plan. Er traf die Anordnung, daß für den Fall des Austritts aus dem Dienst von Madras eine genügende Anzahl Offiziere nach Kalkutta eingeschifft wurde, um an die Stelle zu treten. Zugleich versicherte er sich der Anhänglichkeit der Gemeinen und insbesondere der eingebornen Sipoys. So von allen Seiten gedeckt, schritt er gegen die Meuterei mit Kraft und Entschlossenheit ein. Die Schuldigen wurden verhaftet und in Kalkutta vor Gericht gestellt. Die Rädelsführer büßten mit Gefangenschaft oder Dienstentsetzung, die jüngern, die um Gnade und Verzeihung baten, kamen gelinder weg. Die doppelte Batta wurde abgeschafft, aber als Entschädigung errichtete Clive aus der Summe, die ihm der kürzlich verstorbene Nabob Mihr Dschaffier vermacht hatte, eine Unterstützungskasse für invalide Offiziere und Soldaten der Ostindischen Kompanie. Der Gouverneur selbst zeigte während dieser zweiten Periode seiner indischen Verwaltung große Uneigennützigkeit und wies alle Geschenke von der Hand, so daß er später im Parlament sich rühmen konnte, daß er sein zweites indisches Kommando ärmer verlassen als angetreten habe. Seine Feinde konnten ihm dann freilich entgegnen, daß die Tugend der Uneigennützigkeit nicht schwer zu üben sei, wenn man sich bereits ein Einkommen von 40,000 Pfd. St. erworben habe. Aber wie sehr auch der Vorwurf mit Recht gegen den Befehlshaber Clive erhoben werde konnte, daß er während seines ersten indischen Aufenthalts seine Hände nicht rein gehalten habe von schmutziger Gewinnsucht und in den Händeln mit den eingebornen Fürsten und Amtleuten auch unehrliche und unmoralische Künste in Anwendung gebracht, so hat die englische Nation doch stets den „Baron von Plassey“ als den Grundleger des indobritischen Reichs in Ehren gehalten. Als zu Anfang des Jahres 1767 seine zerrüttete Gesundheit ihn zur Rückkehr nach Europa Jan. 1767.
nötigte, konnte die Geschichte von ihm rühmen, „daß sein zweites Kommando durch seine Reformen ebenso wichtig gewesen, wie das erste durch seine Eroberungen“. Er empfahl dem Direktorenhof in London mehr Freigebigkeit gegen die Angestellten, wodurch manche Unterschleife, manche Versuchungen zu gewinnsüchtigen Frevelthaten und Gesetzesübertretungen vermieden würden, aber die engherzigen Kaufherren hatten nur den eignen Vorteil, die eigne Bereicherung im Auge. Sie wollten ihre hohen Dividenden nicht vermindert sehen. Ja der Neid über den reich gewordenen Lord und seinen großen Aufwand ging so weit, daß seine Feinde, die an Gewinnsucht ihm nicht nachstanden, wohl aber von seiner „fürstlichen Großmut im Geben“ weit entfernt waren, im Parlament eine Anklage gegen ihn erhoben, er habe seine Macht mißbraucht, den

öffentlichen Dienern ein böses Beispiel gegeben und dem englischen Staat Schaden und Unehre zugefügt. Der Angeklagte verteidigte sich in mehreren Sitzungen mit solcher Kraft und Würde, daß der Antrag mit den Worten abgewiesen ward, Clive habe zugleich dem Vaterland große und rühmliche Dienste geleistet. Dennoch war die Anklage ein Nagel zu seinem Sarg, sein stolzer Geist fühlte sich gekränkt und beleidigt. Von jeher melancholischen Temperaments, wurde er von der Zeit an noch trübsinniger. In seinen prächtigen Hallen zu Claremont oder unter den stattlichen Cedern seines Parks war er weit weniger glücklich als früher im Lager von Carnatic und in den Ratszimmern Bengalens. Seine Gesundheit hatte in dem tropischen Klima gelitten; er hatte heftige oft wiederkehrende Krämpfe, gegen die er bloß im Opium eine vorübergehende verräterische Hilfe fand. Als die Leiden unerträglich wurden, machte er
22. Nov. 1774. seinem Leben selbst ein Ende, erst neunundvierzig Jahre alt, ein geborner Staatsmann und Militär, nicht durch Studien, sondern in einer praktischen Lebensschule herangebildet.

Haider Ali. Um die Zeit, da Clive nach London zurückkehrte, begann im südlichen Dekhan ein Abenteurer von großer Schlauheit, treulosem Gemüt und unternehmendem Geist seine wunderbare Laufbahn, die ihn vom Sohn eines armen Fakirs und Räuberhauptmanns zum Beherrscher eines Reichs emporführte, das die beiden Küsten des südlichen Indiens berührte und in Maissur und dem Herrschersitz Seringapatam seinen Mittelpunkt hatte. Dieser Mann war Haider Ali. Durch seinen Bruder, der bei dem Radscha des Hindureichs Maissur ein Hofamt bekleidete, in die Dienste dieses Fürsten gezogen, schwang er sich durch Tapferkeit und Verstand wie durch Gewissenlosigkeit, Grausamkeit und Hinwegsetzen über alle Gebote der Sittlichkeit bald zu einer Stellung auf, in der er nicht nur über den Radscha selbst, sondern über mehrere andre eingeborne Fürsten souveräne Gewalt übte. Die Engländer in Madras wurden bald durch den vorstrebenden Ehrgeiz des Mannes beunruhigt: sie hofften in Nisam Ali, dem Subahdar des Dekhan, und in den Mahratten Bundesgenossen gegen ihn zu finden: allein der intrigante Haider wußte diese für sich selbst zu gewinnen; und wenn auch
Sept. 1767. Nisam sich als eine schwache Stütze erwies, indem er in der Schlacht von Trinomali, wo er mit dem Maissorier vereint der britischen Armee gegenüberstand, die Flucht ergriff und dadurch dem Feind zu einem entscheidenden Sieg verhalf, so wußte doch Haider die einheimischen Kräfte viel erfolgreicher zu verbinden und den europäischen Handelsherren einen viel nachdrücklicheren Widerstand entgegenzusetzen, als irgend einer der andern Häupter, Hindu wie Mohammedaner, mit denen sie bisher in Konflikt gekommen. Die Angestellten in Bombay hatten sich der Seestadt Mangalore bemächtigt; aber ganz unerwartet stürzte Haider Ali mit seinen abgehärteten Scharen von den
Mai 1768. Ghats herunter und zwang die Engländer zum raschen Abzug. Im nächsten Jahr
1769. stand er wieder in den südlichen Ebenen des Carnatic, bedrängte den Nabob von Arcot, den Verbündeten der Engländer und rückte bis an die Grenzen des Stadtgebiets von Madras. Ein glühender Feind der englischen Nation war er stets bereit mit den Mahrattenhäuptlingen zu Puna oder mit den französischen Statthaltern von Ponditscherri ein Bündnis gegen sie zu schließen. Ohne alle Kenntnisse — er konnte weder lesen noch schreiben — aber mit naturwüchsigem Verstand und Scharfsinn begabt, traf er im Feld wie in der Verwaltung mit instinktivem Takt die zweckdienlichen Anordnungen und seine Neigung zu Genuß und Sinnlichkeit wurde nie so mächtig, daß er darüber seine ehrgeizigen Pläne aus dem Auge verloren hätte. Wieviel Zeit er bei Wein und Tänzerinnen verbrachte, er fand stets die rechte Stunde zu Listen und Ränken, zu Krieg und Waffenthaten. So furchtbar erschien sein Auftreten in der Ferne, daß im Frühling 1769 die indischen Papiere innerhalb weniger Tage um mehr als sechzig Prozent

fielen. Selbst die englische Regierung wußte er günstig für sich zu stimmen, indem sein Agent Macpherson durch unrichtige Darstellung des Sachverhalts das Ministerium gegen die Kompanie einzunehmen verstand. — Mit seiner Hilfe leisteteten die Mahratten von Puna und Sattara so erfolgreichen Widerstand, daß in der Präsidentschaft Bombay die ostindische Hansa viele Jahre lang keine bedeutenden Fortschritte machen konnte. Der Hauptmann Hartley wurde zu dem Vertrag von Wargam gezwungen, den man in England mit Recht als die größte Beschimpfung der englischen Waffenehre betrachtete, ein Saratoga im kleinen. Die Gewalt der Engländer blieb auf die Hauptstadt nebst der Insel Salsette und einigen Orten auf der Küste Koncan beschränkt, bis der Generalstatthalter Warren Hastings von Bengalen aus durch den Oberst Goddard und den Hauptmann Popham energischer und erfolgleicher eingriff. Jener stellte die durch den Vertrag von Wargam befleckte Ehre des anglo-indischen Namens durch glänzende Waffenthaten her und dieser erwarb sich großen Ruhm, als er die „betürmte Klippe" Gwalior, die für uneinnehmbar geltende Felsenburg auf Leitern erstieg.

Lord Clive war noch am Leben, als in Bengalen infolge einer Dürre eine Mißernte eintrat, die eine furchtbare Hungersnot erzeugte. Tausende von Menschen starben täglich auf den Straßen, an vielen Orten erlag ein Dritteil der Bewohner dem gräßlichen Elend. Man beschuldigte die Diener der Gesellschaft, sie hätten durch Wucher mit Reis den Notstand vermehrt. Dies gab der Regierung und dem Parlament Veranlassung, Einsicht von den Dingen zu nehmen und durch ein „Regelungsgesetz" die ostindische Hansa unter eine gewisse Kontrolle des Staats zu stellen. Die Dividende sollte sechs bis acht vom Hundert im Jahr nicht übersteigen, das Wahlrecht der Aktieninhaber wurde durch Erhöhung der Einlagesumme auf tausend Pfd. beschränkt und der Krone die Macht eingeräumt, in Kalkutta ein Obergericht zu bestellen und dem von dem Direktorenhof ernannten Gouverneur nebst den Räten die Bestätigung zu erteilen. Der auf diese Weise eingesetzte Statthalter von Bengalen sollte zugleich Generalgouverneur von ganz Indien sein.

Lord Norths Regulative. 1770.

Febr. 1773.

Dieses erweiterte Amt wurde **Warren Hastings** übertragen, dem Sprößling einer alten aber in ihren Vermögensverhältnissen heruntergekommenen Familie aus der Grafschaft Worcester, der schon mehrere Jahre in Indien gelebt und in der Armee wie in der Verwaltung der ostindischen Hansa hervorragende Dienste geleistet hatte; ein Mann von kleiner unscheinbarer Gestalt aber unwandelbarer Willenskraft und von wissenschaftlich gebildetem Geist. Unter den Räten befand sich Sir Philipp Francis, der vermutete Verfasser der Juniusbriefe. Hastings hatte ein schweres Amt: von dem Direktorenhof abhängig und zugleich der Regierung verantwortlich, mußte er Zwecke zu vereinigen suchen, die nach verschiedenen Richtungen auseinander gingen. Über Mohammed Reza Khan, der sieben Jahre lang in Murschidabad das wichtige Amt eines Naib Dewan oder Finanzministers versehen hatte, waren viele Klagen wegen Betrug und Unterschleif erhoben worden: Hastings ließ ihn zur gerichtlichen Untersuchung nach Kalkutta bringen und übertrug das Steuer- und Finanzamt unmittelbar den Beamten der Gesellschaft. Dem Nabob, dem unmündigen Sohn Mihr Dschaffiers wies er eine Jahresrente an und übergab die Vormundschaft nicht der Mutter, sondern der Munny Begum, einer ehemaligen Tänzerin aus dem Harem des Nabob, einer „erklärten Feindin" von Mirza Khan. — Schah Alum von Dehli knüpfte mit den Mahratten geheime Verbindungen an, in der Absicht den Engländern die Provinzen wieder zu entreißen, womit er Lord Clive belehnt hatte. Hastings vereitelte das Vorhaben und entzog zur Strafe dem Mogul die bisher genossene Jahresrente. — Wir wissen, daß einst die Rohillas, ein kräftiger Afghanenstamm, sich in dem Land zwischen dem Ganges und dem Gebirge in „Rohilkand" niedergelassen Mit diesen lag der Nabob-Wesir von

Warren Hastings, erster General statthalter.

Audh, Sudscha Daula in fortwährenden Kämpfen. Seine eignen Truppen, feig und unkriegerisch, vermochten den abgehärteten Nachbarn nicht zu widerstehen. Da schloß der Nabob auf einer Zusammenkunft in Benares mit Hastings einen Vertrag ab, des Inhalts, daß der Statthalter mit englischem Kriegsvolk zu Hilfe kommen, der andre dafür eine hohe Geldsumme in die Hansa-Kasse von Kalkutta zahlen sollte. Die April 1774. Rohillas wurden geschlagen; ihr greiser Häuptling Hafiz, der von einem Hügel aus die Seinen zum Kampf ermutigt, suchte und fand den Tod durch eine britische Lanze; die Soldaten des Nabob, die sich während des Treffens schmachvoll benommen hatten, zeigten desto mehr Eifer im Plündern und Verwüsten des Landes. Hastings führte ein neues System der Grundbesteuerung ein, das auf fünfjährigen Verpachtungen beruhte, und sorgte für bessere Rechtspflege und Verwaltung durch Einführung von Bezirksgerichten und Bezirksämtern. Der Hindufürst Schepte Sing, der die an Affen und Büßern reiche Gangesstadt Benares bewohnte, mußte den Tribut, den er bisher nach Audh entrichtet hatte, nach Kalkutta bezahlen.

Hastings u. seine Gegner in Kalkutta. Es konnte nicht fehlen, daß so durchgreifende und eigenmächtige Maßregeln Angriffe und Widerspruch hervorriefen. Das Verfahren gegen die Rohillas hatte im Parlament viele Gegner. Die meiste Opposition jedoch fand Hastings in der nächsten Umgebung, bei den neuernannten Räten, insbesondere dem reizbaren, leidenschaftlichen und unverträglichen Francis. Sie sandten gehässige Berichte nach London, suchten alle Anordnungen des Generalgouverneurs rückgängig zu machen und griffen auch in die ihnen ganz fremden Angelegenheiten von Bombay ein, das jetzt nach dem neuen Gesetz eine untergeordnete Präsidentschaft bildete. Ja sie nahmen die Anklage des Radscha Nuncomar, eines dem Statthalter feindlich gesinnten Brahmanen entgegen, wonach dieser zu seinen eigenmächtigen Handlungen durch Bestechung vermocht worden, mußten aber erleben, daß ein Schwurgericht in Kalkutta unter dem Oberrichter Impey, einem Studienfreund von Hastings, den Ankläger wegen Fälschung einer Urkunde zum Tod verurteilte, und daß das Haupt der Brahmanen Bengalens, 5. Aug. 1775. ein siebzigjähriger Greis, an dem Galgen starb. Es war natürlich, daß die Opposition sich nunmehr auch gegen Impey richtete. Oberrichter und Generalgouverneur, hieß es, sind Schulfreunde und spielen unter einer Decke. In Kalkutta aber hatte das energische Vorgehen die Wirkung, daß die Autorität des Statthalters stieg und seine Befehle und Anordnungen Gehorsam fanden. Der Schrecken erstickte jede gerechte wie ungerechte Beschwerde. Francis wurde bald nachher wegen eines anstößigen Liebeshandels mit einer verheirateten Dame von demselben Oberrichter Impey zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt. — In England waren die Stimmen für und gegen Hastings geteilt. Lord North hätte ihn gern abberufen; aber das Gesetz bestimmte eine fünfjährige Amtsdauer; nur wenn die Direktoren einen förmlichen Antrag in diesem Sinne an die Regierung richteten, konnte die Abberufung früher geschehen. Allein weder in dem Direktorenrat, noch bei der Aktiengemeinde konnte ein solcher Okt. 1776. Antrag durchgesetzt werden. Da reichte Oberst Maclean, erschreckt durch einige Drohreden des Ministers gegen die Gesellschaft und den Gouverneur, im Namen Hastings', seines Freundes und Gönners ein Entlassungsgesuch ein, ein Schritt, zu dem er sich durch einen ältern Brief des Generalstatthalters, den dieser jedoch später ausdrücklich widerrufen hatte, für ermächtigt hielt. Die Direktoren nahmen das Gesuch an. Wie Juni 1777. erstaunte man in Kalkutta, als im Juni ein englisches Paketschiff im Hughly Anker warf und die Nachricht überbrachte, daß der Generalstatthalter auf sein Ansuchen seines Amtes entlassen sei. Gerade damals war Hastings mit weiteren Reformen beschäftigt: er hatte eine eigne Behörde errichtet, um eine neue Abschätzung der Grundsteuer vorzunehmen, er hatte in Audh seine volle Autorität hergestellt, er hatte einen großartigen

Plan zu Subsidienverträgen mit eingebornen Fürsten entworfen. Und nun sollte er seinen Feinden weichen? Er protestierte gegen den Beschluß. Allein Clavering, neben Francis sein erbitterter Gegner im Ratskollegium, übernahm sofort die Würde eines Generalstatthalters. Ganz Bengalen spaltete sich in zwei Parteien; doch stand die Mehrheit zu Hastings. Man rief die Entscheidung des Gerichts an. Dieses fällte unter dem Vorsitz Impeys das Urteil: „Hastings' Amtsentsetzung sei ungültig und Clavering nicht berechtigt die höchste Gewalt an sich zu reißen.“ Diesem Ausspruch des Oberrichters, sagte Hastings später, verdankte ich die Rettung meines Vermögens, meiner Ehre, meines Rufes. Jetzt aber wollte er seinen Sieg noch weiter treiben; er erklärte, daß Clavering durch sein anmaßendes Auftreten seine Stelle im Rat und sein Kommando im indischen Heer verwirkt habe. Da entschied jedoch das Gericht, daß das Kollegium nicht berechtigt sei, eins seiner Mitglieder auszustoßen. Einige Wochen Aug. 1777. nachher starb Clavering; die Vorgänge hatten den strengen heftigen Mann in seiner Gesundheit angegriffen. Doch hatte er sich zuvor mit Hastings ausgesöhnt und der Hochzeit desselben mit Marianne Imhoff, der geschiedenen Frau eines deutschen Miniaturmalers, beigewohnt. Imhoff, mit einer reichlichen Geldsumme abgefunden, begab sich nach Weimar, wo er mit einer Schwester der Goetheschen Frau von Stein eine zweite Ehe einging. Sir Philipp Francis lebte noch drei Jahre in Kalkutta, ohne sich mit Hastings aufrichtig auszusöhnen. Vor seiner Abfahrt nach Europa sandte er dem 17. Aug. 1780. Statthalter eine Herausforderung; zum großen Erstaunen der neugierigen Hindu fand der Zweikampf in einer Ebene am heiligen Gangesstrom wirklich statt und Francis erhielt eine leichte Verwundung. Nachdem er geheilt war, schiffte er sich nach London ein.

Die Opposition im Rat von Kalkutta war durch die Abreise Francis' und durch Hastings gegen Haider Ali und Tippu Saib. den Tod seiner beiden Kollegen niedergeworfen und Hastings konnte nun seine ganze Thatkraft nach außen richten. Und bald merkte man sowohl in Bombay als in Madras, daß ein kräftiger Geist und ein starker Arm das Ruder führte. Der ganze Süden des Dekhan war in kriegerischer Bewegung. Zwischen dem Nabob von Carnatic in Arcot und dem Radscha von Tandschore war Feindschaft und Fehde entstanden, in welche sich die Angestellten der Kompanie mischten; der zwischen Frankreich und England wegen Amerika ausgebrochene Krieg hatte sich auch nach Indien ausgedehnt und die Eroberung aller französischen Besitzungen, Ponditscherri, Tschandernagore in Bengalen und Mahé an der Küste von Malabar durch die Engländer zur Folge gehabt; in Madras herrschten ähnliche Streitigkeiten zwischen dem Statthalter Pigot und den Räten und Hauptleuten wie vordem in Kalkutta, die auf den Gang der politischen und militärischen Dinge lähmend und verwirrend einwirkten. Pigot, der einst als Schreiber nach Madras gekommen und sich im Laufe der Zeit ein Vermögen von 400,000 Pfd. St. und den Titel eines Lords erworben, war von Oberst Stuart bei einem Mittagessen verhaftet worden und wenige Monate nachher infolge Aug. 1776. fieberhafter Aufregung gestorben. Ein Wucherer, Paul Benfield, ursprünglich ein geringer Diener der Kompanie, dem Burkes Rede „von den Schulden des Nabobs von Arcot“ einen Namen verschafft hat, wie im Altertum Cicero dem Verres, hatte eine Geldforderung von 162,000 Pfd. St., die ihm der Nabob, und von 72,000 Pfd., die ihm einige Einwohner von Tandschore schuldig seien, eingereicht. Wie trefflich wußte der schlaue Haider Ali alle diese Wirren zu seinem Vorteil zu verwerten! Er hatte sein Heer nach und nach zu einer Stärke von 100,000 Mann gebracht, in ihm dienten mehrere hundert Franzosen und es war mit europäischer Artillerie versehen, so daß er als Gebieter in der ganzen Halbinsel auftreten konnte. Gleich einer „dunklen Wolke“ stürzte er sich mit seinen Scharen von den Bergen herab und bedrohte die schönen Land-

häuser um Madras mit Verwüstung. Sein Sohn Tippu Saib hatte eine Abteilung
10. Sept. 1780. der britischen Armee unter Oberst Baillie angegriffen und durch seine Übermacht erdrückt, so daß sechsunddreißig Offiziere auf dem Kampfplatz blieben, die Überlebenden, Führer wie Gemeine, in Gefangenschaft gerieten und eine barbarische Behandlung erdulden mußten. Da beschloß Warren Hastings die Intervention, zu der er vermöge seiner Stellung als Generalstatthalter sowohl berechtigt als verpflichtet war, nicht länger
Jan. 1779. zu verzögern. Hatte er doch im vorhergehenden Jahr den erwähnten schmachvollen Vertrag von Wargam in der Statthalterschaft Bombay gerächt. Nun sandte er den General Sir Eyre Coote, der kurz zuvor zum zweitenmal in Indien angelangt war, von der Regierung zum Befehlshaber und Kollegienrat ernannt, mit einigen tausend Mann nach dem Dekhan, um dem gefährlichsten und mächtigsten Feind des britischen Namens entgegenzutreten. Dieser lieferte, nachdem er Verstärkungen aus Madras an sich gezogen, den beiden Häuptlingen, Vater und Sohn, bei Wandewash oder Porto
1. Juli 1781. Novo eine Schlacht, worin die Engländer über das zehnmal stärkere Heer des Sultan von Maisore einen vollständigen Sieg davontrugen. Der Feind floh mit einem Verlust von 10,000 Mann, während die britische Armee nur 300 Tote und Verwundete zählte. Auch ein zweites Treffen, das nach dem Dorf Pollilur genannt ward, endete mit einem Sieg. Das offene Land wurde wieder erobert, das Carnatic war gerettet. Haider Ali und sein Sohn verloren aber darum weder den Mut noch die Kampflust. Im Bund mit den Franzosen, die ihren berühmtesten Admiral, Suffrein, den ehemaligen Bailli des Malteserordens, ebenso kühn und unternehmend als umsichtig und verständig, mit einer Flotte in die indischen Gewässer geschickt hatten, setzten sie ihre Kriegszüge fort. Den Engländern, die um diese Zeit in Lord Macartney einen erfahrenen
Febr. 1782. Gouverneur für Madras erhielten, gelang es, die Stadt Kalikut in Malabar in ihre Gewalt zu bringen, die reiche holländische Handelsstadt Negapatam an der Mündung des Kaveri zur Übergabe zu zwingen, schwere Beute an Gütern und Munition und viele Gefangene nach Madras zu führen; dagegen erlitt Oberst Braithwaite bei Tandschore eine Niederlage durch Tippu Saib, die mit dem Unfall Baillies verglichen werden konnte. Was nicht im blutigen Kampf fiel, wurde nachträglich niedergehauen oder in
Dez. 1782. die Kerker von Seringapatam geschleppt. Gegen Ende des Jahres starb Haider Ali in hohem Alter an einer Krankheit und nun trat sein gleich befähigter und gleich energischer Sohn **Tippu Saib** selbständig die Regierung von Maisur an. Die scharfe Belagerung von Mangalore bewies den Engländern bald, daß der junge Regent den Spuren des Vaters folgend den Krieg mit List und Gewalt fortzusetzen gedenke. Der schlachtenreiche Seekrieg, der zu gleicher Zeit das ganze Jahr hindurch zwischen den beiden berühmten Seehelden Suffrein und Sir Edw. Hughues mit abwechselndem Erfolg geführt ward, kam dem Sultan bei seinen Unternehmungen zu statten. Doch hielt er es, als die Franzosen nach dem Abschluß des Versailler Friedens ihm ihren Beistand entzogen, für zweckmäßig, sich vorläufig mit den Engländern zu vertragen und günstigere
Mai 1784. Zeiten abzuwarten. So kam denn im Mai 1784 zwischen der Kompanie und dem Sultan von Maisur ein Friede zum Abschluß auf der Basis gegenseitiger Herausgabe der Eroberungen. Daß auch den Franzosen Ponditscherri und die andern Besitzungen, die während des Kriegs verloren gegangen, zurückgegeben wurden, haben wir früher
26. April 1783. erfahren. Kurz zuvor war der tapfere Feldherr Coote, der nie sein Schwert aus der Hand gelegt, den Anstrengungen und dem Klima in Madras erlegen.

Hastings' Verwaltungssystem. Der Generalstatthalter von Bengalen hatte während dieser schweren Zeit, da die britische Herrschaft in Indien von allen Seiten bedroht war und innere Spaltungen und Zerwürfnisse die feindlichen Anschläge von außen förderten, ebensoviel Unternehmungsgeist und Mut als Staatskunst und Vaterlandsliebe bewiesen. Er hatte den

Nisam und die Mahratten vom Bund mit Haider Ali abgehalten; er hatte den Präsidentschaften Bombay und Madras rechtzeitig Hilfe geschickt; er hatte durch entgegenkommendes Wesen den mürrischen und starrsinnigen General Coote, „dem man den Hof machen mußte wie einer Geliebten und zu Willen sein wie einem Kind", zum Kriegszug nach dem Dekhan vermocht. Aber die Anstrengungen und Opfer überstiegen die Kräfte der Kompanie. Es gab im Handel große Störungen und Verluste und doch wollten die Glieder der Gesellschaft nichts von ihren Dividenden missen. Schon vor zehn Jahren hatte die Regierung durch die erwähnte Regulationsbill von Lord North dem Direktorenhof ein Darlehn von einundeinhalb Million Pfd. St. gemacht und auf den Bezug von jährlich 4000 Pfd. verzichtet, dafür aber sich die Mitwirkung bei der Anstellung der oberen Beamten, der Heerführer und der höchsten Richter ausbedungen. Jetzt war die Geldnot und die Schuldenlast wieder sehr hoch gestiegen; sollte die Regierung der ostindischen Hansa abermals unter die Arme greifen, so mußte diese auf neue Beschränkungen ihrer Privilegien und autonomischen Gewalten gefaßt sein. Warren Hastings suchte zunächst in Indien selbst neue Hilfsquellen zu öffnen, die einheimischen Lehnsfürsten zu größern Leistungen anzuhalten. Gleich den Despoten des Orients machte er von dem Recht des Stärkeren Gebrauch und suchte Geld bei denen, die welches hatten. Er verlangte von dem Hindu-Radscha Scheyte Sing von Benares, der dem Statthalter sich stets abhold gezeigt hatte, einen Geldbeitrag, den er zuletzt auf eine halbe Million Pfd. St. festsetzte. Scheyte Sing nahm nach der Landessitte zur Bestechung seine Zuflucht; er machte dem Gouverneur ein Geschenk von etwa 23,000 Pfd. Hastings nahm das Geld, bestand aber nichtsdestoweniger auf der frühern Forderung und lieferte erst nach einiger Zeit die empfangene Summe an die Gesellschaftskasse ab. Damit beginnt eine der dunkelsten Seiten in Hastings' Verwaltungsleben zu einer Zeit, wo das Ratskollegium verwaist und der Generalgouverneur im Besitz unbeschränkter Macht war. Als der Radscha zögerte, zog Hastings mit einer Schar Sipoys nach Benares und stellte denselben in seinem Palast unter Aufsicht. Empört über die dem Fürsten zugefügte Schmach, überfielen einheimische Bewaffnete die Wache und ermordeten sie, während Scheyte Sing durch eine Hinterpforte sich nach der Festung Tschunar flüchtete. Als bald nachher Major Popham, der Sieger von Gwalior mit starker Mannschaft in das durch Volksbewegungen und tumultuarische Auftritte beunruhigte Land einrückte, entwich der Bedrohte aus dem Felsenschloß Bisschegur, wo er seine Schätze verborgen hielt, über die Grenze, worauf seine Gemahlin die Feste vertragsweise übergab. Die Bedingungen wurden jedoch nur unvollkommen eingehalten, indem sich die Armee den vorhandenen Schatz von 250,000 Pfd. als Beute zueignete. Hastings leugnete in der Folge, daß dies auf seinen Befehl geschehen sei, meinte aber doch, die Züchtigung des Radscha sei gerechtfertigt gewesen durch dessen feindseliges konspiratorisches Treiben und die Verpflichtung jedes Vasallen dem Lehnsherrn in der Bedrängnis durch außerordentliche Hilfeleistung beizustehen. Und doch hatte die Kompanie dem Großmogul den bedungenen Tribut entzogen. Selbst William Pitt, der Verteidiger Hastings', nannte das Verfahren willkürlich, ungerecht und tyrannisch. Das Strafmaß sei weit über das Vergehen gewesen. In Benares wurde ein junger Verwandter Scheyte Sings zum Radscha erhoben und der Tribut gesteigert. Der Nabob-Wesir von Audh Asaph ed Daula, der seine Residenz nach der aufstrebenden Stadt Laknau verlegt hatte, beeilte sich durch ein zu rechter Zeit gereichtes Geschenk von etwa 100,000 Pfd. St. sich einem ähnlichen Schicksal zu entziehen. Dafür leistete ihm der Generalgouverneur Vorschub, als der lasterhafte und verschwenderische Fürst, um seine Rückstände an die Kompanie zu entrichten, den beiden Begums, seiner eignen Mutter und Großmutter, die im Palast von Faizabad lebten und durch Sparsamkeit und

guten Haushalt ihr Vermögen auf drei Millionen Pfd. vermehrt hatten, die ihnen von Jan. 1782. der englischen Hansa gewährleisteten Einkünfte, Schätze und Ländereien entriß. Es wurde gegen die betagten fürstlichen Frauen geltend gemacht, daß das Vermögen nicht der Witwe, sondern dem Sohn gebühre und daß die Diener der Begums bei den Unruhen in Benares das Volk gegen die Engländer aufgereizt hätten. Die Beraubung ging in der härtesten Weise und unter Mitwirkung des englischen Gesandten in Audh vor sich. Indem man die Dienerschaft auf Hungerkost setzte, zwei alte Eunuchen gefangen nahm, vielleicht folterte, erpreßte man den Unglücklichen im Laufe des Jahres 1782 eine Summe nach der andern.

Warren Hastings' Prozeß u. Ausgang. Schon lange waren in England Gerüchte über Mißbräuche in Indien im Umlauf. Man sprach von Streitigkeiten in den Ratskollegien, von räuberischen Statthaltern, von ungerechten Richtern und ungerechtfertigten Kriegen. Solche Reden und Anschuldigungen gaben dem Ministerium North Veranlassung, zwei Prüfungskommissionen über die indischen Angelegenheiten aufzustellen. In der einen führte General Richard Smith den Vorsitz, in der andern Henry Dundas, Generaladvokat von Mai 1782 Schottland. Zu den thätigsten Mitgliedern gehörte Edmund Burke. Auf ihren Antrag wurde der Oberrichter Sir Elijah Impey zurückgerufen, um sich wegen verschiedener Anschuldigungen zu rechtfertigen. Auch Hastings sollte von seinem Amt entfernt werden, „da er bei verschiedenen Gelegenheiten auf eine Weise gehandelt habe, welche der Ehre und Politik der englischen Nation zuwiderlaufe". Der Direktorenhof wollte der Forderung der Regierung nachgeben, allein die Aktiengemeinde erhob Einsprache. Erst als durch den Friedensschluß von Versailles auch in Indien die Angelegenheiten in 8. Febr. 1785. einen ruhigeren Gang gekommen und mittlerweile das Ministerium North-Fox an der indischen Frage gestrandet war, legte Warren Hastings seine Stelle nieder und schiffte sich nach England ein. Er wußte, daß er viele Gegner hatte, aber er fühlte sich stark genug, ihnen die Stirn zu bieten. Er trug das Bewußtsein in seiner Brust, daß er bei allen seinen Handlungen stets das Interesse der Ostindischen Kompanie und die Macht und Ehre Englands im Auge gehabt habe, ja er durfte sich auch sagen, daß trotz seiner willkürlichen und eigenmächtigen Eingriffe in die öffentlichen Zustände und Rechtsverhältnisse der indischen Vasallenstaaten und trotz der drückenden Lasten, die er den Häuptern auferlegt, die Lage des Volks gebessert worden sei. Während man in England Clive und Hastings allgemein als Tyrannen schmähte, sagt Mahon, pries man sie in Indien als Wohlthäter. In diesem Gefühl forderte er seine Gegner in die Schranken und provozierte selbst die gerichtliche Untersuchung, die sieben Jahre lang (1788—1795) die Gemüter in England wie in Indien gewaltig aufregte. Die von einer Kommission des Unterhauses, bei welcher die Häupter der Whigs, Fox, Burke, Sheridan in erster Linie standen, bei dem Hause der Lords erhobene Klage gegen den Generalgouverneur gestaltete sich durch das wachsende Interesse und die Beteiligung so vieler ausgezeichneter und hochgestellter Männer zu einer Gerichts- und Staatsaktion ersten Ranges. Allein wie sehr Burke die Anklagen berghoch auftürmte, mit gewaltigem Redeschwall die Leidenschaften zu erregen suchte und mit glühender Phantasie Bilder des Schreckens und der Tyrannei heraufbeschwor, welche die Gefühle empörten und die Sinne überwältigten, so endete doch der große Prozeß, in welchem eine zahllose Menge von Zeugen aus Indien und England vor die Schranken des Hauses gerufen wurden, schließlich mit einer Freisprechung des Generalstatthalters. Die meisten Anklagen erwiesen sich als unhaltbar; und wenn auch nicht geleugnet werden konnte, daß er in seinen Handlungen häufig genug der Willkür und Leidenschaft gefolgt, sich aus Rücksicht einer vermeintlichen Staatsnotwendigkeit über die Gebote der Moral und Humanität weggesetzt und während seiner Amtsführung manche krumme Wege gewandelt, mancher

Bedrückung und Gewaltthätigkeit Vorschub geleistet, bei vielen Gelegenheiten aus persönlichen Motiven parteiisch oder ungerecht gehandelt habe: selbst die Ankläger konnten nicht in Abrede stellen, daß er sich um die englische Herrschaft in Indien große Verdienste erworben, daß er bei seinen Unternehmungen Einsicht, Mut und Vaterlandsliebe bewiesen, daß die Geldsummen, die er von den eingebornen Dynastenfamilien erpreßt, für die Interessen der Kompanie oder des Staats verwendet worden. Seine Verteidigung würde einen bessern Eindruck hervorgebracht haben, wenn er, anstatt zu Ausreden, Kunstgriffen, Verdächtigung der Zeugenaussagen und dergleichen zweideutigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, die ganze Sachlage offen dargelegt hätte. Im großen politischen Leben ist die Staatsnotwendigkeit in der That eine anzuerkennende Macht, sind Gründe der Staatsvernunft nie ganz zu entbehren; sie werden nur dann verwerflich und unsittlich, wenn sie zu eigennützigen Zwecken, zur Befriedigung selbstischer Triebe und Leidenschaften mißbraucht, wenn persönliche Laster und Frevel durch höhere allgemeine Rücksichten verhüllt und beschönigt werden. Inwieweit dieser Makel auf Warren Hastings' Leben und Charakter haftete, darüber war die englische Welt damals und in der Folge geteilter Meinung. Der ehemalige Generalstatthalter überlebte seine Freisprechung noch über zwanzig Jahre. Da die Kosten des Prozesses sein Vermögen weit überstiegen, gewährte ihm die Kompanie ein Jahrgehalt von 4000 Pfd. St. und schoß ihm 50,000 Pfd. ohne Zinsen vor, eine Summe, deren Rückbezahlung ihm in der Folge großenteils erlassen ward.

III. Das öffentliche Leben unter dem Einfluß der Aufklärungsideen.

Litteratur. 1. Zu Portugal: Neben dem schon mehrfach angeführten Werk von Schäfer (IX, 393) kommen für diese Periode besonders in Betracht: John Smith, Memoirs of the marquis of Pombal cet. Lond. 1843. 2. voll. 8.; Vita di Seb. Gius. di Carvalho e Mello, march. di Pombal cet. Deutsch v. Jagemann. Dessau 1782; Balbi, Essai statist. sur le royaume de Port. et d'Alg. Paris 1822. — Über alles, was den Jesuitenorden in dieser Zeit und dessen Aufhebung betrifft, Theiner, Gesch. des Pont. Clem. XIV. Paris und Leipzig 1852, zugleich in franz. Sprache v. P. de Geslin. 2 voll. — 2. Frankreich: Zu den schon öfters angeführten Werken (XII, 335, 739) von Martin, Sismondi, Michelet, Schlosser, Voltaire, Lacretelle u. a. Barbier, Chronique de la Régence et du règne de Louis XV. Paris 1866. 8 Bde.; Desodoards, Hist. de L. XV. Par. 1798. 3 Bde.; Capefigue, Louis XV. et la société du 18me siècle. Par. 1842. 4 Bde.; Tocqueville, Hist. philos. du règne de L. XV. Par. 1847. 2 Bde.; Boutaric, Correspondance secrète inédite de Louis XV. 2 voll. Paris 1866. — Über Ludwig XVI. Soulavie, Mémoires de L. XVI. Par. 1801 ff. 6 voll.; Droz, Hist. du règne de L. XVI. Par. 1839 f. 3 voll.; Jobez, La France sous Louis XVI. 2 voll. 1877—81.; Mme. Campan, Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, 2 voll. 3. Ausg. 1823; Arneth, Maria Theresia u. Marie Antoinette. Paris u. Wien 1865. — Über die soz. Zustände vor der Revolut. Tocqueville, L'ancien Régime et la Révolution. Par. 1866; Taine, Les origines de la France contemporaine I. Bd. Deutsch von Katscher „Die Entstehung des modernen Frankreich". Leipz. 1877; Oberleitner, Frankreichs Finanzverhältnisse unter Ludwig XVI. von 1774—1792. 1 Bd. Wien 1866; Tissot, Turgot sa vie, son administration, ses ouvrages, 1 Bd. Paris 1862; de Larcy, Louis XVI. et Turgot d'après des documents inédits. Par. 1866; Foncin, Essai sur le ministère de Turgot, 1 Bd., Par. 1877. — 3. Zu Spanien und Italien: Außer den schon mehrmals erwähnten Werken von Lafuente, Rosseeuw-St.-Hilaire, Tapia

(XI, 85 f.), Coxe (XII, 739), Viollet, Hist. des Bourbons d'Esp. Paris 1843; G. Moore, Lives of Alberoni, Ripperda, Pombal. Lond. 1814; Briand, Hist. d'Esp. Par. 1808. 4 voll.; Bigland, Hist. d'Esp. trad. de l'Angl. p. le comte Matth. Dumas. Par. 1823. 3 voll.; H. Baumgarten, Gesch. Spaniens vom Ausbr. der franz. Revolut. (in „Staatengeschichte der neuesten Zeit") Leipz. 1865—1871. 3 voll.; Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825. Paris 1833. 2 voll. Auch deutsch von Leber. Grimma 1848 u. a. (Fortsetzung von Gianonne [VIII, 313]). — 4. Niederlande: 1. Holland: Kampen, Gesch. d. Nied. (XI, 132); Harris (Lord Malmesbury), An introduction to the hist. of the Dutch republ. cet. Lond. 1788; das schon erwähnte Buch von Schlözer, Ludw. Ernst Herz. v. Br. u. Lüneb. Gött. 1787; Jacobi, Vollständ. Gesch. der siebenjährigen Verwirrungen in den vereinigten Niederl. Halle 1789. 2 voll. — 2. Belgien: Rapédius de Berg, Mém. et docum. cet. par Gérard. Brux. 1842. 4⁰; Borgnet, Hist. des Belges à la fin du 18me siècle. Brux. 1844; Adam Wolf, Maria Christine Erzh. v. Österr. Wien 1863. 2 voll.; Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II.; Lorenz, Joseph II. u. d. belg. Revolution; W. A. Arendt, Die brabant. Revolution 1789—1790 in Raumers hist. Taschenb. Jahrg. 1843, wo auch die zahlreichen Sammlungen v. Aktenstücken u. Briefen angegeben sind.

I. Die Staaten im westlichen und südlichen Europa und die Kämpfe gegen die Jesuiten.

1. Portugal unter Pombals Ministerium.

a. Johann V. und Joseph. Pombals Anfänge.

König Johann V. 1706—1750. Als König Pedro II. während des spanischen Erbfolgekriegs aus dem Leben schied, trat in Portugal eine Friedenspolitik ein. Sein Sohn und Nachfolger João V. beobachtete eine neutrale Haltung, während das Königreich immer mehr seinem Verfall entgegenging. Obgleich die Gold- und Diamantengruben Brasiliens unermeßliche Schätze nach Lissabon lieferten, verarmte die Nation, gerieten Handel und Schiffahrt ins Stocken, erlahmte die Industrie des Landes, sanken Heer und Marine zu einem kümmerlichen Zustand herab. Denn die Reichtümer des überseeischen Tochterstaats kamen nicht dem portugiesischen Land zu gute, sondern den Engländern, welche kraft des Methuenvertrags (XII, 764) die Häfen und Märkte mit ihren Waren füllten und das ganze Königreich an ihren Staatswagen gekettet hielten, dem römischen Hof, der von dem klerikal gesinnten König unermeßliche Summen zog, den geistlichen und weltlichen Günstlingen, Gelehrten und Künstlern, die Johann V. mit Gnadenerweisungen überhäufte, oder sie fielen der verschwenderischen Pracht des Hofes und den kostspieligen Unternehmungen und Gründungen des Königs zum Opfer. Die größte Schuld an allen Mißständen trifft den Monarchen selbst. Nicht ohne natürliche Begabung, aber durch jesuitische Lehrer dürftig und einseitig erzogen, wollte er alles nach seinem Sinn lenken, stellte an die Spitze der Regierung nur solche Staatsmänner, die seinem Willen keinen Widerstand boten, unterließ die

Einberufung der Cortes und huldigte dem glanzvollen Hofleben, wie es Ludwig XIV. in Versailles begründet hatte. Aber wie wenig glich der portugiesische König in seinem ganzen Wesen und Wirken dem französischen Herrscher! Wohl trachtete auch König João V. nach dem Ruhm als Kunstfreund und Mäcen gefeiert zu werden: aber seine Freigebigkeit brachte den Wissenschaften und der Litteratur keinen Nutzen. Seine Akademie für portugiesische Geschichte und andre Anstalten waren nur schwache Nachbildungen der französischen Institute, die keine dauernden Früchte trugen. Und wie sollte auch ein Fürst, der so blindlings dem Klerus ergeben war, seine Gunst nur Geistlichen und Mönchen zu teil werden ließ, auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Geistesthätigkeit einen belebenden Einfluß, eine ersprießliche Wirksamkeit üben! Sein ganzes Leben hindurch widmete der König den kirchlichen und religiösen Dingen die größte Aufmerksamkeit. Es war sein höchstes Interesse, den hierarchischen Glanz seines Landes zu mehren, Klöster und kirchliche Institute zu gründen und königlich auszustatten, die Krone mit der Kirche und dem Pontifikat in die innigste Verbindung zu setzen. Wie freute es ihn, daß Clemens XI. für hohe Geldsummen sich bereit finden ließ, von dem Erzbistum Lissabon einen Teil abzulösen und zu einem zweiten Patriarchat zu erheben mit dem Rang eines Kardinals für den jedesmaligen Inhaber des geistlichen Sitzes und einem Kapitel von vierundzwanzig Domherren unter dem eignen Patronat des Königs! Er schmückte die Kirche mit kostbaren Steinen aus, er belebte seine Hauptstadt mit Prozessionen und Kirchenfesten und machte seine Umgebung zu einem kleinen Rom. Die Krone aller seiner geistlichen Stiftungen war der Prachtbau von Mafra, das schönste architektonische Denkmal des neueren Portugal, zugleich Palast, Kirche und Kloster, mit allen Schätzen der Kunst ausgeschmückt. Die Kosten für dieses portugiesische Eskorial, an welchem vierzehn Jahre lang gearbeitet wurde, werden auf fünfundvierzig Millionen Kreuzgulden (Cruzados) geschätzt. Auch den Jesuiten erwies sich der König gnädig, indem er in ihrer Kirche S. Roque die Johanneskapelle aufs kostbarste und glänzendste ausschmücken ließ. Es ist begreiflich, daß ein solcher Fürst, welcher nicht nur den größten Eifer für kirchlichen Pomp, für Klöster und Mönche, für die Mehrung und Rangerhöhung des geistlichen Standes an den Tag legte, sondern auch die Regierungsgeschäfte durch priesterliche Männer besorgen ließ, zuerst durch den Kardinal da Motta, dann durch die Patres Gaspard und Guzman, sich der Gunst und Gnade des heil. Vaters in hohem Grad zu erfreuen hatte. Nur vorübergehend trübte sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen Rom und Lissabon, als der strenge mönchisch gesinnte Benedikt XIII. (XII, 831) den päpstlichen Stuhl innehatte und rechthaberisch auf seinen hierarchischen Ansprüchen bestand. Der König wollte die Inquisition nur mit der Einschränkung dulden, daß ihre Beschlüsse dem Staatsrat zur Bestätigung vorgelegt würden. Als Benedikts beide Nachfolger Clemens XII. und Benedikt XIV. Klugheit genug

besaßen, dem Verlangen des auf seine Prärogative eifersüchtigen Königs nachzugeben, zeigte es sich, daß der kirchlich gesinnte Fürst nicht etwa „aus Mitleid mit den Ketzern" die Allmacht des geistlichen Gerichtshofes bestritten hatte, sondern „weil er selbst das Verdienst haben wollte, sie zu verbrennen". Denn im November 1742 wurde ein ansehnliches Autodafee abgehalten. Für alle diese Tugenden und Verdienste verlieh der Papst dem ergebenen Schirmherrn der Kirche den neuen Titel „Allergetreueste Majestät". Bald darauf verfiel João V. in Krankheit und Melancholie; er ließ aus allen Klöstern und heiligen Stätten Reliquien in das Schloß bringen, um durch die Wunderkräfte derselben geheilt zu werden. Aber trotz der reichen Spenden, die dafür den heiligen Orten gewährt wurden, blieb die Kur wirkungslos. Er starb am 31. Juli 1750 an der Wassersucht.

Resultate seiner Regierung.

Die lange Regierung Joãos V., so lautet das Urteil eines zeitgenössischen Staatsmannes bei Schäfer, war für Portugal sehr unglücklich. Ein Fürst von großen Talenten aber im schrecklichsten Aberglauben erzogen. Seit seiner Thronbesteigung zeigten sich die Wirkungen davon. Brasiliens reiche Goldminen, die unter der Regierung seines Vaters entdeckt waren, pflegten diesen Aberglauben noch mehr. Er erbaute Klöster und verschwendete ungeheure Geldsummen dabei; er gründete eine patriarchalische Kirche, deren Glieder die Rolle der Kardinäle mit dem Papst an ihrer Spitze spielen mußten. Diese Thorheiten kamen ihm teuer zu stehen. Rom machte das Joch des Aberglaubens noch drückender und suchte seine Herrschaft über das Königreich weiter auszubreiten. Der Ackerbau ward vernachlässigt; die Industrie schwand; der Durst nach Geld ward immer größer; Unwissenheit und Aberglauben herrschten überall; das Land sank in tiefes Unglück, und am Ende des Jahres 1750 waren die Einkünfte des Königs und der Nation gleichsam erloschen.

König Joseph I. 1750—1777. Die Lage des Reichs bei dem Thronwechsel.

Das Haus Braganza war einst, wie uns bekannt (XII, 282 ff.), durch einen Akt des Nationalwillens auf den portugiesischen Thron erhoben worden. Diesen Ursprung seiner Macht hatte João V. aus dem Auge verloren und als absoluter „König von Gottes Gnaden" regiert, nur den Klerus und den hohen Adel begünstigend. Ein solcher Rückschritt zu überlebten Formen, eine solche ausschließliche Anlehnung der souveränen Monarchie an zwei bevorrechtete und bevorzugte Stände, welche zu der herrschenden Zeitrichtung und Zeitbildung in schroffem Gegenstand standen, konnte den noch kaum befestigten Staat von neuem den Stürmen der Anarchie entgegentreiben, von neuem bürgerliche Bewegungen hervorrufen, die den lauernden, neidischen Nachbarstaat leicht zur Wiederaufnahme der frühern Feindseligkeiten anspornen mochten. War doch die Kolonie del Sacramento, auf einem felsigen Vorgebirge am Norduser des Rio de la Plata, welche die Portugiesen im Jahr 1678 angelegt und seitdem gegen viele Anfechtungen behauptet hatten, ein steter Erisapfel zwischen den beiden pyrenäischen Königreichen. Die Kolonie trieb einen schwungvollen Schleichhandel mit dem gegenüberliegenden Buenos Ayres, wodurch die spanischen Zolleinnahmen erheblich geschmälert wurden. Portugals Staatswesen bedurfte einer dem Geist

der Zeit entsprechenden Reform, sollte es nicht hinter andern Ländern zurückbleiben, sondern aus dem gegenwärtigen Zustand des Verfalls sich emporarbeiten.

Carvalho, Graf v. Deyras, Marquis v. Pombal, geb. 13. Mai 1699, gest. 8. Mai 1782.

Diese Reform sollte dem Reich in glänzender Weise zu teil werden durch einen Mann, der dem neuen König Joseph Emanuel zur Seite stand wie einst Richelieu dem französischen König Ludwig XIII. Dieser Mann war Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Graf von Deyras, bekannter unter seinem spätern Titel Marquis de Pombal. Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts von mäßigem Vermögen, hatte er nach vollendeten Studien in Coimbra durch einflußreiche Verwandte in Lissabon eine Anstellung erhalten, war dann von König João V. mit diplomatischen Aufträgen nach London und Wien gesandt worden, hatte auch in Paris einige Zeit verweilt, und kannte somit die wichtigsten Städte Europas, die seinem fähigen und empfänglichen Geist Belehrung geben konnten über Staatsverwaltung und Volkswirtschaft, über kirchliche und religiöse Dinge, über moderne Zeitbildung und priesterlich-jesuitische Weltanschauung. Und je mehr er sich mit den Ideen der Aufklärungsphilosophie befreundete, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß die öffentlichen Zustände in Portugal nur dann einer Besserung entgegengeführt werden könnten, wenn die hierarchisch-aristokratische Atmosphäre, die wie ein tödlicher Mehltau über alle Lebensfunktionen gelagert war, durchbrochen und weggefegt würde. Und so mächtig und überwältigend war die Persönlichkeit des Mannes, daß, sobald er nach dem Tod des alten Königs durch den Einfluß der königlichen Witwe, einer österreichischen Kaisertochter, von dem Sohn und Nachfolger in das Ministerium berufen ward, die alten klerikalen Räte bald weichen mußten, daß Carvalho mit souveräner Machtfülle das Regiment führte und der Politik und Staatsverwaltung Portugals einen andern Charakter aufprägte. Der neue Minister, bereits einundfünfzig Jahre alt und in zweiter Ehe mit einer Tochter des Feldmarschalls Daun vermählt, wird geschildert als ein Mann von ungewöhnlich hoher Gestalt, dabei wohlgebaut und schön, seine Gesichtsbildung geistreich und ausdrucksvoll, sein Benehmen gewinnend, seine Sprache leicht und fließend, von einer melodischen, überaus anmuthigen Stimme unterstützt.

König José u. Pombal.

Der König selbst, arbeitsscheu, wenig befähigt und dürftig unterrichtet, überließ die Last der Regierung dem gewandten Minister, welcher gegenüber seinem Fürsten stets die Formen eines Kavaliers und Hofmanns beachtete, während er seine Gegner mit despotischer Hand niederwarf. Um so mehr Zeit konnte der König auf seine Liebhabereien verwenden, um so ungestörter für seine Opern und seine Kapelle, für den Bau und die Einrichtung eines prachtvollen Theaters sorgen; um so häufiger dem Weidwerk nachgehen oder schönen Frauen den Hof machen, soviel es die Eifersucht seiner spanischen Gemahlin, einer Tochter Philipps V., gestattete. Joseph ließ den Minister auch darum gewähren, weil die ganze Persönlichkeit des mutigen durchgreifenden Mannes seiner eignen schwachen und furchtsamen Natur imponierte, so daß er ihm nicht entgegenzutreten wagte. Dabei erkannte er immerhin soviel, daß Pom-

bal, indem er die nationalen Kräfte sammelte und entwickelte, die Standes- und Sonderinteressen der feudalen und klerikalen Elemente bändigte und niederhielt, zugleich die Königsgewalt und die Prärogative der Krone hob und stärkte.

Pombal u. die aristokratische hierarchische Opposition.

Der hohe Adel, der sich im unbeschränkten Besitz aller wichtigen Hof-, Regierungs- und Richterstellen befand, sich einen großen Teil der Krongüter angeeignet oder durch den verstorbenen König hatte zuteilen lassen, sah mit Mißtrauen und Abneigung auf den Landedelmann, „den einzigen und wahren Inhaber der Macht der königlichen Autorität", der alle Ämter und Geschäfte einer sorgfältigen Aufsicht und Kontrolle unterwarf, mit einer Menge von Reformplänen sich trug und mit spähendem Blick alles prüfte und vieles änderte. Von ähnlichen Gefühlen war der Prälatenstand durchdrungen. Jener fürchtete für seine Sinekuren, seine einträglichen Stellen, seine usurpierten Domänen und Jahrgelder, dieser für seine Vorrechte, seine Einkünfte und Emolumente, seine reichen Institute und Pfründen; beide für ihren Einfluß, ihre Machtstellung, ihre Herrschaft. Ihre Befürchtungen waren nicht ungegründet. Nachdem Carvalho, oder wie wir ihn schon jetzt vorgreifend nennen wollen, Pombal, die Regierungsgewalt in seine Hände gebracht, sich des Königs versichert und die Hof- und Staatsämter mit zuverlässigen Leuten, mit Verwandten und Kreaturen gefüllt, begann er mit der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit eines Südländers das gesamte öffentliche Leben zu reformieren. Durch eine Flut von Verordnungen suchte er die Mißstände in der Verwaltung zu beseitigen, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, Industrie und Handel zu beleben. Selbst das große Nationalunglück, das Erdbeben von Lissabon, das die Gemüter der Zeitgenossen so mächtig erschütterte und von der Geistlichkeit als ein Strafgericht Gottes gedeutet ward, wurde von dem energischen Staatsmann zu reformatorischen Werken benutzt.

Das Erdbeben von Lissabon 1. Nov. 1755 und Pombals Haltung dabei.

Es ist allbekannt, daß an dem Festtag Allerheiligen, an einem heitern sonnigen Novembermorgen plötzlich ein Naturereignis eintrat, welches in dem Zeitraum von einer Viertelstunde den größten Teil der stolzen Stadt Lissabon in Trümmer legte, Tausende von Menschen unter den einstürzenden Gebäuden begrub und da zugleich die Wogen des Tajo zu einer Höhe von mehr als zwanzig Fuß emporstiegen, da eine Feuersbrunst ausbrach und mehrere Tage fortwütete. Tod und Verderben in jeglicher Gestalt über die entsetzten Einwohner brachte. Das königliche Schloß, der neuerbaute Palast des Patriarchen, zahllose Kirchen, Klöster und Wohnhäuser fielen in Trümmer zusammen. Die Zahl der Unglücklichen, die an diesem Tag des Schreckens und der Verwüstung unter den Ruinen oder durch Feuer oder Wasser umkamen, wird auf 30,000 geschätzt. Und zu den empörten Elementen gesellten sich die Leidenschaften und wilden Triebe der Menschen: aus den Gefängnissen stürzten Verbrecher und Räuber hervor und verübten, unterstützt von dem Abschaum der Bevölkerung, den jede große Stadt in ihrem Schoß birgt, Frevel und Missethaten aller Art, die rohen Begierden durch Handlungen tierischer Lust, durch Mord und Diebstahl, durch

Verruchtheit und Zügellosigkeit sättigend. Auch über andre Küstenorte, über Setubal, Oporto, Algarve dehnte sich die wilde Naturgewalt aus. Der König, der sich mit seiner Familie in dem Lustschloß Belem befand und dadurch dem Verderben entging, ließ sofort den Minister zu sich rufen und richtete in der Angst seiner Seele die Frage an ihn: „Was ist zu thun, um diesem göttlichen Strafgericht zu begegnen?“ Fest und ruhig antwortete der Graf: „Herr, die Toten begraben und für die Lebenden sorgen.“ Voll Bewunderung blickte der Monarch auf den mutigen standhaften Mann und sein Vertrauen zu ihm war seitdem unerschütterlich. Er würdigte den hohen Genius, der seiner Regierung Glanz und Ruhm zu verleihen versprach, und schützte ihn gegen alle Anschläge und Kabalen der Gegner und Neider. Und nie hat ein Staatsmann mit mehr Umsicht und Entschlossenheit in Tagen der Not und des Schreckens gehandelt als damals Pombal. Sein Wagen, in dem er die Unglücksstätte besuchte, war mehrere Tage und Nächte sein steter Aufenthaltsort, sein Arbeitszimmer: mit wunderbarer Energie traf er Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung, zur Unterbringung des Volks, zur Verteilung von Lebensmitteln. Er selbst hat in wenigen Tagen gegen zweihundert Dekrete erlassen. Die Toten wurden begraben, verbrannt, ins Meer gesenkt, damit nicht auch noch die Pest das Elend mehre; die Verwundeten wurden in Sicherheit gebracht und verpflegt; zur Aufnahme der Obdachlosen wurden Hütten und Bretterbuden errichtet; durch Öffnen der königlichen Kornspeicher und durch Herbeischaffung fremden Getreides steuerte er der Not und trug Sorge, daß kein Armer durch Hunger umkam; er ließ Militär aus den Provinzen herbeikommen, um die Sicherheit zu erhalten, und wehrte durch strenge und rasche Justiz den Dieben und Übelthätern. Niemand durfte die Hauptstadt verlassen, damit kein geraubtes Gut verschleppt werde. Die beschädigten Wasserleitungen wurden instandgesetzt, den Fanatikern, welche die Gemüter ängstigten und aufreizten, wurde Einhalt gethan. Die Prozessionen und öffentlichen Andachtsübungen mußten eingestellt werden. Er vergaß es nie, daß der Jesuitenpater Gabriele Malagrida das Nationalunglück für eine himmlische Züchtigung wegen des gottlosen Regiments erklärte. Und als die Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt war und man zu dem Wiederaufbau der Stadt schritt, da bestand Pombal darauf, daß breite Straßen angelegt und zweckmäßige ansehnliche Wohnhäuser errichtet würden, damit das Volk sich an Reinlichkeit gewöhne und Lissabon schöner und gesunder würde. Zu dem Ende ließ er auch prachtvolle gemeinnützige Gebäude aufführen wie Börse, Kaufhaus, Arsenal, freie Plätze und einen öffentlichen Garten anlegen, die Wasserleitungen verbessern u. a. m. Hatte er zuerst die Staatsmittel zur Linderung des Elends verwendet, so bediente er sich jetzt derselben zu Anlagen im allgemeinen Interesse.

b. Die portugiesische Regierung im Kampf gegen Jesuiten und Papsttum.

Der Jesuitenorden in Portugal. Pombals Name hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten durch sein kühnes Vorgehen gegen die Jesuiten. Es ist uns bekannt, welchen Einfluß die Gesellschaft Jesu seit ihrer Gründung in den beiden Königreichen der Pyrenäischen Halbinsel erlangt hatte, und wie sehr insbesondere João V. sein Vertrauen und seine Gunst den Ordensbrüdern zugewendet: sie waren nicht bloß die Beichtväter und Gewissensräte der ganzen königlichen Familie, der Häupter des Adels und der Hofwelt, auch in den Angelegenheiten der Politik wurden sie um Rat gefragt; die wichtigsten Ämter und Hofstellen gingen gleichsam durch ihre Hände; Schulen und wissenschaftliche Anstalten standen unter ihrer Leitung und Pflege, die Missionen in den Kolonien wurden von ihnen besorgt. Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Ordensglieder gerade um die Zeit, da die Spitzen der Gesellschaft den Aufklärungsideen huldigten und die Gemüter der Gebildeten den religiösen und kirchlichen Dingen abgewendet waren, sich mehr wie je mit fremdartigen weltlichen Geschäften abgaben, daß sie in Nachahmung der englisch-ostindischen Kompanie in Handels- und Geldsachen sich einließen, nach einem selbständigen politischen Staatsorganismus trachteten, sich nur zum Schein einer höhern Autorität unterwarfen, in Wirklichkeit aber durch allerlei sophistische Künste und Umgehungen nicht nur der weltlichen Obrigkeit, sondern selbst den Gesetzen und Verboten des Papstes sich zu entziehen wußten. Von Westen und Osten trugen ihre Kaufmannsschiffe Kolonialwaren nach den europäischen Seeplätzen. Die Handelsunternehmungen gingen freilich nur von einzelnen Mitgliedern aus; aber der Gewinn kam dem ganzen Orden zu gute. Wir werden in einem der nächsten Abschnitte des Prozesses gedenken, den ein Marseiller Handelshaus gegen die Gesellschaft anstrengte, als diese sich weigerte, die von dem Generalprokurator der Missionen in Westindien ausgestellten und von dem Haus angenommenen Wechsel anzuerkennen und zu bezahlen. Unter diesen Umständen, als die ganze Welt mit Spannung dem Ausgang der gerichtlichen Untersuchung entgegensah und mit Indignation auf das unredliche Treiben des Ordens blickte, war es ein gewagter Schritt, als die Jesuiten auch gegen die Regierung des kühnen Staatsmannes in Lissabon feindselig auftraten.

Der Jesuitenstaat Paraguay. Wir haben früher den Missionsstaat kennen gelernt, den die Ordensbrüder in Paraguay gegründet hatten (XI, 23). Die Hoheit Spaniens war bei der großen Hingebung des königlichen Hauses in Madrid an die Gesellschaft nur ein Schein und Schatten; die Väter der Mission benahmen sich als selbständige Herren und Gebieter des schönen und reichen Landes, hielten alle Europäer fern und regierten über die Indianer, die sie aus Wäldern und Wüsten in ihren Niederlassungen am Uruguay gesammelt und in Dörfern und Flecken zur Gemeinschaft der Arbeit, der Güter, der Zucht und des Lebens herangezogen hatten, wie Hirten über ihre Herden. Da wurde zwischen den verwandten Höfen von Madrid und Lissabon ein Tauschvertrag abgeschlossen,

infolgedessen die Portugiesen die viel umstrittene Colonia del Sacramento gegen sieben Missionsbezirke (Reduktionen) in Paraguay abtraten. Die Jesuiten setzten alle Hebel ein, um den Ländertausch zu verhindern; ihr Einfluß und ihre diplomatischen Künste waren jedoch nicht ausreichend. Da reizten die geistlichen Väter ihre indianischen Schützlinge zum Widerstand, versahen sie mit Waffen und stellten französische Offiziere, die sie in Dienst nahmen, an ihre Spitze. So erhob sich ein mehrjähriger Bürgerkrieg, der erst nach großen Anstrengungen, Kosten und Beschwerden von seiten der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee beendigt ward. Die Indianer wurden durch Gomez Freire de Andrada, Statthalter von Rio Janeiro, besiegt und teils als 1756. Sklaven behandelt, teils in die Urwälder und Wüsteneien zurückversetzt, aus denen die Missionäre sie einst hervorgezogen. Was sie unter der patriarchalischen Regierung geschaffen, ging wieder der Verödung entgegen. Wir werden im Verlauf der Geschichte erfahren, welche Angriffe von der Zeit an in Portugal und in den bourbonischen Staaten wider den Jesuitenorden geführt wurden, bis derselbe zu Fall gebracht ward. So notwendig die Auflösung endlich für die europäische Gesellschaft geworden war, so segensreich die Ausweisung der Väter für die Fortbildung und Hebung der weißen Bevölkerung in Amerika sich erwies, indem dieselbe jetzt erst anfing sich den Studien zu widmen und sich an dem geistigen Leben Europas zu beteiligen, ein so großes Übel war sie in Beziehung auf die Indianer. Am Marannon, in den östlichen Ebenen des heutigen Ecuador verkamen, in Kalifornien verschwanden die aufblühenden Missionen der Jesuiten; am Paraguay erfolgte Zerrüttung und Verwilderung nach ihrem Abgang; den Eingebornen ging ihr gewohnter Unterricht, der Sporn ihrer Thätigkeit, die Zucht der Sitte verloren; die Indianerschulen auch in den Städten verfielen.

Der Krieg in Paraguay hatte der Krone Portugal viele Millionen gekostet; es war daher begreiflich, daß man in Lissabon gegen die Anstifter und Urheber desselben in den heftigsten Zorn geriet. Zugleich hatten die geistlichen Herren keine Gelegenheit unterlassen, das Volk wider die Regierung aufzureizen. Nicht genug, daß sie wie erwähnt das Erdbeben zu agitatorischen Zwecken verwerteten: als Pombal in der Umgebung von Oporto den Weinbau in den für Rebland weniger geeigneten Gegenden zu beschränken suchte, teils um mehr Boden für Getreide und andre Produkte zu gewinnen, teils um die Qualität und damit die Preise des Portweins zu steigern, und dann den Weinhandel in Oporto einer privilegierten Handelsgesellschaft übertrug, wandten auch hier die Jesuiten alle Mittel an, um das Vorhaben des Ministers zu vereiteln oder zu verkümmern. Es kam sogar zu einem Volksaufstand, der militärisches Einschreiten notwendig machte und nur durch strenge Strafgerichte unterdrückt werden konnte. Und nun hielt sich Pombal für berufen und berechtigt, gegen den feindlich gesinnten Orden mit aller Energie vorzugehen. Er wußte, daß ihn sein Monarch in allem gewähren lassen, ihm in nichts entgegentreten würde. Es war ein ganz unerhörtes Ereignis, als in einer Septembernacht 19. Sept. 1757. die Beichtväter des Königs, der Königin, der Infanten in das Jesuitenkloster gebracht wurden und allen Religiosen des Ordens verboten, ohne ausdrückliche Erlaubnis bei Hofe zu erscheinen. Bald darauf legte der portugiesische Gesandte in Rom dem Papst eine Reihe von Aktenstücken vor, worin die Entartung und

Pombal u. die Jesuiten.

Verweltlichung der Gesellschaft Jesu dargethan war, ihre Handelsunternehmungen, ihre Wucher- und Geldgeschäfte, ihre Beteiligung am Verkauf von Sklaven und am Schleichhandel, ihre politischen Umtriebe im Königreich wie in den Ko-
1. April 1758. lonien. Der Minister erreichte seinen Zweck. Papst Benedikt XIV. betraute den Kardinal Saldanha mit der Visitation und Reformation der Gesellschaft Jesu in den Königreichen Portugal und Algarve sowie in den portugiesischen Kolonien Ost- und Westindiens. Dieser verbot darauf den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu alle Art von Handelsgeschäften und beschränkte ihre Thätigkeit im ganzen Umfang seines Patriarchats. Allein noch in demselben Jahr starben Benedikt XIV. und Kardinal Saldanha, und nun strengten die Jesuiten alle Kräfte an den päpstlichen Stuhl im Interesse ihres Ordens zu besetzen. Der Nachfolger war Clemens XIII., ein frommer und wohlmeinender, aber in den Dingen der Zeit wenig erfahrener Kirchenfürst, eifrig beflissen, die Autorität des Pontifikats unverletzt und ungeschwächt zu halten. Diesem überreichte sofort der Ordensgeneral eine Denkschrift, worin er die der Gesellschaft vorgeworfenen Vergehen und Unordnungen in Abrede stellte und auf die Verlegung der Untersuchung nach Rom drang. Clemens XIII., der in den Jesuiten die treuesten Verfechter des Papsttums und der Religion sah, schenkte ihnen vollen Glauben. Damit wären wohl Pombals Reformpläne begraben worden, hätte sich nicht ein Ereignis zugetragen, das ihn rascher zum Ziel führte, als durch den geistlichen Gerichtsgang je möglich gewesen wäre.

Der Mordanfall auf den König u. die Blutgerichte. Als einst der König in Begleitung seines Kämmerers und Günstlings Pedro Texeira von einem nächtlichen Besuch, den er der Gemahlin des Marquis Luis Bernardo de Tavora abstattete, von Belem nach dem Schloß Ajuda fuhr, fielen
3. Sept. 1758. zwei Schüsse in den Wagen, durch welche Joseph am Arm und in der Seite leicht verwundet ward. Die Sache wurde sehr geheim gehalten, um alles Aufsehen zu vermeiden und Vorkehrungen zur Entdeckung und Haftnahme der Urheber zu treffen. Der König hielt sich vor aller Welt verborgen, während der Minister mit rastloser Thätigkeit die Untersuchung betrieb. Der Verdacht fiel auf den Herzog von Aveiro und die Familie Tavora. Man war überzeugt, daß eine Verschwörung zum Umsturz der Regierung bestehe, deren Fäden sich in die höchsten Adelskreise zu verlaufen schienen. Schon waren über drei Monate seit dem mysteriösen Attentat verflossen, als plötzlich die drei Edelleute, die man für
13. Dez. 1758. die Häupter des Komplotts hielt, der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und sein Schwiegersohn, der Graf von Atougia, ins Gefängnis geführt und ihre Papiere mit Beschlag belegt wurden. Unter den Schriftstücken waren einige Briefe, in denen man rätselhafte und dunkle Andeutungen eines verbrecherischen Vorhabens zu finden glaubte. In einem derselben las man die Worte: „Um die Autorität des Königs Sebastião (Sebast. Jos. de Carvalho) zu zerstören, müssen wir die des Königs José vernichten.“ Bald befanden sich alle Glieder der zahlreichen und angesehenen Familie Tavora, Männer wie

Frauen, an verschiedenen Orten unter Schloß und Riegel; die Frauen in Klosterkammern, die Männer, mit Ketten beschwert, in Kerkerlöchern und ehemaligen Tierbehältern. Und da man die nahen Beziehungen dieses Adelsgeschlechts zu den Jesuiten kannte, wurden auch mehrere Ordensbrüder in Haft genommen und ihre Klöster und Kollegien durch Soldaten abgesperrt. Darauf wurden die Verhafteten auf Grund von Aussagen und Geständnissen, die man ihnen durch Torturen und Zwangsmittel abgepreßt, von einem besondern Gerichtshof des Hochverrats und Majestätsverbrechens schuldig erkannt und zu den entehrendsten und martervollsten Strafen verurteilt. Acht Glieder des reichsten ältesten Adels, welche die höchsten Ehrenämter bei Hof und im Militär bekleidet hatten, starben auf dem Schafott; ihre Leichen wurden auf das Rad geflochten, ihre 13. Jan. 1759. Güter eingezogen, ihr Name geschändet. Antonio Alvarez Ferreira, der die Stutzbüchse abgefeuert hatte, wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig verbrannt. José Mascarenhas, Herzog von Aveiro, ein Verwandter des königlichen Hauses, in dessen Familie das Amt des Mordomo oder Oberhofmarschalls erblich war, der Marquis von Tavora, ehedem Vizekönig in Ostindien, seine stolze Gemahlin, einst eine gefeierte Schönheit und auch jetzt noch trotz ihrer vorgerückteren Jahre eine stolze Edeldame von körperlichen und geistigen Vorzügen, ihr Sohn José Maria, ein trefflicher talentvoller junger Mann von einundzwanzig Jahren und sein älterer Bruder Luis Bernardo, mit dessen schöner Gemahlin Therese der König das heimliche Liebesverhältnis unterhalten hatte, der Graf von Atougia, Schwiegersohn des Marquis und mehrere Diener des Hauses mußten die Bitterkeit eines gewaltsamen Todes erleiden. Nur die Marquise Therese selbst wurde in einem Frauenkloster untergebracht, ihrem Stand gemäß behandelt und dann in Freiheit gesetzt. Die Verurteilten, über deren verbrecherische Pläne und Handlungen ein amtlicher Bericht veröffentlicht ward, waren alle erklärte Feinde des Ministers, den sie als einen weit unter ihnen stehenden Emporkömmling haßten und beneideten, der sie um die Gunst des Monarchen gebracht, dessen Reformen so tief in die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Traditionen einschnitten, der ihrem Ehrgeiz, ihrer bisherigen Machtstellung Einhalt zu gebieten gewagt, der die Jesuiten, mit denen das Haus Tavora von jeher durch Bande der Pietät, der Religion, des Vertrauens verknüpft war, vom Hof und vom Beichtstuhl verdrängt hatte. Eine große Anzahl Verwandter, Freunde und Gesinnungsgenossen wurden in gräßlichen Kerkern gefangen gehalten.

Bei der Abneigung, welche Carvalho, der um diese Zeit wegen seines Verdienstes um die Entdeckung des Komplotts zum Grafen von Oeyras erhoben ward, gegen den mächtigen Jesuitenorden hegte, stand zu erwarten, daß man die gerichtliche Verfolgung auch über diese geistliche Brüderschaft ausdehnen würde. Man hatte bereits zehn Mitglieder, die man als Anstifter und Mitschuldige betrachtete, unter ihnen den Pater Gabriel Malagrida, einen gebornen Die Jesuiten in Anklage u. Bedrängnis.

Mailänder in Gewahrsam gesetzt und ihre Papiere und Briefschaften weggenommen. Man fand bald manche verdächtige Anzeichen, die auf konspiratorische Anschläge gedeutet werden konnten. Ihre zuversichtliche Haltung, ihr herausforderndes Benehmen, ihre Dreistigkeit gegen die öffentliche Autorität vor dem Mordversuch, die Aussagen Aveiros bei seinem Verhör, verfängliche Äußerungen, daß der König nicht lange leben und die Tyrannei des Grafen bald ein Ende nehmen würde, aufgefangene Briefe nach Rom, worin die Lage des Reichs und die Bedrängnis der Ordensbrüder in grellen Farben dargestellt waren, diese und andre Dinge wurden als Beweise ihrer Schuld und bösen Absichten gedeutet. Febr. 1759. Schon einige Wochen nach dem Blutgericht konnte der französische Gesandte in Lissabon an den Minister Choiseul berichten, „man behauptet, die Jesuiten hätten das Volk aufwiegeln sollen, im Fall der König getötet worden wäre"; und einige Wochen später meldete er nach Paris, man habe entdeckt, daß drei der verhafteten Ordensgeistlichen in die Verschwörung verflochten gewesen, und daß Mitglieder der Gesellschaft Jesu als die Anstifter des Mordanfalls angesehen würden. Sie hätten die gereizte Stimmung und den verletzten Ehrgeiz des Herzogs von Aveiro und der Familie Tavora über widerfahrene Zurückweisungen von seiten des Königs benutzt, um sie zu dem verbrecherischen Unternehmen anzuspornen. Auf Grund solcher Schuldbeweise wurde im Laufe des Jahres 1759 eine Reihe von Maßregeln gegen die Gesellschaft Jesu in Anwendung gebracht, die ihrer Existenz und Wirksamkeit in allen der portugiesischen Krone unterworfenen Ländern ein Ende machten.

Haltung des Papstes. Nachdem in einer an Papst Clemens XIII. gerichteten Denkschrift die Entartung des Ordens von den ursprünglichen Grundsätzen, das ungesetzliche und aufrührerische Betragen seiner Mitglieder in Paraguay und Brasilien, die konspiratorischen Umtriebe des vorigen Jahres dargelegt und der heil. Vater ersucht worden, das gerichtliche Vorgehen gegen die des Hochverrats verdächtigen Ordensbrüder zu gestatten, damit sie nach den Gesetzen bestraft würden, ergingen königliche Ausschreiben, welche den Jesuiten das Verlassen ihrer Klosterwohnungen und den Verkehr mit Weltlichen untersagten, ihre Wirksamkeit im Beichtstuhl und auf der Lehrkanzel hemmten, das Vermögen der Gesellschaft und ihre Schriftstücke mit Beschlag belegten. Der Papst ließ geschehen was er nicht zu verhindern vermochte: der Zeitgeist, die öffentliche Meinung, die Vorurteile und Abneigungen der Regierungen und der herrschenden Klassen waren mächtiger als die kirchliche Autorität. Clemens mußte sich begnügen, die Beschuldigten und Angegriffenen der Milde des Königs zu empfehlen. Doch konnte man sich in Rom nicht entschließen, die Jesuitenväter in Portugal einem weltlichen Tribunal zu unterwerfen; man fürchtete, es möchte eine Wiederholung des Prozesses gegen die Tempelherren in Szene gesetzt werden. Auch hatten mehrere hundert Bischöfe und Kardinäle Deutschlands und Italiens ein Schreiben an den Papst gerichtet, mit dem Ersuchen sich der bedrängten Ordensbrüder anzunehmen, und in allen Ländern wurde von den Jesuiten selbst und ihren Freunden und Anhängern eine Flut von Schmähschriften, verleumderischen Beschuldigungen, feindseligen Nachreden und Angriffen wider die Tyrannei der portugiesischen Regierung losgelassen. Das Breve, welches die Erlaubnis zu dem Gerichtsverfahren gegen die angeschuldigten Kleriker erteilte, war daher mit so vielen

Kautelen versehen, daß es zu einem umfassenden Prozeß, wie ihn der Minister beabsichtigte, nicht hinreichte. Nur gegen bestimmte Personen und unter dem Vorsitz eines Geistlichen sollte die Untersuchung vor sich gehen. Auch war der Nunzius angewiesen, das Schriftstück dem König selbst einzuhändigen. Man hoffte, der salbungsvolle Kurialstil werde auf das Gemüt des der Kirche und dem römischen Stuhl mit Ehrfurcht ergebenen Fürsten seines Eindrucks nicht verfehlen. Aber Pombal, von dem Inhalt des Schreibens unterrichtet, bewog seinen Monarchen, die Annahme des Breve zu verweigern. Es wurde als ein Eingriff in die Prärogative der Krone angesehen, daß man Leute, welche Unterthanen zur Empörung verleitet und sich in hochverräterische Komplotte eingelassen, dem Arm der Gerechtigkeit entziehen wolle.

Dieser Kriegserklärung gegen Rom ließ der Minister einen Gewaltakt folgen, welcher die ganze Welt in Erstaunen setzte und bald auch in andern Ländern Nachahmung fand. Ermutigt durch die ungünstige Stimmung, die gleichzeitig in den bourbonischen Staaten gegen die Jesuiten zu Tage trat, gab er den Befehl, daß alle Religiosen der Gesellschaft Jesu aus ihren Ordenshäusern und Klöstern abgeholt und zu Schiffe nach dem Kirchenstaat geführt würden. Dieser Befehl wurde mit großer Härte vollstreckt. Zwei ragusanische Schiffe, die kaum den nötigen Raum hatten, führten etliche hundert meistens bejahrte und an ein gemächliches Leben gewöhnte geistliche Männer nach Civita Vecchia, wo sie über zwei Monate in kalter Jahreszeit in den Kajüten ausharren mußten, bis Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme getroffen waren. Nur diejenigen Jesuitenväter, welche als Mitschuldige oder Mitwisser der Verschwörung bereits in Haft gebracht waren, blieben im Fort S. Julião an der Mündung des Tajo eingeschlossen, wo das Volk sie in ihrer Ordenstracht vom Gestade aus sehen konnte. Zugleich wurde von Amtswegen eine Reihe von Schriftstücken gedruckt und bei allen Gerichts- und Regierungsstellen niedergelegt, um in Zukunft als authentische Dokumente der Schuld und der verderblichen Grundsätze und Handlungsweise der Jesuiten sowie zur Rechtfertigung der über sie verhängten Ausweisung zu dienen.

Deportation der Jesuiten.

13. Sept. 1759.

Dies war die Einleitung zu einem gänzlichen Bruch mit Rom. So schwer es dem kirchlich und gläubig gesinnten König fiel, mit dem heil. Vater in Unfrieden zu leben, der Einfluß des gewaltigen Mannes, der den schwachen unselbständigen Fürsten mit Verschwörungsplänen und Nachstellungen der Jesuiten ängstigte, war mächtiger als die Furcht vor dem Kirchenhaupt und seinen geistlichen Waffen. Zehn volle Jahre dauerte das feindselige Verhältnis zwischen Lissabon und Rom; neue Kränkungen und Zwistigkeiten schärften den Streit; gehässige Flugschriften und Druckwerke, von beiden Seiten in die Öffentlichkeit geworfen, führten der Flamme fortwährend neuen Brennstoff zu. Im folgenden Jahr wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Infanten Pedro mit des Königs Tochter, der Thronerbin, ein großes Nationalfest veranstaltet. Da blieb allein der Palast des Nunzius Acciajuoli unbeleuchtet, weil man unterlassen hatte, ihn offiziell von dem Fest in Kenntnis zu setzen. Einige Tage nachher

Bruch mit dem römischen Stuhl.

6. Juni 1760.

wurde der Kardinal genötigt, Lissabon und das ganze Königreich in größter Eile zu verlassen. Dies hatte die Ausweisung des portugiesischen Gesandten Almada aus Rom zur Folge. Er begab sich nach Florenz, wo er Flugschriften in kirchenfeindlichem Sinn verbreitete, die dann in der Tiberstadt verdammt und verbrannt wurden. Nun folgten neue Zwangsmaßregeln: alle Portugiesen wurden aus dem Kirchenstaat, alle päpstlichen Unterthanen, Geistliche wie Laien, aus Portugal ausgewiesen. Die Regierung in Lissabon untersagte jede Ausführung von Geld und Gut nach Rom ohne königliche Erlaubnis und jede Einholung oder Annahme von Bullen oder Breven. Die gehässigen Schriften, Libelle, verleumderischen Flugblätter, die in allen Ländern gegen Pombal und den König ausgestreut wurden, hatten zur Folge, daß der Minister auf der eingeschlagenen Bahn immer energischer vorging. Er wollte die Gesellschaft Jesu für alle Zeiten
25. Febr. 1761. in Portugal vernichten. Zu dem Zweck wurde im Februar 1761 verfügt, daß alles Vermögen, welches der Orden an Gütern, Häusern, Geldrenten, Waren in Portugal besitze, dem Fiskus verfallen sei und alle Ländereien, die einst von
Pater Malagrida. der Krone verliehen worden, an dieselbe zurückerstattet werden sollten. Und bald erregte ein neues Schauspiel die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Der wegen Teilnahme an dem Komplott verhaftete Pater Malagriba, der als Beichtvater der Familie Tavora und vieler adliger Häuser großes Ansehen in den aristokratischen Kreisen genoß und als Prophet und Heiliger verehrt ward, der aber seit dem Erdbeben gegen das herrschende Regiment eine feindselige Sprache geführt, viel von göttlichen Offenbarungen, Visionen und Weissagungen geredet hatte, wurde auf Pombals Befehl vor das Inquisitionstribunal gestellt, und als ihn dieses wegen Gotteslästerung, falscher Prophezeiungen und Irrlehren als Ketzer und Feind des katholischen Glaubens verurteilt und dem weltlichen Gericht überantwortet hatte, im Angesicht einer großen Menschenmenge von
20. Sept. 1761. dem Henker zuerst erdrosselt, dann verbrannt. Der Verurteilte, ein achtzigjähriger Greis, bei dem Phantasie und religiöse Schwärmerei weit über seine Vernunft und Einsicht gingen und auf dessen Geist die aufregenden Ereignisse und die lange Gefangenschaft verwirrend eingewirkt zu haben scheinen, hielt die Wahrheit seiner Prophezeiungen bis zum letzten Augenblick aufrecht. Die Jesuitenfreunde sahen in ihm einen wunderthätigen Märtyrer, der dem Haß Pombals zum Opfer gefallen, andre betrachteten ihn als einen Fanatiker, dem Verstand und richtiges Urteil verloren gegangen. Daß die Regierung die Inquisition, deren Jurisdiktion und Machtbefugnisse Pombal selbst im Anfang seiner Verwaltung beschränkt hatte, nun zu ihren ordensfeindlichen Zwecken gebrauchte, den Pater als Ketzer den Flammen überlieferte statt ihn wegen Hochverrats durch das Gericht verurteilen zu lassen, machte natürlich in Rom und in der ganzen katholischen Welt böses Blut und erweiterte die Kluft zwischen den beiden Mächten. Der König besetzte den erzbischöflichen Stuhl von Bahia ohne die Bestätigung der Kurie einzuholen, und als der Bischof von Coimbra in einem

Hirtenbrief sich in feindseligen Äußerungen gegen die Gottlosigkeit und unkirchliche Richtung der Regierung erging und neues Unheil für die Nation daraus prophezeite, wurde er seines Amtes entsetzt und ins Gefängnis gebracht, der Hirtenbrief öffentlich verbrannt, das Bistum unter andre Verwaltung gestellt und das königliche Zensoramt oder „Tribunal des Gewissens" zu strenger Überwachung aller klerikalen Schriftstücke angehalten. Wie in den Blütetagen der Inquisition füllten sich die Gefängnisse mit Schuldigen, Unzufriedenen, Verdächtigen. Auf der Bühne sah man den ins Portugiesische übersetzten „Tartüffe" im Jesuitenornat erscheinen.

Mit richtigem Urteil erkannte der Minister, daß nur durch Hebung und Verbreitung der Volksbildung die Nation von der Macht der Hierarchie und von den Banden des Aberglaubens und der priesterlichen Einwirkung befreit werden könnte. Darum war er unermüdlich bestrebt, durch Aufklärungsschriften, durch Errichtung von Volksschulen und Unterrichtsanstalten aller Art, durch Herbeiziehung fremder Lehrer und Buchdrucker der geistlichen Herrschaft auf immer zu steuern, im Gegensatz zu den unfruchtbaren Mönchsschulen praktische Anstalten für das Leben und für nationale Bildung zu gründen. Wir werden später die Reformthätigkeit des Ministers auf allen Gebieten des Staats und der Volkserziehung kennen lernen, durch welche ein neues Portugal geschaffen werden sollte, würdig den übrigen Kulturstaaten an die Seite zu treten. Zunächst benutzte Pombal die Zeit der Mißhelligkeiten mit Rom zur Beschränkung der klerikalen und kirchlichen Machtbefugnisse. Als ein Kanonikus gegen das Urteil einer Staatsbehörde in einer Pensionssache Einspruch erhob und mit der Exkommunikation drohte, wurde diese Anmaßung durch ein königliches Dekret zurückgewiesen und dabei in scharfen Worten betont, daß die Krone die Macht und Pflicht die Unterthanen zu schirmen unmittelbar von Gott habe, und daß es eine Mißachtung der souveränen Fürstengewalt sei, die in zeitlichen Dingen keinen Höheren anerkenne, wenn die Kirche, statt das Erbe und den Weinberg des Herrn zu verteidigen, die königliche Autorität angreife. Darauf wurde verfügt, daß keine Exkommunikation über Behörden oder Beamten ohne die unmittelbare Kognition des Königs verhängt werden dürfe. Um der Vermehrung des Kirchenvermögens und den erbschleicherischen Künsten des Klerus Schranken zu setzen, erging die Verordnung, daß alle Ordensleute, weibliche wie männliche, bei ihrem Eintritt in eine geistliche Körperschaft von jedem väterlichen und mütterlichen Erbteil ausgeschlossen seien. Schenkungen, fromme Legate und Vermächtnisse für Seelenmessen wurden beschränkt und durften einen bestimmten Vermögensteil nicht übersteigen. Eine große Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern wurde aufgehoben und die Aufnahme von Novizen vor ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr und ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs verboten. Alle ohne königliches Placet bekannt gemachten päpstlichen Bullen und Breven, insbesondere die von den Jesuiten heimlich eingeführte Bulle »in Coena Domini« gegen Irrlehrer, Ketzer und Schismatiker wurden für ungültig erklärt, die Unterscheidung zwischen „Neuen Christen" und „Alten Christen" aufgehoben und dadurch die Rechtsungleichheit, die bisher die ersteren von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen hatte, beseitigt. Feiertage und Prozessionen wurden vermindert. Durch diese Gesetze und Verordnungen wurden auch die Befugnisse und der Geschäftskreis des Inquisitionstribunals eingeschränkt, wenngleich das Amt selbst noch fortbestand, und mehr im Dienste der Regierung als der kirchlichen Rechtgläubigkeit angewendet ward. Doch kamen keine Autodafees mehr vor, man begnügte sich mit Gefangenhaltung. Die Todes-

Regierung u. Kirche im Widerstreit.

10. März 1746.

1768.

strafe wurde überhaupt unter Pombals Regierung selten verhängt, dagegen war es nichts Ungewöhnliches zu gleicher Zeit zwanzig oder dreißig, die in eine Verschwörung oder in aufrührerische Bewegungen verwickelt waren, ins Gefängnis geführt zu sehen. Aber um Übelstände und Gewohnheiten, die durch hundertjährige Tradition und Übung zur Volksnatur geworden, zu vertilgen, reichen die Kräfte eines einzigen Mannes, und wäre er noch so kühn und gewaltig im Aufräumen, nicht hin. Zum Niederreißen war Pombal der rechte Mann, zum Aufbauen hätte es einer ruhigeren besonneneren Persönlichkeit und einer längeren Dauer der herrschenden Zeitrichtung bedurft.

Die Bulle Apostolicum pascendi munus und ihre Folgen. Die Jesuiten glaubten die feindselige Stimmung, welche in Portugal und in den bourbonischen Ländern gegen den Orden sich so scharf kund gab, durch die Autorität des von ihnen beherrschten Papstes Clemens XIII. niederhalten zu können. Sie erwirkten daher durch ihren Einfluß im Vatikan, daß insgeheim eine Bulle entworfen ward, worin nicht nur die Gesellschaft Jesu aufs neue bestätigt, sondern auch die in den letzten Jahren ausgestreuten gehässigen Angaben und Berichte als böswillige Verleumdungen erklärt wurden. Diese Bulle, bekannt unter dem Namen Apostolicum pascendi munus, ward durch die (7. Jan. 1765.) Nunzien allen Bischöfen der Christenheit zugestellt. Sie sollte den Angriffen gegen den Orden ein Ziel setzen, hatte aber den entgegengesetzten Erfolg, sie forderte die Feinde zu Gegenmaßregeln heraus: in Neapel und Venedig wurde die Bekanntmachung und Verbreitung verboten, in Frankreich übergab man das Schriftstück an manchen Orten den Flammen, in Portugal, wohin es auf Schleichwegen gelangte, wurde auf Antrag des Kronanwalts in einer durch Beiziehung der angesehensten Theologen und Juristen verstärkten Staatsratsitzung die Erklärung abgegeben, die Bulle, welche die Jesuiten durch unwürdige Kunstgriffe erschlichen hätten, verletze die Rechte der Krone, gefährde die Ruhe des (6. Mai 1765.) Reichs und störe den Frieden der Kirche. Ein eignes Gesetz belegte daher das Besitzen, Drucken und Verbreiten derselben mit schweren Strafen. So löste sich mehr und mehr das Band auf, das Rom bisher mit den katholischen Staaten so innig verbunden hatte. Schon wurden zwischen Lissabon und Paris Schriftstücke gewechselt, wie man bei dem päpstlichen Stuhl die Aufhebung des Jesuitenordens am nachdrücklichsten betreiben könne. Auch das Madrider Kabinett suchte man zur Mitwirkung zu gewinnen. Wenn die drei Kronen, meinte Pombal, mit einmütigen Forderungen sich an die Kurie wendeten, so könnte sie weder die Aufhebung der Gesellschaft Jesu noch die Abstellung anstößiger (28. Aug. 1767.) Mißbräuche in Religionssachen verweigern. Ein neues königliches Manifest erklärte, daß jeder Jesuit, der in Portugal betroffen werde, als Hochverräter und Majestätsverbrecher bestraft werden würde. „Die Ordensglieder und ihre Freunde und Beschützer seien die unverbesserlichen und gemeinsamen Feinde aller weltlichen Macht, der höchsten gesetzmäßigen und von Gott eingesetzten Obrigkeit, der Ruhe und des Lebens der christlichen Fürsten und des öffentlichen Friedens der Staaten.“ Alle Portugiesen sollten sich durch einen vor den Magistraten abzulegenden Eid feierlich verpflichten, mit der Gesellschaft Jesu in keinerlei Ver-

bindung zu stehen oder ihre Lehren zu teilen. Als Antwort auf die Bulle richtete König Joseph ein Schreiben an Clemens XIII., worin er unter Versicherung seiner Ehrfurcht für den heil. Vater selbst sein Bedauern aussprach, daß derselbe einen Orden in Schutz nehme, der sich die Ermordung der Fürsten, die Aufwiegelung der Unterthanen, die Störung des öffentlichen Friedens durch Schriften und Thaten zum Ziele seines Strebens gesetzt. 6. Dez. 1767.

Wir werden bald erfahren, welche Maßregeln man kurz zuvor in Spanien und noch früher in Frankreich gegen die Ordensglieder ergriffen hatte. Dem Nunzius in Madrid wurde bereits die Andeutung gemacht, wenn Clemens XIII. sich noch länger weigere die Säkularisation der Gesellschaft Jesu vorzunehmen, d. h. die Mitglieder von ihren Gelübden loszusprechen und in den Weltpriesterstand eintreten zu lassen, so könnte es leicht geschehen, daß dem päpstlichen Stuhl einige seiner Besitzungen entrissen würden. Die Kirche selbst und die Autorität ihres Oberhauptes litten unter den Schlägen gegen die Jesuiten. In Portugal fing man an sich an den Gedanken einer Trennuug von Rom zu gewöhnen. Die Erzbischöfe erteilten kirchliche Dispensationen auf eigne Hand; erledigte Pfründen wurden durch die Regierung besetzt; die Frage über den Primat des römischen Bischofs wurde geschichtlich erforscht und die Selbständigkeit des Landesepiskopats nachgewiesen; die portugiesische Geistlichkeit machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß Kirche und Staat einen unauflöslichen Bund miteinander schließen, Krone und Episkopat wie in England zu einem einheitlichen Organismus zusammenwachsen möchten. Wie sehr immer der in seinem Gewissen geängstigte König eine Aussöhnung wünschte und anstrebte, der Papst selbst machte sie unmöglich durch das eigensinnige Beharren auf der Rückberufung der ausgewiesenen Jesuiten. Wie hätte Pombal auf eine solche Bedingung sich einlassen können? So dauerte das feindselige Verhältnis fort und erweiterte sich zu einem Kampf aller romanischen Staaten gegen das Pontifikat. Wir werden bald hören, wie heftig Clemens XIII. um diese Zeit gegen den Herzog von Parma auftrat. Der darüber entzündete Streit wurde in Lissabon als eine allen Souveränen gemeinschaftliche Angelegenheit betrachtet. Pombal war der Ansicht, man müsse durch vereintes Vorgehen den Papst aus den Banden befreien, in welchen ihn die Jesuiten gefangen hielten, seine ganze Umgebung bestehe aus Gliedern dieses Ordens, so daß der wenig erleuchtete und schwache Greis im Vatikan die Dinge der Welt nur nach ihrer einseitigen und egoistischen Darstellung erführe. Der portugiesische Minister erblickte in der Auflösung der Gesellschaft das einzige Mittel, sie für immer von dem Königreich auszuschließen. Ohne diese entscheidende Maßregel war zu fürchten, daß der Infant Dom Pedro, der ganz andre Ansichten hegte und die antiklerikale Richtung des Grafen verabscheute, nach dem Tod Josephs die Rückberufung der geistlichen Brüderschaft anordnen würde. Aber Choiseul war der Meinung, man solle warten, bis die Tiara auf ein andres Haupt käme und dann bei dem Nachfolger die Sache mit

Vereintes Vorgehen der Mächte gegen den päpstl. Stuhl und Clemens XIII. Ausgang.

mehr Energie betreiben. Größern Eifer entwickelte Karl III. von Spanien, der sich besonders verletzt fühlte durch das scharfe Vorgehen der Kurie gegen seinen Neffen, den Herzog von Parma. Er bewirkte durch seinen Minister Aranda, daß Frankreich das päpstliche Gebiet an der Rhone besetzte, daß Neapel Besitz von Benevent und Pontecorvo nahm und daß die Gesandten der bourbonischen
Juni 1768. Höfe im Vatikan Denkschriften einreichten, in welchen unter andern Forderungen auch die Auflösung der Gesellschaft Jesu dringend verlangt ward. Dieser entscheidende Schritt war ein Herzstoß für den kranken Papst, der Nagel zu seinem Sarg. Noch ehe das zur Beratung über die schwierige Lage einberufene Kon-
2. Febr. 1769. sistorium zusammentreten konnte, starb Clemens XIII. Schmerzerfüllt fuhr er in die Grube hinab. „Sein elfjähriges Pontifikat war eine ununterbrochene Kette von herben Mißgeschicken, Unfällen und Demütigungen. Das Gebäude der Hierarchie war innerlich erschüttert, aus seinen Fugen gerissen, allen Stürmen der Zeit preisgegeben."

Aussöhnung der Kurie mit Portugal.

Auf die Kunde von dem Ableben des Papstes Clemens XIII. kehrte der portugiesische Gesandte Almada von Florenz nach Rom zurück und verband sich mit den Botschaftern der drei bourbonischen Höfe von Frankreich, Spanien und Neapel, um bei dem neuen kirchlichen Oberhaupt die von dem Vorgänger so beharrlich verweigerte Auflösung des Jesuitenordens zu betreiben und damit den Weg zur Wiederherstellung des Verkehrs zwischen der Krone Portugal und dem heil. Stuhl anzubahnen. Seine Bemühungen waren von dem glänzendsten Erfolg gekrönt. Kardinal Ganganelli, der mit seinem Vorgänger nur den Namen nicht aber die Gesinnung und die Politik gemein hatte, gab den Abgesandten unter der Hand zu verstehen, daß er, sobald die Umstände es gestatteten, dem Verlangen der Höfe nachkommen würde. Zugleich gab er dem König und dem Minister von Portugal solche Beweise von friedfertiger und versöhnlicher Gesinnung, daß bald eine vollständige Ausgleichung der Streitigkeiten erwartet
28. Juni 1770. werden durfte. Im Juni 1770 hielt der neue Nunzius, Innocenz Conti, einer altrömischen Grafenfamilie entstammend, seinen Einzug in Lissabon, vom Hof und von dem ganzen Land feierlich empfangen. Bei dem allseitigen Wunsch einer aufrichtigen Versöhnung fand man schnell Mittel und Wege die kirchenfeindlichen Edikte wirkungslos zu machen, ohne die königliche Autorität zu
August 1770. schwächen, so daß schon im August der päpstliche Botschafter nach Rom berichten konnte: „Jegliche Angelegenheit geht gegenwärtig hier in der besten Ordnung und Ruhe vor sich. Die ganze Vergangenheit ist vergessen und alles wieder ins alte Geleise gebracht. Die Nunziatur übt ihre Rechte aus ohne die geringste Beeinträchtigung; die ganze Bevölkerung jubelt, indem sie den Verkehr mit Rom auf rechtskräftige Weise wieder eröffnet sieht." Auch im Vatikan empfand man große Freude, daß die Scheidewand endlich gefallen war. Der Papst feierte das glückliche Ereignis mit einem Tedeum und die Bevölkerung der Tiberstadt durch eine Beleuchtung ihrer Häuser. Der Erzbischof von Coimbra,

der seiner Würde nicht entsagen wollte, wurde „wegen vorgerückten Alters und andrer Gründe" seines Amtes enthoben, die erledigten Bistümer mit würdigen Prälaten besetzt, alle Folgen des zehnjährigen Schisma auf entgegenkommende Weise ausgeglichen.

Der Minister hatte alle Ursache, mit dem Gang der Dinge zufrieden zu sein. Er brauchte nicht mehr zu fürchten, daß die Jesuiten wiederkehren und seine Reformen durchkreuzen oder rückgängig machen würden. Der König bewies ihm seinen Dank und seine Anerkennung durch die Verleihung des Ranges eines Marquis von Pombal. Um so unzufriedener waren die Jesuiten selbst und ihre ultramontangesinnten Parteigenossen und sie unterließen nichts, um durch Verdächtigungen, Verleumdungen, unheilverkündende Prophezeiungen den neugeschlossenen Bund zwischen Rom und Lissabon wieder zu zerstören. Aber ihre Tage waren gezählt. Pombal erlebte noch das Aufhebungsbreve, in welchem Clemens XIV., nachdem er sich durch längere Zurückgezogenheit und Sammlung für den wichtigen Schritt vorbereitet, die Gesellschaft Jesu für aufgelöst erklärte und zugleich in Rom selbst alle ihre Kollegien und Ordenshäuser schließen ließ. In Lissabon wurde das Ereignis mit Dankgottesdienst, Illumination und Freudenfeuer begrüßt. „Der Marquis von Pombal," schrieb damals der englische Gesandte in Portugal nach London, „ist besonders vergnügt über die Vernichtung einer Körperschaft, mit welcher er so viele Jahre in Streit gelegen. Man muß ihm das Verdienst zugestehen, daß er der erste in diesem Jahrhundert war, der es wagte, eine Gesellschaft offen anzugreifen, die an manchen Höfen und zumal an dem portugiesischen so großen Einfluß besaß."

Clemens XIV. und Pombal.

August 1773.

c. Pombals Reformthätigkeit und Ausgang.

Wie sehr immer die kirchlichen Angelegenheiten die Arbeitskraft des Ministers in Anspruch nahmen, dennoch fand der energische Mann noch Zeit, auch den übrigen Seiten des öffentlichen Lebens eine großartige Reformthätigkeit zuzuwenden. Man blickt mit Erstaunen auf die Schöpfungen, die sein fruchtbarer Geist ins Leben rief, wenn dabei auch nicht geleugnet werden soll, daß er bei der Einfügung seiner gesetzgeberischen Ideen in das Gewebe der Wirklichkeit oft mit despotischer und gewaltthätiger Hand in die bestehenden Zustände, Rechte und Überlieferungen eingriff. Ohne Finanzen, ohne Kredit, ohne Handel, ohne Industrie, ohne Landheer und Seemacht, so urteilt ein Zeitgenosse, kämpfend gegen feindselige Elemente, welche alle weise berechneten Maßregeln zur Herstellung der zerrütteten Staatsmaschine lähmten, gelang es dem großen Mann Finanzmittel zu schaffen, der Regierung wieder Vertrauen zu erwerben, Handel und Schiffahrt ansehnlich zu erweitern, den Fischereien in Algarve neues Leben zu geben, eine große Anzahl Fabriken und Manufakturen zu errichten, die Litteratur und die Wissenschaft aufzumuntern durch die Neugestaltung der Universität

Der produktive Geist des Ministers.

Coimbra und Errichtung verschiedener Anstalten für den öffentlichen Unterricht, das Landheer zu ordnen, neue Festungen aufzuführen, die alten herzustellen, eine Achtung gebietende Flotte zu schaffen, dem Königreich das Ansehen, worin es ehedem im Ausland gestanden, zurückzugeben und aus den Trümmern von Lissabon eine prächtigere, größere und volkreichere Stadt als die alte gewesen erstehen zu lassen."

Handel u. Industrie. Daß Pombal der Häufung der Güter in unproduktiven Händen Grenzen setzte, indem er die Erwerbsucht der Kirche beschränkte, die Ausdehnung der adligen Besitzungen auf Kosten der Krone und des freien Bauernstandes hemmte, daß er dem Weinbau ungeeignete und unergiebige Bodenstrecken entzog, war ein großer Schritt zur Hebung und Verbesserung der Landwirtschaft und zur Mehrung des Getreidebaues. Doch lag ihm vorzugsweise die Förderung der merkantilen und gewerblichen Interessen am Herzen. Sowohl die Errichtung einer großen Kompanie zur Kultur der Weinberge in der Umgegend von Oporto, die wie erwähnt zu agitatorischen Umtrieben benutzt ward, als die Beförderung der Seidenzucht, wozu man gegen 20,000 Maulbeerbäume aus Frankreich kommen ließ, hatten in erster Linie den Aufschwung des Handels und der Industrie zum Zweck. Auch Wollemanufakturen und andre Fabriken und Gewerbe wurden durch Staatsmittel gefördert und fremde Arbeiter und Handwerker zur Einwanderung aufgemuntert. Wie freute sich der Minister, als er in seinem Dorf Oeyras, das er mit herrlichen Baumanlagen und Ziergärten geschmückt, einst dem König eine Ausstellung inländischer Industrieerzeugnisse vorführen konnte! Er gründete eine Handelsjunta, deren Statuten er selbst entwarf, und errichtete in Lissabon eine Schule, worin zweihundert Zöglinge in allen Zweigen des Handelswesens und der Schiffahrtskunde unterrichtet wurden. Er selbst und andre Minister und Beamten wohnten der öffentlichen Prüfung bei, um der neuen Schöpfung mehr Ansehen zu geben. „Manufakturen und Handel," sprach er einst, „bereichern und zivilisieren eine Nation und machen den Staat mächtig. Die Seele des Handels aber liegt in der Freiheit des Volks."

Unterricht u. Volksbildung. Die Krone setzte Pombal seiner Reformthätigkeit auf durch die Fürsorge und Pflege, die er der Volksbildung und den Unterrichtsanstalten zuwendete. Von der niedern Elementarschule bis zur Universität machte sich der hohe Sinn und der weite wissenschaftliche Gesichtskreis des Ministers bemerkbar. Hunderte von Schulen aller Art wurden gegründet, in denen alle Unterrichtsgegenstände in einer pädagogisch organisierten Stufenfolge unentgeltlich gelehrt wurden; hunderte von Professoren und Lehrer auch aus dem Ausland fanden Verwendung und Anstellungen; für die adlige Jugend wurde in Lissabon „das königliche Adelskollegium" gegründet mit trefflichen Lehrern für alle Wissenszweige humanistischer und realistischer Art; die Universität Coimbra erfuhr eine gänzliche Umgestaltung, die einer Neuschöpfung gleichkam. Durch Vermehrung der Lehrstühle, durch Anstellung wissenschaftlich gesinnter Professoren, durch Errichtung akademischer Gebäude für Studienzwecke und Instrumente, durch eine Sternwarte und durch einen auf freier humaner Grundlage aufgebauten Organisationsplan wollte Pombal ein Werk ins Leben rufen, das die Jesuitenanstalten gänzlich in Schatten stellen sollte. Sein Helfer und Ratgeber bei der Einrichtung war ein Priester vom Oratorium Manoel do Cenaculo de Villas Boas, später Erzbischof von Evora, ein Mann von vielseitigem Wissen, „ein Brunnen ohne Grund und Schlamm", dem wieder Antonio Pereira de Figueiredo, ein grundgelehrter freisinniger Theolog, zur Seite stand. Auch bei den Mittelschulen wurden vorzugsweise Priester vom Oratorium verwendet.

Neben den Sprachen des Altertums sollten auch die portugiesische Sprache und Litteratur, neben dem römischen Recht die heimischen Gesetze und Institutionen zur Geltung gebracht werden; den philosophischen und mathematischen Wissenschaften wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Reform der Universität Coimbra war das „Signal zur Wiedergeburt der Wissenschaften" in Portugal. Neue Lehrbücher und Lehrmethoden verdrängten die scholastisch-jesuitische Unterrichtsweise und eine großartige königliche Druckerei nebst Schriftgießerei sollte dazu dienen „die Wissenschaften zu beleben und durch die Druckerzeugnisse dem Gemeinwesen nützlich zu sein".

Zugleich richtete Pombal sein Augenmerk auf Verbesserung der Rechtspflege und des Gerichtsverfahrens und schuf nach reifen Beratungen mit Richtern und rechtskundigen Männern ein Gesetzbuch, das der größte portugiesische Jurist „ein wahrhaft goldenes Gesetz" genannt hat, ein aus ältern Ordonnanzen, Gewohnheiten und Rechtsbestimmungen zusammengestelltes und im Geist der Zeit und der modernen Wissenschaft redigiertes Landrecht, klar und bündig und mit strenger Scheidung der Justiz und Verwaltung. Eine neue wachsame Polizei unter einem thätigen Intendanten führte in Portugal, insbesondere in den südlichen Gauen einen Zustand öffentlicher Sicherheit herbei, wie er bisher noch nie bestanden. Rechtspflege.

Auch das Finanz- und Steuerwesen und der gesamte Staatshaushalt wurden mit Verstand und Umsicht geordnet. Die Errichtung von vier Rechnungskammern erleichterte die Übersicht und Kontrolle über Einnahmen und Ausgaben; die Einführung eines Schatzamtes als Obersteuerbehörde vereinfachte die Erhebung der öffentlichen Abgaben und gewährte größern Schutz gegen Betrug, Unterschleif und Bedrückung. Selbst über die Hofhaltung und des Königs Hauswesen erstreckte sich die Aufmerksamkeit des Ministers. Und noch niemals war Brasilien eine so ergiebige Quelle des Reichtums für die Portugiesen wie unter Pombals Verwaltung. Jahraus jahrein trugen reichbeladene Schiffe Gold, Edelsteine und kostbare Waren in den Hafen von Lissabon. Zwei Handelsgesellschaften vermittelten und beförderten den Verkehr; Direktoren leiteten die Verwaltung, die Rechtspflege und das Unterrichtswesen in den einzelnen Provinzen des großen Landes, Missionen wurden in die entlegenen Gegenden gesandt, um die Eingebornen zu bekehren, zu unterrichten und zu kultivieren, an Fleiß und geordnetes Leben zu gewöhnen. Staatshaushalt. Brasilien.

Nicht bloß in den innern Zuständen Portugals schuf die Verwaltung des Marquis von Pombal eine neue Ära: er wußte auch nach außen die Ehre und Würde des Königreichs zu wahren und ihm die Achtung der größern Staaten zu verschaffen. Als während des Siebenjährigen Kriegs ein englisches Geschwader einige französische Schiffe in die Bucht von Lagos verfolgte und sie ohne Rücksicht auf die Neutralität des Landes wegnahm oder zerstörte (S. 89), trat Pombal als Rächer des verletzten Völkerrechts und der Ehre der portugiesischen Flagge auf. Er konnte freilich keine Kriegsflotte gegen die erste Seemacht Europas unter Segel gehen lassen, nicht durch einen Gegenakt der englischen Nation zu Gemüte führen, wie ungroßmütig es sei, gegen einen kleinen befreundeten Staat ihr Übergewicht geltend zu machen; aber seine Noten an das englische Ministerium atmeten das Selbstgefühl eines Mannes, der nicht ruhig hinnehmen wollte, daß England das Land am Tajo als einen Vasallenstaat, als ein von ihm abhängiges Territorium behandle. Seit fünfzig Jahren, sagte er, sei Großbritannien durch vorteilhafte Handelsverträge im Besitz solcher Vorrechte und Befreiungen in Portugal, daß die Kaufmannschaft des Inselreichs jährlich einen Gewinn von einer Million Pfd. St. aus dem Land ziehe, daß der Bedarf des Volks an Getreide, an Kleidungsstoffen, an Fabrikwaren aller Art zu zwei Dritteilen von England geliefert werde. Diese Handelsgesetze und Monopole könnten gekündigt und aufgelöst werden, Frankreich Stellung zu England. Aug. 1759.

würde mit Freuden dem portugiesischen Volk unter die Arme greifen und seinen Bedürfnissen mit dem eignen Überfluß an Naturprodukten und Kunsterzeugnissen abhelfen. An der Themse verstand man den Wink und die versteckte Drohung, und der Minister Pitt war klug genug nachzugeben und die verlangte Genugthuung zu gewähren. Dadurch wurde das gute Einvernehmen wieder hergestellt und die Engländer konnten nach wie vor ihre reichen Goldladungen einbringen. Allein sie blickten mit Ärger auf die schöpferische Thätigkeit Pombals, die Portugal unabhängig von dem Ausland zu machen suchte. Die Klagen der britischen Kaufleute wurden immer lauter und bitterer; die Zeitungen und Flugschriften nahmen einen gereizten Ton an; in der Gründung der Handelsgesellschaften, in den industriellen Unternehmungen, in dem Bemühen, die Portugiesen auf ihre eignen Füße zu stellen, erblickten die Engländer Eingriffe in ihre solange genossenen kommerziellen Vorrechte, eine Beeinträchtigung ihrer Monopole und Begünstigungen.

Der portugiesisch-englische u. der spanisch-französische Krieg. Der Reichsgraf von Lippe.

Diese Stimmungen traten zeitweise zurück, wenn die politische Lage Europas der englischen Regierung das enge Bündnis mit Portugal vorteilhaft machte. So im Anfang der sechziger Jahre, als Choiseul durch den erwähnten „Familienpakt“ alle Zweige des bourbonischen Hauses zu einem ewigen Bund vereinigte in der Absicht, Englands maritimes Übergewicht zu brechen. Portugal wurde eingeladen der Konvention beizutreten, der neutralen Stellung, welche bisher der britischen Seeherrschaft so nachdrücklichen Vorschub geleistet, zu entsagen. Als das Kabinett von Lissabon der Aufforderung widerstand und dem Freundschaftsbund mit England treu blieb, wurde in Paris und Madrid der Plan gefaßt, sich der portugiesischen Seehäfen zu bemächtigen und durch Besetzung des Königreichs ein reales Unterpfand zu erwerben, das man seiner Zeit gegen Großbritannien verwerten könne. In Spanien mochten auch die alten Eroberungsgedanken wieder auftauchen. Man hatte in Madrid nicht vergessen, daß Portugal nur durch einen revolutionären Handstreich aus einer spanischen Provinz ein selbständiges Königreich geworden war. In dieser drohenden Zeitlage entfaltete Pombal wieder eine ähnliche Thätigkeit und Energie, wie nach dem Erdbeben. Die Festungen wurden instandgesetzt und mit reichlichem Geschütz versehen, die Armeen verstärkt, Waffenvoräte gesammelt. Vom Fort Julião starrten 120 Kanonen auf den Tajo herab. Als das Lissaboner Kabinett in einer höflich aber festgehaltenen diplomatischen Note der spanischen und französischen Regierung erklärte, daß Portugal dem Angriffsbund der verwandten Höfe nicht beizutreten, sondern in seiner bisherigen Neutralität und Freundschaft zu beharren entschlossen sei, erfolgte die Kriegserklärung und das Einrücken einer spanischen Okkupationsarmee in Tras-os-Montes. (Mai 1762.) Pombal hatte das portugiesische Heer bis zu einer Stärke von 60,000 Mann gebracht; allein er konnte sich bald überzeugen, daß die der Waffen und des Kriegs entwöhnten Truppen der feindlichen Übermacht nicht gewachsen seien, daß das vaterländische Gefühl und der Nationalhaß gegen Spanien, wovon die portugiesische Jugend durchdrungen war, den Mangel an Übung und Disziplin nicht zu ersetzen vermöchte, daß auch die englischen Offiziere, die ihm die Londoner Regierung zur Verfügung stellte, und einige Regimenter Hilfstruppen unter Lord Tirawley nicht genügten. Er richtete daher seinen Blick nach dem an militärischen Kräften so fruchtbaren Deutschen Reich und übertrug mit Zustimmung Englands dem Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, einem erfahrenen Kriegsmann, der in London geboren, eine Zeitlang in der englischen Garde gedient, dann unter Ferdinand von Braunschweig mehrere Feldzüge im Siebenjährigen Krieg mitgemacht (S. 86, 98) und in seinem Stammland militärisches Organisationstalent an den Tag gelegt hatte, den Oberbefehl über das portugiesische Heer und die englischen Hilfstruppen. Der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz erhielt das Kommando über die Artillerie.

Im Juli sammelte sich das französisch-spanische Heer unter dem Oberbefehl des Grafen von Aranda über 42,000 Mann stark in der Umgegend von Ciudad Rodrigo und rückte in Beira ein, um in das Herz des Landes vorzudringen. Das portugiesisch-englische Heer, bei welchem unter dem reichsgräflichen Oberbefehlshaber, der den Rang eines Feldmarschalls hatte, die englischen Anführer Bourgoyne, Townsend, Lennox, Clarke das meiste leisteten, war kaum halb so stark als der Feind, da ein großer Teil der Truppen in den Festungen lag oder die Nordgrenze hütete. Die Spanier und Franzosen machten daher anfangs rasche Fortschritte. Sie zwangen die Festung Almeida zur Übergabe, brachten das Gebirgsland im Osten der Sierra Estrella, zwischen Mondego und Tajo in ihre Gewalt und schlugen ihr Hauptquartier bei Castello Branco auf. Bald änderte sich jedoch die Lage. Der Reichsgraf und die englischen Obersten besetzten die steilen Gebirgspässe und hemmten das weitere Vordringen des Feindes: die Bergbewohner, empört über die grausame und verheerende Kriegsweise der Spanier und entflammt vom Nationalhaß, scharten sich in Banden zusammen und organisierten gegen die Eindringlinge den kleinen Krieg in Schluchten und Wäldern; Townsend führte mit großem Geschick einen vielbewunderten Marsch über die Höhen der Estrella aus. Im Herbst, als noch Regen und Kälte eintrat und Mann und Roß vor Hunger und Ermattung zusammensanken, sah sich Aranda genötigt, einen Teil seiner Truppen über die Grenze zu führen und in Alcantara unterzubringen. Im nächsten Monat folgte er selbst mit dem Rest des Heeres, die Kranken und Verwundeten in den Lazaretten von Castello Branco zurücklassend. Aber auch die Portugiesen und Engländer bedurften dringend der Erholung; daher willigte der Reichsgraf-Marschall ein, daß sie in verschiedenen Grenzstädten Winterquartiere bezogen. Neun Regimenter wurden nach Portalegre verlegt, um das Eindringen der Feinde in Alemtejo zu verhindern. Der Abschluß des Friedens von Fontainebleau zu Anfang des nächsten Jahres machte auch dem Krieg in Portugal ein Ende und stellte die Zustände her, wie sie vor dem Feldzug gewesen.

Mitte Juli 1762. — Aug. 1762. — Sept. — Okt. 1762. — Febr. 1763.

Nach dem Frieden kehrten die englischen Hilfstruppen zurück. Der reichsgräfliche Oberfeldherr aber blieb noch einige Zeit in Portugal und unterstützte den Minister in seinen Bemühungen, die einheimischen Truppen feldtüchtig zu machen, die Milizen zu organisieren, die Festungen in Verteidigungsstand zu setzen, mit Rat und That. Elvas wurde durch ein Fort verstärkt, das noch jetzt den Namen „Lippe" führt. Als er endlich das pyrenäische Land, das ihm seine ganze militärische Disziplin und Kriegszucht zu danken hatte, verließ, um über England nach Deutschland zurückzukehren, schlug er alle Geldbelohnungen aus und begnügte sich mit dem Ruhm und dem Dank der Nation. Er war kein Condottiere. Auch in seinem Stammland Lippe-Bückeburg blieb er seinen militärischen Neigungen getreu; er legte auf einer Insel im Steinhuder Meer die kleine Festung Wilhelmstein an und bildete aus den jungen Bauernsöhnen seines Landes tüchtige Soldaten. Doch hatte er auch geistiger Interessen, wie Herder und Abt erfuhren.

Militärische Verdienste des Reichsgrafen. — Sept. 1774.

Dieser Verbesserung des Heerwesens und der gleichzeitigen Verstärkung der Marine hatte es Portugal zu danken, daß sich nicht zehn Jahre später dieselben kriegerischen Vorgänge zwischen den beiden pyrenäischen Staaten und ihren Verbündeten wiederholten. Ein Grenzstreit in Südamerika hatte zu Feindseligkeiten zwischen den beiden Gouverneuren von Brasilien und Buenos Ayres geführt, wobei die spanischen Kriegsmannschaften in zwei Gefechten den kürzern zogen. Dieser Streit der Kolonien schien sich nach dem europäischen Mutterland hinüberspielen zu wollen. Schon besetzten abermals portugiesische und spanische Truppen die Grenzlandschaften. Die englische Regierung, die bei ihrem bevorstehenden Kampf mit Nordamerika nicht auch noch in pyrenäische Kriegsangelegenheiten verwickelt sein mochte, suchte den Streit zu vermitteln.

Spanisch-portugiesischer Krieg in Amerika.

Allein sie erreichte nur soviel, daß in den portugiesisch-spanischen Grenzlanden das bereits gezückte Schwert nicht wirklich zum Kampfe geschwungen ward. Desto hitziger entbrannte der Krieg im Gebiet des Rio Grande. König Karl III. hatte den früher geschlossenen Tauschvertrag verworfen, wollte aber doch nicht gern auf die Colonia del Sacramento verzichten. Er schickte eine große spanische Flotte von 12,000 Seesoldaten unter Pedro de Cevallos nach Buenos Ayres in einem Augenblick, da König Joseph schwer erkrankt war und seine Gemahlin, Karls Schwester, die Regentschaft in Lissabon übernahm, somit Pombals Einfluß auf die Regierungsgeschäfte unsicher und schwankend ward. Dieser Konstellation hatte es der König von Spanien zu danken, daß der Streit zu seinem Vorteil endete. In dem zwischen der Königin-Regentin und ihrem Bruder abgeschlossenen Präliminarfrieden von San Ildefonso, dem dann einige Monate nach-
1. Okt. 1777. her der Allianzvertrag zu Pardo folgte, wurde die Grenze am La Plata und Uruguay
11. März 1778. festgesetzt und die Colonia del Sacramento den Spaniern überlassen. Seitdem hörte der Schleichhandel mit Buenos Ayres auf.

Als der Friedensvertrag von Pardo zwischen Spanien und Portugal ab-
König Josephs Ausgang. geschlossen ward, war König Joseph Emanuel nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte noch die Freude dem großen dreitägigen Fest beizuwohnen, das der Minister bei der feierlichen Enthüllung der prachtvollen Reiterstatue des Mon-
6. Juni 1775. archen auf dem „Handelsplatze" in Lissabon veranstaltete, ein wahres Volksfest mit Umzügen, Feuerwerk, Banketten und Belustigungen aller Art. Aber sein Gemüt war verdüstert; ein zweiter Anfall auf sein Leben bei Gelegenheit eines Jagdrittes, Mißstimmungen und Intrigen in der königlichen Familie, Mißtrauen gegen seine Umgebung hatten die Heiterkeit seiner Seele, apoplektische Anfälle die Gesundheit seines Körpers untergraben. Der Staatssekretär Seabra, der thätigste Mitarbeiter Pombals in allen zivilisatorischen Arbeiten, wurde plötzlich in Ungnade entlassen und auf ein Landgut verwiesen, ohne daß man genau die Ursache erfuhr. Es ward behauptet, er habe seine Stellung zu eigennützigen Zwecken mißbraucht. Seine Entfernung war das erste Zeichen, daß es den Ränken und Kabalen der dem Minister feindseligen Hofpartei bald gelingen werde, auch Pombals Machtstellung zu erschüttern. Der König selbst bewahrte jedoch dem großen Mann, der fünfundzwanzig Jahre lang das Staatsruder mit so kräftiger und geschickter Hand geleitet, sein Vertrauen bis zum letzten Atemzug. Er freute sich mit allen Freunden der neuen Ordnung, daß der Mordplan eines Italieners, der den ersten Minister bei dem erwähnten Nationalfest mit einer Art Höllenmaschine aus der Welt schaffen wollte, vor der Ausführung entdeckt und vereitelt ward, und der Verbrecher, der sein Vorhaben eingestand, dem blutigen Strafgericht überliefert werden konnte. Bald nachher traten wiederholte
6. Okt. 1775. Krankheitsanfälle ein, die den König nötigten sich von allen Staatsgeschäften zurückzuziehen und seine Gemahlin Maria Anna zur Regentin zu ernennen. Drei
29. Nov. 1776. Monate nachher machte ein wiederholter Schlaganfall seinem leidensvollen Leben ein Ende. Seine älteste Tochter Maria, die, wie uns bekannt, mit ihrem Oheim
24. Febr. 1777. Dom Pedro vermählt war, erbte die Krone. Der päpstliche Stuhl, der vor dem Streit die Dispensation zu der Verwandtenehe gegeben, hatte auch nach dem

Wunsch des sterbenden Monarchen eingewilligt, daß der Sprößling dieser Ehe, der sechzehnjährige Enkel des Königs Joseph, Prinz von Beira, mit seiner einunddreißigjährigen Muhme Donna Maria Franziska Benedikta, Josephs zweiter Tochter, vermählt ward, zwei dynastische Heiraten, die fast als blutschänderisch gelten konnten und dem Herrscherhaus kein Glück brachten.

Ehe noch des Königs letzte Stunde gekommen war, reichte Pombal, der wohl wußte, daß, wenn der königliche Stützpfeiler gesunken wäre, die zahlreichen Gegner des Allgewaltigen mit leidenschaftlichem Haß wider ihn losbrechen würden, der Regentin ein Entlassungsgesuch ein. Alter, Anstrengungen und Körperleiden hätten seine Kräfte erschöpft. Sie möge andre Männer ihres Vertrauens ernennen, die er in die Geschäfte einführen wolle, und ihm gestatten, seine noch kurze Lebensfrist auf seinen Gütern in der Zurückgezogenheit zuzubringen. Er fügte dem Gesuch einen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung und den Zustand der Finanzen bei, der an Sullys Beispiel erinnert (XI, 480) und mit Recht allgemeine Bewunderung erregte. Er wies nach, daß außer dem Diamantenvorrat im Staatsschatz und in der königlichen Kasse achtundsiebzig Millionen Cruzados vorrätig seien, ein in der portugiesischen Finanzgeschichte unerhörter Fall. Ehe die Regentin eine Entscheidung getroffen, starb der König und Donna Maria bestieg den Thron. Da wiederholte der Minister sein Gesuch und die neue Königin gewährte ihm vier Tage nachher den erbetenen Abschied in der gnädigsten Form. Und nun trat ein völliger Umschwung in System und Personen ein. Maria war schwachen Geistes und zeigte schon Spuren von Seelenstörungen, die in der Folge zur Unheilbarkeit sich steigerten; ihr Oheim-Gemahl war so sehr in kirchlicher Gläubigkeit befangen, daß er jeden Morgen mehrere Male die Messe besuchte und jeden Abend dem Gebetsgottesdienst andächtig beiwohnte. Beide hatten daher nichts eiligeres zu thun, als die Gefängnisse zu öffnen und die wegen Teilnahme an den Verschwörungen oder wegen Widersetzlichkeit gegen die Maßregeln der Regierung in Haft befindlichen Geistlichen und Edelleute in Freiheit zu setzen. Der Bischof von Coimbra eilte aus dem Gefängnis in den Palast, wo ihn Dom Pedro umarmte; mehrere geistliche Stellen kamen nach dem Vorschlage des Nunzius an andre Kleriker; die wichtigsten Staats- und Hofämter wurden adligen Herren übertragen, welche als die entschiedensten Gegner des Marquis bekannt waren. Zuerst wurde ausgestreut, Pombal habe seine Stellung zu seiner eignen Bereicherung benutzt: da wies er aktenmäßig nach, daß er während seiner ganzen Verwaltung nur sein Ministergehalt und geringe andre Emolumente bezogen und niemals königliche Donationen, Gratifikationen oder sonstige Gnadenerweisungen, wie sie von den Souveränen an begünstigte Personen verliehen würden, angenommen habe. Desto eifriger war man bestrebt, die von Pombal getroffenen Reformen und Einrichtungen in Schatten zu stellen oder rückgängig zu machen. Der Gerichtshof, der die Jurisdiktion des Nunzius in Schranken halten sollte, wurde

Pombals Entlassung u. das neue System.

1. März 1777.

beseitigt; der Papst erhielt eine halbe Million Gulden zur Entschädigung für die Unkosten, welche dem römischen Stuhl einst durch die Überführung der Jesuiten nach Civita Vecchia erwachsen waren; dem Patriarchat wurden alle Güter und Einkünfte, die ihm der Marquis entzogen hatte, zurückgegeben, und während man den Vorsteher der königlichen Druckerei aus dem Land jagte, wurden die aus dem Kalender gestrichenen Feiertage, sowie die Brüderschaften, Prozessionen u. a. D. hergestellt.

Angriffe u. Verfolgungen gegen Pombal. Pombal hatte sich durch seine despotische Verwaltung zu viele Feinde gemacht, als daß diese nicht alle Hebel zu seinem Verderben hätten einsetzen sollen. Adlige, Geistliche, Jesuiten entstiegen aus den Gefängnissen wie aus Gräbern und vereinigten ihre Angriffe gegen den früher so gewaltigen Mann. Es genügte ihnen nicht, daß durch eine Revision der Prozesse sie für unschuldig erklärt und in ihrer Ehre, ihrem Rang, ihrer gesellschaftlichen Stellung hergestellt, daß die gegen die Familie Tavora gefällten Richtersprüche als ungerecht und nichtig kassiert, daß die Bestraften von jeder Schuld und Makel freigesprochen wurden; viele verlangten Entschädigung von ihrem Verfolger; alle dürsteten nach Rache. Pamphlete und polemische Flugschriften drängten einander; eine derselben, das berüchtigte „Libell“ aus der Feder eines Adligen, ging soweit in Verleumdung und Verunglimpfung, daß der Minister eine scharfe Widerlegung der boshaften Schmähschrift ausgehen ließ. Zugleich sammelte er in seinem Palast zu Pombal, wohin er sich zurückgezogen, die Materialien zu einer Rechtfertigungsschrift über seine Verwaltung, nicht um sich zu rächen, wie er selbst sagte, sondern um die beleidigte Wahrheit offenbar zu machen. Die Königin wurde unruhig; in ihrem Innern entstand ein Kampf zwischen ihrer Hinneigung zu den kirchlichen und politischen Traditionen und dem Gefühl der Pietät gegen ihren Vater, in dessen Namen und mit dessen Zustimmung und Unterschrift doch alle Verfügungen des Reformministers erlassen waren. Sie glaubte den Sturm dadurch beschwören zu können, daß sie beide Flugschriften, das „Libell“ wie die „Verteidigung“
3. Sept. 1779. durch ein Dekret unterdrückte. Als aber die Stimmen der Widersacher immer lauter ertönten, die Klagen und Beschuldigungen immer mehr anwuchsen, wurden zwei königliche Kommissare mit ausgedehnten Vollmachten nach Pombal
Okt. 1779. abgeordnet, welche den Marquis über eine Menge Fragen gerichtlich vernehmen sollten. Vor diesen mußte sich der achtzigjährige Greis fünfzig Tage hindurch täglich fünf bis acht Stunden lang verantworten, bis man ihn krank und erschöpft
16. Aug. 1781. zu Bett brachte. Auf Grund dieser schriftlichen Aufzeichnungen erklärte die Königin nach Anhörung ihrer Räte, daß der Marquis für schuldig und strafwürdig zu erachten sei, daß sie aber aus Rücksicht auf sein Körperleiden und seine Altersschwäche, „mehr der Milde als der Gerechtigkeit eingedenk“, keine Bestrafung über ihn verhängen wolle. Doch soll es den Beschädigten unverwehrt sein, bei den Gerichten Klagen auf Ersatz zu erheben. So schwebte das Damoklesschwert noch ferner über Pombals Haupt.

Aber er sollte bald durch eine höhere Macht von allen weitern Verfolgungen und Bedrängnissen befreit werden. Am 5. Mai 1782 verschied er in den Armen seiner Gattin im dreiundachtzigsten Lebensjahr. „Das Beste meines Königs war stets mein Zweck," waren seine letzten Worte, „wo ich gefehlt habe, geschah es aus Mangel an Einsicht, nie mit Willen." Unstreitig darf Pombal den größten Staatsmännern des Jahrhunderts beigezählt werden: er war zum Herrschen geboren, klar im Erkennen, von höheren politischen Ideen getragen, energisch und entschlossen bei der Ausführung. Nach seinem Tod gingen seine Schöpfungen allmählich unter; Priester und Mönche herrschten wieder am Hof und in der Schule; statt der Anstalten für Kunst und Wissenschaft wurden Klöster und fromme Stiftungen errichtet und gepflegt; Aberglaube, Unreinlichkeit und Unwissenheit kehrten wieder bei dem Volk ein und die Nation sank zurück in den Zustand der Abhängigkeit und Hilflosigkeit, aus dem sie Pombals kräftige Hand zu reißen gesucht. Aber noch in den nächsten Jahrzehnten waren die wohlthätigen Wirkungen der Reformthätigkeit des großen Ministers sichtbar. Reformator auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatte er viele neue Anschauungen geweckt, viele neue Richtungen angebahnt; diese Spuren konnten nie wieder ganz verwischt werden, wie wenig auch die zu schwärmerischen Religionsübungen geneigte, dem heiligen Stuhl und der Geistlichkeit streng ergebene Königin und ihr beschränkter „sehr devoter" Gemahl den Zeitgeist begriffen und würdigten, unter dessen Einflüssen Pombal gehandelt. Trübsinn, Seelenangst und Schwermut wurden endlich so mächtig in der unglücklichen, von Zweifeln und Beängstigungen gequälten Frau, daß zuletzt ihr Geist von der Nacht des Wahnsinns verdunkelt ward, so daß, da ihr Erstgeborner Joseph bereits im Jahr 1788 gestorben war, ihr zweiter Sohn Johannes bis zum Tod der Mutter die Regentschaft übernahm.

Pombals Tod u. Verdienste 5. Mai 1782.

2. Die bourbonischen Staaten.

A. Frankreich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

a. König Ludwig XV. und der Versailler Hof.

Als Ludwig XV. selbständig die Regierung zu führen begann, gingen die Wogen des royalistischen Enthusiasmus, den sein Vorgänger in der Nation zu wecken gewußt, noch sehr hoch. Man nannte den jungen Monarchen den „Vielgeliebten", und als er während des österreichischen Erbfolgekriegs von dem flandrischen Feldzug zurückkehrend in Metz gefährlich erkrankte, geriet das ganze Land in Trauer und Bestürzung; in Paris wurden sechstausend Seelenmessen abgehalten, um von Gott seine Herstellung zu erflehen, und als endlich die Genesung erfolgte, wurde die frohe Botschaft von der ganzen Nation mit unermeßlichem Jubel vernommen und das glückliche Ereignis mit begeisterten Freuden-

Ludwig der Vielgeliebte.

Aug. 1744.

bezeugungen gefeiert. Aber diese Volksliebe schwand bald dahin und verwandelte sich allmählich in Haß und Verachtung, als sich der König den schamlosesten Ausschweifungen hingab, als er den Genossen seiner Lustschwelgereien und den Dienern seiner Wollust und Sinnlichkeit die Regierung des Landes, die Leitung der Heere, die Bestimmung über Recht und Politik überließ und als Buhlerinnen ohne Sitte und Scham Hof und Reich beherrschten. Wir haben diese Wandlung des Königs schon früher angedeutet: anfangs noch zögernd und zurückhaltend, schritt er rasch weiter auf der schlüpfrigen Bahn. Von den vier Schwestern, die sich abwechselnd seiner Gunst erfreuten, wurden die zwei jüngsten, die Herzoginnen von Chateauroux und Lauraguais bei Gelegenheit der Krankheit auf fünfzig Lieues von Metz verwiesen, als es einer frommen Partei in der Umgebung des Königs, den Bischof von Soissons und den Herzog von Chartres an der Spitze gelang, das Gewissen des Kranken mit den zu erwartenden Höllenstrafen zu ängstigen. Die Königin wurde herbeigerufen, um statt der Chateauroux die Pflege zu übernehmen. Aber nach der Genesung bereute Ludwig seine Schwäche; die Geliebte kehrte an den Hof zurück, während der Bischof und alle, welche zu der Entfernung beigetragen, in Ungnade entlassen wurden.

Frau von Pompadour u. Minister Choiseul.

Bald nachher starb die Herzogin von Chateauroux, und nun trat die junge, schöne, ehrgeizige Gattin des Unterfinanzpächters Lenormand d'Etioles, die auf Veranstaltung eines Kammerdieners bei Gelegenheit einer Jagd des Königs Bekanntschaft machte, an die Stelle einer begünstigten Mätresse. Sie erhielt den Rang einer Marquise von Pompadour und bezog die Prachtzimmer im Versailler Schloß, die ihr neben den königlichen Gemächern angewiesen wurden; der Ehemann wurde durch ein einträgliches Staatsamt abgefunden. Die Marquise hatte in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung erhalten, sie war sehr musikalisch, sie malte, sie besaß Geschmack und Verstand, Sinn für Kunst und Wissenschaft und war Meisterin der Buhlkünste, durch die sie den König an ihre Person gefesselt hielt, auch nachdem sich dessen Neigung bereits von ihr abgewandt hatte. Sie wußte seinen schlaffen Geist mit Zerstreuungen und Unterhaltungen zu beschäftigen und seine Sinnlichkeit zu befriedigen, indem sie ihm stets jüngere Schönheiten zuführte. Wir sind dieser merkwürdigen Frau, welche in den letzten Jahren der unumschränkten Königsmacht Frankreichs eine so verhängnisvolle weltgeschichtliche Rolle spielte, in den frühern Blättern öfters begegnet. In ihrem glänzenden Palast zu Versailles fanden in der Regel die Staatsratssitzungen statt, durch welche die Geschicke Europas entschieden wurden. Zwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tod im März 1764, hat sie den größten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten geübt: als der Kardinal Bernis, der ihr anfangs ganz zu Willen gewesen, sich mehr und mehr von ihr abwandte und ihre Macht zu beschränken suchte, verdrängte sie ihn aus dem Ministerium des Auswärtigen und brachte ihren Freund, Günstling und Verehrer, den Herzog von Choiseul, an dessen Stelle, den uns bekannten Staatsmann, der durch seine politische Ge-

wandtheit, durch seine Talente als Kavalier, Hofmann und Diplomat bald die entscheidende Stimme im Kabinett führte und in der Folge, als er das Kriegsministerium übernahm, in den Gang der Ereignisse bestimmend eingriff. Im Verein mit diesem ergebenen dienstbeflissenen Mann war die königliche Mätresse die eigentliche Lenkerin der Staatsgeschäfte; sie besetzte die wichtigsten Ämter mit ihren Günstlingen und Geschöpfen, nach ihren Vorschlägen und Weisungen wurden die Befehlshaberstellen bei der Armee vergeben, der Herzog von Richelieu, der geniale Wüstling, ein schonungsloser Plünderer und Landverwüster, ein Don Juan im Kreise der Damen, ein Kavalier, Hofmann und Duellant im Gesellschaftsleben, verdankte ihr seinen Marschallstab. Wir wissen, wie sehr die Allianz mit Österreich gegen Preußen ihr Werk war. Sie verfügte über die Staatsgelder wie über ihre eigne Kasse und von ihr hing Gnade und Ungnade bei Hof, hingen Belohnungen und Zurücksetzungen, Pensionen, Würden und Ehrenstellen ab. Ihre eignen Einkünfte waren durch Jahrgelder, Schenkungen und Verleihungen so bedeutend, daß sie, als sie nach einem in Pracht, Luxus und Üppigkeit verbrachten Leben mitten im Glanz der Herrlichkeit ins Grab sank von dem König wenig betrauert, von der Nation verabscheut und gehöhnt, noch Millionen zurückließ. Sie selbst und ihre Kreaturen nährten Ludwigs Sinnlichkeit und Genußsucht, damit er sich immer tiefer in den Pfuhl des Lasters stürze und die Leitung der Staatsgeschäfte ihnen überlasse. Die Orgien, die damals in den Hofkreisen gefeiert wurden, die Verführungskünste und Liebeshändel eines Richelieu, eines Moritz von Sachsen und andrer genialen Kavaliere, das ganze sittenlose und ausschweifende Leben der vornehmen Pariser und Versailler Welt jener Tage wurde oft genug von französischen Federn geschildert. Man lebte damals wie in einem Rausch; man ergötzte sich an Freudenfesten auf einem gärenden Vulkan, man behandelte die wichtigsten Dinge des öffentlichen Lebens mit derselben Frivolität wie die gesellschaftlichen Vergnügungen. Wir haben gesehen, mit welcher Leichtfertigkeit die politischen und kriegerischen Angelegenheiten unter solchen Händen geleitet wurden und wie sehr in den beiden großen Kriegen, in welche sich Frankreich unbesonnen hineinstürzte, die Waffenehre und die Wohlfahrt der Nation zu Schaden kamen. Selbst auf den Feldzügen wechselten Schauspiele, Opern und Bälle mit mörderischen Gefechten ab. Alles ward leerer Schein, das Leben eine Komödie für den Adel, eine Tragödie für das Volk. Es ist eine bekannte Erzählung, daß vor dem Tage von Raucoux die Schauspielerin Favar die Aufführung mit den Worten schloß: „Morgen wird nicht gespielt, wegen der Schlacht; übermorgen findet statt u. s. w.“ Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die royalistische Begeisterung für die bourbonische Dynastie mehr und mehr abnahm? Als zu Anfang des Kriegs mit Friedrich II., gegen welchen der König und die Pompadour die französischen Heere ins Feld rücken ließen, während die tonangebenden Schriftsteller und die geistreichen Gesellschaftskreise denselben als den Ihrigen feierten,

in der allgemeinen Aufregung der Gemüter ein Mordanfall auf Ludwig XV. unternommen ward, war die Teilnahme der Nation viel geringer als einst bei der Krankheit in Metz. Der Verbrecher, ein halbverrückter Mensch, Namens Damiens, welcher den König, als er gerade seinen Wagen besteigen wollte, 5. Jan. 1757. mit einem Taschenmesser in der Seite verwundete, wurde von der großen Kam- 25. März. mer des Parlaments zum Tode verurteilt und auf die martervollste Weise hingerichtet; allein es wird gemeldet, daß die Seelenmessen, die zum Dank der Errettung veranstaltet wurden, nur den zehnten Teil der Zahl betrugen, die damals die fromme Hingebung gefeiert hatte.

Die Gräfin Dubarry u. das Regiment der Lüste. Als vollends Marie Jeanne, die schöne und muntere Tochter eines verarmten Steuerbeamten, die während einer leichtfertigen Jugend bei einer Modehändlerin von ihren zahlreichen Liebhabern den Namen L'Ange erhalten hatte, 1769. von einem alten Roué dem König zugeführt ward und nach ihrer Scheinvermählung mit einem durch Trunk und Spiel heruntergekommenen Edelmann als Gräfin Dubarry nach Versailles kam, verlor der Hof jegliche Würde. Ungebildet und nur der Vergnügungssucht hingegeben, ließ sich die Gräfin leicht bewegen, mit der dem Minister Choiseul feindseligen Hof- und Priesterpartei gemeinsame Sache zu machen, um den einflußreichen Staatsmann, welcher der neuen Mätresse die Huldigung versagte, die er der verstorbenen Marquise so willig dargebracht, und dessen freisinnige Politik und Aufklärungsideen den Anhängern des alten Systems verhaßt waren, aus seiner Stellung zu drängen. Denn trotz der herrschenden Sittenlosigkeit war der König selbst, seine Familie und ein Teil des Hofes sehr kirchlich gesinnt. Ludwig besuchte regelmäßig die Messe; er beichtete, ging mit den Prozessionen, betete zu den Heiligen, beobachtete gewissenhaft alle religiöse Pflichten und stand auf seiten des jesuitisch-papistischen Teils des Klerus gegen Jansenismus, Parlament und Freigeisterei. Es ist 24. Dez. 1770. uns bekannt, daß Choiseul gegen Ende des Jahres 1770 plötzlich entlassen und aus der Nähe des Hofes verbannt ward, zu einer Zeit, da er bei der Nation mehr galt als je, daher auch sein Name vom Glanz des Märtyrertums umstrahlt war. An seine Stelle trat der Herzog von Aiguillon, ein Schmeichler und Wohldiener der königlichen Geliebten. Neben ihm waren seine Gesinnungsgenossen der Kanzler Maupeou, ehedem Präsident des Parlaments und der gewandte, praktisch kluge aber wenig gewissenhafte Abbé Terray, zwei energische aber zu Willkürmaßregeln geneigte Männer, die einflußreichsten Mitglieder des Kabinetts.

Der Absolutismus u. die Volksstimmung. Der frühere Kriegsruhm ging unter diesem Regiment zu Grabe, die auswärtigen Besitzungen in Nordamerika und Ostindien kamen großenteils in die Hände der Engländer, das politische Übergewicht wurde verzettelt und verbraucht und sank so tief, daß Polen, Frankreichs alter Bundesgenosse, ungestraft geteilt werden konnte. Ob dafür die Erwerbung der Insel Corsica (XII, 834) ein Ersatz war, ist sehr zweifelhaft, da die Kosten den Wert weit überstiegen. Der

Glanz der Krone und die Majestät des Herrschers waren dahin; ein tiefer Abgrund gähnte zwischen Regierung und Volk; jedes innere Band des Staatsorganismus war gelöst; unheilbare Gegensätze hielten die Stände getrennt. Die bestehende Ordnung war bereits geistig untergraben und wurde nur noch durch äußere Gewalt und durch die Macht der Gewohnheit aufrecht erhalten. In beißenden Satiren, in anonymen Pamphleten, in Volksliedern und Spottgedichten sprach sich seit der Mitte des Jahrhunderts die wachsende Opposition gegen das herrschende Regiment aus. In alle Stände eingedrungen gehörte sie zum guten Ton in der Gesellschaft, in der niemand, weder die Regierenden noch die Kritiker den Abgrund gewahrten, der sich unter ihren Füßen mit jedem Jahr tiefer höhlte.

b. Staat und Kirche.

Der Staatsorganismus und seine Glieder. 1. Provinzialstände u. Magistrate.

Durch die beiden Minister-Kardinäle des siebzehnten Jahrhunderts und durch den vierzehnten Ludwig war Frankreich eine unbeschränkte Monarchie geworden; der König, der sein Amt als „mystische Vollmacht von Gottes Gnaden“ betrachtete, war die Quelle aller legitimen Macht und Autorität. In dem königlichen Konseil liefen alle Fäden der Staatsgeschäfte zusammen, der Wille des Königs galt als das höchste Gesetz, Paris war der Mittelpunkt einer despotisch-monarchischen Zentralisation. Dennoch gab es noch manche selbständige Gewalten, mit welchen sich die Krone vertragen mußte. Wir wissen, daß in mehreren Provinzen, die erst spät in den nationalen Reichsverband eingetreten waren, besondere Ständeversammlungen bestanden, die das Recht besaßen, die von der Regierung geforderten Steuern zu genehmigen und auszuteilen. Auch die Magistrate der Städte mußten ihre Einwilligung geben. Dieses Recht war freilich mit der Zeit meist zur bloßen Form geworden; aber die Möglichkeit einer Neubelebung war vorhanden und legte der Regierung gewisse Schranken und schonende Rücksichten auf. — Die feudalen Geschlechter waren von ihrer ehemaligen Opposition abgekommen und um den Thron geschart. Allein die bourbonischen Könige hatten es für notwendig oder ratsam erachtet, diese loyale Gesinnung durch Vorrechte und Gnadenerweisungen zu belohnen und zu erhalten.

2. Der privilegierte Herrenstand.

Der Adel war mit geringen Ausnahmen von der Steuer der Taille befreit; er allein durfte dem Weidwerk nachgehen, Jagdreviere anlegen und den Wildstand hegen, in den Flüssen und Seen fischen; er durfte auf seinen Besitzungen Brücken- und Wegezölle auflegen, gutsherrliche Mühlen und Backöfen halten, Marktgelder und Kaufgefälle erheben, gewisse Bann- und Feudalrechte üben oder sich dafür entschädigen lassen, die Übertretungen mit strengen Strafen ahnden; die Staats- und Hofämter und die Offizierstellen bei dem Heer waren ihm vorbehalten. Auch die Bischofsstühle und alle hohen Kirchenämter wurden in der Regel Gliedern des Adels zu teil. Von dem König ernannt, erhielten die geist-

lichen Herren gegen eine Abgabe von dem päpstlichen Stuhl die kanonische Bestätigung. Bei solcher Bevorzugung kann man sich nicht wundern, daß viele Bürgerliche von Vermögen Geld und Mühe aufwandten, um in die privilegierte Klasse aufgenommen zu werden und an der Ehre und der Begünstigung Teil zu haben. Die Regierung, stets in Geldnot und nur für den Augenblick sorgend, erleichterte den Kauf der adligen Titel und Rechte. Dadurch erwarb sie manche Summe für die Staatskasse, minderte aber die Reihen der Steuerzahler. Die grundherrlichen Rechte waren ursprünglich der Lohn für wirkliche Dienste gewesen, jetzt waren sie die Quelle unerträglicher und ungerechter Mißbräuche geworden, Privilegien ohne Gegenleistungen an die Gesamtheit. Die meisten Gutsherren verbrachten nur einen kleinen Teil des Jahres in ihren ländlichen Schlössern; meist verwendeten sie ihre Renten, um in der Hauptstadt den Freudenbecher bis zum Boden zu leeren. Mittlerweile bewirtschaftete ein Maier oder Pächter in der Regel gegen die Hälfte des Rohertrags die Güter in einer Weise, daß er selbst den größten Vorteil davon zog, der kleine Colone, der Bauer und Tagelöhner aber kaum die spärlichsten Lebensbedürfnisse aufbrachte und Grund und Boden immer mehr vernachlässigt, immer wertloser ward. Zwei Dritteile des gesamten Landbesitzes befanden sich in den Händen großer Grundherren, des Adels, des Klerus, des städtischen Patriziats, das andre Drittel bestand in kleinen zerstückelten Bauernhufen, welche die Eigner nur dürftig nährten. Ein ländlicher Mittelstand fehlte gänzlich. Auch die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, die dem Adel zustand, wurde, da sich der Grundherr selbst nicht um die Rechtssicherheit der Insassen bekümmerte, sondern sich mit der Anstellung eines Gutsrichters begnügte, zur Plage, zur Bedrückung und Ungerechtigkeit der Landbevölkerung, und während in frühern Jahren die adligen Familienhäupter mit patriarchalischem Sinn für ihre Untergebenen besorgt waren, stand jetzt alles unter der Leitung hartherziger Intendanten. Verschiedenartige Gesetze und Rechte, je nachdem das römische Recht, oder Lehnsrecht oder Gewohnheitsrecht oder königliche Ordonnanzen zur Geltung kamen, erschwerten die Rechtspflege und öffneten der richterlichen Willkür Thür und Thor. — Ähnliche Mißstände walteten in den Städten ob. Die Kommunalämter, nicht durch freie Wahl besetzt, sondern zum Besten des Staatsschatzes meist zu erblichem Besitz verkauft, waren in den Händen weniger reicher Familien, welche die Lasten und Abgaben so verteilten, daß sie selbst dabei am wenigsten betroffen wurden. Und wie eifrig waren die Vorsteher und Meister der Zünfte und Innungen bedacht, die gewerblichen Schranken immer enger zu ziehen, Neulinge von dem Mitgenuß der Handwerkerrechte auszuschließen und die Monopole zu vervielfältigen! Allenthalben Privilegierte im Gegensatz zu einer rechtlosen, gedrückten, darbenden Menge. Dieser Gegensatz, die Verachtung und Vernachlässigung der untern Volksklassen von seiten der höhern Stände, war nach Tocqueville die Hauptursache, daß der französische Bauer des achtzehnten Jahrhunderts, obwohl weitaus der größte Teil persönlich

3. Stadtobrigkeiten.

frei war und im Besitz eines kleinen Grundeigentums, sich doch in schlimmerer Lage befand als ehedem, hilfloser und verlassener war als in manchem andern Land. Eine gähnende Kluft trennte die höhern Gesellschaftsklassen von dem untern Volk, feindlicher Zusammenstoß mußte daher zermalmend wirken!

Nicht minder mächtig als der Adel war der Klerus, dessen Spitzen aus jenem hervorgingen, daher beide durch Standes- und Familieninteressen miteinander verbunden, eine Solidarität, die viele Ungerechtigkeiten und Mißstände zur Folge hatte. Wie oft bezogen Glieder adliger Geschlechter die Einkünfte von Kirchenämtern ohne dem geistlichen Stand anzugehören! Auch der Klerus entrichtete für seinen ausgedehnten Grundbesitz keine Steuern. Wenn er von seinen Reichtümern, die ihm die Zehnten, die kirchlichen Gefälle und Emolumente, die religiösen Verrichtungen eintrugen, dem Staat einen kleinen Teil abgab, so wahrte er dabei doch sorgfältig seine Immunität. Die von den geistlichen Konventen bewilligten und nach eignem Ermessen repartierten Beiträge wurden als „freiwillige Gaben" bezeichnet. Unter Ludwig XV. erfreuten sich Kirche und Geistlichkeit noch größerer Begünstigung als unter seinem Vorgänger. Durch ihre Absolution und ihren Segen hoffte er den Höllenstrafen zu entgehen für sein gottloses Leben. Daher wurde die Rechtgläubigkeit von Hof und Regierung eifrig unterstützt. 1. Klerus.

Als sich in den vierziger Jahren in den südlichen Landschaften die Reformierten wieder aus ihrer Verborgenheit hervorwagten und in Languedoc heimlich eine Synode zusammentrat, wurden die alten Verfolgungen erneuert. Die Philosophie der Zeit mochte noch so sehr die Tugend der Toleranz preisen, die Intendanten und Gerichte verhängten die schwersten Strafen über die Schuldigen. Man schickte sie auf das Schafott, auf die Galeere, in die Verbannung; man belegte oder bedrohte Konvertiten, deren katholische Rechtgläubigkeit verdächtig war, mit hohen Geldbußen; drei reformierte Prediger starben durch das Schwert; Dragoner durchstreiften das Land und wiederholten die Greuel von ehedem. Bei diesen Maßregeln des Fanatismus handelte die Regierung in Übereinstimmung mit der Bevölkerung und mit den Gerichten. Die Masse des französischen Volks war noch so bigott und so abergläubisch wie in den Tagen der Ligue: zu ihm drang kein Strahl von dem Licht, das damals die Welt zu erleuchten begann; von der Geistlichkeit abhängig, unfähig sich durch Erzeugnisse der Presse zu belehren, erblickte das Volk in den Dörfern und Landstädten das Wesen der Religion nur in den Äußerlichkeiten des Kultus, in der Messe und Beichte, ergötzte sich an Kirchenfesten und Prozessionen, richtete seine Gebete mit unverstandenem Lippendienst an Maria und die Heiligen, hielt Protestanten und Freimaurer für Anhänger des Satan. Von derselben Religionswut waren auch die Gerichte durchdrungen; das Parlament von Grenoble verurteilte über dreihundert Reformierte als Verbrecher zu entehrenden Strafen, und um dieselbe Zeit, da der unglückliche Calas in Toulouse als Opfer des Fanatismus fiel (S. 138), mußte

Ketzerverfolgungen u. Bigotterie.
Aug. 1744.
1746.

1762. in derselben Stadt ein reformierter Prediger, Franz Rochette, am Galgen sterben, der letzte Märtyrer des evangelischen Glaubens.

Die Jansenistischen Streitigkeiten. Anders war die Stellung der Gerichte zu den Jansenistischen Streitfragen. Wir haben früher diese in das kirchliche Leben Frankreichs so tief eingreifende Glaubensspaltung kennen gelernt (XII, 406). Die päpstlich-jesuitische Geistlichkeit wollte die letzten Spuren der Opposition gegen die Kirchenautorität austilgen und schreckte zu dem Zweck nicht vor einer Gewissenstyrannei zurück. Christoph von Beaumont, Erzbischof von Paris, befahl den Geistlichen seiner Diözese, an alle Beichtkinder die Frage zu richten, ob sie die Bulle „Unigenitus" annähmen, und allen, welche die Antwort oder die Annahme verweigerten, die Sakramente zu versagen. Einen solchen Glaubenszwang erklärte das Pariser
April 1752. Parlament, in welchem die Mehrzahl der Mitglieder sich zu den Jansenistischen Ansichten bekannte, für gesetzwidrig und drohte, die Geistlichen, welche das erzbischöfliche Gebot vollziehen würden, als Ruhestörer zu bestrafen. So erhob sich denn ein Konflikt zwischen der weltlichen und geistlichen Gesetzgebung; wiederholte Sakramentverweigerungen führten zu Prozessen; die Streitfrage wurde in der Presse eifrig behandelt und spitzte sich zu einer heftigen Polemik zu. Der König und die Regierung hielten einige Zeit mit ihrer Meinung zurück. Endlich gelang es der klerikalen Partei, ein Dekret zu gunsten der kirchlichen Autorität zu erwirken, die weltlichen Richter hätten nicht das Recht sich in die Sache der Seelsorge zu mischen. Allein das Parlament verweigerte die Annahme des Dekrets und stellte alle Amtsgeschäfte ein. Selbst Verhaftung und Verweisung einzelner Räte vermochten den Widerstand der Körperschaft nicht zu beugen. Jahrelang dauerte der Streit zwischen den höchsten Gewalten fort; bald traten noch andre Konflikte hinzu; die große Kammer wurde wiederholt in ihrer Machtbefugnis
1756. beschränkt, bis endlich ein Kompromiß zustandekam, der die ganze Streitfrage mit dem Schleier des Schweigens bedeckte.

5. Die Parlamente. Es war weniger der Geist der Aufklärung oder die Hinneigung zu freisinnigen oder gar religionsfeindlichen Ideen, was die Parlamente in die Opposition trieb, als ihr Korporationsgeist, das stolze Selbstbewußtsein, daß sie allein die rechtmäßigen Wahrer und Interpreten der Reichsgesetze, die Hüter der legitimen Rechtsordnungen im Staat, der gallikanischen Freiheiten in der Kirche seien. Die Parlamentsräte waren allen Reformen, allen Abweichungen vom Herkommen abhold, ihre Götzen waren Pergamente, verbriefte Handfesten und Verleihungsurkunden, ihr Palladium der Partikularismus der Provinzen und Städte, der Stände und Korporationen, den sie mit Argusaugen bewachten und gegen jede Anfechtung verteidigten. Nach ihrer Ansicht „waren alle Franzosen in feste Körperschaften geteilt, deren Kette vom Thron an bis zum niedrigsten Handwerker ein Ganzes bilde, unentbehrlich zur Existenz des Staates, unauflöslich, wenn nicht alle gesellschaftliche Ordnung zu Grunde gehen sollte". Von solchen Anschauungen und konservativen Prinzipien geleitet, stand das Pariser

Parlament in der Jesuitenfrage auf seiten der Regierung, in dem Kampf gegen die freigeistige Litteratur auf seiten der Kirche. Wir wissen, daß Rousseaus „Emil“ kraft reichsrichterlichen Urteils öffentlich verbrannt ward.

Das energische Vorgehen Pombals gegen die Jesuiten in Portugal wirkte auch auf Frankreich zurück. Es ist schon erwähnt worden, daß P. Lavalette, Generalsuperior der Missionen in den französischen Inseln Westindiens, große Handelsgeschäfte nach den Seeplätzen seiner Heimat trieb. Einst hatte er bei einem Marseiller Haus bedeutende Geldsummen auf Wechsel bezogen, die durch Kolonialwaren gedeckt werden sollten. Aber die Schiffe mit der Ladung wurden während des Kriegs von den Engländern weggefangen, was den Fall des Hauses zur Folge hatte. Nun stellten die Marseiller Kaufleute und andre Gläubiger Lavalettes an den Orden die Forderung, daß derselbe für den Schaden aufkomme, da der Handel mit Gutheißung der Gesellschaft Jesu und zu ihrem Vorteil von dem Missionsvorsteher viele Jahre lang unterhalten worden. Das Konsulargericht der Seestadt fand die Forderung begründet; allein der General und seine Berater in Rom verweigerten die Zahlung und boten den Kaufleuten dafür Seelenmessen an. Sie rechneten auf ihren Einfluß bei Hofe; war doch der Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, ein Mitglied des Ordens. Dort war aber eine ihnen ungünstige Wendung eingetreten. Perusseau hatte von dem König verlangt, daß er die Marquise Pompadour aus dem Schloß entferne. Die Mätresse machte umsonst geltend, daß sie zu dem Monarchen nur noch in einem Verhältnis der Freundschaft lebe, frei von jeder unreinen Leidenschaft, und daß ihr Rat und Einfluß dem König unentbehrlich, für Staat und Kirche vorteilhaft sei; der Beichtvater beharrte bei seinen Ermahnungen. Die Pompadour trug daher dem ganzen Orden Groll und ihre Gesinnung wurde von Choiseul geteilt. Dem Voltairianer war ja ohnedies das ganze jesuitische System aus Grundsatz verhaßt. Unter solchen Umständen war es ein unüberlegter Schritt, daß der Orden, statt auf eine Ausgleichung bedacht zu sein, darein willigte, daß der Prozeß vor der großen Kammer des Parlaments verhandelt ward. Die Sache erregte das größte Aufsehen: während der Gerichtsverhandlungen wurde in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich zu den Sitzungen drängte, soviel Nachteiliges über die schlaffe Moral und die verderblichen Grundsätze der Gesellschaft Jesu vorgebracht, daß das Urteil, der Orden sei nicht nur zur Bezahlung der Wechsel und der Gerichtskosten, sondern auch zum Schadenersatz verpflichtet, mit allgemeinem Jubel vernommen ward. Damit war die Angelegenheit jedoch noch nicht zu Ende. Das Parlament verlangte, daß die Konstitutionen des Ordens vorgelegt würden, und ernannte eine Kommission zur Prüfung derselben. Der Bericht, den diese über das Gesetzbuch vortrug, bewog den Gerichtshof zu dem Ausspruch, daß die Statuten des Ordens mit den Gesetzen des Reichs und den Privilegien der Nation unverträglich seien. Die Gesetzlichkeit seines Bestehens überhaupt sei zweifelhaft, seine Beseitigung könne jederzeit verfügt werden. Die Gerichtshöfe der Provinzen traten diesem Ausspruch bei, ja einige gingen noch weiter in ihrer Verdammung. Eine Anzahl jesuitischer Schriften wurden als gefährlich für die christliche Sitte und die monarchische Staatsordnung erklärt, die eingeforderten und abgelieferten Exemplare zerrissen oder verbrannt. Eine Menge von Flugschriften für und wider brachten die Sache vor die Nation und mehrten die Aufregung. Man machte aus ihren Schriften Zusammenstellungen ihrer bedenklichen Moraldoktrinen und kasuistischen Entscheidungen; man schrieb Annalen, worin die verderbliche Wirksamkeit der Brüderschaft in grellen Farben dargestellt war. Die öffentliche Meinung sprach sich allgemein für die Auflösung aus; selbst gemäßigte Stimmen konnten nicht verschweigen, daß für die französischen Ordens-

Verbannung der Jesuiten.

1756.

April 1761.

8. Juli 1761.

glieder eine Abänderung der Statuten und eine von dem römischen Ordensgeneralat unabhängigere Konstituierung notwendig sei. Es war nicht leicht, den König zu entscheidenden Schritten zu bewegen: er war zu lange unter der Macht jesuitischer Beichtväter gestanden, als daß nicht sein religiöses Bewußtsein vor einem Gewaltstreich zurückgebebt hätte. Er holte die Gutachten der französischen Geistlichkeit ein; er verbot den Parlamenten ihre Beschlüsse auszuführen oder öffentlich bekannt zu machen; er verhinderte oder sistierte die gegen die Kollegien verhängten Beschränkungen. Erst als die dem Orden feindlich gesinnnte Umgebung des Königs dem seit dem Attentat Damiens' ängstlich gewordenen Fürsten bewies, daß nach jesuitischen Doktrinen der Königsmord in gewissen Fällen erlaubt sei, und ihn mit der Besorgnis erfüllte, das Parlament könne, wenn man in der Jesuitenfrage seinen Beschlüssen und Willensäußerungen noch länger widerstehe, die Eintragung neuer Finanz- und Steueredikte verweigern und dadurch der Regierung die Möglichkeit entziehen die Kriegsgelder aufzubringen, wurde er endlich bewogen, den von der öffentlichen Meinung so hart verurteilten Orden nicht länger unter seinen Schutz zu nehmen. Er machte zunächst den Versuch, eine Abänderung der Statuten für Frankreich zu erzielen: dem Ordensgeneral Lorenzo Ricci wurde der Vorschlag gemacht, er möge einen Vikar ernennen, welcher in Frankreich seinen Sitz haben und auf die Landesgesetze verpflichtet werden sollte. Als aber Ricci, ein Mann der Autorität und des strengen Kirchenregiments, das Verlangen zurückwies mit dem bekannten Ausspruch sint ut sunt aut non sint, gab Ludwig endlich seine Ein-
6. Aug. 1762. willigung zu einem Regierungsbeschluß, worin erklärt war, daß das Bestehen der Gesellschaft Jesu in ihrer dermaligen Verfassung unvereinbar sei mit dem Staatswohl, indem sie die Autorität aller Souveräne untergrabe; ihre Kollegien und Ordenshäuser sollten daher geschlossen, ihr Vermögen mit Beschlag belegt, und teils zu Unterrichtsanstalten, teils zu andern Zwecken des Staats oder der Kirche verwendet werden. Die einzelnen Mitglieder durften als Weltgeistliche kirchliche Dienste verrichten; als man aber wahrnahm, daß sie fortfuhren nach den Regeln des Ordens zu
22. Febr. 1764. leben, wurde ihnen durch Parlamentsbeschluß der Eid abgefordert, daß sie ferner den Konstitutionen entsagen und keine Verbindung mehr mit dem General unterhalten wollten. Weitaus die Mehrzahl verweigerte den Eid und mußte daher das Land verlassen. Bei der Ausweisung mögen manche harte Maßregeln in Anwendung gekommen sein, doch vermied Choiseul die strengen Wege, die vorher Pombal in Portu-
Nov. 1764. gal und nachher Aranda in Spanien einschlugen. Einige Monate später erfolgte ein neues königliches Edikt, welches die Gesellschaft Jesu für immer in Frankreich aufhob, alle gerichtlichen Klagen niederschlug, dem Erzbischof von Paris, der wegen einer heftigen Pastoralinstruktion zu gunsten des Ordens verbannt worden war, die Rückkehr gestattete, die ausgewanderten Jesuitenväter, wenn sie sich als Weltgeistliche verwenden lassen wollten, zuließ und allen Parteien Schweigen auferlegte. Die erwähnte Bulle „Apostolicum pascendi", welche der Ordensgeneral Ricci im nächsten Jahr dem Papst Clemens XIII. heimlich abnötigte, verschlimmerte die Lage der Gesellschaft in allen Ländern, schwächte die Autorität der Kirche und bereitete den Weg zur Auflösung.

Regierung u. Parlament. Kaum war der Hader über die Jesuiten oberflächlich zugedeckt, so entbrannte aufs neue der Kampf zwischen König und Parlament über die weit wichtigere und tiefer einschneidende Geld- und Besteuerungsfrage, ein Kampf, der fast die ganze Regierung des fünfzehnten Ludwig durchzieht, und manchmal die Zeiten der Fronde zurückzuführen drohte. Der Generalprokurator La Chalotais, auch als Schriftsteller über Erziehung und Unterricht bekannt, und manches andre

Parlamentsmitglied mußten die Opposition gegen die Regierung mit Kerkerhaft und Gerichtsverfolgungen büßen. Wie oft sah sich die Krone zu gewaltsamem Einschreiten gegen die trotzige Körperschaft genötigt, die in mehrere Kammern mit Präsidenten und rechtsgelehrten Räten geteilt, von einem Schwarm von Schreibern, Prokuratoren, Advokaten, Gerichtsbeamten umgeben, den mächtigsten Stand neben Adel und Klerus bildete! Wie oft wurden mißfällige Beschlüsse kassiert, gereizte Verhandlungen durch das Gebot gezwungenen Stillschweigens niedergeschlagen, einer Einstellung der Justiz und Amtsgeschäfte durch drohende Kabinettsbefehle ein Ende gemacht!

Streit mit dem Pariser Parlament über Steueredikte und Haftbriefe.

Wir haben in frühern Blättern die Stellung und Organisation dieser Richter- und Beamtenwelt, dieser „Aristokratie der Robe" bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt. Das Pariser Parlament, dessen Mitglieder ihre Stellen durch Einzahlung einer vertragsmäßigen Geldsumme an die Staatskasse zu einem erblichen Besitzstand ihrer Familien gemacht, und, da sie die Prinzen und Pairs bei wichtigen Veranlassungen zu ihren Sitzungen beiziehen konnten, die Souveränität gleich der Krone ansprachen, bildete die Spitze der Magistratur oder Amtshierarchie, welche tief in das Staatsleben, in die Gesetzgebung und Verwaltung eingriff, insbesondere das Finanz- und Steuerwesen unter Obhut nahm und bei der Unbestimmtheit der eignen Befugnisse und dem Schuldbewußtsein einer grundsatzlosen Regierung nicht selten die Kompetenzen überschritt, aus Formen und Herkommen Rechtstitel ableitend. Auch den zerrütteten Staatshaushalt, die mißliche Finanzlage, den Steuerdruck und die Verarmung des Landes in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts haben wir zum öftern erwähnt. Diese Notstände und wirtschaftlichen Verlegenheiten sind unter der Regierung Ludwigs XV. noch schlimmer geworden. Der Luxus des Hofes, die hohen Pensionen und Gnadengelder, die kostspieligen nutzlosen Kriege erschöpften die Staatskasse und mehrten die Schuldenlast. Steuern und Anleihen waren die einzigen Mittel, das mit jedem Jahr zunehmende Defizit zu decken; aber beide waren für das Land drückend. Denn da die Regierung ohne Vertrauen und Kredit war, so wurden die Darlehen nur gegen hohe, die Finanzverlegenheit stets mehrende Interessen dargereicht, und was die Steuern und Auflagen betrifft, so waren zwar die dadurch erlangten Summen im Vergleich mit der heutigen Besteuerung gering, allein sowohl deren Erhebung durch die Generalpächter und ihre blutsaugenden Unterbeamten, als ihre Verteilung auf den Bürger- und Bauernstand, da wie wir wissen die Privilegierten von den meisten Steuern ausgenommen waren, machten sie für die untern Stände, die ohnedies mit Zehnten, Fronden und andern ihren Gutsherren schuldigen Diensten schwer belastet waren, höchst drückend. Die Grund- und Vermögenssteuer (Taille), die Kopfsteuer, die Häusersteuer (der Zwanzigste), die Zölle, die Salzauflagen, die Accise oder Verbrauchssteuer u. a. m. entrissen dem geringen Mann die Früchte seines Erwerbs und hinderten das Aufkommen eines wohlhabenden Mittelstandes in den Städten und auf dem Land, indes die Generalpächter, denen die Regierung alle Abgaben gegen bestimmte Summen überließ, solchen Gewinn machten, daß sie in kurzem Millionäre wurden. Dazu kam noch, daß die Intendanten, die unter den adligen Gouverneuren in den Provinzen die ganze Verwaltung, Justiz und Besteuerung in Händen hatten, sich durch Rücksichtslosigkeit, Übermut und Härte allgemein verhaßt machten. — Nun bestand die Sitte, daß alle Steueredikte und königlichen Verordnungen bei dem Pariser Parlament in Register eingetragen werden mußten, um gesetzliche Kraft zu erhalten. Daraus folgerte dieses, daß in Ermangelung der Generalstände des Reichs, die seit 1614 nicht mehr einberufen worden,

die Gültigkeit der Auflagen und Verordnungen von seiner Bestätigung abhänge und daß es somit auch die Befugnis habe, durch Verweigerung der Eintragung sich den Gesetzen und Steueredikten zu widersetzen oder aus Gründen des Rechts und des Gemeinwohls Beschwerden dagegen zu erheben. Dies erzeugte bei jeder Aufstellung des Budget, bei jeder neuen Auf- oder Umlage einen heftigen Streit zwischen dem Parlamentshof und der Regierung, der gewöhnlich dadurch geendigt wurde, daß der König eine Thron- oder Kissensitzung (lit de justice) hielt und den Widerstand niederschlug. Auf diese Weise wurden schon während des Siebenjährigen Kriegs von dem Minister Silhouette allerlei Auflagen, die er unter dem Namen „Subvention" zusammenfaßte, eingeführt zum großen Ärger aller Steuerzahler, die seinen Namen in Schattenrissen brandmarkten. Ludwig XV. war nicht gewillt, die königliche Machtvollkommenheit, wie sie sein Vorgänger geschaffen und geübt, vermindern, zwischen sich und die Nation eine kontrollierende Behörde eintreten zu lassen. „Mir allein gehört die legislative Gewalt," äußerte er sich einst, „unabhängig und ungeteilt, von mir haben die obersten Höfe ihre Autorität; in mir persönlich hat die souveräne Macht ihren Sitz; man will in der Nation eine von dem Monarchen abgesonderte Gemeinschaft erkennen, aber ihre Interessen und Rechte sind mit den meinen identisch und ruhen allein in meiner Hand." — Außer diesen Steueredikten waren besonders die willkürlichen **Haftbriefe** (lettres de cachet), welche in die Gerechtsame des Parlaments eingriffen, ein Gegenstand des Haders zwischen dem Gerichtshof und der Regierung. Diese furchtbaren Siegelbriefe, die sich nicht nur die Minister, sondern auch Unterbeamte, Bischöfe, Familienväter, alle, die am Hof einigen Einfluß hatten, leicht verschaffen konnten, waren ein despotischer Eingriff in die persönliche Freiheit, indem dadurch jedermann ohne Verhör und Gericht in Haft gebracht werden konnte. Zehn Jahre lang kämpften das Pariser Parlament und die mit ihm verbundenen Gerichtshöfe der Provinzen gegen den Hof und die Regierung, aber nicht für Freiheit und Volksrechte, sondern für Privilegien und Korporationsrechte. Sie waren die standhaften Verfechter aller bestehenden Ordnungen und bekämpften mit demselben Eifer wohlthätige Reformen wie die Willkürmaßregeln einer despotischen Regierung. Nur wo ihr eigner Vorteil mit den Forderungen des Volks zusammentraf, huldigten sie den neuen Ideen. In solchen Fällen galten die Parlamente als Verteidiger der nationalen Rechte gegen königliche Willkür und erfreuten sich einer vorübergehenden Popularität, die jedoch kein solides Fundament im Volksgeist hatte. Daher konnte in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. das Ministerium Aiguillon-Maupeou zu einer Umgestaltung der ganzen Körperschaft schreiten, ohne daß daraus Aufstände oder Ruhestörungen hervorgegangen wären. Als nämlich der König, des beharrlichen Widerstands müde, nach mehreren vergeblichen Versuchen durch Verweisung oder Verhaftung einzelner Räte oder durch Beschränkung der Befugnisse die Opposition zu brechen und die fortwährenden Eingriffe in den Gang der Regierung zu verhindern, dem Pariser Gerichtshof eine neue Organisation gab, die Versammlung auflöste und die widerstrebenden Mitglieder durch das Militär gefangen wegführen ließ, fanden die Herren der höchsten Magistratur sowenig Teilnahme bei dem Volk, daß sie es für geraten hielten, den Staatsstreich über sich ergehen zu lassen, sich demütig in die Beschränkung zu fügen und eine Einrichtung und Geschäftsverteilung zuzulassen, die ihnen weniger Macht, dem Hof weniger Verdruß und dem Volk schnellere Justiz gab.

3. März 1766.

Haftbriefe.

April 1771.

c. Die Regierung Ludwigs XVI.

1. Der Hof und das Ministerium Turgot-Malesherbes.

Als Ludwig XV. infolge seiner Ausschweifungen mitten in der Sünde von einer schrecklichen Krankheit dahingerafft (10. Mai 1774) und seine Leiche unter den Schmähungen und Spottreden des Volks zur Beisetzung nach St.-Denis gebracht wurde, war die Staatskasse erschöpft, das Reich mit einer Schuld von viertausend Millionen Livres beladen, der Kredit verloren, das Volk von Lasten schwer gedrückt, der Staat aus den Fugen. Unter so schwierigen Verhältnissen wurde das Zepter der unbeschränktesten Monarchie in die Hände eines Fürsten gelegt, der ein gutes Herz aber einen schwachen Kopf besaß, der den besten Willen hatte, die Übelstände zu heben und die Lage des Volks zu bessern, aber weder die Einsicht und die Herrschergaben, um die rechten Mittel und Wege zu ergreifen, noch die Festigkeit und Charakterstärke, um den Einflüssen seiner nächsten Umgebung mannhaft zu widerstehen. Ludwig, geboren den 23. August 1754, hatte bei dem Tod seines Vaters im Jahr 1765 als elfjähriger Knabe den Rang eines Dauphin erhalten, fünf Jahre später vermählte er sich mit Marie Antoinette, der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Das traurige Hochzeitfest in Paris, bei welchem gelegentlich eines Feuerwerks auf dem Platz Louis-Quinze, da wo in der Folge die Guillotine aufgestellt ward, sich ein solches Gedränge erhob, daß mehrere hundert Menschen erdrückt und zertreten wurden, war eine verhängnisvolle Vorbedeutung ihres sturmbewegten Lebens. Im zwanzigsten Jahr seines Alters bestieg er als Ludwig XVI. den Thron, im bangen Gefühl, daß seine glücklichen Tage damit ihr Ende erreicht hätten. Seine Gemahlin (geb. 2. Nov. 1755) war ein Jahr und einige Monate jünger. Am 11. Juni des nächsten Jahres erfolgte die Krönung in Reims. Ludwig war von dem Lasterleben des Versailler Hofes nicht befleckt worden, er hatte reine Sitten, frommen Sinn und häusliche Tugend bewahrt, und zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte die Beseitigung des verhaßten Ministeriums und die Reinigung des Hofes von den unwürdigen Genossen seines Großvaters. Aber die Tage der royalistischen Begeisterung waren dahin, und das junge Königspaar besaß nicht die Eigenschaften, das entschwundene Gefühl wieder zu wecken. Trotz seiner wohlwollenden und gutmütigen Natur war Ludwig XVI. nicht der geeignete Mann, das sturmumtoste Staatsschiff mit fester Hand zu lenken: er war von beschränktem Verstand, dürftig unterrichtet, für geistige und politische Fragen wenig empfänglich, träge zur Arbeit und von den Ratschlägen seiner Umgebung abhängig. Er liebte die Jagd, beschäftigte sich gern mit der Schlosserei, mit Hammer und Feile und überließ seiner Gemahlin das Hof- und Gesellschaftsleben, seinen Räten die Regierungsgeschäfte und die Politik.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

10. Mai 1770.

11. Juni 1775.

Der Ministerwechsel. Das ministerielle „Triumvirat“ Aiguillon, Maupeou, Terray, verhaßt und verbraucht, konnte die neue Ära, die man allgemein erwartete, nicht begründen helfen, und wurde entlassen. Der Herzog von Aiguillon, der sich einst als Feldherr bei einer Landung der Engländer in einer Mühle versteckt hatte, so daß der Volkswitz von ihm sagte, er habe sich weniger mit Ruhm als mit Mehl bedeckt, der seine hohe Stellung der Gunst der Dubarry und seiner Virtuosität in den Künsten der galanten Gesellschaft verdankte, trat in das Dunkel eines verachteten Privatlebens zurück. Maupeou, der den Staatsstreich gegen die Parlamente in Szene gesetzt, und Terray, der unter der liberalen Maske von Handelsfreiheit ein System von Kornwucher zu gunsten der königlichen Kasse eingeführt hatte, das man mit Anspielung auf den Bourbonschen „Familienpakt“ als „Hungerpakt“ (pacte de famine) bezeichnete, fielen als Opfer des öffentlichen Hasses. Aber unglücklicherweise ließ sich Ludwig nach einigem Schwanken von seiner Tante Adelaide bereden, einem Mann sein Vertrauen zuzuwenden, dessen Hauptverdienste in den gewandten und gefälligen Manieren eines Höflings und Kavaliers bestanden. Dieser Mann war der Marquis von **Maurepas**, Aiguillons Oheim, der einst wegen seiner scharfen Zunge von der Pompadour verdrängt worden, seitdem aber trotz seiner dreiundsechzig Jahre nicht besonnener geworden war. Ludwig stellte ihn an die Spitze des Kabinetts und folgte in allen Dingen seinem Rat. Es heißt, Ludwig XVI. habe den ehemaligen Minister Machault, einen erfahrenen geschäftskundigen Finanzmann, berufen wollen, aber im entscheidenden Moment den Namen auf der Adresse geändert. Dem Rat dieses „Mentor“ war der erste große Fehlgriff des jungen Königs zuzuschreiben, nämlich die Wiederherstellung der Magistratur in ihre alte Gewalt und Einrichtung. Maurepas glaubte durch die Restitution einer Körperschaft, welche in den Augen des Volks als Verfechter der nationalen Rechte gegen den Despotismus der Regierung galt, sich selbst und dem neuen Königtum die Glorie der Popularität zuzuwenden. Glücklicher war Ludwig XVI. in der Wahl der übrigen Kabinettsräte, welche die verschiedenen Zweige der Staatsgeschäfte zu leiten hatten: **Turgot**, den wir schon früher als den eifrigen Anhänger des physiokratischen Systems der politischen Ökonomie kennen gelernt, **Malesherbes**, ein ebenso humaner wie gebildeter Rechtsgelehrter, **Vergennes**, der uns als umsichtiger Minister des Auswärtigen schon früher bekannt geworden ist, und **St.-Germain**, ein tapferer Militär von rauhen Sitten, der nach einem wechselvollen Kriegsleben zuerst in Dänemark während Struensees Machtstellung das Heerwesen organisiert hatte, dann entlassen und durch den Bankerott eines Hamburger Hauses seines Vermögens beraubt, im Elsaß von einer kleinen Pension lebte, und ein zweiter Cincinnatus von der ländlichen Arbeit in seinem Gemüsegarten zum Kriegsminister berufen ward.

Der König, die Königin u. der Hof. Unter der Leitung solcher Männer, deren reformatorische Thätigkeit wir sogleich kennen lernen werden, hätten die Schäden und Gebrechen des kranken

Staatswesens geheilt und gerechtere und erträglichere Zustände geschaffen werden können, wären ihren Plänen und Reformen nicht zu mächtige Hindernisse entgegengeworfen worden. Diese Hindernisse gingen nicht von dem König, sondern von den privilegierten Ständen und der Magistratur aus und fanden Unterstützung in den Hofkreisen. Nach wie vor übten die Glieder des königlichen Hauses und die hohe Gesellschaft von Versailles auf den Gang der Regierung einen bestimmenden Einfluß und hintertrieben alle durchgreifenden Umgestaltungen, die sie in ihren Rechten, Gewohnheiten, Genüssen beeinträchtigen konnten. Unter diesen feindseligen Einflüssen hatte auch die Königin Marie Antoinette zu leiden, die schöne junge Habsburgerin, welche den freieren Geist, den sie in der Wiener Hofburg eingeatmet, auch in das Versailler Hofleben verpflanzen wollte; sie setzte sich über die herkömmlichen Schranken und Rangverhältnisse weg und zeichnete aus oder vernachlässigte nach Gunst und Laune. Dadurch machte sie sich eine Menge Feinde in den aristokratischen Hofkreisen, die ihr durch üble Nachreden und Lästerungen das Leben erschwerten. Sie war überhaupt bei dem französischen Volk nicht beliebt; man betrachtete sie stets als Fremde, als „Österreicherin." Durch ihr launenhaftes Benehmen, durch ihre Mißachtung des französischen Nationalcharakters zog sie sich die Ungunst des Volks zu, daher dieses nur zu geneigt war die Freiheiten, die sie sich im Privatleben gestattete, mochten sie auch noch so unschuldig sein, übel zu deuten. War man doch schon lange gewohnt, nur Unsittlichkeit am Hofe zu sehen, und in der Lebhaftigkeit ihres Geistes, in der Unmittelbarkeit ihrer Empfindungen, ihrer Sympathien und Antipathien vermied Marie Antoinette nicht immer den bösen Schein. Ihre Neigung zu Pracht und Aufwand erschöpfte ihre Kasse und bereitete ihr manche Verlegenheiten. Zu den Personen, die sie besonders auszeichnete, gehörte die Prinzessin von Lamballe, Witwe des Prinzen von Bourbon-Penthièvre, geborne Fürstin von Savoyen-Carignan, und der Graf von Artois, Ludwigs XVI. Bruder, ein junger Kavalier von ritterlichen Manieren, galant und sorglos im Geldausgeben, sehr verschieden von seinem mehr phlegmatischen und schwerfälligen Bruder. Der zweite Prinz, Graf von Provence, spielte in der Gesellschaft eine weniger glänzende, aber auch weniger herausfordernde Rolle. Die Unbeliebtheit der Königin nahm mit den Jahren zu und verbreitete sich über alle Stände und Klassen. Ihre Feinde und Widersacher, zu denen in erster Linie der bösartige ausschweifende Duc de Chartres, nachmals Herzog von Orleans gehörte, waren beflissen, gehässige Nachreden, Gassenlieder, Karikaturen, Pasquille in Umlauf zu setzen, geeignet, die letzte Spur von Ehrfurcht gegen die „Österreicherin" und den ganzen Hof aus dem Herzen des Volks zu tilgen. Der König war seiner Gemahlin mit großer Zärtlichkeit zugethan, besonders seitdem die Ehe wirklich vollzogen worden und bald mit mehreren Kindern gesegnet ward. Ihr Einfluß auf die Staatsgeschäfte und das Hofleben wurde immer größer. Durch ihre Neigung, in alles handelnd und thätig einzugreifen,

bewirkte Marie Antoinette, daß man ihr alle unvolkstümlichen Maßregeln zuschrieb, ihren Namen überall einmischte, aus allen unvorsichtigen Reden und Handlungen Beweise von Schuld und Fehltritten schöpfte. Wie wurde nicht in dem berühmten Prozeß über die mysteriöse Halsbandgeschichte die öffentliche Meinung zu ihren Ungunsten aufgeregt!

Die Halsbandsache. Ein kostbarer Halsschmuck war der Königin zum Kauf angeboten, aber als zu teuer zurückgewiesen worden. Dies benutzte eine Abenteurerin, Namens Valois, die nach ihrer Verheiratung mit einem Leibgardisten sich Gräfin Lamotte nannte, zu einem Gewebe von Betrug und Intrige. Durch gefälschte, im Namen Marie Antoinettens ausgestellte Handbillete machte sie den sittenlosen verschwenderischen Kardinal Rohan, Bischof von Straßburg, der früher Gesandter in Wien gewesen war und den dann die Ungnade der Königin von der ersehnten Ministerstelle fernhielt, glauben, durch den Ankauf dieses Schmucks würde er die verscherzte Hofgunst wieder erlangen. Der unter dem Namen eines Grafen von Cagliostro ganz Europa durchreisende italienische Abenteurer, der mit Geisterbeschwörungen und einer vorgeblichen Geheimlehre die leichtgläubige vornehme Welt betrog, unterstützte durch Weissagungen die Absichten der Gräfin, die den bethörten Kardinal zuletzt noch durch eine geheime Audienz mit einer als Marie Antoinette verkleideten Buhlerin vollends sicher machte. Der Schmuck wurde gegen einen Wechselbrief gekauft und der Gräfin eingehändigt, die die Edelsteine durch ihren Gemahl, den angeblichen Grafen Lamotte in England einzeln verkaufen ließ. Der Fürstbischof wunderte sich wohl, daß Marie Antoinette sich nie mit dem Schmuck zeigte, faßte jedoch keinen Zweifel. Als aber im Verlauf von zwei Jahren weder die versprochene Zahlung von seiten der Königin eintraf noch die gehoffte Ministerstelle ihm zu teil ward und der Kardinal den fälligen Wechsel der Juweliere nicht lösen konnte, kam der Betrug durch einen ärgerlichen Prozeß an den Tag. Rohan wurde während einer großen Kirchenfeier in Haft genommen und vor Gericht gestellt, aber nach einem langen auf-
1785. regenden Prozeß endlich freigesprochen, die Gräfin wurde gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Einsperrung verdammt, entkam aber durch die Flucht. Das Volk glaubte gern an die Mitschuld der unbeliebten Königin und wurde durch verschiedene Denkschriften Übelwollender, besonders der schwerbeleidigten Familie Rohan, in seiner Meinung und in seinen Vorurteilen bestärkt.

Turgot u. Malesherbes. Als Maurepas den König bewog, den Rechtsgelehrten und Ökonomisten Turgot, früher Parlamentsrat in Rouen, dann Intendant im Limoges, in das Kabinett zu berufen und nach der Entfernung Terrays als Generalkontrolleur an die Spitze der Finanzverwaltung zu stellen, war man in den privilegierten konservativen Kreisen betroffen und verwundert. Die reformatorischen Ideen, die derselbe in seinen bisherigen Wirkungskreisen kund gegeben und einzuführen gesucht, machten die Anhänger des alten Regimes unruhig. Maurepas wollte durch die Berufung eines Mannes, der sich während seiner Verwaltung einen guten Namen gemacht hatte, Popularität erwerben und die Erfolge von dessen Wirksamkeit sich selbst beimessen. Denn ohne Protektion am Hofe würde Turgot, wie er meinte, ganz und gar auf ihn gewiesen, ganz von ihm abhängig sein. Allein der König faßte rasch Vertrauen zu dem Mann, der ihm offen und klar seine Meinung und Absichten mitteilte. Mehr als Maurepas gewollt und

erwartet hatte, wurde Turgot die Seele des Kabinetts, namentlich seitdem Malesherbes, aus der berühmten Magistratsfamilie Lamoignon, der schon als Parlamentsrat und Präsident der Steuerkammer den Ideen der Aufklärung und des Fortschritts gehuldigt, als Minister des Innern dem Gesinnungsgenossen zur Seite trat. Beide Männer waren einig in dem Gedanken, durch gründliche Reformen den ratlosen Staatshaushalt zu ordnen, die monarchische Staatsform auf neuen Fundamenten aufzurichten, die morsch gewordenen Stützen des Thrones durch neue Grundpfeiler zu ersetzen.

Wir haben schon früher Turgots staatswissenschaftliche Stellung kennen gelernt (S. 163 f.). Die neuen Minister brachten eine gänzliche Umwandlung der Verwaltung mittels einer Gliederung des Volks im Sinne der Selbstverwaltung nach Gemeinden, Kreisen, Provinzen in Vorschlag; sie drangen auf Zulassung der Bürgerlichen zu den höhern Ämtern und Gerichtsstellen, auf Beseitigung der geheimen Polizei und der Beamtenwillkür, auf Abänderung der Besteuerungsart, auf Sparsamkeit im Staatshaushalt und auf Vernichtung aller den Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß beengenden Schranken, namentlich auf Milderung der engherzigen Zunftrechte, welche der individuellen Thätigkeit und Betriebsamkeit hemmend entgegenstanden. Nach ihrem Plan sollten die bestehenden Steuern allmählich durch eine neue, auch den Adel und Klerus umfassende und auf einer Landesvermessung (Kataster) beruhenden Besteuerungsweise verdrängt werden; die Abstellung der Fronden und Loskaufung der Feudallasten, die Aufhebung der Zünfte, Innungen und Binnenzölle, die Einführung von gleichem Maß und Gewicht sollte die Hebung des Bürger- und Bauernstandes befördern; Toleranz gegen die Reformierten und Aufhebung der Verfolgungsedikte, Beschränkung der Klöster, Verbesserung des Unterrichtswesens und Freigebung der Presse sollte eine zeitgemäße Volksaufklärung begründen und die falsche Aufklärerei verdrängen; Verminderung oder Abstellung der Haftbriefe, deren über tausend jährlich ausgegeben wurden, sollte der Beamtenwillkür steuern und Vertrauen zu der Regierung wecken; durch Beschränkung des Mißbrauchs bei den Pensionen, durch Verminderung des Zinsfußes der Staatsschuld und durch Sparsamkeit sollte Ordnung in die zerrütteten Finanzen eingeführt werden. Ein allgemeines Gesetzbuch sollte den Schlußstein bilden. Der Kriegsminister St.-Germain wollte die Käuflichkeit der Offizierstellen und den Vorrang der königlichen Garden vor den übrigen Heerabteilungen abschaffen. Turgots Reformpläne.

Turgot hatte vorausgesehen, welche Stürme er durch seine reformatorischen Pläne auf sein Haupt herabziehen würde; nur wenn der König ihn mit seiner Autorität decken würde, konnte er hoffen, den Widerstand zu überwinden. Voll männlichen Muts und getragen von dem Bewußtsein seiner volksbeglückenden Absichten betrat er den Kampfplatz. Aber schon das erste Edikt, das die Freiheit des Getreidehandels im Innern anordnete, durch Aufhebung aller Getreidezölle im Inlande, durch feste Marktpreise und Beschränkung der Ausfuhr die nachteiligen Folgen von Mißernten in diesem oder jenem Landstrich wegzuräumen beabsichtigte, rief eine solche Opposition hervor, daß man daraus einen Schluß auf das Schicksal des ganzen Reformplanes machen konnte. Nicht nur die Parlamente, deren Herstellung Turgot umsonst widerraten und bekämpft hatte, zeigten sich feindselig, alle welche durch die Neuerung Verluste zu erleiden Das Korngesetz u. der „Mehlkrieg“. 13. Sept. 1774.

fürchteten, traten gegen die Verordnungen in die Schranken und bestritten ihre
April u. Mai 1775. Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit. Die Teurung, die im Frühjahr eintrat, wurde von den Übelwollenden zur Erregung von Volksaufständen benutzt. Das neue Korngesetz, hieß es, ist an allem Elend schuld. Da und dort zogen Banden mit drohenden Gesichtern umher. Sie plünderten die Kornmärkte und Kornmagazine, sie bedrohten und beraubten die Bäckerläden, sie fingen Getreidewagen auf. Es kam auch vor, daß sie Vorräte in die Seine schütteten. Sie drangen in Versailles ein und setzten den Hof in solchen Schrecken, daß der König sofort gebot die Brotpreise niedriger zu stellen. Turgot zweifelte nicht daran, daß der ganze „Mehlkrieg" (guerre des farines), wie man die tumultuarischen Auftritte bezeichnete, durch Anstifter aus den höchsten Kreisen künstlich erzeugt worden sei, und er war nicht der Mann sich einschüchtern zu lassen. Durch energische Maßregeln und durch militärisches Einschreiten wurden die Exzesse verhindert, die Volkshaufen zerstreut, die Verordnungen durchgeführt; aber die Schwäche und Unsicherheit, welche der König bei dieser Gelegenheit gezeigt, gaben den Beweis, daß es ihm gänzlich an Mut und Entschlossenheit fehle.

Reformedikte. Dennoch fuhren die drei Minister Turgot, Malesherbes und St.-Germain in ihrer reformatorischen Thätigkeit fort, ohne sich weder von den Einsprachen Maurepas' und seiner Kreaturen im Kabinett, noch von den Verdächtigungen und Lästerungen der Anhänger des Alten irre machen zu lassen. Eine Reihe von Verordnungen, wodurch allerlei Übelstände weggeräumt und die Bahnen zu freiheitlicher Entwickelung geebnet wurden, diente als Einleitung zu Gesetzesvor-
Jan. 1776. schlägen von größerer Tragweite. Im Januar unterbreitete Turgot dem König sechs Edikte, wovon zwei, Aufhebung der Wegfronden und der Zünfte, von durchgreifender Bedeutung waren. Die reaktionäre und konservative Partei erhob eine heftige Polemik gegen die modernen Doktrinen, die Erzeugnisse einer revolutionären Philosophie; in mehreren Flugschriften wurden die feudalen Rechte verteidigt, deren Abschaffung, wie das Gerücht ging, durch die vorliegenden Edikte eingeleitet werden sollte. Dennoch gab Ludwig XVI. seine Zustimmung, und als das Parlament nach vielen heftigen Verhandlungen und pathetischen Reden die Eintragung verweigerte, hielt er ein Lit de Justice und
12. März 1776. erzwang die Annahme. So feierte Turgot einen Triumph über seine heftigsten Widersacher.

Rücktritt des Ministeriums. Aber der Triumph war von kurzer Dauer. Die Opposition gegen die Reformminister griff immer weiter um sich: nicht nur die Männer des Rechts, die Verfechter der bestehenden Institutionen grollten dem kühnen Neuerer, selbst in den Hofkreisen der Königin und der Prinzen war man ungehalten, daß man in den Ausgaben beschränkt, daß der Verschwendung durch Sparen und Herabsetzung der Bezüge Einhalt gethan werden sollte. Der Klerus trug dem Anhänger der Aufklärungsphilosophie bösen Willen; selbst praktische Geschäftsleute, wie Necker, zogen gegen den Physiokraten zu gunsten des Merkantilsystems

zu Felde. Daß der alte Voltaire in Ferney für den geschmähten Staatsmann und seine Pläne in die Schranken trat, reizte die Gegner nur um so mehr, wie man aus den zahlreichen Flugschriften der Zeit erkennen konnte. Turgot sah ein, daß der König nicht die Kraft und Energie habe, ihm gegen die Anfeindungen und Verdächtigungen der Gegner den nötigen Rückhalt zu bieten. Er bat um seine Entlassung und erhielt sie. Ludwig war ehrlich genug einzugestehen, daß 12. Mai 1776. er und sein Minister die einzigen seien, die ein Herz für das Volk hätten, und den Scheidenden mit den Worten zu entlassen: „Sie sind glücklicher als ich, Sie können abdanken.“ Auch Malesherbes nahm seinen Abschied und einige Zeit nachher folgte St.-Germain, den seine militärischen Neuerungen, insbesondere die beabsichtigte Einführung der preußischen Disziplin und die Verminderung der Offiziersstellen, ebenfalls bei Adel, Hof und Armee verhaßt machten.

2. Schwierige Finanzlage. Necker und Calonne. Reichsstände.

Turgots Nachfolger in der Finanzverwaltung war Clugny, bisher Intendant von Bordeaux, ein Mann des alten Systems, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als die Wegefronden und Zünfte wiederherzustellen. Nach einer kurzen Verwaltung, die ein Zeitgenosse als „vier Monate Plünderungen, von denen der König allein nichts wußte“, bezeichnet, starb er und nun griff man zu dem 18. Okt. 1776. Mann, von dem das Volk hoffte, daß er die glücklichen Zeiten Colberts zurückbringen werde, zu Jacques Necker, dem in Genf gebornen Sohn eines deutschen Rechtsgelehrten. Necker hatte in Paris ein Bankgeschäft gegründet, das ihm während des Kriegs großen Reichtum eingetragen. Sein Name hatte in der Handelswelt einen guten Klang, auch in der Litteratur war er durch eine Lobrede auf Colbert und durch eine Abhandlung über den Kornhandel mit Erfolg aufgetreten: im Gegensatz zu dem einseitigen System der Ökonomisten hatte er bei Gelegenheit der Auflösung der Ostindischen Kompanie im Jahr 1769 den Doktrinen der Merkantilisten wieder mehr Bedeutung beigelegt. Ein gewandter, vielseitig gebildeter Mann, der gern in der großen Welt eine Rolle spielte, hatte er mit Hilfe seiner geistreichen Frau sein Haus zum Sammelplatz und Mittelpunkt der ausgewähltesten Gesellschaft zu erheben gewußt, so daß viele bedeutende und angesehene Leute der gebildeten Kreise bei ihm ein- und ausgingen. Necker wurde zum Finanzdirektor ernannt, da man einem bürgerlichen Mann reformierten Glaubens, der nicht der französischen Aristokratie angehörte, nicht das hohe Amt eines Generalkontrolleurs übertragen wollte. Damit begann die politische Laufbahn des Mannes, der in der Folge soviel gepriesen und so sehr geschmäht ward. Er war einsichtsvoll, thätig, uneigennützig und empfänglich für die philanthropischen Ideen des Tages, aber seine Eitelkeit und die Bewunderung, die ihm von Frau und Hausfreunden gezollt ward, führten zu einer Überschätzung seiner Gaben. Vor allem fehlte ihm Entschlossenheit und

Margin notes: Neckers erstes Ministerium. 1776–1781. — Necker, geb. 30. Sept. 1732.

Energie des Geistes. Übrigens war es unter den obwaltenden Umständen keine unglückliche Wahl; wenigstens bewirkte Neckers Name, daß die Regierung wieder Kredit erhielt, daß die Handelswelt des In- und Auslandes zu Darlehen gegen mäßige Zinsen sich willig finden ließ. Dadurch sah sich der Minister instandgesetzt, die laufenden Ausgaben zu decken und manche lästige Verpflichtung abzulösen. Aber indem er die Finanzkünste eines Bankhauses auf die Staatshaushaltung anwandte, griff er nur zu Palliativmitteln, welche die Zukunft nicht sicherstellten. Wohl war er bemüht, durch Beseitigung von Mißbräuchen in der Steuererhebung, durch Verminderung der Jahrgelder und Pensionen, durch Beschränkung des Aufwandes für die Hofhaltung, durch strengere Überwachung und Kontrollierung der öffentlichen Kassen, durch Minderung der Unzahl von Steuer- und Finanzbeamten, durch allerlei Verbesserungen und Ersparungen die Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen, Ordnung und Vertrauen herzustellen, selbst für den ausbrechenden Krieg mit England die Geldmittel herbeizuschaffen ohne die Steuerlast zu mehren, aber gründliche Heilung konnte nur durch eine gänzliche Umgestaltung des staatlichen Organismus erzielt werden. Zu einer solchen Gewaltkur aber fehlte dem bürgerlichen Finanzminister der männliche Mut und der Rückhalt in den herrschenden Kreisen. Ausgeschlossen von den Staatsratssitzungen, am Hof wenig angesehen wegen seiner Selbstgefälligkeit und pathetischen Redseligkeit, vom Klerus angefeindet, hatte er keine Waffen, um den Ränken und Intrigen eines Maurepas und andrer Gegner siegreich zu widerstehen. Wie hätte unter solchen Umständen Necker es wagen dürfen, die Hydra der Opposition durch eingreifende Reformen gegen sich zu reizen! Daher war seine Hauptsorge während seiner fünfjährigen Amtsführung zunächst dahin gerichtet, einzelne Mißstände im Finanzwesen zu beseitigen, mittels Prüfung und Richtigstellung von Verträgen, Kaufbriefen, Schenkungsakten und andern Urkunden angebliche Rechte und Ansprüche wegzuräumen, der Krone entfremdete Besitzungen und Einnahmequellen zurückzugewinnen, durch Umwandlung von Schuldforderungen und neue Anleihen zu günstigeren Bedingungen der Staatskasse Vorteile zu verschaffen, durch Schutzzölle die Industrie zu heben, den Klerus zur Erhöhung seiner „freiwilligen Gaben" zu bewegen, durch Erregung der vaterländischen Gefühle die Opferwilligkeit der Nation zu wecken. Er bewirkte, daß der König auf allen Krongütern die Leibeigenschaft aufhob, aber soweit reichten seine Kräfte nicht, daß er durch einen allgemeinen Akt der Gesetzgebung auch den gutsherrlichen Adel zu einer solchen zeitgemäßen Freilassung hätte nötigen können. Er berief in verschiedenen Gegenden Provinziallandtage, wodurch die Machtbefugnisse der Intendanten und ihrer Subdelegierten eingeschränkt wurden, und erinnerte die Nation, daß sie ein Interesse und ein Recht habe, an dem Staatsleben mitzuwirken; er griff zu dem alten Reformplan Turgots zurück, durch Aufhebung der Wegfronden und Zünfte den Bürger- und Bauernstand zu erleichtern und für allgemeine Zwecke fähiger und dienstwilliger zu machen.

Je mehr aber Necker in die Bahnen der Reformpartei einlenkte, desto stärker wurde der Widerstand der Männer des alten Regime. Den Hofkreisen war sein Sparsystem widerwärtig, die Aristokratie sah mit Unruhe auf die Versuche, die feudalen Ordnungen zu durchbrechen, und als nun gar der Minister, um für eine neue Anleihe Vertrauen zu erwecken, einen an den König gerichteten Rechenschaftsbericht (Compte-rendu) veröffentlichte, worin er durch gewandte Gruppierung der Einnahmen und Ausgaben und geschickte, wenn auch nicht ganz ehrliche Aufstellung der Zahlenverhältnisse den finanziellen Zustand des Reichs und seine eigne Verwaltung in einem möglichst günstigen Licht erscheinen ließ, so erregte diese der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung den größten Unwillen in den konservativen Kreisen. Was man so sorgfältig bisher als Staatsgeheimnis bewahrt hatte, sah man nun vor profanen Augen bloßgestellt und der kritischen Prüfung preisgegeben. Zum erstenmal wurde deutlich dargelegt und mit Zahlen bewiesen, daß der Staatsschatz für Interessen in Anspruch genommen werde, die mit dem öffentlichen Wohl nichts gemein hatten, daß die Verschwendung des Hofes und die ungeheuern Ausgaben für die dem Thron nahestehende Aristokratie die Hauptursachen der finanziellen Notstände, die wundeste Stelle am kranken Staatskörper seien. Kein Wunder, daß der Rechenschaftsbericht eine unerhörte Verbreitung fand, zum großen Ärger der Männer des alten Regiments, insbesondere Maurepas', der die Schrift mit dem blauen Umschlag als Conte bleu, „Das blaue Märchen“ bezeichnete und durch sarkastische Bemerkungen die Wahrhaftigkeit der Angaben in Zweifel stellte. Aber wenn der große Erfolg der Broschüre der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Neckers schmeichelte, so mehrte er auch die Zahl seiner Widersacher. Gekränkt und verletzt durch die Angriffe und Schmähreden, verlangte er vom König, daß er ihn zum wirklichen Generalkontrolleur ernenne und ihm Sitz und Stimme im königlichen Kabinett erteile. Als seinem Begehren nicht willfahrt wurde, erkannte er, daß seine Zeit vorüber sei. Er forderte in einem kurzen, nicht im Hofstil gehaltenen Billet seine Entlassung und empfing sie. Die Teilnahme und Achtung der Nation folgte ihm. Denn hatte er auch, wie sich später herausstellte, die Schuldenlast des Staates um mehr als fünfhundert Millionen Livres vermehrt, und ein beträchtliches Defizit künstlich verdeckt, so war doch sein Ministerium eine Zeit des Erfolges nach außen und verhältnismäßig frei von stürmischen Bewegungen im Innern. Wir haben die Teilnahme Frankreichs an den englisch-amerikanischen Kämpfen früher kennen gelernt: zum erstenmal hörte man wieder von Siegen der französischen Flotte in Ostindien und Westindien, der Landarmee in Amerika. Die Namen eines Suffren, Bouillé, Grasse, eines Rochambeau, Lafayette u. a. erinnerten an vergangene glorreiche Tage. Mit ihnen war im Herzen des Volks Neckers Namen verbunden. Seine Entlassung war Maurepas' letzter Triumph. Wenige Monate nachher setzte der Tod seiner traurigen Wirksamkeit ein Ziel.

Neckers Fall.

19. Mai 1781.

21. Nov. 1781.

Ministerium Calonne. 1783–1787. Neckers Abgang befreite den Hof von langweiliger Sparsamkeit, die Privilegierten von drohenden Reformen, mehrte aber die Unordnung im Staatshaushalt. Die Ausgaben überstiegen jedes Jahr die Einnahmen um viele Millionen; Anleihen konnten bei dem geschwächten Kredit und der schon sehr hohen Staatsschuld nur unter den unvorteilhaftesten Bedingungen erlangt werden und brachten bloß eine kurze Erleichterung, ohne das Übel zu heben. Der amerikanische Krieg verschlang die Einkünfte von drei Jahren und schuf dem Thron außer der finanziellen Verlegenheit mächtige unbekannte Feinde durch Erweckung des Bürgerstolzes und des Freiheitsgefühls, durch Verbreitung demokratischer Ideen. Wir wissen, daß die Schlagwörter „Freiheit und Gleichheit" in der transatlantischen Welt ihre Entstehung genommen. Und gerade jetzt wurde das wichtigste Staatsamt verwegenen Händen anvertraut. Nach der kurzen Finanzverwaltung von Joly de Fleury und d'Ormesson wurde nämlich Charles Alexander de Calonne, Intendant von Lille, der talentvolle, aber leichtfertige Sprößling einer alten Juristenfamilie, durch den Einfluß von Artois und Vergennes zum Generalkontrolleur des Schatzes ernannt, in demselben Jahr, als der Versailler Friede dem großen Weltkrieg ein Ende gemacht hatte und das öffentliche Leben wieder mehr um die innern Anliegen sich bewegte. Wie ganz andre Wege schlug der neue Minister ein! Calonne wich von dem Sparsystem des Genfer Bankiers ab, kam den Wünschen des Hofes und der Königin, den Bedürfnissen der Prinzen und der vornehmen Herren und Damen in Versailles willig entgegen und täuschte die Welt durch verheißene Finanzreformen, die aller Not ein Ende machen sollten. Die glänzendsten Feste wurden veranstaltet, die Schlösser St.-Cloud, Rambouillet und andre Besitzungen durch Kauf für die Krone erworben, die Holländer in ihrem Streit mit Kaiser Joseph freigebig unterstützt (S. 284 f.), „in dem ganzen Strahlenkreis des Hofes ein märchenhafter Glanz verbreitet", Fülle und Überfluß in ostentativer Weise zur Schau gestellt. Denn nach Calonnes Ansicht waren Aufwand und der Schein des Reichtums die geeignetsten Mittel, der Regierung Ansehen und Kredit zu verschaffen und die Finanzwelt zu weitern Darlehen geneigt zu machen. Calonnes Talente wurden bewundert und hochgepriesen. Aber bald trat es zu Tage, daß er wie ein gewissenloser Haushalter nur von der Hand in den Mund wirtschaftete dabei aber die Staatsschuld um Hunderte von Millionen vermehrte und das jährliche Defizit immer größer machte. Und nun kam auch er zu der Einsicht, daß dem Staatsschatz nur mit volkswirtschaftlichen Reformen, wodurch fortdauernde Hilfsquellen geöffnet würden, geholfen werden könne. Von dem erschöpften Volk war nichts mehr auszupressen, nur die privilegierten Klassen konnten dem Notstand abhelfen. Zu dem Ende stellte er ein Programm mit Vorschlägen im Geiste Turgots, Neckers und andrer älterer Finanzmänner auf, durch welche die Entlastung des Bürger- und Bauernstandes, die Aufhebung der Steuervorrechte des Adels und Klerus, zweckmäßigere Handelsverträge und Zoll-

gesetze und eine Ausgleichung der Leistungen aller Staatsbürger herbeigeführt werden sollten.

Solche durchgreifende Veränderungen wagte Calonne jedoch nicht durch königliche Kabinettsdekrete zu bewerkstelligen. Denn wenn man auch hoffen konnte vermittelst einer Thronsitzung die vorauszusehende Opposition der Parlamentshöfe niederzuhalten, so war doch schon so oft der Ruf nach Reichsständen laut geworden, daß sich ein nationaler Beirat wohl nicht umgehen ließ. Doch wagte man noch nicht, die alten Generalstände aus ihrem langen Todesschlaf aufzuwecken; die öffentliche Meinung war eine solche Macht geworden, die Ideen von Freiheit, von republikanischem Selbstregiment, von Demokratismus waren seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskampf so sehr in die ganze Nation eingedrungen, daß man mit Recht Scheu trug, durch Volkswahlen unbekannte Kräfte und Geister ins Leben zu rufen. Daher riet Calonne dem König, zu dem Aushilfsmittel einer Notabelnversammlung zu greifen. Nach dem Aufhören der Generalstände hatte man in schwierigen Zeitlagen die Spitzen der Nation zu Rate gezogen, bestehend aus Vertretern des Adels und des Klerus, aus hohen Staatsbeamten, Parlamentsräten und einigen Mitgliedern der städtischen Magistraturen (XII, 30). Sie wurden von dem König aus eigner Machtfülle ohne jegliche Wahlbeteiligung einberufen. Ludwig XVI. ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, und so sahen denn die Zeitgenossen wenige Tage nach dem Tod Vergennes' eine Versammlung zusammentreten, wie sie seit 1626 nicht mehr getagt hatte und ihnen nur aus der Geschichte in Erinnerung war. Die Notabelnversammlung faßte etwa 140 Mitglieder, Personen des höchsten Ranges, Prinzen, hohe Adlige, Erzbischöfe, Männer der Beamten- und Richterhierarchie, aber nur acht Bürgerliche, der Mehrheit nach Anhänger und Verfechter der absolutistisch-feudalen Ordnungen und Standesrechte, einige, wie Lafayette, den neuen Ideen zugethan, fast alle Gegner der Calonneschen Vorschläge. Wie wenig Vertrauen der neue Versuch in der öffentlichen Meinung genoß, konnte man aus einem in Versailles angeschlagenen Theaterzettel ersehen, auf welchem zu lesen war, Calonne habe eine neue Schauspielertruppe angeworben, welche sein allegorisches Ballet- und Pantomimenstück „Das Faß der Danaiden" aufführen werde. Nachdem der König in einer Eröffnungsrede die Aufgabe angedeutet, welche die Versammlung lösen helfen solle, entwickelte Calonne selbst mit großer oratorischer Gewandtheit und mit der vollen Zuversicht und Keckheit, die er während seiner ganzen Amtsführung gezeigt, seine Reformpläne. Aber anstatt der erwarteten Zustimmung und Unterstützung stieß er auf den heftigsten Widerstand. Wenn Lafayette und seine liberalen Parteigenossen die Ursachen des Übels rügten und als Heilmittel die Einberufung der Reichsstände befürworteten, so zogen die Privilegierten im Adel und Klerus gegen seine Vorschläge einer allgemeinen Besteuerung auf neuer Grundlage zu Felde und bekämpften die Mißbräuche und Fehlgriffe der Verwaltung. Calonne konnte

Die Notabelnversammlung u. Calonnes Sturz.

22. Febr. 1787.

nicht in Abrede stellen, daß die Staatskasse ein Defizit von mehr als hundert Millionen habe, und als er zu beweisen suchte, daß der größte Teil von seinen Vorgängern herrühre, trat Necker in einer scharfen polemischen Schrift wider ihn auf, zog sich aber dadurch die Ungnade des Hofes in solchem Grade zu, daß er auf zwanzig Meilen von Paris verwiesen ward. Wie verschieden immer die Ansichten und Tendenzen der Versammlung sein mochten, gegen den Generalkontrolleur und seine volkswirtschaftliche Verwaltung und Politik bildete sie eine geschlossene oppositionelle Phalanx. Da sah man Lafayette Hand in Hand gehen mit dem hierarchisch-feudalen Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne. Je länger die Beratungen und Diskussionen dauerten, desto schärfer wurden die Angriffe, desto erregter die Sitzungen, so daß der Finanzminister, als er sich auch noch mit Breteuil, einem Günstling der Königin, entzweite und somit seine Stellung noch durch Hofränke untergraben ward, den wider ihn losgelassenen Stürmen weichen mußte. Er begehrte und empfing seine Entlassung, und für so bedenklich hielt er seine Lage, daß er sich nach einem kurzen Aufenthalt in Lothringen nach London begab, um der ihm drohenden Anklage zu entgehen.

Neuer Streit mit dem Parlament. Nun wurde Calonne's eifrigster Gegner Lomenie de Brienne an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß mit der Notabelnversammlung nichts anzufangen sei. Er bewog daher den König, sie (25. Mai 1787.) zu entlassen und es wieder mit den Parlamenten und der alten Methode zu versuchen. Da aber ohne Änderung des bestehenden Steuersystems die zerrüttete Finanzlage nicht zu heilen war, so hatte er bei den Männern des geltenden Rechts und Herkommens einen harten Stand. Als er zwei neue Verordnungen, eine Grund- und Stempelsteuer betreffend, bei dem Parlament einzeichnen lassen wollte, stieß er auf so hartnäckigen Widerstand, daß der König zuerst zu dem (6. Aug. 1787.) gewohnten Zwangsmittel eines Lit de Justice schritt und, als selbst dies nichts fruchtete, die kühnsten Räte nach Troyes verwies. An diesen Streitigkeiten nahm das durch die Notabelnversammlung mit dem Zustand der Staatskasse bekannt gewordene französische Volk, das seit dem amerikanischen Krieg für die Ideen der Freiheit und Menschenrechte schwärmte, den eifrigsten Anteil. Es umstellte lärmend das Sitzungshaus, begrüßte mit Jubel die Redner der Opposition und mit Schmähworten die Regierungspartei; schon jetzt konnte Recht und Gericht nicht mehr gehandhabt werden. Im Parlament wie auf den Straßen wurde der Ruf nach Generalständen laut. Umsonst schloß der Minister mit den ältern bedächtigen Gliedern des nach Troyes verwiesenen Parlaments eine Übereinkunft, wonach die Steueredikte zurückgenommen, dagegen aber eine Anleihe (19. Nov. 1787.) von 440 Millionen bewilligt werden sollte; kaum wurde in einer „königlichen Sitzung“ auf Bestätigung des Anlehens angetragen, als mehrere Mitglieder, vor allen der Herzog von Orleans, dessen Haus der Sammelplatz der Liberalen und Fortschrittsmänner war, gegen die Maßregel protestierten und nach des

Königs Entfernung sich in so heftigen Reden ergingen, daß der Hof zu neuen Verhaftungen zu schreiten beschloß, dadurch aber nur die Erbitterung und den Widerstand mehrte. In einer von dem Parlamentsrat Duval d'Eprémenil Mai 1788. entworfenen und von allen seinen Kollegen angenommenen Erklärung wurde die seit Richelieu herrschende Ansicht, daß dem Monarchen die gesetzgebende und ausübende Gewalt innwohne, erschüttert und sowohl das Steuerbewilligungsrecht der Stände als die Ungesetzlichkeit der Haftbriefe und die Gültigkeit der Rechte und Privilegien der Magistrate und Provinzen so klar und energisch dargethan, daß der König und die Minister, ergrimmt über die Vermessenheit und beunruhigt über den neuen Geist, von dem der ganze Gerichtshof erfüllt zu sein schien, mit den Parlamenten eine ähnliche Umwandlung wie unter Ludwig XV. vorzunehmen beschlossen. Zu dem Ende wurden die kühnsten Räte verhaftet, die übrigen durch aufgestellte Truppen und eine Thronsitzung zur Annahme der neuen Organisation gezwungen. Nach dieser sollte statt des Pariser Parlaments eine aus dem hohen Adel und einigen Hofleuten gebildete Cour plenière die Eintragung der Gesetze und Steuererlasse vornehmen; die Parlamente der Provinzen wurden in ihrem richterlichen Geschäftskreis verkürzt, indem fast alle bürgerlichen Streitigkeiten und alle peinlichen Sachen, bei denen weder Geistliche noch Edelleute beteiligt waren, mittlern Gerichtshöfen (Oberämtern) zur Erkenntnis anheimgegeben wurden. Allein sowohl die kühne Protestation der Räte gegen die erzwungene Zustimmung als die Unzufriedenheit des Volks, das seine Gesinnung durch Aufstände und wilde Exzesse in der Provence, Languedoc, Dauphiné und besonders in der Bretagne, und durch Verbrennung des Ministers im Bilde kund gab, hätte eine einsichtsvolle Regierung überzeugen müssen, daß die Zeit der Machtherrschaft und Autokratie vorüber sei.

Der stets zunehmende Sturm gegen den Minister nötigte endlich den Hof in Briennes Entlassung zu willigen (August 1788), zu einer Zeit, da die Geldnot so groß geworden, daß alle Barzahlungen eingestellt werden mußten und ein Staatsbankbruch unvermeidlich schien. Nun erfolgte die Übertragung des Finanzministeriums abermals an den volksbeliebten Necker, woraus man schloß, daß der König gesonnen sei, der mehrfach verheißenen und von allen Seiten mit Ungestüm geforderten Einberufung der Stände nunmehr Folge zu geben. Kaum hatte daher Necker durch Freilassung der gefangenen Räte und durch Zurücknahme der Edikte gegen die Parlamente die Aufregung beruhigt und der Regierung wieder Zutrauen verschafft, als er die zu dem wichtigen und folgenreichen Ereignis nötigen Anordnungen traf. Bald zeigte sich, daß die Parlamente nur insofern dem Geist des Fortschritts huldigten, als dieser ihre Standesinteressen nicht gefährdete: denn sowohl sie als die von Necker abermals befragten Notablen waren der Meinung, die neue Versammlung sollte sich in der Zahl der Abge- Nov. 1788. ordneten und in dem Geschäftsgang nach den Ständen des Jahres 1614 richten, indes Necker dem dritten Stand (tiers état) die doppelte Anzahl zugestanden und

Die Einberufung der Reichsstände beschlossen.

nach Köpfen, nicht nach Ständen abgestimmt haben wollte, eine Ansicht, der die talentvollsten Wortführer der Nation in einer Menge von Flugschriften beitraten.
Dez. 1788. Unter diesen hat keine größern Eindruck gemacht als die Schrift von Abbé Sieyès: „Was ist der dritte Stand?" Sie stellte den Hauptsatz der Revolution auf, „daß der dritte Stand die Nation selbst sei, die Nation in ihrer wahren Souveränität und Machtvollkommenheit". Der französische Staat gleiche in seiner jetzigen Beschaffenheit einer auf die Spitze gestellten Pyramide; man müsse ihm die naturgemäße Stellung zurückgeben, indem man ihn auf seine Basis, das Volk stütze. Mehr Denker und Theoretiker als Redner hat Sieyès dennoch durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen klaren Verstand und seine meisterhafte Geschicklichkeit in der Anordnung und Gruppierung politischer Gedanken sich eine bedeutende Stellung unter den strebsamen Geistern der Zeit zu erringen vermocht. — Neckers Meinung siegte. Eine königliche Verfügung bestimmte die Zahl der adligen und geistlichen Mitglieder auf je dreihundert, die der bürgerlichen auf sechshundert und setzte den 1. Mai des folgenden Jahres als Zeitpunkt der Eröffnung fest. Zu spät bereute das von der Ungunst des Volks betroffene Parlament seinen Widerstand und suchte durch Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung seine frühere Stellung wieder zu gewinnen: die Volksgunst war verscherzt und der Glanz, in dem bald die neue Versammlung strahlte, verdunkelte das Parlament so sehr, daß dessen spätere Auflösung fast unbemerkt vorüberging. Necker war der Held des Tages, aber er war nicht der Lenker des Staatsschiffs, sondern trieb nur mit dem Winde. Ohne Plan und Vorbereitung stand der kurzsichtige Leiter der Regierung den von den kühnsten und mannigfachsten Ansichten erfüllten Volksvertretern gegenüber. Durch eine mangelhafte und nach den Provinzen verschiedene Wahlart war der Grundbesitz in dem neuen Reichstag ungenügend vertreten, und durch die von den alten Generalständen beibehaltene Einrichtung, daß die Wählerkorporationen ihren Abgeordneten Instruktionen und Wünsche schriftlich (in Cahiers) mitgaben, kamen viele übereilte Reformvorschläge in die Versammlung. Diese Cahiers enthielten die Summe alles dessen, was unter dem alten Regime die Menschen drückte und was sie im neuen abgestellt wissen wollten. Vernichtung des absoluten Königtums, Aufhebung der Feudalverhältnisse, Verbesserung der Rechtspflege durch Vereinfachung der Prozeduren und Verringerung der Partikular- und Gewohnheitsrechte, Minderung der Macht und des Reichtums der Hierarchie standen in erster Reihe. „In ganz Frankreich war nur der eine Gedanke, daß von hier an ein neues Zeitalter für das Volk und das Reich beginne, und, trete in den Weg wer da wolle, sich vollenden müsse." Die bürgerlichen Unruhen in mehreren Nachbarländern hatten viele Emigranten demokratischer und republikanischer Gesinnung dem aufgeregten Reich zugeführt, die nun eine agitatorische Thätigkeit entfalteten. So aus Holland, aus Belgien, aus Lüttich und insbesondere aus Genf, wo kurz zuvor mit Hilfe der französischen Regierung das Aristokratenregiment neu befestigt worden war.

Der beredteste Wortführer, der dem liberalen Reformgedanken den rechten Ausdruck gab, war Honoré Gabr. Viktor Riquetti Graf von Mirabeau, geb. 9. März 1749. Während der italienischen Parteikämpfe hatte sich eine florentinische Ghibellinenfamilie, Arrighetti, in der Provence niedergelassen und von dem Lehngut, das sie mit der Zeit erworben, den Grafentitel Mirabeau angenommen. Schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatten einige Glieder der Familie Riquetti in den bürgerlichen Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt. Die Riquetti sind südliche, leidenschaftliche Naturen, sagt Häusser, von ungebrochener Energie und hohem Selbstgefühl, Persönlichkeiten, die ungeachtet einer scharf gezeichneten Individualität auch wieder einen starken Familienzug kund geben; trotzige, bisweilen unbändige Menschen, derb und beredt in Worten, energisch in Thaten und schwer zu bemeistern in ihrem Widerspruch. Jean Antoine Riquetti, ein Mann von gewaltiger Körperkraft, machte unter Vendome die Feldzüge im spanischen Erbfolgekrieg mit und kehrte mit Wunden bedeckt in die provençalische Heimat zurück, wo er sich die Hand einer der schönsten Frauen gewann. Von seinen Söhnen ist uns der Erstgeborne, Viktor Marquis von Mirabeau, schon als Anhänger des physiokratischen Systems begegnet (S. 162), der zweite, Johann Anton, war Malteserritter und Kriegsmann von hervorragenden Verdiensten und Eigenschaften. Der Marquis von Mirabeau, ein geistreicher, gebildeter Herr, der mehrere nationalökonomische Werke unter dem Namen „Ami des Hommes" veröffentlichte, aber von heftigem leidenschaftlichen Charakter, war ein Despot in seiner Familie. Während er als Gutsherr gegen seine Bauern sich in Wahrheit als „Menschenfreund" zeigte, lebte er mit Frau und Kindern in ewigem Hader und Unfrieden. Die Eindrücke, die der junge Mirabeau im Elternhaus empfing: ein jähzorniger Vater, eine heißblütige Mutter, die die Kinder gegen den Vater aufhetzt, und eine Mätresse, die zwischen beiden intrigiert, dazu noch eine mit den Jahren zunehmende Zerrüttung der Vermögensverhältnisse, erklären die Verirrungen seines spätern Lebens. Der Vater fühlte gegen den Sohn, den Erben und Stammhalter, der in seinem dritten Jahr von den Blattern zerrissen und zu einem „Fratzengesicht" entstellt ward, eine innere Abneigung, die in demselben Grad zunahm als der Sohn in dem häuslichen und ehelichen Zwist mehr zur Mutter hielt. Über dieser innern Abneigung übersah er bisweilen selbst die großen Anlagen des Knaben, die wunderbare Gabe sich rasch und leicht Kenntnisse aller Art anzueignen, „alles klein zu kriegen", und die Gewalt und Anziehungskraft, die er auf alle Menschen ausübte, die in seine Nähe kamen. In seinem fünfzehnten Jahr wurde Honoré in eine strenge Militärschule gebracht und dann in ein Reiterregiment, das in dem Städtchen Saintes in Garnison lag. Langeweile, sinnliche Neigungen und jugendliche Unbesonnenheit führten ihn bald auf Lebenswege, die ihn mit seinem Vater noch mehr entzweien mußten. Er zechte und spielte, er hatte eine Menge Ehren- und Liebeshändel, er machte Schulden, bis er endlich mit seinem Obersten entzweit sich nach Paris flüchtete. Wütend über diesen Schritt des Sohnes, „der zum Kummer seiner Eltern und zur Schande seines Hauses geboren sei", wirkte der Vater eine lettre de cachet aus, in deren Folge Mirabeau auf die Insel Rhé gegenüber Larochelle gebracht und der Zucht eines strengen Gouverneurs unterstellt ward (1768), bis die Expedition gegen Corsica, als die von den Genuesen erworbene Insel zur Unterwerfung unter die französische Herrschaft gebracht werden sollte (XII, 834, XIII, 342), den Marquis zu dem Entschluß bewog, dem Sohn eine Leutnantsstelle zu kaufen und ihn an dem Feldzug teilnehmen zu lassen. Nach Mirabeaus Rückkehr bewirkte sein Oheim, der sich nach der Provence zurückgezogen und an dem kräftigen gescheidten Neffen Wohlgefallen gefunden hatte, eine Versöhnung (1770). Er wünschte bei der Armee zu bleiben, wozu er Neigung und Fähigkeiten in sich spürte,

Mirabeau 1749–1791. Vorgeschichte seines Lebens.

aber der Marquis bestimmte ihn zur Landwirtschaft. Auf seinem Gut in Limousin sollte sich Honoré als Physiokraten bewähren. Und auch in diese Arbeiten, sowenig sie seiner Natur entsprachen und seinen Geist befriedigten, fand sich der junge Edelmann; wie auf alle Menschen, mit denen er zu verkehren hatte, übte er auch auf die Gutsleute einen bezaubernden Einfluß. Selbst der alte Marquis konnte nicht umhin, die großen Gaben des Sohnes anzuerkennen. Da die Vermögensverhältnisse nicht mehr glänzend waren, so sollte eine reiche Heirat dem Hause aufhelfen. Zu dem Zweck bewarb sich Honoré um die Hand einer schönen vielgefeierten Dame aus der vornehmen Familie derer von Marignan, die gleich den Mirabeaus für reicher galt als sie in Wirklichkeit war, und er durfte sich rühmen, trotz seines Fratzengesichts über alle Mitbewerber den Sieg davon zu tragen. Die Ehe wurde geschlossen (1772), eine von beiden Teilen aufgebrachte Ausstattung gewährte den Neuvermählten die Mittel, einige Zeit herrlich und in Freuden zu leben, ein glänzendes Haus und großen Aufwand zu machen. Es war ein unglücklicher Ehebund, von den Eltern gefördert unter falschen Voraussetzungen, von den Kindern geschlossen ohne Herzensneigung und innere Sympathie. Bald waren die Mittel erschöpft; der junge Ehemann machte Schulden und verfiel wieder in das leichtfertige Leben von ehedem. Der Marquis geriet außer sich, und da in seinem eignen zerrütteten Familienleben der Sohn stets gegen ihn war, so folgte er ganz seinem zornigem Gemüt. Er verschaffte sich aufs neue eine lettre de cachet und ließ auf Grund dieses königlichen Haftbefehls den ungeratenen und unverbesserlichen Sohn wie einen Verbrecher in Festungsmauern einschließen, zuerst in Manosque, dann in Schloß If und endlich in Fort Joux. Während dieser zweijährigen Gefangenschaft beschäftigte sich Honoré eifrig mit Studien und bildete die Ansichten und Ideen aus, die er in der Folge in seinen publizistischen Arbeiten niederlegte. Durch die Gunst des Befehlshabers in Fort Joux, die er sich zu erwerben gewußt, wurde seine Haft milder, er durfte das benachbarte Städtchen Pontarlier besuchen. Hier fand er Zutritt in dem Haus des Präsidenten Monnier, eines alten abgelebten Edelmanns, der eine achtzehnjährige Dame, Sophie Ruffey, geheiratet hatte. Es währte nicht lange, so entspann sich ein heißes Liebesverhältnis. Mirabeau sah ein, daß er auf dem Weg sei, auf eine verbrecherische ziellose Lebensbahn zu geraten; er schrieb an seine Frau, sie möchte zu ihm kommen und mit ihm nach der Schweiz ziehen, wo er durch schriftstellerische Arbeiten den nötigen Lebensunterhalt sich verschaffen werde; so hoffte er dem Abgrund zu entgehen. Kalt zurückgewiesen von der egoistischen gefallsüchtigen Weltdame, die keine Lust hatte, das Elend eines Exils zu teilen, verlassen von Vater und Freunden, stürzte Mirabeau in sein Verderben. Er brach seine eigne Ehe und sein Ehrenwort; er entführte die Frau eines andern. Sophie Monnier vereinigte sich mit Mirabeau auf Schweizer Boden und folgte ihm dann nach Amsterdam (August 1776). Hier lebten sie in der Verborgenheit; litterarische Arbeiten und Übersetzungen gewährten notdürftig den Bedarf zu einem ärmlichen Dasein. Unterdessen wurde Mirabeau von dem Gericht in Pontarlier „wegen Verführung und Entführung" in contumaciam zum Tod verurteilt und sein Bildnis an den Galgen geschlagen, Sophie Monnier zu lebenslänglicher Haft verdammt. Der alte Marquis setzte alle Hebel in Bewegung, den Aufenthalt der Flüchtigen zu entdecken. Endlich gelang es ihm. Die Generalstaaten sahen sich gezwungen, den Verurteilten, der unter fremdem Namen ein Jahr in ihrem Land gelebt, auszuliefern. Durch eine neue lettre de cachet wurde darauf Honoré Mirabeau in die schauerlichen Festungsräume von Vincennes gebracht, Sophie in ein Kloster, das zugleich als Strafanstalt für Frauen diente (7. Juni 1777). Anfangs ohne Bücher und Schreibmaterial, seiner ganzen Leidenschaft und Verzweiflung in furchtbarer Einsamkeit hingegeben, gelang es ihm mit der Zeit das Herz seines

Kerkermeisters Lenoir zu erweichen und dessen Teilnahme zu erwecken. Er erhielt nicht bloß alles was er zu seinen Studien und litterarischen Arbeiten bedurfte, Lenoir bestellte auch die Briefe an Sophie, jene merkwürdigen Denkmale seines innern Lebens, „neben den zärtlichsten Liebesergüssen der Wertherperiode Anfälle einer schäumenden Wut gegen das alte Regiment" enthaltend, ideale Züge mit Lascivität und Leidenschaft gepaart. Und nun wurde das Gefängnis eine Werkstätte für seinen Geist, die Einsamkeit die Erweckerin seiner genialen Gedanken. „In der dumpfen Kasemattenluft dieses Kerkers, wo die alte Monarchie ihre ultima ratio ausspielte, hat sie sich auch ihren Rächer großgezogen; als er die Wände seines Gefängnisses hinter sich hatte, war über den Charakter seiner politischen Zukunft unwiderruflich entschieden." Nach vierjähriger Haft erlangte Mirabeau seine Freiheit wieder und bewirkte dann durch seine Beredsamkeit, daß bei Wiederaufnahme des Prozesses in Pontarlier das Urteil kassiert, er selbst mit einer kurzen Gefängnisstrafe belegt, der Sophie Monnier von ihrem Gatten ein Unterhalt gewährt ward. In der Folge entzweite er sich mit der ehedem so heiß geliebten Frau, deren späteres Leben den Beweis lieferte, daß ihre Gunst nicht schwer zu erwerben war. Die Leidenschaft führte sie endlich zum Selbstmord. Nachdem Mirabeau noch durch seine Selbstverteidigung in der Anklage gegen seine Gemahlin die ganze Provinz in Bewunderung und Aufregung versetzt, und der vornehmen Gesellschaft Frankreichs ihr abschreckendes Zerrbild gezeigt, begab er sich, um nicht wegen seiner in Holland verfaßten Schrift „über den Despotismus", in der ein Stück seines eignen Lebens enthalten war, eine neue Verhaftung zu erleiden, nach England, wo er als Schriftsteller lebte und sich mit den Zuständen des Landes bekannt machte. Nach seiner Rückkehr bereiste er Deutschland und hielt sich längere Zeit in Berlin auf. Ein bedeutendes Werk über die preußische Monarchie, wie sie bei Friedrichs II. Tod dem prüfenden Auge sich darstellte, war die Frucht der unmittelbaren Eindrücke. Durch diese und andre politische Schriften war der Name des Grafen Mirabeau in weitern Kreisen bereits bekannt geworden, als ihn die Revolution auf einen größern Schauplatz führte. „Jetzt kommt meine Zeit!" rief der Mann, der im Kerker von Vincennes den Absolutismus in seiner schrecklichsten Gestalt kennen gelernt. Von dem Adel zurückgewiesen, trat er als Bewerber für den dritten Stand auf und wurde der eifrigste Gegner der privilegierten Stände des absoluten Königtums. Er brauchte nicht erst Tuchhändler zu werden, wie man gefabelt hat, der Enthusiasmus des Volks trug ihn empor. „Bittere Lebenserfahrungen hatten ihn gereift," heißt es bei Häusser, „er hatte im dreißigsten Jahr mehr erlebt als irgend einer seines Alters, und auch das durfte er von sich sagen: Vielleicht haben wenige Menschen mit größerer Anstrengung an sich gearbeitet als ich. Seine Schicksale hatten ihn bunt genug herumgeworfen, seine Studien von früher Zeit her sich mit Vorliebe politischen Dingen zugewendet, er kannte die Verfassungen der Völker aus den Büchern wie aus dem Leben; umfassender und gründlicher, als dies den meisten Menschen zu gelingen pflegt und namentlich als irgend einem Franzosen der Zeit, kannte er die Welt aus eigner Anschauung. Er hatte in der Schweiz, in England, in Holland, in Deutschland gelebt und beobachtet, sein Horizont war in politischen Dingen der weiteste und reichste. Seit er selbständig zu denken angefangen, hatte Staat und staatliches Leben ihm im Vordergrund gestanden, als dreiundzwanzigjähriger Jüngling begann er in der Haft zu Manosque den essai sur le despotisme, im Kerker zu Vincennes die lettres de cachet und seit 1783 gehörte fast all sein Thun der Politik an. Und welche Politik das sein mußte, das lehrt sein Leben. Er stand am Ausgang einer despotischen Ordnung, die das Gericht des Himmels herausgefordert; seit seinen jungen Tagen liebte er, ein echter Riquetti, die Freiheit mehr als das Leben und unter dem Fluch des alten Despotis-

mus hatte er geblutet wie keiner; daher die glühenden erschütternden Ausbrüche seines Despotenhasses."

B. Spanien und Italien.

a. Spanien unter Philipp V. und Ferdinand VI. Neapel unter Karl III.

Philipp V. 1700–1746. Zwei Jahre vor dem Ende des österreichischen Erbfolgekriegs war Philipp V., der erste Bourbon in Spanien, aus der Welt gegangen. Er hatte erlebt, daß aus dem alten Erbreich wenigstens Neapel-Sizilien wieder an einen Infanten gekommen war, an Don Karlos, seinen ältesten Sohn zweiter Ehe, bei dessen Nachkommen es als unabhängiges selbständiges Königreich verbleiben sollte, ohne je wieder mit der Krone Spanien vereinigt zu werden. Im Frieden von Aachen erhielt sein zweiter Sohn, Don Philipp, das Herzogtum Parma-Piacenza (S. 54). Für Spanien selbst bildete die lange Regierung des bourbonischen Königs eine neue Ära im gesamten öffentlichen Leben. Konnten auch die alten Übel, die uns aus frühern Blättern bekannt sind, nur langsam und stückweise gemildert werden, blieb auch die Übermacht der Kirche ungeschwächt, dauerten auch die sozialen Mißstände, ein heruntergekommener Adel, ein träges unwissendes Volk, das seine Industriebedürfnisse vom Ausland bezog, eine drückende Besteuerung, unverständig und ungleich aufgelegt, noch lange fort, so fanden doch infolge des Kriegs, des Dynastiewechsels, der politischen Beziehungen zum Ausland manche neuen Ideen und Einflüsse Eingang, welche allmählich die abgeschlossene Eigenartigkeit und das starre nationale Wesen des spanischen Pyrenäenlandes zersetzten und ermäßigten. Die ständischen Sondervertretungen, die trotz des despotischen Regiments der habsburgischen Könige noch immer fortbestanden, wenn auch zu einem Schatten herabgedrückt, schwanden nun ganz dahin, seitdem auch die östlichen Landschaften ihre uralten Landesrechte eingebüßt hatten und die Scheidewand zwischen Kastilien und Aragonien gefallen war (XII, 790). Ein „absolutes Dominium", wie es Philipp in seiner französischen Heimat kennen gelernt hatte, wurde nun zum Teil mit Hilfe und unter Einwirkung fremder Staatsmänner, wie Alberoni, auch in der spanisch-bourbonischen Monarchie durchgeführt und die vollständige Reichseinheit begründet. Aber freilich nahm die Eroberungspolitik, verbunden mit einer kostspieligen Hofhaltung, die Staatseinnahmen in solchem Grade in Anspruch, daß für Verwaltung und Rechtspflege wenig übrig blieb. Und mit den fremden Menschen kamen auch fremde Ideen ins Land. Schon konnte man an einzelnen Versuchen, die Übermacht der Hierarchie einzuschränken, der Litteratur und Wissenschaft eine praktischere Richtung zu geben, die Spuren der Aufklärungsphilosophie wahrnehmen. Allein zu durchgreifenden Reformen fehlte dem König die nötige Kraft und Energie und auch seine Gemahlin Elisabeth (Isabella Farnese), obwohl voll Ehrgeiz, zeigte mehr Interesse für die auswärtige Politik als für das innere Staatsleben. Dazu

standen beide unter priesterlichem Einfluß, der in demselben Grad wuchs, als Philipp V. mit den zunehmenden Jahren in einen melancholischen Zustand verfiel, der ihn für die Geschäfte und Anliegen des Tages fast ganz unfähig machte. Wir wissen, daß er schon früher einmal in einem Anfall von Trübsinn sich von der Regierung zurückgezogen und nur ungern sie wieder übernommen hatte (XII, 827); diese Stimmung kehrte wieder: er brachte ganze Tage im Bett zu, redete mit niemand, wohnte keiner Audienz bei und war kaum zum Unterschreiben seines Namens zu bringen, nur für Musik und Gesang war er empfänglich. Dies bewog seine Gemahlin, den Kastraten Carlo Farinelli aus Neapel, der als Opernsänger in London und Paris großes Entzücken erregt hatte, nach Madrid kommen zu lassen. Als dieser zum erstenmal in einem an 1737.
die königlichen Zimmer anstoßenden Gemach seine Stimme ertönen ließ, machte der Gesang auf das von Schwermut ergriffene Gemüt des Monarchen solchen Eindruck, daß er aufstand, sich ankleiden ließ und an den Geschäften wieder teilnahm. Von der Zeit an war Farinelli der beständige Gesellschafter des Königs; doch besaß er anfangs nicht den Trieb und den Ehrgeiz sich in Staatsangelegenheiten zu mischen.

Der Sohn und Nachfolger Philipps V., König Ferdinand VI., besaß das- Ferdinand VI. 1746—1759.
selbe trübsinnige, ängstliche Temperament wie sein Vater, und dieselbe Neigung für Musik. So kam es, daß der neapolitanische Sänger und Operndirektor Farinelli bei dem neuen Hof eine noch bedeutendere Stellung erlangte als an dem alten, da auch Ferdinands Gemahlin Maria Barbara, die Tochter Johanns V. von Portugal, die Gemütsart ihres Gatten teilte. Und wenngleich der Günstling auch jetzt noch sein Kunstinteresse in die erste Linie stellte, so war doch sein Einfluß auf Politik und Staatsgeschäfte so sichtbar, daß auswärtige Höfe und Diplomaten seine Verwendung und Unterstützung zu erlangen suchten. Er neigte zu Österreich und zu England und suchte die französischen Sympathien, welche bisher am Madrider Hof vorherrschend gewesen, zurückzudrängen. Daher wurde der Krieg, der bei dem Thronwechsel noch in vollem Gange war, mit weniger Eifer betrieben und das Ministerium Ensenada-Carvajal konnte im Aachener Frieden nichts weiter erlangen, als daß dem jüngern Halbbruder des Königs das Farnesanische Erbe in Oberitalien mit der erwähnten Beschränkung zu teil ward. Von der Zeit an nahm Spanien an den politischen und kriegerischen Angelegenheiten des übrigen Europa wenig Anteil und die Regierung konnte daher mit mehr Eifer und Erfolg sich mit den Reformen im Innern befassen. Wie sehr immer die beiden Minister, der Marques de la Ensenada und Don José de Carvajal ihrer ganzen Bildung und Anschauung nach noch dem alten System angehörten, von einem Pombal und Choiseul keine Ader hatten, so waren sie doch bedacht, die herrschenden Mißstände zu entfernen oder zu mindern und insbesondere die wirtschaftlichen Schäden nach Möglichkeit zu bessern und zu heilen. So wurde die verderbliche Steuerverpachtung vollkommen

beseitigt, die drückende Last der sog. Provinzialrenten, der Alcavala und der indirekten Steuern erleichtert, das Zollsystem, welches bisher lediglich dem Interesse der unproduktiven Klassen gedient hatte, nach dem Bedürfnis des Ackerbaues und der Industrie reformiert, Regelmäßigkeit in der Verzinsung der Staatsschulden und der Barzahlung der Beamten eingeführt, ein innerer Verkehr durch Wegebauten und Herstellung einer gewissen öffentlichen Sicherheit erst wieder möglich gemacht, der auswärtige Handel, namentlich der mit Amerika durch Hafenbauten, Vermehrung der Marine, Beförderung des Schiffbaues, Reform der alten Ordnungen in höchst erfreuliche Blüte gebracht. Dank dem langen Friedenszustand, der eine starke Verminderung der Militärkräfte gestattete, stiegen die Einnahmen des Staats sehr erheblich, und während unter der frühern Regierung das Budget jährlich ein beträchtliches Defizit aufwies, hatte man am Ende der Regierung Ferdinands einen Überschuß von mehr als fünfundachtzig Millionen. Aber wie konnte eine gründliche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Dauer erzielt werden, solange die Hälfte des gesamten Staatsvermögens im Besitz des Klerus war! Jeder Krieg, dem doch ein großes über zwei Erdhälften ausgedehntes Reich nicht entgehen kann, jeder Unglücksfall mußte wieder in die alte Zerrüttung zurückführen. Das erkannte man auch in Spanien; das Konkordat vom Jahr 1753 kann als der erste erfolgreiche Versuch der Regierung angesehen werden, der Übermacht der Kirche einen Damm entgegenzuwerfen: die Krone erlangte dadurch das Recht, die meisten Kirchenstellen zu besetzen und die Kurie mußte sich eine große Beschränkung ihrer Geldbezüge aus Spanien gefallen lassen. Der Zeitgeist stand auch in Spanien der weltlichen Macht zur Seite und nötigte das Papsttum zur Nachgiebigkeit. Selbst aus dem Schoß der Kirche erstanden Verfechter freisinniger Ideen: Freyjoo, der mit den kritischen Waffen der Aufklärungsphilosophie die Scholastik, den Aberglauben, den religiösen Fanatismus bekämpfte, war ein Benediktiner; der „Bruder Gerundio“, eine scharfe Satire gegen das Mönchtum, rührte von einem Jesuiten her. Die Inquisition mußte sich mit wenigen Opfern begnügen. Da der König in seinen spätern Jahren ganz in denselben apathischen Zustand verfiel wie sein Vater und kaum den äußern Schein einer selbstbewußten Lebensthätigkeit zu bewahren vermochte, so hatten die Minister ganz freie Hand. Es gelang ihnen daher auch lange, sich der Intrigen zu erwehren, die einerseits von England, anderseits von Frankreich gesponnen wurden, um den Madrider Hof zur Teilnahme an dem Siebenjährigen Krieg zu bewegen. Als aber Carvajal starb und Ensenada durch den Irländer Wall, der bisher spanischer Gesandter in London gewesen und Pitts Politik teilte, aus dem auswärtigen Amt verdrängt ward, schien auch der spanische Hof dem sich vorbereitenden neuen Welt-
27. Aug. 1758. krieg beitreten zu müssen. In diesem Augenblick starb zuerst die Königin, die trotz ihres eignen Trübsinns ihren Gemahl noch einigermaßen aufrecht gehalten
10. Aug. 1759. hatte, und König Ferdinand folgte ihr im nächsten Jahr ins Grab, nachdem er

acht Monate in völliger Geistesstörung, die jedoch vor dem Volk verborgen gehalten wurde, sein Dasein verbracht hatte. Da die Ehe kinderlos geblieben war, so folgte ihm sein Halbbruder Karl, der bisherige König von Neapel, auf dem Thron. Die Herrschaft in Neapel übertrug Karl in einer feierlichen Versammlung seinem dritten Sohn Ferdinand und ernannte, da derselbe erst acht Jahre alt war, bis zu dessen Volljährigkeit einen Regentschaftsrat, an dessen Spitze der aufgeklärte Staatsmann Tanucci stand. Karls ältester Sohn, Philipp, wurde als blödsinnig von der Thronfolge ausgeschlossen, der zweite, Karl Anton, zum Prinzen von Asturien erhoben. Nach beendigter Zeremonie überreichte Karl dem jungen König von Neapel den Degen, den er selbst einst von seinem Vater und dieser von Ludwig XIV. erhalten hatte, mit den Worten: „Führe ihn zur Beschützung des Glaubens und deiner Unterthanen", und schiffte sich dann mit seiner Familie auf der spanischen Flotte ein, die man zu seiner Einholung abgeschickt hatte.

Karl als König von Neapel-Sizilien.

Die Neapolitaner sahen Karl mit Trauer scheiden. Er hatte während seiner mehr als zwanzigjährigen Regierung viel zur Verschönerung und Verbesserung des Landes gethan. Besonders wird man noch jetzt durch Anlagen und Bauwerke in der Hauptstadt und ihrer Umgebung an seinen Namen erinnert. Das meiste freilich war zunächst nur für die Befriedigung seiner Jagdlust und seiner Kunstliebe berechnet, wie die Landhäuser in Portici und Capodimonte, das großartige Theater S. Carlo mit einem bedeckten Gang nach dem Residenzschloß, der Prachtbau von Caserta, das für Neapel sein sollte was Versailles und S. Ildefonso für Frankreich und Spanien; doch wurden auch Brücken und Straßen angelegt, ein dichtbevölkertes Stadtviertel am Meeresufer, das oft von Überschwemmungen heimgesucht war, durch den Molo oder Hafendamm geschützt und zu einem der schönsten Quartiere umgeschaffen und andre gemeinnützige Werke, wie das große Asyl für arme und verwahrloste Kinder, errichtet. Auch war Karls Regierung denkwürdig durch die Entdeckung und Ausgrabung von Herculanum und Pompeji sowie durch die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, das bourbonische Museum und die herculanische Akademie, zu denen das merkwürdige Ereignis den Anstoß gab. Karl selbst war ein durch mathematische und geschichtliche Studien gebildeter, mit der französischen und italienischen Litteratur bekannter und den Ideen der Aufklärung zugewandter Fürst, bedacht die Volksbildung zu heben, soweit der böse Wille der Geistlichkeit, die Unwissenheit und der Aberglaube der Menge es gestatteten.

Karls und Tanuccis Reformthätigkeit.

Von Karls aufgeklärtem Geist liefern die Reformen, die er während seiner Regierung teils versucht, teils ausgeführt hat, den sprechendsten Beweis. Er bediente sich dabei hauptsächlich der Ratschläge und der Beihilfe des Rechtsgelehrten Tanucci, den er noch während seines Aufenthalts in Toscana (XII, 835) von der Universität Pisa an seine Seite gerufen hatte und der ihm dann nach Neapel gefolgt war. Karls Ziel war die Begründung eines monarchischen Absolutismus, wie er in Frankreich und Spanien bestand. Wenngleich bereits unter den Vizekönigen in diesem Sinn viel geschehen war, so wissen wir doch aus der Darstellung der öffentlichen Zustände des vereinigten Königreichs auf beiden Seiten des Faro im elften Band S. 100 ff., daß das soziale und politische Leben noch wesentlich auf feudal-hierarchischen Grundlagen beruhte. Die unsichere Lage und der wiederholte dynastische Wechsel in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts konnte die Macht und die Ansprüche der Geistlichkeit und des Adels nur mehren und stärken. Wie sollte aber ein mächtiges und glänzendes König-

tum bestehen, wenn die privilegierten Stände sich den öffentlichen Lasten entzogen, der Papst als Oberherr des Staats und der Kirche jährlich einen großen Teil der Einnahmen an sich riß, der Klerus, insbesondere die zahlreiche Klostergeistlichkeit und der grundherrliche Adel die Früchte des Landes und den Erwerb des Volks zu ihrem Vorteile ausbeuteten! Auf die Beseitigung oder Minderung dieser Übelstände war daher das Hauptbestreben des Königs und seines Ministers gerichtet. Da man aber während des österreichischen Erbfolgekriegs, welcher die Heere Maria Theresias an die Grenze des Königreichs führte (S. 20 f.), weder den Papst noch den eingebornen Herrenstand verletzen durfte, so mußte man langsam und schonend zu Werke gehen. Erst als die
2. Juni 1746. Kriegsgefahr vorüber war, konnte Tanucci auf Grund eines mit Benedikt XIV. abgeschlossenen Konkordats an die klerikalen Mißbräuche Hand legen und der Staatsgewalt zu ihrem Recht und ihrer Autorität verhelfen. Die Vorrechte der Geistlichkeit in ihrer dreifachen Form als örtliche Freiheiten mit dem verderblichen Asylrecht der kirchlichen und klösterlichen Gebäude und Bezirke für alle Sträflinge und Verbrecher, als dingliche oder Realgerechtsame, kraft deren alle Häuser und Güter geistlicher Körperschaften abgabefrei waren, und als persönliche Befreiung von den meisten Landesgesetzen, wurden wesentlich beschränkt und teilweise aufgehoben; die bischöfliche Jurisdiktion wurde vermindert und die der Staatsgerichte erweitert; der Vermehrung des priesterlichen Standes und der Häufung der Güter in toter Hand wurden Schranken gesetzt, von den kirchlichen Besitzungen ein Steuerkataster angelegt, die Gültigkeit päpstlicher Bullen an das königliche Placet gebunden, der Eintritt in den Jesuitenorden und andre klösterliche Institute auf eine gewisse Zahl abgegrenzt, das Inquisitionsgebäude, das der Kardinal-Erzbischof Spinelli eigenmächtig errichtet und mit der Überschrift Santo Uffizio versehen, infolge eines gegen das verhaßte Tribunal gerichteten Volkstumultes geschlossen u. a. m. Manche hätten gewünscht, daß die Freistätten und die geistliche Gerichtsbarkeit ganz aufgehoben, die Bischofsitze vermindert, die Zehnten und Gefälle abgeschafft, die Zahl der Weltpriester und Konventualen noch mehr verringert worden wäre; aber Karl wollte nichts überstürzen; er zog es vor, behutsam vorzugehen und nicht nachzulassen. Und so darf man ihm zum Ruhme nachsagen, bemerkt Colletta, daß er in den Beziehungen zur Kirche zuerst durch Verträge oder Gesetze die Hindernisse einer höhern Kultur beseitigte und hierauf durch die That den Weg zu neuen Fortschritten bahnte. — In ähnlicher Weise verfuhren Karl und Tanucci gegen den grundherrlichen Feudaladel. Man trat ihren Besitzungen, Einkünften und materiellen Interessen nicht zu nahe, aber man beschränkte ihre politische Macht; von den Baronialgerichten durfte fernerhin Berufung an den königlichen Gerichtshof eingelegt werden; die Zahl ihrer Haustruppen wurde verringert; die adligen Herren selbst wurden von dem König bewogen sich in der Hauptstadt niederzulassen, wo sie durch übermäßigen Aufwand bald in Armut und Abhängigkeit gerieten; bei der Verleihung neuer Lehen wurde die peinliche Gerichtsbarkeit nicht mit übertragen; in streitigen Fällen zwischen Gemeinden und Gutsherren über einzelne Gerechtsame wurde meistens zu gunsten der Kommunitäten entschieden.

Tanuccis vormundschaftliche Regierung unter Ferdinand IV. 1759—1767. Durch diese und andre Verordnungen that Karl den ersten erfolgreichen Schritt zur Erschütterung des kolossalen Gebäudes der Lehnsverfassung, das sich unter der spanischen Herrschaft so mächtig ausgebildet hatte. Über alle Gebiete des öffentlichen Lebens verbreitete sich die reformatorische Fürsorge des Königs und seines Ministers. Durch Verbesserung des Steuerwesens und der Zollgesetze wurden die Einnahmen des Staats vermehrt, ohne daß eine größere Belastung des Volks eingetreten wäre; durch Handelsgerichte und Handelsverträge wurde der kommerzielle Verkehr im Innern und nach außen gefördert. Auch zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzbuches auf Grund

der zahlreichen Einzelgesetze wurden Schritte gethan. Diese organisatorische Thätigkeit der Regierung fand trotz der Opposition der malkontenten Privilegierten mehr und mehr Anerkennung. Eine Anzahl patriotisch gesinnter aufgeklärter Männer und Freunde des Fortschritts, versichert Colletta, schloß sich an die Regierung an, weil Karls Reformen der allgemeinen Freiheit förderlich waren und der Übergang aus der Feudalmonarchie zum absoluten Königtum als eine notwendige Stufe im Leben der Völker erschien. Diese bildeten den Kern der Partei, auf die sich Tanucci während seiner achtjährigen Regentschaft bis zur Volljährigkeit Ferdinands IV. bei der Durchführung weiterer Reformen im Königreich beider Sizilien stützte. Und auch als der junge König selbständig die Regierung antrat, blieb Tanucci noch längere Zeit an der Spitze der Staatsgeschäfte und setzte mit voller Zustimmung Karls das System fort. Der Huldigungs- und Lehnseid, den Ferdinand dem Herkommen gemäß dem päpstlichen Stuhl leistete, hielt den Minister nicht ab, eine große Anzahl von Klöstern diesseit und jenseit des Faro aufzuheben und ihr Vermögen dem Staat zuzuwenden. In Sizilien allein wurden achtundzwanzig Ordenshäuser säkularisiert; die Erwerbungen der toten Hand, die Vermächtnisse an Kirchen, Kapellen, Brüderschaften u. dgl. wurden verboten, die Einkünfte geistlicher Stellen während der Erledigung der Staatskasse zugewiesen, die päpstlichen nnd geistlichen „Rechte" in engere Grenzen gebannt, die weltlichen Gerichte und Staatsgesetze mit erweiterten Befugnissen ausgestattet, alles was unter Karl in dieser Richtung angebahnt worden, zur Entwickelung und Einführung gebracht. Die Ehe wurde für einen bürgerlichen Vertrag erklärt, Ehesachen sollten vor den weltlichen Gerichten entschieden werden. Durch die ganze Gesetzgebung der Tanuccischen Zeit wehte bereits der Geist der revolutionären Aufklärungsperiode. Kirchenstrafen, Bücherverbote und andre Handlungen geistlicher Zensur mußten von der weltlichen Obrigkeit bestätigt werden; dem Aberglauben und der Unwissenheit des Volks suchte man durch belehrende Schriften entgegenzuwirken. Allein diese und andre Reformen konnten in einem seit Jahrhunderten verwahrlosten, gedrückten und mißhandelten Land nur dann gedeihliche Früchte tragen, wenn ein dauerndes Regierungssystem in derselben Richtung wirkte. Welche Zukunft stand aber in Aussicht unter einem Fürsten, der nur an körperlichen Übungen, an Jagd und Fischerei Behagen fand, der mit den rohen Genossen seiner verwegenen Vergnügungen im Volksdialekt sich unterhielt, dem alle geistigen Interessen und jede ernste Beschäftigung zuwider waren! Wir werden die Schicksale des Königreichs unter Ferdinand IV. und der Erzherzogin Marie Karoline, mit der er sich unter großen mehrmöchigen Freudenfesten im Frühjahr 1768 vermählte, an einem andern Ort kennen lernen. Nach einer kurzen hoffnungsreichen Morgenröte wurde Neapel-Sizilien wieder unter das Joch der härtesten Tyrannei gebeugt, die ein gefühlloser König und eine leidenschaftliche Königin dem Volk auferlegten.

b. König Karl III. und die Aufhebung des Jesuitenordens.

Karl hatte bis zu seiner Ankunft in Madrid seine Mutter Elisabeth, die vom Hof entfernt mit ihren großen Einkünften auf einem prachtvollen Landhaus wohnte, zur Regentin ernannt und dadurch ihren ehrgeizigen Sinn mit der Hoffnung erfüllt, sie könne den verlornen Einfluß wieder gewinnen. Aber die Rolle der alten intriganten Fürstin war ausgespielt; andre Ideen und Tendenzen waren in die Höhe gekommen und forderten neue Menschen. Dem unruhigen thatendurstigen Geist Karls III. sagte die Politik des Friedens und der Neutra- Karl III. und seine Minister.

lität, die unter Ferdinand VI. in Madrid befolgt worden, nicht zu, er wollte in die großen Welthändel seiner Zeit eingreifen, er wollte Spanien wieder Geltung verschaffen unter den europäischen Großstaaten. Es fiel daher dem Minister Choiseul, zu welchem Karl schon in Neapel sich hingezogen fühlte, mit dem er die Abneigung gegen die Übermacht der Hierarchie gemein hatte, nicht schwer, den von souveränem Selbstbewußtsein erfüllten Monarchen in seine politische Atmosphäre zu ziehen. Auf seinen Rat entließ der König den Minister Wall, der bisher im Interesse Englands gewirkt hatte, und umgab sich mit neuen Staatsmännern, welche mehr dem in Frankreich herrschenden System und den modernen Anschauungen huldigten. Neben Squillace, den Karl aus Neapel mitgebracht und der mit Umsicht und Geschick das Finanzwesen leitete, und dem Genuesen Grimaldi, der die auswärtigen Geschäfte im Sinn Choiseuls besorgte, standen dem König gleichgesinnte spanische Männer von hervorragender Bedeutung zur Seite, wie Graf Aranda (Pedro Pablo Abaraca de Bolea), ein aragonischer Grande von scharfem militärischen Charakter, welcher die Welt kannte, mit Voltaire und andern litterarischen Größen der freigeistigen Richtung in Verkehr stand und mit der durchgreifenden Entschlossenheit eines Kriegsmannes die weltmännische Bildung eines Kavaliers verband, wie D. Pedro Rodriguez Campomanes, „ein asturisches Dorfkind", der bedeutendste Schriftsteller seines Landes auf dem Gebiet der Staats- und Rechtswissenschaft und der Volkswirtschaftslehre, ein gründlicher Kenner der spanischen Geschichte und Gesetze, ein aufrichtiger Freund der Freiheit, von uneigennütziger Vaterlandsliebe, begeistert für den Beruf, sein Volk aus der Versunkenheit zu heben und ihm die Güter moderner Zivilisation zurückzuerobern, dabei mehr Achtung hegend vor den Traditonen und nationalen Eigentümlichkeiten als der französisch gebildete Aranda. Auch Paul Olavidès, Figeroa, ein freisinniger Weltgeistlicher, der das erwähnte Konkordat zwischen Rom und Madrid zustandegebracht, und in der Folge D. José Moñino, der als Graf Florida Blanca während der spätern Regierungszeit Karls den innern Angelegenheiten Spaniens vorstand, verfolgten dieselbe geistige Richtung, die damals in den höhern Gesellschaftskreisen von Paris und London und am Berliner Hof herrschend war.

Äußere und innere Politik. Der Wechsel im Ministerium und der wachsende Einfluß der französischen Ideen und Sympathien war zunächst kein Vorteil für Spanien; er bildete die Einleitung zu dem uns bekannten folgenschweren Familienvertrag der bourbonischen Staaten, durch welchen das Pyrenäenreich an das Rad der Versailler Politik gefesselt und zum Krieg gegen England und Portugal fortgerissen ward. Wir wissen, welche Nachteile dem Königreich aus diesem Kriegsbund erwuchsen. Er warf den finanziellen Zustand Spaniens, der sich unter Ferdinand so erfreulich gehoben hatte, wieder in die alte Verwirrung und schwierige Lage zurück. Der Krieg gegen Portugal brachte, wie wir gesehen haben, dem Reich keinen Gewinn (S. 334 ff.); bei der Eroberung von Havanna (S. 98) durch die

Engländer fielen unermeßliche Vorräte von Schiffs- und Kriegsbedürfnissen und Staatseigentum im Wert von fünfundvierzig Millionen Gulden den Siegern in die Hände; das große Schiff Hermione, das elf Millionen Gulden in edlen Metallen nach Spanien führen sollte, wurde kurz vor dem Einlaufen in den Hafen erbeutet; die Santa Trinidad, die stattliche königliche Galleone, welche den Austausch der Reichtümer zwischen Manila und der mexikanischen Hafenstadt Acapulco vermittelte, ging an die Engländer verloren; selbst die Eroberung von San Sacramento hatte trotz der reichen Beute, die Spanien dabei aus den Warenlagern des englischen Schleichhandels machte, doch auch wieder den Nachteil, daß dadurch die Feindseligkeiten gegen Portugal stets lebendig erhalten wurden. Wie uns bekannt, hatte die Beendigung des Kriegs durch den Pariser Frieden für Spanien die Abtretung von Florida an England zur Folge (S. 99). Um so bedeutender waren die Errungenschaften des französischen Bündnisses für die innere Entwickelung. Der Zeitraum, der zwischen dem Pariser Frieden und dem neuen Krieg wider England verlief, war für die spanische Nation eine Periode fruchtbarer Arbeiten und Pflanzungen, indem der bourbonische Herrscher dieselbe Reformthätigkeit, die er vorher mit Tanucci in Neapel entfaltet hatte, nunmehr mit Hilfe seines aufgeklärten Ministeriums und der Männer seines Vertrauens auch in dem Pyrenäenreich in Anwendung brachte. Karl war in allen wahrhaft religiösen Dingen so katholisch gläubig wie sein Zeitgenosse Joseph in Portugal, und doch wurde er gleich diesem zur schroffen Opposition gegen Papsttum und Kirche getrieben. Wenn in Neapel die pontifikale Lehnshoheit, die festgewurzelten Traditionen des Landes, die Nähe und bedrohliche Haltung Österreichs dem König Schonung und Vorsicht auferlegten, so sah er sich jetzt in die Lage gesetzt, gedeckt durch das befreundete Kabinett Choiseul, die hierarchischen Übergriffe in das Staatsleben einzudämmen. So wurde wie in Neapel das Kirchenvermögen einem Steuerkataster unterworfen, der Mehrung der Kirchengüter in toter Hand, deren Nachteile und Gefahren Campomanes in seinem volkswirtschaftlichen Werk so klar darlegte, Einhalt gethan und die Verordnung erlassen, daß keine päpstlichen Bullen oder Breven ohne Genehmigung der Krone veröffentlicht werden dürften.

Bald griff der reformatorische Geist in der höhern Gesellschaft Madrids um sich. Die Anhänger des Alten, voran die Priesterschaft und Ordensgeistlichkeit gerieten in Sorge und strengten alle Kräfte an, der Strömung eine rückläufige Bewegung zu geben. Sie benutzten daher die Unzufriedenheit des untern Volks über einige Neuerungen des Ministers Squillace, um durch geheime Einflüsterungen, durch Hetzen und Schüren Aufstände und Tumulte zu erregen. An der Spitze dieser Streiter für das klerikale mittelalterliche System standen die Jesuiten. Was war daher natürlicher als daß die Reformpartei den auf seine Herrschermacht und seine Souveränitätsrechte eifersüchtigen Monarchen zu überzeugen suchte, daß eine würdige Machtstellung der Krone oder ein Fortschritt

Die Reaktionspartei und die Jesuiten.

im wirtschaftlichen und staatlichen Leben nicht möglich sei, solange ein Orden bestehe, welcher das Papsttum über jede Staatsgewalt zu setzen strebe, sich jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entziehe und dabei die Beichtstühle und Lehrkanzeln beherrsche. Wir erinnern uns, wie erfolgreich kurz zuvor Pombal in Portugal die Gesellschaft Jesu angegriffen hatte und mit welcher Heftigkeit das Pariser Parlament mit geheimer Billigung und Unterstützung des Ministers Choiseul um dieselbe Zeit gegen die staatsgefährlichen Doktrinen des Ordens vorging. Noch schärfer wurde jetzt in Spanien gegen die Vorkämpfer der klerikalen Ideen und des pontifikalen Supremats eingeschritten.

Die Jesuiten u. die spanische Regierung. Schon vor Jahren hatten die Jesuitenväter in Mexiko sowohl den Verfügungen des Erzbischofs Palafox als den Entscheidungen der weltlichen Gerichte und den Befehlen der obrigkeitlichen Behörden offenen Trotz und Ungehorsam entgegengesetzt, und den Namen des allgemein verehrten Prälaten noch im Grabe geschändet, weil er es gewagt hatte, ihr eigennütziges und herrschsüchtiges Treiben aufzudecken. Der König beantragte bei der Kurie die Heiligsprechung des Verstorbenen, aber die Jesuiten wußten eine solche Auszeichnung ihres Feindes zu hintertreiben. Zugleich wurde Spanien selbst von einer Flut anonymer Flugschriften, Libelle und Satiren in Prosa und Versen überschwemmt, worin die Regierung und die Träger und Förderer des neuen Systems geschmäht und verspottet waren. Campomanes und seine Freunde rächten sich, indem sie die Grundsätze und die Wirksamkeit des Ordens und vor allem die verderblichen Einflüsse der jesuitischen Schulanstalten auf die Volksbildung mit grellen Farben schilderten. 7. Jan. 1765. So war der „Kulturkampf" schon im Gange, als die Konstitution ,,Apostolicum pascendi'' erschien. Wir kennen den Inhalt und den Zweck dieser Jesuitenapologie aus der portugiesischen Geschichte. Das Schriftstück, das der öffentlichen Meinung der katholischen Welt ebenso schroff entgegentrat wie hundert Jahre später die Encyclica des neunten Pius, sollte den freien Geist des Zeitalters niederdrücken und durch die herausfordernde Sprache den Glauben erwecken, daß man sich in Rom ganz sicher fühle, und von einer Konzession an den Liberalismus keine Rede sein könne. Allein das Kriegsmanifest, von dem die Jesuiten große Erfolge für ihre Sache erwarteten, war ein wirkungsloser Streich in die Luft. Es ist erwähnt worden, mit welcher Entrüstung die Bulle an den meisten Orten zurückgewiesen, ja hier und da verbrannt wurde. Auch in Neapel und Sizilien hatte Tanucci ihre Verbreitung verboten. Was die Jesuiten und Clemens XIII. beabsichtigt hatten, schlug in das Gegenteil um. Die Schutzrede wurde zum Signal eines Kampfes auf Tod und Leben. Die übrigen Orden, welche den anmaßenden und übermütigen Jesuiten feindlich gesinnt waren und ein großer Teil des Episkopats und der Weltgeistlichkeit wirkten ihnen vielfach entgegen und bestärkten die Regierung in ihrem Argwohn.

Volkstumult in Madrid. Als nun Squillace ein Monopolsystem für die Versorgung der Hauptstadt mit Öl, Brot und andern Lebensbedürfnissen einführte und im Interesse der öffentlichen Sicherheit ein Polizeigebot erließ, daß die niedergekappten Hüte und langen Mäntel, durch welche sich Mörder und Räuber unkenntlich zu machen 23. März 1766. pflegten, abgelegt werden müßten, entstand am Palmsonntag des Jahres 1766 in Madrid ein Volksaufruhr. Die Menge machte einen Angriff auf den Palast des Ministers, so daß derselbe sich nur durch schleunige Flucht zu retten vermochte; sie umstellte das königliche Schloß und forderte laut die Entlassung des

verhaßten Italieners. Vergebens begab sich der König unter dem Schutz seiner Garde mit dem Bedrohten nach Aranjuez; die Bewegung nahm solche Dimensionen an, daß es Karl für geraten hielt, dem Unwillen des Volks ein Opfer zu bringen. Squillace wurde seiner Stelle enthoben und kehrte nach Neapel zurück. Wie mußte dieser Vorfall das Selbstgefühl des Monarchen verletzen! Die ganze Haltung des Volks während des Tumults ließ deutlich erkennen, daß der Aufstand gut organisiert und von unsichtbaren Händen geleitet war. Es waren keinerlei Exzesse begangen worden, mitten in der Bewegung hatte man Versicherungen der Treue gegen den König gehört. Die Vermutung lag daher nahe, daß die Häupter der Rückschrittspartei, daß vor allem die Jesuiten und ihr Gönner, der alte Minister Ensenada, die Bewegung in Szene gesetzt hätten, um ihre reaktionären Tendenzen zu erreichen. Eine gerichtliche Untersuchung unter der Leitung Arandas, den der König zum Präsidenten des Rats von Kastilien, der höchsten Reichsbehörde und zum Generalkapitän ernannt und mit hohen Machtbefugnissen ausgerüstet hatte, brachte manche Beweisstücke einer regierungsfeindlichen, staatsgefährlichen Gesinnung der Jesuiten zu Tage, und bestärkte den Verdacht, daß der Aufstand durch sie angestiftet worden. Man machte den König glauben, sie hätten den Plan gehabt, seinen Bruder Don Luis an seiner Statt zum Throne zu befördern. Auf Grund dieser Beweisstücke wurden dann drei Mitglieder des Ordens mit Gefängnis bestraft, Ensenada aus Madrid verwiesen.

Dies war das Vorspiel zu einem Schlag gegen die gesamte Gesellschaft Jesu in Spanien, der an Härte und Rücksichtslosigkeit alles übertraf was bisher gegen sie verhängt worden war. Noch ehe das königliche Dekret, welches in den schroffsten Ausdrücken die Auflösung des Jesuitenordens im ganzen Bereich der Monarchie anordnete, veröffentlicht ward, traf Aranda, ebenso entschlossen und energisch wie Pombal, in aller Stille die nötigen Vorkehrungen, daß in einer einzigen Nacht sämtliche Glieder des Ordens, etwa fünftausend an Zahl, in allen Provinzen des Reichs aus ihren Häusern geholt, ohne Rücksicht auf Alter, Rang und Lebensgewohnheit gleich Verbrechern nach der Küste gebracht und dort auf bereit liegenden Fahrzeugen nach dem Kirchenstaat eingeschifft wurden. Als das spanische Volk durch das Manifest erfuhr, daß der König, um Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit im Reich zu erhalten, in Übereinstimmung mit seinen weisen Räten beschlossen habe, die Gesellschaft Jesu aufzuheben und die Mitglieder nach dem Kirchenstaat zu schaffen, wo jeder Priester hundert, jeder Laienbruder neunzig Piaster jährlich zum Lebensunterhalt von ihm empfangen sollte, waren die Schiffe schon auf hoher See. In enge Schiffsräume eingeschlossen, mit Speise und Trank dürftig und elend versorgt, wurden tausende von geistlichen Männern, viele darunter von hoher Geburt und Gelehrsamkeit, manche alt, krank und gebrechlich, alle an ein gemächliches Leben gewöhnt, zuerst nach Civita Vecchia übergesetzt und dann, als ihnen hier die Aufnahme verweigert ward, monatelang auf dem Meer herumgeführt, bis sie auf Veranstaltng Choi-

Ausweisung der Jesuiten.

1. April 1767.

seuls auf der Insel Corsica landen durften, wo sie ein armseliges Asyl voll Entbehrung fanden. Dem Papst überbrachte ein Kurier ein Schreiben, worin der König in einem wie Ironie lautenden Ton demselben anzeigte, daß er sich genötigt gesehen, die in Spanien lebenden Jesuiten in den Kirchenstaat überführen zu lassen unter die unmittelbare Leitung des heil. Vaters, welcher der gnädigste Vater und Herr aller Gläubigen sei. Für den Unterhalt dieser als seine Unterthanen gebornen Religiosen habe er durch Jahrgehalte gesorgt. Damit meinte er das Almosen, das er den einzelnen ausgesetzt. Wie im Mutterland wurden auch in den spanischen Kolonien ihre Konvente und Anstalten geschlossen, ihre Nov. 1767. Güter eingezogen. Einige Monate nachher ahmte Tanucci in dem Königreich beider Sizilien das Beispiel seines ehemaligen Gebieters nach, indem er kraft der souveränen Gewalt, die Gott dem König verliehen, alle Mitglieder des Ordens diesseit und jenseit des Faro aus Staatsgründen nach dem päpstlichen Gebiet forschaffen ließ.

Wie Colletta berichtet, folgte dabei Tanucci ganz dem Beispiel Arandas: „Mitten in der Nacht vom dritten auf den vierten November wurden alle Häuser, Klöster und Schulanstalten der Jesuiten von königlichen Beamten und Gensdarmen umstellt, die Thüren geöffnet oder eingeschlagen, die Zellen überfallen und bewacht. Darauf versammelte man die Mitglieder des Ordens, sowie die Schüler und Diener in einem Saal, nahm alle bewegliche Habe weg, so daß jeder nur ein Kleid behielt, und schaffte sie dann truppweise nach dem Hafen oder nächsten Küstenort, wo sie sofort eingeschifft wurden. Nicht einmal Greise oder Kranke durften zurückbleiben. Und mit solcher Eile ging man dabei zu Werke, daß die Jesuiten der Hauptstadt bereits auf dem Weg nach Terracina waren, ehe noch der Tag graute." Auch hier wurden alle Güter und Vermögensbestände vom Staat in Besitz genommen und zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Christenliebe oder zur Errichtung von Volksschulen verwendet. Selbst auf der Insel Malta wurden die Jesuiten durch den Großmeister der Johanniter, einen Lehnsträger Neapels, zur Abreise genötigt.

Clemens XIII. gegen Parma. Papst Clemens XIII. und seine jesuitische Umgebung gerieten in den heftigsten Zorn über das rücksichtslose und eigenmächtige Vorgehen der Regierungen. Aber welche Waffen hatte der Kirchenfürst gegenüber den ersten Monarchen der katholischen Christenheit! Bann und Interdikt anzuwenden schien bei der herrschenden freigeistigen und kirchenfeindlichen Zeitrichtung bedenklich. Sollte man aber nicht doch noch einen Versuch wagen, mit der kirchlichen Autorität der Vermessenheit der weltlichen Mächte entgegenzutreten? Mit den großen Potentaten freilich wollte man sich nicht in offenen Kampf einlassen; da bot sich aber eine günstige Gelegenheit dar, mit einem kleinen anzubinden. Im Jahr 1765 war der Infant Philipp, welcher für sich und seine männliche Nachkommenschaft im Aachener Frieden das Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla erhalten hatte, aus der Welt geschieden. Sein Erbe war sein unmündiger Sohn Don Fernando, den ihm eine Tochter Ludwigs XV. geboren hatte. Bis zu seiner Volljährigkeit führte ein französischer Edelmann Wilhelm du Tillot, ein freisinniger Staatsmann im Geiste Choiseuls, die vormundschaftliche Regierung.

Wir wissen, daß man in Rom das Herzogtum noch immer als päpstliches Lehen ansah. Man war daher im Vatikan höchlich ergrimmt, als die herzogliche Regierung durch die sog. pragmatische Sanktion eine Reihe von Anordnungen traf, wodurch die geistliche Übermacht eingeschränkt und die Souveränitätsrechte des Herzogs und des Staats gemehrt wurden. Danach sollte der Rechtsgang nach Rom in geistlichen Streitsachen aufhören, die Anhäufung des Grundbesitzes in toter Hand begrenzt, die Verleihung von Pfründen an Nichteingeborne untersagt sein, von neuerworbenen geistlichen Gütern eine Steuer entrichtet, jeder päpstliche Erlaß der Kenntnisnahme und Bewilligung der Regierung unterworfen werden u. a. Clemens XIII. erließ daher ein heftiges Breve, worin die 30. Jan. 1768. Rücknahme der herzoglichen Verordnungen verlangt ward, mit Berufung auf die Bulle In coena domini, in welcher dem Klerus verboten sei, in geistlichen Dingen der weltlichen Macht zu gehorchen. Im Fall der Weigerung wurde mit der Exkommunikation gedroht. Dieses feindselige Vorgehen gegen einen von allen europäischen Mächten als souverän anerkannten Fürsten erregte allgemein Mißbilligung, und da man wußte, daß der altersschwache Papst ganz von den Jesuiten geleitet wurde, so mehrte sich der Haß gegen den herrschsüchtigen Orden. Du Tillot ließ sich sowenig schrecken als Tanucci: stand ja doch der Herzog kraft des Familienvertrags wie durch die blutsverwandtschaftlichen Bande unter dem Schutz der bourbonischen Großmächte! Nachdem er mit schalkhafter Ironie Zweifel über die Echtheit des Breve ausgesprochen, erwiderte er die Drohung mit der Ausweisung aller Jesuiten aus dem Herzogtum und der Einziehung ihres Eigentums. Wie in Spanien und Neapel wurden hundertsechzig Glieder der Gesellschaft Jesu in Haft genommen und durch Militär nach dem Kirchenstaat 7. Febr. 1768. gebracht. Es ist uns bekannt, daß die Höfe von Lissabon, von Madrid und Versailles die Sache des Herzogs zu ihrer eignen machten; von allen Seiten kamen Kuriere nach Rom mit Noten, worin die Regierungen gegen die Gültigkeit jener Bulle Protest einlegten, die Zurücknahme des Breve gegen Parma verlangten und auf die Säkularisierung der Gesellschaft Jesu drangen. Endlich besetzten sie sogar die päpstlichen Territorien an der Rhone und in Neapel. Selbst Maria Theresia, deren Beistand Clemens in einem flehentlichen Schreiben anrief, wollte nicht als Verteidigerin päpstlicher und priesterlicher Übermacht und Anmaßung gegen weltliche Herrschaft auftreten. Unter dem Drängen und Stürmen einer kirchenfeindlichen Zeit schied Clemens XIII. aus dem Leben, ein Jahr nach der Vertreibung der Jesuiten aus Parma. Die Resultate seines Pontifikats haben wir bereits angedeutet (S. 329 f.).

Es war eine schwierige und kritische Zeitlage, als die Kardinäle in Beratung traten, auf wessen Haupt die dreifache Krone gesetzt werden sollte. Aus einem Angriff gegen den Jesuitenorden war ein Krieg gegen das Papsttum und die Kirche selbst erwachsen: die bourbonischen Mächte standen mit gezücktem Schwert in drohender Haltung dem Vatikan gegenüber. Das Konklave war

Papst Clemens XIV. u. die Jesuiten.

gespalten: die Anhänger des strengen Prinzips wollten Beibehaltung der bisherigen Politik, die Gemäßigten waren der Ansicht, eine weise Nachgiebigkeit gegen die weltliche Gewalt gereiche der Kirche zum Heil. Beide Parteien vereinigten sich endlich auf den Franziskaner Lorenzo Ganganelli, einen Mann, der edle Sitte und menschenfreundlichen Sinn mit philosophischer und theologischer Bildung vereinigte. „In seiner Jugend hat einer seiner Lehrer von ihm gesagt, es sei kein Wunder, wenn er die Musik liebe, in ihm selber sei alles Harmonie." Er kannte die Werke der alten Philosophen, war mit den Scholastikern und Kirchenvätern vertraut und hatte durch eifriges Forschen in den heil. Schriften in sein Gemüt aufgenommen „jene stille und reine Mystik, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienst des Nächsten widmet". Man war im Anfang keineswegs sicher, welche Wege er einschlagen würde, ja der Umstand, daß er sich den Namen seines Vorgängers beilegte, schien eher darauf hinzudeuten, daß der vierzehnte Clemens dem System und der Kirchenpolitik des dreizehnten treu bleiben werde. Bald ließen jedoch versöhnliche und ausgleichende Schritte gegenüber den weltlichen Mächten erraten, daß er der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen gedenke. Die Untersuchungen über die Lehren und die Wirksamkeit der Jesuiten, die er anstellen ließ, überzeugten ihn, daß die meisten Anklagen, die man gegen sie vorgebracht, begründet seien, daß insonderheit ihre Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten, ihre Herrschsucht, ihr Streben nach Reichtum und Gewinn, ihr Hader und ihr neidvolles, gehässiges Auftreten gegenüber den andern Orden und den Jansenisten den Frieden und die Wohlfahrt der Kirche vielfach gestört, wie auch die Regierungen mit Mißtrauen und Feindschaft gegen die gesamte Hierarchie erfüllt habe. Durch verleumderische und lügenhafte Schriften, welche von Jesuiten ausgingen oder verbreitet wurden, durch Ränke und Umtriebe, die sie überall ins Werk setzten, verschlimmerten sie ihre Sache und verschärften die Opposition. Auch die Behauptung, der Orden könne nur durch ein ökumenisches Konzil aufgelöst werden, da er seiner Zeit in Trient bestätigt worden sei, war nicht stichhaltig. Es stellte sich heraus, daß man der Trientiner Kirchenversammlung nur Mitteilung von dem Bestehen der Gesellschaft Jesu gemacht hatte.

(Randnotiz neben Zeile 4: 9. Mai 1769.)

Aufhebung des Ordens. Dennoch kam Clemens lange zu keinem festen Entschluß. Es schien dem Grundsatz von der Unfehlbarkeit des obersten Hirtenamtes zu widerstreben, daß ein Papst aufheben sollte, was seine Vorgänger anerkannt. Endlich waren die innern Kämpfe des gewissenhaften und schweigsamen Greises überwunden. Und so erfolgte denn die schon mehrfach erwähnte Katastrophe. In dem Breve Dominus ac redemptor verkündete Clemens XIV. der Welt den päpstlichen Spruch folgenden Inhalts: „Angehaucht von dem göttlichen Geist, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von andern Gründen der Klugheit und Regierungs-

(Randnotiz: 21. Juli 1773.)

weisheit bewogen, die wir in unserm Gemüt verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Ämter, Häuser, Institute." Die Aufhebung des Jesuitenordens war die bedeutendste Errungenschaft des liberalen, auf Geistesfreiheit und Fortschritt gerichteten Genius des philosophischen Aufklärungsjahrhunderts. Clemens XIV. versöhnte damit die gegnerischen Mächte und gab dem Pontifikat und dem Kirchenstaat den Frieden zurück. Aber er sollte die Folgen seines Werks nicht lange erleben. Schon im nächsten Jahr hauchte er nach vielen Leiden und Schmerzen sein Leben aus, mit vollem Bewußtsein und frommer Fassung. Der Bericht des Leibarztes Salicetti über die Krankheit und den Tod des Kirchenfürsten war nicht vermögend den Glauben an eine Vergiftung aus der Welt zu bannen. Ein Jahr nachher, unter dem Pontifikat Pius VI., wurde der greise Ordensgeneral Lorenzo Ricci durch den Tod von der Haft und gerichtlichen Untersuchung befreit, die er über zwei Jahre in der Engelsburg zu erdulden gehabt. Man hatte ihm konspiratorische Umtriebe und Unterschlagung von Ordensgeldern schuld gegeben.

22. Sept. 1774.

29. Nov. 1775.

c. Karls III. letzte Regierungsjahre.

Freisinnige Reformen in Spanien.

Solange der Kampf gegen den Jesuitenorden und den päpstlichen Stuhl im Gange war, lag die Leitung der Staatsangelegenheiten ganz in der Hand Arandas, und der Graf benutzte seine vorwiegende Stellung, um in Verbindung mit Campomanes und andern Gesinnungsgenossen zeitgemäße Reformen einzuführen. Wie in den bourbonischen Staaten Italiens wurde auch in Spanien die Berufung an das geistliche Obertribunal in Rom wesentlich eingeschränkt und die Entscheidung in kirchlichen Fragen einem einheimischen geistlichen Gerichtshof zugewiesen; die Ordenshäuser wurden unter spanische Obere gestellt und einer strengern Aufsicht und Zucht unterworfen, das Asylrecht, das jede ernste Strafgerechtigkeit illusorisch machte, in engere Grenzen eingeschlossen oder aufgehoben, die täglichen Prozessionen untersagt, der geistlichen Zensur ihre ausgedehnten Befugnisse entzogen, das königliche Placet für alle päpstlichen Schriftstücke vorbehalten, an Stelle der bisherigen Jesuitenschulen neue Unterrichtsanstalten im Sinne des Fortschritts und der Aufklärung gegründet und der Leitung von Weltgeistlichen oder Lehrern aus dem Laienstand übertragen; den Ketzergerichten der Inquisition wurde Einhalt gethan u. a. So wurde durch Aranda und Pombal die Halbinsel, die bisher das Bollwerk der katholischen Rechtgläubigkeit gewesen war, der Herd des Liberalismus, der Aufklärung, der Freigeistigkeit.

Olavidès u. die Kolonisierung der Sierra Morena.

Der Peruaner Olavidès, der durch glückliche Handelsunternehmungen zu großem Vermögen gelangt war, abwechselnd in Paris und Madrid lebte, Opern und Theaterstücke im leichtfertigen französischen Geschmack der Zeit verfaßte und aufführen ließ, ein Weltkind und Anhänger der Philosophie und Modebildung des Tags, wurde von Aranda zu seinen reformatorischen Zwecken benutzt. Zum Lohn für die Dienste,

die ihm der reiche, bewegliche, prachtliebende Peruaner im Kulturkampf gegen die Jesuiten geleistet, erhob er denselben zum Generalintendanten von Andalusien, damit er diese herabgekommene und entvölkerte Landschaft durch wirtschaftliche Reformen im Geist der französischen Ökonomisten zu neuem Leben und Wohlstand erwecke. Es geschah in guter Absicht, wenn Olavidès nunmehr Anstalten traf, die öde, unbebaute Sierra Morena mit fremden Ansiedlern zu bevölkern, im Namen des Königs Auswanderer aus den Rheingegenden und andern Ländern für die neue Kolonie „La Carolina" herbeizog und ihnen unter andern Vorteilen auch Freiheit des Glaubens verhieß: aber was vielleicht in seinem amerikanischen Heimatland gelungen wäre, erwies sich in Spanien als ein verfehltes Unternehmen. Nicht allein, daß eine Menge verkommener Leute und Abenteurer, durch die marktschreierischen Versprechungen betrügerischer Werber verlockt, sich in dem zu Ansiedelungen angewiesenen Gebirgsland niederließ, daß Handwerker und Fabrikarbeiter an Orte gerufen wurden, wo nur Bauern und Tagelöhner zu brauchen waren: durch die Verführungskünste eines gewissenlosen Seelenverkäufers, Namens Thürriegel, waren auch viele Protestanten aus Deutschland, insbesondere aus der Pfalz und aus den Niederlanden beredet worden, in den Glückshafen oder reichen Schatzkasten einzukehren, der ihnen im Namen des spanischen Monarchen dargeboten ward. Als es nun der altgläubigen reaktionären Partei gelang, durch den königlichen Beichtvater, einen strengen Dominikaner, den bourbonischen Monarchen gegen den frei-
1773. geistigen Staatsmann Aranda einzunehmen und dessen Entfernung aus dem Ministerium zu erwirken, kam allmählich ein andres System auf. Aranda wurde als spanischer Gesandter nach Paris geschickt, wo er, wie uns bereits bekannt, während des amerikanischen Kriegs die Interessen seines Vaterlandes und das Bündnis mit Frankreich eifrig pflegte und beförderte. Ohne den mächtigen Schutz des Grafen war Olavidès nicht im stande gegenüber einer mehr und mehr hervortretenden rückläufigen Strömung seine liberale zivilisatorische Thätigkeit mit Erfolg fortzusetzen. Die Kolonisationen, in deren Hauptort La Carolina er selbst sich eine Sommervilla mit einem prachtvollen Park angelegt, kamen nicht in die Höhe, und bald gelang es einem bayrischen Kapuzinerpater Namens Romald, der von dem Orden zur Wahrung seiner kirchlichen Interessen nach Sevilla gesandt worden und, von dem Generalintendanten in seinem gastfreien und geselligen Haus aufgenommen, dessen Ankläger und Verräter ward, den Sturz des Freundes von Aranda zu bewirken. Von den Kapuzinern und Dominikanern dem Inquisitionsgericht angezeigt, daß er fremde Häretiker auf spanischem Boden angesiedelt und das heilige Land der katholischen Glaubenseinheit befleckt habe, daß er mit den Atheisten und Materialisten Frankreichs Verbindungen unterhalte und ihre Ansichten teile, wurde Olavidès nach Kastilien berufen und nach einiger Zeit, als man den König durch geistliche Mahnreden von den verbrecherischen Tendenzen und Gesinnungen des Mannes überzeugt, in die Kerkerräume des heiligen Offi-
Nov. 1776. zium eingeschlossen. Nun lebten Inquisition und Mönchtum von neuem auf. Während Missionäre Andalusien durchzogen, um gegen das Gift der Ketzerei und die profanen Opern und Theaterstücke zu eifern, erlebte das Zeitalter der Aufklärung wieder einmal in Cadiz ein Autodafee und in Madrid feierte das Inquisitionsamt sein hohes Jahresfest wie in alten Tagen. — Olavidès wurde zwei Jahre lang im Gefängnis gehalten, und sollte dann, nachdem ihn das geistliche Gericht wegen Unglaubens verurteilt und zu einem bußfertigen Sündenbekenntnis vor einer zahlreichen Versammlung geistlicher
1778. und weltlicher Würdenträger gezwungen, im Kloster unter mönchischen Andachtsübungen sein Leben verbringen. Nach einiger Zeit glückte es ihm jedoch nach Paris und von da nach Genf zu entkommen. Bei Ausbruch der französischen Revolution trat bei dem frühern Generalintendanten eine Sinnesänderung ein. Er schrieb ein Buch, „Triumph

des Christentums", durch das er sich die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat erwarb, wo er im Jahr 1803 starb. Seine Schöpfung in der Sierra Morena ging allmählich zu Grunde.

Doch kam die Reaktion unter Karl III. nicht zu ihrer vollen Blüte. Aranda blieb auch während seines Pariser Aufenthalts doch noch immer die Seele der Regierung, indem sein Freund Figeroa und vor allem der kenntnisreiche und aufgeklärte Staatsmann Campomanes soviel als möglich in dem bisherigen Geist fortwirkten. Vorsichtig und gemäßigt vorgehend hat Campomanes durch seine litterarische und administrative Thätigkeit segensreich gewirkt. Er war es, der den eigentlichen Schäden des spanischen Volkslebens an die Wurzel griff, den verkehrten Lebensansichten, dem bettelhaften Adelsstolz, dem frommen Müßiggang, der Verachtung bürgerlicher Arbeit und nützlicher Kenntnisse. Er war es, der als Schriftsteller und Präsident der Akademie der Geschichte, als Fiskal und Gouverneur des Rats von Kastilien das gesamte öffentliche Leben mit seinen Untersuchungen und Dekreten reinigte, dem übermäßigen Besitz der toten Hand, der Ausdehnung der Klöster, der kirchlichen Protektion des Bettels, den schädlichen Privilegien der Herdengesellschaften, der Zünfte und einzelner Häfen, der Verkommenheit der Universitäten, der Vernachlässigung der mathematischen, ökonomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse erfolgreich entgegentrat. Im Strafrecht suchte er die philanthropischen Grundsätze Beccarias zur Geltung zu bringen. Auch Moñino, dem der König auf die Empfehlung Grimaldis im Jahr 1777 das auswärtige Amt und den Vorsitz im Ministerium übertrug, und der sich bald als Graf Florida Blanca einen weltberühmten Namen erwarb, förderte im Anfang die freisinnigen Bestrebungen, wenn auch weniger durchgreifend als Aranda und mit weniger Folgerichtigkeit als Campomanes. Mit der Zeit jedoch, als er glaubte, daß die unbeschränkte Fürstenmacht, der er mit glühendem Eifer ergeben war, weniger von der kirchlichen Hierarchie als von dem emporstrebenden Demokratismus zu fürchten habe, wurde er ein Gegner des Liberalismus und aller auf Volksbefreiung und Selbstbestimmung gerichteten Bestrebungen. Ein unternehmender thätiger Mann, war Florida Blanca eifrig beflissen, das öffentliche Leben in Fluß zu halten und zu verbessern; aber seine Verbesserungen beschränkten sich auf solche Dinge, wodurch entweder der Einfluß der Regierungsgewalt vermehrt ward oder womit man in der Ferne glänzen konnte. Er nahm den Cortes von Kastilien noch den letzten Rest von Ansehen und wurde somit der eigentliche Begründer der absoluten Fürstengewalt in Spanien. In den auswärtigen Angelegenheiten hatte er weniger Glück, als bei seinen administrativen Unternehmungen. Wir wissen wie wenig Gewinn Spanien aus seinen kriegerischen Anstrengungen gegen England davontrug; auch zwei Expeditionen gegen Algier nahmen einen kläglichen Ausgang. Nur der Seekrieg gegen Portugal endete, wie wir gesehen haben, mit der Eroberung der Kolonie San Sacramento (S. 336). Florida Blanca war ein Staats-

Karls III. Ausgang.

mann ganz nach dem Schnitt des achtzehnten Jahrhunderts," urteilt Baumgarten, „rastlos thätig für die Förderung der materiellen Interessen, für die Entwickelung der Staatskräfte, für durchgreifende und wirksame Ordnung, aber immer in der Art des Gebieters, mit büreaukratischen und polizeilichen Mitteln. Er war dabei ein echter Spanier, von glühender Leidenschaft, argwöhnischem Ehrgeiz, ein Meister der Kabale." Er wurde als Mäcenas gepriesen, weil er Wissenschaft und Gelehrte begünstigte, Künste hob und die Hauptstadt verschönerte. König Karl III. war ihm so sehr gewogen, daß er bei seinem
14. Dez. 1788. Tod seinem Sohn und Erben gleichen Namens den Wunsch aussprach, man
Karl IV. 1788–1808. möge den Grafen noch ferner an der Spitze der Staatsgeschäfte lassen. Karl IV. folgte dem väterlichen Rat; noch vier Jahre behauptete sich Florida Blanca auch unter der neuen Regierung, bis es der Königin, welche in allen Dingen das entscheidende Wort führte, und den zahlreichen Gegnern des Grafen gelang, seinen Sturz zu bewirken, gerade als die Furie des französischen Revolutionskriegs mit ihrer Fackel auch das Pyrenäenland entzündete. Florida Blanca erlebte noch die tiefste Erniedrigung seines Vaterlandes. Er starb erst am 20. November 1808, fünf Monate nach der Abdankung des Königs Karl IV.

3. Die Niederlande.

a. Holland und die revolutionären Vorgänge in den Jahren 1786 und 1787.

Parteistellungen. Während der äußern und innern Kämpfe, die wir in den frühern Blättern kennen gelernt haben, erwachte in den vereinigten niederländischen Staaten ein neuer politischer Geist. Man fing an, die Gebrechen in Verfassung und Verwaltung näher zu betrachten; die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Demokratie, die in der amerikanischen Staatenunion zur praktischen Geltung gekommen, zu denen sich in dem befreundeten Frankreich die litterarisch gebildeten Kreise bekannten, fanden auch in der Republik der Niederlande einen fruchtbaren Boden. Während die alte Spaltung zwischen der aristokratisch-republikanischen Partei, die in den Ständen der Provinz Holland, namentlich in der Hauptstadt Amsterdam, die Oberhand hatte, und der oranisch-monarchischen Partei, zu der sich die Ritterschaft, die Mehrzahl des Volks und die Provinzen Zeeland und Geldern bekannten, ungeschwächt fortdauerte und einen schärfern Charakter annahm, bildeten sich in vielen Städten demokratische Vereine, welche das oligarchische Regiment der Magistrate zu beseitigen und Reformen im Sinne der Freiheit und Gleichberechtigung aller Bürger einzuführen trachteten. Das ganze Staatsleben war durch Faktionen zersetzt. Die hochmögenden Herren im Haag und die oligarchischen Familien, die in Amsterdam und den größern Städten das Regiment führten, wollten ihre Verbindung mit Frankreich zur Mehrung ihrer Macht und Autorität, zur Erhaltung und Erweiterung der republikanischen Institute und Rechte benutzen. Dies war nun zwar keineswegs nach dem Sinn der Demo-

kraten; aber beide Teile hatten doch wieder ein gemeinsames Gebiet, auf dem sie sich vereinigten — die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, die Antipathie gegen den Nationalfeind England und die dahin neigende statthalterische Regierung.

Oranier u. Patrioten in Holland u. Utrecht.

Wir haben in frühern Blättern häufig genug gesehen, mit welchen Schwierigkeiten ein Staatenbund von so zentrifugaler Natur wie die holländische Republik zu kämpfen hatte: aus Furcht und Mißtrauen, der Statthalter möchte als Oberbefehlshaber über Heer und Flotte die monarchisch-zentrale Gewalt allzusehr stärken, suchten die aristokratischen Generalstaaten die nationale Wehrkraft zu schwächen. Mit Milizen und Landwehr, die man mit einigen Söldnermannschaften verband und durch fremde Militärpersonen einüben ließ, wollte man die innere Ordnung und Sicherheit erhalten und zugleich der Gefahr der Militärherrschaft entgehen. So wurden in allen Provinzen und Städten, vorab in Holland selbst Landwehrbataillone organisiert, bestehend aus Dienstleuten der kaufmännischen Aristokratie, aus Handwerkern, aus Freiwilligen der niedern Volksklassen und aus geworbenen fremden Söldnern. Bei diesen durch die Landesgesetze gestatteten militärischen Einrichtungen waren französische und deutsche Offiziere behilflich, in Amsterdam der General Maillebois, in Utrecht der Rheingraf von Salm-Grumbach. Beide genossen das Vertrauen der Aristokratie und galten in Verbindung mit Gyzelaer, dem Pensionarius von Dordrecht, als die Häupter der den Oraniern feindlichen Patriotenpartei. Die Patrizier in den großen Handelsstädten Hollands machten mit den Demokraten gemeine Sache; in ihrem Groll gegen das statthalterische Regiment verkannten sie die Gefahr, die ihnen aus einem solchen Bund erwachsen mußte. In Utrecht, dem Hauptherd der demokratischen Agitation, wo die gelesenste Zeitung „Die Post am Niederrhein" erschien, verbrannte man die oranische Fahne, und verlangte zugleich Erneuerung des Stadtrats auf Grund allgemeiner Wahlen. Überall ertönte der Ruf: „Kein Kriegsvolk". Bald war ganz Holland in zwei Heerlager geteilt: Oranier und Patrioten. In den Städten, wo die letztern die Oberhand hatten, wurde das Tragen von Oranienfarben als Verbrechen behandelt; in Rotterdam und im Haag, wo die Mehrheit der Einwohner der oranischen Partei angehörte, erfolgten feindselige Auftritte zwischen Bürgern und Freiwilligen. Davon nahmen die Staaten von Holland Veranlassung, die militärische Polizei der Residenz den statthalterischen Armeebeamten zu entziehen und unter die Leitung eines patriotisch gesinnten Befehlshabers zu stellen, und als darauf Wilhelm V. aus Verdruß über diesen Eingriff in seine Befugnisse den Haag verließ und seinen Sitz in andre zuverlässigere Orte verlegte, zuletzt nach Loo in Geldern, so übertrugen sie den Oberbefehl über die in den Hauptstädten der Provinz liegenden Besatzungstruppen einem General ihrer Farbe. Und nun erfolgte eine Reihe von Anordnungen, welche alle die Tendenz verrieten, die erbstatthalterische Würde in den Augen des Volks herabzudrücken und die Ansicht zu erzeugen, daß Sept. 1785.

die souveräne Gewalt und Staatshoheit nicht bei dem Haus Oranien, sondern bei den Generalstaaten ruhe. Die Maßregeln waren meistens kleinlicher Natur, geeignet persönliche Eitelkeit zu befriedigen und die Gegenpartei zu reizen. Dahin gehörte auch, daß das Vorrecht des Prinzen, allein durch das sogenannte „Statthalterthor“ nach dem Binnenhof einzuziehen, dem Ort, wo der Palast und die Staatskollegien sich befanden, verletzt ward, indem zwei Abgeordnete, Gevaerts und der erwähnte Gyzelaer, beide patriotische Eiferer und Rädelsführer, durch
17. März 1786. das Thor in das Sitzungshaus einfahren wollten. Der Versuch wurde dadurch vereitelt, daß ein französischer Haarkräusler, Namens Morand, den Pferden in die Zügel fiel und ein Volkshaufe einschritt. Dies ward für Hochverrat erklärt und Morand zum Tod verurteilt. Auf die Fürbitte Gyzelaers wurde jedoch der dem Tod Verfallene zu ewiger Gefangenschaft begnadigt, wofür der Abgeordnete von Utrecht allgemein von seinen Gesinnungsgenossen als großmütiger und humaner Herr gepriesen ward.

Regierung u. Opposition. Immer schärfer traten nunmehr die Parteien einander gegenüber, alle Provinzen waren gespalten: in Utrecht hatten die Demokraten durchgesetzt, daß die städtische Verfassung umgeändert und der Magistrat durch Volswahlen neu bestellt ward; dem widerstrebten jedoch die Stände der Provinz und andre Städte; ähnliche Spaltungen entstanden in Friesland, in Ober-Yssel und selbst in Geldern, obwohl hier der zahlreiche Adel und die Stadt Nimwegen für die alte Ordnung aufs eifrigste eintraten. Als die Städte Hattem und Elburg im Norden dieser Provinz nach dem Vorgang von Utrecht die aristokratischen Stadtobrigkeiten durch neue Bürgerwahlen veränderten, bewirkten die geldrischen Staaten, daß oranisches Kriegsvolk ausrückte, welches die beiden Städte nicht
Sept. 1786. ohne Gewaltthätigkeit zur Übergabe zwang und die Neuerung abstellte. Durch dieses Einschreiten des erbstatthalterischen Militärs wurden die Demokraten aller andern Städte gegen Wilhelm V. aufgereizt; und sowenig die Patriotenpartei mit den Neuerern bisher in allen Dingen einverstanden war, so gingen jetzt doch beide Hand in Hand. Dadurch erhielt die Opposition gegen das erbstatthalterische Regiment einen revolutionären Charakter. Utrecht blieb der Mittelpunkt der Bewegung; die Stände verlegten daher ihren Sitz nach Amersfort. Die Parteien gaben ihren Ansichten so scharfen Ausdruck in der Presse, daß die Staaten von Friesland in einem drohenden Schreiben an die holländischen Staaten die Journale als einen „stehenden Pfuhl von Lügen und Verleumdungen“ bezeichneten. Die Demokraten verglichen den schwachen, unbedeutenden aber gutmütigen Wilhelm V. mit König Philipp II. von Spanien; vor allem aber richtete sich ihr Groll gegen die stolze, kräftige Erbstatthalterin, Friederike Wilhelmine von Preußen, Nichte Friedrichs des Großen, die am Hof und in allen politischen Fragen den größten Einfluß besaß.

Stellung der Parteien zum Ausland. Diese Lage in Holland war um so bedenklicher, als sich beide Parteien bereits an die befreundeten Mächte Frankreich und Preußen um Vermit-

telung oder Intervention gewendet hatten. Solange Friedrich II. am Leben war, suchte er die Streitigkeiten friedlich zu lösen: er ermahnte seine Nichte, sich stets innerhalb der Gesetze und der Verfassung zu halten und entfernte aus den Schreiben, die Hertzberg an die Generalstaaten richtete, manchen zu scharfen Ausdruck. Er wußte, daß Frankreich, welches für die Patriotenpartei offen eintrat, durch unkluges Vorgehen der statthalterischen Regierung an Einfluß gewinnen würde. Im August desselben Jahres aber ging der alte König zu Grabe und der Bruder der Erbstatthalterin bestieg als Friedrich Wilhelm II. den preußischen Thron. Nun änderte sich bald die Stimmung am Berliner Hof. Der Minister von Hertzberg und der Oberbefehlshaber der Armee, Ferdinand von Braunschweig, ein naher Verwandter des ehemaligen Generalkapitäns Ludwig Ernst, waren der Ansicht, man müsse die Ehre des Königs und das politische Ansehen des preußischen Staats durch energisches Eingreifen in die niederländischen Händel wahren und mehren. Die offene Widersetzlichkeit der Demokraten und Republikaner in Utrecht und Geldern gegen die erbstatthalterische Regierung, die feindselige Haltung der Staaten von Holland, welche dem Aufstand Vorschub leisteten, gab dem preußischen Monarchen Veranlassung, seinem Schwager Beistand zu gewähren. Die Demokraten machten sogar der oranischen Partei den Vorwurf, sie habe den Waffenkampf in Geldern hervorgerufen, um dem Ausland gegenüber dem König von Preußen einen Vorwand zur Einmischung in die niederländischen Angelegenheiten zu geben. Bei der herrschenden Gärung und Faktionswut bedurfte es keiner künstlichen Hebel, um die Sache zum offnen Aufruhr zu treiben. Ging doch die Patriotenpartei in den großen Städten Hollands soweit, daß die Stände ohne Rücksicht auf die Abgeordneten der Ritterschaft und ohne die Einwilligung der Generalstaaten einzuholen, dem Statthalter den Oberbefehl über die Militärmacht gänzlich entzogen und das Kommando 22. Sept. 1786.
dem Rheingrafen von Salm-Grumbach übergaben, mit dem Auftrag, die Utrechter Patrioten selbst mit Gewalt gegen die oranischen Truppen zu verteidigen. Da und dort kam es zu Exzessen und blutigen Händeln zwischen Bürgern und April u. Mai 1787.
Soldaten, zwischen republikanischen Patrioten und oranischen Faktionsgenossen. Hader und Parteiwut drangen in die Häuser und Familien; alles deutete auf Bürgerkrieg. Bei dem Flecken Vreeswyck in der Nähe von Utrecht fand ein blutiger Zusammenstoß statt, indem die Patrioten die Oberhand behielten. Ludwig Ernst von Braunschweig, der seinen Wohnsitz von Aachen nach Eisenach verlegt hatte, mehrte durch Intrigen und Aufstachelungen an den Höfen von Berlin und London den Groll und Argwohn gegen die demokratisch-republikanische Patriotenpartei mit ihren französischen Sympathien und Anzettelungen. Harris, nachmals Lord Malmesbury, ein erfahrener, gewandter Staatsmann und Diplomat, den der Minister Pitt zum Gesandten bei dem erbstatthalterischen Hof ernannt hatte, handelte in Übereinstimmung mit Hertzberg und dem preußischen Feldherrn. Sein entschiedenes Auftreten zu gunsten Wilhelms V. und die deut-

liche Absicht der englischen Regierung, im Einvernehmen mit Preußen die revolutionäre Bewegung in den Niederlanden durch Vermittelung oder Waffengewalt niederzuschlagen, hielt Frankreich ab, durch kriegerische Einmischung die politische Lage zu erschweren. Man begnügte sich eine Anzahl Truppen nach Givet zu entsenden, um der Patriotenpartei mehr Zuversicht einzuflößen und den Gang der Dinge zu betrachten. Zugleich wurden zwischen dem Grafen Görz und dem Baron von Rayneval, dem preußischen und dem französischen Bevollmächtigten in den Niederlanden, Unterhandlungen über eine friedliche Ausgleichung gepflogen. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, wo nach dem Tod Vergennes' im Februar Calonne an die Spitze des Ministeriums getreten war, mußten die Lenker des Staats mit dem gerechten Bedenken erfüllen, die Schwierigkeiten durch eine bewaffnete Intervention zu vermehren. Denn bereits stand Ferdinand von Braunschweig mit einem Heer von 20,000 Mann am Niederrhein, um von Kleve aus in die Niederlande einzurücken, falls man sich weigern würde, den Erbstatthalter in seine militärische und politische Stellung wieder einzusetzen.

Aufstände u. Einmarsch der Preußen. Während so im Osten und im Süden fremdes Kriegsvolk an der Grenze stand, um für die statthalterische oder die republikanische Partei mit den Waffen einzuschreiten, und England seinen Einfluß im Innern aufs neue zu begründen suchte, war das niederländische Gemeinwesen selbst völlig gespalten. Das eigenmächtige Vorgehen der Provinz Holland, die dem Erbstatthalter den ihm verfassungsmäßig zustehenden Oberbefehl über die Truppen entzogen, sich mit der revolutionären Partei in Utrecht und andern Provinzen und Städten verbunden, den Rheingraf und den General Ryssel mit der Verteidigung der Grenzen beauftragt hatte, rief bei den Generalstaaten, der Ritterschaft, den aristokratischen Stadtobrigkeiten Verstimmung und Widerstand hervor. Die Flut der Opposition war viel mächtiger und ausgedehnter geworden, als man in diesen Kreisen gewollt hatte. In Amsterdam, im Haag, in Rotterdam bildete sich eine gemäßigt-republikanische Partei, welche nach einer Verständigung mit dem Statthalter strebte. Wilhelm V. war nach den ersten offenen Feindseligkeiten an der Spitze
26. Mai 1787. der oranischen Truppen in Arnheim eingerückt, nachdem er in einem Kriegsmanifest verkündet hatte, daß eine Partei von Unruhstiftern die gesetzlichen Rechte der Magistrate, des Erbstatthalters und der Generalstaaten vernichtet und ihn dadurch genötigt hätte, mit Hilfe seiner Getreuen die Zwangsmittel anzuwenden, die ihm vermöge der Verfassung zukämen. Bei dieser Lage der Dinge war es ein gewagter Schritt, daß die Erbstatthalterin, auf welcher der Verdacht ruhte, daß sie bei ihrem Bruder die Absendung der preußischen Truppen betrieben hatte, und die wegen ihres absolutistischen Sinnes den Republikanern besonders verhaßt war, eine Reise von Nimwegen nach dem Haag unternahm, um, wie sie angab, mit den Häuptern der Gutgesinnten Beratung zu pflegen. Daß diese Reise, welche die Prinzessin durch die feindlichen Linien führte, bei der in den Reihen der Auf-

ständischen herrschenden erbitterten Stimmung für die hohe Frau leicht Beleidigungen hervorrufen konnte, war vorherzusehen: es lag daher nahe, daß man in den gegnerischen Kreisen die Behauptung aussprach, die Reise sei in der Absicht unternommen worden, solche Auftritte hervorzurufen, daß der König von Preußen sich veranlaßt sehen möchte, aus seiner zögernden Haltung herauszutreten, mit Heeresmacht die Rechte seines Schwagers herzustellen und sich zum Rächer der verletzten Ehrerbietung gegen seine Schwester aufzuwerfen. Wie dem auch sei, die Folge war wie man vorausgesehen. Als die Statthalterin in Begleitung des Grafen von Bentinck Rhoone, der wegen seines oranischen Eifers bei den Patrioten sehr verhaßt war, und einer kleinen Dienerschaft zwischen Schoonhoven und Gouda an die Grenzwache kam, wurde sie auf der Landstraße angehalten und von einem Landwehrhauptmann in der Kammer eines Bauernhauses als Gefangene behandelt, bis er weitere Verhaltungsbefehle von den Staaten eingeholt. Mehr aus Unkenntnis der gesellschaftlichen Formen und Lebensart als aus Übermut oder demokratischer Ungezogenheit hielt der unerfahrene Milizenkapitän den blanken Degen in der Hand. Die hochmögenden Herren von Holland waren der Ansicht, die Reise durch eine Gegend, wo das gemeine Volk meistens oranisch gesinnt war, sei nicht in ihrem Interesse; die Prinzessin mußte daher nach Nimwegen zurückkehren. Dieser Vorfall, der von der oranischen Partei und dem Haager Hof als Verletzung der Verfassung und als tiefe Beleidigung der Prinzessin aufgefaßt und dargestellt ward, schien dem Nachfolger Friedrichs des Großen die königliche und ritterliche Pflicht aufzulegen, für die seinem Haus und seiner Verwandtschaft zugefügte Ehrenkränkung Genugthuung zu verlangen. Die Stände von Holland wiesen die von dem Berliner Kabinett gestellten Forderungen von der Hand, in der Hoffnung, die Franzosen würden den Einmarsch fremder Truppen in das befreundete Land nicht dulden. In der That wurden auch von Givet aus einige militärische Demonstrationen gemacht und der Minister Montmorin sprach in Versailles die Ansicht aus, daß man die Verbündeten im Nachbarland nicht im Stich lassen dürfe: allein die Rücksicht auf die mißliche Finanzlage des eignen Staats, die Drohung des englischen Gesandten, daß man in London jeden Versuch, den Preußenkönig zu hindern, sich die gerechte Genugthuung zu verschaffen, als einen Kriegsfall ansehen würde, hielt den schwachen, für nationale Ehre unempfindlichen Loménie de Brienne, den damaligen Ministerpräsidenten ab, energische Schritte zu gunsten der holländischen Republikaner zu thun. Hörte man doch selbst in den Versailler Hofkreisen die Ansicht aussprechen, daß König Friedrich Wilhelm berechtigt sei, Satisfaktion zu fordern. Und sollte denn Frankreich für die republikanisch-demokratische Partei gegen die Statthalterschaft und die Generalstaaten ins Feld rücken? Die Allianzverträge waren ja doch mit dem Gesamtstaat abgeschlossen; wem sollte man bei den verwirrten Verhältnissen und Parteispaltungen in der Republik selbst Beistand leisten?

28.–30. Juni 1787.

So ließ man denn in Frankreich der Sache ihren Lauf, und der Ausgang Ausgang.

erfolgte, wie zu erwarten war. Wie hätte die aus ungeübten Milizen und vaterlandlosen Söldnern bestehende Patriotenarmee, die auf die Dauer kaum den statthalterischen Truppen die Wage hätte halten können, vor dem kriegstüchtigen Preußenheer unter dem berühmtesten Feldherrn der Zeit bestehen sollen! Fast ohne auf Widerstand zu stoßen, rückten die Preußen in drei Heerabteilungen in Holland ein, drangen bis Amsterdam vor, das sich nach kurzer Gegenwehr vertragsweise übergab, und stellten die Provinz als überwundenes Land dem Statthalter zurück, der mittlerweile Utrecht zur Unterwerfung brachte. Die Anführer der Patriotenpartei flohen über die Grenze; unter den ersten, welche sich aus dem Staube machten, war der Rheingraf von Salm, der zugleich die Kriegskasse heimlich mit sich nahm. Die meisten Flüchtlinge begaben sich nach Givet und suchten dann Schutz und Zuflucht in Frankreich, namentlich in St.-Omer und Dünkirchen. Die übrigen legten die Waffen aus der Hand und ließen es ruhig geschehen, daß der Erbstatthalter wieder Besitz ergriff von allen ihm zustehenden Rechten, und seinen Anhängern und Freunden in Holland, in Utrecht und in den andern republikanisch gesinnten Orten das Regiment zurückgab. Die ganze Reaktion würde ohne Gewaltthätigkeit und Blutvergießen vor sich gegangen sein, hätten nicht die oranischen Parteigenossen durch Zügellosigkeit und Brutalität an ihren Gegnern sich zu rächen gesucht, so daß die preußischen Soldaten selbst den Mißhandlungen Einhalt thun mußten. Am heftigsten äußerte sich die Parteiwut in Zeeland. Noch vor Ende des Jahres war Ruhe und Frieden hergestellt und die Preußen konnten wieder heimziehen. Nur dreitausend Mann blieben nach dem Wunsch des Statthalters im Dienst der Generalstaaten noch einige Zeit zurück. Unter dem Jubel des Volks hielt das statthalterische Paar seinen Einzug im Haag. Im April des folgenden Jahres schlossen England und Preußen mit Holland ein Schutzbündnis zur Erhaltung der bestehenden Verfassung und der oranischen Regierung in den vereinigten Staaten der Niederlande. Großmütig verzichtete der preußische König auf die Rückerstattung der Kriegskosten.

(Randnotiz: 3. Okt. 1787.)

b. Die österreichischen Niederlande unter Joseph II. und die Vorgänge in Lüttich.

(Randnotiz: Die Niederlande unter Maria Theresia.)

Um dieselbe Zeit wurde auch das stammverwandte Land im Süden, das seit dem Utrechter Frieden unter habsburgisch-österreichischer Herrschaft stand, von bürgerlichen Unruhen heimgesucht. Wenige Monate vor dem Tod der Kaiserin Maria Theresia war ihr Schwager Karl von Lothringen, der über dreißig Jahre in ihrem Namen als Statthalter in Brüssel regiert hatte, aus der Welt geschieden. Die Belgier hatten in den schweren Kriegsjahren treu zu Österreich gehalten und manche Opfer an Geld und Soldaten gebracht. Zum Dank dafür ließ die Kaiserin die alten Einrichtungen, Rechte und Gewohnheiten unverändert fortbestehen. Die Reformen, die sie in den östlichen Teilen ihres Reichs im Staat und

(Randnotiz: Juli 1780.)

in der Kirche vornahm, wurden nicht über das Land im Westen ausgedehnt. So eifrig die Herrscherin bemüht war, in den österreichischen Erblanden eine festere zentrale Staatsordnung zu schaffen, so sehr vermied sie es in den Niederlanden die überlieferten Verfassungen, Gesetze, Einzelrechte zu verändern. Ihrem Schwager hatte sie den Rat gegeben: er solle sich begnügen „der erste Hahn im Dorf zu sein und die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen".

Belgisches Staatswesen.

Wir haben das vielgestaltige Staatsleben der niederländischen Provinzen bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt (XI, 135 ff.). Wie in den Tagen der spanischen Herrschaft bestand in Brüssel eine statthalterische Regierung mit einem Hof, einem bevollmächtigten Minister und drei hohen Räten als Konseil oder Staatsrat. Die Statthalterwürde war ein Ehrenamt, wozu in der Regel Männer oder Frauen fürstlichen Geblütes, meistens Glieder der kaiserlichen Familie oder Verwandtschaft berufen wurden; der Staatsrat (Konseil) leitete die öffentlichen Angelegenheiten in den herkömmlichen engbegrenzten Formen; die gesetzgebende Gewalt stand bei den Ständen der einzelnen Provinzen, die alle Steuern, Abgaben, Subsidien zu bewilligen und deren Erhebung und Aufteilung zu bestimmen hatten, und unter denen die Stände von Brabant das meiste Ansehen genossen. Ein permanenter Ausschuß wachte über den Vollzug der Beschlüsse und nahm so teil an der Regierung. Die Rechtspflege wurde in jeder Provinz von selbständigen Obergerichten nach altem Recht und Herkommen geübt; unter diesen besaß der Große Rat von Mecheln die höchste Autorität, so daß von den meisten höhern Provinzialgerichten an ihn appelliert werden konnte. Die Verordnungen der Regierung erlangten nur dann allgemeine Gültigkeit, wenn diese souveränen Gerichtshöfe sie geprüft und bestätigt hatten. Alle Richter und Beamten mußten Eingeborne sein, und kein Belgier sollte außer Landes oder nach fremden Recht gerichtet werden. Die bewaffnete Macht bestand aus Milizen oder Landwehr, und aus wenigen österreichischen Regimentern, die den Landesfestungen zur Besatzung dienten. Nur eine Ehrengarde zur Zier und Sicherheit des Hofes war dem unmittelbaren Oberbefehl des Statthalters untergeben. Die südlichen Niederlande bildeten somit einen ähnlichen Staatenbund wie die nördlichen, und in beiden war der Partikularismus in einer Ausdehnung entwickelt, daß der einheitliche Organismus nur in abgeblaßten Umrissen sich erkennen ließ. Eine Menge von Gesetzen, Rechten und Gebräuchen, von Ämtern und Instituten, nach Landschaften und Städten geschieden, durchzog die Provinzen und zerbröckelte das öffentliche Leben. Die alte Ordnung schleppte sich in trägem Gange fort. Der Staat war ein Gefüge der einzelnen Provinzen in lockerem Verband. Lagen in dem nördlichen Staatenverein in der vorwiegenden Autorität des Erbstatthalters und Oberbefehlshabers der bewaffneten Macht Keime und Ansätze zu einem monarchischen Organismus, die, wie wir gesehen haben, zeitweise schärfer hervortraten und im Volk eine starke Unterlage hatten, so war im Süden die Staatsmacht von den Einzelgewalten und in noch höherem Grade von dem mächtigen und zahlreichen Klerus überwuchert, der, wie in den rein romanischen Ländern, in seinen Spitzen den vornehmen Adelsgeschlechtern angehörte. Dieser Klerus, der große Reichtümer und Einkünfte besaß und in der Universität Löwen sein Zentrum und seine Bildungsstätte hatte, beherrschte und lenkte das ganze religiöse und geistige Leben. Auf der dem Erzbischof von Mecheln unterstellten Hochschule von Löwen, wo Ordensgeistliche und ehemalige Jesuiten den Unterricht im scholastischen Geist erteilten, machten alle Angestellten, Kleriker wie weltliche Beamten, ihre Studien, so daß alle Glieder der höhern Stände von derselben strengkirchlichen Gesinnung durchdrungen waren.

Joseph II. u. die Niederländer. 1. Kirchliche Reformen u. klerikale Opposition.

Dieses klerikal-partikularistische Staatswesen mußte einem Monarchen von so durchgreifendem Charakter und Reformeifer wie Kaiser Joseph II. höchst widerwärtig sein. Wir werden diesem merkwürdigen Fürsten, der, ein echter Sohn der philosophischen Zeitrichtung, sich über das historisch Gewordene wegsetzte und die Welt nach rationalistischen Doktrinen gestalten wollte, bald auf einem größern Arbeitsfeld begegnen. Als er die Regierung übernommen, besuchte er auch die flandrisch-brabantischen Staaten und beschwor, wie es das Herkommen mit sich brachte, in der „Joyeuse Entrée" alle Freiheiten, Rechte und Gebräuche des Landes, wie sie seit Jahrhunderten trotz alles Wechsels der Herrschaft fast unverändert bestanden hatten. Seine Mutter hatte kurz vor ihrem Tod ihre mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählte Tochter Marie Christine zur Statthalterin ernannt. Joseph bestätigte die Ernennung und stellte dem Ehepaar, das, wie früher in Ungarn, die höchste Würde gemeinschaftlich führen sollte, den Fürsten von Starhemberg als ersten Minister zur Seite, einen Mann von vornehmem Haus, der aber nicht die zu dem hohen Posten erforderlichen Geistesgaben besaß und die Leitung der Geschäfte einem schlauen Mann von zweideutigem intriganten Charakter, dem Regierungsrat Crumpipen überließ, der die Pläne und Reformen, mit denen der Kaiser umging, zu vereiteln oder zu durchkreuzen bemüht war. Schon bei diesem Besuch vernahm nämlich Joseph so viele Klagen über den langsamen Gang der Justiz, über die schlechte Verwaltung, über den Zustand des Landvolks, über die große Zahl der Abteien und Mönche, daß der Gedanke in ihm erwachen mußte, durch eine staatliche Reorganisation die souveränen Rechte zu stärken und der Regierung mehr Einheit und Gewalt zu verleihen. Übrigens hatten die Niederlande alle Ursache sich über die ersten Schritte des neuen Regiments zu freuen. Wir wissen ja, wie eifrig Joseph die Kriegslage der Zeit für die kommerziellen Interessen der flandrischen Handelsstädte auszunutzen trachtete (S. 284 f.). Der Ausgang freilich entsprach keineswegs ihren stolzen Erwartungen; daß Joseph sich mit einem Stück Geld abfinden ließ, mußte ihre Begeisterung bedeutend herabstimmen, und als nun gar der Plan auftauchte, die Provinzen zu einem neuen burgundischen Königreich umzugestalten und gegen Bayern einzutauschen, wurde ihnen bange vor der Neuerungssucht des an Entwürfen reichen beweglichen Habsburgers. Wie empörte sich aber erst der klerikal-fanatische und partikularistisch-enge Geist der Bevölkerung und insbesondere des Herrenstandes, als der Kaiser mit seiner reformierenden Unruhe die veralteten unzeitgemäßen Einrichtungen verändern, den Schlendrian des Gerichtswesens und die Mißstände in der Kirche und im Unterricht im Sinne des Fortschritts beseitigen, Justiz und Erziehung zeitgemäß umformen wollte! Mit welchem Entsetzen vernahm der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Nunzius, vernahmen die Bischöfe und die ultramontanen Heißsporne des Adels und Klerus, daß die Verordnungen, welche der Kaiser für seine österreichisch-ungarischen Erblande erlassen, auch in den Nieder-

landen Geltung haben sollten, daß in die dunklen Räume des veralteten morschen Staats- und Kirchengebäudes die Fackel des modernen Zeitgeistes eindringen, Rechtspflege und Lehrmethode an der Hand der Erfahrung und Vernunft verbessert werden sollten! Einst hatten die Vorfahren die Waffen gegen Inquisition und Gewissenstyrannei ergriffen, um religiöse und bürgerliche Freiheit zu schützen, jetzt verteidigten die Nachkommen die Institutionen des Obskurantismus. Mit der größten Entrüstung wurden in den klerikal-aristokratischen Kreisen die kaiserlichen Verordnungen aufgenommen, kraft deren auch in Belgien, der Burg Okt. 1786.
der katholischen Rechtgläubigkeit, die geistliche Jurisdiktion und die Berufungen nach Rom beschränkt, die Hirtenbriefe und alle päpstlichen und bischöflichen Erlasse vor der Veröffentlichung den Staatsbehörden vorgelegt, Ehesachen vor weltlichen Gerichten verhandelt, die Zahl der Klöster vermindert, die Feiertage, Prozessionen, Wallfahrten eingeschränkt, die religiösen Brüderschaften aufgehoben werden, alle Konfessionen Duldung und Rechtsgleichheit genießen und an die Stelle der bischöflichen Seminarien ein Generalseminar in Löwen und eine Filialanstalt in Luxemburg unter Staatsaufsicht treten sollten, um die Studien zu leiten und zu überwachen, die Prüfungen abzuhalten und „der herrschenden Sittenverderbnis und Unwissenheit“ Einhalt zu thun. Daß die Regierung den Unterricht und die Lehrmethode der klerikalen Universität mit der Wissenschaft und Zeitbildung in Übereinstimmung setzen, den mönchich-scholastischen Charakter der katholischen Hochschule verändern, den Studiengang und die wissenschaftlichen Leistungen der Zöglinge durch weltliche Vorschriften regeln und der Alleinherrschaft des Klerus entziehen wollte, wurde als ein unerträglicher Eingriff in die Rechte der Kirche, als eine Schädigung der Religion dargestellt; und wie sollte man zugeben, daß in dem Land der Glaubenseinheit auch solche, die nicht der alleinseligmachenden Kirche angehörten, der Duldung und bürgerlichen Rechte teilhaftig würden! Die Ultramontanen entwickelten eine agitatorische Thätigkeit, die bald alle Klassen des bigotten Volks in Aufregung brachte. In der Presse, im Beichtstuhl, auf der Lehrkanzel, wurden die Reformen als Angriffe gegen die Religion, der Kaiser und seine Räte als Feinde des heiligen Glaubens dargestellt. Die jungen Kleriker in Löwen, „die meist aus reichen Familien stammten und in der angenehmen Hoffnung auf fette Pfründen mit der möglichst geringen Anstrengung ein behäbiges und sorgenloses Leben suchten“, die verwöhnten Jünger der bischöflichen Seminarien revoltierten gegen die neue Anstalt und ihre 6. Dez. 1786.
Professoren, und reichten eine Beschwerdeschrift ein, worin sie sich nicht nur über die verderblichen und unchristlichen Lehren, sondern auch über schlechtes Bier und Brot beklagten. Der Studententumult wurde von dem neuen Minister Belgiojoso, den Joseph an die Stelle des abberufenen energielosen Fürsten von Starhemberg nach Brüssel geschickt hatte, mit unnötiger Kraftentfaltung durch Waffengewalt unterdrückt. Die dabei vorgekommenen Mißhandlungen und Verwundungen mehrten die Aufregung; die jungen Leute wurden als Streiter Gottes,

als Märtyrer einer geheiligten Sache betrauert. Laut wurde die Aufhebung der neuen Studienordnung verlangt; in kurzem war das Generalseminar fast ganz verwaist. Der Klerus bildete eine geschlossene Phalanx gegen die Neuerungen in der Kirche und Universität. Die alte agitatorische Losung der Hierarchie, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen", lief durch alle Provinzen. Die Landesregierung in Brüssel, ohnedies mit dem reformatorischen Vorgehen des Kaisers nicht einverstanden und mit innerm Widerstreben gehorchend, verlor den Mut und das Selbstvertrauen; sie ließ sich auf Unterhandlungen ein und stärkte dadurch die Opposition. Um so mehr war der Kaiser entschlossen, seine Reformen durchzuführen. Er versah den Grafen Belgiojoso, der nach dem Tumult nach Wien gereist war, mit neuen Instruktionen. Aber der unzuverlässige Crumpipen behielt seine einflußreiche Stellung und benutzte sie, um unter der Hand die kaiserlichen Pläne zu vereiteln oder ihre Wirkung zu lähmen und abzuschwächen.

2. Änderung der Verfassung und Justiz. Hatten schon die kirchlichen Neuerungen und die Universitätsreformen die Gemüter mächtig aufgeregt und zum Widerstand gereizt, so stiegen die Wogen der Opposition zu einer drohenden Höhe, als der Kaiser auch die staatliche Zerbröckelung, unter deren Schatten der engherzige und selbsüchtige Partikularismus sich so behaglich fühlte, aufzulösen und eine neue einheitliche Staatsordnung an deren Stelle zu setzen unternahm, und als er in den Wust veralteter Gerichts- und Rechtsformen eine organisch gegliederte Justizverfassung einzuführen begann.

1. Jan. 1787. Im Anfang des Jahres 1787 wurde durch Belgiojoso eine Reihe von Edikten veröffentlicht, durch welche im Interesse einer größern Zentralisation und Gleichförmigkeit die seit Jahrhunderten bestehenden Zustände in der Verwaltung und im Gerichtswesen umgestaltet werden sollten. An die Stelle der bisherigen Provinzialverbände mit ihren überlieferten Rechten, Ämtern, Kollegien und Instituten sollte eine neue Territorialeinteilung mit kaiserlichen Oberbeamten treten. Die Verordnungen teilten das ganze Land in neun Kreise mit ebensovielen Intendanten, und jeden Kreis in eine Anzahl von Bezirken mit Kommissarien; sie konzentrierten die Gewalt der Regierung in einem einzigen Rat, dem einige Deputierte aus den Provinzen zur Seite stehen sollten, und schufen ein büreaukratisches Verwaltungssystem. In entsprechender Weise sollte der Gerichtsgang vereinfacht und organisch geordnet werden; alle Sondergerichtsbarkeit, die Territorial-, Lehns- und geistlichen Gerichtshöfe, mit Ausnahme der Stadtgerichte, sollten in Wegfall kommen, und dafür ein höchster Justizhof nebst zwei Appellationsgerichten in Brüssel und Luxemburg des Rechts walten.

Agitatorische Bewegungen. Wie sehr immer diese Einrichtungen, welche eine einheitliche Staatsverwaltung und Rechtspflege begründen, den Feudalismus und Föderalismus für immer abthun, und die Kraft des Gesetzes und gleiches Recht als höchstes Prinzip aufstellen sollten, den Zeitbedürfnissen und der Wohlfahrt des Landes entsprechen mochten, sie verletzten zu viele Privatinteressen und widerstrebten zu sehr den Traditionen, als daß sie nicht auf den heftigsten Widerstand hätten stoßen sollen. Der Adel, der seine erblichen Ehrenrechte und Privilegien be-

droht sah, die Advokaten und Prokuratoren, die sich in ein neues Rechtsverfahren einstudieren sollten, die Stadträte, die gesamte Richter- und Beamtenwelt erhoben lauten Protest gegen die Abstellung der alten Einrichtungen. Nur langsam und unvollständig und unter fortwährendem Widerspruch konnten die Reformen hier und da ins Leben treten. Die klerikale Partei erhielt durch den allgemeinen Unwillen neue Kräfte; das Volk, dessen religiöser und geistiger Gesichtskreis gänzlich unter priesterlichen und mönchischen Einflüssen stand, gewöhnte sich, den Kaiser als Tyrannen und Feind der Kirche zu betrachten; Leidenschaft und Vorurteil waren stärker als Einsicht und Verstand. Die Reformen wurden geschildert als eine Gefährdung des Eigentums, der Familie, der Religion. Als der Kaufmann Hondt wegen Betrügereien bei Armeelieferungen gefangen nach Wien geführt wurde und dort in Eisen die Straßen kehren mußte, war ein Lärm im ganzen Lande. Es wurde als Justiztyrannei, als willkürliche Verletzung der staatsbürgerlichen Rechte jedes Niederländers erklärt, daß man einen Verbrecher den einheimischen Gerichten, wo das Urteil voraussichtlich sehr gelind ausgefallen wäre, entzog und vor das kaiserliche Tribunal in Wien stellte. Das belgische Volk glaubte für Freiheit, für persönliches Recht, für nationale und vaterländische Güter zu streiten, während es doch nur den selbstsüchtigen Zwecken der privilegierten Klassen diente, zur Erhaltung kirchlicher und staatlicher Mißbräuche seine Hilfe bot! Die revolutionären Vorgänge, von denen um dieselbe Zeit das nördliche Nachbarland heimgesucht war, wirkten auf die Belgier zurück, so verschieden auch die Beweggründe und Ziele waren. Man verglich die Gegenwart mit den Zeiten Philipps II.; man zog die alten Freibriefe und Verfassungsurkunden hervor; man brachte in Erinnerung, daß die „Joyeuse Entrée" von Brabant den Unterthanen gestattet, für den Fall einer Verletzung der Verfassung dem Fürsten den Dienst zu versagen, bis das Recht hergestellt sei.

Haltung der Landesregierung.

Die Brüsseler Landesregierung erschrak über die allgemeine Gärung: sie suchte durch beruhigende Erklärungen die Gemüter zu beschwichtigen und zugleich den Kaiser zu bewegen, daß er von seinem Vorhaben abstehe oder wenigstens die Ausführung verschiebe. Joseph, damals gerade mit den russisch-türkischen Kriegsangelegenheiten beschäftigt und dadurch außer stand gesetzt, persönlich in den Niederlanden zu erscheinen, gab seine Zustimmung, daß man mit den politisch-administrativen Reformen allmählich vorgehe, dagegen sollten alle die Kirche und Universität betreffenden Verordnungen unverzüglich ausgeführt werden. Aber gerade die kirchlichen Neuerungen lieferten den geeignetsten Zündstoff für demagogische Umtriebe, wobei die verschiedenartigsten Elemente und Tendenzen zusammenwirkten: klerikale und feudale Sonderinteressen, partikularistische Selbstsucht und demokratisch-republikanische Freiheitsideen. Proteste und Adressen wurden von Haus zu Haus getragen. Im Frühjahr war die Gärung schon so allgemein und mächtig, daß die Stände von Brabant sich nicht nur der Bekanntmachung der kaiserlichen Edikte widersetzten, sondern mit Berufung auf 19. April 1787.

den „frohen Einzug" die Steuern verweigerten, bis den von ihnen eingereichten Beschwerden und Vorstellungen abgeholfen sein würde. Der Rat von Brabant erklärte, daß er die von den neuen Gerichten gefällten Urteilssprüche nicht als rechtsgültig anerkennen würde; in den Städten bildeten sich bewaffnete Wehrmannschaften; aus den Provinzen wurden stürmische Adressen eingebracht, worin die Entfernung der neuen Einrichtungen und der dabei beteiligten Männer verlangt ward; Volkshaufen mit den dreifarbigen brabantischen Fahnen durchzogen die Straßen; in Antwerpen und Namur wurden die Besatzungstruppen bedroht
30. Mai 1787. und geschmäht; in Brüssel kam es zu einem von rohen Exzessen begleiteten Aufstand. Die Statthalter Albert und Christine gerieten in Schrecken, und da sie von dem in weiter Ferne weilenden Kaiser keine Befehle einholen konnten, so gaben sie den Bescheid, daß mit den Neuerungen eingehalten werden solle, und versprachen zugleich in Wien die Zurücknahme der Verordnungen zu bewirken. Diese Antwort erregte einen unbeschreiblichen Jubel unter der Bevölkerung. War es doch ein Triumph der nationalen Opposition über die Regierung. Die Ovationen, die dem statthalterischen Paar im Theater dargebracht wurden, das Läuten der Glocken, die glänzende Illumination der Hauptstadt, diese und andre Kundgebungen einer festlichen Stimmung waren weniger Beweise von Loyalität und Huldigung, für welche sie gelten sollten, als Äußerungen des Siegesbewußtseins. Albert und Christine feierten die Niederlage ihrer eignen Sache. Die Rührung der Erzherzogin über die Auszeichnungen war mit dem Gefühl der Bangigkeit gemischt, wie wohl der kaiserliche Bruder die Nachricht aufnehmen werde.

Der Kaiser und die Opposition. Joseph empfing die Berichte aus Brüssel auf einer Reise, die er mit der Kaiserin Katharina nach der Krim unternommen hatte. Er beschleunigte soviel als möglich die Rückkehr aus Cherson nach Wien. Wie aber einst Philipp II. so sah auch Joseph in dem Vorgehen der Niederländer „die direktesten Angriffe gegen seine Souveränität". In sein Arbeitszimmer eingeschlossen prüfte er mit dem ihm eignen Fleiß alle Schriftstücke über die Lage der Dinge. Der Entschluß, die Nachgiebigkeit der niederländischen Landesregierung zurückzuweisen und auf der Durchführung seiner Reorganisationspläne zu beharren, wurde wesentlich bestärkt durch die Nachrichten von weitern ungesetzlichen Vorgängen. Wie vorauszusehen war, gab die furchtsame Schwäche der Statthalter den Führern der Opposition neuen Mut zu ihren Umtrieben. Nicht nur die Herstellung und Erhaltung des alten Systems sollte dem Kaiser abgetrotzt werden; man wollte die Provinzen von der österreichischen Herrschaft loslösen. Wie in Holland bezeichnete sich die Oppositionspartei als „Patrioten": immer zahlreicher wurden die freiwilligen Wehrmannschaften in den Städten; Nationalkokarden wurden aufgesteckt; wer das Zeichen der vaterländischen Gesinnung nicht trug, sah sich Insulten ausgesetzt; selbst Belgiojoso wagte nicht sich ohne ein solches Abzeichen sehen zu lassen. Die Häupter der Widerstandspartei, vorab van der Noot und Vonck, zwei Advokaten am souveränen Rat von Brabant, waren

mächtiger als die Regierung und die Beamten; sie geboten über die klerikale und demokratische Menge, an die sich dann wieder die Altkonservativen und Partikularisten anschlossen. Klerus und Adel gaben durch Geldbeiträge der Bewegung Nachdruck.

Ein kaiserliches Reskript. 6. Juli 1787.

Am 6. Juli langten in Brüssel Depeschen aus Wien an, welche die Statthalter nebst dem Minister Belgiojoso und zugleich Delegierte aus den Ständen sämtlicher Provinzen nach der Donaustadt beriefen. Der Kaiser wolle mit ihnen in Überlegung ziehen, hieß es darin, wie die Wohlfahrt des Landes am besten wahrgenommen werden möge. Es sei durchaus nicht seine Absicht, die Landesverfassung umzuwerfen, wie von böswilligen Leuten, die nur ihren Eigennutz im Auge hätten, ausgestreut werde; er wolle nur die Mißstände beseitigen, die ihm in vielen Bittschriften als nachteilig für das Landeswohl dargestellt worden. Die Verbesserung der Justizverwaltung solle eine kürzere und weniger kostspielige Rechtspflege begründen, die Kreishauptmannschaften eine sorgfältigere Ausübung und Beobachtung der Gesetze ermöglichen. Er wolle die ungesetzlichen Schritte, die bisher vorgefallen, väterlich verzeihen, in der Voraussetzung, daß die Abgeordneten vertrauensvoll mit ihm und seinen Stellvertretern die Maßregeln beraten und beschließen, die zum allgemeinen Besten gereichen. Sollte diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen, so hätten sie sich die Folgen ihres Ungehorsams selbst zuzuschreiben.

Graf Murray General-gouverneur.

So gemäßigt die kaiserlichen Schreiben gehalten waren, regten sie die Gemüter doch gewaltig auf. Von einer Rücknahme der Erlasse war darin keine Rede und die Zusammenziehung von Kriegsvolk, das der General Graf Joseph von Murray zur Verstärkung der Garnisonen nach den Niederlanden führen sollte, deutete nicht auf Nachgiebigkeit und Versöhnung. Man überlegte in den Oppositionskreisen, ob man die Deputierten nach Wien schicken, ob man das Statthalterpaar aus Brüssel abziehen lassen sollte; die Brabanter Stände berieten, ob sie nicht die Vermittelung Frankreichs anrufen sollten. Man fügte sich jedoch in die Lage. Die fürstlichen Hoheiten und die Deputierten langten im Juli in Wien an. Aber welchen Schrecken erregte die Mitteilung des Reichskanzlers, daß Graf Murray, der zum interimistischen Generalgouverneur ernannte Kommandant der niederländischen Militärmacht, den Befehl überbringe, die kaiserlichen Edikte auszuführen, alle Steuern nachzuzahlen, die Freiwilligenkompanien aufzulösen, das Generalseminar unwiderruflich vor dem 1. November zu eröffnen. Man wurde an Alba erinnert; und doch hatte der General von schottischer Abkunft sowenig Ähnlichkeit mit dem spanischen Grande. Anstatt wie dieser eiserne Herzog das Land unter die Gewalt des Schwertes zu beugen, suchte der neue Militärgouverneur die Aufregung durch milde und versöhnliche Mittel zu beschwichtigen, flößte aber durch das ängstliche Bestreben, den Bürgerkrieg zu vermeiden, der Opposition nur mehr Mut und Selbstvertrauen ein, so daß er nicht einmal die tumultuarischen Auftritte zu unterdrücken vermochte, daß die Freikorps, die Bürgergarden, die patriotischen Abzeichen fortbestanden, daß in Brüssel Barrikaden gebaut und Anstalten zu einem Straßenkampf getroffen wurden. Und als er gar, um die Stände zu bewegen, die ihm ganz unentbehr-

lichen Subsidien zu bewilligen, eine Proklamation erließ, worin er „im Namen des Kaisers" das Fortbestehen der bisherigen Landesverfassung, aller Grundgesetze, Privilegien, Freiheiten garantierte und die Herstellung der kirchlichen und staatlichen Zustände in der frühern Form versprach, da sah man in Wien ein, daß Murray der wichtigen Aufgabe nicht gewachsen sei. Er wurde daher in ungnädigen Ausdrücken der Stelle eines Generalgouverneurs enthoben.

20. Sept. 1787.

8. Okt.

Neues Regiment und wachsende Bewegung.

Hätte Murray den Anschauungen seines Herrn mehr entsprochen, so wäre vielleicht Christine und ihr Gemahl, wie einst Margarete von Parma, nicht mehr nach Brüssel zurückgekehrt; aber unter den jetzigen Umständen schien ihre Anwesenheit in den Niederlanden das zweckmäßigste Auskunftsmittel. Sie trafen daher im neuen Jahr wieder in Brabant ein, begleitet von General d'Alton, einem ehrgeizigen entschlossenen Militär, der den Oberbefehl über die Kriegsmacht führen sollte, und von dem Grafen Trautmannsdorff, einem leutseligen aber wenig energischen Edelmann, der die Stelle von Belgiojoso übernahm. Die Statthalter fanden bei ihrer Rückkehr die Lage und Stimmung viel schlimmer als bei ihrer Abreise. Die schwankende Politik der letzten Monate hatte die Gemüter in der Hoffnung bestärkt, durch fortdauernden Widerstand schließlich doch die Zurücknahme der Edikte erwirken zu können. Der Befehl des neuen Ministers, daß alle im vorhergehenden Jahr erlassenen Ordonnanzen vollzogen werden sollten, stieß daher auf den heftigsten Widerspruch. Die Opposition der Geistlichkeit gegen die Neuerungen in der Kirche und in dem Unterrichtssystem, der Widerspruch der Stände gegen die Reformen im Staats- und Gerichtsleben dauerte nicht nur fort, sondern trat, ermutigt durch die erbitterte Volksstimmung immer offener und kühner zu Tage. Die Regierung selbst war geteilter Meinung: Trautmannsdorff war für gelinde und hinhaltende Maßregeln, d'Alton für scharfes Vorgehen. Unter solchen Umständen konnten Konflikte nicht lange ausbleiben. Als das Generalseminar in Löwen aufs neue geöffnet, die bischöflichen Lehranstalten in Antwerpen und Mecheln geschlossen, die weltlichen Fakultäten der Landesuniversität nach Brüssel verlegt wurden, entstand in der klerikalen Welt eine allgemeine Bewegung. Die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mecheln, Kardinal van Frankenberg, die Studenten, die fanatisierte Bevölkerung der größern Städte ergingen sich in Protesten und Demonstrationen gegen die neuen Professoren und die Umgestaltung der bisherigen Lehrordnung. Es bildeten sich insgeheim patriotische Vereine von klerikaler und demokratisch-revolutionärer Färbung, Serments genannt, welche die Opposition gegen die Regierung bis zum bewaffneten Widerstand organisierten und lebendig erhielten. Aufrührerische Schriften wurden verbreitet, die „Royalisten" insultiert oder mißhandelt, da und dort tumultuarische Auftritte in Szene gesetzt. Van der Noot sollte verhaftet werden, er entkam aber nach Holland und wirkte dann vom Haag, von London, von Berlin aus den Josephinischen Plänen entgegen, teils durch diplomatische Umtriebe bei den fremden Höfen, teils durch Aufstache-

Jan. 1788.

lung des belgischen Volks. Alle Patrioten sollten die alten Rechte und Einrichtungen der Väter als heiliges Palladium schützen und wahren. Er war ein ehrgeizer, herrschsüchtiger Intrigant ohne alle hervorragende Talente, und ein fanatischer Anhänger des Herkömmlichen und Bestehenden, während Vonck, sein Mitarbeiter in den Werken der Demagogie, erfüllt war von den Ideen der demokratischen Freiheit und Volkssouveränität, die von Amerika und Frankreich in die Welt drangen. Der letztere wollte die Befreiung des Landes durch die nationale Kraft und die Selbsthilfe des Volks erringen, van der Noot setzte sein Vertrauen auf den Beistand des befreundeten Auslandes. — Von der Zeit an herrschte eine Art Krieg in den belgischen Landen, der aber von keiner Seite mit Begeisterung und gutem Gewissen geführt ward. Die Erzherzogin und ihr Gemahl waren in ihrem Innern den Reformen abgeneigt; sie lebten noch in den politischen und religiösen Gesichtskreisen Maria Theresias und hätten sich gern mit dem Klerus und Adel vertragen; selbst Trautmannsdorff stand nur aus Gehorsam und Loyalität gegen seinen Herrn und Gebieter zu den Neuerungen. Aber auch auf seiten der nationalen Gewalten hatte man nicht den Mut, zur offenen Auflehnung forzuschreiten. In der Brabanter Ständeversammlung wiesen wohl die bürgerlichen Abgeordneten der Städte die meisten Steuervorlagen zurück und bewilligten nur die für die Hofhaltung der Erzherzogin und Nov. 1788.
ihres Gemahls bestimmten Abgaben, um diesen ihr Vertrauen zu beweisen; dagegen gaben Adel und Klerus ihre Zustimmung zu den vollen Zuschüssen. Ähnliches geschah in Hennegau, sonst einer loyal gesinnten Provinz. Dies wurde in Wien als ein Akt der Rebellion angesehen und der Minister Trautmannsdorff mußte den Ständen erklären, daß Brabant den Freibrief der Joyeuse Entrée verwirkt 7. Jan. 1789.
habe und daß fortan die Steuererhebung ohne ständische Bewilligung stattfinden werde. Aus Furcht vor Gewaltmaßregeln gab der Ständerat nachträglich seine Einwilligung und erlangte dadurch die Suspension der Ordonnanz, in Hennegau wurde die Bewilligung militärisch durchgesetzt, die übrigen Provinzen fügten sich freiwillig. Dem äußern Schein nach hatte somit die Regierung ihren Zweck erreicht; die Geschäfte konnten einige Monate lang ohne Störung fortgeführt werden. Nun glaubte der Kaiser den günstigen Augenblick gekommen, um mit aller Entschiedenheit seine Reformpläne durchzuführen und den Widerstand des Klerus und der Patrioten für immer niederzuschlagen. Den Generalständen wurde eine kaiserliche Ordonnanz mitgeteilt, kraft deren die Vertretung des dritten 16. Juni 1789.
Standes neu organisiert, die Steuererhebung, um die Staatseinnahmen von den periodischen Bewilligungen unabhängig zu machen, ein für allemal festgesetzt, der Rat von Brabant des Rechts der Einsprache bei kaiserlichen Edikten beraubt werden sollte. Als die Stände den Forderungen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, wurde das Sitzungshaus von d'Alton mit Militär umstellt, die Versammlung aufgelöst, auf alle Papiere und Urkunden Beschlag gelegt. Zugleich wurde der Kardinal-Erzbischof von Mecheln zur Verantwortung vor-

geladen wegen des unbotmäßigen Geistes auf der Universität Löwen und der agitatorischen Umtriebe der Priester und Mönche.

Anfang des Bürgerkriegs. Es herrschte in den Niederlanden ein Zustand, der von einem Bürgerkrieg nicht weit entfernt war und bald genug zu demselben fortschreiten sollte. Aber welchen Ausgang konnte man erwarten, da der Kaiser in Wien krank lag, die Statthalter wegen offenkundiger Mißbilligung der Politik Josephs von den Geschäften fern gehalten wurden, Trautmannsdorff und d'Alton in Zwietracht lebten und einander entgegenwirkten, die revolutionären Faktionen in Frankreich und Holland die Belgier aufstachelten und ihnen Vorschub und Hilfe leisteten, selbst die Regierungen im Haag, in London, in Berlin aus Mißtrauen gegen den ehrgeizigen Absolutismus des österreichischen Herrschers und aus Gründen der eignen Politik die aufständische Bewegung der niederländischen Provinzen begünstigten? Die Auswanderungen nahmen trotz der strengen Verbote und Strafedikte während des Sommers einen solchen Umfang an, daß in Lüttich und Breda sich Emigrantenausschüsse bildeten, mit dem Zweck, Waffen und Kriegsbedarf zu einem Volksaufstand zu beschaffen. In Lüttich leitete Vonck, der die republikanische Gesellschaft „für Altar und Herd" gegründet hatte, die agitatorischen Intrigen, in Breda unterhandelte van der Noot als „bevollmächtigter Agent des Volks von Brabant" mit den fremden Regierungen und nährte zugleich den Widerstand im eignen Land mittels ausgedehnter Geheimbünde.
Juli 1789. Schon im Juli kam es in verschiedenen Städten, in Tirlemont, in Mons, in Löwen, in Antwerpen u. a. O. zu tumultuarischen Auftritten zwischen den Genossen der patriotischen Vereine und den kaiserlichen Militär- und Polizeimannschaften. Einen erstern Charakter nahm die Bewegung an, als Vonck einige
Sept. 1789. Haufen Auswanderer in dem fürstbischöflichen Gebiet von Lüttich sammelte und in Verbindung mit andern Flüchtlingen von den holländischen Grenzlanden aus einen Einfall in Brabant unternahm. Da weder Vonck noch van der Noot die militärische Führung übernehmen konnten, so beriefen sie einen ehemaligen Offizier, van der Meersch, der sich nach Flandern zurückgezogen hatte, nach Breda, wo sich die beiden patriotischen Heerhaufen vereinigt hatten, damit er den Oberbefehl übernehme. Die Insurgentenarmee bestand aus etlichen Tausend schlechtbewaffneten und ungeübten Leuten, ohne Geschütz und Uniformen, die einige österreichische Regimenter ohne Mühe hätten überwältigen und in die Flucht schlagen können, hätte nicht in den regierenden Kreisen Ratlosigkeit, Unschlüssigkeit und Uneinigkeit geherrscht. Auf die Nachricht, daß van der Meersch in Brabant eingedrungen sei und in Hoogstraten im Namen der Stände eine Proklamation erlassen habe, wonach Joseph II., weil er die beschwornen Rechte verletzt habe, durch den Willen des souveränen Volks der herzoglichen Krone beraubt und alle Unterthanen von dem Treueid entbunden sein sollten, entsandte d'Alton den General Schröder, um die Aufständischen zurückzuschlagen. Bei dem Anblick der kaiserlichen Truppen verloren die Insurgenten den Mut; sie machten

eine Rückwärtsbewegung und verschanzten sich dann in Turnhout. Schröder, begierig den Aufstand so schnell als möglich zu unterdrücken, war so unvorsichtig, einen Angriff auf die Stadt zu unternehmen, wo van der Meersch eine durch Verhaue, Erdwälle und Barrikaden befestigte Stellung innehatte, und die Einwohner, Frauen wie Männer, von den Dächern und aus den Häusern mit Wurfgeschossen und Waffen aller Art den Stürmenden Widerstand leisten konnten. Die Folge war, daß die Österreicher nach einem fünfstündigen Kampf einen verlustvollen Rückzug antreten mußten. 26. Okt. 1789.

Dieser Ausgang des unbedeutenden Gefechts war von unberechenbaren Folgen. Er gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der Niederländer gegen das kaiserliche Regiment. In Gent verjagte ein patriotisches Freikorps mit Hilfe der städtischen Bürgerwehr die österreichische Garnison und bemächtigte sich der Citadelle; bald stand ganz Flandern, Brabant und Hennegau unter den Waffen. Die Kopflosigkeit, die unsichere und schwankende Haltung, die Anwendung halber Maßregeln, alle die Fehler, die wir in den regierenden Kreisen gerügt haben, hatten auch die Armee gelähmt. Die Wallonen in österreichischen Diensten rissen massenweise aus und vereinigten sich mit den patriotischen Heerhaufen unter van der Meersch. Noch nie ist die reguläre Kriegsmacht eines militärischen Großstaats so unwürdig von Milizen und Freischaren überwunden worden. Und welchen Eindruck mußte es auf die Insurgenten und die Patriotenpartei hervorbringen, als Trautmannsdorff in der Angst seiner Seele eine Reihe von Edikten erließ, in denen er die Herstellung der Konstitution, Aufhebung des Generalseminars, Amnestie und Einstellung der militärischen Maßregeln verhieß? Mußten diese Erlasse nicht als Zeichen von Furcht und Schwäche angesehen werden und die Aufständischen ermutigen? Und wer bürgte denn dafür, daß die Verheißungen diesmal zuverlässiger und erfolgreicher sein würden, als die frühern? Der Kaiser war ja noch am Leben, wenn auch auf dem Krankenlager hinsiechend. Schon waren die Stände der bedeutendsten Provinzen zu einer Generalversammlung in Brüssel zusammengetreten, um im Einverständnis mit van der Noot und den Emigranten von Breda die Unabhängigkeit der belgischen Niederlande von Österreich ins Werk zu setzen. Preußen, wegen der Wirren im Fürstbistum Lüttich mit der kaiserlichen Regierung zerfallen, und die Republik Holland begünstigten insgeheim die Revolutionspartei. Als die Insurgentenscharen von allen Seiten sich der Hauptstadt Brüssel näherten, bewirkte Trautmannsdorff die Abreise der Erzherzogin und ihres Gemahls. Mit schwerem Herzen und bangen Gefühlen schieden die Statthalter aus dem gärenden Land und gingen nach Bonn, wo der Kurfürst Maximilian Franz ihnen in Poppelsdorf eine Wohnung herrichten ließ.

Die Insurrektion im siegreichen Vorgehen. 18. Nov. Nov. 1789.

Die Abreise des statthalterischen Ehepaars beschleunigte den Abfall der Provinzen. Der Kommandant d'Alton war hinlänglich mit Streitkräften versehen, um Brüssel nachdrücklich gegen die Freischaren und die städtische Bürger-

Die Österreicher räumen Brüssel.

wehr zu verteidigen; allein die zwischen ihm und dem Minister herrschende Zwietracht lähmte alle Unternehmungen. Um einem Angriff auf die Hauptstadt vorzubeugen, schloß der Befehlshaber mit den Insurgentenführern einen Waffenstillstand auf zehn Tage und gab dadurch der Revolutionspartei Gelegenheit, alles mit Muße für ihre Zwecke vorzubereiten. Die städtischen Wehrmannschaften wurden für die Unabhängigkeit gewonnen, die kaiserlichen Soldaten belgischer Abkunft zur Untreue verführt. Der Waffenstillstand war noch kaum zu
10.—12. Dez. 1789. Ende, so brach in Brüssel der allgemeine lange vorbereitete Aufstand los. Nur durch ein energisches militärisches Vorgehen konnte der Sitz der österreichischen Herrschaft erhalten werden. Aber Trautmannsdorff hielt den Befehlshaber ab, auf die Bürger zu feuern; er wußte, wie man in den höchsten Kreisen gesinnt war, und fürchtete nachträglich zur Verantwortung gezogen zu werden. So sah sich denn d'Alton, als ganze Kompanien aus den kaiserlichen Heeren zu den Patrioten übergingen, nach einer zweitägigen zwischen kriegerischen Anstalten und Unterhandlungen schwebenden Frist genötigt, die Stadt zu räumen und die sonst tapfern Soldaten, die so gern von ihren Waffen Gebrauch gemacht hätten, wie geschlagene Flüchtlinge nach Namur und Luxemburg zu führen. Die
23. Dez. 1789. kaiserlichen Beamten folgten ihnen auf dem Fuße, nichts mit sich führend, als was sie auf dem Leibe trugen; auch Trautmannsdorff floh nach Aachen. Am folgenden Tag hielt van der Meersch seinen Einzug in Brüssel. Der königliche Schatz mit drei Millionen Gulden, die Kriegskasse, die Archive mit wichtigen Schriftstücken über die neuesten Vorgänge, Kanonen und viele tausend Gewehre fielen in die Hände der Insurgenten. Die prächtige Armee war wie in regellose Banden aufgelöst; die kaiserliche Herrschaft schien in Brabant vernichtet.

Der republikanische Staatenbund.

Nun führte das Brüsseler Revolutions-Komitee das Regiment. Van der Noot wurde als Freiheitsheld mit königlichen Ehren gefeiert. An den Straßenecken las man ein Manifest, welches den Kaiser aller Souveränitätsrechte verlustig erklärte. Der Vizekanzler Philipp Kobenzl, den Joseph als Friedensboten mit großen Vollmachten nach den Niederlanden gesandt hatte, wurde von Brüssel ferngehalten. Zu Anfang des neuen Jahres konstituierten sich die in der Haupt-
7. Jan. 1790. stadt versammelten Generalstände aller Provinzen als „vereinigte belgische Staaten" mit einem souveränen „Kongreß" als oberster Landesregierung, gesetzgebende und vollziehende Gewalt in sich vereinigend. Es war ein unglücklicher Versuch, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Denn während den demokratischen Vonckisten eine Republik vor Augen schwebte, wie sie in Amerika eingeführt, in Frankreich in Vorbereitung war, strebten die Anhänger des alten Systems, an ihrer Spitze van der Noot und der Abbé van Eupen, nach einer Herrschaft der aristokratisch-klerikalen Stände mit allen Sonderrechten, korporativen und partikularistischen Einrichtungen und strengkatholischer Glaubenseinheit. Die Nachricht von diesen Vorgängen war für den kranken Kaiser ein Stoß ins Herz. „Ihr Land hat mich getötet," sagte er sterbend zu dem Fürsten

Karl Joseph von Ligne, der von der kaiserlichen Armee mit der schlimmen Botschaft nach Wien geeilt war: „das verlorne Gent war mein letzter Seufzer; das verlassene Brüssel ist mein Tod.“ Am 20. Februar 1790 hörte er auf zu leben. 20. Febr. 1790.
Sein Bruder und Nachfolger Leopold war eifrig bemüht, die abgefallenen Provinzen wieder für die österreichische Herrschaft zu gewinnen. Sein Streben wurde durch die Belgier selbst gefördert. Denn ehe noch das republikanische Regiment Wurzel schlagen konnte, löste sich der unnatürliche Bund. Die Vonckisten, an die sich auch van der Meersch mit seinen Freiheitskämpfern anschloß, waren nicht geneigt, statt des abgeworfenen monarchischen Absolutismus das feudal-klerikale Joch van der Noots und des Kardinals van Frankenberg, des Vorsitzenden im Kongreß, auf sich laden. Sie wollten, wie ihre Pariser Gesinnungsgenossen, eine neue Konstitution einführen, zu deren Ausarbeitung eine allgemeine Nationalversammlung einberufen werden sollte. Vonck suchte in einer Schrift „Unparteiische Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Brabant“ nachzuweisen, daß nur auf Grund der Volkssouveränität eine rechtmäßige Obrigkeit mit Trennung der drei Gewalten errichtet werden könne. Da zeigte es sich aber, wie wenig Halt die belgische Revolution in der Nation hatte. Van der Noot und seine priesterlich-feudalen Gefährten reizten die bigotte Masse gegen die Liberalen auf, so daß in Brüssel ein Pöbelaufstand erfolgte, in welchem die Vonckisten bedroht, mißhandelt, ihre Häuser geplündert wurden. Van der 16. März 1790.
Meersch, den man auf dem Feldzug wider die Kaiserlichen ohne Unterstützung ließ, dem van der Noot seinen Bruder als Kriegskommissär und Beobachter zur Seite gestellt hatte, wurde zurückgesetzt und ein preußischer Offizier, Schönfeld, mit dem Oberbefehl des republikanischen Heeres betraut; und als der gekränkte General im Namen der Armee ein scharfes Schreiben an den Nationalkongreß richtete und mit einer Gegenrevolution drohte, wurde er überwältigt und mußte als Gefangener nach der Citadelle von Antwerpen wandern, wo er den Schmähungen und Insulten roher Wächter ausgesetzt war. Der Klerus und die Anhänger des alten Systems herrschten im Land und verfolgten mit gleicher Wut die Josephinischen Parteigänger wie die demokratischen Patrioten. Man sah Mönche, ein Kruzifix in der einen, den Degen in der andern Hand, die Gläubigen zum Kampf führen. Die Gefängnisse waren bald überfüllt mit Bürgern, die man ohne alle richterliche Formen einkerkerte, die Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes, das Briefgeheimnis, die kostbarsten Garantien der Verfassung wurden frech mit Füßen getreten. Ein System des Schreckens und der Unterdrückung herrschte in der Hauptstadt. Der Kardinal van Frankenberg und die Priesterschaft feuerten zu einem Kreuzzug an, sowohl gegen die kaiserlichen Truppen, die seit d'Altons Absetzung und bald darauf erfolgtem Tod unter General Bender vom Luxemburgischen aus die Wiedereroberung des Landes unternahmen, als gegen die liberalen Vonckisten, die unter dem Einfluß jakobinischer Emissäre einer demokratischen Republik zusteuerten. „Wie Schade,“ rief

Camille Desmoulins in seinem Wochenblatt über die Vorgänge des Nachbarlandes aus, „daß diese Pfaffen die brabantische Revolution so verderben.“ Wie in Frankreich hatte auch in Belgien die soziale Umwälzung hochgeborne Gönner; so den Herzog von Ursel, den Grafen von der Marck aus dem Haus Aremberg, Mirabeaus Freund, den Vikomte von Walckiers u. a.

Wiedereroberung des Landes durch Österreich. Bei so weit auseinander gehenden Tendenzen konnte das neue republikanische Regiment keinen Bestand haben. Von ihm galt wie von der Josephinischen Regierung der Spruch: So ein Reich mit ihm selbst uneins wird, mag es nicht bestehen. Wir werden die Wechselfälle, denen das belgische Land entgegenging, in einem andern Zusammenhang erfahren. Leopold II. ließ dem Kongreß die Wiederherstellung der frühern Verfassung im ganzen Umfang und die Aufhebung der Reformordonnanzen seines Bruders unter Garantie von Holland, England und Preußen anbieten und volle Amnestie für alles Vergangene, wenn er sich auflösen, die Unabhängigkeitserklärung zurücknehmen und sich wieder der österreichischen Herrschaft fügen würde. Als aber der ständische Konvent das Anerbieten von der Hand wies, rückten die österreichischen Truppen in Belgien ein. Die phrasenreichen Aufrufe an das belgische Volk zur freiwilligen Bewaffnung vermochten keine disziplinierten Heere aus der Erde zu stampfen. Nach einem leicht errungenen Sieg über Schönfelds Heerhaufen drangen die Kaiserlichen ohne namhaften Widerstand nach Brabant vor und führten die Statthalter Christine und Albrecht nach Brüssel zurück. Die Häupter der Staatenpartei, van der Noot und van Eupen, hatten auf den Beistand der Holländer und Preußen gerechnet; aber der Reichenbacher Vertrag vom Juli 1790 hatte die politische Stellung der Mächte verändert. Der Einmarsch der kaiserlichen Heere fand keinen Widerspruch, und das alte Regiment konnte ohne Schwierigkeit in der Hauptstadt Brabants noch einmal aufgerichtet werden. Der Kardinal-Erzbischof selbst feierte die Rückkehr der Habsburger Herrschaft mit einem Tedeum. Die republikanischen Mitglieder der Stände flüchteten über die Grenze und die Revolution endete wie ein Traum, der nichts hinterläßt als eine verworrene Erinnerung. Vonck und van der Meersch fanden Gelegenheit nach Frankreich zu entkommen, wo sie in Verbindung mit den holländischen und Lüttticher Emigranten für die Verbreitung der neuen Ideen in der Heimat wirkten. Dort sind
1. März 1791. sie bald darauf gestorben. Auch Leopold II. wurde im nächsten Jahr zu seinen Vätern versammelt; und ehe noch zwei Jahre vergangen, waren die Franzosen im Besitz sämtlicher Niederlande. Wurden sie doch in den südlichen und nördlichen Provinzen, vorab in Lüttich von allen Liberalen und Patrioten als Befreier mit offenen Armen aufgenommen.

Die revolutionäre u. reaktionäre Bewegung in Lüttich. Unter dem Eindruck der Ereignisse in den Nachbarlanden hatte die heißblütige wallonische Bevölkerung von Lüttich den zum Deutschen Reich gehörigen Fürstbischof zur Abstellung einiger Mißstände und zu einer Reform der Verfassung gebracht. Nachdem nämlich die Lütticher Bürgerschaft jahrelang vor dem Reichskammergericht gegen

die Übergriffe der geistlichen Gewalt Beschwerde geführt hatte, ohne ein entscheidendes Urteil erlangen zu können, griff endlich, aufgeregt durch den Bastillesturm, wo die Lütticher Amazone Théroigne von Méricourt als schwungreiche Volksrednerin eine hervorragende Rolle gespielt, die Bevölkerung in Stadt und Land zu den Waffen und zwang den Bischof, einen durch Volkswahl ernannten neuen Stadtmagistrat zu bestätigen und andre liberale Forderungen zu bewilligen. Der Fürstbischof Konstantin Franz gewährte was er nicht verweigern konnte, aber mit dem Hintergedanken, die Zugeständnisse zurückzunehmen, sobald die Umstände es gestatten würden. Nachdem er durch seine scheinbare Nachgiebigkeit die Stadt in Sicherheit gewiegt, verließ er heimlich das Land und widerrief von Trier aus alles was er in der Not bewilligt hatte. Er wandte sich um Hilfe an das Reichskammergericht in Wetzlar, und dieser Justizhof, dessen Bedächtigkeit und Verschleppungskunst zum Sprichwort geworden war, zeigte auf einmal eine überraschende Energie. Er verdammte das „verabscheuungswürdige Unterfangen" der bischöflichen Unterthanen und drohte mit einer Reichsexekution. Als die Lütticher von den Neuerungen nicht lassen wollten und Anstalten zur Verteidigung trafen, erhielten die benachbarten Reichsfürsten, die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, der Bischof von Münster und der König von Preußen als Herzog von Kleve, den Auftrag, das Exekutionsurteil mit Gewalt auszuführen. Während die Truppen an die Grenze rückten, suchte Preußen, dessen Kontingent von 7000 Mann unter dem General von Schlieffen den Kern der Exekutionsarmee bildete, durch seinen besonnenen und gerechten Kommissar, den Herrn von Dohm, eine Verständigung und Vermittelung zu erzielen. Die Lütticher sollten den Magistrat zum Rücktritt bewegen und den 26. Nov. 1789.
Bischof als ihren legitimen Landesherrn wieder annehmen; dafür verhieß er ihnen Abhilfe der Beschwerden und allgemeine Amnestie. Die Einwohner waren geneigt auf diese Bedingungen einzugehen; aber die Bevollmächtigten von Pfalz und Köln arbeiteten der Übereinkunft entgegen und der Bischof erwirkte bei dem Reichskammergericht ein neues Mandat, worin die preußische Vermittelung zurückgewiesen, die strikte Voll- 4. Dez.
ziehung der Exekution und die unbedingte Wiederherstellung des frühern Zustandes geboten war. Nun entstand eine Spaltung unter den Kommissarien. Preußen beharrte bei seiner versöhnenden Politik; der König erklärte dem Fürstbischof in einem Brief, 9. März 1790.
„daß er lieber seine Truppen zurückziehen und eine Mission aufgeben wolle, die er nicht glaube mit Gerechtigkeit und Ehren durchführen zu können, wenn jener sich nicht zu verständigen Konzessionen herbeilasse". Als die Reaktionspartei siegte, rief Friedrich Wilhelm II. in der That sein Heer ab und entsagte großmütig jeder Entschädigung. 16. April 1790.
Nun wurden neue Reichstruppen in das Land geschickt, erlitten aber die Schmach einer Niederlage durch die Lütticher Freiwilligen. Noch einmal bot Preußen seine Vermittelung an; doch der Fürstbischof und das Reichsgericht beharrten auf ihrem Sinn, aus Furcht, durch Nachgiebigkeit möchten die revolutionären Elemente in den deutschen Grenzlanden ermutigt werden. Sie setzten ihren Willen durch, aber zum größten Schaden für sich selbst. Nachdem die Reichenbacher Konvention den Preußen die Hände gebunden und die Brabanter Republik unterdrückt war, erteilte das Reichskammergericht der österreichischen Regierung in Brüssel den Auftrag, als Vertreter des burgundischen Kreises die Exekution zu vollstrecken. Und nun rückte kaiserliches Kriegsvolk in das Bistum ein, und Preußen mußte geschehen lassen, daß die Lütticher, die sich auf seine Vermittelung und Fürsprache verlassen, durch die Übermacht erdrückt wurden Jan. u. Febr. 1791.
und eine Kriegsentschädigung bezahlen mußten. Darauf kehrte der Fürstbischof zurück, erklärte in einem Manifest, daß er Land und Leute als Eigentum seiner Kirche 13. Febr. 1791.
wieder in Besitz nehme, und verfolgte die Urheber der Bewegung und alle Freisinnigen mit furchtbaren Strafgerichten. Während Flüchtlinge und Auswanderer nach Frankreich

zogen und dort in Verbindung mit den Vonckisten Belgiens und den Patrioten Hollands für die Aufwiegelung der niederländischen Provinzen thätig waren, hütete eine österreichische Garnison die Stadt und das Bistum Lüttich. So wurden die Länder am Niederrhein und an der Maas und Schelde für die französische Herrschaft vorbereitet.

II. Deutschland und die deutschen Großmächte.

Litteratur: 1. Zur Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs des Großen und der französische Revolution: L. Häusser, Deutsche Gesch., 4. Aufl. Berlin 1869, 4 Bde; Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revol., Hamb. und Gotha 1845; W. Wenck, Deutschland vor hundert Jahren. Polit. Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Leipz. 1887; W. A. Schmidt, Gesch. der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit Fr. d. Gr., Berlin 1851; C. A. C. v. Hoff, Deutschland vor der Revol. und nach dem Lünev. Frieden, Gotha 1801—1805, 2 Bde. Dazu die schon erwähnten Werke von K. A. Menzel (Neuere Gesch. d. Deutschen, Bd. 6) u. von Berghaus: Deutschl. vor hundert Jahren (XII, 877); C. Reimann, Gesch. des bayr. Erbfolgekriegs, Leipzig 1869. Das Aktenmaterial in: Vollst. Sammlung von Staatsschriften zum Behuf der bayr. Gesch. nach Absterben Kurf. Max. III., Frankf. 1778; v. Dohm, Über den deutschen Fürstenbund, Berl. 1785; Joh. v. Müller, Zur Gesch. des deutschen Fürstenb. (Bd. 24 f. sämtl. W.); L. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenb. 2. B. Leipz. 1871. 1872. — 2. Zur Gesch. von Österreich: Arneth, Maria Theresias letzte Regierungszeit, bis jetzt zwei Bände (Bd. 7. 8, in dem schon S. 1 erwähnten Werke: Gesch. Mar. Th.); A. J. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgesch. Josephs des Zweiten und Gemälde seiner Zeit, 4 Bde., Stuttg. 1842, 2. Ausg. Die älteren Geschichtswerke über Kaiser Joseph II. von F. X. Huber (1792, 2 Bde.), von Burckhardt (Meißen 1835, 2 Bde.), von Heyne (Leipz. 1848, 2 Bde.) sind durch die neueren Arbeiten von A. Jäger: Joseph II. und Leopold II., Reform u. Gegenreform, 1780—1792, Wien 1869, v. Alf. Huber, Die Politik Kaiser Josephs II., beurteilt von seinem Bruder Leopold, Innsbr. 1877, von H. Meynert, Kaiser Jos. II., ein Beitrag zur Würdigung des Geistes s. Reg. (Wien 1862) überholt worden. Fr. Kopetzky, Joseph und Franz von Sonnenfels. Wien 1882; W. Müller, Joseph von Sonnenfels. Wien 1882; G. Frank, Das Toleranz-Patent K. Joseph II. Urkundliche Geschichte seiner Entstehung und seiner Folgen. Wien 1882. — Reiches Licht über Persönlichkeiten und Ereignisse verbreiten die zahlreichen Briefsammlungen, sowohl die ältern (Briefe Josephs II., Leipz. 1822, 2 Bde.) als die in neuerer Zeit herausgegebenen Korrespondenzen Josephs u. Leopolds von A. v. Arneth (Maria Ther. u. Jos. II. Ihre Korresp. samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leop., Wien 1867. 1868, 3 Bde. — Joseph II. und Kath. v. Rußland. Ihr Briefwechsel, Wien 1869. — Joseph II. u. Leopold von Toscana. Ihr Briefw. von 1781—1790, 2 Bde. Wien 1872), von Beer (Jos. II., Leop. II. u. Kaunitz. Ihr Briefw., Wien 1873. — Leop. II., Franz II. u. Katharina. Ihre Korresp.. Leipz. 1874) und von Seb. Brunner (Corresp. intimes de l'Emp. Jos. II. avec le comte de Cobenzl et le prince de Kaunitz, Mayence 1871), sowie das schon erwähnte Buch von Ad. Wolf, Marie Christ. Erzherzogin v. Österr., Wien 1863, 2 Bde. — Über Leopolds Wirksamkeit in Toscana: das oben (XII, 272) angeführte Werk von Reumont, Gesch. Toscanas, Bd. 2. — 3. Zur Geschichte von Preußen: Zu den mehrfach (XII, 570, 877; XIII, 1) genannten Werken zur Gesch. Preußens und Friedr. d. Gr., von Ranke, Droysen, Stenzel, fügen wir hinzu: die Biographien von J. D. C. Preuß, Friedr. d. Gr., 4 B., Berlin 1832 ff., Carlyle (vgl. XIII, 1), F. Förster (Leipz. 1842), Kugler (Leipz. 1860). Sodann die Oeuvres de

Fréderic le Grand, in versch. Ausgaben, besonders der unter Friedr. Wilh. IV. durch die Berliner Akademie veranstalteten (Berlin 1846—1857, 30 Bde. fol.), dazu: Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, Berlin 1837; Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Litteratur; E. Zeller, Friedrich der Große als Philosoph, Berlin 1886: Chr. W. v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit (1778—1806), 5 Bde., Lemgo 1814—1819; Riedel, Der brandenb.-preuß. Staatshaushalt in den letzten beiden Jahrhunderten, Berlin 1866; Rödenbeck, Finanzsystem Fr. d. Gr., Berlin 1838; A: Trendelenburg, Friedr. d. Gr. und sein Großkanzler Samuel von Cocceji. Berlin 1883; Adolf Stoelzel, Karl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. 1 Bd. Berlin 1885; Mirabeau, De la monarchie pruss. sous Fréd. le Gr. Lond. 1788 und sonst und dessen Hist. secrète de la cour de Berlin (1786—1787), 2 Bde., 1789; M. Dunker, Aus der Zeit Fr. d. Gr. und Fr. Wilh. III., Leipz. 1876; K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preuß. Geschichte (1786—1806), Berlin 1849; Ségur, Hist. des princip. événements du règne de Fréd. Guill. II., 3 Bde., Par. 1800, auch deutsch.

I. Das Deutsche Reich unter Kaiser Joseph II.

1. Politische Zustände in Deutschland.

Wir kennen die Verfassung und die öffentlichen Zustände des Deutschen Reichs, wie sie aus dem Westfälischen Frieden hervorgegangen waren und rechtlich bis zur Auflösung des Reichs bestanden (XI, 998 ff.). Die Unfähigkeit und Ohnmacht, die wir früher in allen Lebensäußerungen der Gesamtheit nachgewiesen, hatte sich im weitern Verlauf der deutschen Geschichte keineswegs zum Bessern gewendet. Je kräftiger sich einzelne Territorien aus dem Chaos der Schwäche und Zersplitterung heraushoben, je mehr sie selbstgenügsam und selbstbewußt sich auf ihre eigne Macht stützten, je mehr sie sich vom Reich lösten oder gar ihm feindlich gegenüberstellten, um so trostloser und unhaltbarer wurde die Lage derjenigen souveränen Gewalten in Deutschland, welche in sich selbst nicht die Fähigkeit trugen, einen Staat im würdigen Sinne des Worts darzustellen. Und doch lebte über die Hälfte der deutschen Nation in solchen Mißgebilden! Wir haben in frühern Blättern die Entwickelung der größern und kräftigern deutschen Fürstentümer dargestellt (XII, 878 ff., 890 ff.). Wie sehr auch in manchen von ihnen der fürstliche Despotismus auf das Volk drücken mochte: dennoch muß man nicht dahin den Blick wenden, wenn man den ganzen Jammer des nationalen, politischen und materiellen Lebens in dem zu Ende gehenden heil. römischen Reich begreifen will, sondern nach den erstorbenen und erstarrten kleinen Territorien, die als seltsame und verwitterte Überreste einer vergangenen Entwickelung, als patriarchalische Gutsherrschaften, als geistliche Landeshoheiten, als republikanische Gemeinwesen in die neue Zeit der großen absoluten Monarchien hereinragten. Wir kennen die traurigen politischen Gebilde, die als Reichsritter- und Reichsgrafschaften, als Bistümer und Abteien, als Reichsstädte und selbst als Reichsdörfer ihre Souveränität in das Zeitalter Friedrichs d. Gr. hineinretteten (XI, 1010 ff.). Es sei hier noch gestattet, das in Um-

Der Verfall im Reich.

rissen angedeutete Bild dieser für Deutschland so charakteristischen Staatswesen mit einigen weitern Zügen auszuführen.

Reichsgrafschaften.

Auch in den winzigsten Reichsfürsten- und Reichsgrafentümern, sagt Häusser, in diesen Gebieten, in denen höchstens für eine patriarchalisch-einfache Verwaltung Raum war, versuchte man zu herrschen, bestand ein Hof, existierten Minister, wurden Rechtspflege, Kirchen- und Schulwesen, Finanzen und Militärsachen wie umfassende Departements gesondert, und je mehr die Kleinheit der Mittel einen Zweifel an der fürstlichen Herrlichkeit erwecken mochte, um so eifersüchtiger ward auf die Machtvollkommenheit der von Gottes Gnaden eingesetzten Souveränität gehalten. In den meisten dieser Gebiete war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das alles in voller Blüte, was anderwärts schon bessern Staatsmaximen und humanerer Sitte gewichen war. Hier war noch jene prahlende Armseligkeit eines großen Hof- und Beamtengefolges heimisch, hier war noch das Eldorado der fremden Abenteurer und Schmarotzer, hier gab es zu einer Zeit, wo die größern Territorien, geistliche wie weltliche, eine Reihe trefflicher Fürsten aufwiesen, kleine Tyrannen, Jagdwüteriche und Bauernquäler, oder auch Persönlichkeiten, die in Trunk und Unsittlichkeit auf die traurigste Weise verkommen waren. In solchen Händen war die souveräne Gewalt ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel.

Reichsritterschaft.

Noch trauriger und armseliger ging es in den Gebieten der Reichsritterschaft her: auch in diesen anderthalbtausend reichsritterschaftlichen Territorien, die sich in Schwaben, Franken und am Rhein in unendlicher Zersplitterung und Parzellierung über ein Gesamtgebiet von kaum 200 Quadratmeilen ausdehnten, übten die Gutsherren Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, die Regalien der Münze, des Zolls, des Geleits, der Posten, der Jagd, der Gerichtsbarkeit und Polizei. Aber mit dem Umfang dieser Hoheitsrechte standen die realen Machtverhältnisse und die Bedeutung der Reichsritterschaft im Leben der Nation in einem schrillen Mißklang. In den größern fürstlichen Territorien war die Ritterschaft längst der Landeshoheit erlegen und hatte sich im Dienst des Staates als eine wertvolle und tüchtige Kraft bewährt. Nur im Süden und Westen, wo das Landesfürstentum zu keinem überragenden Ansehen gelangte, bewahrte sie ihre Freiheit, von den Kaisern sorgfältig geschützt und mit mancherlei Vorrechten ausgestattet; denn die Ritterschaft bildete im Verein mit den andern kleinen Reichsständen ein Gegengewicht gegen die Landeshoheit, sie war dem Kaisertum in alter Ergebenheit zugethan und gewährte ihm durch die freiwilligen „Charitativsubsidien“, die sie statt der Matrikularbeiträge leistete, finanzielle Unterstützung. Eine gewisse Gesamtorganisation nach Kantonen und Kreisen vereinigte die ritterschaftliche Korporation und erhöhte ihre Widerstandskraft und ihren Einfluß. Aber die hartnäckig festgehaltene Souveränität gereichte den Rittern nicht zum Segen und noch weniger den Unterthanen. Während die ersteren in einem that- und zwecklosen Leben, im vergeblichen Ansturm gegen die neuen Ordnungen des Staates und der Gesellschaft verkamen und verwilderten, boten ihre Herrschaften ein abschreckendes Bild der Anarchie und des tiefsten wirtschaftlichen Verfalls. Steuern und Fronden in jeglicher Gestalt zehrten am Mark des Volks und dabei entbehrte es aller der Vorteile, die anderwärts aus einer größern Gemeinschaft und aus einem straffen obrigkeitlichen Regiment erwuchsen. Verschuldung, unordentliche Wirtschaft, verderbliche und betrügerische Finanzkünste zeichneten allenthalben den ritterschaftlichen Haushalt aus; in thörichter Nachahmung der großen Herren, in Schwelgerei und Prunk wurde der ökonomische und sittliche Ruin beschleunigt und das Ansehen dieses privilegierten Standes in der Nation

aufs schwerste geschädigt. Vom Verkehr und Handel ausgeschlossen, aller öffentlichen Anstalten zur Sicherheit und materiellen Wohlfahrt ermangelnd, unfähig sich aus den primitivsten Lebenszuständen zu erheben, zeigten diese spannengroßen Besitzungen ein höchst unwürdiges und klägliches Ansehen. In manchen Gegenden, sagt Moser, braucht man sich gar nicht nach der Ortsherrschaft zu erkundigen, man sieht es dem ganzen Dorf an, daß es ritterschaftlich ist. Und dabei waren diese kleinen Gebiete, die sich überall als störende Enklaven zwischen die größern Territorien einschoben, ein Hemmnis auch für deren Entwickelung, und die Streitigkeiten, gegenseitigen Übergriffe und Vexationen nahmen kein Ende. Laut klagte man, daß sie den Verkehr störten, die öffentliche Sicherheit beeinträchtigten, daß durch sie jede strenge Handhabung der Justiz und Polizei unmöglich werde. In den ritterschaftlichen Gebieten, hieß es, kann keine Kommerz- und Zollordnung aufkommen, dort findet man die trefflichen Schulen nicht, die überall ringsum bestehen. Wohl aber hausen dort die Vagabunden, Zigeuner, Betteljuden und Afterärzte.

Auch von den einst blühenden und stolzen Reichsstädten waren nur noch wenige in einer gedeihlichen Lage. Noch bestanden im achtzehnten Jahrhundert neunundfünfzig reichsunmittelbare Städte, und bildeten, in die rheinische und schwäbische Bank geteilt, ein eignes Kollegium auf dem Reichstag, allein ihre Bedeutung für das politische Leben der Nation war längst dahin und im Innern waren die alten Sitze regen Bürgerfleißes in geistigen und materiellen Verfall geraten; ein kleinliches spießbürgerliches Treiben herrschte allenthalben in diesen Republiken. Mühsam erwehrten sie sich schon jetzt der Landeshoheit und hielten doch die alten stolzen Formen der Reichsunmittelbarkeit aufrecht, aus denen jede Lebenskraft entwichen war. Erstarrte Verfassungen, Familienoligarchien und engherziges Koteriewesen, schlechte Verwaltung und Rechtspflege, Mißwirtschaft mit dem Staatsvermögen und Bestechlichkeit, Streitigkeiten zwischen Magistrat und Bürgerschaft, Überschuldung und ökonomische Bedrängnisse herrschten in allen diesen Gemeinwesen, die mehr und mehr durch die fürstlichen Residenzstädte überflügelt wurden. Das früher so blühende Gewerbe war verfallen; der handwerktreibende Teil der Bevölkerung teils in eine tiefe Erschlaffung geraten, teils durch eine verkehrte Zunftgesetzgebung gehindert, sich zu einer freien und selbständigen Thätigkeit zu entwickeln. Und mit der materiellen Kraft war auch zugleich das Selbstvertrauen und der kühne Freiheitsstolz der alten Zeit verloren gegangen. Die städtischen Kontingente der Reichsarmee waren der Gegenstand des Spottes und Gelächters. Ein Zustand solcher Art konnte eine größere Erschütterung nicht mehr überdauern. Von der geistigen Bewegung der Nation abgesperrt, aller der Vorteile entbehrend, welche das Staatsleben auf einem größern Raum gewährte, in materiellem Wohlstand tief herabgekommen, und zugleich in Schlaffheit und Verknöcherung befangen, ohne lebendigen Trieb aus der Zerrüttung sich emporzuarbeiten, sondern eben nur von dem Schatten alter Größe und Herrlichkeit zehrend — so konnten die Reichsstädte wohl noch in friedlichen Zeiten fort vegetieren, aber dem Sturm nicht mehr trotzen, der eine neue Weltepoche brachte. Sie teilten mit den geistlichen Staaten und den Gebieten der kleinen reichsunmittelbaren Herren das Los, von Stoffen der Gärung am stärksten erfüllt und jeder revolutionären Berührung am meisten ausgesetzt zu sein. Darum erlagen sie auch mit jenen am rascheſten dem ersten Einflusse der neuen Zeit.

Reichsstädte.

Nicht minder als die geschilderten Territorien, waren die geistlichen Herrschaften ein wunder Fleck in der politischen Verfassung Deutschlands, eine seltsame Schöpfung der hierarchischen Ideen des Mittelalters, die wie eine zerfallene Ruine in die moderne Zeit hereinragte. Wir haben (XI, 1013) die tiefen Schäden angedeutet, an denen diese kirchlich-weltlichen Staatsgebilde litten. Immer mehr wurden sie zu

Geistliche Herrschaften.

bequemen Versorgungsanstalten des Adels und meist nicht einmal des einheimischen; die fetten Pfründen waren das einzige Interesse, welches geistliche Fürsten und Domkapitel an der Regierung ihres Landes hatten; das Volk litt unter einem geistigen und materiellen Druck, der noch heute seine Nachwirkungen zeigt. Hier drängte nicht, wie in den weltlichen Staaten, die Sorge um Dynastie nnd Nachkommenschaft darauf hin, die Hilfsquellen des Landes sorgfältig zu pflegen, die Lasten des Volks zu erleichtern, den Druck der Aristokratie und Feudalität zu mildern, die Kräfte des Bürgers und Bauers zu heben, einen geordneten und sparsamen Haushalt herzustellen; vielmehr war die Erhaltung der aristokratischen Mißbräuche, das Verharren im alten Wust hier durch die Zusammensetzung der herrschenden Klasse von selber begünstigt. Trat einmal ein wohlmeinender und energischer geistlicher Fürst auf, so fand er gewiß an der selbstsüchtigen und abgeschlossenen Familienoligarchie der Domkapitel den zähesten Widerstand, und die naturgemäße Kürze der meisten geistlichen Regierungen stand durchgreifenden Reformen ohnehin im Weg. Die Darstellungen von Häusser und Perthes in den oben angeführten Werken öffnen einen düstern Einblick in die verlotterten und verkommenen Zustände dieser geistlichen Fürstentümer. Allein der Einfluß der Fridericianischen und Josephinischen Zeit machte sich doch auch in den geistlichen Stiftern bemerkbar, freilich zu spät, um den unheilbaren Verfall noch aufzuhalten. Der Reformeifer, der aufgeklärte Absolutismus, die freie Geistesregung der Zeit drang in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in die Hochstifter ein: sowohl in den geistlichen Kurfürstentümern am Rhein, als in den fürstbischöflichen Staaten in Westfalen, am Main und anderwärts gab sich ein eifriges Streben kund, das Volk aus der Verdumpfung und Unthätigkeit zu reißen, der Bildung und der Betriebsamkeit

Köln. neue Wege zu bahnen. In Köln, wo Klemens August von Bayern siebenunddreißig Jahre lang (1724—1761) mit königlichem Glanz regiert, Schlösser und Prachtbauten errichtet und seine aristokratische Umgebung mit freigebiger Hand beglückt und bewirtet hatte, widmeten seine beiden Nachfolger, der sparsame Max Friedrich von Königsegg (1761—1784) und Maximilian Franz (Kaiser Josephs Bruder) ihre Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens und der Rechtspflege und suchten durch Verminderung der Feiertage und Beförderung der Gewerbthätigkeit den

Münster. Wohlstand des Landes zu heben. — In Münster, das seit längerer Zeit in dem Kurfürsten von Köln zugleich seinen Bischof hatte, übte der Domherr Friedr. Wilh. Franz v. Fürstenberg, der seit dem Siebenjährigen Krieg dort leitender Minister und einer der trefflichsten geistlichen Staatsmänner war, eine höchst wohlthätige Wirksamkeit im Sinne Friedrichs II. Das durch den Krieg schwer heimgesuchte Land ward gehoben, die Schuldenlast erleichtert, Ackerbau und Industrie mit wachsamer Fürsorge gefördert, in allen Kreisen des kleinen Staats Leben und Bewegung geweckt, für bessere Schulen und tüchtige Erziehung der Geistlichen gesorgt und in Verwaltung, Rechtspflege und Polizei ein Zustand hergestellt, wie er sonst in keinem dieser kirchlichen

Trier. Gebiete existierte. — In Kur-Trier, wo nach dem schlichten, altväterischen Franz Georg v. Schönborn und dem prachtliebenden, verschwenderischen Johann Philipp von Waldersdorff ein sächsischer Prinz Klemens Wenzeslaus den erzbischöflichen Stuhl bestieg (1768), lag die alte und neue Richtung im Kampf miteinander. Altgläubig und den vornehmen und künstlerischen Neigungen seines Hauses hingegeben, war er zwar innerlich den neuen Ideen fremd, konnte aber doch nicht umhin, zur Hebung der Industrie und Arbeitskraft allerlei Verbesserungen einzuführen, im Unterrichtswesen Reformen zu unternehmen und durch ein Toleranzedikt vom Jahr 1783 die Niederlassung protestantischer Handelsleute und Fabrikanten in seinem Gebiet zu erleichtern.

Mainz. — Kur-Mainz wurde vom Jahr 1763 an elf Jahre lang von Emmerich Jo-

seph von Breidbach regiert, einem edlen, einsichtsvollen Mann, „den die Tugenden des reinsten Wohlwollens und unbegrenzter Herzensgüte schmückten, freigebig ohne Verschwendung, ein frommer Bischof und zugleich ein rühriger, wachsamer Regent". Er ließ neue Straßen anlegen und die Fesseln, die auf den Handel drückten, erleichtern; und ohne in Glaubenssachen die Aufklärermeinungen zu teilen, aber von den humanen und milden Ansichten des Zeitalters beherrscht, legte er an das Kirchentum und Klosterwesen reformierende Hand, verbesserte das Schulwesen und übte Duldung gegen Andersgläubige. Aber in einem Staat, wo auf 320,000 Einwohner 2928 Personen geistlichen Standes und 2200 besoldete Beamte kamen, vermochte auch der wohlwollendste und edelste Fürst nicht die Übelstände zu heilen. Nur wer wenigstens sechzehn Ahnen zählte, durfte in dem Erzstift, das von dem edlen Willigis, dem Sohn des Radmachers, sein Wappen führte, im Domkapitel sitzen. Der Nachfolger Friedrich Karl Joseph von Erthal, ein Prälat von französischer Bildung und französischen Sitten, welcher der Voltaireschen Aufklärung huldigte und die Toleranz mit einer gewissen Ostentation übte, so daß er mehrere litterarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens, wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse, um sich sammelte, war dennoch in seinem ganzen Thun ein kraftloser Fürst, der sich von Weibern und Höflingen leiten ließ und sich bloß dem stiftsfähigen Adel, Priestern und Mönchen huldvoll zeigte. Die Bedürfnisse und der Luxus eines zahlreichen Adels und einer nicht minder zahlreichen Priesterschaft ernährten in Mainz eine ungeheure Menge geschäftiger Müßiggänger, Vermittler oder Werkzeuge ihrer Üppigkeit, und das Vorbild von Nichtsthun, Unwissenheit und sinnlichem Genusse, das oben gegeben ward, zog auch im Volk die Weichlichkeit, Leere und den Leichtsinn groß, der zur Physiognomie der geistlichen Bevölkerung gehörte. In dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung stand ihm Karl Theodor v. Dalberg als Koadjutor zur Seite, für dessen Wahl die von dem preußischen Minister Hertzberg den Domherren verabreichten Geschenke von nachdrücklicher Wirkung waren. — In den fränkischen Hochstiften Bamberg und Würzburg führte von 1779—1795 Franz Ludwig von Erthal eine wohlthätige Regierung nach dem Beispiel Friedrichs II. Zahlreiche Mißbräuche wurden beseitigt, Verwaltung und Rechtspflege trefflich bestellt, die Finanzen umsichtig geordnet, das Armenwesen musterhaft geführt, die Schulen gehoben, die Universität in freisinnigem und duldsamem Geiste gefördert. In den geistlichen Kreisen zu Würzburg herrschte heitere Geselligkeit, ein aufgeklärter ungezwungener Ton und wissenschaftliches Interesse. — Gegen diese geistlichen Staaten mit einem milden patriarchalischen Priesterregiment bildeten andre süddeutsche Fürstbistümer, wo man mit der geistigen Aufklärung auch alle materielle und moralische Verbesserung fernhielt, einen grellen Kontrast. Aber hier wie dort gab sich im Volk ein unbestimmtes Sehnen nach neuen Zuständen kund; die Überzeugung, daß die geistlichen Herrschaften nicht länger haltbar seien, hatte unter allen Ständen Eingang gefunden. Die Reformen brachten die Schäden erst recht zu Tage und weckten eine fortwuchernde Neuerungssucht. Keine deutschen Staatswesen erlagen dem Ansturm der französischen Revolutionsereignisse leichter als die geistlichen, der Reformdrang war nur eine Abendröte, die ihren Untergang beleuchtete.

Bamberg. Würzburg.

Reformversuche Josephs II.

Wie unheilbar die Mißstände und wie erstorben die Formen der Reichsverfassung waren, zeigte sich im klarsten Licht, als Joseph II., der 1764 die römische Königswürde und im folgenden Jahr nach dem Tod seines Vaters Franz I. die Kaiserkrone erlangt hatte, noch einmal den Versuch machte, dem erstarrten Körper Kraft und Leben einzuflößen. Wir werden bald den überspann-

ten Reformeifer kennen lernen, welchen der junge Herrscher, auf den Flügeln seiner menschenbeglückenden Ideale emporgetragen, in seinen österreichischen Erblanden entfaltete. Damals hielt noch Maria Theresia die Zügel der Regierung in Österreich in der Hand und der strebsame Fürst sah sich mit seinem Thatendrang nur auf den dürftigen Wirkungskreis des Kaisertums angewiesen. Sein Versuch, im Reich zu reformieren, konnte nur für alle Zeiten von einer Erneuerung abschrecken. Er fing mit der Reichsjustiz an, er suchte den Reichshofrat von den offenkundigsten Schäden der Bestechlichkeit, Parteilichkeit, Geschäftsver-
1767. schleppung zu reinigen, er bewirkte die Niedersetzung einer Prüfungskommission für das Reichskammergericht. Allein die Macht eingewurzelter Gewohnheiten erwies sich stärker als der aufflackernde Eifer eines wohlmeinenden Fürsten. Die Reichsjustiz wurde nicht besser; die Visitationskommission ging nach neunjähriger nutzloser Arbeit in gegenseitiger Erbitterung auseinander, und in Josephs Charakter lag es nicht, durch alle Widerwärtigkeiten hindurch ein vorgestecktes Ziel energisch zu verfolgen. Er gab den undankbaren Versuch, diesem erstarrten Wesen Leben einzuhauchen, bald auf und faßte die Politik der territorialen Machterweiterung ins Auge, welche durch die Verhältnisse in Bayern sehr begünstigt wurde.

2. Der bayrische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Der bayrische Erbfall. Mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph (XII, 909) starb die bayrische
† 30. Dez. 1777. von Kaiser Ludwig abstammende Linie des wittelsbachischen Hauses aus und der pfälzische Zweig kam mit Karl Theodor zur Regierung. Diese Gelegenheit ersah sich die österreichische Staatskunst, um ihre längst gehegten Vergrößerungsabsichten gegen Bayern ins Werk zu setzen. Mühsam wurden alte Rechtsansprüche zusammengesucht. Wir kennen (IX, 113) jenen Straubinger Erbfall, welcher durch den kaiserlichen Spruch vom Jahr 1429 beendigt wurde, und die Erbansprüche, die damals Herzog Albrecht von Österreich erhob. In dem Erkenntnis von 1429 war Herzog Albrecht gänzlich übergangen worden und kein Mensch hatte seitdem daran gedacht, diesen dreihundertjährigen Archivstaub wieder aufzuwühlen. Jetzt sollte mit dem Aussterben der bayrischen Linie jenes Erkenntnis hinfällig geworden sein, und ein angeblicher, in seiner Echtheit noch heutigen Tages zweifelhafter Lehnbrief vom Jahr 1426, worin Kaiser Siegmund dem Herzog Albrecht seine Rechte wahrte, in Kraft treten. Wir können hier das schwerfällige Gebäude staatsrechtlicher Deduktionen, welches auf Grund zweifelhafter, jedenfalls aber längst verjährter Urkunden zum Beweis und zur Widerlegung der österreichischen Ansprüche von beiden Seiten aufgerichtet wurde, nicht im einzelnen schildern: genug die Mit- und Nachwelt war darüber einig, daß die habsburgischen Ansprüche durchaus nichtig und unhaltbar waren; der Wiener Hof selbst hatte ein böses Gewissen bei der Sache und kam nur allmählich und auf unabweisbares Drängen mit seinen staatsrechtlichen Darlegungen

heraus. Allein so schlecht begründet auch die österreichischen Forderungen waren, der ländersüchtige Kaiser Joseph glaubte doch mit diesen verjährten Urkunden seiner Eroberungs- und Abrundungspolitik einen Schein von Recht geben zu können. Der leichtfertige Kurfürst Karl Theodor, ohne rechtmäßige Nachkommen und ohne Liebe für das ererbte Land, hatte sich, von der schlauen österreichischen Diplomatie überrumpelt und in die Enge gedrängt, durch Drohungen eingeschüchtert und mit Besorgnis erfüllt, die Österreicher möchten wohl gar ganz Bayern in Besitz nehmen und auch andre Mächte ihre begehrlichen Hände ausstrecken, zu einem Vertrag bewegen lassen, worin Josephs Ansprüche auf Nieder- 3. Jan. 1778. bayern, die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz als gültig anerkannt wurden. Dafür wurde nur das Erbrecht der rudolfinischen Linie des Hauses Wittelsbach auf den übrigen Teil von Bayern bestätigt; man stellte wohl auch dem Kurfürsten Vorteile und Rangerhöhungen für seine zahlreichen natürlichen Kinder in Aussicht. Das beanspruchte Gebiet wurde alsbald von österreichischen Truppen in Besitz genommen und trotz des Widerspruchs der Stände gegen diese Zergliederung des Landes hatte es bei der damaligen Weltlage allen Anschein, als ob das Unternehmen ohne sonderliche Mühe gelingen sollte. Das Ausland war in seine eignen Angelegenheiten verwickelt; von dem Reich als solchem war kein Widerstand zu besorgen, so sehr auch das gewaltthätige Vorgehen des Kaisers die Sicherheit aller Reichsglieder bedrohte.

Allein da erhob sich wiederum die Eifersucht und der Widerspruch der riva- Widerstand Preußens gegen die österreich. Ansprüche. lisierenden deutschen Großmacht. Die Annäherung, welche Joseph bald nach seiner Kaiserwahl an den großen preußischen Nebenbuhler gesucht, die persönlichen Zusammenkünfte zu Neiße (August 1769) und Mährisch-Neustadt (September 1770) hatten doch ein dauerndes und aufrichtiges Freundschaftsverhältnis der beiden Monarchen nicht herzustellen vermocht. Mit einem aus Bewunderung und Neid, Ehrfurcht und Haß gemischten Gefühl schaute Joseph zu dem genialen greisen König auf; aber die Eifersucht und das Mißtrauen wich nicht aus seiner Seele, ebensowenig wie sich Friedrich schmeichelte, jemals an Österreich einen aufrichtigen Freund zu finden. Die bedrohliche Vergrößerung des Hauses Österreich, die dessen Stellung in ganz Süddeutschland ungemein verstärkte, mochte der König um keinen Preis dulden; er sah darin eine Störung des Gleichgewichts, einen Angriff auf die Freiheit und Verfassung des Reichs und beschloß den habsburgischen Übergriffen mit allen Mitteln der Diplomatie, Jurisprudenz und wenn nötig auch der Waffen entgegenzutreten. Er vermochte im Einverständnis mit der energischen Pfalzgräfin Anna Maria, der Witwe des Herzogs Klemens von Bayern, den Herzog Karl von Zweibrücken, den nächsten Erben nach dem bevorstehenden Tod des mit legitimen Kindern nicht gesegneten Kurfürsten Karl Theodor, die Hilfe Frankreichs als Bürgen des Westfälischen Friedens anzurufen und beim Regensburger Reichstag gegen die Abtretungskonven-

tion zu protestieren. Auch mit Friedrich August III. von Sachsen, der als Sohn der Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Bayern Ansprüche auf die Allodialhinterlassenschaft hatte und von Österreich in mancherlei Weise gekränkt worden, setzte sich der preußische König ins Einvernehmen und verstärkte seine Truppen mit den sächsischen. Es begann nun ein langwieriges Spiel von Unterhandlungen und Vergleichsvorschlägen, ein Austausch von diplomatischen Noten und publizistischen Deduktionen, dem auch die immer umfassender betriebenen Rüstungen und der Ausbruch der offnen Feindseligkeiten kein Ende machten. Der Federkrieg über die bayrische Erbfolge förderte Hunderte gelehrter Abhandlungen ans Licht und regte den Scharfsinn der zünftigen Juristen und Diplomaten zu einer wahrhaft erschreckenden Fruchtbarkeit an.

Der bayrische Erbfolgekrieg. Die vorsichtig und zaghaft gewordene Kaiserin Maria Theresia hätte gern die Hand zum Frieden geboten, aber der stolze und ehrgeizige Kaiser trieb in den Krieg hinein. Er selbst ging zu der Armee, die sich in Böhmen angesammelt Juli 1778. hatte, und im Juli drangen auch die Preußen wieder in das Gebirgsland ein, wo so oft zwischen ihnen und Österreich die Entscheidung gefallen ist. Aber wie die Feldherrengestalten von ehedem, König Friedrich selbst, sein Bruder Heinrich, der Feldmarschall Laudon, die frühere Thatkraft und Schneidigkeit eingebüßt hatten, so war auch dieser **bayrische Erbfolgekrieg** nur ein trauriges Seitenstück zum Siebenjährigen Krieg. Mühsame Märsche, lauerndes Gegenüberliegen, kleine Vorpostengefechte und Scharmützel bildeten den ganzen Inhalt dieses einjährigen Kriegs oder dieser „bewaffneten Unterhandlung“. Die aufreibende Mühsal des Lagerlebens, die kleinmütige Stimmung Maria Theresias, die Besorgnis, trotz aller Anstrengungen den vereinigten Preußen und Sachsen doch nicht gewachsen zu sein, die Erschöpfung seines Landes, alles das machte auch den kriegslustigen Sinn Kaiser Josephs zum Frieden geneigt. Es kam hinzu, daß die Rechnung auf französische Unterstützung sich als eine Täuschung erwies, während dagegen die russische Einmischung, die Preußen anrief, demnächst zur Thatsache zu werden drohte und sich bereits in sehr wirksamen Erklärungen an den Wiener Hof äußerte. Wenngleich auch die Preußen einen entscheidenden Schlag nicht unternahmen, vielmehr bei Eintritt des Winters aus ihren böhmischen Quartieren nach Sachsen und Schlesien zurückkehrten, so war das militärische und das politische Übergewicht doch unverkennbar auf ihrer Seite und diese Wahrnehmung verstärkte die Friedensströmung am Wiener Hof. Gleichwohl gingen die kriegerischen Operationen noch den ganzen Winter über fort, noch am 28. Febr. 1779. 28. Februar wurde das preußische Neustadt hart an der Grenze ganz unnötigerweise von den Österreichern furchtbar in Brand geschossen.

Frieden v. Teschen. Allein die Verhandlungen unter französischer und russischer Vermittelung waren während des Winters doch soweit gediehen, daß man über die Präliminarien einig ward. Seit dem 10. März tagte ein Friedenskongreß in Teschen, und gleichzeitig wurde ein Waffenstillstand angeordnet. Nach mehrwöchiger

Thätigkeit gelang es denn auch, alle Anstände aus dem Wege zu räumen und den Frieden von Teschen zum Abschluß zu bringen. Österreich entsagte 13. Mai 1779. darin den weitgehenden Ansprüchen, welche es gegen Bayern auf Grund seiner vorgeblichen Erbrechte und des Abkommens vom 3. Januar 1778 erhoben, und erhielt einen bescheidenen Teil der angestrebten Erwerbung durch Abtretung des Innviertels mit Braunau. Gegenüber dem König von Preußen entsagte Österreich jedem Widerspruch gegen die Vereinigung der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth mit Brandenburg; deren bevorstehende Erledigung hatte die habsburgische Eifersucht schon lange erregt und die Frage hatte in den Friedensverhandlungen eine bedeutende Rolle gespielt. Sachsen erhielt für seine Allodialansprüche die Landeshoheit über die Schönburgschen Herrschaften, die seit alters als böhmische Reichsafterlehen in ärgerlichen Hoheitsstreitigkeiten mit der Krone Sachsen lagen, sowie eine Entschädigung von 4 Millionen Thaler von dem Kurfürsten Karl Theodor. Die beiden vermittelnden Mächte, Rußland und Frankreich, gewährleisteten den Frieden.

Mißtrauen gegen Josephs Politik.

Auch nach diesen Ereignissen ließ es Kaiser Joseph nicht an Versuchen fehlen, das Reich in österreichischem Interesse auszubeuten. Zahlreiche Verletzungen der Reichsverfassung, fortgesetzte Handlungen der Eigenmächtigkeit und Gewalt gegen schwächere Reichsstände erbitterten die Gemüter, erregten die Besorgnis, der Kaiser trage sich mit umfassenden Plänen zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Deutschland, und arbeiteten dem Bestreben Friedrichs in die Hände, den traditionellen Einfluß zu untergraben, den das habsburgische Kaisertum noch immer im Reich hatte. Die Klagen über kaiserliche Übergriffe nahmen kein Ende und es waren nicht immer kleinliche Dinge, welche zu Beschwerden Anlaß gaben, sondern auch offenkundige Symptome, wie weitumspannende ehrgeizige Ziele das neue Kaisertum verfolgte. Die Wahl seines Bruders Maximilian zum Koadjutor von Köln und Münster, die Joseph durchzusetzen wußte, erregte gegründete Besorgnisse vor der Überhandnahme des österreichischen Einflusses im Norden und Westen; man sah schon die deutschen Hochstifter, eines nach dem andern, in die Hände der kaiserlichen Dynastie übergehen und damit deren Herrschaft über den Reichstag überwältigend anschwellen. Die umfassenden Säkularisationen von Kirchengütern, die recht- und formlosen Abtrennungen der österreichischen Gebiete von der geistlichen Jurisdiktion auswärtiger Stifter, namentlich im Passauer Sprengel, zeigten, wie energisch der Kaiser sich über die herkömmliche Ergebenheit an die Kirche hinwegsetzte, und ließen ähnliche Gewaltschritte auch im Reich befürchten. Die geistliche Fürstenschaft, sonst naturgemäß auf seiten des katholischen Kaisertums stehend, geriet darüber in die höchste Unruhe und Mißstimmung. Die Besorgnis und Erregung stieg noch höher, als es offenkundig wurde, daß Joseph die Absichten auf Bayern noch keineswegs aufgegeben hatte, sondern im Begriff stand, diese Erwerbung seinem Haus auf eine andre Weise zu sichern.

Das niederländ. Tauschprojekt. Auf den Besitz der fernen belgischen Niederlande legte der Kaiser einen verhältnismäßig untergeordneten Wert. Waren sie doch einer fortwährenden Bedrohung von Frankreich ausgesetzt und von den Holländern vertragsmäßig durch Schließung der Scheldemündung und das „Barrieresystem" der Besetzung der Grenzfestungen merkantil und militärisch unterdrückt. Sie hatten ganz andre Interessen als die Gesamtmonarchie und hemmten die österreichische Politik häufig durch die Rücksicht auf die Westmächte in der freien Bewegung. Das Land war, wie wir wissen (S. 62, 71), von der Wiener Staatskunst schon öfters als leicht verschmerzliches Tauschobjekt betrachtet worden. Wie ganz anders lockte dagegen die Abrundung Österreichs durch die Erwerbung Bayerns, die Ausdehnung des kaiserlichen Machtbereichs im südlichen Deutschland, die nähere Verbindung mit den italienischen Besitzungen! Der Kurfürst Karl Theodor war geneigt, auf den Plan einzugehen. In Bayern fühlte er sich stets als Fremdling, während seine Jugenderinnerungen in das belgische Land führten; dazu lockten ihn die reichern Einkünfte, die er zu erwarten hatte, und der Glanz eines „burgundischen Königtums". Zwar dachte der Kaiser, Luxemburg, Limburg und Namur abzuzweigen und um diesen Preis Salzburg zu erwerben, das in dem großen Arrondierungsprojekt nicht fehlen durfte, aber auch auf diese Beschränkung wäre der Kurfürst, der seine Stammlande Pfalz und Jülich-Berg mit der neuen Erwerbung zu einem großen rheinischen Territorium zu verschmelzen hoffte, wohl eingegangen. Zugleich wurde der Herzog Karl von Zweibrücken, der nächste Agnat, bearbeitet, seine Zustimmung zu dem abzuschließenden Vertrag zu geben; allein hier stieß man auf entschiedenen Widerspruch.

Die Weltlage günstig für Österreich. Als die Kunde von diesen geheimen Unterhandlungen in die Öffentlichkeit drang, erzeugte sie eine gewaltige Bewegung. Die Besorgnis vor den weitausgreifenden Tendenzen des Kaisers erwachte wieder in voller Stärke. Auch in den Streitigkeiten mit Holland (S. 284 f.), dem gegenüber Joseph die Aufhebung der Scheldesperrung und des Barriererechts, der Handfesseln Belgiens, erzwingen wollte, zeigte sich wieder seine gewaltthätig durchfahrende, die Verträge mißachtende Art. Und wenn man auf die allgemeine Weltlage blickte, so war dieselbe so günstig wie nur je für Österreich. Die Annäherung, die Kaiser Joseph in der persönlichen Zusammenkunft zu Mohilew mit der Kaiserin Katharina (Juni 1780) angebahnt, hatte zu einer Allianz geführt, die für das ganze Jahrzehnt die politischen Kombinationen wesentlich bestimmte. Obwohl der Bund seine Spitze vorzugsweise gegen die Türkei richtete, ließ er sich doch auch sehr wohl in den abendländischen Verwickelungen zu gunsten Österreichs verwerten, und insbesonder fühlte sich Preußen bedroht und beunruhigt. Mit guter Berechnung ließ es Joseph geschehen, daß die Russen Besitz von der Krim nahmen, ohne für sich einen Gewinn zu verlangen. Dadurch sicherte er sich die Willfährigkeit der russischen Politik gegenüber seinen deutschen Vergrößerungsplänen. Frankreich stand noch immer in alten guten Beziehungen zu Österreich, war

durch die innere Lage, den englischen Krieg und seine Nachwirkungen in der Aktion gelähmt und konnte überdies hoffen, bei dem Tauschgeschäft etwas für sich zu erwerben, oder doch den neuen niederländischen Staat seinem Einfluß zu unterwerfen. Auf ein unmittelbares Eingreifen Englands in die kontinentalen Wirren war zu jener Zeit noch weniger zu rechnen. So hätte Joseph seine Pläne ohne Einspruch von außen durchführen können. Allein um so energischer regte sich der Widerstand der deutschen Fürstenschaft.

Es war kein neuer Gedanke, den Schutz, den die schwerfälligen Formen des Gesamtreichs nicht mehr zu bieten vermochten, durch engere Verbindungen einzelner Reichsglieder zu schaffen. Der wesentlichste Unterschied der jetzt im Entstehen begriffenen Verbindung gegen frühere bestand nur darin, daß das konfessionelle Element keine Rolle mehr spielte; der protestantische Charakter des Bundes trat um so weniger hervor, als ja der hauptsächlichste Zweck die Erhaltung eines katholischen Kurfürstentums und der Integrität der Reichsstifter war. Die Übergriffe Kaiser Josephs brachten die schon öfters aufgetauchten fürstlichen Associationsprojekte in rascheren Fluß. Nachdem aus dem Schoß der kleinen und mittlern Reichsstände, namentlich von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden und dem Zweibrücker Hof, wiederholt der Gedanke einer reichsständischen Union weltlicher und geistlicher Fürsten zum Schutz gegen die Vergrößerungstendenzen des Kaisers mit Anschluß an Frankreich oder Preußen ausgegangen, griff Friedrich II. diese Projekte mit vollstem Eifer auf. In dem Mangel an einem europäischen Rückhalt erschien ihm das Reich als eine Stütze. Am Abend seines Lebens kehrte er zu den Versuchen zurück, die er schon während der schlesischen Kriege unternommen und in der Frankfurter Union (S. 28) teilweise und ungenügend verwirklicht hatte, dem altherkömmlichen habsburgischen Einfluß ein Gegengewicht in einem engern Bund deutscher Reichsglieder unter preußischer Führung entgegenzustellen. Die Politik des Westfälischen Friedens trat noch einmal gegen das Bestreben in die Schranken, der kaiserlichen Monarchie einen realen Inhalt zu geben und sie auf Kosten des souveränen Landesfürstentums zu stärken. Zwei politische Richtungen, die in der deutschen Geschichte bereits eine verhängnisvolle Bedeutung erlangt haben, gerieten hier noch einmal ernstlich aneinander: auf der einen Seite das habsburgisch-österreichische Bemühen, Deutschland auszubeuten für die Vergrößerung und Abrundung der eignen Hausmacht, auf der andern das Bestreben des Landesfürstentums, diese wiederauflebenden Kaisergelüste auf ein geringstes Maß zurückzuführen, nötigenfalls ganz aus dem Reich hinauszudrängen. Das Werk entsprang Friedrichs eigenster Initiative und nur sein Eifer vermochte es zum Abschluß zu führen. Zunächst aus Unterhandlungen zwischen Preußen, das der Minister Hertzberg vertrat, Hannover und Sachsen hervorgegangen, breitete sich der **Fürstenbund** bald ansehnlich aus. Es traten in der Folge Sachsen-Weimar und Gotha, Zweibrücken, Kurmainz, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Mecklenburg u. a. Reichs-

Gründung des Fürstenbundes.

23. Juli 1785.

glieder bei. In der Gewinnung von Kurmainz, das wegen seiner Stellung im Kurkollegium und der Reichserzkanzlerwürde von besonderer Wichtigkeit war, hat der Freiherr vom Stein die ersten Proben seiner staatsmännischen Befähigung abgelegt, und die günstige Aufnahme des Antrags von seiten Hannovers war vorzugsweise der Thätigkeit Karl August von Hardenbergs zu danken, des spätern preußischen Staatskanzlers, damals in braunschweigschen Diensten.

Inhalt und Bedeutung des Fürstenbundes.

Der Associationstraktat war eine Vereinbarung zur Aufrechterhaltung des bestehenden Staatensystems und der Reichsverfassung; man versprach sich einträchtiges Zusammenwirken auf dem Reichstag, Schutz der Reichsgerichte gegen kaiserliche Eigenmächtigkeiten und Wahrung sämtlicher Reichsstände in ihren Rechten und ihrem Besitzstand. In geheimen Artikeln wurde insbesondere abgemacht, dem beabsichtigten Ländertausch und ähnlichen Projekten, Säkularisationen und Zergliederungen kräftig entgegenzutreten und sich nötigenfalls mit gemeinsamer Waffengewalt zu widersetzen. Der Bund war sonach in seinem Grundbestreben, der Aufrechterhaltung der reichsverfassungsmäßigen Ordnung, des deutschen und europäischen Gleichgewichts, durchaus konservativer Natur; er wollte noch einmal die landesfürstliche Unabhängigkeit, die „deutsche Freiheit" im Sinne des Westfälischen Friedens sicherstellen. Wenn er die Keime zu einer neuen politischen Organisation innerhalb des Rahmens der alten Reichsverfassung in sich trug, zu einer bundesstaatlichen Vereinigung unter preußischer Hegemonie mit entscheidender Einwirkung auf die Reichsangelegenheiten, im Gegensatz zum kaiserlichen Machteinfluß, so kamen doch diese Keime nicht zur Entfaltung. Eine bundesstaatliche Fortentwickelung dieser Association, die für augenblickliche Bedürfnisse und Gefahren berechnet war, die ungeschwächte Fortdauer der vollen fürstlichen Landeshoheit in sich schloß, durch die mannigfachsten Gegensätze und Sonderbestrebungen gelockert wurde, war nicht zu erreichen. Als die Gefahr der österreichischen Vergrößerungssucht vorüber und Friedrich d. Gr., der Stifter des Bundes, gestorben war, verlor sich mehr und mehr das Interesse an dieser Vereinigung; die Versuche des patriotischen Herzogs Karl August von Weimar, aus dem Bund eine eingreifende Reform der Reichsverfassung, ein nationales Einigungswerk hervorgehen zu lassen, ein allgemeines deutsches Gesetzbuch für Zivil- und Strafrecht, eine einschneidende Verbesserung der Reichsjustiz, eine Belebung der gesamten Reichsgesetzgebung und der Thätigkeit des Reichstags zu bewirken, kamen doch nicht über löbliche Anläufe hinaus. Auch der Kurfürst von Mainz und sein Koadjutor Dalberg arbeiteten an der Fortbildung des Bundes, aber wieder auf andern vorsichtigeren Wegen. Am Ende blieb doch alles bei Entwürfen und Anregungen. Immerhin aber war der Bund für Preußen ein Gewinn, indem er dem rastlosen Ehrgeiz des kaiserlichen Rivalen Zügel anlegte, Friedrich d. Gr., der bisher doch immer als Rebell gegen die heiligen Satzungen des Reichs dagestanden, zu deren Schirmherrn erhob, den preußischen Einfluß in Deutschland steigerte, den österreichischen untergrub und fortan jede Anwandlung

zum Rückfall in die Ideenkreise Karls V. und Ferdinands II. dem habsburgischen Kaisertum verleidete.

II. Österreich seit dem Hubertusburger Frieden.

1. Maria Therestas letzte Regierungszeit und Josephs II. Jugend und Grundsätze.

Der reformatorische Feuereifer des jungen Kaisers vermochte das in Formen erstarrte deutsche Reichswesen nicht in Bewegung und Fluß zu setzen. Ein um so fruchtbareres Feld boten ihm die österreichischen Erbstaaten, wo die in ihren Rechten und Befugnissen beschränkten Landstände der souveränen Macht des Monarchen keinen unüberwindlichen Widerstand entgegenstellten. Wie wir in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten (z. B. S. 56 ff.) erfahren, hat schon Maria Theresia während ihrer vierzigjährigen Regierung in Verbindung mit ihrem verständigen und aufgeklärten Minister Kaunitz mancherlei Mißstände abgestellt, manche zeitgemäße Änderungen getroffen, manche Reformen mit den bestehenden Einrichtungen vorgenommen. Das Heer- und Kriegswesen hatte unter den Händen der Grafen Daun, Lascy und andrer militärisch und strategisch gebildeten Männer eine gänzliche Umwandlung erfahren, wobei man sich die preußischen Einrichtungen zum Vorbild nahm. Die Rechtspflege war durch Verbesserung der Gesetze und Gerichtsformen, durch Abschaffung der Folter und durch manche Änderungen im Geiste der Zeit umgestaltet worden. In die Finanzverwaltung und den Staatshaushalt hatte Maria Theresias Gemahl, Kaiser Franz I., der sich auf Handel und Ökonomie trefflich verstand und mit kaufmännischen Talenten besser ausgerüstet war als mit diplomatischen und kriegerischen Gaben, Ordnung und Sparsamkeit eingeführt, ohne jedoch dem herkömmlichen Glanz und Aufwand am Hof zu nahe zu treten, und in Verbindung mit dem Grafen Haugwitz (S. 57) die Erhebung der Steuern und Abgaben in bessern Gang gebracht. Dennoch reichten bei den kostspieligen Kriegen die regelmäßigen Staatseinkünfte nicht aus, so daß man nicht nur zu fremden Hilfsgeldern greifen, sondern auch zur Einführung von Papiergeld schreiten mußte. — Wie uns bekannt (S. 59) war Maria Theresia bemüht, durch Gründung von Akademien und Schulen, durch Beförderung wissenschaftlicher Anstalten, die Bildung der höhern Stände wie die des Volks zu heben und einen tüchtigen Beamtenstand zu erziehen. Ebenso suchte die österreichische Regierung unter ihrer Leitung in den Gemeindeverfassungen, in dem Gewerb- und Zunftwesen Ordnung und Gleichförmigkeit zu begründen und sie der Aufsicht der Staatsbehörde zu unterstellen, die, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch thatsächlich noch bestehende Leibeigenschaft der Bauern in den deutschen Landesteilen zu lösen, die Frondienste zu beschränken und Ackerbau, Industrie und Handel in Aufschwung zu bringen. Selbst auf die kirchlichen Dinge erstreckte sich Maria The-

Maria Theresias innere Reformen.

resias reformatorische Thätigkeit, sowenig sie auch, wie wir des öftern erwähnt, die freieren religiösen Anschauungen der Zeit teilte. Das landesherrliche Placet wurde gewahrt und aufrecht erhalten, das Unterrichtswesen dem Einfluß der Geistlichkeit mehr und mehr entrückt, die Zahl der Feiertage gemindert, die Steuerfreiheit des Klerus beschränkt und manche Klostereinrichtung zeitgemäß umgestaltet. Es ist uns bekannt, daß die Kaiserin auch das päpstliche Breve, welches über die Gesellschaft Jesu die Auflösung verhängte, nach einigem Zögern in ihren Staaten zur Ausführung brachte, nachdem man ihr bewiesen, daß ihre Beichtgeheimnisse nach Rom berichtet worden.

Maria Theresia und die Ungarn. In Ungarn erfuhr das staatliche Zusammenleben mit Österreich keine namhaften Störungen. Wenn auch in einzelnen Fällen die alten Gesetze und Verfassungsbestimmungen nicht genau beachtet wurden, die Akatholiken unter der religiösen Antipathie des „Königs" Maria Theresia und einiger zelotischen Magnaten und Prälaten zu leiden hatten, wenn in den letzten Regierungsjahren das absolutistische System auch in dem ungarischen Staatswesen mehr zur Geltung gebracht ward, nach dem Tod des Grafen Ludwig Batthyany (1765) kein Palatin mehr ernannt, kein Reichstag mehr einberufen wurde und der Wiener Hof beflissen war, deutsche Sitte und deutsche Bildung auch den Magyaren zuzuführen, so hegte die ungarische Nation doch zu viel Vertrauen zu dem guten Willen, zu der Weisheit, Gerechtigkeit und Billigkeit der Kaiserin, als daß die alten Leidenschaften wieder hervorgebrochen wären, das aufrührerische anarchische Treiben früherer Tage sich wieder an die Öffentlichkeit gewagt hätte. Ohne daß man den Rechten und Privilegien der höhern Stände zu nahe getreten wäre, wurden auch die bäuerlichen Verhältnisse durch die Aufstellung allgemeiner Normalrechte in dem großen „Urbarialgesetz" einer heilsamen Umgestaltung und Entwickelung entgegengeführt. Dieses Gesetz bestimmte, daß jedem Eigentümer oder Besitzer das Maß seiner Berechtigung am Grundbesitz abgemessen, dem Hörigen aber die ungemessene Robot in eine gemessene verwandelt und auf bestimmte Wochentage beschränkt werde.

Joseph als Mitregent. Nach dem Tod ihres Gemahls, am 18. August 1765, setzte Maria Theresia den Sohn Joseph, nachdem er von den Kurfürsten zum Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron erhoben worden, auch in das väterliche Amt eines Mitregenten in den habsburgischen Erbstaaten ein, gestattete ihm aber ebensowenig Einfluß auf die Regierung und die Staatsgeschäfte wie dem verstorbenen Kaiser-Gemahl; nur daß wie dieser bei den Finanzen, so der Sohn bei dem Heer- und Kriegswesen in hervorragender Weise beteiligt war. Das hastige neuerungssüchtige Wesen des hochbegabten aber mit allzu großer Eile und Reformlust vorwärts strebenden Sohnes war ihr unheimlich. Dennoch traten in den letzten Regierungsjahren der Kaiserin manche Anzeichen hervor, daß Joseph und der Reichskanzler Kaunitz immer mehr Einfluß auf Politik und Staatsleben in dem Donaureich erlangten. Wenn Österreich, wie wir später erfahren werden, sich

an der Zerstückelung Polens beteiligte, ja durch die unberechtigte „Rekuperation“ der Zipser Städte sogar den ersten Anstoß zu dem verhängnisvollen Gewaltakt gab, wenn dann während der Türkenkriege das Wiener Kabinett die Pforte zur Abtretung der Bukowina nötigte und Temeswar samt dem Banat wieder mit Ungarn vereinigte, so war diese Vergrößerungspolitik mehr das Werk Josephs und des Reichskanzlers, als das der Kaiserin, der man nachsagte, sie habe mit Thränen den Anteil an der polnischen Beute, Galizien und Lodomirien, hingenommen. Wie wenig die Annexionsgelüste ihres Sohnes auf Bayern nach ihrem Sinne waren, haben wir gesehen. Aber dem Kaiser Joseph war der Gedanke, sein Reich durch das Wittelsbacher Land abzurunden, so sehr in Mark und Bein gedrungen, daß seine ganze auswärtige Politik, insonderheit seine Allianz mit Rußland, von der Begierde, Bayern als Kampfpreis zu erwerben, eingegeben und geleitet war. Den durch Friedrich von Preußen zerstörten Plan hoffte er durch Katharina zu erreichen.

Am 29. November 1780 schied Maria Theresia aus dem Leben, eine Fürstin von hervorragenden Eigenschaften sowohl als Herrscherin auf dem ersten Thron der Christenheit in einem tiefbewegten Zeitalter, wie als Frau und Mutter im Kreise ihrer Familie und in der hohen Gesellschaft. Die häuslichen Tugenden, die wir schon früher gerühmt haben, beobachtete sie bis zu ihrem Ende. Dem verstorbenen Gemahl bewahrte sie die Liebe und Treue, die sie ihm im Leben erwiesen, über das Grab hinaus in einem fünfzehnjährigen Witwenstand. Von ihren sechs Töchtern haben wir drei kennen gelernt: die zweite, Marie Christine als Statthalterin der Niederlande, die beiden jüngsten, Marie Antoinette und Karolina als Königinnen von Frankreich und von Neapel; zwei hatten den Schleier gewählt und waren Äbtissinnen in Prag und Innsbruck; die vierte war mit dem Herzog von Parma vermählt. Auch von ihren Söhnen sind uns drei bereits bekannt, Joseph, der bisherige Mitregent und nunmehr ihr Nachfolger, Leopold, Großherzog von Toscana, und Maximilian, der letzte Kurfürst-Erzbischof von Köln und Münster; ein vierter, Erzherzog Ferdinand, war an die Erbtochter des Hauses Este verheiratet. Seine Anwartschaft auf das Herzogtum Modena wurde, wie wir später erfahren werden, durch Napoleon zerschnitten, doch trat in der Folge sein Sohn in das mütterliche Erbe ein. *Maria Theresia u. ihre Familie.*

In den letzten Lebensjahren Maria Theresias konnte man eine starke Spannung zwischen Mutter und Sohn erkennen, eine natürliche Wirkung ihrer verschiedenartigen Anschauungen und Grundsätze. Denn während die Kaiserin in ihrem Alter mehr und mehr einer Kamarilla von hochkirchlichen und aristokratischen Männern und Frauen, insbesondere dem Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, ihr Ohr lieh, stand Joseph an der Spitze einer Oppositionspartei, welche die Zeitideen auch den Habsburger Landen zuführen, die moderne Staatseinheit, die Preußen so stark machte, auch in dem mittelalterlichen Gefüge seines Erbreichs zur Geltung bringen wollte. Maria Theresia beklagte sich über den Mangel an kindlicher Pietät von seiten des Sohnes und dieser beschwerte sich, daß ihm die Mutter sowenig Vertrauen beweise. Nur der Gewandtheit des Reichskanzlers Kaunitz, der obwohl mehr mit der vorwärtsstrebenden Natur *Mutter und Sohn.*

Josephs übereinstimmend, doch auch bei der hohen Frau sich in der alten Stellung zu halten wußte, gelang es die Gegensätze zu mildern, so daß die Spannung nicht zum Bruch gesteigert ward.

Josephs Grundanschauung. Joseph war neununddreißig Jahre alt, als ihm die Alleinherrschaft im österreichischen Gesamtreich zu teil ward und seiner nach Ruhmesthaten dürstenden Seele ein weiter Wirkungskreis sich öffnete. Man hat Joseph II. mit Recht den echten Sohn seiner Zeit genannt, denn in ihm spiegeln sich alle die Züge ab, die wir in den obigen Blättern kennen gelernt haben. Er war, wie er selbst einmal versicherte, „von Fanatismus für das Wohl des Staates erfüllt", aber er sah in den verschiedenen Völkern eine willenlose Masse, die man nach Belieben formen könne; er konnte es nicht begreifen, daß nicht ein und dasselbe Gesetz für alle Provinzen und für alle Menschen passen sollte. Das Gute ist doch nur eines, sagte er in einer Verordnung, also dürfen Nation, Religion, Stand u. s. w. keinen Unterschied machen. „Die Monarchie," schreibt er seinem Bruder, „muß eine einzige, in allen Einrichtungen und Lasten gleiche Provinz bilden", „eine einzige Masse, welche auf gleiche Weise gelenkt wird." Die militärischen Zentralisierungs- und Uniformierungsbegriffe, an die er sich als oberster Leiter des Heerwesens unter Maria Theresia gewöhnt hatte, auf den Staatsorganismus übertragend, suchte er alle seine Länder und Völker unter dem Band einer gleichförmigen Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung zu vereinigen, als „philosophischer Monarch" seine Unterthanen zu einer vernünftigen Lebensführung und Seelenordnung anzuhalten.

Josephs Erziehung u. Jugend. Joseph verdankte seine Bildung und Geistesrichtung weniger seinen Lehrern als seiner eignen Wißbegierde und Strebsamkeit. Der ungarische Graf Batthyany, dem Maria Theresia die erste Erziehung des Sohnes anvertraute, war ein rauher Kriegsmann, der durch strenge militärische Disziplin das aufbrausende Temperament seines Zöglings zu bändigen suchte; der uns bekannte Staatssekretär Bartenstein, ein kenntnisreicher Herr, der den gelehrten Unterricht leitete, ermüdete den lebhaften beweglichen Geist des Prinzen durch pedantische Weitläufigkeit und Trockenheit. Hat er doch zum Zweck seines Unterrichts eigne Geschichtswerke in vielen Folianten angefertigt. Am meisten Einfluß hatte Karl Anton Martini, Professor des Naturrechts an der Wiener Hochschule, auf die Geistesrichtung Josephs. Von diesem berühmten Rechtsgelehrten, der im Geist der rationalistischen Zeitphilosophie die Begriffe des Rechtslebens aus den abstrakten Prinzipien eines der Menschheit angebornen Naturrechts herleitete und entwickelte, empfing der junge Fürst die Ansicht, daß das Bestehende und historisch Gewordene zurückstehen müsse gegenüber den Gesetzen der Vernunft und des natürlichen Rechtszustandes. Man konnte schon in dem Knaben alle die Grundzüge und Eigenschaften erkennen, die dem Fürsten auf dem Thron sein geschichtliches Gepräge gaben: einen gewandten Körper, rasch und lebhaft in allen Bewegungen, jedem Stillsitzen abgeneigt, in gymnastischen Übungen hervorragend, ein Herz gefühlvoll und von edler Menschenliebe erfüllt, einen regsamen eigenwilligen Geist, ein sanguinisches für alles Ideale empfängliches Temperament, aber auch ein ungeduldiges, hastiges Wesen und große Eigenwilligkeit. „Jenes unaufhörliche Herrschen, Wirken, Zerstören und Bauen, jenes rasche und aufbrausende Wesen," sagt Jäger, „das aber ebenso schnell wieder

zurücktrat, wenn es auf Schwierigkeiten stieß, jener unermüdliche Drang nach äußerer Thätigkeit, der seine Regierung kennzeichnet, erschien im Keime schon am raschen Gang, in der raschen Gebärde, noch mehr in dem Eigensinn und in dem Aufbrausen des Knaben gegen seine Lehrer und Erzieher, weshalb Maria Theresia zu sagen pflegte: „Mein Sohn Joseph kann nicht gehorchen."

Für eine solche Natur ist das Leben selbst, ist die eigne Anschauung des menschlichen Treibens die beste Schule; und diese hat Joseph wie wenige Fürsten durchgemacht. Er hat die meisten Länder Europas bereist, nicht um sich an Festlichkeiten zu ergötzen und zu zerstreuen, sondern um die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein hat er ohne Gepränge und Aufsehen mit geringem Gefolge alle bedeutenden Städte Europas besucht. In Paris verkehrte er mit den Koryphäen der geistreichen Gesellschaftskreise, mit den hervorragendsten wissenschaftlichen und staatsmännischen Größen, und erregte durch seinen Verstand, sein liebenswürdiges Wesen und seine Belesenheit allgemeine Bewunderung. Nach der Zusammenkunft in Mährisch-Neustadt rühmte Friedrich d. Gr. den strebsamen Geist des jungen Fürsten, der sich von dem Aberglauben seines Hauses freigemacht und Voltaires Schriften mit Eifer lese. Wie gern hätte Joseph den „Weisen von Ferney" selbst von Angesicht zu Angesicht gesehen, allein Maria Theresia hatte ihrem Sohn verboten, „den Patriarchen der Toleranz" zu besuchen. In der Apenninischen und Pyrenäischen Halbinsel machte Joseph sich mit der Kunst und dem öffentlichen Leben vertraut. Und als ob das Schicksal selbst ihn über die persönlichen und häuslichen Interessen hinausheben und auf die großen Fragen und Anliegen des Völker- und Staatslebens hinweisen wollte, war sein eheliches Leben ohne Freude und von kurzer Dauer. Seine erste Gemahlin, Isabella von Parma, eine Prinzessin von jugendlicher Schönheit aber zarter Gesundheit, starb frühe dahin; eine zweite Gattin, Josepha von Bayern, vermochte sein Herz nicht zu gewinnen, und folgte der ersten bald nach; eine einzige Tochter sank im achten Lebensjahr ins Grab. So lebte denn Joseph ganz dem Staat und seinen Ideen. Er wollte die Menschheit frei und glücklich machen und vom Übel erlösen, aber er trug den Maßstab und das Urbild seiner Schöpfungen und Reformen allzusehr in der eignen Seele, in dem eignen Willen und schöpferischen Triebe. Und doch stand dieser schöpferische Trieb so vielfach unter der Macht der wechselnden Anschauungen des Tages, war so vielfach abhängig von wandelbaren Menschengebilden, die nur auf bedingte, begrenzte Wahrheit Anspruch hatten. Großgezogen in den naturrechtlichen Anschaunngen Martinis, urteilt ein neuerer Historiker, besaß der Kaiser kein Verständnis und keine Achtung vor geschichtlicher Entwickelung. Er scheute sich nicht althergebrachte Institutionen der Kirche und des Staats über den Haufen zu werfen, wenn sie dem Ideal seiner Staatsform widersprachen, jener absoluten Regierung, welche durch das Licht der Aufklärung das Volk durchdringen, den Willen des Herrschers als verkörperte Staatsräson betrachtet und alle Fäden des Regiments in die Hand des Landesfürsten gelegt wissen wollte.

Leben und Denkweise.

2. Kaiser Joseph II. als Alleinherrscher.

a. Josephs Stellung zu Kirche und Papsttum.

Aus den Briefen Josephs an Kardinal Herzan, seinen Gesandten in Rom und an den Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo, „St. Ruprechts würdigsten Nachfolger", welche Groß-Hoffinger im zweiten Band seines

Selbstbekenntnisse in Briefen.

Geschichtswerkes abgedruckt hat, ersieht man, wie fest entschlossen der Kaiser die Reformation der Kirche und des Staats in Angriff nahm. An den erstern schrieb er: „Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht. Zufolge ihrer Logik wird Österreich eine andre Gestalt bekommen. Da ich den Aberglauben und die Sadduzäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster aufheben und sie den Bischöfen ihres Bezirks unterwerfen. „In Rom wird man es für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären," sagt er weiter, „wenn solches ohne Gutheißung von dem Knecht der Knechte geschieht, man wird sagen, ‚die Herrlichkeit Israels ist gefallen', wenn durch Gesetze verhindert wird, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand ein Monopolium treiben". In dem zweiten Brief heißt es: „Die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung ohne weiteres. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurteil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß der angebornen Freiheiten eingesetzt werden." Sein regsamer und thatendürstender Geist faßte gleichzeitig alle Gebiete des öffentlichen Lebens ins Auge.

Kirchliche u. religiöse Reformen. Zunächst jedoch sollten die kirchlichen und religiösen Zustände im Geist der Zeit umgestaltet, der Katholizismus aus seiner Alleinherrschaft gedrängt, der Staat und sein souveränes Oberhaupt ans der unwürdigen Stellung der Dienstbarkeit emporgehoben werden. Es war ein scharfer Schnitt in die habsburgischen Traditionen, in das System der Ferdinande, als Joseph II. durch eine Reihe von Verordnungen die Geistlichkeit seiner Reiche fast gänzlich von Rom loslöste und sie der Staatsgewalt unterordnete, als er viele Klöster aufhob, die Ordensgeistlichkeit verminderte, den Nichtkatholiken Duldung gewährte, die äußern Kultushandlungen in Schranken wies, der kirchlichen Werkheiligkeit die Gebote praktisch thätiger Menschenliebe entgegenstellte, den Aberglauben des Volks zu brechen suchte.

Beschränkung der päpstlichen Gewalt. 26. März 1781. So wurde schon in den beiden ersten Jahren der Josephinischen Alleinherrschaft allen Erzbischöfen, Bischöfen und geistlichen Oberen der österreichischen Erblande aufs strengste verboten, päpstliche Bullen und Breven oder Erlasse und Verordnungen ausländischer Vorgesetzten anzunehmen, ohne sie vorher der weltlichen Landesstelle vorgelegt und das landesfürstliche Placet dafür erlangt zu haben. Auch die Anordnungen, Belehrungen und Hirtenbriefe der Bischöfe an ihre Diözesanen mußten vor ihrer Bekanntmachung die Bewilligung der Landesstelle erhalten haben. Sodann wurden die vom päpstlichen Stuhl den Bischöfen erteilten Vollmachten zum Absolvieren und Dis-
14. April 1781. pensieren aufgehoben, die päpstlichen Bullen „In Coena Domini" und „Unigenitus", die „als Quelle und Schild der Rechte des päpstlichen Stuhles" galten, für ungültig
4. Mai. erklärt, den Bischöfen das Recht erteilt, kraft landesfürstlicher Ermächtigung in Ehe-
4. Okt. sachen von kanonischen Hindernissen zu entbinden, wobei nicht die kirchlichen Verwandtschaftsgesetze, sondern die Gesetze der Natur zu berücksichtigen seien. Die Rekurse von
März 1782. bischöflichen Konsistorien nach Rom wurden untersagt und den weltlichen Appellations-

gerichten und den höchsten Hofstellen zugewiesen. Neuerwählte Bischöfe sollten vor der päpstlichen Konfirmation einen Eid ablegen, daß sie Sr. Majestät getreu und unterthänig sein und das Beste des Staats fördern wollten, „um zu verhüten, daß der dem Papst zu leistende Eid den Souveränitätsrechten und den Unterthanspflichten widerstreite". Zugleich wurde der Besuch des Collegium Germanicum, wo die adlige Jugend Österreichs und Ungarns ihre Vorbildung zum priesterlichen Stand zu holen pflegte, verboten und in Pavia zu dem Zweck ein neues Kollegium gegründet. Den Schluß der Verordnungen über die Stellung des Klerus bildete eine Instruktion, wonach dem geistlichen Stand nur die Predigt des Evangeliums, der Gottesdienst, die Verwaltung der Sakramente und die kirchliche Zucht zustehen, jedes andre Recht oder Privilegium wegfallen sollte.

1. Okt. 1781.

12. Okt. 1781.

Anfang 1782.

Beschränkung des Klosterwesens.

„Ich habe ein schweres Geschäft vor mir," schrieb Joseph an den Erzbischof von Salzburg im Febr. 1781: „ich soll das Heer der Mönche reduzieren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte." Er betrachtete die Klöster und das Ordenswesen nicht nur als etwas Unvernünftiges und Unnützes, sondern auch wegen ihrer Verbindung mit auswärtigen Vorgesetzten als „staatsgefährliche Institute"; sie galten ihm als unvereinbar mit seinen staatsökonomischen Grundsätzen, „da sie nur Staatskräfte konsumierten und nichts produzierten". Er beschloß daher, dieses „totliegende Menschenkapital" für den Staat nutzbar zu machen. Die Einleitung war eine Verordnung, welche die Verbindung der österreichischen Klöster mit dem Ausland aufhob, die Ordenshäuser von den auswärtigen Vorstehern, Oberen und Generalen unabhängig machte und sie unter ihre inländischen Provinziale und unter die Aufsicht der Bischöfe stellte. Hierauf folgten einige Dekrete, welche die Entfernung ausländischer Mönche aus den österreichischen Ordenshäusern befahlen, die Aufnahme von Novizen auf zehn Jahre untersagten, die Bischöfe ermächtigten, „kraft ihrer Amtsgewalt" die Konventualen von dem Gelübde des Gehorsams gegen ihre Oberen zu entbinden, Verzeichnisse aller Stiftungen und Brüderschaften mit Angabe des Vermögensstandes einforderten. Nach diesen einleitenden Schritten erfolgte der Hauptschlag. Durch zwei allerhöchste Handschreiben verfügte der Kaiser die Aufhebung aller jener Orden und Klöster in seinen Erblanden, welche ein „bloß beschauliches Leben" führten. „Ich verstehe darunter," heißt es in dem Handschreiben vom 20. Dezember, „alle jene Orden beiderlei Geschlechts, welche weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch Sterbenden beistehen, noch sonst in Studien sich hervorthun, alle Kartäuser, Kamaldulenser, Eremiten und alle weiblichen Orden der Karmeliterinnen, Klarissinnen, Kapuzinerinnen u. dgl. Alle diese sollen von nun an allgemein in allen meinen Staaten aufgehoben sein." Am 12. Januar erfolgte die Auflösung. Die Mönche und Nonnen erhielten Leibrenten, oder wenn sie außer Landes gehen wollten, ein Reisegeld; die meisten wurden in andern Klöstern untergebracht, manche Ordensbrüder wurden als Weltgeistliche angestellt und von den Bischöfen bei der Seelsorge verwendet. Aus dem Vermögen der eingezogenen Ordenshäuser wurde ein „Religionsfonds" gegründet, der im Laufe der Jahre durch neue Säkularisationen, durch die Einziehung von Stiftungen und Wallfahrtsorten mit reichen Kapellen, durch die Auflösung von Brüderschaften und Kongregationen fort und fort vermehrt und von Staatsbeamten verwaltet, teils zur Unterstützung und Versorgung der ausgetretenen Konventualen, teils zur Errichtung neuer Pfarreien und Schulen und zur Verbesserung des Unterrichtswesens, teils zur Gründung und Unterhaltung gemeinnütziger Anstalten der Wohl-

24. März 1781.

30. Okt. 20. Dez. 1781.

12. Jan. 1782.

thätigkeit und Menschenliebe verwendet wurde. Wo die Volkszahl zu groß oder die Kirchorte zu weit voneinander entfernt waren, wurden neue Pfarrstellen oder Kaplaneien mit Schulen errichtet, damit der Unterricht und die geistliche Seelsorge sich weiter verbreiten könnte. Die Zahl solcher neugegründeten geistlichen Stationen betrug über 1500. An die Stelle der aufgehobenen kirchlichen Vereine sollte die „Brüderschaft der thätigen Nächstenliebe in bezug auf die hilflosen Armen" unter der Leitung des Kardinal-Erzbischofs von Wien treten und über ganz Österreich sich ausdehnen.

Durch diese kirchlich-administrativen Verordnungen, sagt Groß-Hoffinger nach amtlichen Urkunden, hob Joseph II. in acht Jahren 700 Klöster auf und verminderte die Zahl der Ordensleute um 36,000. Doch blieben noch sehr viele Klöster, nämlich 1324, in welchen noch 27,000 Mönche und Nonnen hausten. Es blieben auch die reichsten, was den Vorwurf des Eigennutzes vernichtet. Die Aufhebung der vielen Klöster brachte ihre oft schlecht bebauten Güter und Gründe um wohlfeile Preise in die Hände von Bürgern und Bauern, welche eine verhältnismäßige Steuer bezahlten und zahlreiche Familien ernährten. Was von Gütern, Gülten und Gründen nicht verkauft wurde, kam unter die Verwaltung der Domänen-Administrationen, welche den Unterthan zu billigem Jahreszins oder Erbpacht verpflichteten.

Stimmen für u. wider. Feßler.

Die Urteile über diese Maßregel lauteten natürlich sehr verschieden. Während die Klerikalen sich in Schmähungen und Verdächtigungen ergingen, priesen die Aufgeklärten den energischen Kaiser, „der das hierarchische Gebäude erschütterte und ein Joch abwarf, welches der mittelalterliche Despotismus des Aberglaubens den Nationen auferlegt hatte". Und während der Nationalökonom Schlettwein durch den Eingriff in das Ordenswesen alles Eigentumsrecht gefährdet sah und der Erzbischof Migazzi in einer unmittelbaren Vorstellung an den Kaiser sich der Religiosen eifrig annahm, verfaßte der witzige und sarkastische Born als Antwort auf die apologetische Schrift des Erzbischofs das satirische Buch „die Naturgeschichte des Mönchtums" (Monachologie), worin er die Ordensleute nach ihrer äußern Erscheinung und mit denselben Kunstausdrücken beschrieb wie Linné die Insekten und Käfer. Die Welt war in zwei Heerlager geteilt, die Losung „Hie Welf, hie Waibling" hatte von neuem Geltung gewonnen. — Ignaz Feßler aus Ungarn, damals Kapuzinermönch in Wien, hatte dem Kaiser Mitteilungen gemacht über die in seinem Orden herrschenden Mißbräuche und Greuel. Deshalb von den Ultramontanen angefeindet und verfolgt, fand er Schutz bei Baron Kresel, Präsident der Hofstiftungskommission. Seine weitern Erlebnisse in Lemberg als Professor, in Schlesien, wo er zur protestantischen Kirche übertrat und in Rußland, wo er als lutherischer Geistlicher und Superintendent eine vielseitige Wirksamkeit übte und mehrere Schriften, meistens historische Romane verfaßte, hat er selbst in seiner Biographie, „Rückblicke auf meine siebzigjährige Pilgerschaft", anschaulich und ergreifend dargestellt.

Reformen im äußern Kultus.

Der Ärger der Klerikalen steigerte sich, als der Eifer für Reformen im Sinne der Aufklärung sich auch an den Kultus, an die gottesdienstlichen Formen, an die Gebräuche und Zeremonien wagte; als eine „Andachtsordnung" festsetzte, wie es bei der Messe und den Liturgien gehalten werden solle, als Verordnungen über die Ausschmückung der Altäre, der Kirchen und Kapellen ergingen, als die Heiligenbilder, die Votivtafeln, die Reliquienausstellungen, die Ablässe und andres „Gepräng und Flitterwerk" verboten nnd die Prozessionen und Wallfahrten auf wenige Tage und Orte beschränkt wurden, als man das Wetterläuten, das Weihen und Einsegnen von Brot, Wasser, Wein, Früchten u. dgl. untersagte und sogar aus wirtschaftlichen Rücksichten die Verwendung der Särge bei Begräbnissen vermindern wollte. Gerade in diesen äußerlichen Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten, welche die Verstandesaufklärung als

Aberglauben und Thorheit verwarf, erblickt ja die große Menge das Wesen der Religion, den Kern der Andacht und Frömmigkeit. Daher war ja auch die Priesterschaft von jeher so sehr beflissen, die Volksphantasie durch solche äußerliche Zeichen und kirchliche Handlungen zu fesseln und der Andacht durch sinnliche Mittel zu Hilfe zu kommen.

Die Krone setzte Kaiser Joseph seinen kirchlichen Reformen auf durch das berühmte „Toleranzpatent", durch welches den Protestanten beider Konfessionen und den nichtunierten Griechen freie Religionsübung und bürgerliche Rechte unter gewissen Beschränkungen in allen österreichischen Ländern eingeräumt werden sollten. Durch dieses Gesetz, das am 13. und 27. Oktober 1781 für Österreich, Böhmen und Mähren, am 12. November für die belgischen Provinzen, am 21. Dezember für Ungarn erlassen ward, wurde die Politik, die von Ferdinand II. bis zum Tod Maria Theresias in dem Habsburger Herrscherhaus streng eingehalten worden war, in das Reich der Toten gewiesen. Der im Westfälischen Frieden anerkannte Grundsatz der Gleichberechtigung der Konfessionen war in den deutsch-böhmischen Ländern nie zur Geltung gekommen; wir haben gesehen, mit welcher Härte sogar die große Kaiserin die nicht katholischen Unterthanen aus den katholischen Landschaften zur Auswanderung nach Ungarn oder Siebenbürgen zwang; selbst in den größern Städten wurden Protestanten nur unter der Bedingung geduldet, daß sie sich mit Hausandacht begnügten. Das Duldungsgesetz.

Aus einem Brief an den Leiter der „Studienhofkommission", Gottfried van Swieten, vom Dezember 1787, worin der Kaiser seine Ansichten und Grundsätze mit der ihm eignen Schärfe und Klarheit darlegte, erkennt man, daß seine Absichten ursprünglich noch viel weiter gingen, und daß er nur aus Scheu vor der Opposition der ultramontanen Eiferer nicht die volle Gleichberechtigung aller Religionsgenossenschaften aussprach. „Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt," schreibt er, „die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt. Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volks zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmütig und gerecht wären. Demzufolge erließ ich Duldungsgesetze und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten jahrhundertelang gebeugt. Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; niemand soll mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch künftig genötigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Überzeugung geht und wenn er andre Begriffe von der Glückseligkeit hat. Die Szenen der abscheulichen Intoleranz sollen ganz aus meinem Reich verbannt sein. Glücklich daß es noch keine Opfer wie Calas und Sirvan gegeben und dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung getroffen hat. Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, welche nun Europa erleuchtet, welche die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende zuvor die Zoroaster und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist." Josephs Ansichten über religiöse Toleranz.

In diesem Umfang konnte die religiöse Gleichstellung nicht bewirkt werden. Der katholischen Religion blieb der Vorzug des öffentlichen Kultus; doch durften Nichtkatholiken eigne Bethäuser und Schulen errichten, Geistliche anstellen, Konsistorien und Superintendenten halten. Auch sollten sie in allen bürgerlichen und Ehrenrechten den Katholischen gleich stehen. Die Rechte waren kurz gemessen, so daß auch in protestantischen Kreisen unzufriedene Stimmen laut wurden. Es ist bekannt, wie sehr der Ver- Bedeutung u. Wirkung des Toleranzgesetzes.

liner Nicolai die Lobgesänge der Enthusiasten mit Mißtönen störte. Vor allem beschwerten sich in Ungarn die Bekenner der Augsburgischen wie der Helvetischen Konfession, daß ihre von den Reichsgesetzen „rezipierte" Religion nunmehr zu einer „tolerierten" erniedrigt sei. Dennoch traten die Wirkungen bald so auffallend zu Tage, daß die Katholischen laut zu murren und zu klagen begannen: die Glaubenseinheit, das ererbte Kleinod aus den Zeiten der Väter, sei dem Land entrissen worden, der Kaiser sympathisiere mit den Ketzern und begünstige den Unglauben. Als in allen Städten und Provinzen heimliche Protestanten aus der Verborgenheit hervorkamen und gestützt auf das Toleranzpatent sich zu Gemeinden bildeten, als viele, die um des Glaubens willen vertrieben worden oder ausgewandert waren, zurückkehrten, als manche Unzufriedene aus der herrschenden Kirche sich den Andersgläubigen beigesellten, als in der Nähe der Kaiserburg an der Stelle des aufgehobenen Dorotheenklosters zwei Bethäuser errichtet wurden, durch freiwillige Beiträge fremder Konfessionsverwandten reichlich ausgestattet, da mehrten sich die Vorwürfe und der Groll der Zeloten, so daß sich der Kaiser bewogen fühlte, einige nachträgliche Einschränkungen ausgehen zu lassen, durch welche wenigstens der Übertritt erschwert werden sollte. Auf solche Motive ist wohl auch der Erlaß in betreff einer böhmischen Separatistengemeinde im Kreis Pardubitz zurückzuführen, den man so oft als Beweis der despotischen Natur des „philosophischen Monarchen" vorgebracht. In einem Dekret vom 10. Juni 1783 wurde nämlich einer sektiererischen Bauerngemeinde in Böhmen, die sich ehedem Abrahamiten nannte, dann sich als Deisten bezeichnete, der Befehl erteilt, sich einer der drei christlichen Hauptkonfessionen anzuschließen, „da sie sich für etwas ausgebe, von dem sie nicht wisse was es sei". Als sie sich weigerte, wurden die Männer, 247 an der Zahl, in die siebenbürgischen Grenzregimenter eingereiht, die Kinder weggenommen.

Der Kaiser u. die klerikale Opposition. Die katholische Welt, vor allem der hohe Klerus, geriet in Schrecken über das neue System in Wien, das mit der ganzen Vergangenheit der habsburgischen Politik brach. Es war natürlich, daß man in hochkirchlichen Kreisen kräftige Anstrengungen machte, den Kaiser von seinem kirchenfeindlichen Verfahren abzubringen. Wie der Kardinal-Erzbischof von Wien, so richtete auch der Primas von Ungarn, Graf Joseph Batthyany im Namen seines Klerus Vorstellungen und Ermahnungen an den Herrscher des österreichischen Staats, und der Kurfürst-Erzbischof von Trier, Klemens Wenzeslaus hielt sich durch die Bande der Blutsverwandtschaft berechtigt, das „großmütige kaiserliche Herz" mit väterlichen Bitten und Mahnworten zu bestürmen. Die größte Erregung aber gab sich im Vatikan kund. Als die Ordensgenerale den heil. Vater kniefällig anflehten, den
14. April 1781. verderblichen Säkularisationen Einhalt zu thun, richtete Pius VI. eine Breve an Joseph, worin er ihn beschwor, von den Neuerungen abzustehen, und erteilte dem Nunzius Garampi den Auftrag, deshalb mit dem Reichskanzler in Unterhandlungen zu treten. Die Antwort, welche Kaunitz dem päpstlichen Botschafter in betreff „des Verhältnisses der weltlichen zur geistlichen Macht" im Auftrag des Kaisers erteilte, lautete: „Seine Majestät wird sich niemals der Ausübung der gegründeten und gesetzmäßigen Gerechtsame des heil. Stuhles und der allgemeinen Kirche in dogmatischen und bloß die Seele betreffenden Gegenständen widersetzen, wird aber auch niemals eine fremde Einmischung in Angelegenheiten

gestatten, welche Allerhöchstdieselbe als offenbar der landesfürstlichen Machtvollkommenheit zustehend ansieht, die ohne Ausnahme alles dasjenige in sich begreift, was in der Kirche nicht von göttlicher, sondern nur von menschlicher Erfindung und Einsetzung ist, und das, was es ist, allein der Einwilligung und Gutheißung der oberherrlichen Gewalt zu verdanken hat. Dieser steht es daher zu und muß ihr zustehen, alle dergleichen freiwillige und willkürliche Bewilligungen sowie andre dieser Art nicht nur allein abzuändern und einzuschränken, sondern sogar ganz aufzuheben, so oft solches Staatsursachen, Mißbräuche oder veränderte Zeiten oder Umstände erheischen mögen." Nach der Kirchenlehre war der ganze kirchliche Organismus eine göttliche Institution, eine Schöpfung des heiligen Geistes, hier wird er in seiner äußern Entwickelung und Erscheinung als menschliche Erfindung und Einsetzung bezeichnet, als ein geschichtlich Gewordenes, das die Staatsgewalt abändern und teilweise beseitigen könne. Bisher hatte man von Rom aus gelehrt, der Staat sei der weltliche Arm der Kirche, berufen die Gebote und Strafurteile der letzteren zu vollziehen; hier erscheint der Staat als die höchste Autorität in allen der Zeitlichkeit und der Erscheinungswelt angehörenden Dingen. Dem Erzbischof von Trier antwortete Joseph selbst mit einschneidender Schärfe: „Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, ich halte mich in der Religion genau an die Sache und wehre nur den Mißbräuchen, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben."

Als alle Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen erfolglos blieben, faßte Papst Pius VI. den Entschluß, eine Reise nach Wien zu unternehmen, um im persönlichen Verkehr mit dem Kaiser die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Vergebens widerrieten viele den gewagten Schritt, der leicht dem pontifikalen Ansehen nachteilig werden könnte; vergebens suchte man in der Wiener Hofburg das Vorhaben zu hintertreiben, indem der österreichische Botschafter zu verstehen gab, daß der Kaiser sich durch nichts von dem einmal betretenen Pfad der kirchlichen Reformen abbringen lassen würde; Pius VI. vertraute auf die Macht seiner Persönlichkeit, auf die der katholischen Welt innewohnende Ehrfurcht vor seinem erhabenen Hirtenamt und auf den imponierenden Eindruck, den eine so unerhörte Erscheinung auf Gemüt und Phantasie hervorbringen würde. Die einnehmende Gestalt und die edlen Gesichtszüge des ehrwürdigen Greises, die Majestät seines Auftretens, der Ausdruck von Sanftmut und Milde in seinen Mienen, die überwältigende Würde beim Segenspenden, diese und andre Eigenschaften, so hoffte man, könnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Auch entsprach die Reise von Rom über Venedig, Görz, Laibach nach Wien und die Aufnahme in der Kaiserstadt allen Erwartungen. Joseph empfing den Kirchenfürsten höchst ehrenvoll, wies ihm in der Hofburg seine Gemächer an und weder er selbst noch seine Umgebung ließen es an Beweisen von Ehrfurcht und Hochachtung fehlen; allein über die Angelegenheiten, um derentwillen der Papst die Reise unternommen hatte, wurde nichts zwischen ihnen verhandelt, ungeachtet die

Papst Pius VI. in Wien.

27. Febr. bis 22. März 1782.

beiden Häupter der Christenheit fast täglich zusammenkamen, und als in einer Staatskonferenz über die brennenden Fragen des Tages verhandelt werden sollte, entschuldigte sich der Kaiser, daß er zu wenig vom kanonischen Recht verstehe, bat um eine schriftliche Aufzeichnung, damit er sie seinen Theologen vorlege, und schloß mit den Worten: „Alles was ich bis jetzt gethan, alles was noch künftig geschehen wird, beabsichtigt das Wohl meiner Unterthanen. Unumgänglich notwendig waren die beschlossenen Einrichtungen; mit desto mehr Standhaftigkeit werde ich sie aufrecht halten, da keine derselben die kirchliche Lehre auch nur im geringsten beeinträchtigt." Es schien als habe man dem Papst darum eine Wohnung in der Kaiserburg angewiesen, damit sein Verkehr desto leichter überwacht werden könne. Welch einen eigentümlichen Eindruck mußte es auf den heiligen Vater hervorbringen, daß Fürst Kaunitz, den er auf seiner prachtvollen Villa besuchte, ihn wie einen gewöhnlichen Ehrengast behandelte, nach kurzer Begrüßung seiner Gewohnheit gemäß den Hut aufsetzte, „weil er einen schwachen Kopf habe", und ihn, dem man sonst nur mit Kniebeugungen und mit Zeichen der tiefsten Devotion nahte, beim Besichtigen des Palastes und der Gemälde am Arm nahm und bald dahin bald dorthin führte. Um so größer waren die Ehrfurchtsbezeugungen und die heilige Begeisterung des Volks, sobald sich Pius
22. April 1782. öffentlich sehen ließ oder die Messe feierte. Und als er nach einem Aufenthalt von vier Wochen die Kaiserstadt verließ und über Bayern und Tirol zurückkehrte, strömten wie bei seiner Herreise die Leute aus der Nähe und Ferne herbei und warfen sich neben der Straße, auf welcher Se. Heiligkeit einherfuhr, kniend auf die Erde. Wie wenig dagegen die Anwesenheit des Papstes auf den Kaiser und seine Räte Einfluß hatte, bewies der ungeschwächte Fortgang der Säkularisationen in allen Staaten der österreichischen Monarchie.

Ehegesetze u. Generalseminarien. Zu Anfang des folgenden Jahres erschien das „Ehepatent", durch welches die Ehe ihres kirchlichen Begriffes und sakramentalen Charakters völlig entkleidet, dem
16. Jan. 1783. kirchlichen Boden entrückt und einfach auf den Boden des bürgerlichen Vertrags gestellt, Ehescheidung und Wiederverheiratung Geschiedener gestattet ward. Und um die kirchlichen Dinge in Österreich von jeder fremden Einwirkung frei zu machen und die künftigen Geschlechter für die Staatsreligion heranzubilden, entzog Joseph den ausländischen Bischöfen, z. B. dem Hochstift Passau, dem Fürstbistum Salzburg u. a. jene Teile ihrer Diözesen, welche sich auf österreichisches Gebiet erstreckten, gründete neue Bischofsitze ohne päpstliche Mitwirkung, verlieh das erledigte Erzbistum Mailand „aus eigner landesherrlicher Vollmacht" mittels eines Handbillets dem Propst Filippo Visconti und errichtete Generalseminarien, welche unter der Leitung aufgeklärter Direktoren einen durch Sittenreinheit und Wissenschaft hervorragenden Priesterstand heranbilden sollten, der an den Thron geknüpft und den neuen religiösen und philosophischen Ideen ergeben sein würde. Solche Generalseminarien wurden in Wien, Pest, Pavia und Löwen gegründet und ihnen eine Anzahl Filialanstalten untergeordnet. Wir haben früher erfahren, zu welchen Auftritten diese Einrichtung in den Niederlanden geführt hat.

Papst Pius VI. fühlte bei seiner Rückkehr in den Vatikan einen tiefen Stachel in der Seele. Während seines Aufenthalts in Wien waren mehrere Broschüren so verletzenden Inhalts erschienen, daß sogar ein protestantischer Historiker, Johannes Müller von Schaffhausen, damals Professor der Geschichte in Kassel, in einer Schrift „Die Reisen der Päpste“ als Apologet des Pontifikats aufzutreten sich veranlaßt sah. Die fortdauernden Eingriffe Josephs in die bisherigen Rechte und Ordnungen der Kirche in Österreich mußten den Schmerz und Unwillen noch mehren; gereizte Briefe zwischen Rom und Wien gossen Öl in die Flamme: man befürchtete einen Bruch, wie er unlängst in Portugal bestanden. Um so mehr war die Welt erstaunt als der Kaiser mitten im Winter eine Reise nach Italien unternahm und ganz unerwartet in Rom erschien. Bei einem Mann wie Joseph II. konnte man nicht an eine „Reise nach Canossa“ glauben; es war somit zu vermuten, daß er die Absicht habe, entweder die Zustimmung des Papstes zu seinen Reformen zu ertrotzen oder die kirchlichen Angelegenheiten des Kaiserreichs der päpstlichen Oberherrschaft gänzlich zu entziehen. Und es scheint wirklich als habe ihm ein Zustand vor Augen geschwebt wie das englische Kirchenwesen, nur daß Glauben und Dogma keine Änderungen erfahren sollten. Aber den Vorstellungen des französischen Kardinals Bernis und des spanischen Geschäftsträgers Azara gelang es, den Kaiser von einem so gewaltsamen Schritt abzubringen. Er verständigte sich mit Pius VI. über das Ernennungsrecht der lombardischen Bischöfe und traf mit ruhigerem Gemüt wieder in Wien ein. Bald zogen andre Sorgen und Anliegen seinen Geist von den kirchlichen Dingen mehr ab. Er verfuhr schonender und rücksichtsvoller; und wenn auch kirchliche Reformen nicht ganz unterblieben, so wurden sie doch nicht mehr mit der frühern Feindseligkeit und Überstürzung vorgenommen; sie glichen fast nur Nachschwingungen einer nicht völlig zum Stillstand gekommenen Bewegung.

Kaiser u. Papst.

23. Dez. 1783.

20. Jan. 1784.

b. Reformen im Unterrichtswesen, in der Staatsverwaltung und in den bürgerlichen Verhältnissen.

Kaiser Joseph war ein doktrinärer Geist, der alles zentralisieren, alles nach einem überdachten Plan und System einrichten, dem Staat, der ihm als der Inbegriff aller Macht und Lebensthätigkeit, als der höchste Zweck alles organisatorischen Schaffens und Wirkens galt, ein uniformes Gepräge aufdrücken wollte. Es war daher natürlich, daß sich seine Reformthätigkeit nicht auf Kirche und Religion beschränkte, sondern gleichzeitig sich über alle Gebiete der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens erstreckte. Dabei faßte er, dem Geist der Zeit entsprechend, zunächst praktische und gemeinnützige Zwecke ins Auge. Die Volkskräfte zu wecken, zu beleben und für das Staatsganze dienstbar und fruchtbringend zu machen, war sein wichtigstes Bestreben. Daß er dabei in allen

Praktischer Doktrinarismus.

Dingen von rationalistischen Motiven ausging, war bei seiner Geistesrichtung und bei dem Charakter der Zeit ganz folgerichtig.

Volkserziehung und Unterrichtswesen. Josephs Hauptsorge war der Volkserziehung zugewendet. Es wurde schon erwähnt, daß ein großer Teil des „Religionsfonds" auf die Gründung von Volksschulen verwendet ward. Unter allen Schöpfungen Josephs war keine so segensreich und so fruchtbringend wie die Verbesserung und Erweiterung des Volksunterrichts. Während Maria Theresia in erster Linie für die Erziehung des Adels Sorge trug, wurden unter Joseph in Stadt und Land Schulen errichtet, in denen auch die untern Klassen herangebildet werden sollten. Dieser Plan kam in solchem Umfang zur Ausführung, daß z. B. in Böhmen die Zahl der Schulkinder auf dem flachen Land innerhalb zehn Jahren von 14,000 auf 117,000 stieg. Dabei wurde sowohl der Kaiser als der Präsident der Studienhofkommission, van Swieten, von wesentlich praktischen Rücksichten geleitet. Durch die Verbreitung der notwendigsten Kenntnisse unter den Volksmassen versprach man sich einen rationelleren Betrieb der Gewerbe und des Ackerbaues, wodurch der höchste Staatszweck, Vermehrung der Produktion, Vermehrung der Volkszahl, Erhöhung der Steuer- und Staatskraft und in letzter Instanz Vermehrung des materiellen Volkswohles erreicht werden sollte. Aus der großen Bedeutung, die man auf die praktische und materielle Nützlichkeit, auf das „Utilitätsprinzip" legte, erklärt sich auch die geringere Pflege der höhern Unterrichtsanstalten. Die Gymnasien wurden wesentlich in dem Zustand belassen, wie sie unter Maria Theresia eingerichtet worden, nur daß man den mönchischen und klerikalen Charakter abstreifte; auf den Universitäten hatte man weniger die wissenschaftliche Ausbildung als die sogenannten „Brotstudien" im Auge; nicht die freie Geistespflege, sondern die Bedürfnisse des Staatsdienstes galten als Hauptzweck; an Stelle der bisherigen mittelalterlich-scholastischen Studien, die vorzugsweise von Geistlichen und Ordensleuten geleitet und darum theologisch gefärbt waren, wurden nun die realistischen, dem praktischen Leben und dem Staat dienenden Wissenschaften begünstigt und kultiviert, die Hochschulen selbst ihres klerikal-korporativen Charakters entkleidet und in Staatsanstalten verwandelt, mit Beseitigung des Eides, den bisher die Professoren dem päpstlichen Stuhl zu leisten gehabt.

Humanitätsanstalten. Wenn bei diesen Reformen im Schulwesen mit dem Zweckmäßigen auch manche Mißgriffe verbunden waren, so trugen dagegen die großartigen Humanitätsanstalten, zu denen Joseph während seines Aufenthaltes in Paris die erste Anregung erhielt, ganz den Stempel edelster Menschenliebe und verherrlichten seinen Namen bei Mit- und Nachwelt. Dahin gehört in erster Linie das allgemeine Krankenhaus in Wien, das in seinen verschiedenen Abteilungen als eigentliches Krankenhaus, als Gebär-, Findel-, Siech- und Irrenhaus sowohl der leidenden Menschheit ein Asyl als dem ärztlichen Studium einen weitern Belehrungskreis darbieten sollte, sowie das „Josephinum" zur Heranbildung von Militärärzten und Feldchirurgen; dahin gehört das Taubstummeninstitut nach dem Muster der von dem Abbé de L'Epée in Paris gegründeten großartigen Anstalt; dahin gehört das Armeninstitut, durch welches mittels Zusammenwirken der Polizei, der Gemeinden und der Ortsseelsorger für die arbeitsunfähigen Armen gesorgt, dem Bettel- und Vagantenwesen gesteuert werden sollte.

Freie Presse. 11. Juni 1781. Und welch schönes Zeugnis für seinen wahrheitsliebenden Geist und sein Vertrauen in die litterarische Welt legte Joseph durch sein berühmtes „Hofdekret über das Zensurwesen" ab, worin er der Presse eine so freie Bewegung einräumte, wie sie in keinem andern Land genoß. Daß der Mißbrauch der Gabe eine Flut von schlechten Schriften und Broschüren hervorrief, kann dem Geber nicht zum Vorwurf gemacht werden. Der

Gedanke, der ihn bei der Verleihung der Preßfreiheit leitete, gereicht ihm zur höchsten Ehre. „Er wollte dem wissenschaftlichen Leben in seinen Staaten einen Sporn geben, die Geistesträgheit aufrütteln, das Kapital der Nationalehre und Nationalkraft durch Erschaffung einer Litteratur vermehren, die neben dem neuerwachten Geistesleben des nördlichen und protestantischen Deutschland eine würdige Stelle einnehmen könnte.“ Aber edle Staaten setzen einen kultivierten Boden voraus.

War Joseph in seinen kirchlichen Reformen und in seinen Bemühungen, den Volksunterricht zu heben und die allgemeine Wohlfahrt zu fördern, der Sohn seiner Zeit, so eilte er in sozialen und bürgerlichen Reformen, in seinem Bestreben für alle Stände ein gemeinsames Recht und volle Gleichheit vor dem Gesetz zu schaffen, seinem Jahrhundert voraus. Ein Gegner des Feudalsystems und der darin wurzelnden Vorrechte des Adels suchte Joseph eine staatsbürgerliche Gesellschaft zu schaffen, in welcher die Gegensätze der Geburtsstände möglichst ausgeglichen, die Staatslasten gleichmäßiger verteilt, die Staatsgewalt gehoben würde. Nachdem durch das „Unterthanpatent“ die Verhältnisse zwischen den Unterthanen und ihren Herrschaften genau bestimmt, durch das „Strafpatent“ das Strafrecht der Gutsherren beschränkt und den Kreisämtern eine große Machtbefugnis eingeräumt worden, erfolgte das wichtige Gesetz über die Aufhebung der Leibeigenschaft in deutschen, ungarischen und slawischen Ländern, ein Gesetz, das in Verbindung mit den weitern Erlassen über die Abschaffung der Fideikommisse, der Majorate und der gutsherrlichen Rechtspflege dem Adel und seinen Privilegien einen tödlichen Schlag versetzte. Durch diese gesetzgeberischen Akte, welche dem Bauer persönliche Freiheit, das Recht der freien Eheschließung, der Freizügigkeit u. a. gewährten, den Grundherrn zwangen dem nunmehr Freigewordenen Grund und Boden als wahres Eigentum gegen angemessenes Entgelt zu überlassen, und die Zerstückelung und Verteilung der Güter unter alle Kinder und Erben zu gestatten, bahnte Joseph eine Sozialreform an, wie sie einige Jahre nachher in größerm Maßstab in Frankreich zur Durchführung kam. Es ist begreiflich, daß der Kaiser in ganz Europa gepriesen ward als „ein zweiter Moses, der das Volk aus der Knechtschaft befreite“. Auch die Juden wurden in ihren bürgerlichen Rechten besser gestellt. Es war des Kaisers Wunsch sie mehr und mehr der christlichen Bevölkerung zu nähern, indem er sie nötigte, sich Familiennamen beizulegen, und sie zu Gewerben und zum Ackerbau anhielt.

Aufhebung der Leib-eigenschaft.

1. Sept. 1781.

Mit diesen Anordnungen über persönliche Freiheit und staatsbürgerliche Rechte standen im engsten Zusammenhang die Reformen im Steuerwesen, bei deren Entwurf der Kaiser seine den französischen Physiokraten entnommenen philosophisch-staatswirtschaftlichen Ansichten zu verwirklichen bemüht war. Das „Steuer-Regulierungsgesetz“ vom 15. April 1785 muß als sein eigenstes Werk angesehen werden und kann als Beweis gelten, wie sehr Joseph beflissen war, auch die materiellste Seite des Lebens, wo sich die menschliche Selbstsucht am offensten kund gibt, mit dem Maßstab eines philosophischen Idealisten zu regeln wie sehr er aber auch leichten Herzens sich über bestehende Verhältnisse und

Steuergesetze.

historisches Recht, über Standesinteressen und geschichtliche Entwickelungsformen hinaussetzte.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß die Wohlfahrt des Staats und das Heil der Gesamtheit Zweck und Aufgabe jeder Regierung sei, hielt Joseph eine richtige Besteuerungsmethode mit billiger und gerechter Verteilung aller Lasten auf sämtliche Staatsbürger für die Seele der Verwaltung. Wie den französischen Nationalökonomen erschien auch ihm der Grund und Boden als die wahre Quelle des Nationalreichtums, daher eine mit möglichst gleichem Maßstab bemessene und veranschlagte Grundsteuer das einzig richtige Fundament eines gerechten und zweckmäßigen Kontributionssystems sei. Zu dem Zweck ordnete das Steuerregulierungspatent eine genaue Ausmessung der Gründe und Erhebung der wahren Erträge im Durchschnittsmaß an, damit auf dieser Basis die Deckung der Staatsbedürfnisse festgestellt werde. Zugleich sollte durch Beseitigung der Zwischenmauten der Handel mit Naturprodukten und Fabrikerzeugnissen unter den einzelnen Provinzen des Reichs freigegeben werden, die Konsumsteuern und Salzgefälle wegfallen, die Aus- und Einfuhr durch Zollgesetze und Prämien geregelt, die Gewerbthätigkeit durch Aufhebung der zunftmäßigen Vorrechte in den Städten gefördert werden. Wer sollte nicht solchen vom Thron ausgehenden Grundsätzen seine Bewunderung zollen? Aber die Ausführung des großartigen Werkes stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Angaben der Grundmaße und durchschnittlichen Bodenerträgnisse wurden aus Eigennutz, Betrug und bösem Willen unrichtig vorgebracht, so daß, als selbst die strengen Strafandrohungen nicht zum Ziel führten, man zu einer provisorischen Anordnung griff, welche auf der Annahme beruhte, daß von 100 Gulden Brutto-Ertrag der Bauer für seine Wirtschaft 70 Gulden brauche, von den übrigen 30 Gulden 12 fl. 14 kr. dem Staat, 17 fl. 46 kr. dem Grundherrn entrichtet werden sollten. Und als man zu der Ausmessung der Ländereien schritt, fehlte es an Geometern, so daß man Beamte als Feldmesser verwenden mußte, zum Schaden ihrer eignen Amtsführung, oder Leute einstellen, die von dem Geschäfts nichts verstanden. Der ganze Plan, sagt ein neuerer Historiker, kann bezeichnet werden als „eine Mischung philanthropischer Grundsätze, wohlmeinender Rechtschaffenheit und jenes fanatischen Irrtums, mit welchem man damals die Welt nicht bloß verbessern, sondern neu aufbauen wollte“.

Reform des Justizwesens. Das historische Recht und die gesellschaftliche Ordnung, von Geschlecht zu Geschlecht sich „wie eine ewige Krankheit“ forterbend, waren für den Enkel zur Plage geworden; nun sollte an der Hand des Rechts, „das mit uns geboren ist“, die natürliche Ordnung wieder hergestellt werden. Diese Anschauung gab sich auch bei Josephs Reformen im Justizwesen kund. Vor dem Grundsatz: „Ein Gesetz für alle“, konnten die verschiedenen Rechtsbücher und Gerichtsinstitute nicht bestehen und im Zeitalter der Humanität, deren Stimme durch Beccaria auch in die Gefängnisse und in die Tribunale des Strafrechts gedrungen war, konnten die barbarischen Strafen mittelalterlicher Justiz nicht fortdauern.

Schon unter Maria Theresia waren durch eine neue „peinliche Gerichtsordnung“ die fürchterlichen Strafarten der Carolina gemildert worden; aber selbst da war noch Gotteslästerung mit Ausreißen oder Abschneiden der Zunge, ja selbst mit dem Feuertod, Zauberei und ein Pakt mit dem Teufel mit den schwersten Leibesstrafen bis zum Scheiterhaufen belegt. Gesetzbücher. Joseph veranstaltete zuerst ein bürgerliches Gesetzbuch, das sich durch Einfachheit, Bestimmtheit und Kürze auszeichnete, und ließ dann ein „Gesetzbuch über

Verbrechen und deren Bestrafung" anfertigen, das in vielen Dingen den Geist der Humanitätszeit erkennen läßt, der auch im Verbrecher den Menschen nicht verkennen wollte, wenngleich die entehrenden Strafen des Schiffziehens und Gassenkehrens oder die Verschärfung der Kerkerhaft durch Anschmieden viel Tadel erfuhren. Daß dabei auf den Stand des Verbrechers keinerlei Rücksicht genommen, der Edelmann wie der Lastträger für dasselbe Verbrechen mit derselben Strafe belegt ward, gibt zwar Zeugnis für Josephs Gerechtigkeitssinn, mußte aber oft tief verletzen. Die veränderten Gesetze und Rechtszustände machten auch Veränderungen in der Gerichtseinrichtung und Rechtspflege notwendig. Gerichtsorganisation. Durch eine „allgemeine Gerichtsordnung und Justizverfassung" wurde daher in allen österreichischen Staaten das Justizwesen auf gleichem Fuß eingerichtet, so daß sechsundsechzig neuerrichtete Tribunale die Strafrechtspflege in bestimmten Gerichtskreisen zu üben hatten, über welchen in jeder Provinz ein Appellationsgericht und in höchster Instanz drei Oberappellationsgerichte oder Gerichtssenate stehen sollten. Damit stand auch eine neue Gemeindeordnung im Zusammenhang, vermöge deren an Gemeindeordnung. die Stelle der alten „Kommunalverfassungen in den Städten und Märkten" „Magistrate" mit bürgerlichen und rechtskundigen Räten traten, welche die gesamte städtische Verwaltung und Justiz besorgen sollten, eine Neuerung, welche mit der Zeit dahin führte, daß die bürgerlichen Elemente mehr und mehr aus den städtischen Kollegien verdrängt und durch juristisch gebildete Beamte ersetzt wurden und daß das Gemeindeleben einen büreaukratischen Charakter erhielt.

c. Beziehungen zum Ausland und die Vorgänge in Ungarn.

Denselben beweglichen, neuerungssüchtigen, thatendurstigen Geist, welchen Beförderung des Handels und der Industrie. Joseph II. in den österreichisch-böhmischen Landen an den Tag legte, zeigte er auch nach außen. Aber während dort manche Saaten zu Früchten reiften, erntete er hier fast lauter Mißerfolge. Wir wissen, welch kläglichen Ausgang sein Streit mit Holland nahm (S. 284 ff.). Die Einmischung in die orientalischen Angelegenheiten, deren wir später gedenken werden, vorab die Allianz mit Rußland gegen die Türkei, erweckte das Mißtrauen der europäischen Westmächte und brachte dem Kaiserstaat keine Vorteile. Wohl hatte Joseph bei dieser Politik wie bei seinem ganzen Thun, neben der Macht- und Ländervergrößerung auch die Wohlfahrt seiner Völker im Auge: er wollte dem Handel neue Verkehrswege öffnen, für die Produkte der reichen ungarischen Erde in den Donaulandschaften und in den überseeischen Ländern neue Märkte und Gelegenheiten zu größerm Absatz schaffen; aber die kriegerischen Unternehmungen in fernen ungesunden Gegenden hatten auch große Verluste zur Folge. Wenn durch die Anlegung neuer Handelsstraßen und schiffbarer Kanäle, durch Zoll- und Handelsverträge mit der Pforte und mit Rußland dem Produktenreichtum Ungarns weite Länder erschlossen wurden, durch den erfahrenen Gouverneur von Triest, Karl von Zinzendorf die maritimen und kommerziellen Angelegenheiten einen großen Aufschwung nahmen, österreichische Schiffe zum erstenmal in der Levante und in den ost- und westindischen Gewässern mit denen der andern europäischen Seemächte in Konkurrenz traten, daß Ansätze zu überseeischen Kolonien gemacht wurden: so gab sich doch auch hierbei wieder dieselbe Hast und Überspannung

kund, die allen Unternehmungen dieses vielgeschäftigen Fürsten den Keim des Siechtums und einer mangelhaften Lebensfähigkeit aufprägten. Als der Tod vor der Zeit der schöpferischen Thätigkeit eine Ende machte, gingen die meisten seiner Werke ihrem Untergang entgegen.

Stellung zu den deutschen Reichsfürsten. Wie wenig Josephs bayrische Pläne von Erfolg begleitet waren, haben wir vor kurzem erfahren. Und selbst die Bestrebungen der deutschen Kurfürsten, ihre Interessen als Landesfürsten und ihre Autorität als geistliche Würdenträger gegen den römischen Primat zu verteidigen und ihre Erklärung zu Ems (Nov. 1786), „geschrieben mit einer Feder, die in die Galle Paul Sarpis getaucht war", führten nicht zu einer nähern Verbindung und zu einem bessern Verständnis des deutschen Reichsfürstentums mit dem Kaiser, so sehr auch beide Teile in ihren antipäpstlichen Tendenzen übereinstimmten.

Josephs Haltung gegenüber den Ungarn. Die uniformierenden und zentralisierenden Bestrebungen des Kaisers fanden den heftigsten Widerspruch in denjenigen Staaten, wo die Ausübung der landesherrlichen Souveränität durch verbriefte Freiheiten und ständische Rechte, die bei jedem Regentenwechsel beschworen und bestätigt werden mußten, beschränkt war, in den österreichischen Niederlanden und in dem Königreich Ungarn. Die Vorgänge in Belgien, wo sich die Opposition bis zu revolutionären Bewegungen, bis zum Bürgerkrieg und zum Abfall von der Habsburger Dynastie steigerte, haben wir in frühern Blättern genauer kennen gelernt (S. 390 ff.). Die schmerzlichen Eindrücke, die Joseph von dort aus empfing, verbitterten seine letzten Lebensjahre. Aber auch der Widerstand, den die Ungarn den Neuerungen des Kaisers entgegensetzten, ging dem Herzen Josephs sehr nahe, um so mehr, da er im Anfang bestrebt war, das gute Einvernehmen, das unter Maria Theresia zwischen den beiden Staaten bestanden hatte, zu erhalten. Die ersten Regierungsmaßregeln fanden bei den Magyaren den vollsten Beifall. Bald änderte sich jedoch die Stimmung unter allen Klassen, zunächst bei dem Klerus und Adel, als Joseph die bisherigen Rechtszustände in Staat und Kirche zu reformieren begann, dann bei allen Ständen, als er das ungarische Nationalgefühl durch Unterlassen der Krönung und Einführung der deutschen Sprache als Amts- und Geschäftssprache verletzte und die herkömmlichen Einrichtungen behufs einer neuen Besteuerung und Militärordnung umgestaltete.

Unterlassene Krönung. Wir haben gesehen, daß nicht einmal die Religionsfreiheit in der gewährten Gestalt mit allgemeiner Zufriedenheit in Ungarn aufgenommen ward. Und wie tief fühlte sich gleich anfangs das magyarische Nationalgefühl verletzt, als Joseph die herkömmliche Krönung in Preßburg samt der damit verbundenen eidlichen Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Verfassung und der überlieferten Rechtszustände vor dem Reichstag unterließ und die Krone des heil. Stephan, die dem Magyaren stets als das Symbol aller Rechte und alles Besitztums, als der Inbegriff aller Hoheit galt, aus dem Preßburger Schloß wegnehmen und nebst den Kronhütern nach Wien bringen ließ, in der Absicht auf diese Weise den Eid auf die Konstitution zu umgehen!

Verletztes Nationalgefühl. An dem guten Willen des Kaisers, das ungarische Königreich recht blühend und

groß zu machen, war nicht zu zweifeln; die Beförderung des Handels durch Verkehrserleichterungen, deren wir oben gedachten, kam hauptsächlich den ungarischen Landschaften und Städten zu gute: allein das Mißtrauen, daß König Joseph, indem er die Krönung und den Eidschwur vermied und die Einberufung des Reichstags unterließ, die bestehenden Rechte und Einrichtungen zu verändern gedenke, verschloß die Gemüter jedem Gefühl der Anerkennung und Sympathie. Und die weitern Anordnungen des Königs waren nicht geeignet, dieses Mißtrauen niederzuschlagen. Der ungarische Nationalstolz, der um so lebhafter sich regte, je weniger Grund dazu vorhanden war, wurde tödlich beleidigt, als Joseph deutsche Kolonisten auf ungarischem Grund und Boden ansiedelte, um dem Ackerbau und der Gewerbsamkeit einen frischen Aufschwung zu geben; als er den Befehl erließ, daß anstatt der bisher eingeführten 6. Mai 1784.
lateinischen Sprache fortan die deutsche als Amts- und Geschäftssprache in Anwendung kommen sollte und jeder Beamte sich dieselbe innerhalb drei Jahren so vollständig aneignen müsse, um sich ihrer in Schrift und Rede bedienen zu können.

Die Unzufriedenheit über diese aus der Zentralisierungstendenz des Kaisers her- Volkszählung und Konskription.
vorgegangene Neuerung gab sich in vielen Komitatsversammlungen kund: man hob hervor, welche tiefe Wunde dem Nationalitätsgefühl eines Volks geschlagen werde, das stets so treu zu Österreich gehalten, und forderte zu gemeinsamer Opposition dagegen auf. Die Aufregung steigerte sich, als einige Monate nachher eine Volkszählung und 16. Aug. 1784.
eine Aufzeichnung und Numerierung der Häuser angeordnet ward: man erblickte darin die Einleitung zu einer neuen Besteuerung und Militärkonskription. Durch alle Komitate ergingen Rundschreiben zur Wahrung der adligen Rechte. Um die Bewegung niederzuhalten wurden Truppen über das Land verteilt, eine Maßregel, die während des russisch-österreichischen Türkenkriegs leicht ausführbar war, und um den Magyaren ein Beispiel zu geben, was ihnen bei längerm Widerstand begegnen könne, wurde in Siebenbürgen die Komitatsverfassung aufgehoben. Dieser Schritt verfehlte die beabsichtigte Wirkung: die Unruhe wuchs; eine Vorstellung wurde an den König gerichtet, daß die Ungarn, „die im Schoß der unschätzbaren Freiheit geboren seien, in die traurige Lage der Knechtschaft geschleudert und der unkonstitutionellen Regierungsform der deutschen Provinzen unterworfen werden sollten", mit der versteckten Drohung, „daß sie bereit seien ihr Leben zu opfern und lieber sterben wollten in der süßen Freiheit als leben in niedriger Knechtschaft".

Neue Truppenzusammenziehungen gaben den Ungarn den Beweis, daß Joseph Aufhebung der Komitatsverfassung.
entschlossen sei, den Widerstand gegen die Volkszählung und Häuseraufnahme, der bereits zu Angriffen gegen die Vollzugsbeamten fortgeschritten war, mit Gewalt niederzuschlagen. Im nächsten Jahr erschien ein königliches Reskript, welches die uralte 18. März 1785.
Komitatsverfassung Ungarns für aufgehoben erklärte und das Königreich in zehn Distrikte oder Kreise unter der Oberleitung königlicher Kommissare teilte. Neue Vorstellungen „gegen die Aufhebung einer so alten Institution und eines so alten Rechts der Nation" beantwortete der Monarch mit einer wegwerfenden Bemerkung über ihre „monströse Verfassung" und mit der Einführung des neuen Steuersystems. Dez. 1785.

Einige Wochen später erfolgte die Verordnung „über Vermessung und Schätzung Aufhebung des Feudalsystems u. der Leibeigenschaft.
der liegenden Güter". Den Bauern leuchtete bald ein, daß die Josephinischen Gesetze die Erleichterung ihres Loses bezweckten und daß der Adel nur aus eigensüchtigen Beweggründen der Neuerung widerstrebte. Die nächste Folge war, daß das walachische Landvolk in Siebenbürgen sich gegen die Gutsherren empörte und in einem greulichen Bürgerkrieg, in dem 132 Edelhöfe in Flammen aufgingen, 62 Dörfer zerstört und 4000 Menschenleben geopfert wurden, blutige Rache nahm für langjährige Leiden und Drangsale. Als sich auch in den ungarischen Gespanschaften die bäuerliche Be-

völkerung zu regen begann, da fühlten die bevorrechteten Stände, daß sie nur an dem König einen starken Rückhalt hätten gegen viel drohendere Gefahren, und fügten sich, wenn auch grollenden Herzens, in das geringere Übel. So konnten denn die Gesetze über die Beziehungen zwischen Unterthanen und Herrschaften, über Ablösung der Leibeigenschaft und der Feudalverhältnisse, über Freizügigkeit und persönliche Rechte der an die Scholle gebundenen Volksklasse, wie sie für die deutsch-böhmischen Provinzen angeordnet worden, auch in Ungarn in Ausführung und Geltung gesetzt werden. Aber der Adel trug tiefen Ingrimm im Busen und sah mit leidenschaftlicher Begierde dem Zeitpunkt entgegen, der ihm die alten Zustände zurückbringen würde.

Aufstände u. Zurücknahme der Verordnungen. Die Schwierigkeiten, die sich gegen das Ende der achtziger Jahre über dem Haupt des Kaisers emportürmten, erfüllten die Führer der Magyaren mit neuem Mut. Als Joseph während des Türkenkriegs an alle Gutsbesitzer weltlichen und geistlichen Standes die Forderung ergehen ließ, für die Armee Getreide und neue Kriegsmannschaft zu liefern, stieß er auf starken Widerspruch. Zu einem Krieg, der ohne Befragung und Zustimmung des Reichstags unternommen worden, erklärten die Ungarn, seien sie nicht zu Opfern verpflichtet. Die Rekrutenaushebung und die Getreidelieferung mußten mit Gewalt durchgesetzt werden. Auch die Verbringung der verschiedenen Landesarchive, worin die Dokumente der Besitzrechte enthalten waren, aus den bisherigen kirchlichen Aufbewahrungsorten nach Ofen erregte Mißstimmung. Schon wurde hier und da eigenmächtig die alte Ordnung wieder eingeführt. Wie in Frankreich ertönte allenthalben der laute Ruf nach einem Reichstag. Als es dergestalt überall in seinem Land gärte, als selbst in Böhmen und Tirol die Opposition in drohender Weise sich regte und die Einberufung von Landtagen zur Beilegung der Klagen und Wirren forderte, als Preußen in seiner feindseligen Haltung gegenüber den beiden Kaisermächten der herrschenden Unzufriedenheit und Mißstimmung allenthalben Vorschub leistete und er selbst schon auf dem Krankenlager dahinsiechte, da sah sich der Kaiser genötigt, die meisten seiner Reformen zu widerrufen. In Beziehung auf Belgien entschloß er sich sogar den Papst Pius VI., den er früher so tief gekränkt hatte, um Vermittelung
28. Jan. 1790. anzugehen; den Ungarn bewilligte er die Herstellung der alten Landes- und Gerichtsverfassung, wies den Komitaten wieder den vorigen Wirkungskreis an, gab die Krone des heil. Stephan zurück und versprach die Einberufung eines Reichstags. Nur die Verordnungen über die kirchliche Toleranz und über das Verhältnis der Unterthanen zu den Gutsherrschaften sollten fortbestehen.

3. Josephs Ausgang und Charakter. Kaiser Leopold II.

Josephs Krankheit und Tod. Seine geschichtliche Stellung. † 20. Febr. 1790. Noch waren die Gemüter nicht überall beruhigt und in den Niederlanden tobte bereits der revolutionäre Aufruhr in Stadt und Land, als der Kaiser gebrochenen Herzens aus der Welt schied, erst neunundvierzig Jahre alt. Das Mißlingen seiner menschenbeglückenden Pläne, die Mißkennung und Mißdeutung seiner edlen Absichten nagten an seinem Leben und beschleunigten seinen Tod, dessen Keim er seit dem Türkenkrieg in sich trug, wo er sich in den Niederungen Ungarns ein gefährliches Brust- und Lungenleiden zugezogen hatte. Es war ein wahres aber schmerzliches Bekenntnis, das er sich als Grabschrift wollte setzen lassen: „Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ Lange über seinen Tod hinaus wurde sein Name bald gepriesen, bald geschmäht. Aber wie sehr immer bei ihm

der Dichterspruch zutrifft: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte"; darüber ist alle Welt einig, daß mit ihm ein edles Menschenherz ins Grab sank. Joseph war der echte Typus jenes idealistisch angelegten Zeitalters, das die Welt von den Ketten des Aberglaubens, der geistigen und sozialen Unfreiheit, veralteter Doktrinen und Einrichtungen befreien, der Vernunft und der Natur zu ihrem Recht verhelfen wollte. War es auch ein vermessenes Unterfangen, das Glück der Menschen nach dem eignen Ratschluß begründen zu wollen, so war doch die Quelle, aus der seine Motive flossen, rein und lauter, und er durfte mit Recht auf dem Sterbelager ausrufen: „Herr, der du allein mein Herz kennst, du weißt, daß ich alles, was ich gethan, zum Wohl meiner Unterthanen gethan habe." Von Joseph gilt von mehr als von irgend einem Sterblichen der biblische Spruch: „Sein Leben war Mühe und Arbeit." Ohne Zweifel hatte der Kaiser bei allen seinen Unternehmungen die edelsten Zwecke, und die Nachwelt, die seine Bestrebungen und Absichten besser zu würdigen vermag, wird seinen Namen stets mit Verehrung nennen; aber er verfuhr mit allzu großer Hast und Willkür, nahm zu wenig Rücksicht auf historische Rechte, auf bestehende Verhältnisse, Gebräuche und Vorurteile und gönnte der Aussaat nicht die gehörige Zeit zur Reife. Er wollte auf dem Wege der Ordonnanzen die Welt veredeln und verbessern. So kam es, daß seine menschen- und völkerbeglückenden Ideen verkümmert und verdächtigt wurden, weil Vorrechte und Gewohnheiten, die Jahrhunderte bestanden, dadurch verletzt und geschädigt werden mußten; sein Bestreben, kirchliche Mißbräuche abzustellen, dem Aberglauben zu steuern, Bildung und Aufklärung unter das Volk zu bringen, wurde Irreligiosität und Freigeisterei gescholten, und seine Bemühungen, eine Staatseinheit mit gleichförmiger Gerichtsverfassung und einfacherer Verwaltung zu begründen, galten für Tyrannei und für Äußerungen eines despotischen Seele. Seinen edlen Enthusiasmus für die Beglückung der Völker würdigten nur wenige, und für die Mäßigkeit in seinen Neigungen, die Einfachheit in seinem Wesen, die unermüdliche Thätigkeit und Anstrengung, womit er selbst von allem Einsicht nahm, dem Hohen wie dem Niedrigen stets freien Zutritt zu seinem Kabinett gestattete, die Beamtenwillkür abstellte und die Unterthanen gegen Gewaltthat schützte, die Wohlthätigkeitsanstalten aus allen Kräften förderte, für alles das hatten seine Zeitgenossen, die sich durch seine Neuerungen in der gewohnten Ruhe und Lebensordnung, in ihren überlieferten Sitten, Gebräuchen und Vorstellungen gestört sahen, nicht die volle Anerkennung. Viele seiner Entwürfe und Schöpfungen sind wie ein Traum vorübergegangen; aber der Josephinische Geist ist geblieben. Ihm war es zu danken, daß Österreich in der Folge nicht so gänzlich dem Ultramontanismus und Jesuitismus anheimfiel wie manches andre Land, so sehr auch zu allen Zeiten diese finstern Mächte in den hohen Hof- und Adelskreisen sympathische Herzen fanden. In Österreich, sagt Meynert, hat Joseph zu regieren eigentlich nie ganz auf-

gehört, und wenn er zuweilen momentan in den Hintergrund treten zu wollen schien, immerhin hielten die Völker geistig an seiner Hand fest, und die jeweilig zur Geltung gekommenen Prinzipien haben sich wohl mehr oder weniger, aber nie völlig ihm entfremdet.

Leopold als Großherzog von Toscana. 1765—1790.

Leopold II., der Nachfolger seines Bruders Joseph auf dem österreichischen Herrscherthron wie in der deutschen Kaiserwürde, hatte fünfundzwanzig Jahre das Großherzogtum Toscana regiert. Wie rühmlich er sich in diesem hohen Amt bewährt, ist uns bereits bekannt (XII, 836). Unter seiner Regierung wurde eine Reihe von Reformen durchgeführt, die in denselben Anschauungen über kirchliche und politische Verhältnisse wurzelten wie bei Joseph II. Die alten bunten Gemeindeordnungen, so faßt der Innsbrucker Professor Huber auf Grund der Darstellung Reumonts die verschiedenen Seiten seiner Wirksamkeit zusammen, wurden durch eine einheitliche Gemeindeverfassung mit gleichen Rechten und Pflichten für alle ersetzt, ein neues Steuersystem nach Maßgabe des Reinertrags eingeführt, die Fideikommisse abgeschafft, die auf den Ländereien haftenden Servituten aufgehoben oder für ablösbar erklärt, die Teilung des Grundeigentums begünstigt, namentlich die Güter der toten Hand beschränkt, die Umwandlung der Latifundien in kleinere Güter zu Erbpacht gefördert, die Verwandlung der letztern in freies Eigentum ermöglicht; es wurden die Binnenzölle beseitigt, die Schranken des Zunftzwanges durchbrochen, die Gerichtsverfassung umgestaltet, die Güterkonfiskationen, die Folter, selbst die Todesstrafe gesetzlich abgeschafft. Nicht minder weit gingen die Reformen auf kirchlichem Gebiet. Die Begräbnisplätze wurden aus den Städten hinaus verlegt, die Brüderschaften aufgehoben, für den Eintritt in die Klöster, besonders die Nonnenklöster, beschränkende Verordnungen erlassen, viele Konvente ganz aufgehoben und das Vermögen zur Aufbesserung dürftiger Pfarreien verwendet, die übrigbleibenden Ordenshäuser unter die Gerichtsbarkeit der Bischöfe gestellt und deren Visitation durch Fremde untersagt. Ebenso wurden die Inquisition und die Gerichtsbarkeit des päpstlichen Nunzius abgeschafft und die ihnen bisher zustehenden Befugnisse den Bischöfen übertragen. Aber auch die bischöfliche Gerichtsbarkeit ward auf rein kirchliche Angelegenheiten beschränkt und der Klerus unter die weltliche Justiz gestellt. Es wurde für die Heranbildung der Geistlichen ein gleichmäßigeres Studiensystem eingeführt, auf eine Verminderung auch der zahlreichen Weltgeistlichen hingewirkt. Für die Erlasse ausländischer Kirchenbehörden wurde das Exequatur eingeführt, die bisherigen Zahlungen nach Rom für Spolien, Vakanzen u. s. w. verboten, überhaupt auf eine Lockerung der Beziehungen des toscanischen Klerus zu Rom hingearbeitet. Bei allen diesen Reformen handelte Leopold aus voller Überzeugung. Von dem Rechenschaftsbericht, worin er die Resultate seiner Regierung offen und aufrichtig seinem Volk vorlegte, haben wir früher gesprochen, und in seinen Briefen an seine Schwester Marie Christine entwirft er ein politisches „Glaubensbekenntnis", das in allen Stücken den Grundsätzen und Theorien Montesquieus und der andern Staatsrechtslehrer der Aufklärungszeit entspricht und die Allmacht des Staats über Kirche und souveräne Fürstengewalt unumwunden als oberstes Grundgesetz des Herrschers anerkennt.

Kaiser Leopold II. 1790—1792.

Man ersieht aus dieser Darstellung, daß Leopolds bisheriges Regentenleben sich auf kleinerem Gebiet in derselben Richtung bewegte, wie das seines Bruders auf einem größern Schauplatz. In seinen Briefen spricht er sich mit voller Anerkennung über Josephs Reformeifer, insbesondere auf dem kirchlichen Gebiet aus: „Die Religion wird es Dir verdanken, daß Du Europa aufgeklärt

und die wahre Religion von dem Aberglauben und den Mißbräuchen gereinigt hast, die sich eingeschlichen hatten und die viele beklagten, ohne wie Du den Mut zu haben, sie von vorn und an der Wurzel des Übels anzugreifen." Er spricht seine Befriedigung aus, daß in Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten seine eignen Pläne großenteils mit den Anordnungen Josephs übereinstimmten. Es ist daher begreiflich, daß die Anhänger des alten Systems dem neuen Herrscher mit Mißtrauen und Zurückhaltung begegneten und daß derselbe mit großer Klugheit und Umsicht vorgehen mußte, wenn er die Erregung der Gemüter beschwichtigen und die Verwirrung der öffentlichen Dinge, die er bei seiner Ankunft in Wien antraf, ordnen sollte. Er that dies mit Verstand, Wohlwollen und Mäßigung und erreichte seine Zwecke, soweit es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Wenn dennoch der Name Leopolds hinter dem glänzenden Ruhm seines erlauchten Bruders und Vorgängers weit in Schatten trat, so lag die Ursache teils in seiner kurzen Regierungsdauer, teils in dem historischen Naturgesetz, wonach ein rückläufiges politisches System, mag es auch noch so notwendig und berechtigt erscheinen, nie sich in dem Grade der Gunst und Anerkennung bei den nachgebornen Geschlechtern erfreut, wie ein dem Fortschritt und einer zeitgemäßen Reformthätigkeit gewidmetes Leben und Wirken, wonach der Urheber einer wenn auch gemäßigten Gegenreformation stets in den Augen der Menschheit zurückstehen wird hinter dem reformatorischen Genius.

Und im ganzen und großen war die zweijährige Regierung Leopolds II. eine reaktionäre oder restaurierende, durch welche die aus den Fugen geratene Staatsmaschine wieder in regelmäßigen Gang gesetzt werden sollte. Noch bei Lebzeiten Josephs hatte er in einem Brief an seine Schwester Marie Christine deutlich erklärt, daß er nicht für alles einstehen wolle, was Joseph gethan, und daher nicht gesonnen sei, selbst wenn man ihn zum Mitregenten ernenne, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen. „Es würden das Volk und die fremden Höfe zur Ansicht kommen, daß ich dieselben Grundsätze und Systeme vertrete, wie der Kaiser und daß ich alles billige, was er gethan hat; ich würde für immer meinen Kredit und das Vertrauen der Höfe und des Volks verlieren und ohne jeden Nutzen dem Staat schaden, ich müßte mich jeden Augenblick mit dem Kaiser in Widerspruch setzen und mir für die Zukunft die Hände binden." Und wahrlich, die Lage war so verwirrt, daß nur ein einsichtsvoller gewandter Geist und eine geschickte erfahrene Hand den Weg aus dem Labyrinth zu finden vermochten. Im Westen eine Provinz im vollen Aufruhr, der offen und heimlich einerseits von England, Holland und Preußen, anderseits von Frankreich geschürt ward; an der Donau und Theiß ein Königreich, das trotz des Widerrufungserlasses des verstorbenen Kaisers, ja vielleicht sogar durch dasselbe ermutigt, am Rand der Empörung stand; in Böhmen und in den sonst so getreuen und gehorsamen Erbstaaten des südlichen Österreich tiefe Gärung und Unzufriedenheit. In den

Schwierige Lage.

östlichen Grenzlanden ein Krieg mit den Türken, der bisher den kaiserlichen Heeren noch keine Lorbeeren gebracht hatte; Preußen in drohender Haltung, um im Bund mit den Osmanen und Polen, unterstützt von England und mehreren Mittelmächten das Gleichgewicht Europas gegenüber den beiden Imperatorenmächten aufrecht zu halten. Dazu eine ultramontane Hierarchie, welche das erschütterte Kirchenregiment wieder herzustellen bemüht war.

Leopolds restaurierende Thätigkeit. Allen diesen Schwierigkeiten begegnete Leopold mit ebensoviel Klugheit und Umsicht, als Energie und Festigkeit. Herstellung des Friedens mit den auswärtigen Mächten sowie der Ruhe und geordneter verfassungsmäßiger Zustände im Innern war das Ziel, nach dem er strebte. Am leichtesten gelang es ihm, in Österreich selbst, in den deutschen Erbstaaten des Südens und in Böhmen Ruhe und Ordnung zurückzuführen. War er doch selbst, trotz seiner hohen Verehrung für den kaiserlichen Bruder, mit dem eigenmächtigen Vorgehen desselben nicht immer einverstanden: „Es ist nicht nützlich," hatte er einmal an seine Schwester in Brüssel geschrieben, „den Leuten selbst Gutes mit Gewalt zu thun, wenn sie nicht von der Nützlichkeit überzeugt sind. Durch Gewalt kann man sich die Herzen und Geister entfremden, aber nicht die Ansichten überzeugen, und auf die Dauer gewinnt man dabei nichts." Daher hob er mehrere Verordnungen, welche am meisten verletzt und Unzufriedenheit erzeugt hatten, wieder auf, wie die neuen Strafarten des Gassenkehrens und Schiffziehens, und die über alle Beamten zu führenden Konduitenlisten, eine Quelle von Bosheit und sittlicher Verderbnis. Er beseitigte das neue Steuersystem mit der damit verbundenen Haftung der Gemeinde für den Gesamtbetrag, „bis ruhigere Zeiten gestatten würden, im Einvernehmen mit den Ständen angemessene Abhilfe der Mißstände zu treffen"; er stellte die landständische Verfassung in den einzelnen Provinzen her und schrieb Landtage aus. Die Bischöfe wurden aufgefordert ihre Beschwerden und Desiderien einzureichen; und wenn auch den hohen Anforderungen derselben, besonders wo es sich um Prinzipien handelte, nicht in allem entsprochen ward, weil Leopold selbst und noch mehr die von ihm befragte „geistliche Hofkommission" unter dem Vorsitz des Hofkanzlers Kressel den kirchlichen Reformen Josephs geneigt waren, so wurde doch manches abgeschafft oder gemindert, woran Klerus und Volk Ärgernis genommen. Die Generalseminarien, die Leopold von Anfang an als einen zu weit gehenden Eingriff in die Rechte der Geistlichkeit mißbilligt hatte, wurden aufgelöst und den Bischöfen die Heranbildung des Klerus, die Ordnung des Gottesdienstes, die Einberufung von Synoden u. a. zurückgegeben. Über das Ehegesetz sollte weiter beraten werden. Dagegen blieben die Verordnungen Josephs über die Klöster, über das landesherrliche Placet, über geistliche Gerichtsbarkeit, über Toleranz und andre wichtige Fragen in voller Kraft bestehen.

Ungarn beruhigt. Nicht sobald gelang es die hochgehende Bewegung in Ungarn wieder in eine geregelte Strömung zu leiten, obwohl Leopold gerade hier mit den Maß-

regeln seines Bruders am wenigsten übereingestimmt hatte und daher zu weitgehenden Konzessionen bereit war. Es genügte dem magyarischen Adel geistlichen und weltlichen Standes nicht, daß Leopold die Verordnung über die deutsche Sprache als Amts- und Geschäftssprache zurücknahm, in kirchlichen Dingen dem Herkommen große Zugeständnisse machte und Verfügungen über Krönung und Reichstag erließ: mehrere Magnaten wollten die Gelegenheit benutzen, um dem König durch eine vor der Krönung zu beschwörende Kapitulation die Hände zu binden und einen verfassungswidrigen Zustand, wie er zehn Jahre lang unter Joseph bestanden, für die Zukunft unmöglich zu machen; ja man hörte die vermessene Frage, ob nicht durch das verflossene Willkürregiment die Erbfolgeordnung durchbrochen worden sei. Leopold weigerte sich jedoch standhaft, eine andre Urkunde auszustellen, als von Karl VI. und Maria Theresia verlangt worden, und erklärte fest, er werde ebensowenig seine königlichen Rechte wie die Reichsverfassung verletzen lassen. Dank der vermittelnden Thätigkeit einiger besonders einflußreicher Magnaten kam endlich auch in Ungarn eine Versöhnung zu stande. Unter den Augen des nach Preßburg berufenen Reichstags fand die Krönung und die Beschwörung der Verfassung statt und der König ernannte seinen Sohn Alexander Leopold zum Palatin, als Unterpfand seiner Liebe und als würdigen Mittler zwischen König und Ständen. 15. Nov. 1790.

Belgien unterworfen.

Minder glücklich war Leopold in dem Versuch, die Belgier zu beruhigen. Wir wissen, daß sie seine Anerbietungen, die alte Ordnung mit allen Rechten, Privilegien und Gewohnheiten herzustellen, von der Hand wiesen. Und doch konnte es ihnen nicht unbekannt sein, daß Leopold gleich anfangs die von dem Statthalterpaar beobachtete Politik der Nachgiebigkeit gutgeheißen und später die Gewaltschritte des Kaisers mißbilligt hatte, daß er also aufrichtig und ohne Hintergedanken die Wiederherstellung der alten Verfassung gewähren konnte. Sie glaubten mit Hilfe Englands, Hollands und Preußens ein selbständiges republikanisches Gemeinwesen wie die Vereinsstaaten der Niederlande oder Amerikas aufrichten zu können. Allein Leopold wußte die Schutzmächte zum Aufgeben ihrer bisherigen Politik zu bringen, indem er ihnen ein mögliches Bündnis Österreichs mit Frankreich als Schreckbild vorhielt. England und Holland traten hierauf von dem Bund mit Preußen zurück und neigten sich dem Kaiserstaat zu. Dies hatte auch in Berlin eine politische Wandlung zur Folge. Man gab die Hertzbergsche Gleichgewichtstheorie auf und verständigte sich nach dem Kongreß österreichischer und preußischer Staatsmänner zu Reichenbach in Schlesien mit dem Wiener Kabinett. Bald nachher wurde Leopold in Frankfurt zum Kaiser gewählt und gekrönt. Die zwischen Österreich und der Pforte eingeleiteten Unterhandlungen nahmen nunmehr einen günstigen Verlauf, so daß im folgenden Jahr der Friede von Sistowa auf Grund der Territorialverhältnisse, wie sie vor dem Krieg bestanden, zum Abschluß kam. Nun konnte Leopold mit mehr Macht und Energie die Unterwerfung der von Parteiwut und Zwietracht zerrissenen

Juni 1790.

9. Okt. 1790.

4. Aug. 1791.

belgischen Republik in Angriff nehmen. Der Kongreß in Brüssel, von wütenden Volkshaufen umdrängt und bedroht, glaubte sich dadurch aus der schwierigen Lage retten zu können, daß er den Erzherzog Karl, dritten Sohn Leopolds, als Souverän und erblichen Großherrn der Niederlande proklamierte unter der Bedingung, daß die Krone des neuen Staats nie mit dem Haus Österreich oder sonst mit irgend einer fremden Macht vereinigt werden sollte. Allein schon waren kaiserliche Heere unter General Bender im Anmarsch. Nach ihrem Einzug in Brüssel wurde im Haag die Pazifikationsurkunde unterzeichnet, kraft deren (10. Dez. 1791.) die niederländischen Provinzen, nachdem ihnen Amnestie und die Herstellung der frühern politischen und kirchlichen Zustände zugesichert worden, unter die Herrschaft Österreichs zurückkehrten. Es war ein kurzer Triumph, denn wir werden bald erfahren, daß auch die in der Friedensurkunde gewährleistete Garantie von England, Holland und Preußen der Habsburger Dynastie die schönen Provinzen an der Maas und Schelde nicht zu erhalten vermochte. Der Strom der Revolution war bereits losgebrochen, dessen Fluten sich bald über die Niederlande des Südens wie des Nordens ergossen und sie verschlangen.

Leopolds Tod. Sein Nachfolger Franz II.

In dem Augenblick, da Leopold in Verbindung mit Friedrich Wilhelm II. diesem wilden Strom entgegentreten, den französischen König aus seiner unfreien Lage erlösen und der Revolution mit den Waffen Einhalt gebieten wollte, schied er aus dem Leben. (1. März 1792.) Wir werden der Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Pillnitz und des daraus hervorgegangenen Schutz- und Trutzbündnisses an einem andern Ort gedenken. Sein Sohn und Nachfolger Franz erbte mit dem Thron auch den bereits beschlossenen Krieg des Vaters, ein junger Fürst, der mit wenig Verständnis der großen Zeitaufgaben und mit wenig Sympathie für die reformatorischen Tendenzen seines Oheims und in gewissem Sinn auch seines Vaters in einem ereignisvollen Moment die Leitung des österreichischen Staats übernahm, mehr für sich und seine Souveränität als für die Wohlfahrt seiner Völker besorgt.

III. Preußen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.

1. Innere Regierung und Ausgang Friedrichs des Großen.

Friedrichs Ansichten vom Staat.

Wir haben Friedrich den Großen in den vorigen Blättern als den ruhmgekrönten Feldherrn kennen gelernt; jetzt liegt es uns ob, seine nicht minder bedeutsame Regententhätigkeit ins Auge zu fassen, seine innere Staatsverwaltung, der er in der zweiten Hälfte seiner Herrschaft fast ununterbrochen seine Fürsorge zuwenden konnte. Von dem Wesen und den Aufgaben des Staats hatte Friedrich die höchsten Begriffe, und er hat das alte absolute monarchische Prinzip noch einmal mit vollster Strenge und Folgerichtigkeit durchgeführt, ehe es unter der Einwirkung der französischen Revolution mehr und mehr zersetzt wurde.

Wenn er gleich in seinen theoretischen Betrachtungen von den naturrechtlich-rationalistischen Anschauungen der französischen Aufklärungsphilosophen ausging und den Ursprung der Monarchie von einem Willensakt des Volks herleitete, so war er doch weit entfernt, die gefährlichen Konsequenzen für das bestehende Staatssystem und für die Thatsachen der historischen Entwickelung daraus zu ziehen, am wenigsten in seiner preußischen Monarchie. Seine philosophischen und dichterischen Ideale standen überhaupt häufig mit seiner absoluten Praxis nicht gerade im Einklang. Von irgend einer Teilnahme des Volks am Staatsleben und der Gesetzgebung, von selbständigen Organen neben dem Königtum, von Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit ist in seinem Staat nicht die Rede; seine Herrschaft ist eine vollständig durchgeführte absolute Kabinettsregierung, der aber der sittliche Ernst und die erhabenen Ziele dieses großen Mannes eine höhere Idee einflößten, als sie irgendwo in den unumschränkten Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts vorhanden war. So groß ihm die Macht des Landesherrn ist, ebenso groß sind seine Pflichten. Das Wohl der Gesamtheit ist ihm der Zweck des Staats und die Aufgabe des Monarchen. In seinem Versuch über die Regierungsform sagt er selbst: „die Völker sind nicht um der Regenten, sondern diese um jener willen vorhanden. Um ihre hohen Pflichten zu erfüllen, müssen die Regenten unablässig thätig sein und beständige Aufmerksamkeit anwenden, welcher nichts entgehen darf, was auf das Wohl der Unterthanen nähern oder entferntern Einfluß haben kann". Nicht ein Spiel willkürlicher Tyrannenlaunen sollen die Unterthanen sein, sondern über dem Monarchen steht der Staat, das Recht, das Gesetz. Das Gesetz ist dem Unterthan eine Schutzwehr, dem Fürsten eine Schranke gegen Willkür, eine höchste sittliche Macht, die über der ganzen Staatsgemeinschaft schwebt. Friedrich betrachtete sich als den ersten Diener des Staats, und hat es durch sein ganzes Regentenleben bewiesen, daß ihm diese Hingebung an das Wohl des Ganzen nicht eine Phrase war. „Die Pflicht ist mein höchster Gott," sagt er einmal, und mit diesem Geist wußte er alle Diener des Staats, seinen ganzen Beamtenstand zu erfüllen, der seitdem die vielbewunderte Hingebung, Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit besaß, die seinen höchsten Ruhm bildete. Aus diesem Gefühl der Berufspflicht, welche die Einsetzung aller Körper- und Geisteskräfte, des gesamten Daseins im Dienste der Nation erfordere, entsprang jene wunderbare rastlose Thätigkeit Friedrichs, welche von allem Einsicht nahm, alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens überwachte und leitete, jene nie wieder erreichte sich selbst aufopfernde königliche Pflichterfüllung.

Die ständische Gliederung.

In dem strengen Beamtenstaat Friedrichs d. Gr. hatte das ständische Element, das noch in den Kreis-, Kommunal- und Provinziallandständen dürftig fortlebte, keinerlei politische Bedeutung und keine Verwendung im öffentlichen Dienst. Der Staat, der die Gesamtheit der Unterthanen darstellte, und das ständische Wesen, welches die besonderen Interessen einzelner Klassen zum Ausdruck brachte, standen in prinzipiellem

Gegensatz zu einander. Wenn aber im Staat die Ständeunterschiede aufgehen und der Gesamtheit sich einfügen mußten, gesellschaftlich glaubte Friedrich die historische Entwickelung der ständischen Gliederung und Trennung nicht antasten zu dürfen. Die Sonderung der Stände schien ihm erforderlich, um die verschiedenen Aufgaben des Staats allseitig zu erfüllen. Die Erhaltung des Adels, des Bürgertums, des Bauernstandes in ihrer besonderen Stellung schien ihm nötig; denn jeder dieser Stände hat seinen eigentümlichen Beruf in der Staats- und Gesellschaftsordnung, den der andre nicht erfüllen kann. Der Adel hat die Offiziere und höhern Beamten zu stellen; in ihm wurzelt das Heer; der Bürger hat Handel und Gewerbe zu pflegen; der Bauernstand hat die ursprünglichste Aufgabe der materiellen Produktion. Jeder Übergriff in die Sphäre des andern Standes verletzt die Bedingungen, unter denen die staatliche Gesellschaft ihre vielseitigen Lebensaufgaben erfüllen kann. Darum heißt es im „Landrecht": die Bauern sollen niemals Rittergüter besitzen, die Edelleute niemals die Bauerngüter einziehen, aus dem Grunde weil jene nicht als Offiziere dienen können, die Edelleute aber wenn sie Vorwerke aus den Bauerngütern machen, die Zahl der Einwohner verringern. Auch die Bürger sollen keine Güter der Edelleute kaufen; sie würden dadurch nur gehindert werden, ihr Vermögen in Handel und Wandel anzulegen.

Die Justizreform. Eins der wesentlichsten Verdienste Friedrichs liegt auf dem Gebiet der Rechtspflege; er steht recht eigentlich als der Schöpfer der preußischen Justiz da. Was der Vater auf diesem Gebiet erstrebte, war über wohlmeinende Versuche oder vereinzelte Maßregeln nicht hinausgekommen. Die Rechtspflege, wie Friedrich sie vorfand, war durch die häßlichsten Mißbräuche entstellt; parteiisch und schleppend, in den Händen schlecht besoldeter, auf Nebenverdienste angewiesener Richter oder auch gänzlich rechtsunkundiger Männer, überall von der Verwaltung abhängig, dem Volk durchaus unverständlich, erstarrt in veralteten Formeln, ein Tummelfeld für Schikanen, Bestechungen und Willkür. An der Reform dieser trostlosen Zustände arbeitete Friedrich sein ganzes Leben. Es ist schon erwähnt worden (XII, 889), daß er gleich nach seinem Regierungsantritt die Folter aus dem Kriminalverfahren, diesen Schandfleck der mittelalterlichen Strafrechtspflege, beseitigte. Dieser einzelnen Maßregel folgte bald eine Umgestaltung der gesamten Justiz. (31. Mai 1746.) Nachdem er ein kaiserliches Privileg „de non appellando", das sonst nur den Kurlanden zustand, für sein gesamtes Gebiet und damit die völlige Unabhängigkeit von der heillos verfallenen Reichsjustiz erworben, war der Boden für die Reform frei gemacht, die sich gleichermaßen auf die Gerichtsverfassung, den Prozeß und das materielle Recht beziehen sollte. Von den Grundbedingungen einer guten Justizpflege hatte Friedrich die höchsten und idealsten Vorstellungen und that sein möglichstes, sie praktisch zu verwirklichen. Der Richterstand sollte von jeder Abhängigkeit frei, eine Einwirkung der Parteien, der Verwaltung, des Königs selbst auf den ordentlichen Gang des Rechts ausgeschlossen sein; „man soll auf keine Reskripte, wenn sie schon von unserm Kabinett herrühren, die geringste Reflexion machen". Gesetzkundige, auskömmlich besoldete, lediglich ihrem Amt lebende Männer sollten die Gerichte besetzen; ein schleuniger Rechtsgang, eine geordnete Untersuchung, ein gerechtes Urteil ohne irgend welche Rücksicht sollten die Grundpfeiler der Justiz sein. In diesem Sinn wurden gleich nach den schlesischen Kriegen die Gerichtskollegien umgestaltet und entfalteten in der neuen Form bald eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Dem König stand bei diesen Reformen ein tüchtiger, verdienter und energischer Mann zur Seite: (Sam. v. Cocceji. 1679–1755.) Samuel von Cocceji, der Sohn des früher genannten Staatsrechtslehrers (XI, 1010), schon unter der vorigen Regierung zum Justizminister, im Jahr 1748 zum Großkanzler ernannt. Die Coccejische Prozeßordnung (codex Fridericianus)

und sein Zivilgesetzbuch (corpus juris Fridericianum) blieben zwar Entwürfe oder traten doch nur sehr teilweise und beschränkt in Geltung, wie sie denn in vielen Punkten übereilt und undurchführbar waren und allzusehr die Spuren der herrschenden naturrechtlichen Experimente trugen; allein sie hatten doch die Bahn gebrochen, die in den letzten Lebensjahren des Königs mit dem entschiedensten Erfolg weiter beschritten werden sollte. Als die Summe und den Haupterfolg der Coccejischen Reform darf man ansehen, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete. Cocceji wies ihn auf seine wesentliche Bestimmung an und verschaffte ihm die Möglichkeit, derselben zu leben; er gab ihm die Rechtspflege zurück, die ihm großenteils abhanden gekommen war, und forderte für die Ausübung derselben wissenschaftliche Befähigung. Das Bewußtsein der Unabhängigkeit und gewissenhafter Pflichttreue erfüllte bald den preußischen Richterstand, rascher als es der oft mißtrauische König selbst voraussetzte. Das zeigte sich u. a. in dem durch ganz Europa berühmten Müller Arnoldschen Prozeß, wo der König, im Argwohn, das Kammergericht habe ein voreingenommenes parteiisches Urteil gefällt, sich in ungerechtfertigtem Eifer zum Eingriff in die Rechtsprechung verleiten ließ, das Erkenntnis umstieß und die Richter, die nach bestem Gewissen geurteilt, auf die Festung schickte. Und wie das Gefühl der Rechtssicherheit im Volk sich verbreitete, das zeigte sich in dem allbekannten Vorgang mit dem „Müller von Sanssouci", dessen Mühle noch heute als Denkmal des Rechtssinnes preußischer Könige bei Potsdam steht.

Was Cocceji angeregt, wurde Jahrzehnte später von einem andern Mann aufgenommen und durchgeführt: von dem in der preußischen Rechtsgeschichte hochgefeierten Grafen **Carmer**, der das prozessualische und materielle Recht gründete, wie es der Grundlage nach bis in die neuesten Zeiten gültig war. Zum Großkanzler an Stelle des Herrn von Fürst ernannt, nahm Carmer die Justizreform energisch in die Hand und fand einen vortrefflichen verdienstvollen Gehilfen an dem Geheimrat **Svarez**. Friedrich erlebte die Vollendung des Werkes nicht; erst unter seinem Nachfolger wurde es publiziert, gleichwohl aber muß es als ein Ruhmesdenkmal des großen Königs, als ein Vermächtnis seiner humanen Anschauungen betrachtet werden. Die Carmersche Justizreform besteht in einer Prozeßordnung und in einem „allgemeinen Gesetzbuch", dem nach vierzehnjähriger Durcharbeitung und Revision im Jahr 1794 eingeführten preußischen **Landrecht**, der größten Kodifikation seit Justinian, der bald darauf der französische Code und das österreichische Gesetzbuch folgten. Das „Landrecht" umfaßt neben dem Privatrecht, welches den hauptsächlichsten Inhalt bildet, auch sämtliche Teile des öffentlichen Rechts, Staats-, Kirchen- und Strafrecht und ist ein würdiges Denkmal der damaligen Rechtswissenschaft, das Werk eines höchst kenntnisreichen rechtschaffenen Mannes, trotz aller Mängel, welche durch den Stand der Wissenschaft, die abstrakt naturrechtliche Richtung der Zeit und den herrschenden Doktrinarismus, dem die praktische Erfahrung wenig zur Seite stand, bedingt waren.

Carmer. 1721–1801.

In Bluntschlis Staatswörterbuch urteilt Arndts: „Ein Erzeugnis gründlicher Rechtskenntnis und gewissenhaften Fleißes, worin mit selbständiger Herrschaft über den gewaltigen Stoff die verschiedenartigen Elemente des damaligen Rechts zu einem ins einzelne ausgeführten Ganzen verarbeitet sind, war diese Zivilgesetzgebung ein Gegenstand gerechten Stolzes der Preußen. Es war das erste Beispiel eines vollständig durchgeführten Systems deutscher Gesetzgebung, das, auch in sprachlicher Beziehung im ganzen lobenswert, schon als ein Versuch der Emanzipation von der formellen Herrschaft rezipierter fremder Rechte, mit bewundernder Freude begrüßt wurde. Aber leider war das große Werk nicht frei von erheblichen Fehlern in Anlage und Ausführung, welche dessen Wirkung für das Leben wesentlich beeinträchtigt und die Erwartungen größtenteils getäuscht haben. Anstatt die mannigfaltigen Privatrechtsverhältnisse

Das preuß. Landrecht.

nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit zu gruppieren und für jedes die leitenden Grundsätze und nähern gesetzlichen Bestimmungen übersichtlich und klar zusammenzustellen, baut das Landrecht, von allgemeinen Abstraktionen ausgehend, in doktrinärer Weise, an Definitionen und Einteilungen nicht sparsam, ein künstliches in sich verfehltes System auf, in welchem die verschiedenartigen Rechtsinstitute vielfach verwirrend durcheinander schwimmen, das innere Wesen und die Struktur derselben oft nicht in klaren Zügen hervortritt, und die sie betreffenden Normen nicht selten nur mit Mühe aus zerstreuten allgemeinen und besondern Vorschriften in dem weitläufigen Werk zusammenzufinden sind." — Über die staatsrechtlichen Grundsätze des Gesetzbuchs sagt Schulze in seinem „Preuß. Staatsrecht": „Der Staatsabsolutismus, in welchem sich die Autokratie des achtzehnten Jahrhunderts mit den Ideen der französischen Revolution begegnet, ist der Grundzug dieses Gesetzbuchs, welches alle korporativen Elemente im Staat aufgehen läßt, die Gemeinden als Staatsanstalten, ihre Diener als mittelbare Staatsdiener behandelt und selbst der Kirche gegenüber diesen Standpunkt festhält. Ein büreaukratisches Bevormundungssystem zieht sich durch alle Sphären des öffentlichen und privaten Lebens. Und während der Staat sich in seinen obern Regionen ganz als moderner Beamtenstaat darstellt, ist in den untern Kreisen der ständische Feudalstaat des Mittelalters erhalten. Friedrich II. hatte die damals noch in ganz Deutschland bestehende Unfreiheit der Bauern zu beseitigen nicht gewagt. Gutsherrlichkeit und Gutsunterthänigkeit werden auch im Landrecht festgehalten. Auch ist die Trennung der Geburtsstände so schroff hingestellt, wie in keinem neuern Gesetzbuch. So zeigt das preußische Landrecht einen wunderbaren Januskopf, der mit dem einen Gesicht zurück in die feudalen Ordnungen des Mittelalters, mit dem andern vorwärts in die modernen Zeitgedanken blickt. Aber trotz aller Mängel hat dieses Gesetzbuch für das preußische wie für das gesamte deutsche Staats- und Rechtsleben die segensreichsten Folgen gehabt. Zum erstenmal wurde hier der Staat als die alles überragende und beherrschende Persönlichkeit gesetzlich anerkannt, ein Gedanke, welcher in dem Chaos reichsfürstlicher Patrimonialherrschaften mit vorwiegend privatrechtlichem Charakter fast ganz verloren gegangen war."

Landeskultur u. bäuerliche Verhältnisse. Wenn auf der einen Seite die Rechtssicherheit dem großem König als eine der wesentlichsten Aufgaben des Staats erschien, so auf der andern Seite die Hebung der materiellen Wohlfahrt des Volks, der Landeskultur, der Industrie. Er wandelte in diesen erfolgreichen Bestrebungen ganz in den Wegen des Vaters. Der Einsicht und dem Wohlwollen der Regierung war es vorzugsweise zu verdanken, wenn das Land sich aus dem tiefen Ruin des Siebenjährigen Kriegs verhältnismäßig so rasch erhob und an Volkszahl, Arbeitsertrag und Wohlstand mit jedem Jahr zunahm. Durch des Königs beständige Anregung und pekuniäre Unterstützung wurden Ackerbau und Landwirtschaft gefördert, technische Fortschritte aller Art wurden eingeführt, die Landesmelioration planmäßig betrieben, Obst- und Gartenkultur veredelt, wüste Plätze mit Ansiedlern besetzt, Sümpfe ausgetrocknet, Kanäle angelegt, der Wasserlauf durch Deiche geregelt. In diesen Dingen stand der verdienstvolle Finanzrat von Brenckenhoff dem König zur Seite. Dem Forst-, Berg- und Hüttenwesen wurde große Sorgfalt und rationelle Pflege zugewandt; die mineralischen Reichtümer Preußens, die Schätze an Eisen und Kohlen begann man eigentlich erst damals zu erkennen. Man berechnete, daß durch Friedrichs Thätigkeit 300,000 Morgen Landes urbar gemacht, 500 neue Dörfer gegründet, 50,000 Kolonistenfamilien angesiedelt waren. Durch ein geordnetes landschaftliches Kredit- und Pfandbriefsystem wurden die großen Grundbesitzer instandgesetzt, ihre Güter in die Höhe zu bringen. Eine durchgreifende Verbesserung der materiellen Lage des Bauernstandes war freilich nicht möglich, solange er in Erbunterthänigkeit an die Scholle gebunden und durch feudale Abgaben, Fronden und Herrendienst gedrückt war. In diese Verhältnisse der Gutshörigkeit wagte Friedrich, aus Scheu vor der gewaltigen sozialen Umwälzung, nicht entscheidend einzugreifen, die

eingewurzelten Zustände erwiesen sich stärker als sein Wille; auch beruhte die militärische Verfassung viel zu sehr auf den gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnissen, als daß der König eine solche Organisation hätte antasten mögen. Einzelne Versuche, die er unternahm, aus erbunterthänigen Hörigen freie Leute zu machen, die Rechtsverhältnisse festzusetzen und zu regulieren, hatten wenig Erfolg und fanden selbst bei den Bauern keinen Anklang. Soweit er im einzelnen durch menschenfreundliche Verordnungen, obrigkeitliche Überwachung, Feststellung der rechtlichen Ansprüche, Mißhandlung, Druck und Überbürdung von dem Bauernstand abwehren konnte, hat er es nie versäumt. Noch war die Zeit für eine durchgreifende soziale Reform nicht reif; aber fern waren die Tage der großen Agrargesetzgebung und Bauernbefreiung nicht mehr.

Die preußische Industrie verehrt den großen König recht eigentlich als ihren Schöpfer. Vieles von dem, was der Vater ins Leben gerufen, war in den Kriegsjahren wieder zu Grunde gegangen. Mit Schmerz gewahrte Friedrich, wie der Gewerbfleiß in seinem Land zurückgekommen, wie das Volk mit seinen wichtigsten Bedürfnissen an die Industrie des Auslandes gewiesen war, wie massenhaftes Geld dahin abströmte. Da war es nun sein eifrigstes Bestreben, den Gewerbfleiß, die technische Fertigkeit, die Unternehmungslust zu heben. Um neue industrielle Anstalten ins Leben zu rufen, Verbesserungen im Gewerbebetrieb einzuführen, Versuche zur Einbürgerung ausländischer Industrien anzustellen, spendete er hohe Kapitalien aus Staatsmitteln, und viele Gewerbszweige, wie die Leinwand-, Woll- und Baumwollindustrie, die Glas- und Porzellanmanufaktur, die Zuckerraffinerie u. a., blühten unter des Königs Fürsorge gedeihlich empor. Es war der oberste staatswirtschaftliche Gesichtspunkt der Zeit: sowenig Geld wie möglich ins Ausland gehen zu lassen, und Friedrich hat es in der That erreicht, die fremde Einfuhr beträchtlich einzuschränken, die Ausfuhr seiner Industrieprodukte zu erhöhen, so daß die Handelsbilanz bald einen ansehnlichen Überschuß zu gunsten der letztern ergab. Freilich war auch auf diesem Gebiet die Freiheit der Bewegung stark eingeengt; die Einmischung der Behörden ging außerordentlich weit und der büreaukratische Eifer führte auch zu vielen verkehrten und unpraktischen Maßregeln. Die ganze Arbeit war von Staatswegen organisiert, die Aufsicht über Handwerker und Künstler bis ins einzelnste durchgeführt, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung nach andern Landesteilen von Regierungswegen geordnet. Dabei wurde das Schutzzoll- und Absperrungssystem in der alten Strenge aufrecht erhalten, die Einfuhr fremder Waren, die Ausfuhr einheimischer Rohprodukte aufs äußerste erschwert. Die Absperrung der Landesgrenze sollte der einheimischen Industrie den inländischen Markt sichern, ihr billiges Rohmaterial liefern und die Konkurrenz mit dem Ausland erleichtern; die Schranken gegen den Export von Landesfrüchten, namentlich Getreide, sollten einen geringen Preis für die Lebensmittel sichern. Freilich hatte dies System auch die Rückwirkung, den Handel zu lähmen und der Landwirtschaft den Vertrieb ihrer Erzeugnisse zu erschweren. Das Merkantilsystem Friedrichs war ohne Zweifel überspannt und einseitig, und die Physiokraten konnten mit Recht einwenden, daß auf die Industrie ein übermäßiger Wert auf Kosten andrer Erwerbszweige gelegt werde. Es konnte auch nicht fehlen, daß in diesem System des Schutzzolls und der direkten Staatssubventionen viele Gewerbe ins Leben gerufen wurden, die keinen natürlichen Boden im Land hatten und nur mühsam und mit nutzlosen Kosten aufrecht erhalten werden konnten, wie z. B. die Seidenzucht. Viele andre aber entwickelten sich auch in verheißungsreicher Blüte; es erwuchs ein fleißiger und tüchtiger Gewerbestand, der dem Land seitdem erhalten blieb. Das von oben geregelte, durch Schranken geschützte aber auch eingeengte Wirtschaftssystem entsprach nun einmal dem

Industrie u. Handel.

Zeitgeist und war für einen so jungen und unentwickelten, der Ausbildung, des Kapitals, der Absatzquellen entbehrenden Gewerbfleiß, wie den damaligen preußischen, von überwiegendem Vorteil. In einer spätern Entwickelung freilich, als die preußische Industrie erstarkt und lebenskräftig geworden, war diese beschränkte Politik nicht mehr haltbar. Die freien und großartigen volkswirtschaftlichen Lehren der Neuzeit brachten bald auch die herkömmliche Wirtschaftspolitik in Preußen zu Fall. Trotz der Schwierigkeiten, welche das System der Absperrung dem kommerziellen Verkehr mit dem Ausland bereitete, hob sich doch auch der preußische Handel. Der König war unermüdlich, fremde Absatzquellen zu erschließen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, der Erwerb von Ostfriesland und der polnischen Seeküste förderte die maritime Stellung Preußens wesentlich. Eine heilsame Unterstützung fanden der Handelsverkehr und ein geregelter Geldumlauf durch die Gründung der beiden großen Finanzinstitute, der Seehandlungsgesellschaft und der preußischen Bank.

Finanz- und Steuerwesen. Obwohl Friedrich für alles, was das materielle Gedeihen seines Landes fördern konnte, eine offene Hand hatte und Millionen dafür verwendete, obwohl die langen Kriege, bei denen ihm lediglich die unzulänglichen englischen Subsidien und einzelne Kriegskontributionen zu statten kamen, ungeheure Summen erforderten, obwohl das Heer auch im Frieden in einer fast über die Kräfte des Staats gehenden Stärke erhalten wurde, obwohl großartige Bauten, namentlich in der Residenz (Opernhaus, die Parkanlagen des Tiergartens, Dom u. a.), denen meistens die Entwürfe des talentvollen Knobelsdorf zu Grunde lagen, unter der königlichen Munifizenz erstanden: war doch das Finanzwesen in bester Ordnung. Der sparsame, umsichtige, wirtschaftliche Geist, der Friedrichs Finanzverwaltung beherrschte, wußte allen Anforderungeu gerecht zu werden, nnd dabei wurde noch alljährlich ein barer Staatsschatz gesammelt, der sich bei dem Tod des Königs auf über siebzig Millionen Thaler belief, eine an sich freilich wenig rationelle Kapitalansammlung, die aber durch die Notwendigkeit einer steten Kriegsbereitschaft geboten war. Allerdings hatte das fiskalische System Friedrichs auch seine sehr großen Härten und erzeugte viel Unmut im Volk. Die indirekten Abgaben (auf Kaffee, Bier, Salz u. s. w.) wurden empfindlich in die Höhe getrieben und verkümmerten den Genuß unentbehrlicher Lebensmittel; drückende Monopole steigerten die fiskalischen Einnahmen, riefen aber auch ein unwürdiges, der öffentlichen Moral höchst nachteiliges Spionier- und Überwachungssystem auf der einen Seite, Schmuggel- und Schleichhandel und Gesetzumgehung aller Art auf der andern Seite hervor. Der Unmut wurde noch durch die Art der Erhebung der Steuern gesteigert. Der berühmte französische Philosoph und Generalpächter Helvetius hatte die neue Zoll- und Accise-verwaltung (Regie) angeregt, und auch bei ihrer Durchführung wurden ausschließlich Franzosen herangezogen. Reich besoldete, hochmütige französische Finanzkünstler leiteten diese Verwaltung, die als selbständiges Departement, als „Generaladministration der königlichen Gefälle" ausgesondert wurde. Die fremden Beamten, mehrere Hundert an Zahl, steigerten allerdings die Einnahmen, machten sich aber auch durch ihre gehässige Kontrolle, durch ihren brutalen Übermut und das kränkende Gefühl, daß das preußische Volk nicht fähig sein solle, sein Steuerwesen selbst zu ordnen, außerordentlich verhaßt. Der König sah selbst mit der Zeit ein, welch unwürdige Männer er ins Land gezogen hatte. Auch die Einführung einer Staatslotterie war eine bedenkliche fiskalische Maßregel.

Heerwesen. Als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachtete Friedrich, der alten preußischen Überlieferung entsprechend, die Fürsorge für die Armee, und in der That beruhte auch in der Mitte so vieler Feinde die Sicherheit und Zukunft des jungen Großstaats in der steten militärischen Schlagfertigkeit und einer allezeit bereiten Machtentfaltung nach

außen. Die eiserne Wehr, die den Staat im Krieg groß gemacht, auch im Frieden gegen künftige Gefahren bereit zu stellen, war ein Gebot der Selbsterhaltung. Freilich legte diese militärische Kraftanspannung, der Unterhalt einer Armee, die am Ende der Regierung Friedrichs bis auf 200,000 Mann gestiegen, dem doch immer noch armen und gering bevölkerten Land gewaltige Opfer auf. Ungefähr zwei Drittel der ordentlichen Staatseinnahmen wurden auf das Heer verwendet, und die Rekrutierung war für den Bauernstand eine um so härtere Last, je mehr die gebildeten Klassen und die industrielle Bevölkerung der Städte von der Wehrpflicht befreit waren. Die Armee beruhte noch immer auf den von Friedrich Wilhelm geschaffenen Grundlagen; sie bestand zur Hälfte aus geworbenen Ausländern, zur Hälfte aus der nach dem Kantonssystem (XII, 880) geordneten Rekrutierung. Und so sehr der König die vielfachen Härten, Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten dieses Systems zu mildern bestrebt war, er konnte doch nicht hindern, daß es als drückende Last der landbauenden Stände empfunden wurde, und ebensowenig konnte er den Übelstand des Werbesystems beseitigen, welches naturgemäß fremde, zuchtlose, von keinem nationalen Interesse erfüllte Elemente ins Land zog. Alle Strenge der Disziplin und das unausgesetzte Bemühen des Königs, den sittlichen Geist, die militärische Ehre in seinem Soldatenstand zu erhöhen, vermochten die Übel des Werbesystems nicht ganz zu beseitigen. Dennoch blieb diese Armee unstreitig die gediegenste, bestdisziplinierte und schlagfertigste Europas. Der altbewährten Infanterie hatte erst Friedrich eine ebenbürtige Reiterei zur Seite gestellt. Unausgesetzte Exerzitien, Musterungen, Übungen in der Handhabung der Waffen und der Präzision der Bewegungen bereiteten zum Krieg vor und erzeugten Fertigkeit und Gewandtheit; die Berliner Ritterakademie und mehrere Kadettenhäuser wurden errichtet, um den Offizierstand heranzubilden.

Friedrich u. die nationale Bildung u. Litteratur.

Über der Pflege der materiellen Kräfte des Staats gewann Friedrich nicht in dem Maß die Muße und die Mittel zur Hebung der geistigen Bildung, wie man es von einem Fürsten erwarten dürfte, der selbst so tief in die Wissenschaften eingedrungen. Während er selbst an den Arbeiten der Akademie, die er aus dem tiefsten Verfall erhoben, regen Anteil nahm, geschah zur Förderung des eigentlichen Volksunterrichts nicht gerade viel. Wir werden diese Seite seiner Thätigkeit im Zusammenhang mit dem Umschwung der Pädagogik der Aufklärungszeit näher kennen lernen. Oft genug mußten die Schullehrerstellen zur Versorgung verabschiedeter Invaliden dienen oder sie wurden gerade sich darbietenden, auf das dürftigste bezahlten Handwerkern als Nebenbeschäftigung übertragen, ohne viel zu fragen, ob deren eigne Kenntnisse sich auch nur über die elementarste Stufe erhoben. Überhaupt ist die Stellung des Königs zu der nationalen Bildung und dem deutschen Volksgeist eine befremdliche und vielgetadelte Erscheinung. Seit den Tagen der teutonischen Bardenbegeisterung Klopstocks und Arndts herbem Deutschtum sind viele bittere Worte über diesen Zug aus dem Wesen Friedrichs geäußert worden. Und doch wie leicht erklärt sich derselbe aus dem Geist der Zeit und dem Bildungsgang des Königs. Die Eindrücke seiner Jugend waren ihm für das ganze Leben maßgebend. Als er den Thron bestieg, beherrschte Gottsched und seine Schule die deutsche Poesie und den Geschmack; ihre geistlosen Nachahmungen und Übersetzungen französischer Dichtungen konnten dem hochstrebenden Fürsten nicht genügen. Er wendete sich der klaren und glatten, aber hohlen und phantasielosen Kunstpoesie der Franzosen zu, bewunderte Voltaire als Dichter und Philosophen auch dann noch, als sie sich in Feindschaft getrennt und einander die bittersten Dinge gesagt hatten, und unterhielt mit den litterarischen Notabilitäten Frankreichs einen ununterbrochenen Briefwechsel. Die Vorliebe für französische Sprache und Litteratur, die er sich wie selten ein Ausländer zu eigen gemacht, beherrschte seinen ganzen Geschmack. Zwar besaß er

Einsicht genug, auch die litterarischen Verirrungen in Frankreich zu erkennen und manch bitteres Wort darüber zu äußern; allein aus der Geschmacksrichtung und Kunstanschauung, die ihm die fortgesetzte Beschäftigung mit den französischen Klassikern einflößte, vermochte er sich nicht loszureißen. Für die ursprüngliche Kraft und Natur Shakespeares hatte er ebensowenig Verständnis wie für die Poesie des deutschen Mittelalters, die damals neu belebt wurde. Bekannt ist sein Urteil über die letztere, sie sei nicht einen Schuß Pulver wert und in seiner Büchersammlung würde er solch elendes Zeug nicht dulden. Er hielt sein Volk noch nicht für fähig und reif, mit den Geistesschöpfungen andrer Nationen zu wetteifern. Seine merkwürdige Abhandlung „Über die deutsche Litteratur" beweist, wie geringschätzig er von den damaligen litterarischen Leistungen seiner Landsleute dachte, zugleich aber auch, mit welchem patriotischen Interesse und welch tiefer Ahnung er sich dem Gedanken und Vertrauen hingab, daß Deutschland auch im Reich der schönen Künste einst würdig unter den Nationen dastehen werde. Für den hohen Aufschwung aber, den gegen Ende seines Lebens thatsächlich bereits die Kunst und Wissenschaft genommen, fand er nicht mehr das Verständnis. Und doch war er selbst es vorzugsweise, der durch seine leuchtenden Thaten den schlummernden deutschen Genius geweckt und die geistige Erhebung der Nation bewirkt hat. Denn, wie Goethe sagt: der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. — Und nicht bloß in der Litteratur war Friedrich ein Verehrer des französischen Geschmacks: das ganze Thun und Treiben dieser Nation wurde bewundert und nach Möglichkeit nachgeahmt. Französische Abenteurer fanden zu Hunderten in Preußen Ehre und Unterhalt, und da diese Bewunderung des Fremden auch an andern Höfen zum guten Ton gehörte, so wimmelte es in allen Gegenden Deutschlands von lustigen Franzosen. Pariser Friseurs, Sprachlehrer und Tanzmeister wurden gar oft bei Besetzung hoher Hof- und Verwaltungsämter den verdientesten Inländern vorgezogen.

Kirchliche Grundsätze. Daß Friedrich die traditionelle Duldsamkeit der preußischen Könige in kirchlichen Dingen auch zum Grundsatz seiner Politik machte, ist bei seinen weitherzigen Anschauungen selbstverständlich. Wir haben diese Geistesrichtung schon früher erwähnt (XII, 889) und werden dieselbe im Zusammenhang mit der Gesamtkultur noch näher kennen lernen. Das Prinzip, daß der Staat eine über dem Bekenntnis stehende Gemeinschaft sei, hielt auch er in vollem Umfang aufrecht und gestattete der römischen Kirche eine Freiheit der Bewegung, die damals unerhört und um so anerkennenswerter war, als gegen ihn das katholische Gemeingefühl noch häufig genug aufgeboten wurde. Der ansehnliche Zuwachs an katholischen Unterthanen durch die schlesischen und polnischen Erwerbungen mußte das Bestreben noch verstärken, in dem Gedanken der gemeinsamen Staatsangehörigkeit die konfessionellen Gegensätze sich verwischen zu lassen. Der König vermied es, sich in lange theoretische Erörterungen über die Stellung der katholischen Kirche in einem nach seinem überwiegenden Bestandteil, seiner Entstehung und seiner monarchischen Spitze protestantischen Staat zu vertiefen; er ließ das Leben ausgleichen, was prinzipiell damals vielleicht nicht auszugleichen war, und erzielte damit in der That den Erfolg, daß die neuerworbenen katholischen Unterthanen sich bald als ebenso gute Preußen fühlen lernten wie die Brandenburger oder Pommern. In Berlin erstand die katholische Hedwigskirche und zu den treuesten Dienern des Königs gehörten Männer römischer Konfession; selbst die Jesuiten wurden in Preußen geschützt, als eine päpstliche Bulle den Orden auflöste. Um das friedfertige Nebeneinanderleben der Bekenntnisse zu fördern, that Friedrich auch dem Fanatismus und der zelotischen Verketzerungssucht von protestantischer Seite nach Kräften Einhalt. In Schlesien kam

der Kardinalerzbischof Graf Sinzendorf seinen versöhnlichen Bestrebungen entgegen. Auf der andern Seite wußte aber Friedrich auch alle Energie zu entfalten, wo sich landesverräterische und staatsgefährliche Umtriebe unter religiöser Maske regten. Wie er allen Kirchen und Sekten und jedem einzelnen die Freiheit der religiösen Überzeugung und Lehre beließ, so trat er doch jedem Übergriff der hierarchischen Ansprüche in die Wirkungssphäre und den Machtbereich des Staats mit bewußter Entschiedenheit entgegen. Von einer politischen Rolle der Geistlichkeit konnte keine Rede sein, und selbst dem Anspruch auf die Leitung der Erziehung hielt er den Grundsatz entgegen: die Schulen sind Veranstaltungen des Staats, ein Grundsatz, der auch im Landrecht zum Ausdruck kam und seitdem maßgebend geblieben ist, freilich auch von kirchlichen Fanatikern stets angefochten wurde.

Von der umfassenden Vielseitigkeit und hohen Begabung dieses eigenartigen feinen Geistes, seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, seinem Drang nach Erkenntnis, seinem Sinn für alle wissenschaftlichen und geistigen Interessen, seiner hervorragenden Darstellungsgabe zeugt der reiche, dreißig Folianten füllende litterarische Nachlaß Friedrichs d. Gr. Einen bedeutenden Bestandteil seiner durchgängig in französischer Sprache verfaßten Schriften bilden zunächst die historischen Werke: die „Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg“, ein Abriß der preußischen Geschichte bis auf des Königs eigne Zeit, voll treffender Urteile und ungeschminkter historischer Treue, ein biographischer Regentenspiegel voll Pietät und patriotischer Anerkennung der fürstlichen Vorfahren; als Fortsetzung dazu: die „Histoire de mon temps“, die Zeit der schlesischen Kriege umfassend, ein nach den antiken Mustern mit bewundernswürdigem Freimut verfaßtes Geschichtswerk; als weitere Fortsetzung die „Histoire de la guerre de sept ans“, unmittelbar nach dem Frieden auf Grund der eignen Erfahrungen des Königs und der zuverlässigsten Berichte der Truppenkommandeure verfaßt, voll liebevoller Anerkennung für seine tapfern Kampfgenossen und ehrenden Dankes für die Ruhmesthaten seiner wackern Truppen und Offiziere. Von einem weitern Abschnitt seiner Regierung legt der König Rechenschaft ab in den „Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne“ und endlich in den „Mémoires de la guerre de 1778“. So hat Friedrich fast seine ganze lange Regententhätigkeit mit eigner Feder dargestellt, und wenn auch in den großenteils nach der Erinnerung niedergeschriebenen Werken manche Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten mit unterlaufen mögen: der Schönfärberei und absichtlichen Entstellung hat er nie gehuldigt; seine historiographischen Arbeiten entsprangen dem aufrichtigen Wunsch, sich selbst, den Zeitgenossen und der Nachwelt ehrliche und klare Rechenschaft über seine Thaten zu geben, wie es einst Xenophon und Cäsar gethan. Den historischen Werken reihen sich eine Anzahl von „Elogen“ an, Lobreden auf seine alten Rheinsberger Genossen, auf Voltaire und andre verdiente Männer, voll zarter und liebevoller Anerkennung derer, die sich seinem Herzen teuer zu machen gewußt. In Verbindung damit stehen auch seine über die verschiedensten Zweige der Staatsverwaltung und mannigfaltige psychologische Themata sich erstreckenden philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften, aus deren Reihe ganz besonders die Jugendarbeit des Königs, der berühmte unmittelbar vor der Thronbesteigung verfaßte „Antimachiavel“ hervorragt. In dieser Schrift, die den „Feind der Menschheit und den Lästerer der Fürsten“ zu widerlegen sich vorsetzte, stellte der König gegenüber dem klassischen Tyrannenegoismus des italienischen Staatsphilosophen seine Auffassung von dem Ideal der Königspflicht dar, ein politisches Glaubensbekenntnis voll schöner Humanität, voll aufgeklärter Regentenweisheit und edler landesväterlicher Gesinnung, durchdrungen von dem Bewußtsein der hohen Pflichten,

Friedrich d. Gr. als Schriftsteller.

Historische Werke.

Philosoph. und staatswissensch. Schriften.

denen der königliche Verfasser entgegenging. Gerechtigkeit, sagt er, müsse die erste Aufgabe eines Königs sein; das Wohl seines Volks müsse er jedem andern Interesse vorziehen. Ein begeisterter jugendlicher Idealismus ist der Grundzug des Werks. Ähnliche Grundsätze und Lehren enthält auch der „Fürstenspiegel", eine Ermahnung an den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg. Und trotz der edlen und humanen Regierungsmaximen, die Friedrich in diesen Schriften niederlegte und im Leben bethätigte, hat man gewagt, ihm ein Werk unterzuschieben wie die berüchtigten „Matinées Royales" oder Morgenstunden über die Regierungskunst, angebliche Belehrungen des Königs an seinen Neffen und Nachfolger. In diesem Pasquill, das öfters und auch noch in neuerer Zeit zur Verunglimpfung des großen Königs reproduziert wurde, sollte Friedrich seine innersten Gedanken über Staat, Religion und Leben niedergelegt, die verborgensten Triebfedern seiner Handlungen enthüllt, ein Geständnis und politisches Vermächtnis hinterlassen haben, dessen Veröffentlichung natürlich nicht beabsichtigt gewesen sein sollte. Die machiavellistischen Grundsätze, die hier empfohlen werden, bestehen in nichts als Selbstsucht und Ehrgeiz, cynischer Heuchelei und unwürdiger Menschenverachtung; die Politik ist nichts als Schurkerei; ihr Wesen liegt darin, daß man um seines eignen Vorteils willen die Nachbarn betrügt und vergewaltigt. Das nicht ohne Geschick untergeschobene Werk ist eine Schmähschrift auf Friedrich, hervorgegangen aus Pariser Hofkreisen, vielleicht auf Grund eines kurzen Berichts eines zurückgesetzten Berliner Höflings und mannigfacher aus dem Zusammenhang gerissener und entstellter, oder auch erfundener Äußerungen des Königs.

Militär. Schriften. Eine andre Seite der litterarischen Thätigkeit des Königs sind seine militärischen Schriften, wegen des praktischen Zwecks in deutscher Sprache, teils bloße Instruktionen für die Offiziere, Disziplinvorschriften und Dienstreglements, teils auch strategische und taktische Fragen und Gegenstände aus der Kriegsgeschichte behandelnd, ein Denkmal der Bestrebungen des Königs, seinen Truppen zu der bloß mechanischen Übung, wie sie unter Friedrich Wilhelm I. gepflegt worden, die notwendige Ergänzung der geistigen und kriegswissenschaftlichen Ausbildung zu verleihen.

Gedichte u. Briefe. Des großen Königs innerliches Gefühls- und Gemütsleben spricht sich am unmittelbarsten in seinen zahlreichen Gedichten und Briefen aus. „Fünfzig Jahre hindurch," sagt sein Biograph Preuß, „bezeugen Friedrichs Gedichte die ergreifendsten Momente seines Lebens: in den Krämpfen singt er, welche seine blühende Jugend der Bahre nahe brachten, an dem Sterbebett seines Vaters, in der gefährlichsten Krise des Siebenjährigen Kriegs, unter den fünfwöchentlichen Gichtqualen im sechzigsten Lebensjahr und im Angesichte des Todes. Beide, die Gedichte wie die Briefe des Königs zeigen die ungewöhnliche Fruchtbarkeit seines Geistes, eine seltene Fülle historischer Bildung, einen tiefen Schatz von Welt- und Menschenkenntnis. Sollten wir auch der Philosophie des Monarchen nicht überall beipflichten, sein edles Herz wird uns immer rühren, er mag die Tugend erheben oder das Laster geißeln, die Thorheit belachen oder Wahn und Heuchelei enthüllen: denn was den Menschen irgendwie berührt, bietet ihm Stoff zu dichterischer oder brieflicher Mitteilung, in der immer das eigne Herz sich auf die liebenswürdigste Weise öffnet." Die Gedichte des „Philosophen von Sanssouci" umfassen die verschiedenartigsten poetischen Gegenstände und Formen, Komödien und Tragödien, feierliche Heldengesänge, wie die Kriegskunst, und schlüpfrige witzige Epopöen, wie das wilde ungezügelte Phantasiestück „Palladium", Oden und poetische Episteln, Totengespräche und Satiren, von oft schonungsloser Schärfe gegen die damaligen fürstlichen und diplomatischen Größen, fliegende Blätter und „Facetien" gegen politische und litterarische Koryphäen und ernste historische Lieder mitten aus den Drangsalen des Kriegs. In heitern und sorgenvollen, freudigen und traurigen

Stunden drängte es den König, ein anmutiges, pikantes, ergreifendes, bitteres, zürnendes Wort je nach der augenblicklichen Stimmung in poetischer Form auszusprechen; er hat seine Feinde oft nicht minder scharf mit der Feder als mit dem Schwert geschlagen. Ebenso frisch und unmittelbar wie aus diesen poetischen Produktionen tritt uns das geistige Leben, das Fühlen und Denken des großen Königs aus seinen zahllosen Briefen entgegen, nicht sowohl aus seinen geschäftlichen Kabinettsschreiben, die uns nur den Monarchen, freilich in der ganzen Vielseitigkeit seiner landesväterlichen Fürsorge, in der ganzen Umsicht und Rastlosigkeit seiner amtlichen Thätigkeit zeigen, als aus der vertraulichen Korrespondenz mit Verwandten, Freunden und ausgezeichneten Männern. In diesen durch einen Zeitraum von mehr als sechzig Jahren reichenden Briefen wird uns der treueste, ungeschminkteste Aufschluß über alle Seelenstimmungen und Eindrücke, alle frohen und traurigen Empfindungen dieses vielseitigen, lebhaften Geistes aus allen Phasen seines inhaltreichen Daseins, zugleich ein schönes Zeugnis von der Freimütigkeit und Wahrhaftigkeit, der Herzlichkeit und dem Freundschaftsbedürfnis ihres Verfassers. Dieser umfangreiche Briefschatz ist von hohem historischen Interesse als kompetentestes Urteil über gleichzeitige geschichtliche Vorgänge und Personen, und eröffnet zugleich in seinen lediglich familiären Teilen einen Einblick in den liebenswürdigen und feinen Charakter des Königs.

Lebensweise und Ausgang Friedrichs d. Gr.

Die übermenschliche Anstrengung des Geistes und Körpers, die sich Friedrich II. im Krieg und im Staatsdienst zumutete, zehrte frühe an seiner Lebenskraft und alterte ihn vor der Zeit. Die erschütternden Wechselfälle und unerhörten Mühseligkeiten des Siebenjährigen Kriegs brachen seine Gesundheit vollends; schwere Körperleiden, insbesondere Gichtanfälle, quälten ihn seitdem und gaben ihm ein über seine Lebensjahre gealtertes Ansehen, und doch hielt noch mehr als zwei Jahrzehnte die gebrechliche Greisengestalt stand, mit unbeugsamer Energie die Schwächen des Leibes überwindend. Wie sie in den letzten Lebensjahren erschien, hat sich seine Gestalt der Erinnerung des Volks tief eingeprägt und ist in zahlreichen Bildnissen auf die Nachwelt übergegangen: das hagere, eingefallene, scharf geschnittene Gesicht mit dem großen klaren durchdringenden Auge, die hohe gedankenvolle Stirn, das geistreiche sarkastische Lächeln um den feinen Mund, der vorgebeugte Körper, gestützt auf den historischen Krückstock, in fast gesucht nachlässiger Kleidung und einer Einfachheit des Auftretens, die anzudeuten schien, daß dieser zum Herrschen geborne Mann äußern Prunk und Glanz zur Wahrung seiner Würde nicht nötig habe. Und wie sein Äußeres, einfach, schmucklos, geistig durchdrungen, war auch sein Leben. Vom frühsten Morgen an war es der angestrengtesten und gewissenhaftesten Pflichterfüllung gewidmet. An allen Zweigen des öffentlichen Dienstes nahm der König das persönlichste Interesse; er überwachte, leitete, entschied alles selbst; einen einflußreichen Minister gab es nicht, des Königs rechte Hand, der Kabinettsrat Eichel, war doch nur ein gewissenhafter, arbeitsamer, kenntnisreicher Subalternbeamter, der die Befehle seines Herrn ausführte. Audienzen der Minister und der Bittsteller, Durchsicht der eingegangenen Briefschaften, Manöver und Revuen füllten den Tag aus, wenn sich der König nicht auf seinen Reisen befand, auf denen er unaus-

gesetzt die Zustände und Bedürfnisse seiner verschiedenen Landesteile zu ergründen suchte. Das einförmig stille Leben rastloser Berufserfüllung wurde durchbrochen und gehoben durch sokratische Gastmähler in angeregtem Freundeskreise, durch geistreiche Konversation, durch ernste Lektüre und litterarische Arbeiten, durch das Flötenspiel, dessen der König selbst in hohem Grad Meister war, durch musikalische und dramatische Produktionen. Aber es wurde oft still und einsam in den schönen Räumen des kunstgeschmückten Sanssouci; die alten Freunde, die teuersten Angehörigen starben einer nach dem andern hinweg, und eine gewisse Menschenverachtung, Bitterkeit und Schwermuth verscheuchte in den letzen Lebensjahren die Heiterkeit aus der Seele des Königs. Das reizbare und sarkastische Wesen des Monarchen, sein Mißtrauen und seine Verschlossenheit ließen am Ende auch vertraute Freundschaft, für die Friedrich sonst so sehr empfänglich gewesen, nicht mehr aufkommen. Seine Gemahlin hatte ihm keine Kinder gegeben, und bei aller Achtung und zarten Rücksicht standen sich die Gatten zeitlebens fern und waren fast immer getrennt; sein Neffe war der Erbe des Thrones. Was ihm an häuslichem Glück gemangelt, hat er sich durch die volle, selbstaufopfernde, man kann sagen heilige Hingabe an seinen großen Lebensberuf ersetzt. Als der Tod ihn von seinen langen Leiden erlöst hatte, ging (17. Aug. 1786.) durch ganz Europa das Gefühl, daß einer der größten, edelsten und weisesten Fürsten der Geschichte dahingegangen; dem preußischen Volk insbesondere blieb sein Andenken ein Heiligtum, an dem sich die patriotische Begeisterung der ganzen Folgezeit aufrichtete. Soviel auch nachmals die politische und kirchliche Reaktion an dem Freisinn des Königs, anderseits die demokratischen Verkünder der Volksrechte an seiner streng monarchischen Praxis zu tadeln hatten, so sehr die Freunde der löblichen Reichsverfassung und des deutschen Staatenpartikularismus die Wege hassen mochten, die Friedrich der preußischen Politik gewiesen, so sehr ein phrasenhaft verschwommener oder heuchlerischer Patriotismus die deutschen Ziele dieses „lediglich preußischen Eroberers" in Abrede stellte: die Nation wird sein Andenken stets in dankbarer Verehrung halten. Der unermüdlich thätige und wachsame König in seiner schlichten anspruchslosen Erscheinung, mit seinem scharfen Auge, seinem unverwüstlich gesunden Sinn, seiner durchgreifenden Willenskraft, seiner Verachtung des Scheins, der Lüge, der Schmeichelei, seiner Gerechtigkeitsliebe ist in zahllosen Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in die Erinnerung des Volks eingedrungen und wie kein andrer Mann unsrer Geschichte das lebendige Eigentum der Nation geworden.

(Das Ergebnis der Regierung Friedrichs d. Gr.) Die preußische Monarchie war unter Friedrich d. Gr. durch die schlesischen, polnischen und ostfriesischen Erwerbungen von einer Volkszahl von $2\frac{1}{4}$ auf $5\frac{1}{2}$ Millionen und von einem Flächenraum von 2160 auf 3540 Quadratmeilen gestiegen; sie hatte ihre Kraft mit halb Europa siegreich gemessen und eine Geschichte voll unvergänglicher Ruhmesthaten hinter sich; sie war zum Großstaat geworden und hatte unter den europäischen Mächten ihre Stellung

genommen. Freilich war dieser Aufschwung nur möglich gewesen dadurch, daß Friedrich entschieden und rücksichtslos mit den abgelebten politischen Formen des Reichs brach, daß er bewußter und durchgreifender als seine Vorgänger die Gemeinschaft mit Kaiser und Reich löste. Es wäre ein kurzsichtiges Urteil, wollte man ihn darum des Mangels an nationalem Sinn anklagen. Denn indem der preußische Staat seine eignen Wege ging, außerhalb der ausgefahrnen Geleise der Reichsverfassung und Reichspolitik, erfüllte er zugleich die Nation mit einem neuen patriotischen Aufschwung und richtete die Hoffnungen der vaterländisch Gesinnten auf eine politische Zukunft, welche die wertlosen und untauglichen Formen des erstorbenen heiligen römischen Reichs verlassend auf neuen, natürlichen und gesunden Grundlagen sich aufbaute. Denn das war doch nachgerade jedem Einsichtigen zum Bewußtsein gekommen, daß auf den morschen Fundamenten des Westfälischen Friedens eine gedeihliche Entwickelung nicht mehr möglich war. Dieses rein deutsche Preußen mit der frischen Regsamkeit aller Kräfte, dem wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung, der Energie und dem Eifer der gesamten Verwaltung, der Gediegenheit der materiellen Grundlagen der Macht, der Freiheit des Glaubens und der Meinungsäußerung, stach gegen die großen alten absoluten Monarchien ebenso bedeutend ab wie gegen die politische Unfähigkeit und Mißwirtschaft der deutschen Kleinstaaterei. Wir haben gesehen, daß auf dem Gebiet der Verwaltung, der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation die Regierung des großen Königs nicht gerade schöpferisch gewesen ist; das alte Schema wurde in seinen Grundbestandteilen beibehalten und nur im einzelnen reformiert. Weder die Gutshörigkeit, noch die Patrimonialgerichtsbarkeit oder die Bevorzugung des Adels wurde im wesentlichen angetastet; die Gebundenheit des bürgerlichen Gewerbes, der städtischen Selbstverwaltung, die Allmacht des Beamtentums, der Druck des fiskalischen Systems, der Schutzzölle und Monopole sind dem fridericianischen Regiment in vollem Maße eigen, und es dauerte noch ein Menschenalter, bis diese Fesseln unter dem Einfluß gewaltiger Umwälzungen fielen. Allein auch in jenen Formen der ständischen Gebundenheit, der büreaukratischen Allmacht, des monarchischen Absolutismus leuchtete doch jedem ein, daß hier dem fürstlichen Despotismus, der in der Befriedigung der Launen und Gelüste der Herrschenden den einzigen Zweck des Staats und in den Unterthanen willenlose Sklaven sah, ein Staat des Rechts und Gesetzes entgegentrat, ein Königtum, das an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, das seine Berechtigung in der gewissenhaftesten Fürsorge für das Wohl der Gesamtheit erblickte, das der vollen Summe der Macht ein ebenso großes Maß der Pflicht gegenüberhielt, das entgegengesetzte oder auch nur gesonderte Interessen der Krone und des Volks nicht kannte. Nicht als ein mystischer übernatürlicher Zauber, als ein Ausfluß göttlicher Gnade erscheint Friedrich d. Gr. das Wesen der Monarchie: sie ist eine menschliche Einrichtung, die durch ihre Leistungen ihre Berechtigung nachzuweisen hat, die, wenigstens

moralisch, den Bürgern zur Rechenschaft verpflichtet ist; kein Mensch sei dazu bestimmt, sagt er, der Sklave des andern zu sein; nur als dem Schirmer der Gesetze leisten die Unterthanen dem Herrscher Gehorsam. Diese hohe und edle Auffassung vom Regentenberuf bezeichnete einen Wendepunkt der politischen Anschauungen in ganz Europa, und am fühlbarsten in Deutschland. „Eine Persönlichkeit wie die des Königs, so außerordentlich überlegen den leeren Kopien des Siècle de Louis XIV., von denen die deutschen Fürstenhäuser und ihre Höfe noch erfüllt waren, so gesund und einfach und, ungeachtet seiner französischen Politur, so kerndeutsch, war an sich schon ein Ereignis. Das Fürstentum nach Versailler Muster erhielt erst jetzt in Deutschland den tödlichen Stoß, nachdem in Friedrich der Gegensatz hervorgetreten, der Gegensatz eines tüchtigen deutschen Fürsten, an dessen Erscheinung sich die persönliche Achtung und Liebe wieder aufrichten und nähren konnte.“ Zum erstenmal ging wieder eine Ahnung durch Deutschland, daß es über der trostlosen Zersplitterung und Zerklüftung ein gemeinsames nationales Leben gebe, daß das deutsche Volk nach aller Schmach und Demütigung noch fähig sei, aus sich selbst eine staatliche Macht zu bilden, welche die alte deutsche Ehre und Kraft dem herkömmlichen Übermut der Nachbarn gegenüber zur Geltung bringe. Es gab wieder einmal eine Gestalt, an der sich das nationale Selbstgefühl, das patriotische Bewußtsein erheben konnte, und das machte den „alten Fritz“ in allen Schichten des Volks zu einer populären Lieblingsfigur, wie keine andre aus der neueren deutschen Geschichte. Freilich brach nicht gar lange nachher unter der Einwirkung der französischen Revolution und der gewaltigen Umwälzung aller überlieferten politischen und sozialen Formen auch die Staatsschöpfung Friedrichs d. Gr. zusammen: jenem Ansturm widerstanden nirgends die bestehenden Einrichtungen, und der kunstvolle Mechanismus des fridericianischen Staats war zu sehr von einer Hand geleitet, von einem Geist beseelt, als daß er nicht in allen Fugen den Abgang des umsichtigen Werkmeisters hätte verspüren sollen. Die Kräfte des doch immer noch kleinen Staats waren zu übermäßig angespannt, um unter schwächerer Leitung nicht zu erschlaffen. Der glänzende Aufschwung der Nation hatte, namentlich in der Hauptstadt, eine Selbstzufriedenheit und Überhebung erzeugt, die dem eignen Verdienst beimaß, was doch nur das Werk eines großen Herrschers war; die französische Sitte und Aufklärung hatte in weiten Kreisen die altväterische Zucht gelockert, die nüchterne, arbeitsame, strenge Art durch moderne Leichtfertigkeit und Genußsucht verdrängt. Es bedurfte schwerer leidvoller Prüfungen, um dem heranwachsenden Geschlecht den Ernst des Lebens, Selbsterkenntnis und Pflichtgefühl wieder zum Bewußtsein zu bringen und im tiefen Ruin der nachfolgenden Zeit die Volkskraft, den patriotischen Sinn, den sittlichen Ernst so zu schärfen, um eine gründliche Wiedergeburt zu ermöglichen.

2. Die Anfänge der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Ein Mann von weicherem Stoff, als die drei großen Herrscher, die Preußen in einem Jahrhundert besessen, bestieg nach Friedrichs d. Gr. Tod den Thron, Friedrich Wilhelm II., der Sohn jenes Prinzen August Wilhelm, der sich im Siebenjährigen Krieg die Ungnade seines königlichen Bruders zugezogen (S. 74) und früh gestorben war. Der neue Herrscher wurde mit um so größerm Jubel begrüßt, je mehr das drückende fiskalische System Friedrichs d. Gr. und seine durchgreifende eigenmächtige Art oft Unwille und Erbitterung erregt hatten. Die übermäßige Schmeichelei, die man dem „Vielgeliebten" entgegenbrachte, artete dann freilich in eine ebenso maßlose Schmähung aus. Von der milden und gutmütigen, im Grunde edlen und wohlwollenden Natur des Königs durfte man sich ein leichteres und gelinderes Regiment versprechen. In einer Aufsehen erregenden Denkschrift legte Mirabeau dem neuen Monarchen seine Aufgaben und Pflichten dar unter bitterer Verurteilung des vorigen Regierungssystems; die großen politischen und sozialen Ideen, welche damals die Welt durchdrangen, wurden von einem ihrer kühnsten Verfechter an der Schwelle des neuen Regiments in voller Schärfe enthüllt. Es fehlte dem König nicht an guten Zügen des Geistes und Herzens, wohl aber an Willensstärke, Charakterfestigkeit und Schärfe des Urteils. So geriet er frühe in die Hände von Günstlingen und Schmeichlern, die seine Schwäche mißbrauchten, in die Gewalt von Rosenkreuzern, wundergläubigen Schwärmern und frömmelnden Geisterbeschwörern, die seinen natürlichen Hang zur Mystik und seine Freigebigkeit in der schnödesten Weise ausnutzten. Seine stark ausgeprägte Richtung zur Sinnlichkeit, die durch zwei unglückliche Ehen verstärkt wurde, führte ihn in die Bande von Buhlerinnen und intriganten Weibern, und es begann eine Mätressenwirtschaft, die an dem strengen und einfachen Berliner Hof noch nicht gesehen worden. Das Beispiel wechselnder Liebschaften und Trauungen zur linken Hand untergrub die gute Sitte in den höhern Gesellschaftskreisen und selbst im Volk. Die königlichen Ehen zur linken Hand wurden eine Einrichtung, an der man kaum mehr Anstoß nahm; ein Fräulein von Voß (Gräfin Ingenheim), eine Gräfin Dönhoff standen in diesem Verhältnis zum Monarchen; die letztere ist die Mutter des nachmaligen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg. Unter des Königs Mätressen hat keine sich die Gunst des Monarchen länger zu erhalten gewußt und einen verhängnisvolleren Einfluß geübt als die intrigante, habgierige und schlaue Gräfin Lichtenau, die berüchtigte „preußische Pompadour", die an den anmaßenden und übermütigen Kammerdiener Rietz verheiratete Tochter des Hofmusikus Enke, an die der König fast bis an sein Ende gefesselt war.

Friedrich Wilhelm II. 1786—1797. geb. 1744.

Eine gewisse Popularitätssucht, wie sie neuen Regierungen eigen zu sein pflegt, zeichnete auch die Anfänge Friedrich Wilhelms II. aus. Gleich zu Beginn des neuen Regiments kamen einige wohlthätige Maßregeln zur Ausführung: die

Beginn der neuen Regierung.

französische Regie samt dem Tabaks- und Kaffeemonopol wurde beseitigt, die französischen Beamten wurden durch preußische ersetzt, die Armeeverwaltung erfuhr durch Errichtung eines Kriegsdirektoriums, durch einzelne Verbesserungen im Werbe- und Kantonswesen, durch Milderung der barbarischen Disziplin der Soldaten eine oberflächliche Reform, das Erziehungs- und Unterrichtswesen wurde planmäßiger und freigebiger gefördert, die nationale Litteratur und Bildung aufgemuntert. Zur Unterstützung der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels und Verkehrs, zu öffentlichen Bauten und Straßenanlagen wurden ansehnliche Mittel verwendet; die begonnene Justizreform wurde, wie wir oben gesehen, zu Ende geführt. Allein durchgreifend und tiefgehend waren diese Reformversuche nicht: sie dienten mehr dazu, die straffe Organisation, das berechnete Verwaltungssystem des Vorgängers zu lockern, als dessen Schwächen und Fehler zu beseitigen. Die Klagen über Abgabendruck, Beamtenwillkür, Polizeischikanen, Zollbelästigungen ertönten bald lauter als zuvor. Überdies gerieten die schüchternen Experimente bald ins Stocken, die alten Minister der frühern Regierung mußten unwürdigen Günstlingen und Emporkömmlingen weichen, und es wurden neue Wege eingeschlagen, die nur zum Verderben führen konnten. Manches Wohlthätige, was Friedrich II. angeregt und begonnen, fiel gänzlich zu Boden, z. B. das Bestreben, der willkürlichen Belastung des Bauernstandes durch Aufstellung geordneter Urbarien und genaue Regelung der Dienstpflicht Schranken zu setzen. Ganz besonders glaubte die neue Regierung der rationalistischen Geistesrichtung der Zeit und der religiösen Aufklärung, die unter Friedrich II. soweit um sich gegriffen, entgegentreten zu müssen. Freilich war diese Aufklärung vielfach in so flache Frivolität und Trivialität ausgeartet, daß sich tiefere und ernstere Geister davon angewidert fühlten. Nur bestand die Reaktion, die sich jetzt dagegen erhob, nicht in einer gesunden Belebung des religiösen Gefühls und der strengern Sitte, sondern in einer von oben gepflegten mystisch-frömmelnden, süßlich-sentimentalen Richtung, zu der die Unsittlichkeit des äußern Lebens am Hof einen keineswegs wohlthuenden Gegensatz bildete. Der König hatte, wie so oft sinnliche und schwache Naturen, von selbst eine Neigung zu Pietismus und schwärmerischem Wunderglauben, und wurde darin von seiner schlauen berechnenden Umgebung bestärkt. Unter denen, die Friedrich Wilhelm dauernd zu leiten und ihn am tiefsten in diese krankhafte religiöse Richtung hineinzutreiben wußten, standen neben der Rietz der Major von Bischoffswerder und der geheime Finanzrat von Wöllner obenan.

Bischoffswerder und Wöllner. „Hans Rudolf von Bischoffswerder," heißt es in Häussers Deutscher Geschichte, „ums Jahr 1741 im thüringischen Sachsen geboren, dann in militärischen und höfischen Diensten verschiedener Herren, hatte seit dem bayrischen Erbfolgekrieg sich näher an den Prinzen von Preußen herangedrängt und war seitdem sein unzertrennlicher Begleiter und Ratgeber geworden. Von feinem intriganten Geist, einer unergründlichen Zurückhaltung, mit dem Höflingstalent ausgestattet, unbedeutend zu erscheinen, und

doch auch wieder sehr geschickt, durch eine geheimnisvolle mystisch-feierliche Außenseite zu imponieren, voll Herrschsucht ohne sie äußerlich an den Tag zu legen, hatte er die arglose und offene Natur Friedrich Wilhelms völlig umstrickt, und höchstens der Einfluß der Rietz war im stande, vorübergehend den seinigen zu durchkreuzen." — „Johann Christoph von Wöllner, 1738 zu Döberitz bei Spandau geboren, von Haus aus Theolog und seit 1755 Pfarrer zu Behnitz, hatte seit 1759 diesen Beruf aufgegeben und war der Gesellschafter eines märkischen Adligen, seines frühern Zöglings, geworden; bald war der Begleiter des jungen Itzenplitz der Mitpächter der Behnitzschen Güter, später dessen Schwager. Früher nur durch gedruckte Predigten als Schriftsteller hervorgetreten, warf er sich nun völlig auf Land- und Staatswirtschaft; seine litterarischen Versuche machten ihn sogar zum Mitarbeiter der Nicolaischen „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Seit 1782 unterrichtete er den preußischen Thronfolger in denselben Fächern, war dann unter der großen Zahl derer, an die der König 1786 den Adelstitel verschwendete, und erhielt neben der Stelle eines geheimen Oberfinanzrats zugleich die Intendantur über die königlichen Bauten, samt der Aufsicht über die sogenannte Dispositionskasse. Dies bunte Leben zeugte von ähnlicher Geschicklichkeit, Menschen und Verhältnisse zu lenken und auszubeuten, wie bei Bischoffswerder; nur mischte sich in Wöllner die Natur eines Intriganten mit Frömmelei und pfäffischer Herrschsucht. Beide, Bischoffswerder und Wöllner, waren seit Jahren befreundet, dieser zum Teil durch die Unterstützung des andern emporgekommen, beide in die mystischen Gesellschaften verflochten, deren Geheimbündelei, deren Geistersehen und andrer Spuk einen so wunderlichen Gegensatz zu der Aufklärungssucht jener Tage bilden. Es wird immer schwer zu ergründen sein, wie weit diese Männer und ihre Genossenschaft das weiche Gemüt des Königs und seine reizbare Phantasie zu rosenkreuzerischem Betrug mißbrauchten; unter den Zeitgenossen bestand eine reiche Überlieferung über das frevelhafte Gaukelspiel dieser Art, womit sie sich ihre Gewalt über Friedrich Wilhelms Gemüt gesichert haben sollen."

Jetzt hatte die geistige und kirchliche Reaktion freien Spielraum. Wöllner Religions- u. Zensuredikt.
erließ alsbald nach seiner Ernennung zum Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten das berüchtigte Religionsedikt, welches sich in heftigster 9. Juli 1788.
Weise gegen die zügellose Freiheit und Aufklärung, die Verbreitung kirchlicher Neuerungen und Irrtümer aussprach. Den Geistlichen wurde bei Strafe der Absetzung jede Abweichung vom kirchlichen, durch die symbolischen Bücher festgestellten Lehrbegriff verboten, die Prediger und Lehrer wurden einer strengen Aufsicht und vor ihrer Anstellung einer Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit unterworfen; dem einzelnen wurde die Gewissensfreiheit nur gestattet, solange er ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfülle, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behalte. Der Sturm des Unwillens, der sich über diesen Glaubenszwang einer heuchlerischen Hofkoterie erhob, überzeugte die Urheber keineswegs von der Nutzlosigkeit und Verwerflichkeit des Versuchs, durch Polizeimittel eine scheinheilige, pharisäische Gläubigkeit zu erzwingen. Im Gegenteil, um den Widerspruch verstummen zu machen, legte man nun auch Hand an die Freiheit der Presse. Es erfolgte das anstößige Zensuredikt, welches der 19. Dez. 1788.
freimütigen Besprechung politischer Fragen in der Tagespresse, wie der ernsten wissenschaftlichen Litteratur die schwersten Fesseln anlegte, ohne doch verhindern

zu können, daß eine Flut boshafter und schmutziger Pasquille sich über das Land ergoß.

Auswärtige Politik. Auch die auswärtige Politik Preußens wich vielfach von den klaren Zielen und der entschlossenen Thatkraft Friedrichs d. Gr. ab. Die Einmischung in die holländischen Wirren, die wir früher kennen gelernt haben, brachte einen sehr wohlfeilen Triumph, der die Selbstüberhebung der Armee in einer gefährlichen Weise steigerte und sie mit einem Gefühl der Unüberwindlichkeit erfüllte, das sich später bitter rächte. Als einziger Ersatz für diesen moralischen Nachteil und die großen finanziellen Opfer konnte die engere Verbindung mit England und Holland gelten, die sich in der Tripelallianz vom Jahr 1788 kund gab und in der That eine Zeitlang eine glänzende Stellung Preußens im europäischen Staatsleben bezeichnete, in der Folge aber in eine bedenkliche Abhängigkeit von der Politik und den Subsidien des britischen Reichs umschlug.

Die oriental. Politik Preußens. Das wichtigste Ereignis in der großen europäischen Politik zu Ende der achtziger Jahre waren die Eroberungspläne, welche Rußland gegen die Türkei hegte und im Verein mit Österreich ins Werk setzte. Wir werden diesen Türkenkrieg und die gleichzeitigen Vorgänge in Polen an einem andern Ort kennen lernen. Die russisch-österreichische Allianz stammte noch aus den Tagen Friedrichs II. und hatte schon diesem schwere Sorge bereitet, ohne daß er doch aus seiner beobachtenden Zurückhaltung herausgetreten wäre und ein unmittelbares Eingreifen in die orientalischen Wirren für angemessen erachtet hätte. Wohl zuckte einmal durch den beweglichen Geist Josephs der Gedanke, den Thronwechsel in Preußen zur Herstellung eines aufrichtigen Freundschaftsbündnisses benutzen zu können. Allein die beiden Staatsmänner, die der auswärtigen Politik in den beiden Reichen vorstanden, Kaunitz und Hertzberg, waren zu tief von der alten Tradition des natürlichen Antagonismus und unvereinbaren Gegensatzes der Interessen erfüllt. Dem österreichisch-russischen Bündnis gab in den Augen Josephs die Beziehung zu den deutschen Fragen den hauptsächlichsten Wert; für die Unterstützung der russischen Interessen im Orient hoffte er dereinst dadurch belohnt zu werden, daß die Allianz ihre Spitze gegen Preußen richten und sich zur Durchführung der kaiserlichen Pläne in Deutschland verwerten ließe. Denn der Gedanke Bayern mit Österreich zu vereinigen war noch nicht aufgegeben. Aus diesem Verhältnis entsprang naturgemäß eine Verbindung Preußens mit den Gegnern der russisch-österreichischen Allianz. Im Verein mit England, Holland und Schweden wollte man das System des europäischen Gleichgewichts aufrecht erhalten und die bedrängte Pforte und das bedrohte Polen gegen die beiden Kaisermächte beschützen. So trat dem österreichisch-russischen Bund, der des französischen Einverständnisses sicher war, der preußisch-englisch-türkische gegenüber. Es war ein wichtiger Moment für die preußische Politik, und als die österreichischen Waffen den Türken gegenüber doch nicht die erwarteten Erfolge errangen, als die belgischen und ungarischen Unruhen den Kaiserstaat bedrängten,

hätte sich die günstige Konstellation und die überlegene politische Stellung Preußens wohl zu namhaftem Vorteil benutzen lassen. Es fehlte auch weder dem König, noch dem leitenden Minister Hertzberg an der richtigen Erkenntnis der Situation. In der österreichisch-russischen Allianz, in dem Macht- und Länderzuwachs, der für die beiden Kaiserreiche in Aussicht stand, erkannte man am Berliner Hof von Anfang an eine gefährliche Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und eine Bedrohung für die deutsche Stellung Preußens. Allein die vollen Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen, fehlte die Entschlossenheit. Hertzberg hatte den Plan entworfen, aus der orientalischen Verwickelung einen namhaften territorialen Gewinn für Preußen einzuernten. Sein in allen Verhandlungen wiederkehrender Gedanke war der, Österreich solle als Kaufpreis für die zu erlangenden türkischen Abtretungen Galizien an Polen herausgeben und das letztere dafür Danzig und Thorn an Preußen. Allein dieser fein ausgeklügelte und zäh verfolgte Plan stieß auf die Abneigung aller Beteiligten, und Hertzberg glaubte mit diplomatischen Mitteln oder doch mit militärischen Demonstrationen zum Ziel kommen zu können und scheute sich vor einem ernstlichen Angriffskrieg gegen Österreich. Während einflußreiche Stimmen, wie z. B. die des preußischen Gesandten v. Diez in Konstantinopel, ein energisch aggressives Vorgehen gegen die gefährliche russisch-österreichische Machtentfaltung anrieten und selbst der König, der die Verhältnisse mit klarerem und weiterem Blick übersah als der Minister, zum Krieg entschlossen war, spann Hertzberg seine künstlichen Pläne aus, die orientalische Frage auf diplomatischem Wege zu lösen, dem preußischen Staat für seine schiedsrichterliche Rolle ohne thätiges Eingreifen die erwünschte Abrundung mit den alten deutschen Städten und Gebieten an der Weichsel zu verschaffen. Allein schwankend, unschlüssig und bedächtig, ergriff die preußische Politik doch nicht die richtigen Mittel, diesen Plan auszuführen. Wohl kam nach unendlichen Ausflüchten und diplomatischen Ränken ein preußisch-türkisches Bündnis zu stande, in Schlesien und Böhmen 20. Jan. 1790.
standen sich die Heere schlachtbereit gegenüber, es schien unvermeidlich, daß die preußischen Waffen sich mit den türkischen gegen Österreich vereinigten: als aber in diesem Augenblick Kaiser Joseph II. starb und der viel geschmeidigere und friedliebendere Leopold II. den Thron bestieg, nahm die Situation bald ein durchaus verändertes Ansehen an. Leopold teilte weder die weitausgreifenden Entwürfe noch die alte Feindschaft gegen Preußen mit dem Bruder. Die österreichische Politik verzichtete jetzt auf türkische Erwerbungen wie auf die Übergriffe in Deutschland und führte eine versöhnlichere Sprache gegen Preußen; sie trat gewissermaßen den Rückzug aus einer vorgeschobenen herausfordernden Position an. Herstellung des Standes vor dem Krieg wurde das Losungswort der Friedensbemühungen, die auch England auf dieser Grundlage unterstützte.

In seiner zaghaften und unschlüssigen Weise glaubte nun auch Friedrich Vertrag von Reichenbach.
Wilhelm II. nicht mehr an den Vergrößerungs- und Entschädigungsplänen für

Preußen festhalten zu können; er scheute vor den weitaussehenden Verwickelungen, den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zurück und bot, als Leopold sich persönlich in einem offenen und zutraulichen Schreiben an den König wandte, die Hand zum Frieden. In Friedrich Wilhelm II. war ein starker Zug von Hingebung und Bestimmbarkeit; je höher das Bewußtsein seiner Würde in ihm war, desto leichter ließ er sich durch einen ersten Schritt des Vertrauens gewinnen, und hielt sich dann manche große Unvorsichtigkeit zu Gute, die er seinem Minister nie verziehen hätte. So willigte er denn jetzt in den schon erwähnten
27. Juli 1790. vielgetadelten Vertrag von Reichenbach. Die hohen Kosten, die für das bereits in Schlesien zusammengezogene preußische Heer aufgewendet waren, wurden ohne Ersatz preisgegeben, und Friedrich Wilhelm fand in der Rolle eines uneigennützigen edelmütigen Friedensstifters eine Befriedigung, die in jener Zeit der selbstsüchtigen Staatskunst wenig am Platz war. Nicht einmal das Verhältnis zu Österreich gestaltete sich durch diese Vorgänge aufrichtig freundschaftlich, den russischen Eroberungsgelüsten im Süden war nun erst vollends freier Lauf gelassen, den Türken schaffte die Verbindung mit Preußen keine dauernde Erleichterung, und dieses selbst ging nach einem kühnen Anlauf schwer geschädigt an seinem Ansehen im europäischen Staatensystem aus der Verwickelung hervor. Es war der erste Rückzug von der großen und energischen Politik Friedrichs II., und es sollten bald weitere folgen, die Preußens Weltstellung in den Grundfesten erschütterten. Hertzberg war bei diesen Vorgängen bereits durch die neuen Lichter, die Grafen Lucchesini und Haugwitz verdunkelt worden und trat bald vom Schauplatz ab, ein ehrenwerter und trotz mancher Mißgriffe verdienstvoller Staatsmann aus der guten alten Schule, von hohem Pflichtgefühl und unermüdlichem Eifer erfüllt, nicht immer frei von Eigensinn, Selbstüberschätzung und zu weitausgreifenden Ideen, aber von selbstlosester und aufrichtigster Hingebung an das Vaterland und das Königtum, nicht unwürdig des hohen Vertrauens, das er unter zwei Monarchen genossen. Unter dem Einfluß der charakter- und systemlosen Intriganten, die jetzt hervortraten, schlug der altherkömmliche Gegensatz zu Österreich mehr und mehr in eine Abhängigkeit von dem Kaiserhof um, die der preußischen Politik weder zur Ehre noch zum Vorteil gereichte. Wir werden die Wirkungen der neuen Richtung am Berliner Hof in der Haltung Preußens gegenüber den französischen Revolutionsereignissen bald kennen lernen.

Haugwitz. Lombard. Lucchesini. Graf Heinrich Christian von Haugwitz, ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdruck der Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit, so schildert Häusser in seiner deutschen Geschichte den neuen Ratgeber des Königs, besaß einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, seinem Charakter fehlte Reinheit, Stätigkeit und alle Wahrheit. Er hatte im Lauf seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, deutscher Schöngeist mit dem Streben nach dem Schein ungebundener Sonderlinge, dann Landwirt, Theosoph, Geister-

seher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb. Zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampf mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen. Er war abhängig von den Umgebungen des Königs, besonders vom Kabinettsrat Lombard, mit dem er in einer der cynischen Gemeinheit nahe kommenden Vertraulichkeit stand; seine Verbindung mit dessen jüngerem Bruder, Peter Lombard, war von der verworfensten Art. — Lucchesini, geb. zu Lucca 1752, zuerst Bibliothekar und Vorleser bei Friedrich II., dann von Friedrich Wilhelm II. bei verschiedenen diplomatischen Geschäften verwendet und in Reichenbach bei dem Abschluß des Vertrags besonders thätig, „war ein Mann von vielem, durch wissenschaftliche Kenntnisse und Welterfahrung entwickeltem Geist, höchst fein und schlau, ein vollkommener, scharf berechnender Egoist, der immer bereit war, seine Meinung aufzugeben, um nicht anzustoßen, und der nach dem Genuß des höchsten Vertrauens damit endigte, eine Kammerherrnstelle bei der Elise Bacciocchi anzunehmen".

Trotzdem unter Friedrich Wilhelm II. durch die umfassenden Landerwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung die Monarchie einen äußern Zuwachs erhielt, wie unter keiner frühern Regierung, gewann dadurch der Staat keineswegs an innerer Kraft. Wir werden diese Erwerbungen an einem andern Ort kennen lernen: großenteils waren es fremde, widerspenstige, zu einem Gesamtstaat mit dem deutschen Preußen nicht zu verschmelzende Gebiete, die mehr Opfer kosteten als Gewinn brachten und nach kurzer Vereinigung wieder verloren gingen. Gerade dies ungesunde Anschwellen des preußischen Staats durch fremdartige Bestandteile, verbunden mit der Erschlaffung der Formen der alten absoluten Monarchie, der Zerrüttung der gesamten Verwaltung und insbesondere des Staatshaushalts, trug viel dazu bei, daß die politische Erbschaft Friedrich Wilhelms II. der Zusammenbruch des ganzen Reichs war, der ein Jahrzehnt später erfolgte. — Auch die Erwerbung der alten brandenburgischen Markgrafschaften in Franken, Ansbach und Baireuth, war nicht von Dauer. Der letzte kinderlose Markgraf Karl Alexander († 1806), der die beiden Fürstentümer vereinigt hatte, überließ sie noch bei seinen Lebzeiten durch den Vertrag vom 2. Dezember 1791 gegen eine Leibrente an Preußen, das damit auch den Roten Adlerorden erwarb. Der Markgraf zog mit seiner Gemahlin, Lady Craven nach England. Karl Aug. von Hardenberg, der bei dem Abschluß des Vertrags besonders thätig gewesen war, nahm dann als preußischer Staats- und Kabinettsminister von dem Land Besitz. Allein schon nach zwei Jahrzehnten ging das Stammland der brandenburgischen Monarchen an Frankreich verloren und wurde dann an Bayern abgetreten.

Polnische u. fränkische Erwerbungen.

III. Der Norden und der Osten und die Unfälle Polens.

Litteratur. 1. Dänemark. Zu den XII, 571 und 740 angeführten Werken von Allen, Philippi, Waitz (VIII, 414), Schlosser: J. Kragh Höst, König Christ. VII. Leben und Regierung. Kopenh. 1813—1816, und von demselben Verfasser: Der dänische Kabinettsminister J. F. Struensee u. sein Ministerium. Kopenh. 1826 f.; Falkenskiöld, Mémoires sur l'époque du minist. et de la catastrophe du comte de Str. publ. par Secretan. Par. 1826; Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin Karol. Math. u. die Gr. Struensee u. Brandt. Leipz. 1864; (Sturz?), Authentische und höchst merkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt, 1788; Struensee et la cour de Copenhage 1760—1772. Mémoires de Reverdil, conseiller d'état du roi Chrétien VII. Paris 1859; Karl Wittich, Struensee, Leipzig 1879. — 2. Schweden: vgl. XII, 571. Dazu: Sheridan, Hist. of the late revolut. in Sweden. Lond. 1778. Deutsch, Berlin 1781; Canzler, Nachrichten zur genaueren Kenntnis der Gesch. ꝛc. von Schweden. Dresd. 1778; E. L. Posselt, Gesch. Gustavs III. cet. Karlsr. 1792; Collect. des écrits polit. lit. et dram. de Gust. III. roi d. S. suivie de sa correspond. Stockh. 1803. 5 voll.; Des Königs Gust. III. nachgelassene Papiere von E. G. Geijer. Aus dem Schwed. Hamb. 1843; E. M. Arndt, Schwed. Geschichten unter Gustav III. u. f. w. Leipz. 1839; Herrmann, Schweden in der sog. Freiheitszeit und die polit. Katastrophen unter Gust. III. in Raumers hist. Taschenb. Jahrg. 1856 1857. — 3. Rußland, Polen, Türkei: Zu den schon öfters angeführten Werken über Rußland (insbesondere denen v. E. Herrmann, VI Bde. u. Ergänzungsbd., und Bernhardi XII, 571), über Polen (Lelewel, Hist. de Pol. Par. 1844, Deutsch, Leipzig 1846) und über die Türkei (v. Hammer, Zinkeisen VIII, 610), ist über die folgende Periode eine reiche Geschichtslitteratur hinzugekommen. So sind die ältern Werke von Rulhière (XII, 740) und seinem Fortsetzer Ferrand, Hist. des trois demembr. de Pol. 1820. 3 voll.; von Goertz-Schlitz, Mémoires et actes relatifs aux négociat. qui ont précédé le demembr. de Pol. 1810; Die Biographie Peters III. Tübingen 1808. 2 Bde. und Russische Günstlinge. Ib. 1809 (v. Helbig?); von Castéra, Hist. de Cath. II. impérat. de Russie. Par. 1799; (Bernhardi) Züge zu einem Gemälde des russischen Reichs unter der Reg. Kath. II. in vertrauten Briefen 1798; Schlözer, Neuverändertes Rußland oder Leben Kath. II. Riga 1769 und als Fortsetzung: Denkwürdigkeiten der Reg. Kath. II. Riga 1780; Jekel, Darst. der Staatsveränderungen Pol. Wien 1794; Tooke, Hist. de l'empire de Russie sous le règne de Cath. II. trad. de l'Angl. Par. 1801. 6 voll.: diese und andre ältere Werke sind in neuerer Zeit, seitdem die Archive zu freierer Benutzung geöffnet wurden, mit einer Reihe von Schriften und Abhandlungen vermehrt worden, welche viel Neues zu Tage förderten. So hat E. Herrmann im 6. Bd. seiner Gesch. des russ. Staats Gebrauch gemacht von den Berichten des sächs. Gesandten von Essen, und seine Auffassung, die er dort und in einigen Abhandlungen der Preuß. Jahrb. vom J. 1859 (Bd. III. IV) vorgetragen, gegen die Ausstellungen v. Sybels (Gesch. der Revolutionszeit und verschiedene Aufsätze in der hist. Zeitschr. u. einzeln) aufrecht erhalten (Forschgn. zur d. Gesch. IV. und „Die österr.-preuß. Allianz v. 7. Febr. 1792 und die zweite Tlg. Pol." Gotha 1861). So hat Fr. v. Raumer aus dem engl. Staatsarch. „Beitr. zur neuern Gesch." geliefert. Leipzig 1836—1839. 5 voll. u. in dem Histor. Taschenb. vom Jahr 1831 eine Abhandlung über „Polens Untergang". Viel archivalisches Material in den russischen Zeitschriften Sbornik und Russkaja Starina. Al. Brückner, Kath. die Zweite, Berlin 1883; Graf Oginski, Denkw. über Polen vom Jahr 1788—1815. Leipz. 1827. 2 voll.; Fr. de Smitt, Fréd. II., Cath. et le partage de Pol. Par. 1861;

Janssen, Zur Genesis der ersten Teilung Polens. Freib. i. Br. 1865; Kurt v. Schlözer, Friedr. der Gr. und Kath. II. Berlin 1859; (Prince de Ligne) La cour de Russie il y a cent ans (1725—1783) extr. des dépêches des Ambass. Fr. et Angl. Berl. 1858; Rich. Roepell, Polen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Gotha 1876, u. Leop. Prowe, Polen in den Jahren 1766—1768. Berl. 1870; v. d. Brüggen, Die erste Teilung Polens u. d. Konst. vom 3. Mai 1791 (Pr. Jahrb. v. 1873 u. 1875); Ssolowjew, Gesch. des Falles von Polen. D. v. Sporer. Gotha 1865; Ad. Beer, Erste Teilung Polens. Wien 1872; Derselbe, die orientalische Politik Österreichs seit 1774. Prag-Leipzig 1883; „Die Besitzergreifung Westpreußens" in der früher erwähnten Schrift v. M. Duncker und einzelne Kapitel in Rankes „Die deutschen Mächte u. der Fürstenbund"; K. L. Blum, Ein russischer Staatsmann (des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten). Leipzig und Heidelberg 1857 f. 4 voll. im Auszug. Ib. 1864. Die in verschiedene Sprachen übersetzten Mémoires de l'imp. Cath. II. ecrits par elle-même, herausg. v. A. Herzen. Lond. 1858 umfassen nur die Jahre vor ihrer Selbstherrschaft. Andre monographische Werke findet man verzeichnet am Schlusse des Buches von Dr. Arthur Kleinschmidt: Rußlands Geschichte u. Politik dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels. Kassel 1877.

I. Skandinavien.

1. Dänemark im achtzehnten Jahrhundert. Struensees Größe und Fall.

König Friedrich IV. 1700–1730.

Die Revolution von 1660 hatte die Schranken niedergerissen, welche bisher dem dänischen Königtum einen sehr engen Wirkungskreis angewiesen. Wir haben erfahren, welchen Gebrauch schon Christian V. von seiner neuen Stellung gemacht hatte (XII, 630 f.). In noch höherem Grad erntete sein Nachfolger Friedrich IV. die Früchte der absoluten Herrschaft (XII, 792, 855). Er regierte ganz im Geist der andern Souveräne des achtzehnten Jahrhunderts. Er trieb Politik auf eigne Hand, nahm an den Kriegen und Friedensschlüssen der europäischen Mächte teil, ohne das Land zu fragen, verband Schleswig mit dem Königreich und dehnte das Königsgesetz über das Herzogtum aus; er entfaltete in seiner Residenzstadt Kopenhagen eine glänzende Hofhaltung, förderte die Volksbildung, liebte schöne Frauen und erließ allerlei Verordnungen im Sinne des Zeitalters. Auf den Staatsgütern in Seeland und auf den kleinern Inseln wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, „damit deren Bewohner mit der Zeit gleiche Freiheiten genießen möchten, wie die Unterthanen in den übrigen Provinzen und mehr Lust und Mut bekämen, arbeitsam, fleißig und betriebsam zu sein und bereitwilliger wären im Fall der Not das Leben für König und Vaterland zu wagen"; die Gutsbesitzer wurden angehalten, ihre Bauern und Pächter menschlich zu behandeln, sie nicht gegen ihren Willen von ihren Hufen zu treiben oder zu verkaufen und ihnen gegen eine Entschädigung von dreißig bis fünfzig Reichsthalern Freizügigkeit zu gewähren; und wenn auch die Wirkung dieser Verfügung wieder bedeutend abgeschwächt wurde durch eine neue Organisation der Landwehr, kraft deren alle waffenfähigen jungen Männer während der Dauer ihrer Dienstpflicht

auf den Gütern oder in den „Lagen", wo sie eingetragen waren, zurückgehalten werden konnten, so war doch die Verordnung vom 21. Februar 1702 für die gutshörigen Bauernschaften der Anfang eines menschenwürdigeren Daseins, der erste Schritt zur Befreiung aus den Ketten einer lebenslänglichen Knechtschaft. Auch in andern Dingen zeigte sich Friedrich IV. als Sohn des reformlustigen beweglichen Zeitalters. Er errichtete ein Kommerz-Kollegium zur Beförderung des Seehandels; eine grönländische Kompanie setzte die Fahrten nach dem fernen Nordland wieder in Gang und unterstützte die Heidenmissionen, die Hans Egede mit religiöser Begeisterung unternahm. Zur Hebung der Industrie wurden geschäftskundige Ausländer ins Land gerufen und bei der Gründung von Fabriken und Manufakturen unterstützt; das Postwesen ging aus Privathänden an die Regierung über und erfuhr wesentliche Verbesserungen. Der Volksunterricht, der bisher auf dem Lande so gut wie gar nicht bestanden hatte, nahm einen erfreulichen Aufschwung, indem der König die Dorfgemeinden und Gutsherrschaften zum Bau von Schulhäusern und zur Anstellung von Lehrern anhielt Durch Zollgesetze und durch Verleihung eines Monopols für Wein, Branntwein, Salz und Tabak an die Stadt Kopenhagen suchte der König die öffentlichen Einnahmen zu mehren und den Schleichhandel zu verhindern. Überhaupt war Friedrich IV. ein verständiger und umsichtiger Haushalter, so daß trotz mancher Unglücksschläge, welche während seiner Regierung das Land und insonderheit die Hauptstadt betroffen, und trotz mancher kostspieligen Neubauten bei seinem Tod die Finanzen des Reichs sich in gutem Stand befanden. Er war fleißig und thätig, ein Freund der Ordnung und Arbeitsamkeit. Mit seinem Sohn und Nachfolger Christian lebte er viele Jahre in Unfrieden, weil er nach dem Tod seiner Gemahlin Luise von Mecklenburg mit Anna Sophia, der ehrgeizigen, ränkevollen Tochter des verstorbenen Großkanzlers Konrad Reventlow, mit der er schon vorher im innigsten Liebesbund gestanden, eine zweite Ehe einging. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs war daher die Verbannung der unebenbürtigen Stiefmutter nach dem Schloß Klausholm in Jütland und die Entlassung vieler Beamten und Hofleute, welche durch die Gunst und Protektion der herrschsüchtigen Fürstin in die Höhe gekommen waren.

Christian VI. 1730—1746. 1. Kirchlichkeit.

Ging schon aus diesem Verfahren Christians VI. gegen die königliche Wittwe und aus der Wahl seiner Räte, unter denen Ivar Rosenkranz und die Gebrüder Ludwig und Karl Pleß den größten Einfluß erlangten, deutlich hervor, daß das neue Regiment einen andern Charakter annehmen, ein von dem vorhergehenden verschiedenes System befolgen würde, so sollte dies bald auch in andern Maßregeln und Erscheinungen zu Tage treten. Der König und seine Gemahlin Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach waren der strengkirchlichen pietistischen Glaubensrichtung zugethan, die damals in Deutschland gegenüber dem starren Dogmatismus und der wachsenden Verstandesaufklärung ein christ-

lich-religiöses Leben unter den evangelisch-protestantischen Glaubensverwandten zu erhalten und zu pflanzen suchte. Am Hof verschwand daher rasch die heitere weltliche Lebensweise, die unter Friedrich IV. geherrscht hatte; der Hofprediger Bluhme gelangte zu großem Ansehen und bewirkte durch seinen Einfluß, daß die ganze Regierung einen hochkirchlichen Charakter erhielt, daß in den Hof- und Beamtenkreisen christliche Frömmigkeit und Sitte gepflegt und geachtet wurde und daß der religiöse Sinn des Volks durch strenge Regulativen in die Fesseln einer äußerlichen Kirchlichkeit geschlagen ward. Durch eine „Sabbatsordnung" wurde geboten, daß an Sonn- und Feiertagen jedermann zweimal den Gottesdienst besuchen müsse. In den Städten sollte die Versäumnis mit Geldbußen, auf dem Lande mit dem Halseisen bestraft werden. Lustpartien und Vergnügungsreisen sollten an solchen der Ruhe und religiösen Andacht geweihten Tagen gänzlich unterbleiben und daher die Thore der Städte während der Zeit geschlossen sein. Schauspiele, Tänze, Maskeraden, alle lauten und rauschenden Belustigungen mußten eingestellt werden. Ein „General-Kirchen-Inspektions-Kollegium" hatte dafür zu sorgen, daß die Kirchenzucht streng gehandhabt und der Gottesdienst überall in „erbaulicher und übereinstimmender Weise" gehalten würde. Fluchen, Schwören und alle gottlosen Reden waren mit Strafen bedroht und jedem zur Pflicht gemacht, alle derartigen Vergehen zur Anzeige zu bringen. Eine strenge Zensur wachte über alle Erzeugnisse der Presse. Das Theater, für welches unter Friedrich IV. der geniale Dichter Ludwig Holberg, der Vater der neuern dänischen Litteratur, seine volksbeliebten Komödien gedichtet, wurde geschlossen, dafür die geistliche Lyrik eines Brorson und Stub begünstigt.

„Diese einseitige streng religiöse Richtung des Hofes trug höchst bedauerliche Früchte", bemerkt Allen; „allenthalben verbreitete sich Scheinheiligkeit, Frömmelei und Heuchelei, da diejenigen, welche eine gottselige Miene zur Schau trugen, den Kopf hängen ließen und über die Eitelkeiten der Welt seufzten, zu Ämtern befördert wurden, während die andern, die sich zu dergleichen nicht erniedrigen wollten, zurückstehen mußten". Und anstatt, daß durch das oberkirchenrätliche Regiment eine religiöse Übereinstimmung und Gleichförmigkeit erzielt worden wäre, kam bald da bald dort eine Opposition zu Tage, die zur Bildung von Sekten und Separatistengemeinden Veranlassung gab. Die Gewissen der Schwächeren wurden verwirrt und geängstigt, schwere Gemüter von Lebensüberdruß und Seelenangst erfüllt.

Man hätte erwarten sollen, daß eine so christlich gesinnte Königsfamilie und Obrigkeit, welche das Missionswesen in Grönland so eifrig beförderte und die Frömmigkeit und den kirchlichen Sinn der dänischen Nation so sorgfältig pflegte, auch die christlichen Gebote der Menschenliebe, der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Gläubigen geübt und eingeschärft haben würde. Davon war aber bei Christian VI. und seiner stolzen Gemahlin keine Spur vorhanden. Beide sahen in den Worten des Apostels: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" das vornehmste Gebot des Christentums. Ihnen und ihren Räten schien es das wichtigste Anliegen zu sein, das Gefühl der Unter-

2. Hof- und Gesellschaftsleben.

würfigkeit und des Gehorsams bei dem Volk lebendig zu erhalten, den Unterthanen zum Bewußtsein zu führen, daß die bürgerliche Ungleichheit der Menschen, der Unterschied der Stände und Rechte, die Scheidung in Herren und Knechte, in Herrscher und Unterthanen eine göttliche Anordnung sei. Die Königin hatte aus ihrer Heimat die Anschauungen der kleinen deutschen Fürstenhöfe, die Neigungen und Gewohnheiten der dynastischen Despoten des heiligen römischen Reichs nach Dänemark mitgebracht, und ihr Einfluß auf den schwachen unbedeutenden König war mächtig genug, um auch an dem Hof von Kopenhagen das steife, pedantisch-vornehme Wesen zur Geltung zu bringen und das ganze Hof- und Gesellschaftsleben in die Fesseln eines Formenzwanges, einer Abgeschlossenheit und eines Etikettengesetzes zu schlagen, wie sie nur in Wien und Madrid bestanden. Die Rangstufen wurden genau beobachtet und die Eitelkeit in den Adels- und Beamtenkreisen durch Verleihung von Titeln und Orden genährt. Die dänische Sprache kam bei Hofe selten in Anwendung; die Königin und der König sprachen und schrieben nur deutsch und französisch. Das Schloß war mit zahlreichen Wachen besetzt und mit einer Kette umgeben. Wer über den Schloßhof ging, wird erzählt, mußte den Hut in der Hand tragen; wenn die königliche Karosse begleitet von Reitern, Heiducken und Lakeien durch die Straßen fuhr, mußten alle, die zu Pferde oder Wagen der Staatskutsche entgegenkamen, absteigen und ihre Ehrfurcht bezeigen. Daß mit diesem Stolz auch Prachtliebe und Verschwendung sich vereinigte, war natürlich. Der Christiansbau des Kopenhagener Schlosses wurde mit einem Luxus aufgeführt, der weit über die Verhältnisse des kleinen armen Staats ging; mehrere der ältern Schlösser wurden verschönert und vergrößert. So kam es, daß trotz der ansehnlichen Subsidiengelder, welche der König während der kriegerischen Verwickelungen der europäischen Mächte von England bezog, nicht nur die Ersparnisse der vorhergehenden Regierung verschlungen, sondern auch die Staatsschulden vermehrt wurden.

Bäuerliche Verhältnisse.

Überhaupt wich die Regierung Christians VI. von der seines Vaters weit ab. Die Hebung und Besserung des Bauernstandes, die Friedrich IV. angestrebt, war nicht nach dem Sinn des Sohnes und seiner Gemahlin: ein königlicher Erlaß verbot jedem bäuerlichen Unterthan ohne Erlaubnis und Geleitsbrief seines Grundherrn das Gut, dem er durch seine Geburt angehöre, zu verlassen, bei Strafe für „friedlos" erklärt zu werden. Flüchtlinge wurden von Wächtern aufgefangen und ausgeliefert. Wohl hatte Christian im ersten Jahr seiner Regierung die von Friedrich errichtete Landwehr aufgehoben; aber die Freude der Bauern über diese Erleichterung war von kurzer Dauer. Denn zwei Jahre nachher wurde die Verpflichtung zum achtjährigen Kriegsdienst wieder hergestellt in einer Weise, die der Habsucht und Tyrannei der Gutsherren und ihrer Verwalter und Vögte den größten Spielraum öffnete. „So hinterließ Christian VI. den ganzen dänischen Bauernstand, den er beim Antritt seiner Regierung im Besitz

einer obgleich beschränkten Freiheit vorfand, und den er selbst vier Monate lang die Freiheit ganz und ungeschmälert hatte kosten lassen, bei seinem Tod als einen Haufen an die Heimat gefesselter Sklaven."

Im Gegensatz zu diesen Schattenseiten rühmen dänische Historiker die Sorgfalt, welche Christian VI. den Wissenschaften und dem Unterrichtswesen sowie den industriellen und kommerziellen Angelegenheiten widmete. Die Universität Kopenhagen wurde aus dem Verfall, in den sie infolge eines Brandes (1728), gegen das Ende der vorhergehenden Regierung geraten war, zu neuem Leben erweckt sowohl durch Anlegung zweckmäßiger Gebäude als durch Besetzung der Lehrstühle mit trefflichen Lehrkräften. Dank der Fürsorge des Kanzlers Ivar Rosenkranz und des gelehrten Hans Gram wurde das Rechtsstudium in der wirksamsten Weise gepflegt und dadurch zu einer Verbesserung des Gerichtswesens und der barbarischen Strafgesetzgebung der Weg gebahnt. Durch kenntnisreiche und erfahrene Juristen wie Andreas Hojer, Kofod Ancher, Heinrich Stampe wurden alle Rechtsgebiete nach der wissenschaftlichen wie nach der praktischen Seite angebaut und befruchtet. Zwei gelehrte Gesellschaften wurden gegründet zu dem Zweck, die Sprache, Geschichte und Altertümer Dänemarks zu erforschen. Die Arbeiten eines Hans Resen, eines Torfäus, eines Arne Magnussen über die dänische und isländische Vorzeit lieferten den Beweis, daß die Gesellschaft ihre Aufgabe richtig erfaßte. Zur Heranbildung von Predigern und Schulmännern wurde ein Seminar errichtet. Auch die Mittelschulen erfuhren zweckmäßige Reformen. Aber der Geist der Freiheit durfte sich nirgends vorwitzig regen. Das Zensurkollegium überwachte mit Argusaugen Unterricht und Lehrbücher, und als der in der Folge so berühmte Geschichtsforscher Langebeck es wagte, an der dänischen Kirchengeschichte des Professors und Hofpredigers Erich Pontoppidan seine kritische Kunst zu zeigen und mehrere Irrthümer darin rügte, wurde er gezwungen, dem Verfasser vor dem Konsistorium Abbitte zu thun. Gern hätte der fromme König auch den Volksschulunterricht auf dem Land gehoben, um in der Bauernjugend religiöse Belehrung zu verbreiten, aber diesem Vorhaben widerstrebte der Eigennutz und die Hartherzigkeit der Gutsbesitzer, welche die Ausgaben für Schulen und Lehrer so niedrig wie möglich zu halten suchten und von den Hütten der Armut jeden Strahl von Erkenntnis und Aufklärung entfernt wünschten. Die Einführung der Konfirmation durch den Hofprediger Bluhme war ein geringer Ersatz für die mangelnde Schulbildung. — Die rühmlichste Seite der Regierung Christians VI. war das Interesse des Königs für Handel und Industrie. Während er sonst in seiner ganzen Politik hinter dem Zeitgeist zurückblieb, begünstigte er mit allen Mitteln die Handelsgesellschaften, die sich nach dem Vorbild der übrigen Seestaaten auch in Kopenhagen bildeten, um durch einen regeren Verkehr mit der ostindischen und westindischen Welt dem merkantilen und maritimen Leben mehr Impuls zu geben und überseeische Besitzungen zu erwerben. In Kopenhagen wurde eine Wechsel- und Leihbank gegründet, eine Waren-

Wissenschaft u. Industrie.

halle für inländische Industrieerzeugnisse errichtet, die Einwanderung gewerbkundiger Ausländer gefördert, die Marine unter der Leitung des energischen aber herrschsüchtigen und despotischen Grafen Friedrich Danneskiold-Samsöe und des Admirals Suhm gehoben und vermehrt. Dieses Interesse wurde durch die Friedensliebe des Königs wesentlich gefördert. Denn wie drohend sich manchmal die Zeitlage gestaltete, als zwei Fürsten des herzoglich Gottorpschen Hauses zu Thronerben in Rußland und in Schweden erklärt wurden, Christian VI. wußte jede kriegerische Verwickelung fern zu halten und sich doch im Besitz von Schleswig zu behaupten.

Charakter Christians VI. König Christian VI. besaß manche gute Eigenschaften und Tugenden, urteilt Allen, allein er war schwach und unselbständig und nicht imstande seiner stolzen und verschwenderischen Gemahlin, dem Hofprediger Bluhme und dem Einfluß der adligen Gutsbesitzer zu widerstehen, wodurch er zu Beschlüssen verleitet wurde, die Unglück über den Bauernstand, Verwirrung in die Kirche und Unordnungen in die Finanzen des Staats brachten und ihn minder beliebt machten als er es verdiente. Sein gutes Herz und sein redlicher Wille, seine Sorgfalt für die Wissenschaften und die Volksaufklärung, für das Seewesen, den Handel und die Schiffahrt müssen ihm ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt sichern. — Die Dänen verargten der Königin besonders ihre Vorliebe für Deutschland. Ihre armen Verwandten, sagten sie, nebst einer ganzen Schar andrer deutscher Edelleute strömten nach Dänemark wie nach dem gelobten Land und erhielten Geschenke, Ehrenstellen und Jahrgelder. Schulin, ein Deutscher von großen Kenntnissen und Fähigkeiten, wurde Mitglied des geheimen Konseils und hatte während der letzten Regierungsjahre Christians neben Johann Ludw. Holstein den größten Anteil an der Staatsverwaltung.

Friedrich V. 1746—1766. Charakter der Regierung. Auch bei dem Sohn und Nachfolger Christians VI. behauptete sich der talentvolle und kenntnisreiche Schulin bis zu seinem Tod (1750) in derselben bedeutenden Stellung. Und wie verschieden war doch das neue Regiment von dem alten, wie rasch gewann das ganze öffentliche und soziale Leben einen andern Anstrich, als Friedrich V. den Thron bestieg! Schon bei Lebzeiten der Eltern wurde er von der Mutter wegen seiner Vorliebe für die Landessprache und die vaterländischen Sitten spottend als „dänischer Prinz" bezeichnet. Diese Bezeichnung war nur insoweit zutreffend, als der neue König die Sympathien seines Volks zu gewinnen bestrebt war, nicht aber wenn man daraus auf eine Abneigung gegen das Ausländische hätte schließen wollen. Denn kein andrer dänischer Monarch zeigte soviel Sinn und Empfänglichkeit für fremde Kunst, Wissenschaft und Litteratur wie Friedrich V. Die starre Einseitigkeit, die bisher in der Hauptstadt geherrscht hatte, wich rasch einem heitern gehobeneren Leben; die Kette, welche bisher das königliche Schloß festungsartig vom Volk getrennt hatte, wurde weggenommen; die Kluft zwischen Hof und Nation und die strenge Scheidung der Stände nach Rang und Geburt wurde ausgeglichen; an die Stelle der steifen pedantischen Umgangsformen trat ein freieres Gesellschaftsleben; die düstere religiöse Weltbetrachtung wurde verdrängt durch eine weitherzigere Anschauung, welche auch der Freude, der Lebenslust, der heitern Seite des Daseins

ihre Berechtigung gönnt. Die Theater wurden wieder geöffnet und neben den Holbergschen Stücken kamen auch französische Schauspiele und italienische Opern zur Aufführung, Bälle und Konzerte ergötzten wieder die Hof- und Adelskreise; die Bauern durften wieder wie ehedem an Sonn- und Feiertagen „in das Dorf reiten". Der König selbst war ein leutseliger für die Schöpfungen des Genius und die Bereicherung der Wissenschaft empfänglicher Herr, und wurde darin bestärkt durch seine englische Gemahlin Luise und durch gleichgesinnte Männer, denen er sein Vertrauen zuwandte. Unter diesen nahmen neben dem erwähnten Holstein der hochsinnige Ernst Hartwich Bernstorff, Schulins Nachfolger, Der ältere Bernstorff. und Friedrichs Günstling Adam Gottlob Moltke die erste Stelle ein. Graf Bernstorff war nicht nur ein ausgezeichneter Staatsmann, der nach außen durch geschickte diplomatische Unterhandlungen den Frieden zu erhalten wußte und im Innern durch Beförderung des Handels, der Landwirtschaft, des Industrielebens, der Volksbildung die Wohlfahrt und das Ansehen der Nation hob, er gab auch durch Freilassung der leibeignen Bauern auf seinen Gütern dem gesamten grundherrlichen Adel ein Vorbild, auf welche Weise das dänische Volk und Staatsleben gründlich und dauerhaft von den tiefwurzelnden Schäden geheilt werden könne. Indem er nämlich auf seinem Gut Bernstorff bei Kopenhagen die Ländereien aufteilen ließ und sie den Bauern in Erbpacht gab mit Dienst- und Zehntenfreiheit, stellte er ein Beispiel auf, das, da die segensreichen Wirkungen der Maßregel bald sichtbar wurden, allmählich von mehreren andern Grundherren nachgeahmt wurde.

Die Erhaltung des Friedenszustandes in Dänemark war ein schwieriges Werk zu Hausvertrag mit der Holstein-Gottorpschen Linie. einer Zeit, da das ganze übrige Europa in Weltkriege verflochten war und in Schweden und Rußland holsteinische Fürsten zur Herrschaft kamen, welche es dem verwandten Königshaus in Kopenhagen nicht verzeihen konnten, daß der größte Teil der Gottorpschen Territorien mit der Krone Dänemark vereinigt worden. Friedrich kam daher mehrmals in eine bedrohliche Lage, die ihn nötigte, die Hand am Schwert zu halten und durch Ausrüstung einer beträchtlichen Land- und Seemacht sich die Möglichkeit zu schaffen, jeden feindlichen Angriff abzuwehren. Am größten war die Gefahr, als Peter III. den russischen Thron bestieg und sich anschickte, die Besitzungen seiner Vorfahren mit gewaffneter Hand zurückzufordern. Schon standen in Mecklenburg russische und dänische Heere einander gegenüber und in der Ostsee kreuzten Kriegsschiffe beider Nationen, begierig sich im Kampf zu messen; da änderte die blutige Katastrophe in St. Petersburg die politische Situation. Katharina, die nicht durch dynastische Interessen bestimmt ward, gab den Krieg gegen Dänemark auf und zeigte sich geneigt, durch eine Ausgleichung „die in dem Oldenburgischen Haus obwaltenden Uneinigkeiten mit der Wurzel auszurotten". Nach langen Unterhandlungen mit dem geschäftskundigen ehr- und geldsüchtigen Saldern und dem Generalleutnant Filosofoff, dem einflußreichen Bevollmächtigten der russischen Kaiserin, brachte denn auch Graf Bernstorff ein Jahr nach Friedrichs V. Tod einen Hausvertrag zum Abschluß, durch welchen April 1767. Peters III. Sohn, der Großfürst Paul, alle Ansprüche des Gottorpschen Hauses auf Schleswig an die Krone Dänemark abtrat und seinen Anteil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vertauschte. Durch diesen Vertrag, den

1773. Paul nach erlangter Volljährigkeit bestätigte, wurde der Zwist zwischen der ältern und jüngern Linie des Oldenburger Hauses, der über ein Jahrhundert gedauert, zum endgültigen Austrag gebracht und ganz Schleswig-Holstein unter der Regierung des königlichen Hauses vereinigt. Dabei wurde dem Herzogtum, der Universität Kiel und allen Ständen und Einwohnern die Fortdauer ihrer Rechte und Freiheiten zugesichert. Bald darauf übergab Paul die zu einem „Herzogtum Oldenburg" vereinigten Besitzungen zu ewigen Zeiten an den Fürstbischof Friedrich August von Lübeck und seine Nachkommen, die jüngere Linie des Holsteinschen Hauses.

Industrie u. Landwirtschaft. Auf allen Gebieten des Staatslebens nahm Dänemark unter Friedrich V. an den Richtungen und Bestrebungen des Zeitgeistes den regsten Anteil. Denn das war nun einmal der eigentümliche Charakter dieses strebsamen, reformatorischen und zivilisatorischen Jahrhunderts in seinen letzten Dezennien, daß in allem Schaffen und Thun gleichartige Auffassungen, Ziele und Tendenzen obwalteten. Hatte schon Christian VI. trotz seiner abwehrenden Haltung gegen den freisinnigen Geist der Zeit sich bewegen lassen, von den Fortschritten des Auslandes auf dem kommerziellen, industriellen und wissenschaftlichen Gebiet Gebrauch zu machen, so geschah dies noch in viel höherem Maß unter seinem Sohn, Friedrich V., und dessen Räte Bernstorff, Schimmelmann, Danneskiold, Moltke u. a. widmeten der Gewerbeindustrie, dem Handel, der Schiffahrt solche Aufmerksamkeit und Sorgfalt, daß Dänemark den größern Kulturstaaten ebenbürtig sich zur Seite stellen konnte. Seiden- und Tuchmanufakturen, traten ins Leben, Eisen- und Gewehrfabriken wurden angelegt, kunsterfahrene Ausländer zur Niederlassung ermuntert und bei der Gründung industrieller Unternehmungen unterstützt, die gewerbliche Produktion durch strenge Zollgesetze gegen die fremde Konkurrenz geschützt. Eine allgemeine Handelsgesellschaft gab dem merkantilen Leben einen größern Aufschwung: in Ost- und Westindien, in den Gewässern des westlichen Afrika erblickte man Kaufmannsschiffe mit dänischer Flagge. Die Schiffahrt im Mittelmeer wurde durch Traktate mit den angrenzenden Staaten gesichert und belebt. In den dänischen Städten wurden Schritte zur Entfesselung des drückenden Zunftzwanges gethan. — Dagegen blieb der Bauernstand, die erwähnten Fälle ausgenommen, in derselben unfreien und gedrückten Lage, wie unter der vorhergehenden Regierung. Ja als Friedrich V., um die durch die Kriegsrüstungen und die Entschädigungsgelder an die Holsteinisch-Gottorpsche Linie entstandene Finanznot zu mindern, die Krongüter aufteilen und verkaufen ließ, wurden die Zustände noch schlimmer. Nur wenige Bauern waren im stande ihre Pachthöfe selbst zu erwerben und Eigentümer zu werden, der größte Teil geriet in die Hände eigensüchtiger Gutsherren, die durch Vermehrung der Frondienste, Erhöhung der Pacht und andre harte Maßregeln möglichst große Vorteile aus den erkauften Gütern zu ziehen suchten. Dazu kam noch, daß durch die Prohibitivzölle gegen die Einführung fremder Industrieerzeugnisse alle inländischen Waren dem geringen Mann teurer zu stehen kamen. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die an die Scholle gefesselten

Landleute sich durch Flucht und Auswanderung dem harten Joch zu entziehen strebten, daß viele Ackerstellen verödeten? Umsonst suchte man den Feldbau durch Beförderung fremder Einwanderung aus Deutschland zu heben; die hessischen und pfälzischen Bauern kehrten nach wenigen Jahren wieder heim; doch ließen sie dem nördlichen Land als segensreiche Errungenschaft den Kartoffelbau zurück. Erst als die Gutsbesitzer einsahen, daß die Verarmung und Verkümmerung des Bauernstandes ihnen selbst zum Schaden gereichte, wurden hier und da Maßregeln zur Erleichterung und Verbesserung der Lage der ländlichen Bevölkerung getroffen. Die Macht der öffentlichen Meinung, die sich in der Presse immer kräftiger aussprach, bahnte auch in Dänemark Reformen an im Sinne persönlicher Freiheit und persönlichen Eigentums, wie sie dem Zeitgeist angemessen waren.

Förderung der Künste u. Wissenschaften.

Wie sollten auch der König und seine erleuchteten Räte ihre Ohren verschlossen halten gegen die allgemeine Stimme der europäischen Kulturwelt, da sie doch so lebhaften Anteil nahmen an den Fortschritten der Wissenschaft, an dem Flug des Genius, der sich in der Poesie und der gesamten Litteratur zeigte? Denn es ist ja bekannt, daß die Regierung Friedrichs V. als das goldene Zeitalter der Künste und Wissenschaften in Dänemark gepriesen ward. Wer weiß nicht, daß der König dem deutschen Dichter Klopstock zur Vollendung seiner Messiade ein Jahrgehalt zuwies! Hat der Sänger doch selbst gerühmt, „daß Daniens Friedrich ihm mit Blumen die Höhen bestreut, die er noch steigen mußte, daß er dem stummen Verdienst winkte, das in der Ferne stand, und lächelnden Blickes auf die herabsah, die der Muse sich weihn". Die wissenschaftliche Reise, welche Carsten Niebuhr mit mehreren Gelehrten auf Kosten des Königs nach dem Orient unternahm, gab einen mächtigen Impuls zu der Erforschung der arabischen und persischen Altertümer. Auch noch andre namhafte Männer, wie der Naturforscher Öder, der Pädagog Basedow, die Geschichtschreiber J. H. Schlegel und Mallet, der Schweizer Reverdil, wurden nach Dänemark gezogen und verbrachten dort einen Teil ihres Lebens. Die Akademie in Kopenhagen hatte unter Friedrich V. ihre blühendste Periode; gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Anstalten, ein botanischer Garten, ein Naturalienkabinett und andre Mittel zur Förderung nützlicher Kenntnisse wurden durch die freigebige Unterstützung des Königs ins Leben gerufen. Der Dichter Holberg feierte seine letzten Triumphe. Auch in den Herzogtümern entfaltete sich ein lebendiges litterarisches Interesse durch Gerstenberg, Claudius, Boie, Voß, die Grafen Stolberg u. a. Dieser Aufwand für Zwecke der Kunst und Wissenschaft, die glänzende Hofhaltung, die prachtvollen Festlichkeiten, an denen der König Gefallen fand, verbunden mit den schon erwähnten Ausgaben für Heer und Flotte und für Entschädigungsgelder an die holsteinischen Verwandten, erschöpften die Finanzkräfte des kleinen Staats. Die Regierung sah sich daher genötigt, zu einer drückenden Besteuerung zu schreiten und durch Anlehen Geld zu schaffen. So kam es, daß bei dem Tod Friedrichs V. die Staatsschuld 20 Mil-

lionen betrug und die Zinsen von 100,000 auf mehr als 900,000 Reichsthaler gestiegen waren.

Fremde Einflüsse und altdänische Reaktion. Unter Christian VI. und Friedrich V. war das Fremdländische, besonders das Deutsche und Französische mit Vorliebe begünstigt und ausgezeichnet worden. Die deutsche Wissenschaft und Litteratur wurde in Kopenhagen gepflegt; in den Hof- und Adelskreisen fand die französische Aufklärungsphilosophie und die deutsche Poesie Eingang und Bewunderung; ein französischer General, St.-Germain, derselbe, der in der Folge als Kriegsminister nach Versailles berufen ward (S. 352), befehligte die dänischen Truppen, als der Krieg mit dem Großfürsten Peter ausgebrochen war, und führte das preußische Militärwesen ein. Als nun diese Begünstigung des Ausländischen unter der Regierung Christians VII., des erstgebornen Sohnes und Nachfolgers Friedrichs V. sich dauernd zu befestigen und die überlieferte Adelsherrschaft zu durchbrechen drohte, als das altdänische Staatswesen nach dem Vorbild der andern europäischen Länder durch reformatorische Neuerungen eine durchgreifende Umgestaltung erfahren sollte, da bildete sich eine reaktionäre Opposition, die durch persönliche Leidenschaften und Hofkabalen verstärkt in einer gewaltthätigen blutigen Katastrophe sich Luft machte.

Christian VII. 1766—1808. Der neue König Christian VII. war ein geistesschwacher, durch eine verfehlte Erziehung auf Abwege und verkehrte Richtungen verleiteter Fürst, der durch seinen Hang zu sinnlichen Ausschweifungen und toller Ausgelassenheit schon in jungen Jahren Gegenstand der Besorgnisse für alle Wohlmeinenden war. Die Vermählung mit Karoline Mathilde, der Schwester des englischen Königs Georg III., einer lebhaften, geistesregen, an geselligen Vergnügungen, an Reiten und Jagen Gefallen findenden Fürstin, vermochte den sonderbaren, launenhaften, unberechenbaren König nicht auf andre Wege zu bringen. Er setzte mit seinen Begleitern und Gesellschaftern, unter denen der zum Hofmarschall erhobene Graf Holck den größten Einfluß hatte, seine rohen Lebensgewohnheiten und Ausschweifungen fort, die ihn endlich aller Manneskraft beraubten. Trotz der zerrütteten Finanzlage und seines von dem hartherzigen, habsüchtigen Minister Schimmelmann geübten empfindlichen Steuerdrucks unternahm Christian VII. bald nach der Geburt des Kronprinzen Friedrich eine so unvernünftige, kostspielige und für das arme Land nachteilige Reise nach London und Paris, daß die für den Aufwand der hohen zahlreichen Reisegesellschaft und die unsinnige Verschwendung des Königs erforderlichen Kosten durch eine drückende, selbst auf Dienstboten ausgedehnte Kopfsteuer aufgebracht werden mußten. Von dieser Reise kam der König geschwächt an Körper und zerrüttet an Geist zurück. Daher fiel es dem Arzt

Struensee. Johann Friedrich Struensee, seinem schönen, gebildeten jungen Mann (geb. zu Halle 5. August 1737), der die Reise mitgemacht, sich durch seine geistvolle Unterhaltung und gesellige Gaben die Gunst des Königs erworben hatte und nun als Leibarzt angestellt wurde, nicht schwer, sich unentbehrlich zu machen

und mit Hilfe der Königin von Stufe zu Stufe zu steigen, bis er als Reichsgraf und allmächtiger Minister den Monarchen und den Staat ganz nach seinem Willen leitete und mit der unerhörten Vollmacht ausgerüstet wurde, daß alle von ihm unterzeichneten und mit dem Kabinettssiegel versehenen Verordnungen dieselbe Gültigkeit haben sollten, als wenn der König sie selbst unterschrieben hätte. Struensee hob das geheime Konseil auf, entfernte die bisherigen Minister und adligen Räte, an der Spitze Graf Bernstorff, sowie den Hofmarschall Holck aus der Nähe des Königs, verschaffte der hochsinnigen Königin, die dem Fremdling nach anfänglichem Mißtrauen mit ungewöhnlicher Neigung und höchstem Vertrauen zugethan war, größern Einfluß bei ihrem Gemahl und umgab den Monarchen, dessen Geistesschwäche immer sichtbarer wurde, mit zuverlässigen Leuten, unter denen besonders der gleichfalls in den Grafenstand erhobene Gesellschafter des Königs, Enevold von Brandt, Struensees alter Freund, durch seinen Einfluß wie durch sein tragisches Ende merkwürdig geworden ist. Struensee, der aus dem fromm und orthodox erzogenen Sohn eines deutschen Geistlichen in Altona und Rendsburg ein Weltkind und ein Freigeist im Sinne Voltaires und der Encyklopädisten geworden, führte nun eine Reihe höchst wichtiger Neuerungen in Dänemark ein. Bisher waren die meisten Beamtenstellen von den Edelleuten, die höhern an ihre Standesgenossen, die niedern an ihre Bedienstete vergeben worden, jene mit übergroßen, diese mit kärglichen Besoldungen. Diesem Übelstand steuerte Struensee gründlich und auf eine Weise, daß die Verwaltung besser, die Beamten angesehener und die Ausgaben geringer wurden. Kein Diener, der einem Herrn aufgewartet, durfte ferner zu einem Amt vorgeschlagen werden. Ebenso machte er den Gerichtsgang einfacher und weniger kostspielig, indem er den Richtern die Sporteln untersagte und feste Einnahmen aus der Staatskasse zuwies, den Prozeßgang verkürzte und die Zahl der Gerichtshöfe verminderte. Er beseitigte die „scharfe Examination" oder die Unsitte, mit der Knute Geständnisse zu erzwingen, schaffte die übergroße Menge von] Titeln, Ehrenauszeichnungen und Pensionen ab, lohnte Fähigkeiten, Kenntnisse und Verdienste durch Ämter und Beförderungen und minderte die Befugnisse des adligen Staatsrats; er hob die Monopole, Zünfte und Innungen auf, stellte durch Regelung der Frondienste den Bauer unter den Schutz der Gesetze, verwandelte alle Lieferungen von Naturalien in Geldabgaben und änderte die städtische Verwaltung und Polizeiordnung in Kopenhagen. Während diese und ähnliche Einrichtungen, wodurch die Gewalt der Regierung erhöht, bürgerliche Gleichheit begründet und Ersparungen im Staatshaushalt eingeführt werden sollten, den mächtigen Adel verletzten, aber auch tiefere Schichten der Beamten- und Arbeiterwelt durch ihre rücksichtslose Gewaltsamkeit aufregten, beleidigte Struensee durch die Anwendung der deutschen Sprache in seinen Edikten und im Verwaltungs- und Gerichtswesen das Nationalgefühl der auf das deutsche Element ohnedies stets eifersüchtigen Dänen und durch Aufhebung der dritten

Feiertage, durch Milderung der strengen Kirchenzucht und mehrerer engherziger Kirchengesetze die pietistisch-lutherische Geistlichkeit. Unter diesen Umständen war die Aufhebung der Zensur sehr bedenklich, indem die Presse nun ihre Angriffe hauptsächlich gegen den Minister selbst richtete. Über dem Haupt Struensees, der im königlichen Schloß in fürstlicher Weise lebte, und der mit ihm intim verbundenen Königin zog sich daher bald ein unheilvolles Gewitter zusammen, dessen Ausbruch er selbst durch Mangel an Mut und Entschlossenheit beschleunigte. Ein von dreihundert Matrosen erregter Tumult setzte ihn so sehr in Schrecken, daß er mit dem Hof entfloh und den Tobenden ihre Forderungen gewährte. Die Leibgarde, die er unter andre Regimenter verteilen wollte, empörte sich und trotzte ihm ihren Abschied und Geldgeschenke ab. Die bei diesen und andern Gelegenheiten bewiesene Unentschlossenheit und Mutlosigkeit Struensees erfüllte die zurückgesetzte bigotte Stiefmutter des Königs, Juliane Marie von Braunschweig, und ihre Vertrauten, den ehemaligen Lehrer ihres Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, Ove Guldberg und den ränkevollen Grafen Schack-Ranzau, der durch Struensee selbst in die Höhe gebracht und ihm seit der Altonaer Zeit vertraut gewesen war, jetzt aber sich von dem Emporkömmling zurückgesetzt sah, mit dem Gedanken, den Sturz des verhaßten Kabinettsministers zu bewirken. Der Oberst Köller-Banner sicherte ihnen den Beistand der Garde. Durch eine nächtliche Überraschung nach einem Hofball und durch Schilderung bevorstehender Gefahren brachten sie den geisteskranken König dahin, daß er die gegen Struensee, Brandt und zwölf andre einflußreiche und mit dem herrschenden Regiment befreundete Männer bereits ausgefertigten Verhaftsbefehle unterzeichnete und die Königin, deren Ehre und eheliche Treue allerdings mit Grund
17. Jan. 1772. verdächtigt worden war, durch ein Handbillet nach der Festung Kronborg verwies. Hierauf wurden Struensee und Brandt gefesselt in modrige Kerker geworfen, nach einer unter Angst und Entbehrung fünf Wochen lang ertragenen Haft, gebrochen an Geist, vor ein außerordentliches, größtenteils aus ihren Gegnern zusammengesetztes Gericht gestellt und, ohne daß man eine Spur von dem vermuteten oder vorgespiegelten Komplott der Grafen gegen den König hätte entdecken können, verurteilt, als Hochverräter Ehre, Leben und Gut verwirkt zu haben. Nun erfolgte das Gericht, in der empörendsten Weise vollzogen. Nachdem der Scharfrichter ihre gräflichen Wappen zerbrochen, wurde beiden Männern
28. April 1772. zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen, der Körper gevierteilt und aufs Rad gepflanzt, das Haupt auf einen Pfahl aufgesteckt. Die Königin Karolina Mathilde, durch Struensees Schwäche verraten, wurde von dem König geschieden. Sie lebte fortan in Celle, eine liebevolle Helferin der Armen und
1775. Bekümmerten, starb aber schon nach drei Jahren vor Gram, vierundzwanzig Jahre alt. Der Justizrat K. A. Struensee, Bruder des Ministers und die thätigsten Gehilfen desselben, Gähler und Falkenskiöld, wurden in Gefangenschaft gehalten, bis auswärtige Verwendung ihre Freilassung erwirkte. Nach Struen-

sees Sturz bemächtigte sich Juliane der Regentschaft und ließ durch Guldberg, der zum geheimen Kabinettssekretär, dann zum Staatsminister ernannt und in den Adelstand erhoben ward, die Neuerungen abstellen. Die tüchtigen Männer, welche der deutsche Staatsmann zu Amt und Einfluß erhoben hatte, wurden beseitigt und durch Anhänger des altdänischen Systems und Kreaturen des „frömmelnden Schleichers" Guldberg ersetzt; die „scharfe Examination" und die Zensur kehrten wieder, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Hofhaltung wurden die Reformen mit wenigen Ausnahmen beseitigt, alles Ausländische wurde verbannt, die dänische Sprache und Litteratur ausschließlich begünstigt und durch eine „Indigenatsverordnung" festgesetzt, daß nur Inländer zu Ämtern und Ehrenstellen befördert werden könnten. Der Bauernstand blieb in seiner gedrückten Lage, so daß man das Guldbergsche Regiment das „Zeitalter der Gutsbesitzer" nannte. Denn nach der Ansicht des Ministers sei die Freiheit des Bauernstandes nicht möglich, ohne daß Dänemark in seinen Grundfesten erschüttert werde. Erst nach zwölf Jahren wurde das Guldbergsche Kabinett durch den Kronprinzen Friedrich entfernt, der alsdann im Namen des mittlerweile in gänzliche Geistesschwäche und Unzurechnungsfähigkeit versunkenen Königs Christian VII. die Regierung führte, und die Leitung des Ministeriums und der Verwaltung dem jüngern Bernstorff, dem Neffen des früher genannten Edelmannes übertrug. Dieser ausgezeichnete Staatsmann stand bis zu seinem Tod dem hohen Posten mit Kraft und Klugheit vor und war auf Hebung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft rühmlichst bedacht. Er bewies, daß selbst in einer absoluten Monarchie Preßfreiheit bestehen könne, wenn die Verwaltung sich in tüchtigen Händen befindet und die Regierung das Volkswohl gewissenhaft im Auge hat.

Ministerium Guldberg. — *1784.*

2. Schweden unter der Adelsoligarchie und König Gustav III.

Schweden unter Friedrich I. 1720–1751.

Um die nämliche Zeit als in Kopenhagen die altdänische Adels- und Hofpartei durch eine blutige Palastrevolution der Reformthätigkeit eines verhaßten Ausländers ein Ende machte und den Bund zwischen dem unumschränkten Königtum und der Aristokratie aufs neue befestigte, wurde in dem benachbarten Schweden durch einen ähnlichen Staatsstreich, doch ohne Justizmord, eine unwürdige in sich selbst zerfallene Familienoligarchie zu Fall gebracht, die Krone aus einer vieljährigen Erniedrigung emporgehoben und die Monarchie in eine Verfassung gesetzt, daß sie mit den übrigen europäischen Kulturstaaten in eine Linie treten und den verschwundenen Glanz früherer Zeiten wieder herzustellen unternehmen konnte. Wir kennen die revolutionären Vorgänge, durch welche nach Karls XII. blutigem Ausgang in der Unglücksnacht vor Friedrichshall das schwedische Staatswesen gänzlich umgewandelt wurde (XII, 853 f.). Unter Ulrike Eleonore und ihrem Gemahl Friedrich von Hessen war das schwedische Reich nur dem Namen

nach eine Monarchie; Krone und Zepter waren nur ein äußerlicher Schmuck, nicht die Symbole der Herrschaft. Denn diese lag gänzlich in den Händen der großen Adelsfamilien, aus denen der Reichsrat und die Regierungskollegien zusammengesetzt waren, die in den Reichstagen, wo die Vertreter der vier Stände von Zeit zu Zeit sich versammelten, das entscheidende Wort führten und ein Oligarchenregiment begründeten, in welchem der König kaum so viele Befugnisse hatte als der Präsident eines republikanischen Gemeinwesens. Sein Name war „gleichsam nur ein Siegel auf die Beschlüsse der Machthaber". Und nie ist die Machtstellung einer Partei im Staat so schmachvoll, so sehr im Geist und zum Vorteil eines rücksichtslosen Egoismus geübt worden, wie von den Adelshäuptern, welche nach dem Tod des Heldenkönigs die Herrschaftsrechte an sich rissen und den gebrochenen Mut des Volks, die Zerrüttung des Landes durch die wilde Kriegs- und Eroberungslust Karls XII. zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten. Diese Herren, die sich nun Reichsherren und des Reichs und Königs Rat nannten und nichts als Freiheit, Gesetzlichkeit, Vaterland auf der Zunge hatten, teilten die Macht und die Ehren des Landes auf die schamloseste Weise unter sich und ließen das Volk jene Königsgewalt bald wieder zurückwünschen, welches als die Quelle alles Unheils und aller Tyrannei verrufen hatte. König Friedrich I., träge und wollüstig, fügte sich in das unrühmliche Scheinregiment, dem der Name einer Monarchie nur als eine „antike Verzierung" anhaftete. Wenn die eingebornen Magnaten keinen Sinn für den alten Ruhm und die Ehre der schwedischen Nation zeigten, wie sollten einem deutschen Fürsten diese idealen Güter besonders am Herzen liegen? So ward denn unter ihm und seinem schwachen charakterlosen Nachfolger die schwedische Geschichte zu einer Periode der Schmach und Erniedrigung. Die herrschende Aristokratie oder Oligarchie bestand aus Leuten ohne Ehrgefühl und Patriotismus, die sich fremden Staaten verkauften und denjenigen Höfen dienten, von denen sie die größten Summen zogen; des Landes Ehre und Wohlfahrt kam dabei nicht in Betracht. Nach dem Abschluß der erwähnten schmachvollen Friedensschlüsse, wodurch die Eroberungen ihrer großen Könige bis auf ein Flecken deutscher Erde geopfert wurden, verkauften sich die einen, Graf Karl Gyllenborg an der Spitze, an Frankreich, die andern, unter dem Panier des Grafen Arwid von Horn, an Rußland. Jene bezeichnete man als Hüte, diese schalt man Mützen, zwei Parteinamen, welche mehrere Jahrzehnte hindurch die schwedischen Adelsgeschlechter in ähnlicher Weise in zwei feindliche Heerlager schieden, wie einst in Italien die Namen Guelfen und Ghibellinen. Beide Parteien haßten und verfolgten einander bis aufs Blut und machten die Reichstage zum Schauplatz ihrer feindlichen Angriffe. Käuflichkeit und Bestechung waren offenkundige Laster des Tages. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs wünschte die französische Regierung Rußland zu beschäftigen, um es vom Anschluß an Maria Theresia abzuhalten. Sie bewirkte daher durch ihre Anhänger in Schweden, daß die Reichsstände an Rußland den

Krieg erklärten, wozu die Ermordung eines schwedischen Gesandten durch russische 1741.
Soldaten die Veranlassung bot. Da aber der herrschende Adel die von Frankreich gewährten Subsidiengelder unter sich geteilt hatte, so war das Heer in der erbärmlichsten Verfassung. Die Schweden wurden daher bei Willmanstrand 1742.
in Finnland schimpflich aufs Haupt geschlagen und bei Helsingfors so eingeschlossen, daß sie in ihrer Ratlosigkeit ganz Finnland den Russen hätten preisgeben müssen, hätte nicht die Kaiserin Elisabeth unter der Bedingung, daß das Unrecht an der Holstein-Gottorpschen Linie des Oldenburger Hauses wieder gut gemacht werde, in dem Frieden von Abo ihre Forderungen herabgestimmt. Die 1743.
Schweden ernannten nun den Herzog von Holstein-Gottorp, Adolf Friedrich, den nächsten Verwandten des russischen Großfürsten, zum Thronerben und willigten in die Abtretung Finnlands bis zum Fluß Kymene. Empört über die Schmach des Landes machte unter der folgenden Regierung eine Hofpartei den Versuch, dem Thron die alte Macht zurückzugeben. Das Unternehmen miß- 1756.
lang und führte die Urheber Brahe, Horn und andre angesehene Edelleute aus der Partei der „Mützen" auf das Blutgerüst. Die herrschende Oligarchie wollte durch Terrorismus vor jedem Umsturzversuch abschrecken. Die Absicht wurde erreicht. Unter der Regierung des schwachen Königs Adolf Friedrich, „den selbst Adolf Friedrich.
seine Gemahlin Luise, welche sich als Schwester des großen Friedrich von Preu- 1751—1771.
ßen fühlte, zu keiner Kühnheit aufstacheln konnte", gelang es dem schwedischen Adel, die Königsrechte noch mehr zu beschränken und die Krone vollends um alle Macht und jedes Ansehen zu bringen. Der Reichsrat mischte sich in die innern Angelegenheiten der königlichen Familie und in die Erziehung der Prinzen; er riß die Befugnis an sich, die wichtigsten Staatsämter zu besetzen und Beschlüsse, denen der König zweimal seine Zustimmung versagt, eigenhändig mit dessen Unterschrift und Siegel zu versehen. Seit dem verfehlten Staatsstreich der „Mützen" hatten die „Hüte" das Regiment im Reichsrat und in den Reichskollegien. Die Folge davon war, daß Schweden als Bundesgenosse Frankreichs gegen den Willen des mit dem preußischen Hof verwandten Königs in den Siebenjährigen Krieg gezogen wurde, wodurch das ohnedies verarmte Land in die traurigste Lage kam. Und wie sehr das sonst so tapfere Volk bei dieser Gelegenheit durch die erbärmliche Kriegführung den letzten Rest seines alten Waffenruhmes einbüßte, haben wir früher erfahren. Diese schmachvolle Haltung der „Hüte" führte zwar nach dem Frieden den Sturz der französischen Adelsrotte herbei, aber die neue Oligarchie der russischen Partei tyrannisierte König und Volk nicht minder als ihre Vorgänger, so daß Adolf Friedrich zuletzt, als Bauernaufstände und anarchische Zustände den Staat in die äußerste Gefahr stürzten, durch die Drohung, die Krone niederzulegen, die Machthaber zwang, einen außerordentlichen Reichstag einzuberufen. Dieser entließ den größten Teil der dem Monarchen widerstrebenden Räte und gab dem Thron wieder einiges Ansehen zurück; aber eine gänzliche Umgestaltung der bestehenden Ordnung, wie der kühne

und staatskluge Kronprinz sie gewünscht, scheiterte an der Friedensliebe und Rechtlichkeit des Vaters. Grollenden Herzens blickte der zweiundzwanzigjährige Königssohn, der vom Grafen Tessin und von dem General Scheffer eine einsichtsvolle Erziehung erhalten hatte und ein lebhaftes Gefühl seiner Herrscherwürde in sich trug, auf den verblichenen Glanz der schwedischen Krone. Eine Reise, die er im vorhergehenden Jahr durch Schweden gemacht, hatte ihn überzeugt, daß das Volk ihm anhing und der selbstsüchtigen Oligarchie in hohem Grade abgeneigt war.

„Schneller und tiefer Verstand," so schildert Posselt die Eigenschaften des Kronprinzen, „ein Witz, bereit jeden Augenblick aufzuflammen, reiche Kenntnis der Politik und Geschichte, eine Beredsamkeit, die schon in gewöhnlichen Menschen ausnehmend gefallen mußte und in einem Königssohn bezauberte, eine herzgewinnende Volksfreundlichkeit, verbunden mit dem Selbstgefühl einer großen Seele — das war der Zusammenfluß angeborner und erworbener Vorzüge, der Gustav instandsetzte, jede Rolle, in die er sich werfen wollte, als Meister zu spielen."

Gustav III. 1771–1792. Bald nachher unternahm Gustav in Begleitung seines jüngern Bruders Friedrich Adolf eine Reise nach Frankreich, wozu der Reichstag seine Einwilligung erteilt und die nötigen Gelder angewiesen hatte. Da traf ihn in Paris, wo er mit der größten Auszeichnung behandelt ward, die Nachricht von dem Ableben seines Vaters Adolf Friedrich. Er faßte alsbald den Plan, die Verfassung umzustürzen, und empfing von dem französischen Hof, der seinen gesunkenen Einfluß in dem nördlichen Reich wieder herzustellen hoffte, Mittel und Rat dafür, leistete aber dennoch den Eid auf die bestehende Ordnung. Nach einem Besuch bei seinem mütterlichen Oheim Friedrich II. in Berlin, langte er von Stralsund, wo ihn eine eigne Gesandtschaft aus Schweden bewillkommnete, in Stockholm an. Die Zwietracht des übermütigen Adels, der Haß des rechtlosen Volks gegen die herrschende Oligarchie und die traurige Lage des Landes bestärkten den jungen, in der Kunst der Verstellung geübten Monarchen nach seiner Rückkehr in dem Vorsatz, der Krone ihre frühere Macht wiederzugeben. Dabei ging er mit einer Vorsicht zu Werke, wie sie niemand bei einem lebhaften thatendurstigen Mann von sechsundzwanzig Jahren erwarten konnte. Galt es doch, den Reichsrat, der Heer und Flotte zu seiner Verfügung hatte und in seiner überwiegenden Mehrheit der russischgesinnten Partei der Mützen angehörte, sicher zu machen und in Unthätigkeit zu halten, bis die Ernte reif war. Darum unterschrieb er von neuem die „Versicherungsakte", die der Reichstag nach achtmonatlicher Beratung festgesetzt hatte und ihm überreichen ließ. Erst nach seiner Krönung, die nicht, wie er gewünscht hatte, nach alter Väter Weise auf den Morasteinen in einer grasreichen Ebene bei Upsala, sondern in der Hauptstadt mit großer Pracht und Herrlichkeit vollzogen ward, und wobei der Bischof Filenius den bedeutungsvollen Text wählte: „Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr dein Gott ist mit dir in allem was du thun wirst", wurde der

[Marginalien: Der revolutionäre Staatsstreich. — 30. Mai 1771. — 5. März 1772. — 29. Mai 1772.]

Plan ins Werk gesetzt. In einem Augenblick, da die Oligarchie mehr als je gespalten war, die Männer der Hutpartei vollends aus dem Reichsrat und aus allen einflußreichen Ämtern verdrängt wurden und im ganzen Land infolge Getreidemangels große Unzufriedenheit herrschte, kündigte in Christianstadt verabredetermaßen der Hauptmann Hellichius mit seiner Mannschaft den versammelten Reichsständen den Gehorsam auf, weil sie wie ein Manifest aussagte, das Land ins Elend gebracht und die Majestät des Königs geschändet. Während nun die Bedrohten Anstalten trafen, die Vermessenheit zu bestrafen und den Aufruhr im Keime zu ersticken, glückte es dem ritterlichen König, durch eine wohlgesetzte Rede die in der Hauptstadt liegenden Garden zu gewinnen und zu einem Eid, der sie nur ihm verpflichtete, zu bewegen. Leicht brachte er dann das Volk, das dem freundlichen leutseligen König ebenso gewogen als der stolzen Adelsaristokratie abgeneigt war, auf seine Seite, indes seine Brüder in den Provinzen die Truppen zu gewinnen wußten. Unter solchen Umständen blieb dem am 20. August zusammengetretenen Reichstag nichts übrig, als die vom König vorgelegte Verfassung anzunehmen, zumal das Sitzungshaus mit Militär und Geschütz umstellt war. Durch diese unblutige Revolution, bei der Gustav große Umsicht, Mäßigung und kalte Entschlossenheit zeigte, wurde dem schwedischen Thron Ehre und Macht zurückgegeben. Es war ein denkwürdiger Moment in Schwedens Geschichte, als Gustav III., umgeben von seinen Offizieren, vom Throne herab mit eindringlichen ergreifenden Worten das Elend und die Schmach schilderte, die das Rottenwesen über das Land gebracht, und die Versicherung gab, daß er gestützt auf das neue Grundgesetz, Recht, Freiheit und Ehre zurückführen werde.

In diesem neuen Verfassungsgesetz, bei dessen Aufstellung Gustavs ehemaliger Lehrer Scheffer seine Hand hatte, wurde der Reichsrat, bestehend aus siebzehn von dem König zu ernennenden Edelleuten, in die Schranken einer beratenden Behörde gewiesen und ihm nur das Vorschlagsrecht bei der Besetzung erledigter Ratsstellen gelassen. Die Stände durften sich nur infolge einer königlichen Einberufung versammeln und bloß mit dem befassen, was der König ihnen vorlegen würde, wogegen sich dieser verpflichtete, keinen Krieg ohne ihre Zustimmung anzufangen. Die ausübende Gewalt aber, die Verfügung über die Land- und Seemacht, die Anstellung aller Staats- und Kriegsbeamten und das Recht, mit fremden Nationen Verträge zu schließen, lag gänzlich in der Hand des Monarchen. Ja sogar die Besteuerung war seinem Willen fast ganz anheimgestellt, indem er nur einen von ihm abhängigen Ausschuß der Stände zu Rate zu ziehen brauchte, eine bei einem so prachtliebenden und verschwenderischen Fürsten, wie Gustav III., höchst bedenkliche Bestimmung.

Nachdem der Reichstag die neue Regierungsform beschworen, legte der König die Krone ab und stimmte ein geistliches Danklied an, das die ganze Versammlung voll Andacht mitsang. So endete das merkwürdige Ereignis, das in der schwedischen Monarchie eine neue Ära begründete. Die Urteile darüber lauten sehr verschieden. Während die einen den Mut, die kluge Überlegung und den fürstlichen Sinn hervorheben, rügen andre den Wortbruch, die Verstellung, Gustavs III. Regierung.

die Hinterlist. Eine solche Verschiedenheit der Ansichten und Urteile wird jedes gewaltthätige Umstoßen bestehender Staatsformen und Rechtsordnungen hervorrufen. Von seiten der bürgerlichen Moral betrachtet ist jeder Staatsstreich ein Verbrechen; aber er kann zu einer politischen Notwendigkeit werden, wenn das öffentliche Wesen in einen Zustand der Fäulnis und Zerrüttung geraten ist, daß Staat und Nation nur durch eine entschlossene That vom Untergang gerettet werden können. In solchem Falle nimmt im Menschen- und Gesellschaftsleben ein Staatsstreich denselben Charakter an, wie im Naturleben mächtige Phänomene und erschütternde Katastrophen, und das Urteil der kommenden Geschlechter wird dann wesentlich bedingt durch die Folgen, die daraus für die Allgemeinheit hervorgingen, und durch den Gebrauch, den die Urheber und Vollstrecker von der durch die „rettende That" geschaffenen Stellung machten. Und da läßt es sich nicht leugnen, daß in dem ersten Jahrzehnt der neubegründeten monarchischen Staatsordnung viel Rühmliches im Geiste der Zeit und zum Wohl des Volks geschah, daß der König seine Souveränität nicht in einer Weise ausdehnte oder anwendete, welche die nationalen Rechte und Freiheiten völlig vernichtet oder mißachtet hätte. Wie sehr er immer nach dem Vorbild der andern Fürsten seiner Zeit in allen Regierungshandlungen sich als Selbstherrscher zu zeigen liebte, so ließ er doch den Reichsständen das Recht, bei der Aufstellung neuer Gesetze und bei der Einführung neuer Steuern und Auflagen in gewissem Umfang mitzuwirken, und gab ihnen das Versprechen, ohne vorausgegangene Beratung mit ihnen keinen Angriffskrieg zu beginnen. Die zur Erinnerung des großen Tags geprägte Schaumünze, „das gerettete Schweden", worauf ein von Wellen umhergeworfenes Schiff mit zerbrochenem Mast dargestellt war und Gustav als Steuermann mit emporgehobener Hand die aufgehende Sonne begrüßend, entsprach ganz der Gesinnung des schwedischen Volks. Das Lied „Gustav Heil, dem besten König", war ein echtes Volkslied, das durch alle Gauen bei Familienfesten und geselligen Freuden gesungen ward. Seit dem großen Wasa war kein Fürst so populär als der dritte Gustav. Denn wer stellte wie er den Schein der Dinge dar, welcher den Schweden doch so sehr gefällt? heißt es bei Arndt. „Er war leicht, liebenswürdig, freundlich, witzig, beredt, liebte Vergnügungen und Feste, ehrte Wissenschaften und Künste, die er verstand, er war ein herrlicher Gesellschafter und Spieler und wußte alle Verdienste hervorzuheben, aller Schwächen zu schonen und allen Eitelkeiten zu schmeicheln." Diesen persönlichen Eigenschaften entsprachen auch die Regierungshandlungen, die Reformen und Einrichtungen, die unter seiner Alleinherrschaft ins Leben traten. Einige derselben bezweckten die Wohlfahrt des Volks, wie die Reform des Gerichtswesens, wobei die Folter abgeschafft wurde, die Anlegung von Hospitälern und Waisenhäusern, die Beförderung des Getreidebaues, des Hüttenwesens, der Eisen- und Stahlmanufakturen, die Verordnung zu gunsten einer freien Presse, die Verbesserung der Finanzwirtschaft und der Geldverhältnisse durch den Freiherrn von Lilienkranz, die

Hebung des Handels und der Industrie u. a. m., zum großen Teil aber gingen die Schöpfungen des Königs auch aus Prachtliebe, aus Nachahmungssucht französischer Sitten und aus Anhänglichkeit an verschwundene Ritterzeiten hervor. Die Gründung einer Akademie nach französischem Zuschnitt, die Errichtung von Theatern und Opernhäusern, die Wiederherstellung der Turniere und Ringelrennen, eine längere Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1783 und 84 brachten dem Land nicht den geringsten Vorteil und kosteten weit mehr Geld, als durch die Abstellung alter Mißbräuche erspart wurde. Des Königs unzeitgemäße Heldenträume, die Wiederbelebung einer untergegangenen Ritterlichkeit, die versuchte Einführung einer allgemeinen Nationaltracht u. dgl. m. lenkten seine Thätigkeit und seinen Sinn auf nichtige Dinge und betrogen die Welt um die großen Hoffnungen, die sie von seinen Talenten gehegt. Seine oft unüberlegten Neuerungen erbitterten den gegen ihn aufgebrachten Adel immer mehr, und das Gesetz, welches das Branntweinbrennen für ein königliches Vorrecht erklärte und allen Schweden die Verpflichtung auflegte, das gewohnte, sonst von jeder Familie selbst bereitete Getränk um teures Geld den königlichen Brennereien abzukaufen, erregte auch bei den untern Ständen große Unzufriedenheit.

Die feindselige Stimmung gab sich zuerst kund, als Gustav, ohne bei den Ständen anzufragen, einen Krieg gegen Rußland unternahm. Der Wunsch, die schwedischen Besitzungen früherer Jahrhunderte zurückzuerobern, der Ehrgeiz, eine kriegerische Rolle zu spielen, das Vertrauen auf den Beistand der gegen die russisch-österreichische Eroberungspolitik verbündeten Mächte Preußen und England, der feste Wille, die heimlichen Gespinste der russischen Zettelungen mit seinen Unterthanen zu zerschneiden und dem Einfluß des Zarenhofes auf einen großen Teil des schwedischen Adels ein Ende zu machen, diese und andre Gründe führten Gustav III. zu einer Kriegspolitik, die ihm schlimme Früchte eintrug. Bei dieser Gelegenheit „wurde sein Verderben oder doch seine Schande beschlossen; hier sollte Ehre, Zucht, Vaterland vergessen und dem Erbfeind verkauft werden, um persönliche und adlige Rache zu befriedigen". Die finnische Armee, durch russische Unterhändler verführt, erklärte sich nach einigen Gefechten vor der Festung Friedrichshamm gegen den verfassungswidrigen Krieg. Die Obersten schlossen den „Bund von Anjala" und wandten sich an die Kaiserin in Petersburg, daß sie als Mitbürgin für die alte Verfassung Schwedens sie und ihr Vaterland gegen tyrannische Gewalt beschütze. Zugleich wurden die Dänen von Rußland verhetzt, daß sie mit Heer und Flotte Schweden von Südwesten her angriffen. Der König, der bisher den Krieg wie ein Turnierfest betrieben erkannte auf einmal die ihn umgebende Gefahr und fand rasch seinen alten Mut wieder. Er verließ sofort das Heer und wendete sich, wie einst sein Ahnherr Wasa, mit seiner eindringlichen Beredsamkeit an das Volk, besonders die kräftigen Dalekarlen im nördlichen Gebirgsland, die ihn bald instandsetzten, an seinen Widersachern Rache zu nehmen und den ersten Staatsstreich durch einen

Gustavs Ausgang. 1788.

Febr. bis April 1789. zweiten zu ergänzen. Als sich auf dem Reichstag vom Jahr 1789 eine heftige Opposition zeigte, ließ er dreißig Häupter der Ritter und Edlen, darunter den Grafen Axel Fersen und den Freiherrn von Geer, in Haft nehmen und zwang dann die eingeschüchterte Versammlung, indem er die zürnenden Worte sprach: „eher soll diese Hand verdorren, als ich die Erniedrigung des Reichs unterschreibe", die „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" anzunehmen. Durch diesen neuen Verfassungsbruch riß der König das Recht an sich, ohne Befragung der Stände Krieg zu führen, hob den Reichsrat und alle bei der Änderung der Verfassung noch übrig gelassenen Schranken der Souveränität auf und gewährte dem Bürgerstand den Zutritt zu allen Ämtern und die Befugnis, Rittergüter zu erwerben. Durch eine neue drückende Steuer mit dem notwendigen Geld versehen, setzte jetzt Gustav den Krieg zu Wasser und zu Land mit Ernst gegen Rußland fort; allein so viele Proben er auch von persönlicher Tapferkeit ablegte und so glänzend immer der Waffenruhm der Schweden durch Stedingk und andre Führer sowohl auf der finnischen Erde als durch die Scherenflotte in den Baltischen Gewässern
14. Aug. 1790. erneuert wurde, so ließ der Friede von Werelä doch die frühern Grenzen bestehen und der kostspielige Krieg blieb ohne allen Gewinn. Noch bluteten die Wunden, welche die Feldzüge und Seekämpfe gegen das Moskowiterreich geschlagen, und eine schwere Schuldenlast drückte das Land, als Gustav, nunmehr im Bund mit Rußland, auf einen neuen Krieg mit Frankreich sann, um der Verbreitung der Revolutionsideen entgegenzutreten und im Verein mit einigen tausend französischen Emigranten einen Ritterkreuzzug zur Rettung des unglücklichen Ludwig XVI. zu unternehmen. Schon hatte der Schwedenkönig eine Reise durch Deutschland nach den Bädern von Spaa angetreten, um für diesen, die Kräfte seines Volks weit übersteigenden Krieg Bundesgenossen zu werben und Vorbereitungen zu treffen, als sein Unternehmen zuerst an der hartnäckigen Weigerung des Reichstags von Gefle, die nötigen Geldmittel zu bewilligen, scheiterte. Um nun aber nicht einen neuen Gewaltstreich zu erleiden, bildeten einige tiefgekränkte Edelleute eine Verschwörung, infolge deren Gustav III. auf einem
17. März 1792. Maskenball von dem ehemaligen Gardeoffizier Ankarström eine tödliche
† 29. März. Schußwunde empfing, an welcher er zwölf Tage nachher starb, ein Fürst von ungewöhnlichen Anlagen, von großem persönlichen Mut, von idealer heroischer Seelenrichtung, reich begabt mit romantisch-ritterlichen Zügen, über welche jedoch der Schatten stolzer selbstherrlicher Eigenwilligkeit und einer zum Ungewöhnlichen, Phantastischen hinneigenden Ruhm- und Ehrbegierde gelagert war.
Gustav IV. 1792—1809. Sein Sohn Gustav IV., der bis zu seiner Volljährigkeit unter der Leitung seines Oheims Karl von Südermanland stand, erbte von dem Vater das romantisch-ritterliche Wesen und den hochfahrenden eigenwilligen Sinn, führte aber, wie wir später erfahren werden, durch seinen unverständigen und unpolitischen Widerstand gegen die Zeitverhältnisse den Sturz des alten Königshauses herbei.

II. Rußland, Polen und die Türkei.

1. Polnische Zustände und Parteien.

In demselben Jahr, welches die blutige Katastrophe in Kopenhagen und den Umsturz der oligarchischen Verfassung in Schweden sah, wurde auch in der Republik Polen, die solange durch dynastische Bande und politische Beziehungen mit der schwedischen Nation in Wechselverkehr gestanden, ein Gewaltstreich vollzogen, welcher weit tiefer in die Lebensadern des Staatskörpers einschnitt als die beiden revolutionären Vorgänge in den skandinavischen Reichen. Hier waren alle Institute, auf denen das staatliche Gemeinwesen aufgebaut war, durch die leidenschaftliche Parteiwut und rücksichtsloseste Selbstsucht des zuchtlosen Adels in solche Zerrüttung geraten, das ganze öffentliche Leben in einen solchen Zustand von Anarchie und Zerfahrenheit gefallen, daß keine Wiedergeburt aus eigner nationaler Kraft und Selbsthilfe mehr möglich war. Unter der kraft- und haltlosen Regierung Augusts III., die wir früher kennen gelernt haben (XII, 873 f.), hatte dieser anarchische Zustand seinen Höhepunkt erreicht. Die Krone war durch die beschränkendsten Wahlkapitulationen (pacta conventa) aller Macht entkleidet. Es nützte dem König wenig, daß man ihn als „Quell aller Gnaden" bezeichnete; denn die mit Landgütern reich ausgestatteten Reichsämter und hochkirchlichen Würden waren in den Händen des hohen Adels, „der Herren", die sie als ein erbliches Anrecht ihres Standes betrachteten und fast unabhängig von der Krone auf Lebenszeit verwalteten. Sie verliehen dem Inhaber Macht und große Einkünfte, daher eine tödliche Rivalität unter den Magnatengeschlechtern um ihren Besitz. Die Kanzler, Kronfeldherren, Schatzmeister, Woiwoden u. s. w. nahmen von dem König nur solche Befehle an, die nach ihrem Sinne waren, legten nicht ihm, sondern nur dem Reichstag, der fast regelmäßig vor dem Ende der Beratungen „zerrissen" ward, Rechenschaft ab und sahen die Ämter und Richterstellen nur als Mittel zur Vermehrung ihrer Einnahmen an. Die Starosten, welche die Krongüter innehatten, entrichteten eine sehr geringe Abgabe von dem Reinertrag an die Staatskasse und betrieben aus Eigennutz oder Leichtsinn die Bewirtschaftung höchst nachlässig. Der niedere Adel, die Szlachta, stand zu Hunderten und Tausenden an den Höfen, bei den Haustruppen, bei der Güterverwaltung dieser „Herren" in deren unmittelbarem Dienst; andre hingen als Pächter, Pfandinhaber einzelner Güter, als Schuldner oder Gläubiger von ihnen ab, so daß jede Magnatenfamilie eine ganze Klientel aus dem Massenadel zur Verfügung, unter ihrer „Protektion" hatte, mit deren Hilfe sie sich über Gesetz und Recht wegsetzen konnte. Aber trotz der Ungleichheit der einzelnen an Gütern, Rang und Machtstellung genossen alle Adligen gleiche politische Rechte und gleiche persönliche Freiheit; alle bildeten die Gemeinde der „Herren Brüder", die allein die staatsbürgerlichen Rechte und

Die monarchische Adelsrepublik Polen.

Pflichten übte. Die Verfassungsform der Adelsrepublik ist uns aus frühern Blättern zur Genüge bekannt. Das „Liberum Veto", das die auf Einzellandtagen gewählten Landboten als Grundlage der gleichen Berechtigung aller festhielten und als „Augenstern der Freiheit" rühmten, und das Recht der bewaffneten Konföderationen machten zeitgemäße Reformen auf friedlichem Wege unmöglich und riefen die leidenschaftlichen Faktionskämpfe hervor, durch welche der polnische Reichstag sprichwörtlich geworden. Die Wahlverfassung hatte längst die Nation der Käuflichkeit zugänglich gemacht und den benachbarten Staaten alle Mängel und Schwächen aufgedeckt. Die Städte, von der Regierung schutzlos dem Übermut des Landadels preisgegeben, hatten ihre alten Freiheiten und Privilegien längst eingebüßt und waren verarmt und ohnmächtig. Der Bauer schmachtete unter dem Druck der Leibeigenschaft in tierischer Stumpfheit und in einer Unwissenheit, welche fast die „letzte Spur der Denkkraft" vertilgte und ihn für alle höhern Güter, für alle Mißgeschicke des Vaterlandes unempfänglich machte. Das polnische Reich war ein morscher Bau, der nur durch die Zwietracht und Eifersucht der Nachbarstaaten, nicht aber durch eigne Kraft sein Dasein fristete.

Die Republik Polen, so urteilt ein einsichtsvoller Kenner der polnischen Geschichte (Röpell), lag um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im tiefsten Verfall. „Das soziale wie politische Leben all ihrer Glieder war durch und durch krank. In den höhern Ständen, bei den gebildeten „Herren", herrschten Stolz und Ehrgeiz und ein Selbstgefühl vor, welches fast nur darauf bedacht war, den Einfluß und die Macht, welche ihre Stellung ihnen im öffentlichen Leben gab, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, der Herrschsucht und des Genusses, nach Willkür auszubeuten. Der Massenadel, im Durchschnitt ungebildet und roh, gewaltthätig und unterwürfig zugleich, dem Müßiggang und zügelloser Genußsucht hingegeben, lebte ohne viel Besinnung von einem Tag zum andern; die Bauern in fürchterlicher Versunkenheit, Unterdrückung und Not; die Städte in Trümmern und verarmt, ohne Gewerbe und Handel; Erziehung und Unterricht in der größten Vernachlässigung; Schulen und Universitäten in den Händen einer unwissenden weltlichen und Ordensgeistlichkeit, welche sich zu keiner lebendigen Teilnahme an dem Fortschritt der Wissenschaften und Kenntnisse ihrer Zeit zu erheben vermochte; das religiöse Leben in äußern Formen und bigotter Devotion erstarrt, und endlich bei alle dem der naive Glaube, daß der polnische Edelmann der freieste Mann auf der Welt sei, und die Republik durch ihre Anarchie bestehe. Die Finanzen lagen in tiefster Unordnung; die kleine Armee, oft genug unbezahlt, war eben deshalb ohne Zucht, ohne Übung, in halber Auflösung, die Gerichte eine Verspottung jeder Gerechtigkeit. Ein polnisches Sprichwort sagte, das Recht gleiche einem Spinngewebe, welches der Sperling zerreiße, in dem aber die Mücke sich fange." — Nirgends war die Kluft zwischen Adel und Volk, nirgends die Tyrannei des Herrenstandes über die gutshörigen Bauernschaften so groß wie in dem Slawenland an der Weichsel. Schon der königliche Schriftsteller Stanislaus Leszczynski entwarf davon ein drastisches Bild. Polen, sagt er, ist das einzige Land, wo die Masse des Volks aller Rechte der Menschheit entbehrt. Ein Edelmann verdammt hier seinen Unterthanen selbst ohne irgend einen legitimen Grund, noch häufiger ohne rechtliches Verfahren und ohne alle Förmlichkeit. Man betrachtet die Bauern als Geschöpfe einer ganz andern Art und verweigert ihnen fast die

Luft, die sie einatmen; zwischen ihnen und den Tieren, die die Felder pflügen, ist kaum ein Unterschied.

Reformatorische Bestrebungen.

Es hatte nicht an Vorschlägen zu einer Reform der Staatsverfassung gefehlt. Schon im Anfang des Jahrhunderts hatte der Senator Dunin Karwicki in einer Schrift dargethan, daß die Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, wie sie in Polen bestehe, den staatlichen Organismus zerstöre, daß man entweder zur reinen Monarchie oder zur reinen Republik greifen müsse; und Stanislaus Leszczynski hatte bei seiner Werbung um die Königskrone eine Verfassung nach dem Vorbild Englands empfohlen, worin „Majestät und Freiheit“ nebeneinander bestehen könnten. Auch bei der adligen Jugend, die durch Reisen und Studien die Kulturstaaten Europas und die Ansichten der französischen und englischen Schriftsteller der Zeit kennen gelernt, traten reformatorische Ideen zu Tage. Alle stimmten darin überein, daß man das Liberum Veto aufheben, den Geschäftsgang auf den Land- und Reichstagen verbessern, die Machtfülle der großen Kronämter vermindern, die Armee vermehren und sicherstellen, das Gerichtswesen umgestalten müsse.

Die Partei Czartoryski-Poniatowski oder die „Familie“.

An der Spitze dieser Reform- und Fortschrittspartei standen hochangesehene Adelshäupter, vor allen die **Czartoryski**, ein altes litauisches Fürstenhaus, aus dem schon viele in der Kriegsgeschichte berühmte Männer hervorgegangen waren und dem besonders gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Florian Czartoryski, Senator und zuletzt Erzbischof von Gnesen und Posen, Ruhm und Glanz verlieh. Ursprünglich der griechisch-katholischen Konfession zugethan, waren die Czartoryski in der Folge der römischen Kirche beigetreten und eifrige Anhänger und Beschützer der Jesuiten geworden. Ein Bruderssohn des Erzbischofs, Kasimir, führte den Glanz des Hauses auf die Spitze durch seine Vermählung mit Isabella Morstyn, einer geistreichen, anmutvollen polnischen Edeldame von Rang und Vermögen, welche nach dem Vorbild von Paris, wo sie ihre Erziehung empfangen hatte, in Warschau einen Salon eröffnete, in dem sich bald die ganze vornehme Welt, Minister, Hofleute, Adel zu versammeln pflegten. Unter ihren Söhnen erlangten die beiden ältern, Michael Friedrich und August Alexander, mit der Zeit einflußreiche Stellungen im Staat, ein dritter, Theodor Kasimir, wurde Bischof; ihre Tochter Konstantia heiratete den General **Stanislaus Poniatowski**, Vater des nachmaligen Königs. Die Vermählung Augusts, der eine Zeitlang im österreichischen Heer gedient, mit der schönen, reichen, vielumworbenen Witwe des Woiwoden Denhof von Poloczk, gebornen Sieniawa, stellte die Czartoryski in die Reihe der ersten und mächtigsten Familien Polens. Stanislaus Poniatowski, obwohl durch Geburt dem kleinern Adel angehörend, erhielt durch die Gunst der sächsischen Könige wichtige Ämter und Einfluß bei Hofe und stand den Schwägern treu zur Seite. Die Czartoryski, Poniatowski und einige nähere Verwandte bildeten die „Familie“, von welcher die Reformidee genährt und fortgepflanzt ward. Sie trugen sich mit dem Gedanken, Polen zu einem Erbkönigreich umzuschaffen. In dem Wahlkampf zwischen Leszczynski und dem Kurfürsten von Sachsen waren sie anfangs bei der französischen Partei gestanden; aber nach der Eroberung von Danzig und der Flucht des Königs Stanislaus hatten sie sich „dem göttlichen Willen“ gefügt. Seitdem gaben sie die lange gehegten französischen Sympathien auf und dienten den Interessen Rußlands. Dabei hofften sie für ihre reformatorischen Pläne, die sie in schweigsamer Brust bewahrten und pflegten, und für ihren hochfliegenden Ehrgeiz dermaleinst bei dem Petersburger

Hof Unterstützung zu finden. Zugleich wußten sie sich die Gunst Augusts III. zu erwerben und dadurch nicht nur selbst die höchsten Ehrenstufen zu erklimmen, sondern auch ihre Verwandten, Freunde und Klienten in Ämter und Würden zu bringen. Im Familienrat wurden alle wichtigen Staatsangelegenheiten besprochen und Beschlüsse gefaßt, wie man sich dabei zu verhalten habe. Die Verheiratung der Töchter des ältern Bruders, des Kanzlers Michael, an den reichen Grafen Flemming und an den Fürsten Michael Sapieha, der Tochter des jüngern, des Woiwoden August, an den Fürsten Lubomirski und der Tochter Poniatowskis an Jan Clemens Branicki, vermehrte die Macht und den Einfluß der „Familie". In der Stille schwebte der stolze Gedanke vor ihrer Seele, daß die polnische Krone wohl einmal einem der Ihrigen zu teil werden möchte.

Die Potocki. Die Machtstellung der Czartoryski und Poniatowski erregte den Neid der andern Magnaten. Es bildete sich eine Opposition, welche dem Einfluß wie der Politik der „Familie" entgegentrat. An ihrer Spitze stand der Krongroßfeldherr Potocki, ein heftiger Feind der Russen. Erzürnt über das rücksichtslose Betragen der moskowitischen Heerführer, welche Polen wie einen Vasallenstaat behandelten, in ihren Feldzügen polnische Landschaften durchzogen ohne sich um Regierung und Reichstag zu bekümmern, knüpfte er mit allen Feinden des Petersburger Hofes geheime Unterhandlungen und Intrigen an, um dessen Einfluß zu brechen. Im österreichischen Erbfolgekrieg trat der Gegensatz der Parteien scharf hervor. Während Potocki und seine Anhänger die sächsisch-polnische Politik im Sinne Frankreichs und Preußens lenken wollten, schrieb Poniatowski den berühmten „Brief eines polnischen Edelmannes", worin er die Mehrung der Armee und die Einführung von Reformen als das einzige Heilmittel hinstellte, „das Vaterland aus der deplorablen Lage zu reißen". Die Parteiwut machte die Abhaltung des Reichstags unmöglich. In zwei Linien, die silberne und die goldene, geteilt, übertrafen die Potocki durch ihren Grundbesitz, ihre Verwandtschaft und ihren alten Ruhm die Gegner. Sie besaßen in der Ukraine, Podolien, Rußland und Kleinpolen zahllose Güter und hatten ihre fürstlichen Paläste. Ihr Hofstaat war dem königlichen nachgebildet: sie hatten ihre Hofmarschälle, Jäger, Stallmeister, Kammerherren u. s. w., alle aus guten Familien, hielten nicht nur Dragoner und Kosaken und Infanterie als Leibgarden, sondern auch eine zahlreiche Miliz und Artillerie, deren Offiziere, von dem König patentiert, mit den Offizieren der Kronarmee gleichen Rang hatten. In den östlichen Landschaften konnte ohne die Protektion der Potocki niemand ein Amt erlangen, einen Prozeß gewinnen, in den Reichstag gewählt werden. Der polnische Krongroßfeldherr besaß fast unumschränkte Gewalt. Soll doch einst Friedrich August gesagt haben, wenn er gewußt hätte, was hier im Lande ein Krongroßfeldherr sei, würde er sich lieber um dieses Amt als um die Krone beworben haben. Während sich die Czartoryski auf den Hof stützten, hielten sich die Potocki zu dem mittlern und niedern Adel, lebten mit den „Herren Brüdern" auf vertraulichem Fuß, übten die „altsarmatische" Tugend der Gastfreundschaft und bewahrten in Tracht und Lebensweise die altpolnischen Sitten und Bräuche. Unter ihren Parteigängern ragten vornehmlich der Woiwod von Krakau, Lubomirski und die beiden Tarlo aus altberühmtem Geschlecht, Oheim und Neffe hervor, jener Woiwod von Sandomir, dieser, Adam, ein lebenskräftiger feuriger Mann, Woiwod von Lublin. Der letztere wurde schon im Jahr 1744 durch den Grafen Kasimir Poniatowski im Duell erschossen und seitdem loderte die Flamme der Feindschaft um so stärker hervor.

Branicki u. die Patriotenpartei. Um die Mitte des Jahrhunderts, als bereits der neue Weltkrieg in Aussicht stand und die europäische Diplomatie alle ihre Künste entfaltete, erreichte das faktiöse Treiben in Polen die höchste Stufe. Alle Höfe setzten die wirksamsten Hebel der Bestechung ein,

um Parteigänger zu gewinnen, welche die polnische Republik zur Teilnahme am Krieg auf der einen oder andern Seite bringen sollten. Schon damals wurde die künftige Königswahl in Aussicht genommen: Frankreich wünschte dem Fürsten von Conti, Österreich dem Herzog Karl von Lothringen die Krone zu verschaffen; in Polen selbst tauchte unter den Magnaten der Gedanke auf, einen Piasten aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben; Graf Brühl arbeitete für das sächsische Kurhaus; in Rußland hielt man die Frage offen, um sie nach Umständen im eignen Interesse zu verwerten. Um diese Zeit gelangte vor allen Jan Clemens Branicki zu großem Einfluß, besonders als ihm nach dem Tod des bejahrten Joseph Potocki die Würde eines Krongroßfeldherrn zu teil ward. In jüngern Jahren hatte er in französischen Kriegsdiensten gestanden und trug die Sympathien für den Versailler Hof und die Pariser Bildung und Sitten „wie eine alte Jugendliebe“ sein ganzes Leben hindurch im Herzen. Seine gewöhnliche Residenz war Bialystock, wo er in einem prachtvollen Schloß mit fürstlichem Glanz lebte. Denn sein Jahreseinkommen wurde auf 1,200,000 Livres geschätzt. Schon bejahrt hatte er die schöne Isabella Poniatowska als Gemahlin heimgeführt und war dadurch der „Familie“ nahe gekommen. Doch schmeichelte es seiner Eitelkeit, eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren, um nach der Lage der Dinge als Vermittler oder Schiedsrichter auftreten zu können. Sein Vertrauter, der gewandte, männlich schöne Mokranowski, der auch die Gunst der Gräfin besaß, teilte seine französischen Neigungen. Oft sah man den kleinen Grafen Broglie mit den feurigen Augen, den Gesandten Ludwigs XV., und seinen Rivalen Sir Hanbury Williams, den Freund Robert Walpoles, in Bialystock verkehren. Dem Krongroßfeldherrn war es in erster Linie zuzuschreiben, daß im Jahr 1754 der Plan der Czartoryski, mittels einer Generalkonföderation sich zu Herren der Situation zu machen und die Republik zu einer Allianz mit Rußland und England fortzureißen, vereitelt ward und der Einfluß der „Familie“ sich minderte. Mehrere Adelshäupter, die bisher zu den Czartoryski gestanden, wie Radziwill, Sapieha, der Unterkronfeldherr Rzewuski trennten sich von ihnen und schlossen sich an Branicki und Mokranowski an. So bildete sich eine „Patriotenpartei“, welche die drohende Übermacht Rußlands fern zu halten suchte.

Polen im Siebenjährigen Krieg. Stanislaus Poniatowski.

Bei dieser Zerfahrenheit der Parteien und der Unmöglichkeit den Reichstag zu einem einmütigen Beschluß zu bringen, ist es begreiflich, daß bei Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs der polnische Staat in eine Lage kam, die ihn vollends alles Ansehens berauben mußte. Die Veränderungen der politisch-diplomatischen Stellung der europäischen Höfe, die dieser Krieg herbeiführte, übten auch in den polnischen Adelskreisen ihre Nachwirkung aus, erzeugten neue Verbindungen und Auflösungen. Die Allianz des Hofes, der nunmehr seine dauernde Residenz in Warschau nahm, mit Rußland brachte auch die Czartoryski wieder in die Höhe. König August III. und sein Minister Brühl willigten ein, daß Stanislaus Poniatowski, der schon bei einer frühern Anwesenheit die Gunst und Liebe der Großfürstin Katharina gewonnen, als Gesandter nach Petersburg geschickt ward, um die Freundschaft zwischen den beiden Nachbarstaaten lebendig zu erhalten. Selbst der Hof von Versailles, der den zunehmenden Einfluß Rußlands in Polen stets mit Mißtrauen betrachtete und den Gedanken an eine französische Thronfolge noch nicht aufgegeben hatte, mußte andre Saiten aufziehen. Die Abberufung Broglies war ein Sieg der Czartoryskischen Politik. Und niemand

war geeigneter als der neue Gesandte, zwischen Rußland und Polen ein festes Band zu schlingen. Stanislaus Poniatowski, der am 3. Januar 1757 in Petersburg eintraf, der vierte Sohn seiner Eltern, war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande durchreist hatte und mit seltener körperlicher Schönheit eine vielseitige geistige Bildung vereinigte. Heiter, witzig, ein feiner Gesellschafter, der mit gleicher Korrektheit in mehreren Sprachen sich zu unterhalten vermochte, über Litteratur und Kunst mit Kenntnis und Geschmack urteilte, dabei von großer Herzensgüte, besaß er alle Vorzüge eines gewandten Weltmannes. Kein Wunder, daß zwischen ihm und der schönen lebhaft fühlenden Großfürstin Katharina sich ein warmes Liebesverhältnis bildete, dessen Eindrücke nie ganz aus seinem Herzen verschwanden, wie sehr auch in der Folge die eiserne Hand der Politik die Empfindungen der Jugend niederdrückte. Gern hätte der Hof die Republik zum Anschluß an den Kriegsbund gegen Friedrich II., zur solidarischen Teilnahme an dem großen Weltkampf fortgerissen; aber soweit ließen sich die Magnaten im Senat und im Reichstag nicht treiben. Sie zogen es vor wie einst in dem nordischen Krieg die Sache des Staats und des Königs zu trennen und eine neutrale Stellung zu behaupten, in der Voraussetzung, die Eifersucht und Rivalität der Großmächte sei für die Adelsrepublik die sicherste Garantie ihres Bestandes, und die Erhaltung der geltenden Verfassung und eines gewissen Gleichgewichts der Parteien in aller Interesse. Durch einen aufrichtigen Anschluß an Preußen hätten sich die Polen vielleicht der drohenden Übermacht Rußlands erwehren können, und von einigen Patrioten wurde auch wohl der Plan heimlich in Erwägung gezogen; aber Parteisucht, nationale Vorurteile und kurzsichtige Verblendung ließen eine solche Politik nicht aufkommen. Eine kühle Neutralität erschien den selbstsüchtigen Adelshäuptern als die gefahrloseste und einträglichste Staatskunst. Aber wie hätte die in der Achtung des Auslandes so tief gesunkene anarchische Adelsrepublik mit ihrem verfallenen Kriegswesen eine solche Neutralität mit einiger Würde und Kraft behaupten können? Wir wissen, daß die russischen Heere ohne Umstände das polnische Gebiet durchzogen als, ob sie die Herren des Landes wären, Lieferungen ausschrieben, Adel und Bauern höchst „indiskret“ behandelten, „selbst mit Prügel und Todschlag“; und auch Friedrich II. trug kein Bedenken russische Magazine auf polnischem Grund und Boden überfallen und zerstören zu lassen, in Großpolen Kontributionen einzutreiben und schlechte Münze mit polnisch-sächsischem Stempel in Dresden geprägt massenhaft zu verbreiten. Der Graf Lubomirski, der auf eigne Hand mit seinen Haustruppen an dem Krieg teilnahm, wurde durch eine preußische Kriegsschar auf polnischem Grund und Boden aufgehoben. Dies waren die Früchte der Neutralität.

Den „Patrioten“ war die russische Freundschaft wohl unheimlich, Branicki schrieb im Jahr 1762 an den französischen Gesandten: „Wer bürgt uns, daß unsre gierigen Nachbarn, sobald der Friede geschlossen sein wird, nicht aus unsrer Schwäche und An-

archie für sich Vorteil ziehen werden?" Er suchte der Republik für diesen Fall den Beistand Frankreichs zu sichern. Choiseul erkannte die Wahrheit der Bemerkungen des Krongroßfeldherrn an, meinte aber in seiner Antwort an den Gesandten, es gebe für jetzt keine Heilmittel gegen dieses Übel. „Es sei besser, daß Polen in seiner gegenwärtigen Lage verbleibe, als daß wir dasselbe zu einer Thatkraft anfeuern, welche nicht zu unserm Vorteil gereichen dürfte."

Bald darauf änderte der Tod der Kaiserin Elisabeth, die Katastrophe Peters III. und die Thronbesteigung Katharinas die politischen Situationen in raschem Wechsel und damit zugleich die Parteistellungen der polnischen Magnaten. Während die sächsischen Hoffnungen sanken, wuchsen die Aussichten der Czartoryski. Die neue Kaiserin versicherte ihren Günstling Poniatowski ihrer fortdauernden Huld und Neigung, hielt ihn aber von Petersburg fern. Denn fortan galt bei ihr die Staatsräson mehr als die Stimme des Herzens. Ihre Politik gegenüber Preußen war wesentlich durch die Rücksicht auf Polen bedingt. Im Bund mit Friedrich II. konnte sie mit Zuversicht erwarten und bewirken, daß das künftige Schicksal der Republik in ihrem Kabinett entschieden würde. Noch bei Lebzeiten des Königs äußerte sich die Antipathie eines großen Teils der Adelsgemeinde gegen die Herrschaft der Fremden so stürmisch, daß im Reichstag die Säbel gezogen wurden und nur die Zerreißung desselben durch das offen eingelegte Veto eines Landboten blutige Gewaltthätigkeiten verhinderte. Die Vorgänge in Kurland, wo der sächsische Prinz Karl hinter Biron zurückstehen mußte (XII, 869), konnten als Vorspiel dessen gelten, was bei dem Hingang des bereits seit längerer Zeit dahinsiechenden Königs August III. zu erwarten sei. Die Protestation Brühls und seiner polnischen Anhänger gegen das in Kurland getroffene Abkommen zerrann ebenso erfolglos wie ihre Hoffnung, daß das Regiment der Kaiserin nicht von Dauer sein werde. Bald nach Abschluß des Hubertusburger Friedens kehrte August III. krank nach Dresden zurück, um in der Hauptstadt seiner Ahnen seiner letzten Stunde entgegenzugehen. Am 5. Oktober 1763 hörte er auf zu leben. In demselben Jahr erschien ein Buch in polnischer Sprache, worin es hieß: „die weit verbreitete Meinung, daß die Nachbarn den Untergang Polens nicht zugeben würden, sei eine durchaus irrige; vielmehr sännen sie schon auf Teilung und hätten daher alle den Wunsch, die Republik in ihrer Agonie zu erhalten. Nur durch die Abschaffung des Liberum Veto, der Konföderationen, der Wahlkapitulationen und durch eine gründliche Reform des gesamten Staatslebens könnte das polnische Reich und Volkstum gerettet werden". Es war ein Kassandraruf. Polen stand am Rand eines Bürgerkriegs, als die Nachricht von dem Ableben Augusts III. in Warschau anlangte. Die Russen hatten in drei Heerabteilungen die Grenze überschritten, um der Partei Czartoryski-Poniatowski, die eine Konföderation zur Durchführung ihrer Reformideen ins Leben rufen wollte, einen Rückhalt zu geben; in Litauen sammelte Radziwill seine Anhänger, die „Weißhemden" unter seiner Fahne und traf

Polen beim Tod Augusts III.

Rüstungen zum bewaffneten Widerstand; in allen Landschaften waren stürmische mit Ausbrüchen wilder Leidenschaften verbundene Wahlen zu einem neuen Reichstag in Gang; Graf Keyserlingk, der russische Gesandte in Warschau, leitete die Volksbewegung nach den Weisungen seiner Kaiserin. Diese hatte sich eine Zeitlang den Reformbestrebungen der Czartoryski geneigt gezeigt und die Bildung einer Generalkonföderation begünstigt, ging aber bald auf die Ansicht ihres Bundesgenossen in Berlin ein, daß die Fortdauer der polnischen Anarchie den Nachbarn vorteilhafter sei als ein starker Einheitstaat und suchte dem Eifer ihrer Freunde Einhalt zu thun.

2. Rußland unter Elisabeth und Peter III.

Elisabeths letzte Regierungszeit.

Durch die Kaiserin Elisabeth war das Altrussentum wieder in die Höhe gekommen. Vor allem war die russische Geistlichkeit mit dem Regiment der den orthodoxen Kirchengebräuchen mit Devotion sich hingebenden Zarin zufrieden; sie feierte ihre glänzendsten Triumphe. Wir haben in frühern Blättern das russische Hof- und Staatsleben während der mehr als zwanzigjährigen Regierung der Tochter Peters des Großen von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Ohne Bildung, Tugend und Sitte und jeder ernsten Arbeit abgeneigt, überließ Elisabeth das Regiment den Günstlingen und Emporkömmlingen, die ihren Launen und Leidenschaften fröhnten, oder durch Kabalen und Hofintrigen sich Einfluß und Ansehen zu verschaffen wußten. Es wurde erwähnt (XII, 869), wie unverhüllt und schamlos das Laster sich zeigen durfte, und wie die Verschwendung, die Genußsucht und die sinnlichen Ausschweifungen der Kaiserin sich allen Hof- und Beamtenkreisen mitteilten. Ein ukrainischer Bauernsohn, Chorsänger in der Hofkirche, der keine andern Vorzüge hatte als daß er ein hübscher Mann war, wurde der Günstling der Kaiserin und dann zum Feldmarschall und Grafen Rasumowski erhoben, ihr Ehegemahl, bis ein schöner Kammerpage, Iwan Schuwalow ihm in der Gunst der Gebieterin den Rang ablief und im Bunde mit zwei ehrgeizigen Vettern, mit dem Vizekanzler Woronzow und einigen andern russischen Großen einen überwiegenden Einfluß gewann, der besonders gegen Bestucheff gerichtet war. Bestechung und Käuflichkeit drangen in alle Klassen ein und hielten das öffentliche Leben in Bewegung, beherrschten die politischen Allianzen wie die innere Verwaltung. Die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" unter dem ruchlosen Uschakow und seinem Nachfolger Alexander Schuwalow entfaltete eine furchtbare Thätigkeit, und die Knutenschläge und Stockstreiche, die an die Stelle der von Elisabeth aufgehobenen Todesstrafe traten, waren eine viel schrecklichere Todesqual als jede Hinrichtung. Die Zahl der unter ihr nach Sibirien Verbannten soll achtzigtausend betragen haben. Wir wissen, wie sehr im österreichischen Erbfolgekrieg die Haltung des Petersburger Kabinetts zu den streitenden Mächten durch persönliche Eindrücke, Launen und Vorurteile von

seiten der Kaiserin sowie durch die Ränke und Parteiinteressen in den obern Adels- und Regierungskreisen bestimmt ward (S. 7, 53 f.). Auch der Eintritt Rußlands in die große Allianz gegen Preußen und die ganze Kriegspolitik des Zarenhofes (S. 70 f., 74, 80 u. a.) bis zum Tod der Kaiserin (S. 96) ging von solchen persönlichen Motiven und Gemütsregungen aus. Denn welches Interesse konnte die russische Regierung bewegen, auf eine Schwächung Preußens zu gunsten Österreichs hinzusteuern? Und daß die Schweden trotz ihrer geringen Waffenerfolge im Felde doch schließlich einen leidlichen Frieden erlangt hatten (S. 97), verdankten sie in erster Linie dem Umstand, daß sie einen nahen Verwandten des russischen Thronfolgers zum König wählten. Elisabeth hatte nämlich den Sohn ihrer ältern Schwester, Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp (XII, 861), den in Kiel am 21. Februar 1728 gebornen Enkel Peters des Großen, zum Großfürsten und Thronfolger ernannt und ihn bewogen, seine Residenz in der Hauptstadt Rußlands zu nehmen und in die griechisch-katholische Kirche einzutreten. Aber das Herz des jungen Fürsten schlug stets für sein deutsches Heimatland, und Friedrich II. von Preußen war der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung und Verehrung. Die schlechten Erfolge der russischen Waffen während des Kriegs mehrten bei ihm die Geringschätzung des moskowitischen Staats- und Militärwesens. Nach seiner Ansicht konnten die russischen Heere fremder, insbesondere deutscher Führung nicht entbehren. Darum war sein ganzes Sinnen dahin gerichtet, Rußland dermaleinst nach preußischem Vorbild einzurichten. Selbst bei der Wahl seiner Gattin mochte ihm dieser Gedanke vor Augen schweben. Bestucheff, vom Dresdener Hof erkauft, wirkte für die Vermählung Peters mit einer sächsisch-polnischen Königstochter; aber auf Friedrichs Rat und Vermittelung verehelichte sich der Großfürst in seinem achtzehnten Lebensjahr (Nov. 1745) mit Sophie Auguste, der schönen Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst, die in Stettin, wo ihr Vater preußischer Gouverneur war, am 2. Mai 1729 geboren, also ein Jahr jünger war als der Großfürst. Nach ihrem Übertritt zur orthodoxen Nationalkirche nahm sie den Namen Katharina an, unter dem sie eine so bedeutende geschichtliche Stellung erlangen sollte.

Noch bei Lebzeiten der Kaiserin Elisabeth hatte sich die Partei Bestucheff mit dem Gedanken einer Umänderung der Thronfolge getragen. Danach sollte Peter, von dem man Neuerungen im antinationalen Sinn fürchtete, vom Thron ausgeschlossen werden und sein Erstgeborner Paul unter der Regentschaft seiner Mutter, der Großfürstin Katharina, die Herrschaft übernehmen. Der Plan scheiterte teils an der Abneigung der Zarin, eine auf ihr eignes Lebensende sich beziehende Bestimmung zu treffen, teils an dem Widerstand und den Intrigen der Schuwalows. Der Sturz Bestucheffs und seine Entfernung von der Armee, deren wir oben Erwähnung gethan (S. 80), hatte hauptsächlich seinen Grund in diesem konspiratorischen Treiben. Seitdem war der Schuwalowsche Einfluß ungebrochen, und unter den obwaltenden Umständen war derselbe nicht von der schlimmsten Wirkung. Wenigstens rühmen die russischen Historiker Iwan Schuwalows Interesse für Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Er gründete die Universität in Moskau, welche im Gegensatz zu der universellen Petersburger Akademie Die Schuwalows.

vorzugsweise die russischen Studien und Wissenschaften pflegen sollte, er war der Schöpfer der Akademie der Künste und rief in der Hauptstadt manche bedeutende Bauwerke ins Dasein, wie den Winterpalast. Durch die Gunst, welche er dem großen russischen Gelehrten Lomonossow und andern litterarischen Männern zuwendete, erwarb er sich den Ruhm eines russischen Mäcenas. Neben ihm war Kirilla Rasumowski, der Bruder jenes Alexei, den Elisabeth unter allen ihren Liebhabern allein zu ihrem Gemahl erhoben, ein Förderer der Wissenschaft. Ein Bauer und Rinderhirt in der Ukraine, war er durch den mächtigen Bruder nach Petersburg berufen, und nachdem er sich unter Leonhard Eulers Leitung in Berlin ausgebildet, zum Präsidenten der Akademie ernannt, zugleich auch zum Hetman der Kosaken gewählt und bestätigt worden. Schuwalow war ein Freund und Bewunderer der französischen Litteratur und Salonbildung, daher die Sitten und gesellschaftlichen Künste von Versailles und Paris mehr und mehr in die hohen Kreise der Petersburger Welt Eingang fanden und die Wirkung hatten, daß die innere Roheit und Verderbnis durch den Schein und Firnis einer äußerlichen Kultur oberflächlich überdeckt ward, daß die Laster und die Barbarei sich in die Formen und Manieren einer wesenlosen Zivilisation hüllten und daß die Kluft zwischen den höhern Ständen und der Masse der Nation sich immer mehr erweiterte.

Zar Peter III. 1762. Zu Anfang des Jahres 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, kaum vierundfünfzig Jahre alt. Trunksucht und sinnliche Ausschweifungen hatten ihren von Natur kräftigen Körper vor der Zeit geschwächt und ihre Gesundheit untergraben. Ihrer Anordnung gemäß bestieg nunmehr ihr Neffe Peter Fedrowitsch den russischen Thron. Wie die Dinge damals lagen, hätte der neue Kaiser Peter III. bei einiger Vorsicht und Klugheit sich in der hohen Stellung behaupten mögen: Bestucheff lebte in der Verbannung, die Schuwalows waren dem Thronfolger zugethan, ebenso der Großkanzler Woronzow, dessen Brudertochter Elisabeth Romanowna, eine wohlbeleibte, keineswegs schöne Dame, war die erklärte Geliebte des neuen Zaren: in ihren Familienkreisen trug man sich sogar mit der Hoffnung, Peter werde seine Gemahlin Katharina, mit der er stets in Unfrieden gelebt, in ein Kloster verweisen und Fräulein Woronzow an ihre Stelle erheben. Die einflußreichsten Räte, wie Melgunow, Wolkow, Glebow, waren kluge und talentvolle Männer, wenn auch nicht unbescholten von Charakter; die hohen Generale, Fürst Trubetzkoi und Rasumowski hielten zu ihm; die Naryschkin waren seine Verwandten. Aber bald zeigte es sich, daß der Enkel Peters des Großen nicht die Fähigkeiten besitze, sich auf dem Herrscherthron zu behaupten. Daß er ohne Bildung und höhere Interessen war, nur an Trinken, Rauchen und rohen Vergnügungen Gefallen fand, hätte ihm in der öffentlichen Meinung weniger geschadet, aber daß er das deutsche Wesen vor dem russischen so sehr begünstigte, erzeugte große Erbitterung. Hatte er schon als Großfürst durch Bevorzugung seiner holsteinschen Garde in seinem Schloß Oranienbaum Anstoß gegeben, so erregte es starke Mißbilligung, daß seine ersten Handlungen mehr Neigung für Preußen und für seine eignen persönlichen Interessen verrieten als für die russischen. Man nahm es in Petersburg sehr übel auf, daß er plötzlich den bisherigen Kriegsbund vertauschte, ohne irgend einen Vorteil für Rußland auszubedingen

daß er durch seine feindselige Haltung gegenüber der Krone Dänemark den Verdacht erweckte, die Interessen seiner deutschen Besitzungen lägen ihm mehr am Herzen als das Moskowiterreich, er gedenke die Macht Rußlands in erster Linie zu benutzen, um an dem dänischen Verwandten Rache zu nehmen für die seinen Vorfahren zugefügte Rechtsverletzung und den Gottorpschen Anteil von Schleswig zurückzuerobern (S. 473).

Peters Neuerungen.

Diese ungünstigen Eindrücke wurden vermehrt, als Peter einige Veränderungen im Militärwesen vornahm, die seine geringschätzige Meinung über die russische Heertüchtigkeit anzudeuten schienen: er löste die Leibgarde, die unter Elisabeth zu einer aller Zucht und Ordnung entwöhnten „Prätorianerbande" geworden war, auf und machte das holsteinsche Kürassierregiment, das er schon als Großfürst um sich gehabt, zu seiner Leibwache, unter dem Oberbefehl seines Vetters Georg Ludwig von Holstein; auch die übrigen Garderegimenter wollte er anders organisieren; das ganze russische Heer sollte nach preußischer Weise gekleidet, eingerichtet und geübt werden, wobei er gleich den deutschen Fürsten auf die Äußerlichkeiten eines kleinlichen pedantischen Exerzier- und Kamaschendienstes besonderen Wert legte; er selbst trug preußische Uniform, wie steif und unbehilflich er sich auch darin ausnahm. Vornehme Herren, welche Titel und Rang von Offizieren hatten, ohne jedoch an dem wirklichen Militärdienst teilzunehmen, wie Kirilla Rasumowski, von dem wir wissen, daß er als Präsident der Akademie zugleich die Würde eines Kosakenhetman und Feldmarschalls bekleidete, mußten zur Parade und zum Exerzieren ausrücken. Die durch solche Neuerungen erzeugte Verstimmung wurde nicht wieder gutgemacht durch die gleichzeitigen wohlthätigen Maßregeln des Kaisers, welche manche Mißbräuche abstellen, manchem Unrecht steuern, den Unterthanen manche Erleichterung bringen sollten. Und doch waren es Anordnungen im Geiste der Zeit. Entsprach es nicht den Forderungen der Humanität, daß Peter die Verbannten, die in Sibirien und an andern unwirtlichen Orten im Elend lebten, darunter Münnich, Biron, L'Estocq zurückrief und ihnen soviel als möglich zum Wiederbesitz ihres frühern Eigentums behilflich war? Entsprach es nicht dem Genius der Zeit, welcher die Härte und Barbarei vergangener Geschlechter zu beseitigen bestrebt war, daß Peter die Tortur und die geheime Polizei abschaffte, jenes furchtbare Institut des Despotismus, nach welchem jeder Angeber, der „das Wort" gesprochen, unter dem unmittelbaren Schutz des Selbstherrschers stand und der Beschuldigte rechtlos der härtesten Gerichtsverfolgung, Kerkerstrafe und Inquisition preisgegeben war? Er ahnte freilich nicht, daß er sich durch diese „ritterliche" Übereilung seinen eignen Untergang bereitete. Auch die Herabsetzung des Salzpreises und die Beseitigung der Handelsmonopole, die eine Quelle des Betrugs, der Käuflichkeit, der Bedrückung geworden waren, stimmten mit den volkswirtschaftlichen Reformversuchen andrer Staaten überein. Und selbst als der Kaiser, getreu seinem Krönungseid, „in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, seines Großvaters zu treten", die Vorrechte der Geistlichkeit minderte, die Güter der Bistümer und Klosterbrüderschaften unter die Verwaltung des Staats stellte, und den Überschuß der Einkünfte, der über den Bedarf für kirchliche Zwecke hinausging, dem Staatsschatz zuwies, verfuhr er nicht anders als die großen Staatsmänner und Fürsten andrer Länder. Aber gerade diese Verordnung erzeugte ihm die meisten Feinde. Die Geistlichkeit, erbittert, daß sie den gewohnten Reichtum und Einfluß und die Herrschaft über mehr als eine Million Leibeigner verlieren sollte, stellte den Kaiser als Feind der orthodoxen Kirche, als heimlichen Lutheraner dar, eine Beschuldigung, die um so mehr Glauben fand, als Peter durch Vernachlässigung mancher Kirchengebräuche, durch die Nichtbeach-

tung der Fastengebote an seinem Hof und andre Dinge auch sonst vielfach Ärgernis gab und seine Mißachtung der griechisch-katholischen Religonssatzungen an den Tag legte. Dmitry Setschenow, Erzbischof von Nowgorod, der früher bei Elisabeth stets für den Großfürsten Partei genommen, trat jetzt in die Reihe seiner Gegner ein. Und auch die Bauern waren unzufrieden über eine Maßregel, die ihnen statt der milden geistlichen Herrschaft das Joch habgieriger und unredlicher Beamten auferlegte.

Peter III. u. Katharina. Bei aller gutmütigen Leutseligkeit des Kaisers, heißt es in Brühls Denkschrift bei Herrmann, verfehlen selbst seine besten Intentionen des beabsichtigten Zwecks, weil bei der Leidenschaftlichkeit, die sich in allen seinen Handlungen ausspricht, selbst seine vernünftigsten Anordnungen weniger die Frucht der Überlegung als der Sprudel einer ihn plötzlich ergreifenden Laune zu sein scheinen. Vergebens suchte ihn Friedrich II. durch verständige Ratschläge von übereilten Schritten zurückzuhalten, ihn von dem dänisch-holsteinischen Krieg, der die allgemeine Verwirrung noch zu vermehren drohte, abzubringen, ihn zur Besonnenheit und Mäßigung anzuhalten; dem Kaiser fehlte das Verständnis für ein großes Staatswesen und der Halt eines moralischen Lebens und einer fürstlichen selbstbewußten Würde. Damit haben wir die dunkelste Seite in Peters Regentenleben berührt. Wie sehr die altrussische Opposition über die deutschen Sympathien, über die antinationalen Reformen des Monarchen zürnen und eine Reaktion im Geist der verstorbenen Kaiserin herbeiwünschen mochte, ohne die Familienzerrüttungen im Herrscherhaus selbst würde sein tragisches Schicksal und Ende sich nicht so rasch vollzogen haben. Selten mögen so ungleiche Personen in einer Ehe verbunden gewesen sein als Peter und Katharina: welchen Kontrast bildete die schöne stattliche Fürstentochter mit dem vollen lichtbraunen Haar, mit der liebebedürftigen, zu den Sinnenreizen unwiderstehlich hingerissenen Natur, mit der genialen Anlage und Empfänglichkeit auch für Schönheit und Genuß geistig-künstlerischer Art, mit dem Durst nach Ruhm und Verherrlichung zu dem pedantischen unfeinen Wesen des holsteinischen Prinzen, der in seinen Sitten und Gewohnheiten sich nie über den Horizont eines kleinen deutschen Dynasten erhob, dessen Lebensweise weder den Fürsten noch den Kavalier verriet, der in Haltung und Tracht den großen Friedrich sklavisch nachahmte, in seiner ganzen Erscheinung eine fast komische Figur darstellte und weder Ehrerbietung noch Furcht einzuflößen vermochte! Die Ehe war denn auch demgemäß ohne Harmonie und häusliches Glück. Wie sollte Katharina, deren wißbegieriger Geist sich mit Studien und den Erzeugnissen der Litteratur beschäftigte, deren lebhafte Phantasie ihr die kühnsten Bilder künftiger Größe vorgaukelte, Gefallen finden an dem leeren Zeitvertreib und der kleinlichen Soldatenspielerei ihres Gemahls? Jedes suchte seine eignen Wege, das Zusammenleben wurde immer äußerlicher und seltener und ging endlich in völlige Trennung über. Katharina war nicht zurückhaltend mit ihrer Gunst für schöne Männer. Noch ehe der Pole Stanislaus Poniatowski die Neigung der Großfürstin gewonnen, hatte der junge

gewandte Kammerherr Soltikow in intimen Beziehungen zu ihr gestanden und bald waren andre gefolgt. Man wunderte sich, daß Katharina wiederholt in die Wochen kam, da doch böse Zungen behaupteten, ihrem Gemahl sei die Fähigkeit der Kindererzeugung von der Natur versagt. Als Peter schon den Thron bestiegen, befand sich die Kaiserin in interessanten Umständen, die sie vor ihm und vor der Welt zu verbergen bemüht war. Sie gab dann einem Sohn das Leben, der später als Graf Bobrinsky in der Gesellschaft auftrat. Aber auch Peter war, wie wir gesehen, kein Musterbild ehelicher Treue und häuslicher Tugend. Wie viele Nächte verschwelgte er mit seinen Günstlingen und seiner Geliebten Woronzow!

Konspiratorische Umtriebe und Komplotte.

Die Zerwürfnisse in der großfürstlichen Familie wuchsen mit den Jahren. Es wurde erwähnt, daß schon vor dem Tod der Kaiserin Elisabeth ein Komplott geschmiedet ward, um die Thronfolgeordnung zu ändern. Peter glaubte sichere Beweise zu haben, daß seine Gemahlin von den Umtrieben Bestucheffs Kenntnis gehabt; darum wurde auch der Feldmarschall, vor dessen Ränken Elisabeth ihren Neffen gewarnt, von der Begnadigung der Verbannten ausgeschlossen. Die Fehlgriffe des Kaisers nach seiner Thronbesteigung riefen bald neue konspiratorische Pläne ins Leben, denen Katharina nicht fremd bleiben konnte. War doch ihre ganze Haltung der Art, daß sich ihr die Gunst der Großen, der Geistlichkeit, des Volks in demselben Maß zuwenden mußte, wie sich Peter verhaßt machte. Während er das russische Nationalgefühl durch viele seiner Handlungen verletzte, war Katharina auf alle Weise bemüht, als Russin zu erscheinen. Mit welcher Beflissenheit erfüllte sie alle religiösen Pflichten und Obliegenheiten, die der griechisch-katholische Kultus vorschrieb; mit welcher ostentativen Andacht beugte sie ihre Knie vor den Heiligenbildern, sie die doch im Herzen den französischen Aufklärungsideen so aufrichtig ergeben war, Voltaire und Diderot so sehr verehrte; mit welcher Sorgfalt beobachtete sie die Fasten, die Kirchenfeste und Zeremonien, über die sich der Kaiser wegsetzte, ja die er verspottete und beschränken wollte! Während Peter im Umgang nie das rechte Maß fand, bald taktlos vertraulich, bald verletzend zurückstoßend sich zeigte, vereinigte Katharina leutselige Liebenswürdigkeit mit Würde und Majestät, und setzte selbst der rücksichtslosen Behandlung ihres Gatten Anstand und bewußtes Selbstgefühl entgegen. Es war daher ganz natürlich, daß die Altrussen sich immer mehr zu der Zarin der Moskowiter hingezogen fühlten, daß der Kreis der Nationalgesinnten in ihrer Umgebung immer größer ward, daß die konspiratorischen Umtriebe zum Zweck einer Thronveränderung aufs neue Leben und Gestalt gewannen, namentlich seitdem, wie erwähnt, unter den Vertrauten in Oranienbaum das Gerücht ging, Katharina solle in ein Kloster gebracht und Elisabeth Woronzow zur Gemahlin Peters erhoben werden. Man durfte daher nicht lange zögern. Und niemand verstand mehr die Kunst Personen und Verhältnisse zu ihrem Vorteil zu nützen, als Katharina. „Für sie gab es kein Laster und kein Verbrechen, das sie nicht

ihrer Herrschsucht dienstbar machte, und weil sie mit unvergleichlicher Feinheit die Leidenschaften, die Neigungen und Vorurteile der Menschen, die sie brauchte, für ihre Zwecke in Rechnung zu bringen und zu benutzen verstand, erreichte sie was sie erreichen wollte." Die Seele der Verschwörung war die neunzehnjährige Fürstin Katharina Romanowna Daschkow, die geistreiche Schwester der korpulenten Geliebten des Kaisers, die vertraute und unzertrennliche Gefährtin Katharinas, mit der sie die Frivolität der Sitten wie den Geschmack an der französischen Litteratur und der neuen Bildung gemein hatte. Im Gegensatz zu ihrer Familie hatte sich die junge Frau mit leidenschaftlicher Hingebung in die Arme der Großfürstin geworfen. Unter Vermittelung des geldgierigen verschmitzten Piemontesen Odar, den die Kaiserin zu ihrem Privatsekretär ernannt, brachte die Fürstin mehrere einflußreiche Männer auf ihre Seite, wie den uns bereits bekannten Hetman Kirilla Rasumowski, einen genußsüchtigen Schwelger, der aber durch fürstliche Freigebigkeit sich bei den Garden Gunst und Ansehen erworben hatte, wie den Oberhofmeister des Großfürsten Paul, den Grafen Panin, der früher in Stockholm Gesandter gewesen und in der Folge sich als kluger und erfahrener Staatsmann bewährte, wie den Generalprokurator Glebow, der bisher Peters ganzes Vertrauen genossen. Auch der Erzbischof von Nowgorod schloß sich, wie erwähnt, der Verschwörung an, und streute durch die ihm untergebenen Popen die wuchernde Saat des Hasses gegen den religionsverachtenden Kaiser aus. Die thätigsten und entschlossensten Werkzeuge aber gewann Katharina selbst unter den Genossen ihrer Wollust. Von den Buhlen, welche die Kammerfrau Tscherokowskoja ihrer Gebieterin zuführte, hatte ein Artillerieoffizier von großer Schönheit, Gregor Orlow, besonders Gunst gefunden. Er und seine Brüder, von denen zwei, Alexei und Wladimir, gleichfalls in der Armee dienten, waren jeder ruchlosen That fähig. Nachkommen eines von Peter dem Großen hingerichteten Strelitzen, waren die Orlows durch die Schuwalows aus dem Dunkel niedriger Geburt emporgehoben und in angesehene Stellungen gebracht worden. Durch sie und zwei andre befreundete Offiziere, Bibikow und Passek, wurde die Verschwörung in die Armee getragen. Auch Fürst Wolkonski, Oberstleutnant der berittenen Garde, ein Neffe Bestucheffs, wirkte aus Rachsucht dem Zaren entgegen.

Militärverschwörung in Petersburg.

In dem nächsten Ziele des Komplotts, der Beseitigung Peters, waren alle einig, dagegen waren die Beweggründe und Zwecke sehr verschieden. Panin soll den frühern Plan Bestucheffs, Übertragung der Herrschaft an den jungen Großfürsten, seinen Zögling, unter der vormundschaftlichen Regierung Katharinas wieder aufgegriffen und dabei die Einführung einer Verfassung nach einem bereits ausgearbeiteten Entwurf bezweckt haben. Andre folgten nur den Eingebungen ihrer Selbstsucht, ihrer Leidenschaft, ihres Ehrgeizes. Gerade deshalb lag Gefahr im Verzug. Wie leicht konnte aus der großen Zahl der Mitwissenden einer zum Verräter werden! Man hatte anfangs die Absicht, die bevorstehende

Abreise des Kaisers zu dem Feldzug gegen die Dänen abzuwarten und dann in seinem Rücken die Revolution auszuführen. Dieser Plan erschien aber zu unsicher und bedenklich. Wenn die Armee dem Kaiser treu blieb und diesem nach Petersburg folgte, war alles verloren. Man beschloß daher zur raschen That zu schreiten, namentlich da bereits einer der Teilnehmer, der durch unvorsichtige Reden Verdacht erregt, in Haft gebracht war. Während die Daschkow in männlicher Kleidung und Gregor Orlow sich in die Kasernen begaben, um die Garden aufzuwiegeln, eilte Alexei Orlow in der Nacht vom 8./9. Juli nach Peterhof und entführte die Kaiserin in einer bereitstehenden Kutsche aus dem Pavillon Monplaisir nach der Hauptstadt. Alles ging nach Wunsch. Als Katharina am Morgen in die Kaserne des Ismailowschen Regiments eintrat, wurde sie mit der Nachricht empfangen, daß das Garderegiment gewonnen sei. Eine Ansprache an das Militär und Volk, worin sie behauptete, daß man ihr und ihrem Sohn nach dem Leben trachte, hatte die Wirkung, daß die Soldaten durch neue Zuzüge verstärkt, auf das Kruzifix der Regimentspopen der neuen Herrscherin Treue schwuren. Dann fuhr Katharina nach der Kasanschen Kathedrale, wo der Erzbischof und die hohe Geistlichkeit sie unter religiösen Gesängen als Regentin begrüßten und weihten, indes außerhalb der Kirche Gregor Orlow und die versammelte Volksmenge sie zur Kaiserin ausriefen. Von der Kirche eilte sie nach dem Kaiserpalast an der Newa, wo die Spitzen der Behörden, des Hofstaats und die Senatoren sich einstellten und der neuen Machthaberin ihre Huldigung darbrachten. Nachdem ein rasch entworfenes Manifest, das aus der Feder des niederträchtigen Staatsrats Teplow, eines natürlichen Sohnes des Bischofs von Pskow geflossen, den „Söhnen Rußlands" kund gethan, daß die Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen durch Gottes Gnaden den Thron bestiegen und das Reich von großer Gefahr gerettet habe, da dem wahren Glauben und der orthodoxen Kirche der Umsturz gedroht und der Waffenehre durch einen schmählichen Frieden mit dem ärgsten Feinde Schimpf und Schande bereitet worden, stieg Katharina zu Pferde, um an der Spitze der ihr ergebenen Regimenter, etwa 15,000 Mann, nach Peterhof zu ziehen und ihrem Gemahl Krone und Zepter zu entreißen. Der ereignisvolle Tag hatte sich schon geneigt, die Sommernacht war im Anbruch, als Katharina, damals dreiunddreißig Jahre alt und im Glanze der Schönheit strahlend, auf ihrem weißgrauen tigergefleckten Streitroß bei den Truppen erschien und in eine Gardeuniform von altem Schnitt gekleidet, die langen fliegenden Haare mit einer Schleife umwunden, dem Zug voranritt, ihr zur Seite die „Heroine" Daschkow in gleicher Tracht und die Feldmarschälle Rasumowski und Schuwalow. Bei der „Roten Schenke", anderthalb Meilen stromabwärts, wurde Halt gemacht; in einer kleinen Stube ruhte die Zarin aus von den großen Anstrengungen des kritischen Tages.

Die Katastrophe in Peterhof.

An demselben Morgen war der Kaiser mit einem zahlreichen Gefolge adliger Herren und Frauen von Oranienbaum nach Peterhof gefahren. Er wollte

am folgenden Tag das Fest Peter und Paul gemeinschaftlich mit Katharina unter großer Pracht feiern. Er geriet in Aufregung und Bestürzung, als er vernahm, daß seine Gemahlin nicht anwesend sei, und trieb sich unruhig im Park von Peterhof und im Lustschloß Oranienbaum umher, unkundig der Ereignisse, die sich mittlerweile in der Hauptstadt vollzogen. Denn alle Brücken, Wege und Zugänge waren besetzt und bewacht worden. Dennoch erhielt er durch einen getreuen Diener Kunde von den Vorgängen. Bei einiger Entschlossenheit hätte er sich wohl noch retten können. In Oranienbaum standen einige tausend Mann Holsteiner und Russen, die ihm gefolgt wären, in Kronstadt lag die Kriegsflotte; der größte Teil der Armee war dem konspiratorischen Treiben fremd geblieben; noch hatten nicht alle Großen ihren Eid vergessen. Allein Peter war durch die Vorgänge in der Hauptstadt so überrascht, daß er alle Fassung und Besonnenheit verlor und zu keinem Entschuß zu kommen vermochte. Anstatt wie der alte Feldmarschall Münnich ihm riet, sich rasch in die Festung Kronstadt zu werfen und von dort aus mit Hilfe der Seesoldaten eine Gegenrevolution zu versuchen, zögerte und schwankte er solange, bis seine Gegner Zeit gefunden, die Truppen, die sich noch nicht erklärt hatten, durch Verführung, Geschenke, Bewirtung mit Branntwein zum Abfall zu bringen, den Oberbefehl über die Flotte in sichere Hände zu legen und den Boden durch Verrat und Meineid zu unterwühlen. Die Gesandten der gegen Preußen vereinigten Mächte waren dabei besonders thätig, da sie in einer Thronveränderung das sicherste Mittel eines Umschwungs der ihnen so widerwärtigen Kriegspolitik Peters erblickten. Sie streuten Geld mit vollen Händen aus, damit die Branntweinbuden für die Soldaten geöffnet wurden. Als sich der Kaiser endlich nach Kronstadt begab, war es zu spät. Man verweigerte ihm die Landung. Münnich gab ihm den Rat, er solle als Herrscher auftreten und durch ein mannhaftes Vorgehen die Schiffsmannschaft zur Pflicht und Treue zurückführen, denn die Verschwörung sei noch nicht weit fortgeschritten; aber Peter hatte so sehr allen Mut und alle Geisteskraft verloren, daß er sich zu einem so kühnen Unternehmen nicht aufzuschwingen vermochte; auch der Vorschlag Münnichs, er solle sich nach Reval einschiffen und von da aus die noch in Deutschland stehende russische Armee zu erreichen suchen, drang bei dem entmutigten Fürsten nicht durch. Ratlos und bestürzt kehrte er nach Oranienbaum zurück und schlug den Weg der Bitte und Unterhandlung ein. Er schrieb seiner Gemahlin, daß er sein Betragen gegen sie bereue und in Zukunft die Herrschaft mit ihr teilen wolle. Die Kaiserin empfing das Schreiben, erzählt Schlosser, als sie eben im Kloster des heil. Sergius eine Andacht gehalten, ohne dabei an Jesaias' Worte zu denken, der den Juden zuruft, „und wenn ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts". Ohne eine Anwort zu geben, ging sie nach Peterhof zurück. Da sandte der Kaiser dem ersten Brief einen zweiten nach. Er wußte nicht, daß er von Verrätern umgeben sei, die ihn um Judaslohn den Feinden auszuliefern

bereit waren. Der Kammerherr Ismailow, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt und den er zum Sendboten gewählt, ließ sich in Peterhof in ein schändliches Komplott mit den Orlows ein, durch das er seinen Herrn und Meister um schnöden Gewinn an Katharina und ihre schrecklichen Gefährten verkaufte. Man versprach ihm Geld, Rang und Orden, wenn er den Kaiser zur Entsagung bringe oder als Gefangenen einliefere. Der treulose Sendbote leistete beides und empfing den Sündenlohn. Er kehrte nach Oranienbaum zurück und brachte den unglücklichen Monarchen durch Schrecken und Drohungen dahin, daß er das mitgebrachte Aktenstück, das Dokument seiner Selbstentehrung, als „Herzog von Holstein" unterschieb. Darin erklärte Peter, daß er nicht die Kraft und Fähigkeit besitze, das russische Reich weder als Selbstherrscher noch unter irgend einer andern Form zu regieren. Hierauf nahm ihm Ismailow den Degen ab und ließ ihn mit Elisabeth Woronzow und einem Kammerherrn in einer alten Staatskutsche nach dem Schloß Peterhof bringen. Er bat, daß man ihn nach Holstein zurückkehren lasse; aber dieser Wunsch wurde ihm nicht gewährt. Er mußte in denselben Räumen, die er einst als Großfürst bewohnt, alle Schmach, alle Erniedrigung und Demütigung über sich ergehen lassen, und wurde dann, aus einer langen Ohnmacht erwacht, am Abend auf das kaiserliche Landgut Ropscha gebracht und sorgfältig bewacht.

Einige Stunden vorher war Katharina nach Petersburg zurückgekehrt, wo sie einen glänzenden Triumpheinzug hielt. Die Daschkow und Fürst Woronzow ritten vor ihr her und ihr zur Seite Gregor Orlow. Vor dem Winterpalais war die Geistlichkeit in großer Anzahl versammelt. Zum Zeichen ihrer Huld und Verehrung küßte sie die Angesehensten auf die Stirn. Die Urheber und Teilnehmer der Revolution wurden mit Gnaden und Belohnungen überschüttet. Panin wurde zum ersten Minister ernannt; die Orlows erhielten den Grafenrang und hohe Ämter, die Gardeoffiziere Landgüter mit einigen Tausend leibeignen Bauern. Dem Gregor Orlow wurde eine eigne Wohnung in den kaiserlichen Palästen angewiesen; er war der erklärte Günstling und Buhle der Gebieterin. Doch sollte das Drama noch einen schrecklichen Schlußakt erhalten. So lange Peter lebte, war er für die Urheber der Staatsumwälzung ein zu gefährlich Haupt. Konnten nicht Ereignisse im Krieg oder ein Umschwung der Meinungen seine Befreiung bewirken, war nicht zu erwarten, daß Friedrich II. sich seiner annehmen würde? So drängten viele Umstände zu einer gewaltsamen Entscheidung. Sieben Tage hatte Peter zu Ropscha in einer elenden Kammer als Gefangener zugebracht, auf die härteste und unwürdigste Weise behandelt, während Katharina sich in ihrer Macht befestigte. Da erschienen die Orlows, begleitet von Feodor Bariatinski, Teplow, Engelhard und andern Eingeweihten auf dem Landgut. Sie nahten sich dem unglücklichen Fürsten mit freundlichen Worten, machten ihm Hoffnung auf baldige Freilassung und baten um die Erlaubnis seine Mahlzeit teilen zu dürfen. Als Peter zu trinken verlangte, wurde

Ausgang der Palastrevolution.

ihm vergifteter Burgunderwein gereicht, den Alexei Orlow mitgebracht hatte. Der Kaiser fühlte sogleich die Wirkung, aber die Kraft des Giftes wurde durch heiße Milch und darauf folgendes Erbrechen geschwächt. Erschöpft doch noch lebend wurde er zu Bett gebracht. Da drangen die Mörder hinzu und ihrer vereinten Anstrengung gelang es den unglücklichen Mann, der sich verzweif-
17. Juli 1762. lungsvoll wehrte und um Hilfe schrie, zu erdrosseln. So starb Peter III. in einem Alter von vierunddreißig Jahren und einigen Monaten. Die Frevler suchten anfangs der Ermordung den Schein eines natürlichen Todes zu geben; aber die Wahrheit drang bald genug in die Öffentlichkeit. Die Thäter selbst rühmten sich in der Folge ihres schrecklichen Werkes. Brachte ihnen dasselbe doch alle Erdengüter, wonach das Herz der Menschen gelüstet. In der Folge soll Alexei Orlow, als sich die Gunst der Kaiserin von der Familie abgewendet, in einer Gesellschaft in Wien geäußert haben, er habe nur ausgeführt was man ihm aufgetragen; allein zur Ehre der Menschheit mag man glauben, daß Katharina die Ermordung ihres Gemahls weder befohlen noch den Hergang gekannt hat. Aber auf seinem Tod beruhte die Sicherheit ihres eignen Lebens und ihrer usurpierten Herrschaft. Die Mörder hatten daher weder ihren Zorn noch ihre strafende Hand zu fürchten. Katharina erfuhr den Tod des Kaisers durch Alexei Orlow in einem Augenblick, da sie gerade eine Abendgesellschaft bei sich hatte. Nach kurzer Überlegung wurde beschlossen, das Ereignis bis zum folgenden Tag geheim zu halten. Unbefangen bewegte sie sich in den Prunkgemächern und entfaltete alle Anmut und Liebenswürdigkeit. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht, in der Nacht sei der Kaiser an einem Übel gestorben, das ihn schon öfter befallen. Da sah man die Herrscherin am Hofe in Thränen zerfließend und aufgelöst in Schmerz. Unter Panins Führung erschien zwei Tage später der Senat in der Audienz, um sie zu bitten, sie möchte aus Liebe zum russischen Vaterland ihre Gesundheit schonen und ihren Schmerz mildern.

Rußland bietet dermalen ein wunderbares Schauspiel dar, meldete der französische Gesandte Breteuil seinem Hof, der Enkel Peters des Großen sei vom Thron gestoßen und ermordet, der Enkel des Zaren Iwan Alexejewitsch schmachte lebendig begraben im Kerker — und eine Fremde trage die Krone und herrsche unumschränkt über Rußland.

3. Katharina II. als Selbstherrscherin.

Situation und Ziele. Durch einen revolutionären Gewaltstreich, wobei altrussische Leidenschaft, Nationalhaß und Korruption, persönlicher Ehrgeiz und Herrschsucht zum frevelhaften Bund sich vereinigt hatten, war Katharina auf den Zarenthron erhoben worden. Nicht als Regentin und Vormünderin ihres neunjährigen Sohnes Paul Petrowitsch, sondern als Selbstherrscherin im eignen Namen erfaßte sie die Zügel
Sept. 1762. der Regierung mit starker und geschickter Hand. Eine feierliche Krönung in Moskau, der altrussischen Metropole, verlieh ihr die Weihe und umgab sie mit

der Glorie geheiligter Majestät. Sich in dieser erhabenen Machtstellung zu behaupten, dieselbe zur Befriedigung ihres hochstrebenden Ehrgeizes und zugleich zur Vergrößerung und Verherrlichung der russischen Nation zu gebrauchen, bei Mit- und Nachwelt als große Herrscherin bewundert und gefeiert zu werden, war das Ziel ihres Lebens. Sie selbst hat in großartiger Kürze den Gedanken ihrer Herrscherseele angedeutet in dem prachtvollen Reiter- und Felsendenkmal, das sie Peter dem Großen, dem Gründer des Reichs, errichtete (Catharina II. Petro I.); sie wollte als seine echte Nachfolgerin gelten, sein Werk weiter führen. Aber welche Schwierigkeiten und Hindernisse stellten sich ihr im Anfang entgegen! Als Fremde mit Vorurteil und Argwohn betrachtet, von übermütigen und trotzigen Magnaten umgeben, die sie als Urheberin und Mitschuldige des Verbrechens kannten und im Gefühl ihrer wichtigen Dienste anmaßend und anspruchsvoll auftraten, ob ihrer Sinnenlust und genialen Ausschweifung von bösen Nachreden und Lästerungen getroffen, bedurfte sie der ganzen Klugheit und Energie einer zum Herrschen gebornen Natur, der ganzen menschenverachtenden Rücksichtslosigkeit eines auf der erhabenen Höhe sich sicher fühlenden Machthabers, der ganzen Einsicht in die Labyrinthe der Leidenschaften, von denen die große Welt geleitet und bewegt wird, um festen Schrittes und mit richtiger Wahl der Mittel und Personen die gewaltige sturmvolle Lebensbahn eines unbeschränkten Souveräns zu vollenden und mit dem Schein einer Repräsentantin des altnationalen Russentums zugleich die Reformthätigkeit des Zeitalters und die zivilisatorischen Bestrebungen Peters des Großen zu vereinigen. Katharina hat diese einander widersprechenden Aufgaben gelöst: indem sie das slawisch-byzantinische Wesen und die nationale Naturanlage des russischen Volks achtete, hat sie zugleich der westeuropäischen Kultur, den Staats- und Rechtsformen und den Aufklärungsideen ihres Zeitalters Eingang zu verschaffen gesucht. Sie kannte die Triebe, Laster und Leidenschaften, welche die Menschenbrust durchwühlen, und verstand es mit genialem Blick und Takt die rechten Mittel und Hebel anzuwenden. Sie wußte, um welchen Preis jeder Dienst zu erlangen war. Vom ersten Tage ihrer Thronbesteigung entfaltete sie alle jene Eigenschaften, die sie während der glänzenden Jahre ihrer Herrschaft auszeichneten: Mut und Schlauheit, energische Thatkraft und kluge Berechnung, Selbständigkeit des Willens und gefügige Unterordnung, je nachdem Zeit und Umstände es erheischten.

Zuerst mußte Katharina als eifrige Russin sich zeigen, ohne jedoch einem Parteiregiment zu verfallen. Zwei Tage nach der Ermordung Peters enthüllte ein Manifest alle die schlimmen Pläne und Absichten, welche der verstorbene Kaiser gegen das Reich und die russische Kirche, gegen die Kaiserin und den Thronfolger im Schilde geführt; um dieses Unheil abzuwenden, habe Katharina den Thron ihres Vaterlandes bestiegen, „wobei die Erwählten Gottes allein ihre Gehilfen gewesen". Darauf wurden die holsteinischen Soldaten eingeschifft, um in die Heimat zurückgebracht zu werden; die Überführung wurde aber in so gehässiger und rücksichtsloser Weise ins Werk gesetzt, daß die meisten dabei umkamen. Der Geistlichkeit, welche zu dem Gelingen des Komplotts so

Staatskluges Regiment.

wesentlich beigetragen, mußte man Erkenntlichkeit zeigen; man hob also die Anordnung Peters in betreff der Kirchengüter auf. Doch nur für sehr kurze Zeit. Nachdem der Erzbischof Setschenow und andre einflußreiche Kirchenhäupter durch Geld und persönliche Vorteile gewonnen worden, benutzte die Kaiserin eine Bauernbittschrift, die man zu dem Behuf in Szene gesetzt, um dieselbe Verfügung zu erneuern und die Besitzungen der Kirche wieder der Verwaltung eines „Ökonomie-Kollegium" zu überweisen. Denn Katharina erkannte recht wohl, welche Mehrung an Macht und Ansehen der Krone erwachse, wenn das Kirchenvermögen unter die Leitung und Kontrolle der Staatsregierung gestellt und nach Ausscheidung des für den Kultus und für den Unterhalt der Geistlichkeit, der Klöster und Gotteshäuser erforderlichen Aufwandes der Überschuß zu Zwecken des Staats und der Gesellschaft verwendet würde. Bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit wußte sie es so einzurichten, daß alle Maßregeln von eingebornen Russen auszugehen schienen, daß man glauben konnte, im Staats- und Hofleben, in der Politik wie in der Kriegführung seien nur russische Ratschläge maßgebend, herrsche nur russische Einsicht und russischer Wille. An der Spitze des Kabinetts wie im Oberkommando der Armeen sah man nur vornehme Eingeborne, und die Kaiserin mußte nicht selten schlimme Eindrücke und Erfahrungen übersehen, um nicht die Zahl ihrer Gegner zu mehren und neue Komplotte hervorzurufen; denn die öffentliche Volksmeinung war ihr nicht gewogen, sondern blieb fortwährend dem Thronfolger Paul, dem Urenkel Peters des Großen, ja selbst dem toten Kaiser zugewendet. Katharina konnte oder wollte nicht verhindern, daß Gregor Orlow in den Hofkreisen einen so übermütigen und anmaßenden Ton annahm, als ob er Mitregent wäre; bei der Fürstin Daschkow, die sich nicht nach Verdienst belohnt und bevorzugt glaubte, übersah sie manche Intrigen und Umtriebe; bei Komplotten unzufriedener Offiziere begnügte sie sich mit der Bestrafung untergeordneter Werkzeuge und vermied es, allzu tief auf den Grund zu gehen. Sie wußte, daß Neid und Rivalität der einen gegen die andern keine gefährlichen Koalitionen unter den Großen aufkommen lassen würden, und hatte stets das Mittel zur Hand, durch persönliche Bevorzugung und Auszeichnung die Ehrgeizigen, durch Geld und einträgliche Ämter die Habgierigen und Genußsüchtigen zu verlocken und dienstwillig zu machen. Als Panin den Vorschlag wagte, sie möchte sich mit einem Reichsrat nach schwedischem Vorbild umgeben, trat sie demselben nicht direkt entgegen, sowenig auch ein solches Institut mit ihrem Streben nach souveräner Selbstherrschaft übereinstimmte, sondern sie ließ sich von General Villebois ein Gutachten ausstellen, worin dieses oligarchische Projekt als staatsgefährlich dargestellt war. Panin aber tröstete sich leicht über die Abweisung durch die hohe Auszeichnung, die ihm als Leiter des auswärtigen Amtes zu teil ward. Als die Partei Orlow, zu welcher auch der wieder an den Hof zurückgekehrte Bestucheff gehörte, mit Hilfe der hohen Geistlichkeit die Kaiserin zu einer Vermählung mit dem Günstling zu bewegen suchte, holte Katharina, die nicht gesonnen war, einen Mann von so herrischem unbändigen Charakter mit unlösbaren Banden an sich und den Thron zu knüpfen, den Rat vertrauter Staatsmänner ein und vernahm es gern, daß Panin, Woronzow und der alte Rasumowski dem ehrgeizigen Plan einer Familie von niederer Herkunft widersprachen. So konnte sie, ohne gegen die Orlows undankbar zu erscheinen, ein Vorhaben vereiteln, das den Neid der andern Adelsgeschlechter gereizt hätte und eine Quelle von Kabalen und agitatorischen Umtrieben geworden wäre. Ähnlich verfuhr sie in der äußern Politik, die uns aus frühern Blättern bekannt ist. Durch die Auflösung des preußischen Bündnisses trug sie dem russischen Nationalgefühl und ihrem Haß gegen Peter III. Rechnung: dann aber förderte sie den Abschluß des allgemeinen Friedens und trat bald mit Friedrich II. in ein Freundschaftsverhältnis.

Großfürst Iwan Antonowitsch.

Dennoch fehlte viel, daß Katharinas Thronbesteigung allgemeine Billigung gefunden, daß das russische Volk die schreckliche Katastrophe und die unrechtmäßige Besitzergreifung des Thrones durch eine fremde Fürstin ruhig hingenommen hätte. Peters III. blutiger Schatten verfolgte sie ihr ganzes Leben lang und erzeugte von Zeit zu Zeit neue erschütternde Auftritte. Ein Jahr nach dem Friedensschluß, als die Kaiserin auf einer Reise nach Riga begriffen war, machte ein Leutnant des Smolenskischen Infanterieregiments, Wassily Mirowitsch, der Abkömmling einer heruntergekommenen Kosakenfamilie, den Versuch, jenen unglücklichen Iwan Antonowitsch, der statt des Thrones, zu dem er in seiner Kindheit bestimmt gewesen, einen Kerker gefunden hatte, aus seiner düstern Zelle in Schlüsselburg zu befreien und zum Zaren ausrufen zu lassen. Es gelang ihm mit einer Schar Soldaten, die er für sein Unternehmen gewonnen, in einer hellen Julinacht in die Festung einzubrechen, den Kommandanten zu verhaften und mittels der demselben abgenommenen Schlüssel bis zu den Kasematten vorzudringen, wo der längst in Blödsinn verfallene Unglückliche sein Leben in fast tierischer Weise verbrachte. Schon waren die Bewaffneten dem Gemach nahe, als die Wächter, welche den strengen Befehl hatten bei dem ersten Befreiungsversuch den Gefangnen zu töten, den Fürstensohn im Schlaf überfielen und ihn wie er aufwachte und sich wehrte mit Wunden bedeckten, bis er tot zu Boden stürzte. Als die Befreier eindrangen fanden sie einen Leichnam. Sie trugen den Entseelten auf ein Kasernenbett vor der Hauptwache. Dort küßte ihm Mirowitsch die Hände, indem er der anrückenden Mannschaft zurief: „Das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch", und ließ sich dann ohne Widerstreben verhaften. Vor Gericht behauptete er standhaft, keine Mitschuldigen zu haben: einer der Richter stellte den Antrag, man solle Geständnisse durch die Folter erzwingen, aber der kaiserliche Generalprokurator und Hüter der Gesetze, Fürst Wasemsky, gab es nicht zu, wie man glaubte aus Furcht, es möchten hochgestellte Namen als Mitwisser oder Anstifter genannt werden. Mirowitsch, der bis zum letzten Atemzug zuversichtlich auf Begnadigung hoffte, starb auf dem Schafott; die von ihm verführten Soldaten wurden streng bestraft; aber im Volk blieb die Vorstellung herrschend und wurde von der grollenden Geistlichkeit genährt und lebendig erhalten, daß Katharina selbst das Gaukelspiel veranstaltet habe, das mit Iwans Tod enden sollte und mußte. Mit Mirowitschs Leiche sei zugleich das Geheimnis ins Grab gesenkt worden. Iwan hätte als „Phantom eines legitimen Selbstherrschers" zu einer gefährlichen Waffe für Verschwörungen mißbraucht werden können, darum habe er als Opfer eines heimtückischen Verbrechens einer grausamen Staatsräson fallen müssen. Noch nach zwei Jahren wurde von der altrussischen Popenpartei an das Beispiel von Kain und Abel erinnert und an die Worte Jehovahs „die Stimme des Blutes deines Bruders schreit von der Erde zu mir".

15./16. Juli 1764.

Katharinas Reformthätigkeit.

Von der Zeit an lenkte Katharina mit mehr Mut und Selbstvertrauen in

die Herrscherbahn Peters des Großen ein. Durch innere Reformen wollte sie die russische Nation auf eine höhere Stufe der Kultur erheben, durch bessere Organisation der Staatsgewalten und Zentralisierung der Herrschermacht einen aufgeklärten Absolutismus schaffen und durch Eroberungskriege die Grenzen des Reichs erweitern. Wir wissen, wie sehr die nordische Kaiserin den philosophischen Zeitideen und ihren Verkündigern huldigte: sie hatte als Großfürstin viel gelesen; sie stand mit den berühmtesten Schriftstellern Frankreichs in brieflichem Verkehr; Voltaire brachte ihr seine Huldigungen dar und lenkte durch seine Geschichte Peters des Großen die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt auf das ferne unbekannte Land; sie ließ sich durch Grimm Bericht abstatten über alles, was in den geistreichen Pariser Kreisen vorging; sie förderte auf alle Weise die Herausgabe der großen „Encyklopädie“ und bewog Diderot auf einige Zeit seinen Aufenthalt in Petersburg zu nehmen; sie war nach ihrem eignen Geständnis „Republikanerin in der Seele“. Was war bei solcher Gesinnung natürlicher als daß sie im Geist Friedrichs d. Gr. und andrer aufgeklärter Staatsmänner und Regenten durch Reformen ihre zivilisatorische Mission zu bethätigen suchte? Sie war verständig genug, zunächst an der Hand praktischer Einrichtungen und Verbesserungen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zweckmäßiger und den Anforderungen der Zeit entsprechender zu gestalten. Sie suchte bei der Geistlichkeit, die seit der Einführung des „Ökonomie-Kollegium“ der unberechtigten Selbstherrscherin bösen Willen trug und im Volk stets die Sympathien für den Kaiser Peter, für den Großfürsten Paul, für den unglücklichen Iwan durch gehässige Ausstreuungen und Prophezeiungen lebendig erhielt, die feindselige Gesinnung und die Neigung zur Opposition zu unterdrücken, indem sie den höhern Prälatenstand durch Bestrafung oder Auszeichnung gefügig und willfährig zu machen, den niedern Klerus aus der dumpfen Atmosphäre der Unwissenheit und des Aberglaubens emporzuheben bedacht war. Der widerspenstige Arseny Matzejewitsch, Erzbischof von Rostow, der gegen die Einziehung der Kirchengüter einen schneidenden Protest eingelegt und einen neuen Heiligendienst eingeführt hatte, mußte, durch den Synod verurteilt, als Staatsverbrecher in die Verbannung wandern; manche jüngere Kleriker wurden zum Studium nach englischen und deutschen Hochschulen gesandt; Bilderdienst und Zeremonienwesen sollten beschränkt werden. Die Kaiserin trug Sorge, daß durch öffentliche Erziehungsanstalten unter den höhern Ständen eine freiere Anschauung geweckt, eine edlere Bildung geschaffen würde, daß ein aufgeklärteres Geschlecht die Begriffe und Ansichten der Zukunft beherrsche. Hat sie doch selbst in einer Denkschrift die Notwendigkeit dargethan, durch verbesserte Erziehung eine neue Generation zu erzielen, geeignet und willig, edlere Grundsätze und sittlicheres Leben zu wecken, und durch Gründung einer großen Schulanstalt im kressenskischen Nonnenkloster an der Newa für Töchter adligen und bürgerlichen Standes ein schönes Beispiel aufgestellt. Sie förderte die Einführung der Pockenimpfung, ließ durch ein-

heimische und fremde Gelehrte die unbekannten Länder im Osten erforschen und beschreiben, rief in den Städten Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben. Für Volksunterricht freilich konnte wenig geschehen, solange der Bauernstand in der drückendsten Leibeigenschaft schmachtete und der grundherrliche Adel mit leidenschaftlicher Heftigkeit jeder Maßregel widerstrebte, die eine Lockerung der Sklavenketten, eine Milderung der Knechtschaft der gutshörigen Leute, eine Aufteilung der gemeinschaftlich benutzten Dorffluren zu Sondereigentum herbeiführen oder erleichtern konnte. Doch suchte die Kaiserin auch in die düstere Lage der Landbevölkerung einige Keime eines menschenwürdigen Daseins zu verpflanzen, teils indem sie deutsche Einwanderer zu Ansiedelungen in den unbebauten Gegenden an der Wolga und Ssamara ermunterte, damit sie den Eingebornen als Beispiel und Vorbild dienen möchten, teils indem sie selbst auf einigen Krongütern die Fesseln der Leibeigenschaft löste und einen oder den andern der ihr ergebenen Großen zur Nachahmung bewog. Im allgemeinen aber blieb das Los der Bauern so hart und trostlos wie zuvor; die philosophischen und philantropischen Ideen, für welche die Kaiserin und ihre Umgebung so große Empfänglichkeit zeigten, brachten den Hütten der Armen und Unfreien keine Hilfe und Besserung. Katharina verbot, in amtlichen Schriftstücken das Wort „Sklave" zu gebrauchen, und regte zur Beantwortung der Preisfrage an, wie die Befreiung der Bauern am zweckmäßigsten bewirkt werden könnte; Gregor Orlow und andre „Patrioten" gründeten mit ihrer Unterstützung „die St. Petersburger freie ökonomische Gesellschaft", aber weder die Zarin noch die Fürstin Daschkow oder andre Favoriten und Höflinge trugen Neigung, von ihrer philosophischen und weltmännischen Höhe in die Tiefen der gemeinen Wirklichkeit und des menschlichen Elends herabzusteigen. Die erwähnte Gesellschaft blieb unfruchtbar und von den Ansiedelungen ging die Mehrzahl zu Grunde. Ja der ausgedehnte Gebrauch, den die Kaiserin in ihren Finanzverlegenheiten von dem der Krone zustehenden Monopol des Branntweinverkaufs machte, trug wesentlich bei die Trunksucht des Volks, die Hauptquelle der sittlichen Verkommenheit, zu steigern. Den Kosaken in der Ukraine verbot sie später das Umherschweifen, d. h. die Freizügigkeit, und verschaffte dadurch den adligen Gutsherren die Möglichkeit, auch dort die Leibeigenschaft zu begründen. Dagegen erfuhr die Verwaltung, die Rechtspflege, Industrie und Städtewesen zweckmäßige Reformen.

Umgestaltung des Senats u. der höhern Regierungsbehörden.

Der wahre Krebsschaden des russischen Staats war das unter der herrschenden Klasse weitverbreitete Laster der Korruption: alles war feil, Ämter und Gerichtsstellen wurden zu Bestechungen und Gelderpressungen mißbraucht; das Recht war käuflich. Die Kaiserin hatte dieses Übel erkannt und glaubte demselben durch Umgestaltung des Regierungs- und Staatswesens im Sinne einer größern Zentralisation am sichersten zu begegnen. Ohnedies stand eine größere Gliederung der Organe des öffentlichen Lebens mit ihren Ideen von der Macht und Souveränität eines Selbstherrschers mehr in Einklang als ein Kollegium wie der Senat, der einen wichtigen Teil der Staatsgewalt an sich gebracht hatte und in dem manche oppositionelle Regungen zum Vorschein kamen,

manche Bestrebungen sich zeigten, das absolut-monarchische Regiment durch eine oligarchische Körperschaft zu zügeln und zu beschränken. Katharina beschloß daher diese oberste Regierungsbehörde in der Art umzugestalten, daß der Geschäftsgang mehr in Fluß und die monarchische Oberleitung mehr zur Geltung käme. Sie zerlegte nämlich den Senat, der bisher als ein einheitliches Ganze beraten und gehandelt hatte, in sechs Abteilungen mit getrennten Geschäftskreisen, vier in Petersburg und zwei in Moskau, und stellte zwei Kollegien über und neben sie, den „geheimen Staatsrat“, in dem sie selbst den Vorsitz führte, für alle Reichsangelegenheiten und das „Kabinett“ für die Privatsachen der Kaiserin, die Einkünfte der Schatulle, die Bittschriften u. a. Diese beiden hohen Behörden standen in inniger Verbindung und Wechselbeziehung sowohl zu dem Ministerium in seinen einzelnen Departements oder Kollegien als zu den Gouverneuren in den Provinzen. Vergebens machte der Senat durch den Feldmarschall Peter Panin, Bruder des Ministers, Vorstellungen gegen eine Reform, die ihn aller politischen Bedeutung entkleidete; Katharina ließ ihm nur die Befugnis, den durch die „Autoritätsukase“ kund gegebenen Willen der Souveränin zu sanktionieren und zu veröffentlichen ohne jegliche Beratung und Diskussion. Seitdem war der Senat nur noch der höchste Gerichtshof des Reichs, die Kaiserin aber die mächtige Selbstherrscherin, der die russische Aristokratie zu Füßen lag, das Ausland huldigte.

Der gesetzgebende Reichstag in Moskau. 1767.

Diese Erfolge reizten Katharinas Reformeifer und Ehrgeiz; sie wollte in den Augen ihrer Bewunderer auch als Gesetzgeberin glänzen, in Rußland einen Rechtszustand im Geist der Zeitphilosophie begründen. Es fällt den nachgebornen Geschlechtern schwer zu glauben, daß es der so verständigen und klugen Zarin wirklich Ernst mit dem Gedanken gewesen sei, einer Nation, die noch auf einer so niedern Stufe der Kultur stand, wo ein roher herrschsüchtiger Adel voll Frivolität und Eigennutz und eine in tierischer Stumpfheit und unwürdiger Knechtschaft dahin lebende Bauernbevölkerung weitaus die Mehrheit bildeten, wo die Bürgerschaften der Städte von so geringer Macht und Bedeutung waren, und Volksstämme von verschiedener Abstammung, Sprache, Religion und Sitte nebeneinander hergingen, ein allgemeines Rechtsgebäude nach den Grundsätzen eines Montesquieu und Beccaria zu schaffen. Man fragt sich, ob nicht die Versammlung, die zum Zweck der Abfassung eines solchen gemeingültigen russischen Gesetzbuches im Jahr 1767 aus allen Provinzen nach Moskau entboten ward, nur ein „theatralischer Pomp“, nur eine blendende Schaustellung der Eitelkeit gewesen ist, ob mehr Selbsttäuschung oder mehr Gefallen an Schein und Gepränge dabei obwaltete. In der That glich es mehr einer Komödie als einer ernsthaften überlegten Handlung, als Katharina eine Versammlung, bei welcher alle Stände und Stämme ihres weiten Reichs vertreten waren, aber nicht ein einziger methodisch und wissenschaftlich gebildeter Rechtsgelehrter sich befunden zu haben scheint, mit einer legislatorischen Arbeit betraute, wozu sie selbst die Instruktionen nach den philosophischen Anschauungen der Aufklärungszeit entworfen hatte. Selbst eine so intelligente Frau wie Katharina konnte nicht der Versuchung widerstehen, die Welt nach abstrakten Doktrinen zu konstruieren! Freilich sah sie bald genug ein, daß die Realitäten mächtiger seien, als Systeme. Die Grundbedingung der Durchführung des Gesetzbuches wäre die Aufhebung der Leibeigenschaft gewesen; aber die leiseste Andeutung einer solchen Maßregel wurde von dem grundherrlichen Adel mit schneidender Schärfe zurückgewiesen. Und auch aus andern Kreisen erhob sich Widerspruch: ein tatarischer Abgeordneter fragte, ob es nach Vollendung des Gesetzbuches auch noch kaiserliche Ukase geben werde, und auf die bejahende Antwort erschien ihm ein Gesetzbuch überflüssig. Die Vertreter der baltischen Provinzen baten, man möge ihnen ihr altes „Ritter- und Landrecht“ nebst den übrigen herkömmlichen Rechtsinstituten lassen. Die Deputierten der Samojeden sagten, sie seien genügsam und gerecht und weideten

friedlich ihre Renntierherden, brauchten also kein neues Rechtsbuch, wohl aber Gesetze für die russischen Nachbarn und die Gouverneure, damit sie ihre Räubereien einstellten. Das Vorhaben erwies sich denn auch bald genug als unausführbar. Doch erreichte Katharina, was ihre stolze Seele begehrte: die Abgeordneten legten ihr Ehrentitel bei, unter denen sie den einer „Mutter des Vaterlandes" annahm; in ganz Europa begrüßte man die gesetzgebende Ständeversammlung in Moskau mit Erstaunen und Bewunderung und verherrlichte die erleuchtete Regentin, die auf der Höhe der Zeit stehe. Selbst Friedrich II. erkannte ihr den „wohlverdienten Ruhm einer Gesetzgeberin" zu. Aber nach einem Jahr wurde die Versammlung entlassen, ohne daß irgend ein praktisches Resultat erzielt worden wäre. Die zur Fortsetzung der Arbeiten ernannte „Kommission" sollte nur den Schein retten.

4. Türkenkrieg und erste Teilung Polens.

a. König Stanislaus Poniatowski und die Parteikämpfe in Polen.

Die russisch-preußische Allianz und die Lage der Dinge in Polen.

Von dem leeren Schaugepränge einer russischen legislativen Versammlung wandte sich Katharina einer praktischeren Politik zu. Sie hatte sich überzeugt, daß Rußland einen Fehler beging, als es im Siebenjährigen Krieg die Rolle einer Hilfsmacht zweiten Ranges übernahm und mit russischem Blut den Zwecken Österreichs und Frankreichs diente. In diesen Fehler sollte unter ihrer Herrschaft das Moskowiterreich nicht wieder verfallen; sie wollte mit gebieterischer Hand als Schiedsrichterin in die europäische Politik eingreifen und insbesondere über die Nachbarstaaten einen vorherrschenden Einfluß üben. Sie sah ein, daß sie diese Stellung am sichersten durch einen Bund mit Preußen erringen könne, und Friedrich II. zögerte nicht, sich durch die russische Freundschaft den Rücken zu decken für den Fall, daß seine alten Rivalen und Gegner sein erschöpftes Reich aufs neue bedrohen oder feindlich anfallen würden. Insbesondere waren die Zustände in Polen derart, daß ein gemeinsames Handeln in beider Interesse lag. Dem König von Preußen konnte es nicht erwünscht sein, daß das sächsische Kurhaus die polnische Krone noch ferner trage, und daß auch die Zarin den Wettinern nicht hold war, bewies sie dadurch, daß sie noch bei Lebzeiten Augusts III. durch polnische Truppen den Herzog Ernst Johann Biron nach Kurland zurückführte und den sächsischen Prinzen Karl zum Abzug nötigte (S. 493). Wir kennen die Parteistellung der polnischen Magnaten bei dem Hingang des Kurfürst-Königs: die „Familie" Czartoryski-Poniatowski stand schon lange mit dem Petersburger Hof in Verbindung und bezog von dort die Jahrgelder, die ihr zur Durchführung ihrer Parteizwecke und zur Bestreitung ihres Aufwands nötig waren; auch russische Truppen waren bereit auf ihren Ruf in Polen einzurücken. Als in Litauen der Landtag die Wahlen für das Obertribunal vornehmen sollte, besetzte General Keyserlingk mit etlichen Tausend Russen die Umgegend von Wilna, um den Czartoryski zum Sieg zu verhelfen. Im Gegensatz zu der altpolnischen Adelspartei der Potocki, Branicki, Radziwill, welche den sächsischen Prätendenten, den Kur-

fürsten Friedrich Christian auf den polnischen Thron erheben wollten, suchten die Czartoryski die Krone einem „Piasten", einem eingebornen fürstlichen Geschlechtshaupt zuzuwenden und zugleich die Verfassung der Republik in der Weise zu ändern, daß das Königtum mächtig und wehrhaft genug wäre, um die Selbständigkeit des Reichs zu wahren. Katharina und Friedrich begünstigten die Wahl eines Piasten, wollten aber nichts von einer Reform der Konstitution in dem an-
11. April 1764. gegebenen Sinne wissen. Vielmehr wurde in dem erwähnten Bundesvertrag, worin sich beide Mächte ihr Gesamtgebiet gegenseitig verbürgten und einander für den Fall eines feindlichen Angriffs Hilfe versprachen, in Beziehung auf Polen ein Artikel folgenden Inhalts aufgeführt: man wolle mit gemeinschaftlichen Kräften dahin wirken, daß die polnische Krone nicht einem fremden Fürsten zu teil werde, daß die dermalige Verfassung der Republik erhalten und gewahrt bleibe und daß die Dissidenten in ihre frühern bürgerlichen und kirchlichen Rechte wieder eingesetzt oder wenigstens gegen die bisherigen „Ungerechtigkeiten und Bedrückungen" geschützt würden. Daß der polnische Adelsstaat unter den bestehenden anarchischen Mißständen nicht die Kraft der Selbsterhaltung besitze, daß er rettungslos unterliegen müsse, sobald ein Stärkerer über ihn käme, war schon längst allen Einsichtigen klar geworden, aber daß man ihm die Möglichkeit einer Verjüngung und Wiedergeburt durch Selbsthilfe und Ermannung abschnitt, daß man sich die Miene eines Beschützers und Erhalters der Freiheit gab, während man doch nur Zwecke der eignen Machtvergrößerung verfolgte, hat der polnischen Nation die Sympathien der Völker damals und in der Folge erworben. Wir haben aus frühern Blättern die Überzeugung gewonnen, daß der Fall Polens unvermeidlich und selbstverschuldet war; denn, wie Herrmann richtig bemerkt, keine Nation hat Freiheit und Vaterlandsliebe mehr im Munde geführt als die polnische, und keine hat durch tausendfältigen Verrat gegen diese ersten Gebote staatsbürgerlicher Tugend aus Partei- und Privatinteressen sich schwerer versündigt.

Die Königswahl. Der Wahlkampf gestaltete sich für die Piastenpartei dadurch sehr günstig, daß der neue Kurfürst schon nach zwei Monaten seinem Vater in die Gruft nachfolgte und daß der sächsische Thronerbe, Friedrich August, ein dreizehnjähriger Knabe war. Und auch über die Persönlichkeit, der die polnische Krone zu teil werden würde, blieb man nicht lange im Unsichern; denn die Kaiserin, der Friedrich II. die Entscheidung anheimgegeben, hatte bereits ihrem ehemaligen Geliebten Stanislaus Poniatowski brieflich ihre Unterstützung zugesagt und dem Fürsten Repnin, einem Verwandten Panins, den sie dem Grafen Keyserlingk als vertrauten Bevollmächtigten zur Seite gestellt, die Weisung erteilt, in diesem Sinne zu wirken. Die Czartoryski, die am liebsten einem der Ihrigen, dem Fürsten Adam Kasimir die hohe Ehre zugewendet hätten, sahen ein, daß sie ohne den Beistand Rußlands nicht durchzudringen vermöchten; sie kamen daher überein, sich von der Kaiserin selbst den Mann ihrer Wahl bezeichnen zu lassen.

So wurde Katharinas Plan durch ihre polnischen Parteigänger selbst gefördert. Sie empfahl ihnen Poniatowski, und die Czartoryski gaben sich zufrieden. Vielleicht hofften sie im stillen den unvermählten kinderlosen Neffen dereinst zu beerben. Als die Häupter der sächsischen oder altpolnischen Partei, der Kronfeldherr Branicki und Fürst Karl Radziwill mit der geringen heimischen Kriegsmacht auf die Wahl der Landboten zum „Konvokations-Reichstag" einen Druck üben wollten, riefen die Czartoryski russische Truppen ins Land, welche mit Hilfe ihrer zu einer Konföderation vereinigten polnischen Faktionsgenossen nach einem kurzen Kampf die Gegner überwanden und zur Flucht zwangen. So wurde unter der Macht der fremden Bajonette und der anderthalb Millionen Rubel, die man geschickt zu verteilen wußte, Stanislaus Poniatowski auf dem Feld von Wola einstimmig zum König gewählt und am 25. Nov. in Warschau gekrönt. 7. Sept. 1764.

Katharinas polit. Machtstellung.

In Wien sah man mit einiger Beklemmung auf die Vorgänge in Warschau, begnügte sich aber damit, in Petersburg den Wunsch aussprechen zu lassen, das russische Kabinett möge zur Beruhigung der andern Mächte seine Heere aus Polen zurückziehen. Zugleich überlegte Kaunitz mit seiner Gebieterin und mit Joseph, wie sich Österreich zu verhalten hätte, wenn es zu einer Teilung der polnischen Länder kommen sollte. Katharina versicherte, daß sie die Republik bei ihren Gesetzen, Freiheiten und in ihrem Besitzstand schützen und aufrecht erhalten werde. An der Aufrichtigkeit dieses Vorsatzes war nicht zu zweifeln. Die von den Czartoryski beabsichtigte Reform der Verfassung, insbesondere die Abschaffung des Liberum Veto, wurde durch die Einsprache Rußlands und Preußens vereitelt, und wenn auch das von der Kaiserin in Vorschlag gebrachte Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Zarenreich und der Republik nicht zum Abschluß kam, so benahm sich doch schon jetzt der rohe und brutale Fürst Nikolai Wassiljewitsch Repnin, Gemahl von Nikita Panins Nichte, der seit Keyserlingks Tod († 30. September 1764) das Amt eines Botschafters in Warschau bekleidete, wie ein Diktator und übte im Namen seiner Gebieterin eine Art Protektorat in Polen, das er zur Befriedigung seiner Habsucht und seiner Ausschweifungen zu verwerten verstand. Poniatowski, wie uns bekannt, ein Mann von liebenswürdigem Charakter im Privatleben und ein feiner Kenner und Beschützer der Litteratur und Künste, aber als König schwach, haltungslos, ohne Willenskraft und Ehrgefühl, mußte schon auf dem Krönungsreichstag einwilligen, daß Rußland zur Abrundung seiner Grenze eine Strecke Dez. 1764. Landes, die ihm bisher streitig gemacht worden, von Polen abriß. Der eitle Fürst, von Feinden, Neidern und Ränkemachern umgeben, konnte auf dem hohen Posten nur durch die mächtige Hand gehalten werden, die ihn darauf erhoben und mußte daher ihre Hilfe durch Fügsamkeit und gute Dienste sich erwerben. Katharina trug sich damals mit kühnen, welterobernden Plänen. Das Moskowiterreich sollte wachsen; sie ließ durch den Holsteiner Saldern, einen Mann von Fähigkeiten aber zweideutigem Charakter bei Friedrich dem Gr. den Plan eines „Nordischen Bundes" anregen, welcher dem Familienvertrag der Bourbonschen Staaten ein Gegengewicht bieten könnte; durch diplomatische Künste, worin die russischen Staatsmänner zu allen Zeiten große Gewandtheit entfalteten, suchte sie in den Nachbarstaaten ihren Einfluß zu befestigen und dem Petersburger Kaiserhof eine schutzherrliche Autorität zu verschaffen. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte sie jedoch die Dinge in Polen, wo die Dissidentenfrage ihr die günstige Gelegenheit bot, unter der Fahne der Toleranz und Gewissensfreiheit zugleich die Zwecke selbstsüchtiger Machtvergrößerung zu verfolgen.

Die Dissidenten. Wir haben in frühern Blättern erfahren, wie sehr unter dem Einfluß der Jesuiten und Ultramontanen sich der engherzigste Religionseifer in den Gemütern des polnischen Adels und Volks festsetzte, zur fanatischen Bedrückung und Verfolgung aller Andersgläubigen sich steigerte. Die polnische Adelsrepublik, bemerkt Sybel, glaubte sich im Osten dieselbe Aufgabe gestellt, der einst Philipp II. im Westen nachgestrebt, nämlich die Beherrschung der Welt im Namen des katholischen Glaubens zu übernehmen. Nicht nur daß alle protestantischen Konfessionsverwandten und Socinianer als rechtlose Heloten behandelt wurden, auch die Bekenner der griechisch-katholischen Kirche, welche der mit Gewalt und List betriebenen Vereinigung mit der römisch-papistischen Gemeinschaft widerstanden, waren von bürgerlichen Rechten ausgeschlossen. Die Kirchen und Gotteshäuser waren den Bekennern nichtkatholischer Lehrbegriffe im Laufe der Jahre fast alle entrissen worden. Kaum daß der Zelotismus den Dissidenten Privatgottesdienst und Freiheit des Gewissen im Haus und in der Familie gestattete. Vergebens hatte man in Oliva für Polnisch-Preußen freie Übung der evangelischen Religion ausbedungen, vergebens in allen Friedensschlüssen des achtzehnten Jahrhunderts dem Grundsatz der Toleranz Ausdruck gegeben; die Thorner Greuel und andre Akte der Unduldsamkeit gaben den Beweis, daß die polnische Nation, sonst überall zwieträchtig und zerrissen, in der religiösen Intoleranz einig und geschlossen sei. Nun geschah es, daß unmittelbar nach der Erledigung des Thrones eine Deputation der unterdrückten griechischen Glaubensgenossen vor der Zarin in Petersburg erschien mit einer Bittschrift um ihren Schutz; in dem Vertrag mit Friedrich II. war, wie erwähnt, die Sache aller Dissidenten als eine gemeinschaftlich zu behandelnde Angelegenheit aufgestellt worden. Erinnert man sich noch, wie sehr es im Interesse der Kaiserin lag, in den Augen des russischen Volks als eifrige Anhängerin und Dienerin des orthodoxen Glaubens zu gelten, und wie sehr es wieder mit ihrer Hinneigung zu den Aufklärungsideen, mit ihren Sympathien für die Encyklopädisten in Einklang stand, als Fahnenträgerin der Toleranz und Humanität aufzutreten, wie sehr es ihrem Stolz und ihrer Ruhmsucht schmeicheln mußte, wenn man sie als die Vorkämpferin der freien philosophischen Zeitbildung in Paris verherrlichte, so wird man es nicht lediglich als Vorwand, als heuchlerische Maske einer niedrigen Eroberungspolitik ansehen, wenn sie sich der Dissidenten annahm und ihnen religiöse Freiheit sowie bürgerliche und politische Rechtsgleichheit mit den Katholiken zu verschaffen suchte.

Der Toleranzvorschlag verworfen. 6. Okt. 1766. Bei der herrschenden Aufregung der Gemüter und den entgegengesetzten Tendenzen der Parteien war vorauszusehen, daß der außerordentliche Reichstag, der anfangs Oktober in Warschau eröffnet ward, zu stürmischen und tumultuarischen Szenen führen würde. Sollten doch Fragen zur Verhandlung und Entscheidung kommen, welche einen Kampf der Faktionen auf Leben und Tod in Aussicht stellten. Es war kein Geheimnis, daß Repnin die Weisung erhalten hatte, auf der Erlassung eines Toleranzgesetzes zu bestehen. Nicht nur Rußland und

Preußen, auch die protestantischen Regierungen von Dänemark, Schweden und England hatten in diesem Sinne Noten nach Warschau gerichtet. Die Anwesenheit russischer Truppen in der Hauptstadt und anderwärts gab der Forderung Nachdruck. Stanislaus August, dem es vor allem darum zu thun war, einen Beschluß zu erzielen, daß fortan im Gegensatz zu dem Liberum Veto alle die Finanzen und das Heer betreffenden Fragen durch einfache Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, war geneigt um diesen Preis der Kaiserin zu Willen zu sein. Da zeigte sich nun aber die polnische Zerfahrenheit und Parteileidenschaft in ihrer ganzen Grundsatzlosigkeit. Der größte Teil der Bischöfe, vor allen Kajetan Soltyk von Krakau, ein heftiger Feind Rußlands, waren entschiedene Gegner jeder Toleranz. Durch Hirtenbriefe und Rundschreiben, durch wandernde Predigermönche wurde der Fanatismus der Menge aufgeregt und zugleich der Haß gegen den König, den Schützling der Zarin, geweckt. In allen Kirchen wurden Kreuzpredigten gegen die Dissidenten gehalten. Und dieselben Leute, welche den russischen Plänen so leidenschaftlich entgegenwirkten, hielten wieder zu Repnin, wo es galt den reformatorischen Tendenzen des Königs und der Czartoryski entgegenzutreten. So nahm denn der Reichstag nach vielen sturmvollen Sitzungen ein klägliches Ende. Unter der Leitung der Bischöfe Soltyk und Zaluski wies die Versammlung mit großer Mehrheit den Antrag auf kirchliche und politische Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken zurück, bestätigte aufs neue die harten Gesetze und Verordnungen früherer Jahre und erklärte alle für Landesverräter, die den Schutz fremder Mächte angerufen hätten. Zugleich wurde jeder Versuch, die bestehende Verfassung im Sinne einer Stärkung der monarchischen Gewalt umzuändern, niedergeschlagen. So lehnte die Adelsrepublik alles ab, was Polen hätte kräftigen und wehrhaft machen können, und beleidigte zugleich Rußland und die öffentliche Meinung des aufgeklärten Europa. Schon damals wurde von einsichtsvollen Männern der Untergang der Republik Polen vorausgesagt. Die Czartoryski verloren durch diesen Ausgang ihre bisherige dominierende Stellung. Rußland schrieb ihnen das Scheitern des Toleranzantrags zu und die altpolnisch-klerikale Partei haßte sie wegen ihrer Reformpläne.

24. Nov. 1766.

Und bald sollte die Verwirrung noch größer werden. Die Dissidenten, sowohl die Protestanten als die nichtunierten Griechisch-Katholischen schlossen Konföderationen zur Durchführung ihrer Sache, die von Rußland begünstigt und unterstützt wurden. Und nun erlebte man, daß die Vorfechter des altpolnischen Wesens, die als „Malkontente" sich von dem Piastenkönig und seinen Anhängern fernhielten und immer an die Möglichkeit einer dereinstigen sächsischen Thronfolge glaubten, mit Rußland und den Dissidenten gemeinsame Sache machten. In allen Teilen des Landes, versichert Lelewel, gaben sich Symptome von Zwietracht, Erbitterung und Haß kund; Vorurteile und Betrügereien nahmen überhand; abergläubischer Fanatismus und Verleumdung bedeckten sich mit dem Schleier der Religion; allenthalben entflammten sich die Leidenschaften des Ehr-

Die Konföderation von Radom und König Stanislaus August.

geizes, der Habsucht, des Hochmutes und des Grolles. Fürst Karl Radziwill, der durch die Czartoryski zur Flucht nach Dresden gezwungen worden, trug, nach Polen zurückgekehrt, kein Bedenken, aus Haß gegen die „Familie" mit Rußland einen Bund zu schließen und an die Spitze der Dissidenten und Unzufriedenen zu treten. Russische Subsidien setzten ihn instand, unter dem hohen und niedern Adel Genossen zu werben. Alle dem König und seinen Verwandten feindlich gesinnten Elemente vereinigten sich zu einer großen Liga, der „General-
23. Juni 1767. Konföderation von Radom", die von Panin und Repnin ihre Parole empfing und im Namen der „verletzten Nation" den Zwecken Katharinas und der eignen Selbstsucht zu dienen bereit war. In einem von russischen Soldaten umringten Versammlungshaus wurde die „Konstitution" der Konföderation aufgestellt und unterzeichnet. Über das ganze Land verbreitet und alle Hauptgegner der „Familie" in sich fassend, führte der bewaffnete Bund von Radom das gebietende Wort nach dem Kommando des Auslandes. Der König hätte dieser Macht nicht widerstehen können, wäre es nicht Katharinas Wille gewesen, gerade einen so halt- und energielosen Mann in diesen sturmvollen Tagen am Steuer des Staatsschiffes zu erhalten. So ließ sie denn dem ehemaligen Geliebten, der im geselligen Freudenleben und im Verkehr mit schönen Frauen sich über die Schwierigkeiten und Notstände des Reichs leicht wegsetzte, den Schein und Schatten der Herrschaft, nahm aber keinen Anstand, ihn den Becher der Demütigung, der Schmach und Ohnmacht bis auf den Boden leeren zu lassen. Er sollte die Sklavenketten, die er einst im großfürstlichen Schloß zu Petersburg getragen, nun auch im königlichen Palast zu Warschau tragen.

Das Duldungsgesetz vom Reichstag angenommen. Durch den Abschluß der Konföderation von Radom war nicht Poniatowski, sondern Repnin der eigentliche König von Warschau. Und wie geschickt wußte dieser russische Staatsmann, der sich seiner Macht bewußt war und rücksichtslos die Mittel der Einschüchterung in Anwendung brachte, die zerfahrene Weltlage zu benutzen, um seine Gebieterin auf der schiedsrichterlichen Höhe zu erhalten! Der fanatische Bischof Soltyk von Krakau, der in seinem agitatorischen Treiben gegen die Toleranz unermüdlich arbeitete, und einige seiner eifrigsten Gesinnungsgenossen unter dem Adel und der hohen Geistlichkeit, wie der Bischof Joseph Andreas Baluski, wie Wenzeslaus Rzewuski, Palatin von Krakau, der Starost
13./14. Okt. 1767. Severin Rzewuski u. a. wurden in der Nacht aufgehoben und in das innere Rußland, nach Kaluga, deportiert. Dem Nunzius des gerade damals von Pombal und den bourbonischen Regierungen so hart bedrängten Papstes Clemens XIII. wurde zu verstehen gegeben, daß ein agitatorisches Auftreten gegen das beabsichtigte Duldungsgesetz leicht Maßregeln zur Beschränkung der römisch-katholischen Kirche in Rußland zur Folge haben könnte; ängstliche Gewissen beruhigte man durch die Versicherung, es werde nicht zum Äußersten geschritten werden; die altpolnischen Faktionshäupter wurden durch die „Garantie der Verfassung" von seiten der Kaiserin gewonnen; der Anblick der russischen Truppen

in Warschau machte die Furchtsamen gefügig. Durch diese und andre Mittel erreichte Repnin seinen Zweck. Ein neuer Reichstag bewilligte den Dissidenten Okt. 1767. freie Religionsübung, geteilte Gerichtshöfe, Zutritt zu allen Ämtern, Sitz und Stimme in der Nationalversammlung, die Befugnis vollberechtigte gemischte Ehen einzugehen und die im Jahr 1717 innegehabten Kirchen. Umringt von russischen Soldaten unterzeichneten die Landboten unter dem Bildnis der Kaiserin die Toleranzakte, welche in ganz Europa mit Jubel begrüßt ward, aber mehr ein Denkmal der Ohnmacht Polens als des Sieges religiöser Aufklärung war. Und damit diese Schmach dauernd bliebe, mußte derselbe Reichstag die Beibehaltung des Liberum Veto und aller Übelstände der alten Verfassung beschließen. Ohne die Zustimmung Rußlands sollte die von der Kaiserin gewährleistete Konstitution der Republik Polen durch keine Reichstagsbeschlüsse verändert werden können. Mit den Reformplänen der „Familie" war es nun aus. Stanislaus August tröstete sich mit den Dotationen und Geschenken, die ihm von Petersburg zuflossen und ihn instandsetzten, sein Gesellschaftsleben genußreicher und prächtiger zu gestalten; Radziwill erhielt die sehnlich begehrte Palatinswürde samt großen Entschädigungssummen und erstickte das Gefühl seiner Schmach im Freudenbecher. Noch am selben Tage, an welchem die Konföderation aufgelöst wurde, trank er sich beinahe zu Tode. So wußte Rußland die unvernünftige Intoleranz der Priester und Altgläubigen im Namen religiöser Duldsamkeit zu seinen egoistischen Zwecken auszubeuten, um die obrigkeitlichen Gewalten und die Autorität der Gesetze immer mehr in den Staub zu ziehen und alles Ungesunde und Verworrene des polnischen Adelsstaates unter seinen Schutz zu nehmen.

Das gebieterische Gebahren Rußlands war zu verletzend, trat zu sehr alle Gegenkonföderation von Bar. Bürgerkrieg. nationale Freiheit und Autonomie mit Füßen, als daß es nicht im Inland eine Reaktion hätte hervorrufen, im Ausland Anstoß geben und Mißtrauen erwecken sollen. In den südlichen Provinzen, vorab in Podolien, regte sich das polnische Selbstgefühl und der katholische Glaubenseifer. Die Nähe der Türkei erweckte die Hoffnung, die Pforte würde die Unterjochung Polens, wodurch die Macht des nordischen Großstaats bedeutend wachsen und auch den Osmanen selbst Gefahr drohen würde, nicht ruhig vor sich gehen lassen. In kurzem bildete sich auf Betreiben des Bischofs von Kamenez, Adam Krasinski eine katholisch-nationale Gegenkonföderation, die in der dem Fürsten Lubomirski gehörenden Stadt Bar ihren Mittelpunkt hatte. An der Spitze standen einige Edelleute zweiten Febr. 1768. Ranges, Joseph Pulawski und seine drei Söhne, der Graf Krasinski, Bruder des Bischofs; bald schloß sich auch Joachim Potocki, Schwiegersohn des Kronfeldherrn Branicki an, und im Palatinat Lublin sammelte Marschall Rajewski einige Kriegshaufen. Ihr Ziel war Herstellung der polnischen Freiheit, Abschüttelung der russischen Übermacht, Vernichtung der Toleranzakte. In ihrer Fahne führten sie auf der einen Seite das Bildnis der heiligen Jungfrau, auf der an-

dern einen zerrissenen weißen Adler mit der Unterschrift: „vincere aut mori“. Ausgehobene Bauern und Freischaren, von Priestern und Mönchen aufgereizt, bildeten die Mannschaften. Das Mittelalter feierte in den Gefilden Polens seine Auferstehung, von den Kanzeln wurden Gebete zur Erhaltung der katholischen Kirche verlesen, der König wurde darin nicht mehr erwähnt. Maria Theresia, deren katholisches Bewußtsein durch die den Dissidenten gewährten Rechte beleidigt war, und Frankreich, dessen alte Sympathien für die polnische Nation durch die Brutalität Rußlands aufgerüttelt wurden, leisteten dem katholisch-patriotischen Bund Vorschub. Auch in Konstantinopel erregte die Ausbreitung der russischen Macht Besorgnis. Als die Bewegung weiter um sich griff, stellten König und Senat an Repnin die Bitte, er möge bei der Kaiserin bewirken, daß sie als Bürgin von Freiheit, Gesetz und Recht der Republik gestatte, die in Polen stehenden russischen Truppen zur Niederwerfung der „Rebellen“ zu verwenden. Die Bitte wurde gewährt; und nun erhob sich ein wütender Bürgerkrieg, in welchem Religionswut, Parteihaß, Rachsucht und Verzweiflung zusammenwirkten, um die Furien menschlicher Leidenschaften zu reizen und zu wilden Thaten zu entflammen. In allen Provinzen, vorab in Podolien und der Ukraine, wütete ein greuelvoller Parteikampf, begleitet von Raub, Mord und Unthaten aller Art. Die Russen unter dem unmenschlichen Oberst Drewitsch und ihre polnischen Schützlinge hatten die Oberhand. Das Kloster Berdiczow, der heiligste Wallfahrtsort in den östlichen Teilen, wo die reichen Gutsherren ihre Schätze zu bergen pflegten, wurde eingenommen und ausgeplündert; die herrschaftlichen Gebäude der „Rebellen“ wurden durch die „Verteidiger von Gesetz und Ordnung“ niedergebrannt; die ausgeplünderten Landleute flüchteten zu Tausenden in die Wälder; die Zahl der getöteten Katholiken und Juden schätzte man auf mindestens zehntausend. Im Süden, wo die Bischöfe von Krakau und Kamenez die Flamme des Fanatismus schürten, übten die Konföderierten gleiche Frevel. Bis in die Umgegend von Warschau dehnten die verwilderten Soldaten- und Bauernhaufen ihre Raubzüge aus, weder Eigentum noch Menschenleben schonend. König und Regierung, durch Geldnot und Zwietracht gelähmt, überließen den Russen die Arbeit, das Land zu „pazifizieren“; das Kronheer nahm sehr geringen Teil an den Feldzügen. Dennoch kamen die Konföderierten bald in die äußerste Bedrängnis. Scharen von Flüchtlingen wandten sich nach Preußen und Schlesien; und als im Sommer ihre festen Hauptsitze Bar und Krakau erstürmt wurden, suchten die Besiegten Zuflucht auf
Juli 1768. türkischem Gebiet. Die Russen folgten ihnen über die Grenze und, da die Feinde auf neutralem Boden Schutz gefunden und sich zur Gegenwehr gerüstet hatten, so enthielten auch sie sich nicht in dem türkischen Grenzland feindseliger Handlungen. Die Kosaken zündeten die größtenteils von Tataren bevölkerte kleine Stadt Balta an, mordeten an tausend Männer, Weiber und Kinder und zerstörten ein mohammedanisches Bethaus. Die Kunde von diesem Bruch des

Friedens und des Völkerrechts brachte in Konstantinopel die alttürkische Kriegspartei in die Höhe. Frankreich, das schon lange auf die Fortschritte der Russen in Polen mit Mißtrauen und Verdruß geblickt und gestattet hatte, daß einige Offiziere sich zu den Konföderierten begaben, nahm die Gelegenheit wahr, um durch seinen Botschafter den Grafen von St.-Priest den Fanatismus und das Kriegsfeuer zu schüren. Auch Österreich wirkte in demselben Sinn. Die öffentliche Meinung, in drohenden Volksdemonstrationen sich äußernd, zwang den Sultan seine solange aufrecht erhaltene Friedenspolitik aufzugeben. Ein neuer Großwesir, Mohammed Emin, wurde ernannt, der russische Gesandte Obreskoff als Gefangener in das Schloß der Sieben Thürme gebracht und der Krieg an Rußland erklärt. Mit erregter Freude und Siegeshoffnung begrüßten die Konföderierten diese politische Wendung bei der Pforte und benutzten die Unruhe und Bestürzung ihrer Gegner zu blutigen Rachethaten an den Dissidenten. Okt. 1768.

b. Der erste Türkenkrieg.

Katharina mochte mit einiger Sorge auf einen Krieg schauen, der bald die größten Dimensionen annahm und an mehreren Orten zu gleicher Zeit geführt werden mußte. Die russischen Heere waren keineswegs mehr in so günstiger Verfassung und so strammer Disziplin wie einst unter Münnichs Leitung; der Siebenjährige Krieg hatte den militärischen Ruhm der Moskowiter nicht vermehrt, und die Palastrevolutionen, welche meistens unwissende und unfähige Günstlinge in die Höhe brachten, waren nicht geeignet, einen militärischen Geist zu schaffen; dazu kam, daß das Finanzwesen durch Verschwendung und ungetreue Verwaltung sich in zerrüttetem Zustand befand. Aber die staatskluge, unternehmende und hochbegabte Fürstin, welche mit entschlossenem Sinn und fester Hand den Herrscherstab führte, wußte mit Kraft und Energie alle Schwierigkeiten zu überwinden, den europäischen Mächten durch ihre sichere rücksichtslose Kriegs- und Eroberungspolitik zu imponieren, das Ansehen und die Machtstellung des russischen Reichs zu erhöhen. Durch Erneuerung des Bündnisses mit Preußen deckte sie sich den Rücken; dem Mangel an fähigen Befehlshabern suchte sie durch die Berufung ausländischer Offiziere abzuhelfen, die sich mit untergeordneten Stellungen begnügten und doch durch ihre strategische Einsicht und Erfahrung auf den Gang der Operationen einen guten Einfluß übten. Dies bewies sogleich das erste Kriegsjahr, in welchem mit Hilfe des geschickten Generals Bauer aus Hannover der Oberkommandierende Fürst Galizyn, der keine andern Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er vornehm, alt und von den Orlows begünstigt war, dennoch einen nächtlichen Sieg über eine türkische Heerabteilung gewann und dann die fast ganz verlassene Festung Chotin besetzte. Auch als Galizyn, dessen Unfähigkeit die Kaiserin bald einsah, seinen ehrenvollen Abschied erhielt und ein andrer Mann aus der hohen Adelsaristokratie, der tapfere Fürst Peter Alexandrowitsch Rumanzow, an die Spitze des Heeres trat, waren die glän-

Die russische Armee zu Anfang des Kriegs.

12. Okt. 1769.

17. Sept. 1769.

zenden Erfolge des Feldzugs an der Donau weniger dem Oberfeldherrn zu danken, der zwar mutig und unternehmend, aber mehr geistreicher Weltmann denn Stratege war, als den ihm untergeordneten Führern, den Hannoveranern Bauer und Bennigsen und dem fähigen, entschlossenen, aber von der Kaiserin stets mit Argwohn und Ungunst behandelten General Peter Panin, vor allem jedoch dem gänzlichen Verfall des türkischen Militärwesens.

Verfall des türkischen Kriegswesens.

Wir haben bei frühern Gelegenheiten dargethan, wie sehr die Osmanen von der kriegerischen Kraft und Übung, die sie in den ersten Jahrhunderten zu Herren der östlichen Welt gemacht, herabgekommen waren, wie bei den Janitscharen mit der Lockerung der kastenartigen Abgeschlossenheit auch der militärische Geist und die stramme Disziplin sich verloren hatte. Die lange Ruhe, die seit dem Belgrader Frieden (XII, 876) unter Mahmud, seinem Bruder Osman und Mustafa III., dem Sohn Ahmeds III., dem türkischen Reich zu teil geworden, hatte die Erschlaffung und Zuchtlosigkeit vermehrt und das ganze Kriegswesen, Heer und Flotte tiefer Verwahrlosung entgegengeführt. Ein Willkürregiment ohne System und Festigkeit, unfähige launenhafte Großherren auf dem unbeschränktesten Thron, ungetreue Staatsverwalter, innere Zerrüttungen, käufliches Recht, Habgier, Raubsucht und Tyrannei der Statthalter und Beamten, diese und andre Übelstände trieben das osmanische Reich immer weiter abwärts auf der abschüssigen Bahn zum Verderben. Von den Fortschritten und Verbesserungen der europäischen Kulturvölker in der Kriegskunst hatten die trägen Morgenländer keinen Nutzen gezogen; in der Bewaffnung, im Artillerie- und Geniewesen, in der ganzen militärischen Organisation waren sie zurückgeblieben. Wenn der Fanatismus geweckt, die heilige Fahne des Propheten entfaltet ward, bezeichneten die türkischen Truppen ihre Feldzüge mit Thaten barbarischer Roheit, wie denn gleich zu Anfang des Kriegs der Tatarenchan Krimgirai raubend und verheerend die Gegend am Dnjepr durchzog, die Dörfer in Asche legte, die Herden wegtrieb und die Menschen in Knechtschaft führte. Nach seiner Rückkehr starb er an dem Gift, das ihm ein griechischer Arzt beigebracht.

Mahmud I. 1730—1754. Osman III. 1754—1757. Mustafa III. 1757—1773.

Russische Kriegspolitik u. die Feldzüge an der Donau.

So wird es erklärlich, daß die russischen Heere unerwartete Erfolge errangen, namentlich wenn man dabei in Rechnung bringt, daß die Unternehmungen im Feld durch die Künste der Verführung, der Bestechung und Verhetzung, die von Petersburg aus in Anwendung kamen, nachdrücklich unterstützt wurden. Russische Emissäre, reichlich mit Geld versehen, durchzogen die türkischen Vasallenstaaten an der Donau, die griechischen Länder im alten Hellas und Peloponnes, die Gebirgsgegenden im Osten des Schwarzen Meeres, und reizten die christliche Bevölkerung zum Abfall von der mohammedanischen Glaubenstyrannei und Zwingherrschaft, kräftig unterstützt von der byzantinischen Geistlichkeit. Es war dies dieselbe Politik, welche Rußland gegenüber der Türkei, wie schon unter Peter d. Gr., so besonders im neunzehnten Jahrhundert mit größten Erfolgen

geübt hat. So konnte die russische Armee unter General Stoffeln nach einem siegreichen Gefecht unweit Giurgewo die Moldau und Walachei besetzen. Der Hospodar Gregor Ghika wurde als Gefangener nach Petersburg geführt und in der Hauptstadt Bukarest schwuren die Einwohner der rechtgläubigen Herrin der Moskowiter den Eid der Treue. Vergebens rückte im nächsten Jahr der Großwesir mit einem mächtigen Heer über die Donau, um die Vasallenstaaten wieder einzunehmen; Rumanzows Sieg am Kaghul, der die Feinde zur wilden Flucht 1. Aug. 1770. bis in die Ebene von Kartal trieb, vollendete die Eroberung der Moldau und Walachei und trug den Russen große Beute ein. Einige Wochen später erstürmte 27. Sept. General Panin die Festung Bender, wobei Tausende moslemitischer Einwohner erbarmungslos niedergemacht wurden.

Zu gleicher Zeit fuhr eine russische Flotte aus den Baltischen Gewässern durch den Sund und die Seestraße von Gibraltar nach dem östlichen Mittelmeer, um die griechisch-christliche Bevölkerung auf Morea und den Inseln zum Kampf gegen die tyrannische Osmanenherrschaft zu reizen und dabei zu unterstützen. Admiral Spiridow und zwei Brüder Orlow hatten den Oberbefehl; aber englische, dänische und holländische Seeoffiziere, welche für den russischen Dienst gewonnen worden, leiteten das Unternehmen und die Arbeit. Von Italien aus hatte Alexei Orlow, der die blutige Katastrophe gegen Peter III. ins Werk gesetzt, durch russisches Geld und schlaue Agenten die Völkerschaften, insbesondere die wilden von Seeraub und Menschenhandel lebenden Mainotten zum Aufruhr verleitet. Als nun die russischen Schiffe in die Nähe kamen, griffen die griechischen Einwohner zu den Waffen und überfielen die türkischen Besatzungstruppen: in Kalamata und Misitra erwürgten die Mainotten gegen tausend Mohammedaner unter unmenschlichen Greueln. Dafür nahmen die Türken und Albanesen in Tripolizza und Patras blutige Rache an den Griechen und ihren russischen Beschützern. Was nicht in den Flammen der angezündeten Häuser oder durch das Schwert umkam, wurde in Ketten und Banden auf den Sklavenmarkt geführt. Ganze Landstrecken waren mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt. Orlow hatte in einem Manifest verkündet, daß seine Kaiserin die griechische Nation von dem Joch der Ungläubigen befreien wolle; nun ward der Druck unleidlicher als zuvor. Tausende flohen als Bettler aus dem Land des Schreckens. Von Napoli di Romania aus segelte die russische Armada ostwärts. Die türkische Flotte, dem Oberbefehl des feigen und unfähigen Kapudan Pascha unterstellt, barg sich in dem Hafen von Tschesme, gegenüber der Insel Chios. An diesem Ort wurde die türkische Seemacht von einem Schlage betroffen, wie sie seit der Schlacht von Malta keinen erlitten. Durch einen einzigen Brander wurde die ganze Flotte, fünfzehn Linienschiffe und neun Fregatten, in Flammen 5. Juli 1770. gesetzt, wobei über achttausend Menschen umkamen. So gewaltig war die Katastrophe, daß in Smyrna die Erde bebte und das Meer wie von einem Sturm bewegt ward. Das Verdienst dieser Kriegsthat gebührte einzig und allein den

Morea und das Mittelmeergeschwader.

englischen Seeoffizieren, insbesondere dem Kontreadmiral Elphinstone; Alexei Orlow hatte sich ebenso feig und ungeschickt benommen wie sein türkischer Gegner. Er hatte auf einer Fregatte sich von dem Schauplatz entfernt und während der Aktion in einer Kajüte zagend den Ausgang abgewartet. Dennoch wurde der Bruder des Günstlings der Kaiserin als der Sieger gefeiert und mit dem Beinamen Tschesmenskÿ und einer Ehrensäule in Zarskoe Selo ausgezeichnet.

Schlimme Lage der Pforte. Die Krim.

In ganz Europa erscholl der Ruhm der russischen Waffenthaten, die Kaiserin wurde von ihren Verehrern „die Große" genannt; das türkische Reich schien seinem Untergang entgegenzugehen. Denn wenn auch der kühne Vorschlag Elphinstones, den Eindruck von Tschesme zu einer Fahrt gegen Konstantinopel zu benutzen, an der Mutlosigkeit des russischen Oberbefehlshabers Orlow scheiterte, so rüttelten doch in allen Vasallenstaaten die Einwohner an ihren Ketten und der Bei von Ägypten hielt den Zeitpunkt für günstig, dem Sultan den Gehorsam aufzukündigen und mit der Beherrscherin der Moskowiten in Verbindung zu
März 1771. treten. Und als es im folgenden Frühjahr den Russen gelang, sich der Krim zu bemächtigen und damit die Herrschaft über das Schwarze Meer zu gewinnen, da hatte die Pforte Ursache, besorgt in die Zukunft zu blicken. Geld und agitatorische Umtriebe hatten auch bei den Tataren die gehoffte Wirkung gethan. Zwei Parteien lagen miteinander in blutiger Fehde; die einen hielten zu dem vom Sultan ernannten Chan, die andern hatten einen Oberherrn gewählt, der die Halbinsel unter die Schutzherrschaft Rußlands stellen wollte. Da erschien Fürst Dolgorukij an den Linien von Perekop, ihm zur Seite als Ratgeber General Bauer. Und nun errang Katharina die Früchte, nach denen schon Peter d. Gr. und Münnich vergebens getrachtet. Dolgorukij zog als Sieger in Jenikale, Kertsch und Kaffa ein, erhob den Klienten der Russen zum Tatarenchan und schickte die ergebenen Volkshäupter nach Petersburg, um der Zarin zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten. Im vollen Glanz der Majestät empfing die Kaiserin die Deputation und bestätigte den Bundesvertrag.

Haltung der europ. Mächte u. der poln. Faktionshäupter.

Sollten aber die europäischen Mächte die drohende Machtvergrößerung Rußlands ruhig vor sich gehen lassen? Denn gleichzeitig mit diesen Erfolgen gegen die Türkei war auch in Polen der russische Einfluß gewachsen. Die Kriegserklärung der Türken hatte den Konföderierten von Bar neuen Mut gemacht. Die antirussische Partei trug ihr Haupt höher; der charakterlose Fürst Karl Radziwill, der von Repnin bisher mit großer Auszeichnung behandelt worden war und daher den litauischen Adel vom Anschluß an die „Rebellen" abgehalten hatte, wurde schwankend und unsicher; selbst die Czartoryski meinten, die Zarin sollte den Reichstagsbeschluß in betreff der Dissidenten und die Garantien der polnischen Konstitution aufgeben; dann wollten sie eine „Pazifikationskonföderation" ins Leben rufen und die Ruhe und Ordnung im Reich herstellen. Die Barer Liga wurde von Österreich und Frankreich begünstigt: das Wiener Kabinett gewährte den Flüchtlingen ein Asyl zuerst in Teschen, dann in der un-

garischen Stadt Eperies; Choiseul gestattete, daß französische Militärs, darunter die Generale Dumouriez und Viomenil sich zu den Konföderierten begaben, um die Kriegsoperationen in bessern Gang zu setzen. Er trug sich mit dem Gedanken, eine europäische Koalition gegen Rußland aufzubringen. Die Zuversicht der Konföderierten steigerte sich als Repnin im Januar 1769 in Ungnade abberufen und Fürst Wolkonski zum Gesandten in Warschau ernannt ward. Sie gingen mit dem Plan um, ihren Bund von Bar durch Heranziehung neuer Mitglieder im ganzen Reich zu einer Generalkonföderation zu erweitern, die Russen gänzlich aus dem Land zu schlagen und den Thron neu zu besetzen. Aber wie wenig waren die Führer im Hauptquartier von Eperies zu einer Regeneration des Staatswesens befähigt! „Das Geld, das die Magnaten mitbrachten, Frankreich gewährte, oder die Raubzüge nach den Salzwerken von Wieliczka eintrugen, wurde in leichtsinnigem Wohlleben verthan, die Zeit in endlosem Hader untereinander, in Gastereien, am Spieltisch, und da sich auch Damen eingefunden hatten, in Liebesintrigen vergeudet.“ Zugleich wurde der Bürgerkrieg in Polen selbst mit der größten Grausamkeit und Zerstörungswut fortgeführt. Österreich machte sich die Verwirrung zu nutze, indem es auf Grund verjährter Ansprüche einen polnischen Landesteil, die sogenannte Zips „rekuperierte“ und in Galizien die Salinen von Wieliczka und Bochnia sowie gegen fünfhundert Ortschaften in Besitz nahm, zur Ausgleichung für die Vergrößerung Rußlands im Osten. Friedrichs II. Blicke waren auf das Bistum Ermeland gerichtet. Unter dem Vorwand, das Vordringen der Moskauer Pest zu verhüten, ließ er Polnisch-Preußen durch einen Kordon absperren und von preußischen Truppen bewachen. Es waren die ersten Symptome von geheimen Teilungsgedanken. Daß dieselben unter den rauhen gewaltthätigen Händen der Russen bald eine greifbare Gestalt annahmen, davon trifft die Polen selbst die Hauptschuld. Okt. 1770.

Der Krieg wurde immer grausamer und barbarischer: die Bauern aus der Ukraine und die Kosaken aus den Morästen des Dnjepr nahmen blutige Rache an den katholischen Polen für alte Frevel und Bedrückungen, welche diese einst den Bekennern der griechischen Kirche zugefügt; weithin rauchte das Land und Tausende wurden erhängt, ermordet, in die Erde gegraben. Ganze Länderstrecken waren verwüstet und menschenleer; Brandstätten und Leichenhaufen bezeichneten die Wege, welche die feindlichen Heerhaufen durchschritten. In der langen Zerrüttung hatten sich Banden gebildet, sagt Lelewel, die unter dem Namen Konföderationen das ganze Land von dem Innern Litauens bis Preußen durchstreiften und von Plünderung lebten. Parteiwut, Selbstsucht und rohe Leidenschaften traten immer rücksichtsloser hervor; die Häupter der Konföderierten wetteiferten an Härte und Brutalität mit dem General Weymarn, dem rohen ungestümen Oberfeldherrn der Russen. Die Auswanderung griff immer mehr um sich; die fremden Heere rekrutierten sich mit polnischen Flüchtlingen oder verkauften Kriegsgefangenen. Die Republik drohte sich in ihre ursprünglichen Landschaften und Völker aufzulösen. Und nicht bloß in Polen und in den östlichen Grenzlanden wüteten Tod, Krankheit und Verderben und forderten zahllose Opfer; um das Elend noch größer zu

Der Bürgerkrieg in Polen und die Pest in Moskau.

machen, erzeugten sich in den Sümpfen an der Donau böse Fieber; es entstand eine Pest, die vom russischen Heerlager in der Moldau in die alte Hauptstadt des Reichs verschleppt ward. (Weihnachten 1770.) Das Übel steigerte sich durch Vernachlässigung und verkehrte Maßregeln zu solcher Höhe, daß in Moskau und in den umliegenden Dörfern in kurzer Zeit 90,000 Menschen, ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung, dahingerafft wurden. Alles suchte Hilfe bei einem Muttergottesbild, das nach althergebrachter Weise über einem Thor in die Wand eingefügt war. Das Gedränge vermehrte die Ansteckung, und als der Metropolit das Bild entfernte, richtete sich die Wut des Volks wider den „Ketzer". Er wurde während des Gottesdienstes aus einer Klosterkirche herausgerissen und vor der Thür ermordet. Die Masse stürmte die Lazarette, mißhandelte oder tötete die Ärzte, denen man die Schuld beimaß, darunter auch mehrere deutsche, die den „Rechtgläubigen" als „Lutheraner" oder „Calviner" besonders verhaßt waren. Die Beamten entflohen, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung schienen sich zu lösen.

Das Attentat gegen König Stanislaus.

Die Erfolge der russischen Waffen gegen die Türken, der Sturz des den polnischen „Patrioten" günstigen Ministers Choiseul, wodurch die französischen Hilfsgelder ins Stocken kamen, die Ohnmacht der Pforte und die zweideutige Haltung Österreichs und Preußens minderten die Hoffnungen und die Zuversicht der Konföderierten von Bar auf den Sieg ihrer Sache. Der russische Gesandte Saldern, der im April 1771 an Wolkonskis Stelle trat und an barschem, rücksichtslosem Benehmen alle seine Vorgänger übertraf, herrschte wie ein Diktator über die Hauptstadt und den König. Da tauchte in den Reihen der altpolnischen Patrioten der Gedanke auf, sich der Person des Königs zu bemächtigen und dadurch den russischen Intrigen und Gewaltthaten den legalen Rückhalt und das wichtigste Werkzeug zu entreißen. Die Ausführung des Attentats übernahm Strawinski, ein verwegener, von religiösem und politischem Fanatismus durchdrungener Mann. Im Einverständnis mit Pulawski, einem der Häupter der Konföderierten, begab er sich mit einer Anzahl Verschworner, darunter der riesenstarke Kosinski, nach Warschau in einem Augenblick da der größte Teil der russischen Besatzungstruppen nach andern Orten entsandt war. Als der König in (3. Nov. 1771.) der Nacht aus einer Gesellschaft heimfuhr, wurde er plötzlich überfallen, aus dem Wagen gerissen und mißhandelt, hierauf am Kopf verwundet zuerst zu Fuß, dann zu Pferd vor das Thor nach der Heerstraße geschleppt. Nur dem Zufall, daß sein Pferd stürzte, als die Mehrzahl der Verschwornen vorausgeeilt war, um den an einem bestimmten Ort aufgestellten Wagen herbeizuholen, verdankte der König seine wunderbare Rettung. Kosinski ließ sich durch die beredte Zunge Poniatowskis und durch Versprechungen bewegen, den Gefangenen auf heimlichen Pfaden nach dem Schloß zurückzubringen. Diese „schwarze Unthat" der Konföderierten, die Stanislaus den Verhetzungen und konspiratorischen Umtrieben der römisch-katholischen Fanatiker unter Klerus und Laien zuschrieb, beschleunigte den Fall Polens. Die längst vorausgesagte und im Stillen überlegte Teilung Polens wurde nunmehr zur Thatsache.

c. Die erste Teilung Polens und der Frieden von Kutschuk-Kainardsche.

Schon vor einem Jahrhundert hatte König Johann Kasimir den Reichsständen ein solches Schicksal vorausgesagt, und schon damals hatten die benachbarten Mächte die Möglichkeit einer Teilung der Republik erwogen. Jetzt waren die Russen thatsächlich die Herren von Polen: in Warschau führte der russische Gesandte das entscheidende Wort, dem der König gehorchen mußte; es bestand keine polnische Regierung, sondern eine auf moskowitische Bajonette sich stützende Diktatur, welche die Republik nach dem Willen und den Interessen der Kaiserin lenkte. Die Türkei war niedergeworfen und mußte um ihre eigne Existenz ringen: wie hätte sie den verbündeten Polen zu Hilfe kommen sollen? Dem österreichischen Kaiserreich war mehr daran gelegen, daß Rußland nicht im Gebiet der untern Donau festen Fuß fasse, als daß Polen nicht ein russischer Vasallenstaat werde. Wohl mag der kirchlich gesinnten Maria Theresia der Sieg der russisch-preußischen Toleranzpolitik über die katholisch-patriotische Konföderation von Bar nahe gegangen sein und ihrer strenggläubigen Seele manche Bekümmernis bereitet haben; aber der Reichskanzler Kaunitz und ihr Sohn Joseph waren von anderm Schlag, und der österreichische Gesandte in Berlin, der uns bekannte van Swieten, war ein geschickter Vermittler ihrer Politik. Mußte doch die Besetzung der Zips und die Aufpflanzung der kaiserlichen Adler in den „rekuperierten" Grenzlanden als erster Versuch gelten, von dem zerrissenen polnischen Staatskörper ein günstig gelegenes Stück loszutrennen! Bei der Lage der Dinge im Anfang der siebziger Jahre hing das Schicksal Polens gänzlich von der Kaiserin Katharina ab. Für Österreich und Preußen konnte somit nur die Frage entstehen, ob sie Rußland mit Waffengewalt verhindern wollten, seine Herrschaft oder Souzeränität über die jeder politischen Selbstbestimmung ermangelnde und unfähige Republik fest und dauernd zu begründen, oder ob sie sich über die künftigen Geschicke der Nation verständigen, zu einer gemeinschaftlichen Aktion vereinigen wollten. Die Zusammenkunft des preußischen Königs mit Joseph und Kaunitz zu Neustadt in Mähren hatte nicht bloß eine glänzende Truppenschau zum Zweck, sondern wurde auch zu Besprechungen über die östliche Frage benutzt: eine Machtvergrößerung Rußlands in der Moldau und Walachei und ein Protektorat in Polen mußte beiden bedenklich erscheinen. Bald nach den österreichischen „Rekuperationen" stattete Prinz Heinrich von Preußen seiner Schwester in Stockholm einen Besuch ab und reiste dann nach Petersburg. Er wurde am Hof mit großer Auszeichnung behandelt. In einer Abendgesellschaft bei der Kaiserin kam die Rede auf die Okkupation der polnischen Grenzgebiete durch Österreich und das Verhalten Friedrichs II. in Polnisch-Preußen. Da warf Katharina die Worte hin: „Aber warum sollte nicht jedermann etwas nehmen!" Prinz Heinrich suchte auf seinen königlichen Bruder in dieser Richtung einzuwirken. Die Lage des Weichsellandes, welches Ostpreußen von der übrigen Monarchie trennte, machte

Der Teilungsgedanke gewinnt Realität.

Sept. 1770.

Jan. 1771.

den Vorschlag, die Okkupationen Österreichs nachzuahmen, sehr verlockend. Graf Lynar, ein bekannter Diplomat jener Zeit, hatte schon vorher in Berlin einen Teilungsentwurf vorgelegt, der jetzt, nachdem er von dem preußischen Gesandten in St. Petersburg dem Fürsten Panin mitgeteilt worden, mehr Beachtung fand. Friedrich hatte der russischen Regierung während des Kriegs namhafte Subsidien geliefert, für die er wohl eine Entschädigung ansprechen durfte. Wenn man Rußland in Polen freie Hand ließ, so konnte es zur Rückgabe der Moldau und Walachei an die Pforte bewogen und dadurch die Herstellung des Weltfriedens erleichtert werden. Gegenüber den parteiischen und unrichtigen Darstellungen eines Smitt und Jansen faßt Ranke die Genesis der Teilung in folgende Sätze zusammen: „Man würde Friedrich mit Unrecht als den ersten Urheber einer den drei Mächten gemeinschaftlichen Gebietserweiterung auf Kosten Polens betrachten; dieser Gedanke ist, von Österreich veranlaßt, in den Salons von Petersburg ergriffen worden: daß derselbe aber so große Dimensionen annahm und zu einer Umgestaltung der Machtverhältnisse im Norden und Osten führte, dazu hat Friedrich ohne Zweifel den Anstoß gegeben."

Die Teilung vollzogen. Es war keine leichte Sache, dem Petersburger Kabinett, das am liebsten ganz Polen als Vasallenstaat in der alten Weise fortregiert und zugleich die eroberten Länder am Schwarzen Meer behalten hätte, diese Vorschläge annehmbar zu machen; aber die Lage des russischen Reichs, wo die Einführung von Papiergeld, die Erhöhung der Kopfsteuer, die Aushebungen für die Armee die Unzufriedenheit des Volks gesteigert und Krieg und Pestilenz unter der männlichen Bevölkerung große Lücken erzeugt hatten, erforderte einige Berücksichtigung. Man durfte die Saiten nicht zu stramm spannen. So wurde denn nach vielen geheimen diplomatischen Verhandlungen und nach einer Reihe von Vorschlägen und Gegenvorschlägen ein Einverständnis zwischen den drei Kabinetten in Beziehung auf Polen und die Türkei erzielt. (Aug. u. Sept. 1772.) Ein Teilungsvertrag, der von Panin entworfen, von Kaunitz formuliert in Petersburg, Wien und Berlin zugleich unterzeichnet ward, setzte die Länder fest, die von der bisherigen Republik Polen getrennt werden und den drei Vertragsmächten zufallen sollten, zugleich wurde unter Vermittelung des preußischen und österreichischen Gesandten in Konstantinopel zwischen Rußland und der Türkei ein Waffenstillstand geschlossen und in Fokschani ein Friedenskongreß eröffnet. Dadurch konnten für den Fall, daß die Teilungspläne auf Widerstand stoßen würden, die russischen Streitkräfte in Polen verstärkt werden. Während die Österreicher in die südlichen Landschaften der Republik vorrückten, die Preußen die Weichselländer besetzten, entrissen die Russen den Konföderierten, die sich unter der Führung des französischen Generals Choisy wieder der Stadt Krakau bemächtigt hatten, diese letzte Festung und erzwangen die Auflösung des Bundes. Pulawski gab seinen Waffengefährten den Rat, sich nicht durch unnützen Kampf gegen die Übermacht ins Verderben zu stürzen, und verließ dann sein unglückliches Vaterland, um im Land der Freiheit jenseit des

Ozeans sein Leben zu beschließen. Die Konföderierten befolgten den Rat: viele wanderten aus; andre traten in die Dienste des Königs; manche unterwarfen sich den Russen; die übrigen legten die Waffen nieder oder lieferten sie aus. Eine Bekanntmachung der drei Mächte, daß alle Konföderierten, welche im Aufruhr beharrten, als Räuber, Mörder und Brandstifter behandelt werden würden, schlug jeden Widerstand im Feld nieder. In kurzem kam das „nordische System" in ganz Polen zur Geltung; und aus einer Reihe von Manifesten und öffentlichen Erklärungen erfuhr das erstaunte Europa die Resultate der geheimen Abmachungen der Kabinette.

In den Manifesten und Deklarationen wurde verkündigt, daß die drei Mächte sich behufs der Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Polen sowie der Sicherstellung der alten Verfassung und Freiheit der Nation zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigt hätten; zugleich wurde darin dargethan und nachgewiesen, daß jede der drei Vertragsmächte alte Rechtsansprüche auf gewisse jetzt zur Republik Polen gehörige Länder habe, die sie zur Geltung zu bringen entschlossen wären, damit ihre Reiche eine natürliche und sichere Abrundung erhielten. Nach dem Manifest Katharinas, worin auf die Bemühungen der Kaiserin bei der Königswahl besonderer Nachdruck gelegt war, sollte das von den Flüssen Düna, Dnjepr und Drudsch eingeschlossene Gebiet, gegen 2000 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Einwohnern, den Russen rechtlich zustehen; das preußische Schriftstück wies nach, daß das Land an der untern Weichsel samt dem Netzedistrikt, die Städte Elbing, Marienburg, Kulm u. a. m. umfassend, ein Gebiet von 644 Quadratmeilen mit etwa 600,000 Einwohnern, das einst die Deutschherren besessen, rechtlich und geschichtlich zu Preußen gehöre; nur die Städte Danzig und Thorn sollten unabhängig bleiben und selbständige Stadtgemeinden bilden. Das Manifest der Kaiserin Maria Theresia nahm Ostgalizien und Lodomirien, 1280 Quadratmeilen, ein reichbevölkertes Land von drei Millionen Einwohnern mit 300 Städten und Flecken und den unschätzbaren Salzbergwerken von Wieliczka kraft „rechtmäßiger" Ansprüche für Österreich in Besitz.

Den Manifesten folgte die Ausführung auf dem Fuße. Ohne sich durch die Gegenerklärungen des Königs und Senats beirren zu lassen, besetzten die drei Mächte sofort die als ihr Eigentum in Anspruch genommenen Länder und ließen sie durch ihre Beamten verwalten, durch ihre Truppen sichern und den Einwohnern den Treueid abnehmen. Zugleich betrieben die drei Höfe durch ihre Gesandten die Einberufung eines Reichstags, welcher das Geschehene gutheißen und den veränderten Verhältnissen entsprechende Anordnungen treffen sollte. Da war es denn sehr günstig, daß an die Stelle des anmaßenden Saldern ein Mann von humaner Gesinnung, feiner Bildung und diplomatischen Talenten trat, der Freiherr von Stackelberg. Durch ihn wurde der König, von dem man nach dem Ausspruch Friedrichs „einige romantische Szenen" sich gefallen lassen mußte, und eine Anzahl Senatoren dahin gebracht, daß sie von dem beabsichtigten Proteste abstanden und die gesetzlichen Schritte zur Versammlung der Reichsstände thaten. Glatte Worte, Jahrgelder und Versprechungen bewirkten, daß die Poniatowski, Czartoryski, Lubomirski und einige andre Magnaten sich in die Zeiten

Die Teilung vom Reichstag bestätigt.

Sept. 1772.

schickten; die Bischöfe wurden durch die Drohung einer Säkularisation der geistlichen Güter von der Opposition abgeschreckt. Aber die geringe Zahl der Willfährigen im Senat konnte doch als Beweis gelten, daß bei dem hohen Adel noch nicht alles Ehr- und Vaterlandsgefühl erloschen sei; und als im Frühjahr der Reichstag in Warschau zusammentrat, war er nur ein Schatten der frühern gesetzgebenden Körperschaft. Wie sehr immer die fremden Truppen, die über das ganze Land zerstreut lagen und in großer Zahl die Hauptstadt besetzt hielten, entmutigend und einschüchternd auf die ganze Bevölkerung wirken mußten, wie sehr die Bestechungskünste der drei Gesandten, denen eine gemeinsame „Operationskasse" zur Verfügung gestellt war, auf die käuflichen Seelen ihren Einfluß übten, wie sehr die Drohungen mit weiteren Zwangsmaßregeln und die schweren Einquartierungen die Widerspenstigen schreckten und fügsam machten, dennoch war der Reichstag, der am 19. April 1773 eröffnet wurde, so geringzählig besetzt, wie kein früherer, und selbst unter den Anwesenden zeigte sich eine scharfe Opposition. Die Sitzungen gestalteten sich mitunter so stürmisch, daß der Bischof von Wilna einst äußerte, es komme ihm vor als befinde er sich im zweiten Tage der Schöpfung und der Entwickelung des Chaos. Die Weltgeschichte bietet kaum ein zweites so klägliches und unwürdiges Schauspiel von Terrorismus, Ohnmacht und Niederträchtigkeit, wie die Vorgänge in Warschau in den Jahren 1773 und 1774. Es waren weniger die Teilungsverträge der Großmächte, wodurch die Leidenschaften entflammt wurden: diejenigen Senatoren und Landboten, die sich überhaupt zu der Versammlung eingestellt, hatten sich von vornherein mit verzweifelnder Resignation in die Notwendigkeit gefunden; sie begnügten sich mit einem feierlichen Protest vor Gott und vor der Welt gegen den Mißbrauch der Übermacht, gegen eine Politik, die Treue und Glauben umstoße, da die angeblichen Rechtsansprüche, wie durch eine Schrift des Gelehrten Loiko nachgewiesen ward, nichtig oder durch frühere Verträge und Verzichtleistungen aufgehoben seien. Was besonders zu stürmischen Sitzungen Veranlassung bot, waren die Parteiinteressen, war die Selbstsucht der einzelnen Beteiligten, die wenigstens für sich aus dem nationalen Schiffbruch einige Güter zu retten suchten. Zunächst erteilte man dem Reichstag den Charakter einer Konföderation, damit einzelne Magnatenhäupter größern Einfluß auf die Beratungen und Beschlüsse üben möchten und mehr Einmütigkeit unter den Mitgliedern erzielt würde; auch stellte man den Grafen Poninski und den Fürsten Michael Radziwill als Marschälle an die Spitze, zwei Männer, die gänzlich unter Rußlands Einfluß standen. Dann bewirkten die drei Teilungsmächte, daß eine „Delegation" ernannt und mit der Vollmacht ausgerüstet ward, im Namen der „konföderierten Republik" vollgültige Beschlüsse zu fassen sowohl inbezug auf die Gebietsabtretungen als auf Veränderungen in Verfassung und Verwaltung. Trotz der Einsprache des Königs, der sich durch die Bildung einer als Reichstag handelnden Konföderation vollends aller Macht und Autorität entkleidet und durch den permanenten

Ausschuß in seinen verfassungsmäßigen Rechten bedroht sah, wurden beide Anordnungen durchgeführt. Die Androhung, daß im Fall längeren Widerstandes in das königliche Schloß und in die Paläste seiner Oheime starke Einquartierungen gelegt würden, und anderseits die Aussicht, daß die durch die Auflösung des Jesuitenordens in Polen frei gewordenen Güter der Gesellschaft dem König und seinen Freunden zur Verfügung gestellt werden könnten, wiesen den schwachen Fürsten bald in die Schranken des Gehorsams und der Fügsamkeit. So trat denn die Delegation ins Dasein. Während ihrer Beratungen im Radziwillschen Palast lebte die vornehme Welt in Warschau in Saus und Braus; Feste und Bälle drängten einander, am Pharaotisch rollten die Goldstücke; im Rausch des Lebens suchte man das Unglück des Vaterlandes zu vergessen; das Gefühl für Tugend, Recht und Ehre schwand immer mehr dahin. Selbst der Pole Lelewel fällt ein scharfes Verdammungsurteil über den korrumpierten Adel jener Tage: „Man kann sagen, daß die Geschichte Polens zu keiner Zeit unter schwärzeren Farben sich darstellt; es war eine Zeit der schmählichsten Erniedrigung und der empörendsten Verderbnis. Alle Hochgestellten waren verkäuflich, raubsüchtig, unersättlich.“ So wurde denn nicht nur die Teilung gutgeheißen, sondern auch Sept. 1773.
ein von Poninski vorgelegter Entwurf, wie in Zukunft die Verfassung und Regierung eingerichtet werden sollte, angenommen, ein Werk, welches die Gewalt und die Rechte der Krone vollends zu einem Schatten herabwürdigte. Nicht nur daß darin der Fortbestand der „freien und unabhängigen Republik“ mit dem gewählten Oberhaupt, mit der ganzen alten Verfassungsform samt dem Liberum Veto als Grundgesetz aufgeführt war, es sollte auch zur schärferen Begründung des Gleichgewichts der exekutiven und ständischen Gewalten ein „permanentes Konseil“ errichtet werden, das unter dem Vorsitz des Königs die Verteilung der Ämter und der Gnadenverleihungen zu bestimmen habe. Dadurch kam die ganze ausübende Macht an einen oligarchischen Rat, der von Senat und Ritterschaft gewählt dem König die Vorschläge für die Besetzung der Würden der Bischöfe, Generale, Palatine und aller höhern Behörden zu machen hatte.

Von der Zeit an war der russische Gesandte in Warschau der eigentliche Schluß des Reichstags.
Gebieter der polnischen Republik. Der Versuch Poniatowskis, der Krone noch einen schwachen Schimmer von Majestät zu retten, zog ihm im Reichstag den hämischen Spott des Fürsten August Sulkowski zu. Zum Dank für so viele Hingebung von seiten des Adels und der Bischöfe willigte denn auch die Kaiserin in eine Beschränkung des Toleranzgesetzes: die Dissidenten sollten vom Senat und den Ministerstellen ausgeschlossen und im Reichstag nur durch drei Landboten ihres Bekenntnisses vertreten sein, sonst aber alle kirchlichen und bürgerlichen Rechte genießen. Nach zweijähriger Dauer wurde der Reichstag geschlossen, welcher der Existenz des Polenreichs die Axt an die Wurzel gelegt 12. April 1775.
hatte. Der Adel, verschuldet, käuflich, sittenlos und von keiner höhern Idee getragen, ging durch die eigne Entartung zu Grunde. Die Männer, die sich wie

die Poninski, Radziwill, Branicki u. a. als Werkzeuge der russischen Politik hatten gebrauchen lassen oder wie die Czartoryski sich beeilten, der Kaiserin ihre fortdauernde Ergebenheit zu bezeugen, trugen Reichtümer, einträgliche Ämter, Güter und Privilegien davon. Das stumpfsinnige Volk, das unter der unmenschlichen Herrschaft barbarischer Edelleute ein tierisches Dasein verbrachte, sah dem Untergang des Vaterlandes mit trägem Gleichmut zu.

Erneuerung des russisch-türkischen Kriegs. Mittlerweile war der Türkenkrieg von neuem ausgebrochen, da man sich in Fokschani nicht über die Friedensbedingungen hatte einigen können. Beide Teile strengten an der untern Donau ihre Kräfte an, die Russen unter Rumanzow, um ihre Eroberungen im Süden dieses Flusses auszudehnen, die Osmanen, um die Moldau und Walachei wieder zu besetzen; mehrmals wurde der Strom von der einen und von der andern Armee überschritten. Auf russischer Seite verloren die tapfern Generale Weißmann und Waymarn ihr Leben auf dem Schlachtfeld; der von der Pforte abgefallene Ali Bei von Kairo, der sich in Syrien mit einigen aufständischen Statthaltern zum Kampf gegen den Großherrn vereinigt hatte, wurde von seinem eignen Schwiegersohn gestürzt
Mai 1773. und starb als Gefangener an seinen Wunden oder an Gift. Im folgenden Jahr hatten die Russen mehr Glück. Sultan Mustafa, der während seiner langen Regierung wohl vielerlei unternommen aber dabei wenig Kraft und Fähigkeit an den Tag gelegt hatte, ging im Dezember 1773 aus der Welt und hatte seinen
Abdul Hamid. 1774–1789. Bruder Abdul Hamid zum Nachfolger, einen Mann, der seit dem Tod seines Vaters Ahmed III. dreiundvierzig Jahre lang in enger Kerkerhaft gehalten worden war. Ohne Talent, sagt Hammer, ohne Geschäftserfahrung, ohne andre Kenntnisse von der Welt, als die er sich durch die Lesung osmanischer Reichsgeschichte erworben, und daher im höchsten Grad aufgeblasen, war er ein Muster türkischer Unwissenheit und Einbildung, übrigens ohne Charakter die Zügel der Herrschaft in schlaffen Händen haltend. Die Russen, die nun in Polen ihre Zwecke erreicht hatten und durch den Aufstand der Kosaken unter Pugatschew von einem innern Krieg bedroht waren, zeigten sich bereit, den Türken günstigere Friedensbedingungen zu gewähren als früher in Fokschani und dann in Bukarest; allein der unselbständige Sultan, ganz abhängig von den in fanatischer Verblendung verstockten Ulemas, wies übermütig alle Friedensvorschläge und die von dem österreichischen und dem preußischen Gesandten Thugut und Zegelin angebotene Vermittelung von der Hand und bestand auf der Fortsetzung des Kriegs. Dieser Übermut trug den Osmanen schlimme Früchte. Im Heer war alle Disziplin und Kampflust gewichen, so daß, als eine Abteilung der türkischen Truppen von den russischen Generalen Kamenskoi und Suwarow
16. Juni 1774. bei Basardschik angegriffen wurde, die ganze Armee, Reiterei und Fußvolk wie von panischem Schrecken erfaßt in wilder Flucht auseinander jagte, das ganze Lager und neunundzwanzig Kanonen im Stich lassend. Die Kunde davon erzeugte auch im Hauptheer, das unter dem Großwesir Mahinsade Mohammed

Pascha in der Nähe von Schumla stand, den Geist des Aufruhrs, so daß, noch ehe der Feldmarschall Rumanzow zum Angriff schritt, die Türken zu Tausenden das Weite suchten. Dies benutzte der russische Oberbefehlshaber, um den Feinden alle Verbindung mit Varna abzuschneiden und den Großwesir in solche Bedrängnis zu setzen, daß er, von allen Seiten eingeschlossen und über zuchtlose Soldaten gebietend, eine Übereinkunft unter jeder Bedingung suchen mußte. Rumanzow gewährte den erbetenen Waffenstillstand nur für den Fall eines Friedensschlusses; und so blieb denn dem Großwesir nichts übrig, als den Resmi Ahmed Effendi, der den Russen stets gewogen gewesen, zum Bevollmächtigten zu ernennen. Dieser traf mit dem Fürsten Nikolaus Repnin in Kütschük Kai- 21. Juli 1774.
nardschi, unweit Silistria, zusammen, und in wenigen Stunden kam ein Friede zum Abschluß, wie ihn die Russen vorschrieben.

In dem Frieden von Kainardschi wurden die Tataren der Krim und des Kuban Friede von Kütschük Kainardschi.
für ein von der Pforte unabhängiges Volk erklärt, mit dem Recht, sich selbst ihren Chan aus dem Geschlecht Dschengischans zu wählen. Kertsch und Jenicale in der Krim und Kinburn, an der Mündung des Dnjepr, sollten den Russen verbleiben, dagegen alle andern Eroberungen, insbesondere die Moldau und Walachei wieder in das frühere Verhältnis zurückkehren, jedoch mit dem Zugeständnis an die christliche Bevölkerung dieser Fürstentümer, daß sie in der freien Ausübung ihrer Religion, in dem Bau von Kirchen und Klöstern in keiner Weise beschränkt, in Beziehung auf Tribut und Abgaben mit Schonung behandelt werden sollte, und daß die bei der Pforte beglaubigten russischen Gesandten den Fürstentümern ihren Schutz und ihre Verwendung angedeihen lassen dürften. Auch sollte den Bekennern der russisch-griechischen Religion der öffentliche Kultus in einer in der Vorstadt Galata zu erbauenden Kirche ihres Glaubens sowie der Besuch des heiligen Grabes und der andern heiligen Stätten in Jerusalem ohne irgend eine Abgabe gestattet sein, und den Ministern des russisch-kaiserlichen Hofes das Recht zustehen, bei jedem Anlaß in diesen religiösen Beziehungen der Pforte Vorstellungen zu machen. Außer diesen die Abgrenzung der beiderseitigen Reiche nnd die Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte betreffenden Artikeln wurde noch in dem Friedensvertrag festgesetzt, daß den russischen Handelsschiffen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, freie Schiffahrt auf den türkischen Meeren und auf der Donau, sowie das Einlaufen in türkische Häfen gesichert sein und dem Inhaber des russischen Thrones der Titel eines Padischah zustehen sollte. Zwei geheime Artikel legten der Pforte die Entrichtung von vier Millionen Rubel und die schläunige Räumung des Archipels auf. Der Republik Polen, der Hauptursache des Kriegs, wurde mit keiner Silbe gedacht.

Der Friede von Kütschük Kainardschi war der Anfang einer neuen Ära in Bedeutung des Friedens.
der Kriegs- und Eroberungspolitik Rußlands. Die Erwerbung der Thäler des Kuban und Terek war der erste Schritt zur Unterwerfung der Tscherkessen; der Besitz von Asow, der Krimschen Küstenstädte und der Feste Kinburn öffnete den Russen den Weg nach den euxinischen Gewässern; er gewährte ihnen die Möglichkeit sich an dem Asowschen und Schwarzen Meer auszubreiten und festzusetzen, wenngleich Oczakow auf dem rechten Stromufer noch in den Händen der Türken gelassen ward. Und wie sollte der Chan der Tataren, abgeschlossen von dem

türkischen Reich und eingeschnürt von den russischen Besitzungen, seine Souveränität auf die Dauer behaupten? Die Bestimmung in betreff der Moldau und Walachei, daß der russische Botschafter in Konstantinopel berechtigt sein sollte, wo es nötig scheine, sich für die Fürstentümer zu verwenden, und der Artikel zu gunsten der christlichen Unterthanen gab dem Petersburger Kabinett Gelegenheit, sich jederzeit in die innern Angelegenheiten der Türkei zu mischen, die tausend Mittel und Wege einer wühlerischen Staatskunst, welche die russische Diplomatie so meisterhaft zu handhaben versteht, in Anwendung zu bringen. Seitdem schauten die europäischen Mächte mit Mißtrauen und Besorgnis auf das „von Bajonetten und Eiszapfen starrende" Rußland, und die offiziellen Versicherungen aus St. Petersburg, daß es nicht auf Eroberung und Ländergewinn abgesehen sei, fanden wenig Glauben mehr.

5. Katharinas Hofleben und die altrussische Opposition. Pugatschew.

Organisatorische Thätigkeit.

Durch diese kriegerischen und diplomatischen Triumphe erwarb sich Katharina in ganz Europa den Ruhm einer großen Herrscherin, nach dem ihr stolzes Herz so sehr Verlangen trug. Sie wurde bewundert und verherrlicht. Die französischen Schriftsteller nannten sie die „Semiramis des Nordens". Teilte sie doch alle die Eigenschaften, die man jener mythischen Königin von Assyrien beilegte: Schönheit und Wollust, den Durst nach kriegerischen Großthaten und den Ehrgeiz, ihren Namen durch Werke der Kunst und des Geistes der Nachwelt im Gedächtnis zu erhalten. Eifersüchtig auf den Ruhm einer Selbstherrscherin, hielt sie ihren Sohn Paul Petrowitsch von allen Staatsgeschäften fern, vernachlässigte seine Erziehung und ließ ihn aufs sorgfältigste überwachen, damit er nicht die Hand nach der ihm gebührenden Krone ausstrecken möchte. Zugleich suchte sie durch zivilisatorische und organisatorische Thätigkeit, durch Vergrößerung des Reichs und der Zarenmacht in der russischen Nation die Überzeugung zu erwecken, daß unter ihrem Zepter der moskowitische Name zu Größe, Glanz und Wohlfahrt erhoben werde. Die Reformen in der Volksbildung, Verwaltung, dem Gerichtswesen waren freilich mehr prunkende Manifestationen als bleibende Schöpfungen; dauernde Verdienste dagegen erwarb sich die Kaiserin durch Hebung des Handels, durch Beförderung der Industrie, durch Begünstigung des Kaufmannsstandes, der Schiffahrt und des Seewesens, durch Beseitigung vieler Monopole. In diesen Bestrebungen stand ihr ein einsichtsvoller Staatsmann, Graf Johann Jakob von Sievers, als Statthalter von Nowgorod hilfreich zur Seite. Er arbeitete unablässig an der Herstellung von Verbindungswegen, Wasser- und Landstraßen, beförderte Kolonisationen und Städtegründungen, wirkte für Besserstellung des Bauernstandes, für Erleichterung der Leibeigenschaft und für andre nützliche und humane Zwecke. Dabei blieb fortwährend Katharinas ganze Sorgfalt der Verbesserung und Ausbildung des Kriegswesens, als der Grundlage des

russischen Eroberungsstaates, zugewendet. Die Einteilung des gesamten Reichs in Gubernien oder Provinzen mit einer weitern Zerlegung in Kreise, wobei ihr Sievers' Vorschläge einer „Statthalterschaftsverfassung" zweckmäßige Anhaltspunkte boten, war sowohl für die militärischen Aushebungen und Organisationen, als für Rechtspflege, Finanzen und Verwaltung fördersam.

Die großfürstliche Oppositionspartei.

Dennoch gelang es der Kaiserin nie, sich die Zuneigung des russischen Volks zu erwerben; sie wurde stets als Fremde angesehen, die sich auf gewaltthätige usurpatorische Weise einen Herrscherthron angemaßt, der nicht ihr, sondern ihrem Sohn gebührte. Der Zarewitsch selbst fügte sich mit unterwürfigem Sinn dem überlegenen Geist und dem starken Herrscherwillen der Mutter; dagegen trug seine erste Gemahlin, Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, in der griechischen Kirche und am Hof Natalie Alexejewna genannt, die untergeordnete Stellung sehr schwer. Sie bildete den Mittelpunkt einer malkontenten Hofpartei, zu der mehrere hochgestellte Adlige gehörten, wie Graf Andrey Rasumowski, der Sohn des Hetman, der als besonderer Verehrer der Großfürstin galt, wie der uns bekannte Herr von Saldern aus Holstein, wie der Feldmarschall Panin; ja selbst der Reichskanzler Nikita Panin, der seine Sympathien für einen oligarchischen Reichsrat noch nicht verwunden hatte, war dem frondierenden Kreise nicht fremd. Die Kaiserin erhielt Kunde von den Umtrieben durch einen Sekretär des Kanzlers Namens Bakunin. Sie gab dem Großfürsten ihr Mißfallen zu erkennen. Paul gestand demütig sein Unrecht und bat um Verzeihung. Katharina begnügte sich damit und legte, ihrem Grundsatz getreu, der Sache keine weitere Bedeutung bei. Die Großfürstin starb bald darauf, unmittelbar nach der Geburt eines toten 1775.
Kindes. Pauls zweite Gemahlin, Maria von Württemberg, fand sich leichter in die untergeordnete Stellung und hielt sich von allen Intrigen fern. Der Großfürst durfte es bei dem unbestimmten Staatsrecht Rußlands und der mangelhaften Rechtsbildung der höhern Stände nicht wagen, durch oppositionelle Haltung gegen seine Mutter seine Zukunft in Gefahr zu setzen. Der Hauptherd der Unzufriedenheit gegen die „Selbstherrscherin" war die alte Hauptstadt Moskau, der Sitz des russischen Adels. Aber gerade dort schwebte man damals in Angst und Furcht vor einer Volksbewegung, wie seit den Tagen des falschen Demetrius keine zweite das Reich bedroht hatte.

Der Kosakenaufstand unter Pugatschew. 1774. 1775.

In dem Heer, welches unter General Panin Bender erstürmte, befand sich ein Kosak Namens Jemelka Pugatschew, ein kräftiger Soldat von stämmigem Wuchs. Des Kriegsdienstes überdrüssig, verließ er heimlich die Armee und kam nach manchen Abenteuern zu seinen Stammesgenossen, die seit ihrer Unterwerfung unter die russische Herrschaft am Jaik und am Ural die Grenzlande gegen die räuberischen Stämme der Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren beschützten und auch in den kaiserlichen Heeren dienten. [Sie waren unzufrieden, daß man ihnen ihre alten Freiheiten entrissen, insbesondere die Wahl ihres Hetman, sie den russischen Beamten unterworfen, welche sie durch Bedrückung, Willkür und

Unredlichkeit zur Verzweiflung brachten, und ihnen die Löhnung für ihre Kriegsdienste vorenthielt oder mangelhaft entrichtete. Schon im Jahr 1770 war es zu einem Aufstand gekommen. Man hatte ihnen befohlen, die in ihrer Nähe wohnenden Kalmücken, welche um derselben Ursachen willen wieder nach der Mongolei, ihrer ursprünglichen Heimat, zurückkehren wollten und 30,000 Familien stark mit ihren Weibern, Kindern, Knechten, mit ihren Herden, Zelthütten und aller Habe aufgebrochen waren, an ihrem Vorhaben zu verhindern. Sie weigerten sich, und als die Russen sie zwingen wollten, ergriffen sie die Waffen, erfochten einen Sieg und erschlugen den General Traubenberg an der Pforte seiner Wohnung. Bald erlagen sie jedoch den aus Moskau gegen sie ausgeschickten Truppen und mußten furchtbare Strafgerichte über sich ergehen lassen. Die Rädelsführer wurden zur Knute verurteilt, viele nach Sibirien verwiesen. Noch war alles in Gärung, als Pugatschew am Jaik erschien und sich, für Peter III. ausgebend, der den Händen der Mörder entflohen sei, bald das ganze aufgeregte Volk zum Aufstand brachte. Als Tagelöhner verkleidet von Hütte zu Hütte wandernd, beredete er die handfesten Bauern und Kriegsmänner ihm zu folgen. In kurzem stand er an der Spitze einer bewaffneten Schar; wenn er vor den Grenzfestungen erschien, ging die Besatzung größtenteils zu ihm über. Ob alle an die Wahrheit seiner Aussage glaubten, mag zweifelhaft sein, aber entschlossen, die gewaltsame Verkümmerung ihrer Lebensgewohnheiten nicht länger zu dulden, sahen die Kosaken mit dem Instinkt roher Naturvölker in dem kühnen militärisch geschulten Landsmann den geeigneten Anführer zum Kampf für eine erträglichere Existenz. Bald schlossen sich die räuberischen Horden der Steppe, Baschkiren, Kirgisen, Mordwinen u. a., die Arbeiter der Bergwerke am Ural, entlaufene Sträflinge dem Aufruhr an. Vor allem traten die gedrückten und zurückgesetzten Altgläubigen (Raskolniken) auf Pugatschews Seite und die unzufriedenen Popen und Mönche schürten das Feuer. Die Kosaken empfingen den angeblichen Kaiser mit Glockengeläute, mit Salz und Brot. Er versprach ihnen ihre alten Freiheiten und Gebräuche zurückzugeben; wer ihm widerstand starb am Galgen. Schon wälzte sich die aufständische Menge mordend, raubend und verwüstend gegen die Wolga heran; die Leibeignen, denen der Rebellenhäuptling die Freiheit versprach, erhoben sich, verjagten ihre adligen Dränger oder ermordeten sie; die Raskolniken und Sektierer nahmen Rache an den Priestern der herrschenden Kirche.

Die Aufrührer im Wolgagebiet. Pugatschews Ausgang.

In Moskau vernahm man mit Zittern und Grauen die Nachrichten von der unheimlichen Bewegung, welche, wenn sie weiter nach Westen vordringen sollte, den ganzen gesellschaftlichen Bau umzustürzen drohte. Soweit sollte es jedoch nicht kommen. Pugatschew rückte nicht gegen Moskau vor; er wütete an der Wolga und suchte Orenburg und Kasan zu erobern. Dadurch erhielt die Regierung Zeit, den Aufständischen, welche die ersten unzulänglichen Streitkräfte im Feld überwunden hatten, mit größerer Macht und Energie entgegenzutreten. Am Hof fürchtete man, es möchten höher gestellte Männer dem Kosakenführer

als geheime Ratgeber zur Seite stehen und der Bewegung Plan und Richtung geben. Darum wendete die Kaiserin der Sache volle Aufmerksamkeit zu. Die barbarische Zerstörungswut Pugatschews, der die Städte Kasan, Pensa u. a. O. Frühjahr 1774. ausplündern, dann in Brand stecken ließ und durch die grausamsten Unthaten seine tierische Roheit verriet, kam ihr dabei zu statten; denn die gemeinsame Gefahr führte alle Besitzenden auf ihre Seite. General Panin, der nach der Eroberung von Bender den Oberbefehl niedergelegt hatte, weil er sich nicht nach Verdienst belohnt glaubte und als Malkontenter in Moskau sich aufhielt, von der mißtrauischen Kaiserin mit Spähern umgeben, bot jetzt seine Dienste an, und als Katharina mit Freuden darauf einging, rückte er nach dem Schauplatz des Auf- August 1774. ruhrs. Er fand jedoch das Hauptwerk bereits vollbracht. Dem tapfern Oberst Michelson und dem General Alexander Suwarow war es gelungen, die Insurgentenhaufen aufs Haupt zu schlagen und zu zerstreuen. Während die Sieger die Überwundenen nach den Steppen verfolgten, rettete sich Pugatschew mit dreißig Waffengefährten auf das andre Ufer der Wolga. Aber seine Rolle war ausgespielt. Seine Begleiter kamen überein, ihre eigne Rettung durch die Auslieferung des Führers zu erkaufen. Sie überfielen ihn als er gerade an einem Pferdebein seinen Hunger stillte und riefen ihm zu: „Du bist nun lange genug Kaiser gewesen!“ Pugatschew setzte sich zur Wehr, wurde aber übermannt und dem Kommandanten von Jaizk ausgeliefert. Dieser ließ ihn nach Simbirsk schaffen, wo Graf Panin sein Hauptquartier hatte. Von da wurde der furchtbare Volkshäuptling in einem hölzernen Zwinger nach Moskau geführt, wo er enthauptet und sein Leichnam gevierteilt ward. Mehrere seiner Gehilfen wurden 21. Jan. 1775. hingerichtet, andre geknutet und nach Sibirien verbannt. In Moskau atmete der Adel auf und freute sich, daß dieser drohende Sturm vorübergezogen.

Gab das Staatsleben und die kriegerische Kraftentfaltung Rußlands unter Katharinas Günstlinge. Katharina II. trotz der treulosen Politik gegenüber den Polen den Zeitgenossen Stoff zur Bewunderung der Herrschergröße der Zarin, so waren ihre Ausschweifungen der Gegenstand des Ärgernisses und der Satire. Wie in Paris Mätressen das Staatsruder lenkten und die Staatsgelder vergeudeten, so dort Günstlinge. Sowenig Rücksicht auf Anstand und öffentliche Meinung legte man sich auf, daß an der Newa die Stelle eines begünstigten Liebhabers wie ein Hofamt vergeben ward, der Auserkorene bestimmte Prunkgemächer im Kaiserschloß bewohnte. Lange genoß **Gregor Orlow** die höchste Gunst seiner Gebieterin; Gregor Orlow. seine Dienste bei der Katastrophe, welche Katharina auf den Zarenthron führte, wurden reichlich belohnt: er erhielt Reichtümer, hohe Ämter und Ehrenstellen und einen Einfluß im Staat und in der Gesellschaft, wie kein andrer Edelmann. Aber seine Brutalität und Herrschsucht, durch die er sich allgemein verhaßt machte, wurden zuletzt selbst der Kaiserin lästig, und so gelang es einer Hofpartei, den Kanzler Panin und den Fürsten Variatinski an der Spitze, den Sturz des despo- Sept. 1772. tischen Günstlings zu bewirken. Als er von Moskau zurückkam, begrüßt als der

Befreier von Pest und Aufruhr, fand er seinen Posten besetzt. Ein schöner Gardeoffizier, Alexander Wassiltschikow, hatte als Gesellschafter die Prachträume im Palast bezogen. Orlow erhielt die Weisung, auf seinem Landgut Gatschina Quarantäne zu halten. Er gebärdete sich wie ein Wütender, trotzte und drohte. Alles umsonst. Panin behauptete das Feld und Gregor fand sich endlich in die Notwendigkeit. Nachdem er sich äußerlich mit der Kaiserin ausgesöhnt und von ihr zum Trost und Abschied den Fürstenrang erhalten hatte, begab er sich auf Reisen und nahm dann seinen Aufenthalt in Moskau, wo er nach zehn Jahren im Wahnsinn starb, wie man behauptete, eines gewaltsamen Todes. Der neue Günstling war zu unbedeutend und ungebildet, als daß er sich lange hätte halten können; Katharina schämte sich des Umganges mit einem so geistlosen Menschen und wählte statt seiner einen Gardeoffizier aus einer verarmten Adelsfamilie von Smolensk, Gregor Potemkin, der schon bei der Militärrevolte gegen Peter III. ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war von hoher Gestalt und männlichem Charakter, und besaß natürlichen Verstand, wenn er auch ohne Bildung, ohne Kenntnisse und tiefere politische Einsicht war. Er hatte sich im Türkenkrieg hervorgethan und war von Rumanzow zum Überbringen einer Siegesbotschaft nach Petersburg geschickt worden, wo er durch sein militärisches Wesen, seine nicht ungefälligen Manieren und sein gewandtes Benehmen die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich lenkte. Zum Kammerherrn ernannt und in die Hofzirkel gezogen, war er bald der erklärte Günstling Katharinas, zu der er in der ersten Zeit ihres intimen Verhältnisses eine aufrichtige ja leidenschaftliche Zuneigung hegte oder wenigstens zu hegen sich die Miene gab. „Potemkin war weit ehrgeiziger als je Orlow, dabei ein trefflicher Menschenkenner und geschickt zur Intrige; ohne jede Spur von Religion, war er im geeigneten Moment Frömmler; kühn und unternehmend, überließ er gewöhnlich die gefährlichere Ausführung andern, und den heftigen Polterer liebte niemand außer Katharina, während alle den fürchteten, der durch ihre Liebe allgewaltig schien.“ Wir werden dem merkwürdigen Mann, der schon nach dem Pugatschewschen Aufstand zum General und in den Grafenstand erhoben ward, mit der Zeit zum Feldmarschall, Fürsten und allmächtigen Minister emporstieg, noch öfters begegnen. Keiner genoß so dauernd Katharinas Gunst und Vertrauen, keiner benutzte seine Stellung und seinen Einfluß auf die Gebieterin so sehr zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Herrschsucht und Geldgier, seines unersättlichen Verlangens nach rohem verschwenderischen Lebensgenuß als Potemkin, „der Fürst der Finsternis“, wie man ihn in der Folge mit Anspielung auf seinen Beinamen „der Taurier“ nannte. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Staats und die Eroberungspläne, lebte während der Zeit mit einer ans Fabelhafte grenzenden Pracht und trug die Reichtümer, womit ihn seine freigiebige Gebieterin, der er abwechselnd schmeichelte und trotzte, überschüttete, auf die auffallendste Weise zur Schau. Selbst als sich die Neigung Katharinas

Wassiltschikow. Potemkin.

andern zugewendet, blieb der übermütige Potemkin an der Spitze aller Unternehmungen; ja er führte der Kaiserin selbst Günstlinge zu; sobald aber einer derselben seine Stellung zu Intrigen gegen ihn mißbrauchte, erzwang er dessen Entfernung. So bei Sawadowski, bei Sorizsch, bei Korsakow. Der kühne Unternehmungsgeist des Tauriers, der weder Menschenleben noch Geld schonte, der ihre Eitelkeit und ihren Ehrgeiz durch Pläne von abenteuerlicher Großartigkeit, durch phantastische Bilder von Ruhm und Macht reizte, imponierte der Kaiserin; nur ein Mann von solchen Eigenschaften und von solcher Energie war nach ihrer Ansicht fähig, ihrer Regierung den würdigen Glanz und Ruhm und ihrem Thron Sicherheit zu verleihen. Sein fast riesenhafter Gliederbau schien ein titanisches Wesen anzukündigen. Die Leiden, die sein barbarischer Ungestüm, seine maßlose Verschwendung und seine phantastische Eroberungspolitik über das Volk brachten, schlug sie nicht an. Über den Gebilden ihres Herrscherstolzes übersah sie die Not und Bedrängnis der Völker.

6. Fürst Potemkin und die russische Eroberungspolitik im Orient.

Katharinas Eroberungspläne und Bund mit Kaiser Joseph II.

Dem Einfluß und Größenwahn Potemkins war es in erster Linie zuzuschreiben, daß Katharina die Eroberungspolitik im Südosten wieder aufnahm, die durch den Frieden von Kütschük Kainardschi geschaffenen Verhältnisse zu gunsten Rußlands neu zu gestalten suchte. Der letzte Krieg hatte die Gebrechen und den Verfall des Osmanenreichs so offen gelegt, hatte so deutlich gezeigt, mit wie lockeren Banden die unterjochten Völkerschaften, insbesondere die griechische Welt an die Hoheit der Pforte geknüpft seien, daß es dem eroberungssüchtigen rücksichtslosen Potemkin gelang, den Geist der Kaiserin mit phantastischen Plänen und Entwürfen zu füllen und sie immer weiter zu treiben auf der Bahn der Eroberung und Machtvergrößerung. Wäre es nicht möglich, die Herrschaft der Türken in Europa zu brechen, das alte byzantinische Reich am Bosporus wieder aufzurichten und als unabhängige griechische Monarchie einem Enkel der Zarin zuzuwenden, die slawischen Völkerschaften an der Donau und am Balkan unter christliche Herrschaft zu bringen, die Länder im Norden des Stromes zu einem neuen „Dacien" unter russischem Protektorat zu vereinigen und einem christlich-slawischen Vasallenfürsten zu übertragen? Man sieht, es tauchten damals in Petersburg Gedanken und Entwürfe auf, die seitdem nie wieder aus dem Gesichtskreis der russischen Machthaber, Staatsmänner und Diplomaten verschwunden sind. Den alten König Friedrich II. konnte man nicht hoffen für solche weittragende ans Abenteuerliche streifende Pläne zum Bundesgenossen zu gewinnen; die Haltung der russischen Kaiserin im bayrischen Erbfolgekrieg, wo sie mehr als Schiedsrichterin zwischen den streitenden Parteien, denn als Verbündete Preußens auftrat, war nicht danach angethan die Allianz zu stärken. Es war nicht nach Friedrichs Sinn, daß Rußland als Bürge des Teschener Friedens neben Frank-

reich aufgeführt ward und dadurch Anlaß zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten erhielt. Aber bestieg nicht im Jahr 1780 ein thatenfroher, für neue Schöpfungen empfänglicher Fürst den Thron Maria Theresias, ein Fürst, der es nicht verschmerzen konnte, daß der preußische Monarch seinen Plänen auf Einverleibung Bayerns entgegengetreten war und der bereit schien, um das preußisch-russische Bündnis zu zerreißen und den Beistand Rußlands für seine eignen Interessen zu gewinnen, Hand in Hand mit dem Petersburger Kabinett zu gehen? Graf Cobenzl, der österreichische Gesandte am Zarenhof, hatte die Weisung, weder Geld noch Mühe zu sparen, um Rußland von der Allianz mit Preußen abzuziehen und die alte vertraute Freundschaft zwischen den beiden kaiserlichen Höfen wiederherzustellen. Die persönlichen Wünsche und Neigungen der Herrscher erleichterten die Annäherung. Es gelang dem Habsburger die Zarin dem preußischen König zu „entführen", und diese kam dem jüngern Bewerber huldvoll entgegen. Eine Zusammenkunft der beiden Majestäten zu Mohilew, die mit einer gemeinschaftlichen Reise nach Petersburg schloß, bahnte schnell den Weg zu einem freundschaftlichen Einverständnis. Der klugen Kaiserin, die bald erkannte, von welcher Seite Joseph am sichersten zu fassen sei, fiel es nicht schwer,
18. Mai 1781. den lebhaft fühlenden Fürsten so für sich einzunehmen, daß er im ersten Jahr seiner selbständigen Regierung in tiefstem Geheimnis durch einen eigenhändigen Brief an Katharina ein Bündnis einging, worin er sich verpflichtete, falls Rußland von der Pforte oder einem andern Staat angegriffen würde, der Kaiserin mit seiner ganzen Macht beizustehen und ohne sie weder einen Sonderfrieden noch einen Waffenstillstand zu schließen.

Daß beide die Vergrößerung ihrer Macht im Auge hatten, unterliegt keinem Zweifel, mag auch immerhin das in Dohms „Denkwürdigkeiten" erwähnte Projekt einer Wiederherstellung des alten Zustandes der Welt, wonach ein griechisches und ein römisches Kaiserreich wieder aufgerichtet werden sollte, jenes unter russischer, dieses unter österreichischer Hegemonie, ein Plan, der in Petersburg zwischen Joseph und Katharina verabredet worden sein sollte, nur ein Phantasiegebilde des preußischen Staatsmannes gewesen sein.

Resultate des russisch-österreichischen Bündnisses. Sept. 1782. Katharina wußte die Hingebung Josephs zu ihren Zwecken zu benutzen. Während sie den habsburgischen Herrscher für die angedeuteten Pläne zu gewinnen suchte, welche ebenso das Wohl ihrer beiderseitigen Monarchien, wie den Nutzen der ganzen Christenheit bezweckten, und um den Schein des Eigennutzes fern zu halten, für Rußland selbst nur geringfügige Erwerbungen zur Sicherung der Grenzen, des Handels und der Schiffahrt in Anspruch nahm, wurden zugleich erfolgreiche Schritte gethan, um die Halbinsel Krim, deren sie in ihren Briefen mit keinem Wort gedachte, unter die russische Botmäßigkeit zu bringen. Dem Kaiser wurde die Vergrößerung seines Reichs durch venetianisches Gebiet und den nordwestlichen Teil der Türkei südlich von Belgrad, wie er sie mit genauerer Angabe der einzelnen Gebiete verlangte, in Aussicht gestellt, damit er die russischen Pläne auf die pontexinischen Länder nicht durchkreuze.

Katharina wagte wenig bei der Zusage, denn sie konnte sicher sein, daß die übrigen europäischen Mächte niemals eine solche Umgestaltung des Territorialsystems, eine solche Störung des politischen Gleichgewichts zugeben würden. Dem hochfliegenden Geist Josephs mochten Entwürfe von solcher Tragweite wohl ausführbar erscheinen; der weltkluge Reichskanzler dagegen erblickte darin nur „luftige und leere Träume", die man indessen immerhin im Interesse Österreichs verwerten könne. Hatte doch schon unter Maria Theresia das Wiener Kabinett die Zerwürfnisse Rußlands und der Türkei über die Vollziehung des Friedens von Kütschük Kainardschi zu seinem Vorteil ausgebeutet, indem es sich „zur bessern Verbindung Galiziens und Siebenbürgens" das während des Kriegs besetzte Grenzgebiet Bukowina von der Pforte „zu ewigem Eigentum" abtreten ließ und somit seine polnischen Erwerbungen noch vergrößerte. Auch Katharina benutzte die guten Beziehungen zu Österreich zunächst zu sehr realistischen Zwecken. Auf Anraten Potemkins, der, seitdem es ihm gelungen war den Reichskanzler Nikita Panin zu verdrängen, auf dem Höhepunkt seiner Macht Sept. 1781. und seines Einflusses stand, traf sie Anstalten, die Bedingungen des Friedens von Kainardschi zur Vergrößerung ihres Reichs im Südosten auszunutzen.

Russische Politik im Orient.

Im Diwan hatte man lange Anstand genommen, die Friedensartikel zu ratifizieren; es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis Katharina die Pazifikation des Reichs mit einem glänzenden Fest in Moskau feiern konnte. Juli 1775. Die europäische Diplomatie hatte während dieser Zeit alle Hände voll zu thun, um in Konstantinopel die streitigen Fragen auszugleichen und die Pforte zum Nachgeben zu bringen. Durch die vermittelnde Thätigkeit von Preußen und Österreich, die damals noch gemeinschaftliche Wege mit Rußland gingen, wurde der durch französische Einflüsterungen genährte Widerstand der Osmanen niedergeschlagen und ihr Mißtrauen beseitigt. Die beiden Gesandten Zegelin und Thugut gingen in ihren friedenstiftenden Arbeiten Hand in Hand. Aber der Frieden von Kütschük Kainardschi trug zu viele Keime von Zwietracht und feindseliger Politik in sich, als daß derselbe einen lebensvollen Bestand hätte gewinnen sollen. Die Pforte hatte ihn in der Not und Verzweiflung abgeschlossen und suchte die Ausführung möglichst abzuschwächen oder zu verhindern, indes die russische Regierung auf dem gewonnenen Boden zu weiteren Eroberungen fortzuschreiten gedachte. Repnin, der zum russischen Gesandten in Konstantinopel ernannt worden, suchte durch Aufwand und Verschwendung sich Freunde und Anhänger zu verschaffen und durch absichtliches Übersehen der mangelhaften Ausführung einzelner Artikel jedes Mißtrauen, jede Gereiztheit niederzuschlagen, damit die russische Staatskunst Zeit gewänne, am Schwarzen Meer die Eroberungspolitik ruhig zu verfolgen. Die kriegerischen Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen in den letzten Jahren Maria Theresias waren diesen Plänen förderlich. In dem Asowschen Gouvernement wurden die Städte Cherson, Katharinoslaw und Marianopel angelegt und christliche Ansiedler aus der Krim und Armenien herbeigezogen. Ein Thor von Cherson trug die Inschrift „Weg nach Konstantinopel". Bei der Geburt des zweiten Großfürsten, dem man den bedeutungsvollen 1779. Namen Konstantin beilegte und Griechen zu Gespielen gab, wurde eine Denkmünze geschlagen, welche die Sophienkirche mit dem herabstürzenden Halbmond zeigte.

Erwerbung der Krim.

Ein weites Feld erfolgreicher Eroberungspolitik eröffnete sich der russischen Staatskunst in der Krim, jenem schönen, fruchtbaren, für Handel und Schiffahrt

so günstig gelegenen Land, das inselartig in das Schwarze Meer hineinragt und nur im Norden durch die eine Meile breite Landzunge von Perekop mit dem Festland zusammenhängt. Sonnige Hügel und Thäler auf den Küsten, im Innern Ackerfelder und Steppen, bieten Raum zu Obst-, Wein- und Getreidebau wie zur Viehzucht, und wie vorteilhaft die Lage für merkantile Zwecke, für den Seeverkehr mit dem gesamten Küstengebiet der pontischen Gewässer ist, haben die Kolonien der alten Hellenen wie die Niederlassungen der Italiener im Mittelalter bewiesen. Dieses schöne Land, das im Frieden von Kainardschi frei und unabhängig von der Pforte erklärt worden, wurde nun durch List und Gewalt unter die Herrschaft Rußlands gebracht.

Die Tataren, in einen grundherrlichen erblichen Lehnsadel verschiedener Klassen und Rangstufen und in zinspflichtige aber freie Vasallen geteilt, standen unter der Hoheit eines vom Adel aus dem Herrschergeschlecht Dschengischans gewählten Chans, der von dem türkischen Sultan, dem Oberhaupt der mohammedanischen Welt, eingesetzt worden und demselben zu Zins und Kriegsdienst verpflichtet gewesen war. Seit dem Frieden war es nun das Bestreben der russischen Regierung, die Tataren durch Intrigen und Verführungskünste dahin zu bringen, daß sie die erlangte Freiheit und Unabhängigkeit wieder aufgeben und die Rechte, die früher der Padischah von Konstantinopel geübt, nunmehr dem „Padischah von Petersburg" übertragen sollten. Es gelang ihren Agenten, mit Geld und andern Mitteln eine russische Partei zu bilden, welche ihren türkisch gesinnten Glaubensgenossen feindlich gegen-
Ende 1776. übertrat und den russischen Ränken die Brücke schlug. Aufstände zwischen den Faktionen, als die einen sich für den türkisch gesinnten Chan Dewlet-Girai, die andern für Schahin-Girai, den Schützling Rußlands erhoben, gaben dem Fürsten Prosorowski Veranlassung Perekop zu besetzen. Unter russischem Schutz wurde darauf Schahin-Girai zum Tatarenchan ausgerufen, indes sein Gegner hilflos und verlassen nach Konstantinopel entfloh. Um der altnationalen Partei gewachsen zu sein, schlug Schahin-Girai die Bahn eines Reformators ein. Er wollte Heer- und Kriegswesen, Marine und andre Dinge nach europäischer Art gestalten, die abendländische Kultur und Lebensweise einführen. Dadurch verlor er das Vertrauen seiner Unterthanen; er war in ihren Augen ein von den Sitten der Vorfahren treulos abgefallener Renegat. In kurzem trat ein neuer Gegenchan, Selim-Girai auf und fand Anhänger. Dies gab den Russen die erwünschte Gelegenheit, mit ihren Truppen aufs neue das Land zu
1777. überschwemmen, um ihren Schützling zu verteidigen. Baktschisarai und Kaffa wurden eingenommen und Selim mit seinen Anhängern in die Flucht geschlagen. Im
1778. folgenden Jahr vollendete der kriegskundige Suwarow die Unterjochung der Halbinsel, Land und Volk mit Verwüstung und Mord strafend. Schon jetzt drohte der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aufs neue loszubrechen; durch die europäischen Mächte wurde jedoch noch einmal eine Verständigung erzielt. Schahin-Girai wurde als souveräner Chan anerkannt, dem Sultan jedoch als Kalifen seine geistliche Ober-
Mai 1782. herrlichkeit vorbehalten. Im Mai 1782 brach ein neuer Aufstand aus. Schahin-Girai beleidigte das alttatarische Nationalgefühl, indem er sich in der Uniform der Preobraschenskischen Garde, zu deren Hauptmann ihn Katharina ernannt, öffentlich zeigte, mit dem St. Annenorden sich schmückte, eine russisch gekleidete Leibwache hielt und den fremden Ansiedelungen allenthalben Vorschub leistete. Bald sah sich Schahin-
April 1783. Girai zur Flucht nach Taganrog genötigt. Nun erschien der schreckliche Potemkin mit großer Heeresmacht in Cherson, um die bereits beschlossene Besitznahme des Tataren-

staats zu vollziehen. Schahin-Girai wurde bewogen gegen das Versprechen eines Jahrgehalts von 100,000 Rubel alle Länder und Städte an Rußland abzutreten. Sofort Juli 1783.
rückten moskowitische Heere in die Halbinsel ein, um kraft dieses Vertrags die Herrschaft Katharinas aufzurichten. Mit barbarischer Grausamkeit brach Paul Potemkin, Bruder des Günstlings, den Widerstand des tatarischen Volks. Nachdem 30,000 Menschen jeden Alters und Geschlechts niedergehauen waren, beugte sich das unglückliche Land. Kurz zuvor hatten auch zwei Fürsten des kaukasischen Berglandes Georgien die türkische Oberhoheit mit der russischen vertauscht und dadurch die Küstenländer des Kaspischen Sees und die Gebirgslandschaften Tscherkessiens der Eroberungspolitik des Petersburger Kabinetts geöffnet. Die ohnmächtige Pforte, außer stand solchen Übergriffen mit den Waffen Einhalt zu thun und durch die Aussicht erschreckt, daß Rußland und das verbündete Österreich das Osmanenreich mit einem neuen Krieg überziehen möchten, der dann leicht zur Vernichtung der Türkenherrschaft in Europa führen und die Petersburger Projekte verwirklichen könnte, wurde durch die Vorstellungen der fremden Diplomaten in Konstantinopel bewogen, die Herrschaft der Russen über die Krim und Kuban anzuerkennen, den Frieden von Kütschük aufs neue zu bestätigen und in 8. Jan. 1784.
einen Handelsvertrag zu willigen, durch den Rußland die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und auf allen Flüssen des türkischen Gebiets, sowie freien Handel zu Wasser und zu Land erhielt.

Wie freute sich Katharina über diese Erfolge ihrer Politik! Potemkin wurde mit Reichtümern und Ehren überschüttet; alle Staatsmänner und Diplomaten, die bei dem Geschäft mitgewirkt, empfingen Gnadengeschenke. Nur einer trug keinen Lohn davon — der Chan Schahin-Girai. Von Potemkin um sein Jahrgehalt betrogen, voll Reue über seinen Verrat, wurde er in Woronesch gefangen gehalten und streng überwacht. Dennoch gelang ihm endlich die Flucht; er suchte eine Freistätte in der Türkei und richtete flehentliche Bitten nach Konstantinopel; aber statt ihm seine That zu verzeihen, ließ ihn die Regierung nach Rhodus schaffen, wo er unter den Händen abgesandter Henker eines gewaltsamen Todes 1787.
starb. In Petersburg aber traf man Anstalten, die neuen Eroberungen zu sichern. Der alte Name Taurien wurde wieder hergestellt, in die menschenleeren Steppen rief man Kolonisten aus Deutschland, die Handelsstätte Cherson und Odessa erhoben sich und ein äußerer Schein von Kultur blendete die Welt. „Aber ein noch in den achtziger Jahren zahlreiches, freies, wohlhabendes, in Seidenstoffe gekleidetes, ansehnliches Volk ist ganz zusammengeschwunden und zu einem hungernden Bettelvolk herabgesunken, seine ehemals prächtigen und glänzenden Zeltstädte sind zu Zigeunerlagern geworden und seine von Stein gebauten Ortschaften, Häuser und Paläste sind in Trümmer zerfallen.“ Nur allmählich schufen die Ansiedelungen vornehmer Russen in dem schönen peninsularischen Küstenland und die festen See- und Hafenstädte Balaklawa, Sebastopol und Feodosia eine neue Blüte.

In demselben Jahr, da der bethörte Tatarenchan auf Rhodus sein tragisches Ende fand, veranlaßte Potemkin seine Gebieterin die neugewonnenen Länder zu besuchen. Dies war die berühmte Reise über Smolensk, Kiew, den Dnjepr hinab nach Taurien, wo schnell aufgeführte künstliche Dörfer, zusammengetrie- Katharinas Reise nach Taurien. Jan. 1787.

bene Hirten und Herden und ländliche Feste als Blendwerk gebraucht wurden, um die Kaiserin glauben zu machen, das Land sei blühend und volkreich, um durch wesenloses Schaugepränge, durch Theaterdekorationen, durch huldigende Besuche fürstlicher Herren und Frauen aus Polen, durch unerhörte Verschwendung und Prachtentfaltung dem abenteuerlichen Unternehmen den Glanz eines noch nie gesehenen Fest- und Triumphzuges zu geben. In Cherson traf Kaiser Joseph bei der Kaiserin ein und begleitete sie nach der Krim und von da nach Pultawa. Wo die Majestäten hinkamen, wurden dieselben Prunkfeste und Schaustellungen aufgeführt. Doch war Joseph scharfsichtig genug, die Taschenspielerkünste Potemkins zu durchschauen. Die stolze Herrscherin ließ sich gern täuschen; sie gefiel sich in dem Schein des Reichtums, der Macht und der Kultur, die unter ihrem Zepter Potemkins Schöpferhand ins Leben gerufen habe, und gab sich dem Wahn hin, „daß hier ein Feenmärchen zur Wirklichkeit geworden sei"; aber der Menschenfreund trauerte über das unwürdige Spiel, das mit Wahrheit und Völkerglück getrieben ward, über das „übertünchte Elend", das durch Zauberkünste verhüllt werden sollte, während gleichzeitig Tausende von einer Hungersnot hingerafft wurden und man der Zerrüttung in den Finanzen durch ein unfundiertes Papiergeld mit Zwangskurs begegnen mußte.

7. Der zweite Türkenkrieg und die Zustände in Polen.

Die europäische Politik. Im übrigen Europa sah man mit einiger Besorgnis auf die Aggressionspolitik des Petersburger Kaiserhofes, besonders da das Wiener Kabinett derselben so unumwunden Vorschub leistete und Kaiser Joseph bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina die Allianz erneuert hatte. Die englische Regierung, die sich bisher in die politischen Angelegenheiten des Kontinents wenig eingemischt, die der Teilung Polens ruhig zugesehen hatte, hegte seit dem bewaffneten Neutralitätsbund (S. 261 f.) Groll und Mißtrauen gegen die Zarin. Auch hatte man während des französisch-amerikanischen Kriegs in London die Überzeugung gewonnen, daß es England zu großem Nachteil gereiche, wenn ihm in einem Seekrieg die Unterstützung einer deutschen Macht fehle. Nach dem Frieden von Versailles suchte daher das Londoner Kabinett das frühere Bündnis mit Preußen wieder herzustellen. Friedrich ging um so williger auf den Vorschlag ein, als die russische Politik eine Haltung angenommen hatte, die ein weiteres Zusammengehen als unmöglich erscheinen ließ. Katharina machte kein Hehl daraus, daß sie dem deutschen Fürstenbund unter Preußens Ägide abhold sei, daß sie die staatliche Zerrissenheit, die sie in Polen so trefflich im eignen Interesse zu verwerten verstanden, auch in Deutschland erhalten wissen wollte. Um die Ruhe und Sicherheit des Deutschen Reichs am besten zu wahren, so enthüllt ein russischer Staatsmann die damalige Petersburger Politik, habe die Kaiserin zwischen Österreich und Preußen eine dritte Macht gewünscht, welche mit Ver-

einbarung und Übereinstimmung Rußlands die Balance von diesen beiden Potentaten halten könne. Dieser eigensüchtigen Staatskunst und der Vergrößerungspolitik der beiden kaiserlichen Mächte, denen der Fürstenbund in Beziehung auf Deutschland den Boden entzog, sollte nun durch die Schaffung einer europäischen Mittelmacht ein stärkerer Damm entgegengeworfen werden: Preußen und die deutschen Mittelstaaten sollten im Bund mit Schweden, unterstützt von England und Holland, den russisch-österreichischen Eroberungsplänen Einhalt gebieten und die Türkei sowie die Republik Polen gegen weitere Vergewaltigungen schützen. Der durch Friedrichs Tod herbeigeführte Thronwechsel in Berlin brachte den Plan nicht sofort ins Stocken: wir haben gesehen, daß auch Friedrich Wilhelm II. im Anfang seiner Regierung der Politik seines Oheims treu blieb und Minister Hertzberg an der Idee festhielt, durch ein Föderativsystem des mittleren Europa der Türkei eine Erleichterung zu schaffen und Polen instandzusetzen, durch innere Reformen seine politische Selbständigkeit und eine Neugestaltung seines zerfahrenen Staatslebens zu erringen. Aber bald nahmen die Dinge einen andern Gang. In Berlin kamen andre Männer und andre Anschauungen auf. Die Türkei wurde im Stich gelassen und Polen, das sich nicht zu einer rettenden That der Selbsthilfe, nicht zu einer Heilung und Wiedergeburt aufzuschwingen vermochte, trieb seinem verhängnisvollen Todesgeschick entgegen.

Polen von der ersten Teilung bis zum zweiten Türkenkrieg.

Anstatt reuevoll an die Brust zu schlagen und nach dem Nationalunglück der ersten Teilung durch sittliche Erhebung die verlorne Achtung und Ehre herzustellen, fuhr die korrumpierte Aristokratie fort, ihre Macht und ihren Einfluß zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, durch faktiöses Treiben jedes gemeinsame Handeln zum Wohl des Vaterlandes zu verhindern. Der Adel war und blieb unfähig sich zu ermannen, und nach wie vor zeigte sich von sittlichem Ernst, von einer redlichen Gesinnung nirgends eine Spur. Die Magnaten, weltlichen wie geistlichen Standes, die als Mitglieder des immerwährenden Rats neben oder eigentlich über dem König die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, standen größtenteils in Rußlands Sold und zeigten für vaterländische Interessen und höhere Ziele keinen Sinn. Die Justiz war feil, die Staatseinkünfte, durch die Weigerung des Adels und der Geistlichkeit, einen angemessenen Teil der Lasten auf sich zu nehmen, ohnedies auf ein unzureichendes Maß herabgedrückt, wurden zu eigennützigen Zwecken verschleudert, die Armee war in solchem Zustand von Verfall und Vernachlässigung, daß der Krongroßfeldherr Branicki selbst durch den russischen Gesandten Stackelberg die Bitte nach Petersburg richtete, man möge doch die russischen Truppen nicht aus Warschau ziehen. Die an der Spitze des Staats stehenden Großen, die Minister, die Marschälle, die Palatine, die Kastellane und die Bischöfe waren weit mehr auf ihre Sonderinteressen als auf das Wohl des Vaterlandes bedacht. Die meisten waren unbedingte Anhänger Rußlands, teils erkauft durch Jahrgelder und Leibrenten, teils aus Gründen des Ehrgeizes, der Ämtersucht, des Faktions- und Parteieifers gegenüber ihren Widersachern, viele dem Luxus, der Verschwendung, der Ausschweifung ergeben und unter dem Druck zerrütteter Vermögensverhältnisse und eines dissoluten Lebens unsicher der Zukunft entgegensteuernd. Seit einem Jahrhundert geht die Legende durch die Weltgeschichte, die Polen seien als Opfer des Despotismus, der treulosen Staatskunst, der Vergrößerungssucht der Nachbar-

staaten gefallen: unsre bisherige Darstellung hat dargethan, daß wir diese Beschuldigung keineswegs in Abrede stellen, daß wir keineswegs leugnen wollen, die Selbstsucht und Ländergier der fremden Potentaten habe die Republik absichtlich in dem Wirrsal der Anarchie, der politischen Leidenschaftlichkeit zu erhalten gesucht, damit sie sich nicht aus dem Zustand der Recht- und Hilflosigkeit emporarbeite. Aber dabei darf nicht übersehen werden, daß die Polen selbst die Versuchung herausforderten, daß sie ihre moralischen und politischen Blößen zu offen legten, um nicht die fremde Begehrlichkeit dadurch zu reizen und zu nähren. Es ist ein angebornes menschliches Gefühl, daß dem Unglücklichen die Sympathien der Zeitgenossen und der Nachwelt sich zuwenden, und diese sind der polnischen Nation in reichlichem Maße zu teil geworden, man hat ihre Vaterlandsliebe, ihre Tapferkeit, ihre Religiosität gerühmt, damit die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker desto greller zu Tage trete. Aber diese gerühmten Tugenden waren von häßlichen Flecken entstellt, sie wurzelten im tiefsten Grunde in der eigensüchtigen Natur, in einem scharf ausgeprägten persönlichen Egoismus. Ein Patriotismus, der nicht die Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit gebietet und erzielt, eine Tapferkeit, die sich nur im wilden Parteikampf geltend macht, eine Religiosität ohne innere Tiefe und Herzenswärme, ohne eine Spur von dem Flug der Freiheit, der Menschenliebe, der Toleranz, der damals die Welt durchzog, sind nur Schein und Zerrbild wirklicher Tugenden. Ein neuerer Schriftsteller, Herrmann, tritt dieser Auffassung, als ob Polen einzig und allein als schuldloses Opfer fremder frevelhafter Staatsräson und Eroberungslust gefallen sei, welche in selbstsüchtiger Absicht alle Reformen verhindert hätten, entschieden entgegen; vielmehr stelle sich unwiderlegbar heraus, „daß die Versuche einzelner, den moralischen und politischen Zustand ihrer Nation zu verbessern, selbst wenn sie von reinen und nicht auch wieder nur äußerlich zur Schau gestellten Absichten ausgingen, doch fast spurlos, wie Wassertropfen im glühenden Sandmeer bodenloser Schlechtigkeiten verschwanden. Die alte „Familie" war gespalten: Fürst Adam Czartoryski hatte sich von der Sache des Königs losgesagt und suchte mit Hilfe Branickis und einiger altpolnischen Magnaten, der Lubomirski, Potocki u. a. für sich selbst die Krone zu erlangen. Ränkevolle Frauen von zweideutiger Vergangenheit, wie die Fürstin Czartoryska, geborne Gräfin Flemming und ihre Schwägerin, die Fürstin Lubomirska, geb. Czartoryska, beide verlassene Geliebten des Königs und darum voll Rachsucht, schürten die Flamme des Hasses und der Zwietracht. Die einen wie die andern buhlten um Rußlands Gunst, nur daß Stanislaus August zu dem Gesandten Stackelberg hielt und in dem immerwährenden Rat eine Stütze suchte gegen den den großen Familien inwohnenden Geist der Ungebundenheit und Petulanz, während die andern in Petersburg selbst durch Potemkin Ränke schmiedeten. Die patriotische Thätigkeit eines Tyzenhaus auf dem Gebiet der Industrie und Volkswirtschaft, eines Zamoiski in der Gesetzgebung und Rechtspflege, vermochte nicht aufzukommen gegenüber den Vorurteilen und Mißbräuchen engherziger Egoisten. Die Wahlen zum Reichstag waren wie früher der Herd agitatorischer Umtriebe der Faktionen; bei dem Reichstribunal wurden die Untersuchungen gegen alle, die in das Teilungswerk verflochten waren, in so gehässiger und parteisüchtiger Weise geführt, daß die auswärtigen Gesandten mildernd und beschwichtigend eintreten mußten. Die Nation wurde durch Gerüchte von konspiratorischen Attentaten bald gegen das Leben des Königs, bald gegen das des Fürsten Czartoryski fortwährend in Atem gehalten; gerichtliche Untersuchungen infolge verleumderischer Aussagen einer Frau Ugramow brachten ein Gewebe von Lüge und Meineid zu Tage. Stanislaus Poniatowski glaubte sich nur durch den engsten Anschluß an Rußland in seiner Stellung behaupten zu können. Als die Kaiserin die erwähnte Reise nach dem Süden antrat, eilte er nach Kaniew, um

durch Devotion und persönliche Huldigungen wieder die Gunst der frühern Geliebten zu gewinnen. Ebenso machten es die andern Großen, die Potocki und Branicki, die Sapieha und Lubomirski. Die Zarin nahm alle wohlwollend auf; sie bedurfte der Hilfe Polens in dem neuen Krieg gegen die Türkei, der bereits in der Luft schwebte. Sie stellte dem König Erhöhung seiner Prärogative und seiner Einkünfte in Aussicht, sie versprach ihm ihren Schutz gegen die Intrigen und Umtriebe seiner Widersacher; und Stanislaus trug kein Bedenken, ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Kaiserin abzuschließen, um persönlicher Vorteile willen sich selbst und sein Königreich in den Dienst Rußlands zu stellen.

Als die Kaiserin Katharina den Polenkönig Stanislaus zu Kaniew aufs neue an ihren Dienst fesselte und den Beherrscher Österreichs zum Zeugen ihrer Triumphe und ihrer souveränen Machtfülle machte, war der Krieg gegen die Türkei bereits eine beschlossene Sache. Die weitgehenden Pläne der Kaiserin und ihres allmächtigen Günstlings waren angebahnt und harrten ihrer Vollendung. Nur sollte die Pforte dahin gebracht werden, daß die Kriegserklärung von ihr ausginge, denn nur für den Fall, daß Rußland feindlich angegriffen würde, hatte Kaiser Joseph seinen Beistand und seine Mitwirkung zugesagt. Darum wurde die Türkei durch eine Reihe rechtsverletzender und ehrenkränkender Handlungen fortwährend gereizt und in Mißmut gesetzt, bis ihr die Geduld ausging und sie sich der unerträglichen Unbilden und Zettelungen mit den Waffen zu erwehren beschloß. So fand der ungetreue Hospodar der Moldau und Walachei, Maurocordato, in Petersburg Zuflucht und Schutz; so wurde der Mameluckenfürst von Ägypten in seinem aufrührerischen Treiben heimlich ermuntert; so wurde die russische Schutzherrschaft in den Kaukasusländern immer weiter ausgedehnt; so erhob man in Petersburg Ansprüche auf Bessarabien als einen ehemaligen Bestandteil des Tatarenreichs; so wurden die Bestimmungen über Schiffahrt und Handelsverkehr in den Gewässern und Hafenstationen des Schwarzen Meeres zum Vorteil Rußlands gedeutet und verwertet. Die Absicht der Kaiserin wurde erreicht. Am 16. August erklärte die Pforte den Krieg an Rußland und ließ nach altem barbarischen Herkommen den russischen Gesandten in das Schloß der sieben Türme einsperren.

Die Türkei zum Krieg gezwungen.

16. Aug. 1788.

Fürst Potemkin ging mit zaghaftem Mut einem Krieg entgegen, den er doch selbst in erster Linie heraufbeschworen hatte. Er wußte am besten, auf wie hohlem Boden die Macht ruhte, die er vor seiner Gebieterin mit so großer Ostentation vorgeführt, er kannte die verzweiflungsvolle Finanzlage, welche durch seine eigne unbegrenzte Habgier und Verschwendung, durch die Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten, durch Unterschleif und Betrügereien der unerhörtesten Art herbeigeführt worden; es war ihm wohl bekannt, in wie mangelhafter Verfassung die Marine sich befand, wie wenig der wirkliche Zustand der Armee den in den Akten und Listen aufgeführten Angaben entsprach. Es überkam ihn ein Gefühl von Verzagtheit und Mutlosigkeit, das er selbst der Kaiserin nicht verhehlte. Die Mittelmächte nahmen eine kriegsdrohende Haltung an: Friedrich Wilhelm II.

Lage Rußlands.

fürchtete nicht mit Unrecht, daß Kaiser Joseph der russischen Selbstherrscherin nur deshalb in ihren Plänen gegen die Osmanen als Verbündeter zur Seite stehe, damit sie ihn dann wieder gegen Preußen unterstütze; England ging mit dem Berliner Hof Hand in Hand, das militärische Einschreiten der preußischen Heere in Holland war in beiderseitigem Interesse; der Land- und Seekrieg des Königs von Schweden in Finnland und in der Ostsee stand in Übereinstimmung mit der Politik des Berliner und Londoner Kabinetts; als die dänische Regierung auf Anstiften Katharinas einen bewaffneten Einfall in Schweden unternahm, wurde sie durch preußisch-englische Drohungen zum Rückzug genötigt; die Integrität der Türkei wurde als politisches Prinzip im Interesse des europäischen Gleichgewichts aufgestellt, Polen sollte der russischen Hegemonie entzogen und zu seiner staatlichen und nationalen Selbständigkeit zurückgeführt werden. Aber auch diesmal stand das Glück auf Rußlands Seite; ihres klaren Zieles und ihrer absoluten Machtfülle bewußt, verlor Katharina keinen Augenblick ihren standhaften Mut.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1788. Der Versuch der Türken, die Halbinsel Krim wieder zu erobern, da ohne diesen Besitz „das ottomanische Reich einem Haus mit ausgehobener Thür gleiche", schlug fehl, und ein Angriff, den die Besatzungstruppen von Oczakow Okt. 1787. aus auf Kinburn unternahmen, wurde von dem kühnen Suwarow zurückgeschlagen. Wir werden diesem genialen Feldherrn noch öfter begegnen. Obwohl ein Mann von Bildung und Kenntnissen, liebte er es als Russe gewöhnlichen Schlags aufzutreten. Er teilte mit den Soldaten die Entbehrungen und Strapazen, die Tracht und Lebensweise, er kniete und betete vor jedem Heiligenbild. Darum war er auch trotz seiner Strenge und leidenschaftlichen Heftigkeit der Abgott des Heeres. Ein gehorsamer Knecht des Fürsten Potemkin, wetteiferte er mit demselben auch in Schmeichelei und Devotion gegen die Kaiserin. In seinem Wesen zeigte sich die Halbkultur des Rußland seiner Tage im vollen Licht, und bei allem Geist war er Fürstendiener ohne eignen Willen und Fanatiker 9. Febr. 1788. für seine Religion. Im Februar des folgenden Jahres erkärte auch Österreich der Pforte den Krieg, und wie sollte nun die geschwächte, verkommene Türkei die Kraft besitzen, den beiden Großstaaten das Gleichgewicht zu halten? Wenn das österreichische Heer nicht solche Erfolge davon trug wie das lebhafte Selbstgefühl des Kaisers sie erwartete, so lag die Hauptschuld an dem von Feldmarschall Lascy entworfenen Operationsplan, nach welchem die Truppen, 218,000 Mann stark, in einem 200 Meilen langen Kordon von der Küste des Adriatischen Meeres bei Triest durch Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen, bis an den Dnjestr in Galizien sich hinzogen. In der Gegend von Fulak, Belgrad gegenüber, war Lascys Hauptquartier, bei dem sich Joseph selbst befand; in Galizien stand Prinz Josias von Koburg. Von dem russischen Heer sollte die eine Abteilung, 37,000 Mann stark, unter Rumanzow von Podolien aus gegen die Moldau vorgehen, die zweite von 80,000 Mann unter Potemkin Oczakow ein-

nehmen und die Krim beschützen, ein abgesondertes Korps unter Tököli die russische Grenze im Kaukasus und im Kuban decken. So wütete denn von Triest bis zu den Donaumündungen ein furchtbarer Land- und Seekrieg. In den seichten Gewässern vor Oczakow erlitt der Kapudan-Pascha durch die russischen Flottenführer eine vollständige Niederlage, wobei das Admiralschiff und ein andres großes Linienschiff in Flammen aufgingen, und in mehreren darauf folgenden Treffen wurde fast die ganze türkische Seemacht vernichtet. Zu Lande bewährten die osmanischen Heere immer noch ihre alte Tapferkeit und Kriegserfahrung. Wenn die Österreicher im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen den Großwesir verhinderten, die Siegeszüge der Vorfahren zu erneuern, und durch einige Regimenter der Rumanzowschen Armee verstärkt die Festung Chotin zur Kapitulation brachten, so waren diese Erfolge durch den Verlust von nicht weniger als 70,000 Mann, die teils auf den Schlachtfeldern, teils an Erschöpfung und Krankheiten in dem ungewohnten Klima starben oder kampfunfähig wurden, teuer erkauft, und auch in Oczakow verteidigten sich die türkischen Besatzungstruppen mit einem Mut und einer Ausdauer, daß Potemkins Belagerungsarmee monatelang nichts auszurichten vermochte und unsägliches Ungemach erlitt. Als alle Lebensmittel und alles Brennholz ausgingen, verlangte das verzweifelnde Heer zum stürmenden Angriff gegen die Stadt geführt zu werden. Der Feldmarschall willfahrte ihrem Verlangen, und nun erfolgte mitten im Winter, am Tage des russischen Schutzheiligen St. Nikolaus die **Erstürmung von Oczakow**, eine der schrecklichsten Begebenheiten in der menschlichen Leidensgeschichte. Nicht nur daß Laufgräben und Festungswerke mit Blut und Leichen gefüllt wurden, nach der Einnahme der Stadt mordeten die entmenschten Soldaten die Einwohner zu Tausenden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und plünderten die Stadt vollständig aus. Potemkin, der während des Sturmes außerhalb Schußweite betend auf der Erde gelegen, wurde von seiner Gebieterin für seine Heldenthaten mit Belohnungen und Ehrenzeichen überschüttet.

[Randnotizen: 28. Juni 1788. — 17. Sept. 1788. — 6. (17.) Dez. 1788.]

Kurz zuvor war es den russischen Verführungskünsten gelungen, die Offiziere der schwedischen Armee zum Abfall und Verrat von ihrem König zu treiben (S. 485). So unüberlegt der Angriff Gustavs III. in Finnland und in den Baltischen Gewässern war, er hatte in dem von Truppen entblößten Petersburg große Bestürzung hervorgerufen. Der tapfere Admiral Greigh hatte in der Seeschlacht von Hogland die Todeswunde empfangen und der König großsprecherisch mit einem Besuch in Peterhof gedroht. In der Residenz standen Tag und Nacht fünfhundert Pferde bereit, um die Kaiserin und den Hof im Fall dringender Not und Gefahr in Sicherheit zu bringen. Katharina hatte alle Ursache um die Jahreswende mit dem Gang ihres Schicksals zufrieden zu sein.

Mit dem Jahr 1789 beginnt eine der denkwürdigsten Epochen in den Büchern der Weltgeschichte. Es ist als ob das so tief bewegte und strebsame Zeitalter seine ganze Kraft und Energie für das letzte Jahrzehnt aufgespart hätte, um sie mit konzentrischer Intensität wirken zu lassen. Im Westen eine

[Randnotiz: Das Jahr 1789 in der Weltgeschichte. Russisch-österr. Waffenerfolge.]

hochgebildete Nation, die sich anschickt ihr Staatsleben in verjüngter Form aufzubauen; im Osten ein schwer bedrängtes Volk, das mit Schrecken den Abgrund gewahrt, der sich gähnend vor ihm aufgethan hat und vergebens um seine staatliche Existenz ringt; dazwischen und daneben vier Herrschergestalten, die erfüllt von dem Gefühl ihrer monarchischen Machtvollkommenheit und durchdrungen von dem Dichterwort: „Von des Lebens Gütern ist der Ruhm das höchste doch", eine erhabene Stufe im Ehrentempel der Geschichte zu erklimmen, und zugleich die Grenzen ihrer Reiche auszudehnen suchen, teils um Verlornes zurückzugewinnen, teils um neues zu erwerben. Die beiden imperatorischen Mächte wünschten und hofften dem zerrütteten Osmanenreich die Eroberungen der Väter in den christlichen Ländern wieder zu entreißen: die Kaiserin Katharina, um in Konstantinopel „die Schlüssel zu ihrem Haus zu holen" und die byzantinische Krone ihrer Dynastie zuzuwenden, wie im Anfang des Jahrhunderts der französische Bourbon in Spanien; Kaiser Joseph aber, um die vielumstrittenen Länder im Süden des deutschen und österreichischen Hauptstromes dem Habsburger Stamm zu erobern. Dort wurden daher auch die kriegerischen Anstrengungen der beiden Kaisermächte im Feld energischer fortgesetzt als im vorhergehenden Jahr, um größere Erfolge als bisher zu erzielen. Zwar trat auch in
7. April 1789. Konstantinopel eine Wendung zum Bessern ein, als Sultan Abdul Hamid plötz-
Selim III. 1789–1803. lich starb und sein Neffe Selim III. den großherrlichen Thron bestieg, ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, thatkräftig, reformlustig und mit Strenge und Eifersucht seine autokratischen Herrscherrechte übend; allein die tiefwurzelnden Gebrechen des Staats, despotische Willkür, schlechte Verwaltung, Zuchtlosigkeit in der Armee ließen sich nicht sofort beseitigen und verbessern. So kam es, daß die Türken auch im zweiten Kriegsjahr keine Lorbeeren im Feld ernteten, und daß Potemkin, dem es gelungen war seinen Rivalen Rumanzow von der ukrainischen Heerabteilung zu verdrängen und das Oberkommando über die „vereinigten südlichen Armeen" allein in seine Hand zu bringen, trotz seiner geringen strategischen und militärischen Befähigung sich aufs neue mit Kriegsruhm bedeckte. Suwarow, der auch in diesem Feldzug wieder sein erprobtes Talent und seine rasche Entschlossenheit an den Tag legte, erfocht in Verbindung mit dem österreichischen Korps des Prinzen von Koburg bei Fokschani einen vollständigen
1. Aug. 1789. Sieg über den Feind, und einige Wochen später gewann derselbe geniale Feldherr, dem sich der österreichische General freiwillig unterordnete, in der Schlacht
22. Sept. 1789. bei Martineschti am Rymnik, einem Nebenflüßchen des Sereth, solche Erfolge, daß er davon den ehrenden Beinamen Rymnikskii erhielt und vom Kaiser Joseph den Rang eines Reichsgrafen. Mit einem Verlust von 20,000 Mann zog der Großwesir eilig nach Schumla, wo er bald seinen Tod fand. Dieser Schlag wirkte so niederdrückend auf die Türken, daß sich die beiden Festungen Akkerman und Bender dem Feldmarschall Potemkin vertragsweise übergaben, ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre. Dafür erhielt der Günstling ein Geldgeschenk

von 100,000 Rubel und einen Lorbeerkranz von Smaragden und Brillanten, der an Wert jene Summe noch um die Hälfte überstieg. Um dieselbe Zeit trat Osman-Pascha, Gouverneur von Belgrad, diese berühmte Donaufestung durch Kapitulation an den hochbetagten Feldmarschall Laudon ab, nachdem vorher der General Clerfait ein nach dem Banat vorrückendes türkisches Armeekorps bei Mehadia zurückgeschlagen hatte. Auch Semendria und Passarowitz öffneten ihre Thore, so daß die Österreicher den ganzen Lauf der Donau beherrschten und der zum Feldmarschall ernannte Prinz von Koburg in Bukarest Winterquartiere beziehen konnte. Im nächsten Frühjahr fiel auch Alt-Orsowa in die Hände der Kaiserlichen.

8. Okt. 1789.

April 1790.

8. Die europäische Politik und das konstitutionelle Polen.

In diesen Kriegsgang griff nun die mittelstaatliche Konföderation, an ihrer Spitze der preußische Minister Hertzberg ein, um das europäische Gleichgewicht und die Integrität der Türkei zu erhalten, Rußland und Österreich nicht allzu mächtig werden zu lassen. Denn bei der zwischen Wien und Berlin herrschenden Rivalität und der Abneigung Josephs gegen das Hohenzollernsche Königshaus war es zu befürchten, daß der Habsburger seine Machtvergrößerung und die Freundschaft Rußlands zum Nachteil Preußens anwenden werde. Da übernahm nun Hertzberg, der wohl Geschick und Geschäftsgewandtheit genug besaß, gegebene Gedanken auszuführen und gewiesene Ziele mit Standhaftigkeit zu verfolgen, aber kein Staatsmann war von fruchtbaren Ideen und genialen Auffassungen, eine Aufgabe, deren Lösung über seine Kräfte ging. Es entsprach ganz dem ritterlichen und großmütigen Charakter Friedrich Wilhelms II., der in Holland und Lüttich als Friedensstifter ohne eignen Vorteil aufgetreten war, nun auch in Verbindung mit England die Türkei und Polen vor der drohenden Vergewaltigung durch die beiden Großmächte zu schützen: aber Hertzbergs Entwürfe waren zu ausgeklügelt, trugen unter der Hülle einer pazifikatorischen, die allgemeine Sicherheit Europas bezweckenden Politik zu deutlich die Spuren des Eigennutzes und des eignen Interesses an sich, als daß sie hätten gelingen oder mit Beifall aufgenommen werden sollen. Nicht einmal England stand ihm mit aufrichtiger Bundestreue und mit vollem Vertrauen zur Seite.

Hertzbergs Gleichgewichtssystem.

Nach dem künstlichen System von Ländertausch und Kompensationen, wie es im Haupt des preußischen Ministers Gestalt gewonnen, sollte die Republik Polen an Preußen die Stadtgebiete von Danzig und Thorn abtreten, von Österreich dagegen Galizien zurückerhalten und dieses mit türkischen Grenzlanden entschädigt werden (S. 463). In ähnlicher Weise sollte Schweden einen Teil von Finnland gewinnen und dafür Schwedisch-Pommern dem Königreich Preußen überlassen.

Alle diese Pläne erwiesen sich bald als Schäume und Träume. Gustav III. mußte einen Frieden annehmen, wie ihn Katharina vorschrieb; Potemkin, da-

Der Waffengang im Osten u. Potemkins Ausgang.

mals auf dem Gipfel seiner Macht und von seiner dankbaren Gebieterin mit allen Ehren und Gütern der Erde überschüttet, betrachtete sich schon als Fürsten der Moldau und Walachei, und wollte nichts von einer pazifikatorischen Politik wissen, welche die Integrität der Türkei gewährleisten sollte, vielmehr war nach seiner Meinung ein würdiger Ausgang des Kriegs nur auf Grund der „Unabhängigkeit“ jener Donaufürstentümer denkbar. Noch hatte Katharina den Gedanken an ein neues byzantinisches Reich unter einem zweiten Konstantin nicht aufgegeben. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang, wenngleich der Thronwechsel in Wien eine baldige Veränderung des bisherigen Waffenbundes voraussehen ließ. Suwarow eroberte an der Spitze einer geringen Streitmacht die
22. Dez. 1790. Festung Ismail an der Donau, und als Potemkin nach Petersburg eilte, um dort der Kaiserin das weltberühmte Fest im Taurischen Palast zu geben und womöglich den neuen Günstling Platon Subow aus ihrer Nähe zu verdrängen, benutzte der Fürst Repnin dessen Abwesenheit zu einem Angriff gegen den Großwesir. Sein Sieg bei Matschin an der Donau machte die Russen zu Herren der Situation. Aber Repnin war keineswegs geneigt, dem Ehrgeiz Potemkins als Werkzeug zu dienen. Vielmehr benutzte er die ungünstige Lage der Türken, um eine rasche Beilegung des orientalischen Kriegs zu erzielen, die unter den jetzigen
11. Aug. 1791. Umständen auch der Kaiserin erwünscht war. So kam der Präliminarfrieden von Galatz zu stande, in welchem die Pforte die öde Steppe zwischen Bug und Dnjestr mit den Trümmern von Oczakow den Russen überließ und deren Herrschaft über die Krim anerkannte. Vergebens eilte Potemkin herbei, um diese Abmachungen, kraft deren ihm das gehoffte souveräne Fürstentum Dacien entging, zu vereiteln; seine Zeit war abgelaufen; er starb an einem Lagerfieber
15. Okt. 1791. fern von der Hauptstadt in den Armen seiner Nichte, der an den polnischen Krongroßfeldherrn vermählten Gräfin Branicka. Wenige Monate später wurde
19. Jan. 1792. durch den Frieden von Jassy der zweite Türkenkrieg beendigt, welcher Rußland mehr als 400,000 Menschen gekostet und seine Finanzen in die tiefste Zerrüttung gestürzt hatte. Die Resultate entsprachen keineswegs den stolzen Hoffnungen, womit Katharina sich bei Ausbruch des Kriegs getragen hatte. Allein was dem Reich an der Donau entgangen war, sollte ihm in der Nähe zufallen.

Polen während des zweiten Türkenkriegs.

Als Rußlands Heere in dem Doppelkrieg gegen die Türkei und gegen Schweden beschäftigt waren, als gleichzeitig Preußen und England eine feindselige Haltung gegen das übermächtige Moskowiterreich und seinen kaiserlichen Verbündeten einnahmen, da schien für Polen der Augenblick gekommen, sich dem gebieterischen Einfluß des Zarenhofes zu entziehen und wieder seine politische Selbständigkeit zu erringen. Denn in Petersburg sah man die Republik als einen abhängigen Vasallenstaat an. Ohne daß man in Warschau angefragt hätte, zogen russische Heere durch polnisches Gebiet wie durch eignes Land, richteten daselbst ihre Magazine ein und begannen von dort aus ihre Kriegsoperationen gegen die

Türkei. Ihre Anwesenheit in den südöstlichen Provinzen gab der Bauernbevölkerung Wolhyniens und Podoliens, besonders den gedrückten und mißhandelten Bekennern der griechischen Konfession das Signal zur Empörung gegen ihre Dränger und Zwingherren, von denen mehrere mit Weib und Kind erschlagen wurden. Und warum sollten die Kaiserin und Potemkin nicht Polen als einen schutzbefohlenen Staat ansehen, da ja der König und die Republik ganz ihrer Winke gewärtig waren! Stanislaus August hatte kein Bedenken getragen in Kaniew mit Katharina ein Bündnis zu schließen zur Verteidigung gegen den „gemeinschaftlichen Feind". Mit seiner geheimen Zustimmung hatten die russischen Truppen ihren Weg durch das Gebiet der Republik genommen. Je mehr der Fürst altert, heißt es in den Aufzeichnungen des sächsischen Gesandten Essen, eines mit den Personen und Verhältnissen sehr vertrauten Staatsmannes, je mehr seine Gesundheit abnimmt, um so mehr schwächen sich auch seine Geisteskräfte ab. Wohlthätig und gefühlvoll, aber dabei weich und schwach, ist er zugleich der Spielball der Weiber, seiner Verwandten und seiner Günstlinge. In Schulden und Geldnot verstrickt, ist er zu allem bereit, was zur Erleichterung seiner Lage dienen kann. Man glaubt nicht, daß eine neue Teilung Polens ihn in Verzweiflung bringen würde, vorausgesetzt, daß er eine Provinz als Erbschaft erhielte. Mit der Zeit trat jedoch eine stärkere Opposition gegen Rußland ein. Man fing an seine Hoffnung auf Preußen zu setzen. Wir haben oben gesehen, daß eine Partei, welche sich als die „patriotische" bezeichnete und als solche gelten wollte, dem König entgegenarbeitete; aber wir wissen auch, daß die Häupter derselben, der Krongroßfeldherr oder Hetman Branicki, ein roher, dem Trunk ergebener und mit einer Nichte Potemkins verheirateter Edelmann kosakischer Herkunft, daß die Radziwill und Oginski, die Lubomirski und Potocki und die mit ihnen verbundenen ränkesüchtigen Weiber weniger durch Vaterlandsliebe als durch persönliche selbstsüchtige Motive zur Opposition getrieben wurden. Der preußische Gesandte Buchholz in Warschau, dem der König Friedrich Wilhelm vorläufig 100,000 Dukaten zur Verfügung gestellt, wußte sehr gut, mit welchen Mitteln man dem patriotischen Gefühl nachhelfen müsse. Die Sympathien für Preußen, durch das man den russischen Einfluß zu brechen gedachte oder vorgab, ruhten auf ähnlichem Grund wie die der königlichen Partei. Wenn auf dem Reichstag bei einigen „Patrioten" das Bestreben her- Okt. Nov. 1788.
vortrat, im Anschluß an Preußen die russische Übermacht zu schwächen, indem man auf Abberufung der fremden Truppen vom Boden der Republik, auf Verstärkung der eignen Streitkräfte drang, auf Schwächung der königlichen Prärogative, auf Einführung der Mehrheitsabstimmung im Reichstag und andre Reformen lossteuerte, so konnte der Gesandte Stackelberg die Besorgnisse in Petersburg mit der Versicherung dämpfen, „er habe den Tarif für den Patriotismus des größten Teils dieser Gesetzgeber in der Tasche", er wisse, welche Macht die Imperiale und Rubel auf die Senatoren und Landboten übten.

Jan. 1789. Wohl bewirkte der nächste Reichstag, daß der alte aus lauter Kreaturen Rußlands zusammengesetzte „permanente Rat" aufgehoben und daß Graf Poninski, der bei der ersten Teilung eine so schmähliche Rolle gespielt hatte, wegen Bestechung und Landesverrats zu entehrender Strafe und zur Landesverweisung verurteilt ward; aber das langandauernde Gerichtsverfahren enthüllte ein solches Gemälde von Sittenlosigkeit und Korruption, warf solche Schatten von Schuld und Frevel auf die angesehensten Namen, daß der ganze Adel von gleicher Schmach bedeckt erschien.

Dabei regte sich auch wieder der religiöse Fanatismus. Man beschuldigte die griechisch-rechtgläubigen Priester in dem polnischen Kleinrußland, daß sie unter dem Landvolk russische Sympathien erweckten; der Bischof Sadkowski, das Haupt der Orthodoxen, wurde aus der Hauskapelle des Grafen von Stackelberg, wo er Schutz gesucht, herausgerissen und den polnischen Gerichten überliefert. Es tauchten allerlei Pläne auf, wie man die griechisch-nicht-unierten Glaubensverwandten Polens dem russischen Oberkirchenrat (Synod) entziehen möchte, sei es daß man einen eignen Metropoliten aufstelle oder den Patriarchen von Konstantinopel als Oberhaupt anerkenne.

Die Verfassungspartei gewinnt Boden. Im Laufe des russisch-österreichischen Türkenkriegs wuchs der preußische Einfluß: Friedrich Wilhelm II. sei der einzige Mann, hörte man rühmen, der den Polen behilflich sein könne die Selbständigkeit der Republik wieder herzustellen, die russische Garantie abzuschütteln, die Wiedergeburt der Nation zu bewirken; man versöhnte sich sogar mit dem Gedanken, Danzig und Thorn freiwillig abzutreten als Preis der Bundeshilfe und der in Aussicht gestellten Zoll- und Handelsvorteile, sowenig Vertrauen man auch auf den versprochenen Ersatz, die Rückerhaltung Galiziens, setzen mochte, da das Wiener Kabinett schwerlich zu der Abtretung des reichen bevölkerten Grenzlandes gegen die Moldau und Walachei geneigt sein dürfte. Der neue Gesandte des Berliner Hofes, Marquis Lucchesini, hatte eine Zeitlang größern Anhang als Graf Stackelberg. In Petersburg verbarg man den Ärger und wartete ruhig und still den Umschlag ab: aus Rücksicht für Preußen zog Katharina ihre Truppen aus Polen zurück; sie forderte keine Genugthuung für die an ihrem Gesandten verübte Verletzung des Völkerrechts und beantwortete die herausfordernden Demonstrationen der Polen mit dessen Abberufung; die militärischen Durchzüge hörten auf. Auch
27. März 1790. als das Schutz- und Trutzbündnis zwischen der Krone Preußen und der Republik Polen wirklich zum Abschluß kam und der Reichstag nun ernstlich die Verfassungsreform in Angriff nahm, erhob Katharina keine Einsprache. Sie ließ dem Werk freien Lauf. Und nur zu bald konnte man gewahren, daß die Begeisterung für die Wiedergeburt des Vaterlandes dem alten Faktionsgeist, der Selbstsucht und Eigenliebe nicht lange die Wage halten werde. Aus den Parteiumtrieben und verschiedenartigen Tendenzen, die während der Verhandlungen über ein neues Staatsgrundgesetz innerhalb und außerhalb des Sitzungssaales zu Tage traten, konnte man die künftigen Stürme voraussehen.

Die polnische Konstitution.
a) Die erbliche Thronfolge.

Daß das Wahlkönigtum, die Quelle aller Korruption und Verderbnis beseitigt und durch eine erbliche Thronfolge ersetzt werde, darüber wurde man bald einig; auch die Streitfrage, ob die Krone einem eingebornen Fürstenhaus zu teil werden oder ob ein Sprößling einer fremden Dynastie berufen werden solle, wurde nach vielen Parteimanövern zu gunsten des letztern Falles entschieden: nach dem Tod des dermaligen kinderlosen Königs Stanislaus Poniatowski sollte Kurfürst Friedrich August von Sachsen den polnischen Thron besteigen; da dieser aber auch nur eine Tochter hatte, so wurde die weitere Bestimmung getroffen, daß die sächsische Fürstentochter als „Infantin von Polen" sich mit einem von dem König und der Nation ihr vorgeschlagenen Sprößling einer der eingebornen Magnatenfamilien vermählen und die Nachkommen dieser Ehe den Stamm einer neuen Dynastie polnischer Könige bilden sollten. Es dauerte lange bis man sich über diese immerhin künstliche und unsichere Festsetzung einigte: Adam Kasimir Czartoryski, der im stillen selbst sich auf die Krone Hoffnung gemacht hatte, stimmte nur mit dem Hintergedanken bei, daß der junge Fürst Adam Georg, sein oder wenigstens seiner Gemahlin Sohn, die Hand der Infantin erlangen werde, indes der König seinen Neffen Joseph Poniatowski, den nachmaligen französischen Marschall, für diese Würde in Aussicht genommen hatte. Auch in Preußen fand man die Übertragung der erblichen Königskrone auf das sächsische Kurhaus bedenklich. Dennoch wurde in dem berühmten Verfassungsentwurf, den König Stanislaus August selbst dem Reichstag vorlegte, die erbliche Thronfolge in der erwähnten Gestalt durchgeführt, wenngleich unter heftigem Widerspruch einzelner, welche die Abschaffung des Wahlkönigtums als das „Grab der polnischen Freiheit" bezeichneten. Auch die übrigen Fundamentalbestimmungen der in zwölf Artikeln zusammengestellten neuen Konstitution wurden von der Versammlung angenommen. Danach sollte die vollziehende Gewalt dem König und seinem verantwortlichen Ministerkonseil, die gesetzgebende dem in einen Senat und eine Kammer der Landboten geschiedenen regelmäßigen Reichstag zustehen, die Gerechtigkeitspflege von den bisherigen Gerichtshöfen frei und unabhängig geübt und eine bewaffnete Macht „zur Beschützung und Sicherheit des Landes und der Gesamtheit" aufgerichtet werden. Andre Artikel hoben das Liberum Veto und die Konföderationen auf, erklärten die römisch-katholische Kirche als die herrschende, doch mit Duldung andrer Konfessionen, und gewährleisteten dem Adelstand seine bisherigen Privilegien. Sowenig konnte man sich selbst in dieser erregten Stunde zu der Begeisterung des vierten August in Versailles aufschwingen, daß man dem Bürgerstand nur spärliche Rechte einräumte und, weit entfernt die Leibeigenschaft aufzulösen, das drückende Verhältnis zwischen Grundherren und Bauern fortbestehen ließ. Sämtliche Städte sollten fortan vierundzwanzig Abgeordnete zum Reichstag entsenden und Bürgerliche adlige Güter kaufen dürfen. Den Gutsbesitzern wurde die Beobachtung und Festhaltung der Kontrakte, die sie mit ihren Bauern geschlossen, zur Pflicht gemacht, d. h. sie sollten den fremden Kolonisten, die sie durch Versprechungen ins Land gelockt, ihre Zusagen auch wirklich erfüllen.

3. Mai 1791.

b) Andre Fundamentalreformen.

Annahme der Verfassung durch König u. Reichstag.

Dies war der wesentliche Inhalt der neuen polnischen Verfassung vom 3. Mai, die durch einen Staatsstreich, durch eine Art „Revolution" ins Leben gerufen ward. Man hatte eine Zeit gewählt, da zwei Drittel der Senatoren und Landboten abwesend waren; man hatte Gerüchte von drohenden Gefahren in Umlauf gesetzt, die nur durch eine rasche patriotische That abgewendet werden könnten; die Vorgänge in der konstituierenden Versammlung in Frankreich hatten die Gemüter erregt, die Köpfe entflammt; sollten die Polen, „die Franzosen des

Ostens", nicht zu einer ähnlichen Regeneration ihres Staatswesens sich aufschwingen können? Der König, sonst ein gehorsamer Knecht der russischen Kaiserin, hatte sich der Patriotenpartei angeschlossen und stand gänzlich unter dem Einfluß der Tagesparole eines teils natürlichen, teils künstlich erzeugten Enthusiasmus. Der ganze Verlauf des Reichstags trug den Charakter einer Überrumpelung. Nachdem der Marschall Malachowski den Entwurf verlesen und als vortrefflich gepriesen, wurde der König aufgefordert, denselben sofort zu beschwören; die Gegner kamen nicht zu Wort oder wurden niedergeschrien. Unter Lärm und Tumult leistete Stanislaus August den Eid und mit ihm die „patriotischen" Landboten und Senatoren, dann eilte der größte Teil der Versammlung, der König voran, nach der Domkirche, um an geweihter Stätte das neue Evangelium abermals feierlich zu beschwören, während die Unzufriedenen im Palast zurückblieben und einen Protest unterzeichneten.

Die Opposition im Wachsen.

In ganz Europa begrüßte man die polnische Konstitution mit Beifall; man glaubte darin den Anfang einer nationalen Wiedergeburt, einen Akt der Selbstverjüngung wie in Frankreich zu erkennen. Friedrich Wilhelm II. ließ seinen Glückwunsch darüber aussprechen; Kaiser Leopold II. meinte, ein Erbkönigtum werde der bürgerlichen Zwietracht in Polen ein Ende machen und sei mehr geeignet Ruhe und Ordnung zu befestigen als eine durch Wahl übertragene Herrschergewalt; die Vorkämpfer der liberalen Ideen in England und Frankreich sprachen sich günstig aus; selbst die Kaiserin Katharina verbarg ihren Ärger. Sie kannte ihre Leute und wußte, daß die Zeit bald kommen werde, da die Polen selbst ihre Hilfe zur Herstellung der alten von Rußland verbürgten Verfassung anrufen würden. Denn wie sollte die seit Jahrhunderten von Anarchie und Parteiwesen zerrissene Adelsrepublik, die bisher nicht der Stimme der Vernunft und einer gesunden Politik, sondern nur dem Drange der Leidenschaft und dem Ungestüm der Faktionswut gefolgt war, nun auf einmal die zur Begründung neuer Staatsformen erforderliche Eintracht, Kraft und patriotische Tugend entfalten, einer Ordnung sich fügen, die von einer Minderheit in unüberlegter Eile geschaffen war und so vielen gegen den Sinn und gegen ihr Interesse ging? Der päpstliche Nunzius erhielt von Rom die Weisung, Verwahrung einzulegen gegen die den „fremden Konfessionen" in der neuen Verfassung verheißenen Zugeständnisse und zu erklären, daß dergleichen in einem katholischen Land ganz unzulässig sei; viele Edelleute und Landboten aus den Provinzen, welche bei der „Revolution" nicht beteiligt waren, legten Protest ein; selbst in Warschau verrauchte bald die helllodernde Begeisterung. Russisches Geld vermehrte die Zahl der Unzufriedenen und steigerte den Widerstandsgeist. Einige malkontente Magnaten, der Kronfeldzeugmeister Felix Potocki und der Krongeneral Severin Rzewuski an der Spitze, riefen die Hilfe der Kaiserin an „zur Erhaltung der polnischen Freiheit", wie sie in ihrer Verblendung die alte Adelsrepublik nannten.

Mittlerweile änderte sich die Lage der europäischen Mächte. In Berlin war seit dem Reichenbacher Kongreß, wie uns bekannt, das System des europäischen Gleichgewichts aufgegeben und bald nachher Graf Hertzberg in Ungnaden seines Amtes enthoben worden; nun wurde die Regierung immer kühler und schwankender, zumal da in Polen wenig Neigung für die Abtretung von Danzig und Thorn und für den vorgeschlagenen Handelsvertrag obwaltete. Rußland hatte mit der Türkei die Präliminarien von Galatz abgeschlossen und den Friedenskongreß von Jassy eröffnet. Österreich, von Frankreich mit einem Krieg in Belgien bedroht, wünschte mit Rußland in gutem Einvernehmen zu stehen; England wollte sich aus Handelsrücksichten mit dem Petersburger Hof nicht verfeinden und hatte sich bereits von dem preußischen Bündnis losgesagt. Selbst Sachsen zeigte sich zurückhaltend. Der Kurfürst wollte die polnische Krone nur annehmen, wenn mit der Verfassung einige Veränderungen vorgenommen und die Erbrechte von seiner Tochter auch auf seine Brüder übertragen würden. Gustav III. von Schweden stand seit dem Frieden von Werelä auf freundlichem Fuß mit der Kaiserin, die den eitlen Fürsten in dem Vorhaben bestärkte, durch einen Feldzug gegen Frankreich seinen Namen zu verherrlichen und Schwedens weltgeschichtliche Bedeutung wieder herzustellen. So konnte denn Katharina ohne die Gefahr eines Weltkriegs heraufzubeschwören in die alte Politik gegenüber Polen einlenken. Eine hingeworfene Äußerung, die bald bekannt wurde, kündigte ihre Absicht an, die alte Verfassung der Republik, die sie selbst durch feierliche Verträge verbürgt habe und die dem Willen der Nation entspreche, mit bewaffneter Hand wieder herzustellen, und wenn Österreich und Preußen Einspruch erheben sollten, ihnen eine Entschädigung oder Teilung anzubieten. Sie zögerte daher nicht das durch den Friedensschluß mit der Pforte freigewordene Kriegsheer an die polnische Grenze rücken zu lassen, in einem Augenblick, da die Parteiwut wieder den ganzen Adelstand geteilt hatte, das königliche Heer in der elendesten Verfassung sich befand und die Aussicht auf fremde Hilfe in nebelhafte Ferne gerückt war.

Politischer Umschlag.

11. Aug. 1791.

19. Jan. 1792.

Es war gerade ein Jahr seit der „ruhmreichen Revolution“ verflossen, als ein russisches Heer von der Moldau her über die Grenze rückte, um, wie ein vorausgeschicktes Manifest der Kaiserin verkündete, die Verletzung des Völkerrechts zu rächen und ihren Freunden Beistand zu leisten zur Wiederherstellung der alten polnischen Verfassung und Freiheit. Im Vertrauen auf diesen Beistand schloß die altpolnische Partei, voran der Hetman Branicki und die schon erwähnten Magnaten Potocki und Rzewuski in dem ukrainischen Städtchen Targowitz eine „gesetzmäßige“ Konföderation zur Wiederherstellung und Erhaltung der alten Ordnung, im Gegensatz zu der Warschauer Reichstagskonföderation, die somit als ungesetzlich und revolutionär gestempelt ward. In der Hauptstadt herrschte die größte Aufregung; man übertrug dem König eine Art Diktatur und stellte ihm die Staatsgelder zur Verfügung; man sprach von allgemeiner Volksbe-

Die Targowitzer Konföderation. Mai 1792.

11. Mai 1792.

waffnung, von Emanzipation der Bauern; Ignaz Potocki, der Hauptheld des dritten Mai, suchte Hilfe im Ausland. Aber sowenig Vertrauen hatte man auf einen günstigen Ausgang des bevorstehenden Kampfes, daß einige Häupter der Patrioten, darunter selbst der Reichstagsmarschall Malachowski, dem russischen Gesandten ihre Bereitwilligkeit erklärten, die Verfassung und Regierungsform Polens ganz dem Willen und Gutdünken der Kaiserin anheimzustellen, nur möge man nicht durch Einberufung eines neuen Reichstags sie zwingen sich dem Joch ihrer Gegner, der Targowitzer Konföderierten, zu beugen; selbst die Einsetzung des russischen Großfürsten Konstantin zum Nachfolger des Königs Stanislaus würden sie sich gefallen lassen. Auch Poniatowski richtete an die Zarin
Juni 1792. in demselben Sinn ein Schreiben, das Katharinas Gesandter in Warschau, Bulgakow, zuvor durchgesehen hatte.

Katharinas politische Haltung.

Allein die Kaiserin wollte ihre Sache nicht von der ihrer Freunde trennen; die Russen sollten nicht als Eroberer und Gebieter erscheinen, sondern als Befreier und Verbündete der Mehrheit der Polen zur Wiederherstellung der alten Freiheit und Herrlichkeit. Warum sollte sie den gehässigen Schein unverschleierter Willkür auf sich laden, da sie doch mit Hilfe ihrer dienstwilligen Werkzeuge alles erreichen konnte, was sie wünschte? So mußten denn die Waffen entscheiden. Russische Heere rückten in Polen vor, um den Forderungen der Targowitzer Verbündeten Nachdruck zu geben. Die Hoffnungen der Konstitutionellen auf preußische Hilfe erwiesen sich als nichtig. Man war in Berlin zu andern Ansichten gekommen; die Vorgänge in Frankreich machten alle monarchischen Höfe bedenklich, einer Verfassung Vorschub zu leisten, die einen revolutionären Ursprung hatte und mit den neufranzösischen Ideen und Staatsformen einige Ähnlichkeit zu haben schien. Auch war unter den obwaltenden Verhältnissen für Preußen mehr Aussicht, Danzig und Thorn von Rußland als von dem konstitutionellen Polen zu erwerben. Darum versagte Friedrich Wilhelm II., dessen monarchisch-ritterlichem Sinn und mystisch-religiöser Geistesrichtung der Widerstand gegen die revolutionären Ideen und die Herstellung des legitimen Thrones in Frankreich nunmehr als das wichtigste Anliegen und die heiligste Pflicht aller europäischen Fürsten erschien, jede Hilfe. Auf die Beschwerde der Polen über Treubruch erklärte der preußische Gesandte, sein König habe mit der Republik Polen einen Bund geschlossen, da diese aber in eine konstitutionelle Erbmonarchie umgewandelt worden, sei er seiner Verpflichtung enthoben. Der Kurfürst von Sachsen folgte dem Beispiel Preußens. Und niemand war so eifrig beflissen den Kampf für das bedrängte Königtum in Frankreich als eine gemeinsame Sache aller Souveräne Europas, als den solidarischen Beruf aller monarchischen Gewalten darzustellen wie Katharina. Sie trug deshalb eine überschwengliche Begeisterung für die französische Königsfamilie geräuschvoll zur Schau; keine Worte schienen dem Abscheu zu genügen, den ihr die französische Revolution einflößte, auch als sie noch keine Frevel begangen hatte, und immer von neuem

forderte sie die Fürsten Europas zu einem Kreuzzug gegen das neue Frankreich und dessen verderbliche Grundsätze auf, ohne sich selbst jemals zur Teilnahme an solchem Zug zu verpflichten. Es war ihr ganz recht, wenn die andern Mächte für das monarchische Prinzip ins Feld zogen; dadurch erhielt sie freie Hand in der Nähe. Sie trat nicht in den Kriegsbund gegen die französische Revolution ein; aber sie suchte den Glauben zu erwecken, daß die Verteidigung der konservativen Interessen gegen die polnische Konstitutionspartei dem gleichen Zweck diene, daß es auch hier gelte, Recht und Verfassung gegen eine Umsturzpartei zu beschützen, daß auch sie solidarisch für das erhaltende Prinzip einstehe. Unterdessen richtete sie ihre Blicke auf Wolhynien und Podolien, die so sehr geeignet waren, das altrussische Gebiet mit dem neuerworbenen Landstrich zwischen Dnjestr und Bog zu verbinden.

Der Ausgang der Republik Polen bietet eine der dunkelsten Seiten der Weltgeschichte dar. Ein sterbendes Volk erregt stets die Teilnahme und das Mitgefühl der Menschen, und diese haben auch den Polen nicht gefehlt. Mitleid und Sympathie sind denselben ins Grab gefolgt und ein natürlicher Zug des menschlichen Herzens hat dahin geführt, daß man den letzten Kampf ums Dasein als ein ruhmvolles Ringen gegen Unrecht und Gewalthat, den Untergang als ein unverdientes tragisches Geschick durch feindselige Mächte dargestellt hat. Allein die neuere Forschung hat urkundlich nachgewiesen, daß dieselbe Leidenschaft, dieselbe Parteisucht, dieselbe Unfähigkeit eines nationalen Aufschwungs, einer mannhaften Selbsterhebung, welche die ganze polnische Geschichte als einen Tummelplatz wilder Triebe und dämonischer Selbstzerstörung erscheinen ließ, auch in den letzten Stunden bei der Mehrzahl der Nation fortgewirkt habe. Wenn man in das Wirrsal schaut, welches die Jahre 1792 und 1793 darbieten, so steht man zweifelnd und ratlos, ob man mehr den Mißbrauch der Stärke und Übermacht, den Abgrund von Heuchelei und Sophistik, von Arglist, Verstellung und ränkevoller Verführungskunst verabscheuen soll, oder mehr das selbstmörderische Wühlen in den eignen Eingeweiden, die sittliche Entartung, die Herrschaft des despotischen Ich, die trotzige rücksichtslose Selbstsucht, die schamlose Käuflichkeit so vieler Magnaten beklagen und verachten. Als die Kaiserin die Anträge der Patrioten, daß sie eigenmächtig über das künftige Schicksal Polens verfügen möge, von der Hand wies, da es nicht zu den in ihrer „Deklaration“ ausgesprochenen „reinen und einfachen Absichten“ stimme, beschlossen die Urheber der Mairevolution, ihre Sache mit den Waffen zu verfechten und wenigstens mit Ehren zu fallen. Eine gewisse Begeisterung, wenn auch ohne Tiefe und Dauer, bemächtigte sich der Konstitutionspartei. Selbst Stanislaus August stimmte zum Schein in den Enthusiasmus ein; er beschwor nochmals die Verfassung und ernannte seinen Neffen Joseph Poniatowski zum obersten Heerführer; die Bürger boten ihre Arme zur Verteidigung des Vaterlandes an; Thaddäus Kosciuszko, der Sprößling einer geringen litauischen Adelsfamilie

Unterdrückung der polnischen Konstitution.

von mäßigem Vermögen, der, wie uns bekannt, in Amerika unter Washington für die Sache der Freiheit gefochten, trat mit Ignaz Potocki, Hugo Kollontay u. a. an die Spitze der Patrioten und leistete bei Dubienca der feindlichen Über-
17. Juli 1792. macht rühmlichen Widerstand. Aber Parteiung, Zwietracht, Verrat, Planlosigkeit, und vor allem der Geldmangel und die Gleichgültigkeit des leibeignen Bauernstandes gegen die einheimische Regierung hemmten jede Unternehmung und lähmten die Kräfte. Der König, anstatt die Begeisterung der Vaterlandsfreunde zu benutzen, verfiel in seine alte Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit zurück und ließ sich durch einen mit Vorwürfen und Drohungen angefüllten Brief der Kaiserin so einschüchtern, daß er, um seine Schattenkrone zu retten, sich den
22. Juli 1792. schimpflichsten Demütigungen unterzog. „Er müsse thun," sagte ihm die gestrenge Herrin, „was Vernunft und Gerechtigkeit, was die Eide verlangen, die er geleistet habe, als er die Krone aus der Hand eines freien Volks empfing und zwar unter Bedingungen, auf welche dieses Volk ein Recht hatte; er müsse die polnischen Truppen entlassen, alle diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, welche die öffentliche Meinung mit Recht anklage, die Anstifter aller Komplotte zu sein, und selbst ohne Zeitverlust der Targowitzer Konföderation beitreten, die allein die Republik repräsentiere." Und so sehr hatte Stanislaus alles Gefühl für Ehre und Würde verloren, daß er that was ihm in so demütigender und vorwurfsvoller Weise befohlen ward. Er trat dem Targowitzer Bund bei, er verlegte die polnischen Truppen in die Friedensgarnisonen, er untersagte alle Feindseligkeiten gegen die Kaiserin, „die Wiederherstellerin der polnischen Freiheit". Und so leicht wogen bei dem Ministerrat Eid und Pflicht, daß die Mehrheit diesen unmännlichen Beschlüssen beistimmte. Darauf rückten die Russen in Warschau ein, während die Kämpfer für Polens Wiedergeburt das Schwert niederlegten, knirschend vor Wut und Schmerz. Die Häupter der Patriotenpartei verließen die Heimat, um dem Hohn und der Rache der triumphierenden Gegner zu entgehen. Und so schmachvoll gebärdeten sich diese Söldlinge Rußlands, daß sie die polnischen Patrioten als „unsinnige Neuerer" bezeichneten, „die von den Jakobinischen Grundsätzen Frankreichs angesteckt, sich vermessen hätten, die durch so viele Jahrhunderte geheiligten Grundgesetze der Republik anzutasten", und Felix Potocki benahm sich gegen den König in so roher Weise, daß dieser den Schutz Katharinas anrief.

Dabei lagen die Häupter der Konföderierten, die Branicki, Potocki, Rzewuski, nach altpolnischer Gewohnheit in fortwährendem Streit und suchten einander bei der Kaiserin und ihrem Günstling Platon Subow zu verdächtigen. Bei der Verteilung der russischen Einquartierungen und der Lieferungen für die Kriegsbedürfnisse verfuhren sie mit solcher Parteilichkeit und in so selbstsüchtiger Weise, daß unter den Bürgern und Bauern sowie bei dem niedern Adel sich ein bedenklicher Geist der Unzufriedenheit gegen die Wiederhersteller der Freiheit und ihre Beschützer regte.

9. Zweite Teilung Polens und der Reichstag von Grodno.

Katharinas zweideutige Haltung.

Bald sollten die Targowitzer Konföderierten gewahr werden, daß sie nur fremder Habgier als Werkzeuge gedient und daß die Kaiserin die Wiederherstellung des alten Zustandes mit allen Mißbräuchen und Verkehrtheiten nur deshalb gefördert, damit sie auf Grund der Zwietracht, der Käuflichkeit und der Faktionswut des polnischen Adels ihre selbstsüchtigen Zwecke desto sicherer erreichen könne. Wenn Katharina beim Einmarsch der russischen Heere den Glauben zu erwecken gesucht, daß die Republik Polen in ihrer Integrität erhalten werden würde, so wollte sie dadurch nur die Begehrlichkeit der Nachbarmächte niederhalten. Denn daß sie selbst von vornherein die Vereinigung der beiden Provinzen Wolhynien und Podolien mit dem russischen Reich im Auge gehabt und die übrigen Länder zu einem Vasallenstaat unter Rußlands Suzeränität zu vereinigen gedachte, unterliegt keinem Zweifel. Die Lage und Stimmung des Landes nach dem Sieg der Targowitzer Verbündeten schien der Ausführung eines derartigen Planes günstig zu sein. Preußen und Österreich, meinte sie, könnten sich dafür jenseit des Rheines auf Kosten Frankreichs ihre Entschädigung holen. Erst als die deutschen Waffen im Westen nicht die gehofften Erfolge hatten und zu fürchten stand, daß die beiden Nachbarstaaten ihren Anteil an der Beute und die Entschädigung für die gegen den gemeinschaftlichen Feind des monarchischen Prinzips aufgewendeten Anstrengungen mit dem Schwert fordern würden, gab sie dem Gedanken einer zweiten Teilung Raum, wie sie ihn früher in einem vertraulichen Billet an den Fürsten Subow hingeworfen. Die Freude der Polen über die Siege der Franzosen, die unverhohlen ausgesprochenen Hoffnungen auf die Hilfe der alten Freunde machten die Kaiserin bedenklich; nur in dem Bündnis der drei Ostmächte glaubte sie eine sichere Garantie zu finden gegen die Verbreitung revolutionärer Ideen wie gegen die Undankbarkeit und den Leichtsinn des polnischen Volks. Wenigstens sprach sie sich in diesem Sinne gegen Bulgakows Nachfolger, den neuen Gesandten Sievers aus. Um einen ruhigen und ungefährlichen Nachbar an Polen zu haben, schrieb sie ihm, müsse man es in einen Zustand gänzlicher Machtlosigkeit versetzen; zu dem Zweck empfahl sie ihm Vorsicht und Strenge. Graf Sievers verstand den Wink und handelte demgemäß. Ohne in die geheimen Pläne des Petersburger Hofes eingeweiht zu sein, wußte er die Befehle und Weisungen der Kaiserin in den richtigen Gang zu bringen.

Der Reichstag zu Grodno u. die russischen Tendenzen.

Als die Targowitzer Genossen, welche unter der Ägide der russischen Kaiserin die wiederhergestellte Republik in alter Weise zu regieren gedachten, ja deren Hauptführer Felix Potocki sogar die Krone zu gewinnen hoffte, aus allerlei Anzeichen das bevorstehende Schicksal ahnten, als die Preußen, nachdem sie mit Rußland sich zu einem Waffenbund vereinigt, in die westlichen Grenzlande einrückten, da gerieten die Konföderierten in große Bestürzung. Sie erinnerten die

Kaiserin, daß der russische Gesandte ihnen die Integrität der Republik zugesagt, erhielten aber die Antwort, das habe Bulgakow auf eigne Hand gethan; Polen sei ein erobertes Land und müsse sein Schicksal erwarten. Einstweilen blieben die Russen in Wolhynien und Podolien, während die Preußen die Landschaften an der Weichsel besetzten und nach einem blutigen Auftritt Danzig zur Übergabe zwangen. Zugleich erklärten die beiden verbündeten Staaten, daß man sich genötigt sehe, Polen in engere Grenzen einzuschließen, um den Freiheitsschwindel, der von Frankreich aus in die Republik eingedrungen, zu ersticken und die Nachbarstaaten vor jeder Ansteckung durch den demokratischen Jakobinismus zu
Frühjahr 1793. bewahren. Auf Veranstaltung des Petersburger Kabinetts wurde im Frühjahr von dem wiederhergestellten permanenten Rat ein Reichstag nach Grodno ausgeschrieben. Nun setzten die Agenten der Kaiserin die gewohnten Hebel ein, um gefügige Landboten für die Versammlung zu erlangen. Die russischen Truppen unter dem hochfahrenden General Igelström, und mehr noch die Geldsummen, womit Graf Sievers operierte, die Begünstigungen und Verheißungen, die er gewährte oder in Aussicht stellte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Gesandte führte eine Namensliste von adligen Personen mit Beifügung der Preise, um die ihre Stimmen käuflich waren. So kam es, daß meistens „facile Leute" von den Landtagen als Abgeordnete nach Grodno gesandt wurden. Am
27. Juni 1793. 27. Juni begannen die Verhandlungen des Reichstags, den man für einen konföderierten erklärte, damit nicht Einstimmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei. Der Vorschlag eines Landboten, man solle Gesandtschaften an die europäischen Höfe, insbesondere nach Wien schicken, um deren Verwendung und Vermittelung anzurufen und bis zu der Rückkehr derselben die Sitzungen einstellen, wurde verworfen, obwohl selbst König Stanislaus dem Antrag zustimmte, und sodann nach dem Wunsch des russischen Gesandten ein Ausschuß von einunddreißig Mitgliedern gewählt, die Sievers seinen Parteigängern zum voraus namhaft gemacht hatte. Daß unter solchen Umständen die Forderungen Rußlands auf keinen hartnäckigen Widerstand stoßen würden, war vorherzusehen. Hatten doch beide Parteien oft genug erklärt, daß sie im Vertrauen auf die Großmut und das Wohlwollen der Kaiserin sich ganz dem Willen derselben fügen würden. Ja durch das willfährige Eingehen auf ihre Wünsche hofften die Landboten den zweiten Teilungsvertrag rückgängig machen zu können und Preußen, das sie aus nationaler Antipathie haßten, von dem sie sich verraten wähnten, um seinen Anteil zu bringen. Und in der That standen die Dinge für die Ansprüche des Berliner Hofes nicht günstig. Die österreichische Regierung, damals unter der Leitung Thuguts, sah mit Neid und Eifersucht auf den Machtzuwachs, den Preußen durch die polnischen Erwerbungen erlangen würde, und suchte das ganze Teilungsgeschäft bis zur Beendigung des französischen Kriegs zu verschieben. Wir werden bald erfahren, wie lähmend die Vorgänge an der Weichsel auf den gleichzeitigen Waffengang am Rhein eingewirkt haben.

Wie konnten die beiden deutschen Großmächte, die an dem einen Ort Hand in Hand gingen, an dem andern verschiedene Tendenzen verfolgten und einander entgegenarbeiteten, befriedigende Resultate und Waffenerfolge erzielen! Auch in Petersburg war man unschlüssig und zurückhaltend. Während man von dem Reichstag gebieterisch die Abtretung der ukrainischen und litauischen Landschaften begehrte und erreichte, wurden die preußischen Forderungen mit wenig Nachdruck 22. Juli 1793.
und Aufrichtigkeit unterstützt. War doch der Kaiserin und ihrem Günstling Subow von ehrgeizigen und ränkesüchtigen Edelleuten aus Polen und Litauen selbst der Wunsch vorgetragen worden, sie möge das ganze Reich unter ihre Schutzherrschaft stellen und keine weitere Teilung zugeben. Auch der kurländische Adel, erbittert, daß der Herzog Peter Biron, dem der Vater Ernst Johann im Jahr 1769 das Regiment überlassen, den Stadtgemeinden erweiterte Rechte verliehen und den Bürgerlichen den Erwerb von Lehnsgütern ermöglicht hatte, vereinigte sich mit den polnischen Standesgenossen zu denselben Anerbietungen. Wahrlich, die Versuchung trat nahe genug an die Selbstherrscherin heran: alles beeiferte sich, das Joch Rußlands auf sich zu nehmen, um unter demselben die eignen Leidenschaften und Standesinteressen desto sicherer befriedigen zu können. Katharina wies die Versuchung, die Sache Rußlands von der Preußens zu trennen, nicht von der Hand: ihr Botschafter wurde angewiesen zwischen Polen und Preußen nur als „billiger und unparteiischer Vermittler" aufzutreten, einen „gemäßigten Gang" zu gehen, und Sievers bat sich mehr Geld aus, falls die Kaiserin „ausgedehntere Absichten" auf Polen hege.

So schleppte sich die Sache wochenlang hin; der Reichstagsausschuß suchte Die stumme Sitzung.
Ausflüchte und der russische Botschafter leistete nur eine scheinbare Unterstützung. Erst als Preußen nach der Wiedereroberung von Mainz Anstalten traf seine Waffen gegen Osten zu kehren, schien es der russischen Kaiserin rätlich, zur Vermeidung kriegerischer Verwickelungen für die Solidarität des Teilungsvertrags einzutreten, und nun erhielt Sievers Weisung, die Polen willig zu machen und mit Ernst die Vollziehung des Traktats zu betreiben. So erfolgte denn die berühmte „stumme Sitzung" des Reichstags von Grodno. Zuerst zwang der 2. Sept. 1793.
Botschafter die Versammlung, indem er den Saal unter dem Vorgeben eines beabsichtigten Attentats auf den König verschließen und das Schloß mit Soldaten umstellen ließ, den Ausschuß zu bevollmächtigen, den von ihm selbst entworfenen Teilungsvertrag mit Preußen zu unterzeichnen, dann, als sich neue Schwierigkeiten erhoben, wurde dem ersten Gewaltstreich ein zweiter beigefügt. Nachdem vier Landboten, die sich besonders in der Opposition gegen Preußen hervorgethan, in Grodno von russischen Soldaten verhaftet und als Gefangene weggeführt waren, ließ Sievers den Palast wieder von Grenadieren umstellen und zwang den unter dem Vorsitz des Königs im verschlossenen Saale versammelten Reichstag die Forderungen Preußens anzuhören und zu genehmigen. Als alles im tiefsten Schweigen verharrte und keine Stimme weder dafür noch dagegen

laut ward, da erklärte endlich nach Mitternacht der Landbote Graf Ankwicz, Schweigen sei Zustimmung. Der Landtagsmarschall Biélinski fragte darauf dreimal in den Saal hinein: „Ermächtigt der Reichstag die Kommission zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?“ Da wiederum alles stumm blieb, erklärte er den Beschluß für einstimmig gefaßt. Die Szene wäre in der That großartig und tragisch erhaben, wie man sie oft dargestellt hat, hätte nicht die neuere Forschung dargethan, daß das Ganze eine verabredete Komödie war, daß die Landboten, um vor dem Volk den Schein zu wahren, zum voraus untereinander sich über das „zustimmende Schweigen“ verständigt und dafür ihren Lohn in klingendem Gold empfangen hatten. Ankwicz und Biélinski erhielten von Rußland eine fortdauernde Leibrente; der Protest, den einige Landboten gegen die Vergewaltigung einlegten, hielt die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder nicht ab, an den Festlichkeiten und Mahlzeiten teilzunehmen, womit der preußische und russische Botschafter die glückliche Beendigung ihres pazifikatorischen Werks feierten. Das Schauspiel in Grodno, bemerkt ein Historiker der Gegenwart, das man solange als eine historische Tragödie ansah, ist nur ein großes Intrigenstück gewesen. Durch den zweiten Teilungsvertrag erhielt Rußland die fruchtbaren Provinzen des östlichen Polens, über 4500 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Bewohner; Preußen außer den Stadtgebieten von Danzig und Thorn die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andre Landschaften von Großpolen, einen als „Südpreußen“ mit seinen übrigen Besitzungen verbundenen Landzuwachs von mehr als einer Million Einwohner und 1000 Quadratmeilen. Der Republik Polen blieb kaum mehr ein Dritteil ihres ehemaligen Gebiets. Und um diesem armen Überrest und seinem ohnmächtigen König die letzten Spuren von Selbständigkeit zu rauben, wurde der immerwährende Rat wiederhergestellt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland abgeschlossen, vermöge dessen die Polen ohne Erlaubnis der Kaiserin keine Veränderungen in der Verfassung vornehmen und mit keiner fremden Macht irgend eine Verbindung oder einen Vergleich abschließen durften, indes die russischen Truppen das Recht haben sollten, zu jeder Zeit in das Königreich einzurücken. Damit der Vertrag als die einstimmige Willenshandlung der ganzen Nation erscheine, wurden diejenigen Landboten, die denselben nicht annehmen konnten oder wollten, durch Geld bewogen, sich vom Reichstag fern zu halten. So kam
14. Okt. 1793. das „Ewige Bündnis“ zu stande. Von der Zeit an war die Durchlauchtigste Republik“ Polen vollends ein russischer Vasallenstaat, in welchem das Wort von Katharinas Botschafter mehr galt als das des Königs. Stanislaus August ertrug alle Kränkungen, alle Erniedrigungen, alle Beschimpfungen, heißt es bei Lelewel. Empfindsam wie alle schwachen Herzen, weinte er über die Republik und anstatt entschiedene Schritte zu thun, überließ er sich kindischen Klagen.

10. Polens Ende.

Die Verschwörung.

Auch nach dem Abschluß des Ewigen Bundes blieben russische Truppen in Polen zurück als Schutzmannschaft des Generals Igelström, der an Sievers' Stelle das Botschafteramt in Warschau erhielt. Das brutale Auftreten dieses barschen und übermütigen Mannes machte den Polen das Schmachvolle und Unwürdige ihrer Lage recht fühlbar und stachelte noch einmal das nationale Bewußtsein auf. Es bildete sich eine geheime über das ganze Land verbreitete Verschwörung, die besonders bei den Bürgerschaften der größeren Städte, bei dem minder begüterten oder besitzlosen Adel und bei der polnischen Armee Anhänger fand. An der Spitze der Unzufriedenen stand der General Dzialinski und der Bankier Kapostas, von Geburt ein Ungar, aber von dem Verfassungsreichstag in den polnischen Adel aufgenommen. Die flüchtigen Häupter der Patrioten, wie Ignaz und Stanislaus Potocki und Kollontay, die in Leipzig unter sächsischem Schutz lebten, schürten das Feuer, und der tapfere vaterländische Freiheitskämpfer Kosciuszko kehrte von Paris, wo er für sein unglückliches Land zu wirken gesucht, nach der heimatlichen Erde zurück. Bald gab sich im ganzen Land eine unheimliche Gärung kund. Die Unzufriedenen setzten ihr Vertrauen teils auf den Unwillen der Nation über die fremde Zwingherrschaft und die erlittene Schmach, teils auf auswärtige Hilfe. Aber woher sollte diese kommen? Frankreich, der zuverlässigste Bundesgenosse der Polen, lag unter der Kalamität eines Staatsbankrotts und unter den Anstrengungen eines europäischen Kriegs; England hatte seine Kraft und Thätigkeit ausschließlich gegen das revolutionäre Frankreich gerichtet; Österreich, obwohl voll Neid und Mißtrauen auf die Machtentfaltung Preußens blickend, war mit seinen eignen Anliegen vollauf beschäftigt; Sachsen ging über Beweise von Wohlwollen und Teilnahme für das mit der eignen Dynastie einst so innig verbundene Land nicht hinaus. Und wie hätte die Türkei angesichts zweier russischer Heere, die unter Dolgorukij und Suwarow am Dnjestr und am Schwarzen Meer standen, sich in fremde Angelegenheiten mischen sollen? Noch hatte man ja in Petersburg den Gedanken an die Wiederherstellung des christlich-byzantinischen Reichs am Bosporus und in der Balkanhalbinsel nicht aufgegeben.

Die nationale Erhebung. Finis Poloniae.

Da es die Polen hauptsächlich auf Preußen abgesehen hatten, dem sie die besetzten Provinzen wieder entreißen wollten, so hätten sie sich leicht mit Rußland verständigt und demselben wenigstens einen Teil des östlichen Gebiets, der zur Verbindung mit den neuerworbenen Landschaften diente, zugestanden, wenn sich die Kaiserin hätte entschließen wollen, in die frühere zurückhaltende Politik gegenüber Preußen einzulenken oder den polnischen Waffen Vorschub zu leisten. Allein wie konnte Katharina, welche den Krieg gegen den französischen Revolutionsstaat so eifrig betrieb, den polnischen Insurgenten die Hand reichen oder durch Förderung des Aufstandes den Waffengang am Rhein lähmen oder unterbrechen? So

März 1794. erhielt denn Igelström die Weisung, die Bewegung in Polen sorgfältig zu überwachen und mit Strenge niederzuhalten. Die Verhaftung und Wegführung einiger Verdächtigen und mehr noch die Entlassung eines großen Teils der polnischen Armee, wodurch viele Soldaten und Offiziere brotlos wurden, vermehrte die Unzufriedenheit und Gärung. Die Reiterbrigade Madalinski, bei Ostrolenka vereinigt, widersetzte sich der Auflösung und zog nach Krakau; an sie schloß sich ein großer Teil des kleinern Adels mit bewaffneten Bauern an. Bald
4. April 1794. stellte sich Kosciuszko ein, der edle hochgefeierte Nationalheld, der sich rein gehalten hatte von der Verderbnis der Großen. Er wurde zum unumschränkten Befehlshaber der Nationalmacht ernannt und brachte militärische Zucht und Ordnung in die Reihen der polnischen Streiter. Auch in Warschau, in Wilna und anderwärts traten patriotische Kundgebungen zu Tage, welche die geringen Besatzungstruppen nicht zu unterdrücken vermochten, namentlich da der Oberbefehlshaber und Botschafter Igelström in der Verwirrung alle Haltung und Entschlossenheit verlor. Unter seinen Augen bildeten sich Wehrmannschaften aus verabschiedeten Soldaten, aus dem Bauernadel, aus Freiwilligen aller Stände. Das Zeughaus in Warschau lieferte Waffen. Die Geistlichen weckten den katholischen Fanatismus, den Leibeignen wurde Freilassung in Aussicht gestellt. Um so sorgfältiger hielt sich der hohe Adel von der Bewegung fern. Von Krakau aus erließ der neue Diktator Kosciuszko einen Aufruf an das Volk, in welchem er die Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Wiedereroberung der entrissenen Provinzen und die Einführung der vernichteten Konstitution als Ziel des Kampfes darstellte. Ein Sieg der Insurgenten über eine russische Heerabteilung trieb die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand. Am Gründonnerstag wurde die russische Besatzung in Warschau angegriffen und teils niedergemacht, teils gefangen. Igelströms Palast ging in Flammen auf; vier der vornehmsten Anhänger Rußlands, unter ihnen Ankwicz, starben am Galgen. Wilna und Litauen folgten dem Beispiel der Hauptstadt; alle Woiwodschaften traten der Krakauer Konföderation bei; selbst der König erklärte sich für die Erhebung der mißhandelten Nation, ohne jedoch Vertrauen zu finden; alles versprach einen guten Erfolg. Die Preußen, die nach der Einnahme von
6. Juni 1794. Krakau und nach dem siegreichen Gefecht bei Rawka über Kosciuszkos lockere Scharen mit einer besonderen Heerabteilung unter des Königs eigner Führung die feste und wohlverteidigte Hauptstadt Warschau belagerten, wurden, durch einen Aufstand im Rücken, in dem neuerworbenen „Südpreußen" bedroht und durch Krankheit und Nahrungsmangel geschwächt, von den tapfern Generalen Kosciuszko, Dombrowski und Joseph Poniatowski zu einem übereilten
6. Sept. und verlustvollen Rückzug gezwungen. Aber das Waffenglück der Polen mehrte den Groll der Feinde und reizte die Kaiserin, ihren Namen und die russischen Fahnen mit neuem Kriegsruhm zu verherrlichen. Sie allein wollte als die Überwinderin der Polen gefeiert werden. Im Einverständnis mit Österreich

und Preußen schickte sie daher ihren furchtbarsten Feldherrn Suwarow mit einem großen Heer nach Polen. Kosciuszko, mehr ausgezeichnet durch Heldenmut und Tugend als durch militärische Begabung, mußte der überlegenen Macht seines kühnen, von den russischen Soldaten ebenso geliebten als gefürchteten Gegners weichen. Nach einem unglücklichen Treffen bei Maciejowicze stürzte er 10. Okt. 1794. verwundet vom Pferd und wurde, nachdem er einige Zeit bewußtlos auf dem Schlachtfeld gelegen, in russische Gefangenschaft fortgeführt. Der Ausdruck: „Finis Poloniae", der dem patriotischen Mann beigelegt wird, wurde von ihm selbst verleugnet. Am 4. November wurde die Vorstadt Praga von Suwarow mit großer Kühnheit gestürmt und furchtbare Rache geübt. Zwölftausend Wehrlose wurden teils erschlagen, teils in der Weichsel ertränkt. Das Angstgeschrei der Gemordeten schreckte die Bewohner der Hauptstadt und machte sie willig zur Ergebung. Am 9. November hielt Suwarow als Sieger seinen glänzenden Einzug in Warschau. Stanislaus Poniatowski erhielt Befehl, die Krone niederzulegen. Er lebte bis zu seinem Ende (1798) zuerst in Grodno, dann nach Katharinas Tod in Petersburg von einem Jahrgehalt, der verdienten Verachtung der Nachwelt preisgegeben. 24. Jan. 1795. Einige Monate später erklärten die drei Mächte, sie hätten aus Liebe zum Frieden und um der Wohlfahrt ihrer Unterthanen willen beschlossen, die Republik Polen ganz zu teilen.

Demgemäß erhielt Österreich, obgleich es gegen den Aufstand keinen Schwertstreich gethan, durch Katharinas Gunst als Entschädigung für Belgien und als Preis eines geheimen Bundes der beiden Kaiserhöfe im Süden an 700 Quadratmeilen mit Krakau, Preußen das Land links der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau und das als „Neuostpreußen" mit der Monarchie verbundene Gebiet bis zum Niemen, etwa 1000 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner; alles übrige, über 2000 Quadratmeilen, riß Rußland als den Löwenanteil an sich. So schwand das einst ruhmreiche und mächtige Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten, ein Opfer selbstverschuldeter Schwäche und fremder Recht verachtender Gewaltthat. Parteiwut, Gesetzlosigkeit und die Unterdrückung des Volks durch einen übermütigen Adel waren die Quellen des Unglücks. Der Mangel jedes volkstümlichen Gesamtgefühls, die volle Zersetzung alles dessen, was sonst einen Staat und eine Gesellschaft ausmacht, Verrat und grobe Bestechung ist selten so grell und schamlos hervorgetreten wie in diesen letzten Tagen Polens. Es schien dies Land von der ewigen Vorsicht zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Junkern und Priestern ein Volk führen muß. — Kosciuszko, von Kaiser Paul I. in Freiheit gesetzt, † 1817. starb als Privatmann in der Schweiz. Sein Leichnam wurde nach Krakau gebracht und unter dem von den Händen der Bürgerschaft freiwillig aufgeführten Kosciuszko-Hügel beigesetzt. — Um dieselbe Zeit reiften auch die Intrigen, welche Rußland mit dem kurländischen Adel angeknüpft hatte. Ritterschaft und Landtag beschlossen die 28. März 1795. Vereinigung des Herzogtums mit Rußland nachzusuchen. Darauf legte der letzte Herzog, Peter Biron, gegen eine Leibrente freiwillig die Herrschaft nieder und Kurland wurde eine russische Provinz mit einem kleinen Rest seiner frühern Verfassung.

11. Katharinas II. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Mehrung der souveränen Machtfülle.

Mehr als je war Katharina in den letzten Jahren ihres Lebens Selbstherrscherin der moskowitischen Nation und des russischen Reichs. Preußen und Österreich waren durch Verträge und Mitschuld an den Kaiserhof in Petersburg geknüpft; die Türkei lag fortwährend unter der Besorgnis eines neuen Kriegssturmes, der die Entstehung eines christlichen Reichs in der Balkanhalbinsel herbeiführen möchte; in den Kaukasusländern waren russische Agenten stets bemüht, unter den eingebornen Stämmen und Häuptlingen Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten, damit auf Grund von Schutzverträgen russische Heerführer und Gubernatoren Gelegenheit hätten, die Herrschaft des Schah von Persien zurückzudrängen und der mohammedanischen Welt immer mehr Boden zu entziehen. Zugleich verfolgte Katharina im Innern mit standhafter Energie das von Peter d. Gr. angebahnte politische System des strengsten Absolutismus, wobei ihr die Furcht der Fürsten und Großen vor den Greueln und Ausschreitungen der französischen Revolution zu statten kam.

Verhalten u. Stellung zur römisch-katholischen Kirche.

Seit den polnischen Teilungsverträgen war die Kaiserin eifrig bedacht, auch die Bekenner der katholischen Kirche näher an den Zarenthron zu knüpfen. Da war es denn für sie von großer Bedeutung, daß um die Zeit der ersten Teilung der Jesuitenorden, der auf die religiöse Bildung und Anschauungsweise der Polen so starken Einfluß geübt, dem Zeitgeist zum Opfer fiel. Katharina konnte nun das kirchenpolitische System, kraft dessen päpstliche Verfügungen nur dann Geltung haben sollten, wenn sie mit Genehmigung der weltlichen Obrigkeit erlassen würden, zunächst zu gunsten der von dem Papst aufgelösten, in den katholischen Ländern bedrängten und verfolgten Gesellschaft Jesu anwenden. Sie verbot die Bekanntmachung des Auflösungsbreve und gewährte dadurch den Ordensgliedern die Möglichkeit, unter dem Vorwand des Zwanges durch die Staatsregierung in den russisch-polnischen Provinzen in alter Weise fortzuleben, ohne sich die Strafe des Ungehorsams gegen die kirchliche Autorität zuzuziehen. Die Jesuitenväter waren daher auch eifrig beflissen der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten und ihren polnischen Glaubensverwandten die Pflicht der Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit einzuprägen. Die Ordensglieder wetteiferten in den Künsten höfischer Demut und Schmeichelei gegen die Gebieterin und ihren Günstling Potemkin mit der polnischen Aristokratie. Dadurch wurde Katharinas Plan, die römisch-katholische Bevölkerung des russischen Reichs durch einen eignen kirchlichen Organismus an das Staatsoberhaupt zu knüpfen und in allen Dingen, die nicht die Glaubenslehre berührten, von dem päpstlichen Stuhl unabhängig zu machen, wesentlich erleichtert. Wie die orthodoxe Kirche von dem heiligen Synod ihre Direktive erhielt, so sollten alle Bekenner und Diener der römisch-katholischen Kirche, auch der gesamte Klosterklerus dem Bischof von Mohilew und dem ihn umgebenden „Konsistorium" unterworfen sein. Ein litauischer Edel-

mann Namens Stanislaus Siestrzencewicz-Bogusz, der als Protestant geboren, nach langjährigen Studien und Reisen in reiferen Jahren zur römischen Kirche übergetreten war, ging der Kaiserin bei der Ausführung mit Rat und That an die Hand. Diese in Bischof oder Erzbischof und Konsistorium vereinigte Oberkirchenbehörde, die aber dem dirigierenden Senat untergeordnet war, sollte alle Angelegenheiten der römisch-katholischen Kirche leiten und entscheiden; alle Beziehungen zu Rom behielt sich die kaiserliche Regierung selbst vor; nur durch sie konnten Bischöfe und Ordensvorsteher mit dem päpstlichen Stuhl verkehren. Auch die unierten Katholiken ihres Reichs suchte die Kaiserin durch Errichtung eines erzbischöflichen Stuhles in Polozk für Weißrußland allmählich von Rom unabhängig zu machen und ihre Wiedervereinigung mit der griechisch-orthodoxen Kirche anzubahnen.

Absolutismus und Beamtenhierarchie.

In politischen Dingen huldigte Katharina der Zeitrichtung, welche überlieferte Vertrags- und Rechtsordnungen mißachtend das öffentliche Leben, die Einrichtungen und Verfassungen der Staaten nach rationalistischen Gebilden des Verstandes und nach der souveränen Eigenwilligkeit eines aufgeklärten Absolutismus zu gestalten suchte. So wurde den baltischen Städten in Widerspruch mit den Zusicherungen Peters d. Gr. die russische Statthalterschaftsverfassung aufgedrängt; so wurde durch genaue Festsetzung der Rangverhältnisse nach den Dienstjahren eine in acht Klassen und Abstufungen gegliederte Beamtenkaste geschaffen, deren leitendes Lebensprinzip der servilste Gehorsam gegen das Staatsoberhaupt und die Vorgesetzten bildete, eine Beamtenhierarchie ohne persönlichen Willen, ohne eigne Grundsätze, ohne höhere Ideen, sittliche Kraft und selbstbewußtes Ehrgefühl, die wie eine Maschine den Gesetzen der Notwendigkeit und einer zwingenden Macht blindlings folgte.

Hofleben u. Günstlinge.

Wie in den Regierungsmaximen, so blieb die Kaiserin auch in ihrer Lebensführung und in ihren persönlichen Liebhabereien sich stets getreu. Die zunehmenden Jahre setzten ihrer Sinnlichkeit keine Schranken. Bis an ihr Lebensende bewohnten Günstlinge die kaiserlichen Prunkgemächer, und ihr Sohn, der Großfürst Paul, erfuhr stets dieselbe unfreundliche zurückstoßende Behandlung, die wir früher kennen gelernt. — Noch zu Lebzeiten Potemkins wurde die Reihe der begünstigten Liebhaber mit zwei weiteren Namen vermehrt, Lanskoi und Yermolow. Alexander Lanskoi, ein junger Mann mit einem „schönen glatten Knabengesicht", wurde von der Kaiserin gebraucht, um einen sentimentalen Liebesroman im Geschmack der Zeit aufzuführen und der Werther- und Siegwartperiode einen Tribut darzubringen, ein Liebesroman, der durch den frühen Tod des Geliebten einen elegischen Ausgang nahm und der Fürstin und ihren Hofdamen Gelegenheit zum Trauern und Leidtragen gab. Sein Nachfolger Yermolow war minder harmlos. Er wagte es der Kaiserin die Augen zu öffnen über Potemkins Tyrannei und bodenlose Habgier. Da erschien der „Fürst der Finsternis" persönlich im Schloß, und sein Einfluß war noch mächtig genug, den Rivalen

Lanskoi.

Yermolow.

zu Fall zu bringen. Yermolow ging auf Reisen, reich beschenkt und mit Ehren überschüttet von seiner Gebieterin. Dies war der letzte Triumph des Tauriers. Als er kurz vor dem Frieden von Jassy aus der Welt ging, war bereits der letzte Liebhaber der Kaiserin, der uns bekannte Platon Subow in die Prachtgemächer des Palastes eingezogen. Vergebens hatte der Taurier versucht, ihm das Schicksal von Yermolow zu bereiten; Platon Subow behauptete sich in seiner Stellung und übte bis zum Tod Katharinas in Verbindung mit seinen Brüdern auf den Gang der Regierung und der Politik einen Einfluß, der dem Potemkins fast gleichkam. Die treulose ränkevolle Staatskunst, welche die letzten Tage des polnischen Reichs wie eine unheilvolle Gewitterwolke umschwebte, wurde hauptsächlich durch ihn ins Werk gesetzt. Witzige Spötter sagten, mit bezug auf den Namen des Günstlings, zuletzt habe Katharina nur noch Platonisch geliebt.

Platon Subow.

Der Großfürst Paul.

Platon Subow teilte auch die Abneigung und das Mißtrauen seiner Gebieterin gegen den Großfürsten Paul. Wir werden später erfahren, daß er bei der tragischen Katastrophe, welcher dieser unglückliche Fürst zum Opfer fiel, seine Hand im Spiel hatte. Die Kaiserin trug dem Sohn stets den gleichen Haß und dieselbe feindselige Gesinnung, die sie gegen den Vater gehegt. Das Bewußtsein, daß sie ihn aus seinem Recht verdrängt, und die Wahrnehmung, daß er in den Augen der Altrussen als der rechtmäßige Herrscher galt, mag den Widerwillen und das Mißtrauen verstärkt haben. Sie hielt ihn fortwährend von allen Staatsgeschäften fern, sie machte ihm beleidigende Vorwürfe, sie tadelte und schalt ihn bei jeder Gegenheit, sie und jeder ihrer Günstlinge bezeigten ihm offen ihre Mißachtung. Diese Erfahrungen verbunden mit der verwahrlosten Erziehung, die man ihm hatte zu teil werden lassen, mußten für seinen Geist und sein Gemüt die schlimmsten Folgen haben und den Keim einer krankhaften Reizbarkeit in seine Seele senken, die ihn mit der Zeit zu unberechenbaren Handlungen der Hast und Willkür und endlich ins Verderben führten. Keine Demütigung wurde ihm erspart; die Kaiserin nahm ihm sogar seine Kinder, um sie nach ihren eignen Grundsätzen erziehen zu lassen. Sie ging mit dem Gedanken um, ob sie ihn nicht von der Thronfolge ausschließen und ihren Enkel Alexander für ihren unmittelbaren Nachfolger erklären sollte, ein Plan, der längere Zeit im engsten Hofkreis Gegenstand ernstlicher Überlegung gewesen zu sein scheint. Die zum Krankhaften neigende Gemütsrichtung Pauls ließ ähnliche Mißgriffe und Verkehrtheiten befürchten, wie bei Peter III.

Tod der Kaiserin

6. (17.) Nov. 1796.

Soweit sollte es jedoch nicht kommen. In dem Augenblick, da man mit neuen Kriegsgedanken sich trug, im Osten gegen Persien, im Westen gegen das republikanische Frankreich, starb die Kaiserin an einem Gehirnschlag. Eine kurz zuvor erlittene Kränkung am Hofe mag ihr Ende beschleunigt haben. Die verabredete feierliche Verlobung ihrer Enkelin, der schönen Großfürstin Alexandra mit dem Schwedenkönig Gustav IV. wurde vereitelt, indem der Bräutigam

plötzlich aus Petersburg abreiste, erbittert, daß man nachträglich in den Heiratskontrakt die Bedingung eingeschaltet hatte, die Großfürstin solle als Königin von Schweden ihre Religion behalten und im Schloß zu Stockholm griechisch-katholischer Gottesdienst eingerichtet werden, eine Bestimmung, die mit dem schwedischen Reichsgesetz in Widerspruch stand.

Katharinas geschichtliche Stellung.

Mit dem Tod der Kaiserin Katharina II. ging eine vierunddreißigjährige Herrschaft zu Ende, welche für das russische Reich von ähnlicher Bedeutung war, wie die Peters d. Gr., dessen Spuren sie nachfolgte, dessen Schöpfungen sie weiterführte. Die von dem ersten Kaiser gegründete Hauptstadt Petersburg wurde unter und durch Katharina so vergrößert und verschönert, daß sie jetzt erst zur würdigen Residenz des Selbstherrschers aller Reußen, zum wirklichen Haupt- und Regierungssitz des gesamten Reichs sich gestaltete. Wie Peter d. Gr. war auch Katharina bemüht, die Kultur und die geistigen Errungenschaften des Abendlandes der russischen Nation zuzuführen; und wenn auch das Volk selbst noch wenig Gebrauch von den fremden Gütern machen konnte, so nahmen doch die höhern Stände die Sitten, die Bildung, die Litteratur und alle äußern Lebensformen der zivilisierten Völker an und traten somit in demselben Grad den europäischen Gesellschaftskreisen näher, als sie sich von den altrussischen Volksklassen schieden. Wie Peter d. Gr. dehnte Katharina die Grenzen des Reichs nach Süden und Westen aus, förderte Handel und Verkehr zu Wasser und Land, hob die Land- und Seemacht und wies dem Zarenstaat seinen Rang unter den ersten Großmächten an. Und wie sie selbst in die Fußstapfen ihres großen Vorgängers trat, so zeichnete sie ihren Nachfolgern die Grundlinien des Regierungssystems und der Politik vor, welche seitdem als Führer und Leitsterne gedient haben. Ein einheitlicher Organismus in Staat und Kirche, eine sorgfältig und streng gegliederte Verwaltungsmaschinerie, ein blinder Gehorsam und eine fatalistische Ergebenheit der untergeordneteren Klassen gegen die Vorgesetzten, diese und andre Eigentümlichkeiten des russischen Wesens bilden eine vorwärts drängende Macht, die stetig wenn auch langsam zu neuen Eroberungen fortschreitet. Diese national-russische Eigenartigkeit geweckt und in Fluß gesetzt zu haben, bezeichnet den großen Herrschersinn der Kaiserin, die eine Deutsche von Geburt und von einem starken Teil der Nation stets mit Argwohn und Abneigung betrachtet, teils mit genialem Instinkt, teils durch überlegene Verstandes- und Geisteskraft das der russischen Natur Angemessene und dem Reich Vorteilhafte erkannte und in Bewegung brachte. Darum wurde auch das Andenken der Kaiserin nach ihrem Tod mit viel größerer Liebe und nationaler Begeisterung gehegt, als sie jemals während ihres Lebens genossen. Die spätern Geschlechter sprachen mit Bewunderung und legendenhafter Ehrfurcht von der „feenhaften Zeit der Kaiserin Katharina“.

IV. Litteratur und Geistesleben in Deutschland bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Litterarische Hilfsmittel. Über kein Geschichtsgebiet hat sich eine so reiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, als über die deutsche Kultur und Litteratur der drei letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts. Es würde daher ein ungeeignetes, dem Zweck dieses Werkes wenig entsprechendes Unternehmen sein, wollte man aus der unendlichen Menge monographischer Arbeiten über die klassischen Dichter und ihre Werke auch nur das Wichtigere anführen, was in Biographien, in Vorträgen, in kritischen und ästhetischen Aufsätzen und Abhandlungen, in Briefsammlungen u. dgl. m. in die Öffentlichkeit getreten ist. Vieles davon ist zum Gemeingut der Gebildeten geworden und darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wir begnügen uns daher in Beziehung auf die deutsche Poesie der klassischen Periode mit der Hinweisung auf die größern litteratur- und kulturgeschichtlichen Arbeiten, die zum Teil schon mehrfach erwähnt sind, wie die Werke von Gervinus, Goedeke, Koberstein-Bartsch, H. Kurz, Hettner, Biedermann (XII, 666, 877 f.), Schlosser, Gesch. d. achtzehnten Jahrh. u. a., denen noch beizufügen sind: Loebell, Die Entwickelung der deutschen Poesie ꝛc. in Vorlesungen. Braunschweig 1856—1865. 3 Bde.; Jos. Hillebrand, Die deutsche Nationallitteratur ꝛc. Hamb. u. Gotha 1850. 1851. 2. Aufl. 3 Bde.; H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationallitteratur ꝛc. Leipz. 1847—1849. 2 Bde. Bd. 1, 3. Aufl. 1858; Julian Schmidt, Gesch. des geist. Lebens in Deutschl. von Leibniz bis auf Lessings Tod. 2 Bde. Leipz. 1862—1864 und von demselben: Gesch. der deutschen Litteratur seit Lessings Tod. Leipz. 1858. 3 Bde. 4. Aufl.; Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. Berlin 1883 u. a. W. — In Beziehung auf Wissenschaft und Prosalitteratur sind den schon früher angeführten Werken von Zeller, Fischer, Überweg, Hettner u. a. beizufügen: Die Darstellungen der Gesch. der Pädagogik von K. v. Raumer (4. Aufl. 1874), Karl Schmidt (3. Aufl. 1873 ff.), Die Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens von Schmid (10 Bde. 1859—1875); auch kleinere Arbeiten von A. Trendelenburg, Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz (Kleine Schriften, I, S. 127 ff.), Leyser, C. F. Bahrdt, sein Verhältnis zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik (Neustadt 1867. 2. Aufl. 1870), Christoffel, M. Planta, der Vorläufer Pestalozzis und Fellenbergs (1865), Schenkel, J. H. Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit (Heidelberg 1863), Hundeshagen, Über die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee. (Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen, Gotha 1874, I, S. 159 ff.), F. Nitzsch, Die geschichtliche Bedeutung der Aufklärungstheol. (Jahrb. f. protestantische Theol., 1875, S. 39 ff., 248 ff.), Sierke, Schwärmer u. Schwindler zu Ende des achtzehnten Jahrh. Leipz. 1874; Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts auf den Schulen u. Universitäten. Leipz. 1885; X. v. Wegele, Gesch. der deutschen Historiographie. Gesch. der Wissensch. in Deuschl. 20 Bde. Münch. 1885. — Zur publizistischen u. historischen Litteratur d. achtz. Jahrh. wurden benutzt: J. C. Bluntschli, Gesch. des Allg. Staatsrechts und der Politik (Gesch. der Wissenschaften in Deutschl. 1. Bd.), München 1867 und die einschlägigen Artikel im deutschen Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater; R. von Mohl, Gesch. u. Litter. der Staatswissensch., 3 Bde. Erlang. 1855—1858 (in Bd. 2 sind eine Reihe deutscher Staatsrechtslehrer eingehend behandelt); L. Wachler, Gesch. der histor. Forschung u. Kunst, Göttingen 1812 ff.; Wesendonk, Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschr. durch Gatterer und Schlözer. Leipz. 1876; F. Kreyßig, Justus Möser. Berlin 1857. — Die hervorragendsten der nachstehend behandelten Publizisten haben auch eigne biographische Bearbeitungen gefunden, über welche das genannte Staatswörterbuch genaue Auskunft gibt.

A. Die deutsche Poesie auf ihrer Höhe.

I. Gang der poetischen Kunstbildung.

Ehe wir den mächtigen Strom der französischen Revolution mit seiner alles überwältigenden und zermalmenden Kraft vorüberrauschen lassen, wollen wir einen Blick auf das Geistes- und Gemütsleben des deutschen Volks werfen, wo auch hochgehende Wogen die bisherigen Uferbegrenzungen überfluteten, aber nur befruchtende und belebende Wirkungen hervorbrachten. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfuhr die Dichtkunst, die Wissenschaft, das gesamte geistige und litterarische Leben der Nation einen so mächtigen Aufschwung, daß die Erzeugnisse der Deutschen, sei es auf dem Gebiet der Phantasie oder der Verstandesthätigkeit den Werken der Engländer und Franzosen, die wir in den frühern Blättern kennen gelernt, ebenbürtig an die Seite traten, ja an Tiefe, Vielseitigkeit und Geist sie häufig übertrafen. Hochbegabte Männer von verschiedenen Anlagen und Richtungen schlugen neue Bahnen ein und begründeten teils durch Bekämpfung und Zerstörung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen auf dem Feld der Dichtung oder der Wissenschaft einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neuern Geschichte kaum seinesgleichen hat. Auch Deutschland durchlebte eine Zeit der Reformen und Revolutionen, in der jedoch nur mit den Waffen des Geistes gekämpft, nur die Idee humaner Menschenbildung, Menschenveredelung und geistiger Freiheit als höchstes Ziel angestrebt ward. Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bund mit der Dichtung standen, daß Phantasie und Gefühl, der wahre Boden der Poesie, auch auf das Feld der Wissenschaft hinübergetragen ward. Der Dichtkunst wendeten die größten Geister der Nation ihre Talente zu. Klopstock Klopstock. 1724—1803.
hauchte der deutschen Poesie die Seele ein und weckte Empfänglichkeit und Begeisterung im Volk, indem er sowohl in dem Epos „die Messiade" als in den „Oden" und „Bardieten" seinen christlichen Glauben, seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend ins Herz legte. Lessing schwang seine kritische Geißel über die Lessing. 1729—1781.
französische Theaterlitteratur und zeigte durch seine eignen Bühnendichtungen, unter denen die drei Stücke „Minna von Barnhelm", „Emilie Galotti", „Nathan der Weise" als helle Sterne hervorleuchten, den Weg, auf dem man zu einer echten dramatischen Poesie gelangen könne; zugleich öffnete er in seinem „Laokoon" den Denkenden die Augen über das Wesen der Dichtkunst und der bilden- 1766.
den Kunst, deren Verständnis bereits durch Winckelmann auf einem andern Weg erschlossen war. Als „der Kunsterscheinungen Kenner und Richter, der Wissens- 1764.
meinungen Prüfer und Sichter", herrschte er wie ein König im Reich der Geister.

Herder. 1744—1803. Lessings Spuren folgte der phantasievolle geistreiche Herder, der auf den Ursprung aller Sprache und Poesie zurückging, mit feinem Sinn die Schönheiten der morgenländischen Naturdichtung und den tiefen Gehalt des kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern enthüllte, die Menschenwelt für die Güter der Humanität zu begeistern suchte, und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eine mächtige Anregung zu weitern Forschungen gab. Wieland. 1733—1813. Wieland, der heitere Lebensphilosoph, redete in seinen Romanen („Agathon", „Aristipp", „Abderiten"), die größtenteils das altgriechische und orientalische Leben mit moderner Färbung zur Grundlage haben, der Gesinnung und Denkweise der höhern, französisch gebildeten Stände das Wort und lehrte in anmutiger, mitunter leichtfertiger und lüsterner Sprache weisen Genuß des Lebens; eine Lehre, die den höhern Klassen der Gesellschaft zusagte und der deutschen Litteratur jene Kreise öffnete, die bisher nur französische Werke gelesen. Zugleich erneuerte er in seinem „Oberon", einem Epos im Geist und in der Form Ariosts mit dem Hauch heiterer Ironie, die romantische Heldendichtung des Mittelalters, und in einer Reihe kleiner Erzählungen aus der Ritter-, Zauber- und Märchenwelt entfaltete er ein großes Talent im Erfinden und Ausmalen. Durch diese drei Männer erfuhr die deutsche Prosa eine gänzliche Umgestaltung: Lessing verlieh ihr Kraft, Schärfe und Klarheit, Herder Schwung und Reichtum an Bildern, Wieland Leichtigkeit und Anmut. — Auf dem von ihnen bestellten Goethe. 1749—1832. Boden führte der größte dichterische Genius des Jahrhunderts, Goethe, seine Schöpfungen auf, in denen sich das Geistesleben der Nation und sein eigner Bildungsgang abspiegeln. In der kraftgenialen Zeit der siebziger Jahre, als die mit Ungestüm vorwärts strebende Jugend alle Regeln der Kunst und Konvenienz verschmähte, nur den, wenn auch formlosen Erzeugnissen des Genius Wert beilegend, die Tiefe der Urpoesie und Naturdichtung pries, sich am Volkslied ergötzte, die Rousseausche Naturschwärmerei begierig in die Seele aufnahm, und mit staunender Bewunderung auf Ossian und Shakespeare blickte, da erregten „Werthers Leiden" und „Götz von Berlichingen", wobei die aus jenen Dichtern geschöpften Eindrücke und Empfindungen den Untergrund bildeten, einen Sturm von Begeisterung; als Lessing und Winckelmann das Interesse für antike Kunst in Deutschland geweckt, erschienen zur geeigneten Stunde die klassischen Dramen „Tasso" und „Iphigenia", im Geist und in der klaren harmonischen Form des Altertums, belebt durch die eignen Eindrücke und Empfindungen, die Goethe auf seiner Reise nach Italien in sich aufgenommen hatte. Das idyllische Epos „Hermann und Dorothea", zu dem der Dichter durch die „Luise" von Voß angeregt ward, berührte die großartigen politischen Ereignisse der Zeit und die Leiden der Ausgewanderten; der Roman „Wilhelm Meister" worin an die Schilderung des Schauspielerlebens in allen seinen Erscheinungen die reichste und mannigfaltigste Charakterzeichnung voll psychologischer Tiefblicke und feiner Beobachtungen geknüpft ist, und die Novelle „die Wahlverwandt-

schaften" zeigen den Einfluß dieser romantischen Poesie mit ihrer Liebe zum Wunderbaren, Geheimnisvollen und Märchenhaften; in „Dichtung und Wahrheit" schildert Goethe seinen eignen Lebensgang und die Umstände, die zu seiner Bildung beigetragen, und in dem großartigen dramatischen Gedicht „Faust", mit dem wir ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt finden, hinterließ er der Nachwelt ein Abbild der strebenden und unbefriedigten Menschenseele in geistiger und sinnlicher Schrankenlosigkeit. — Mittlerweile hatte die politische Welt eine großartige Gestalt angenommen und die Blicke der Völker auf Geschichte, Staatswesen und Gesellschaft gerichtet: da traf Schiller mit seinen historischen Dramen, die der Nation ähnliche Sturmperioden aus der einheimischen und fremden Geschichte vor die Seele führten, und mit seiner Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenbeglückung die Saite, die bei dem Volk den stärksten Nachhall fand. Die drei ersten Tragödien, „Die Räuber", „Kabale und Liebe" und „Fiesco" gehören der stürmischen Jugendzeit an; mit dem Drama „Don Karlos" beginnt der Dichter eine neue geläutertere Periode, die sich auch in der äußern Form, der gebundenen Redeweise kund gibt; während seines Aufenthalts in Jena als Professor der Geschichte befaßte er sich mit dem „Dreißigjährigen Krieg", mit dem „Abfall der Niederlande" und mit dem dreiteiligen Drama „Wallenstein", und schuf in der lyrischen Dichtung „Die Glocke" ein reizendes Gemälde des menschlichen Lebens in seinen glücklichen und traurigen Fällen; in seinen letzten, durch Krankheit viel getrübten Lebensjahren in Weimar verfaßte er: „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" und das herrliche Drama „Wilhelm Tell". Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb Schiller die Freundschaft Goethes, so verschieden auch beider Naturen waren, und ihre vereinte Thätigkeit bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Poesie; denn durch ihren Bund, von dem ihr „Briefwechsel" ein edles Zeugnis ablegt, waren die beiden ewigen Gegensätze, Idealismus und Realismus, Subjektivität und Objektivität in Eintracht gepaart. Die Entfaltung und Bethätigung der reinen und schönen Menschennatur war beider sittliches und künstlerisches Ziel.

Schiller. 1759—1805.

II. Klopstock und die ihn umgebende Dichtergruppe.

1. Klopstock und die Schweizer.

Mit Friedrich Gottlieb Klopstock beginnt die klassische Periode der deutschen Litteratur. Geboren im Jahr 1724 zu Quedlinburg in der lieblichen Gegend des Harzes, da wo der Sage nach Heinrich der Finkler als deutscher König begrüßt wurde, verbrachte er seine Jugend unter den Eindrücken einer schönen Natur und einer großen Vergangenheit, an der Hand einer frommen gläubigen Mutter und eines männlich kräftigen Vaters. Die Liebe zur Natur, ein vaterländischer Sinn und ein christliches Gemüt waren die hohen Güter und Gaben, die er aus der Vaterstadt und dem elterlichen Haus mit sich nahm, als er die berühmte Lehranstalt Schulpforte bei Naumburg,

Klopstocks Leben und Dichtungen.

in der reizenden Landschaft des Saalethales bezog. Hier widmete er sich mit Begeisterung der klassischen Litteratur des Altertums; ihr entlehnte er die Kraft der Rede, die Mannigfaltigkeit des Versbaues, den Schwung und die Musik der poetischen Sprache und den Flug der Phantasie, die sich in seinen „Oden“ kund geben; dieser Begeisterung für die Poesie des Altertums ist es auch zuzuschreiben, daß er in seinen Dichtungen den Reim verschmähte, daß er in dem großen Epos „Die Messiade“ den Hexameter anwendete, mit dem vor ihm nur Fischart einen schwachen Versuch gemacht hatte, und in seinen Oden sich der antiken Versmaße bediente. In Schulpforte entwickelte sich auch sein Hang zur Empfindsamkeit, der sich in der Liebe zur Natur und Einsamkeit äußerte und eine elegische Stimmung in ihm erzeugte. In Leipzig, wo er den Studien oblag, führte ihn sein Freundschaftsbedürfnis in den Kreis jener jungen strebsamen Männer, welche sich von Gottscheds Einfluß frei gemacht und, wie erwähnt, die neue Zeitschrift „Bremer Beiträge“ gegründet hatten; in diesen machte er (1748) die drei ersten Gesänge seiner Messiade bekannt, die in ganz Deutschland eine so enthusiastische Bewunderung erregten, daß er als der Schöpfer einer neuen Epoche der Litteratur, als der Begründer einer neuen Dichtersprache begrüßt wurde. Eine unerwiderte Liebe zu Fanny, der Schwester eines seiner Freunde, erhöhte die schwermütige und sentimentale Stimmung, ohne jedoch die männlich-kräftige Natur und Gesinnung in ihm zu tilgen, die sich namentlich während seines Aufenthaltes in Zürich bei Bodmer äußerte und in seiner Liebe zum Reiten und Schlittschuhlaufen, das er so begeistert besang, zu erkennen gab. Im Jahr 1751 bekam er durch die Vermittelung des Grafen Bernstorff von dem dänischen König Friedrich V. ein Jahrgehalt (S. 475), damit er ganz der Dichtkunst leben könne, ohne nach Amt und Brot zu gehen. Nun hielt er sich abwechselnd in Kopenhagen und Hamburg auf. Auch in Karlsruhe, wohin ihn Markgraf Friedrich berief, weilte er kurze Zeit. Die letzten Jahre brachte er ausschließlich in Hamburg zu, und als dort der „Schwan an der Alster“, wie er sich gern nennen hörte, im Jahr 1803 starb, wurde er in dem Dorf Ottensen bei Altona mit königlichen Ehren neben seiner früh verstorbenen Gattin Meta beigesetzt. Fünfundzwanzig Jahre verflossen, bis das große Epos „Messias“ in den zwanzig Gesängen vollendet vorlag, und während dieser Zeit folgte die deutsche Nation mit der gespanntesten Erwartung der erhabenen Dichtung, welche die seit achtzehn Jahrhunderten in der christlichen Menschheit lebende Idee von der Erlösung der Welt durch den Opfertod des Heilandes zum Inhalt hat und damit die ganze altchristliche Mythologie von guten und bösen Engeln verbindet; weichmütige Seelen vergossen Ströme von Thränen und schwelgten in elegischer Entzückung. Aber Klopstock selbst erlebte noch, daß die Zahl der Bewunderer größer war als die der Leser, und daß die letzteren mit jedem Jahr sich verminderten. Die menschliche Natur ist nicht geschaffen, sich in einer ununterbrochenen feierlichen und religiösen Stimmung zu erhalten, und die Phantasie kann sich nicht auf die Dauer in die himmlischen Regionen versenken, die uns die Dichtung vorführt, nicht mit den Heerscharen der guten und bösen Geister verkehren; die langen Reden und Betrachtungen, die gehäuften Bilder und Schilderungen, wie schön und poetisch sie auch sein mögen, das feierliche Pathos der Sprache ermüden den Leser; er bedarf der Ruhe und Abwechselung, die er hier vergebens sucht. Allein so sehr man mit Recht den Mangel an Handlung und schöpferischer Erfindungskraft und den mehr lyrischen als epischen Charakter der Messiade gerügt hat, so sehr man in der Behandlung der religiösen Gegenstände den Mann einer reflektierenden Zeit erkennt, so ist die Dichtung dennoch ein großartiges Werk, und kein Dichter verdient mehr am Eingang des Tempels der klassischen deutschen Litteratur als Hüter und Pförtner zu thronen, denn Klopstock. Seine fromme Gesinnung, sein fester Glaube an die christlichen Grundlehren, die

sich neben der Messiade auch in vielen seiner Oden, in seinen geistlichen Liedern und biblischen Dramen aussprechen, sein vaterländisches Hochgefühl, das in seinen dramatisch-lyrischen Bardieten den Blick der Zeitgenossen zum erstenmal auf die Großthaten des deutschen Volks in der Vorzeit und auf die nordische Götterlehre hinlenkte, und sein reines sittliches Leben wirkten bestimmend auf den Empfindungskreis der ganzen Nation. In einer Zeit der religiösen Indifferenz und der politischen Erniedrigung stellte Klopstock dem Unglauben die Verherrlichung des Christentums, der Verachtung des Vaterländischen den Stolz auf Deutschland entgegen. Ein warmer Freund der Freiheit, der in der Ode „Fürstenlob" die Schmeichler der Regenten mit Strenge strafte und seinem Geist dankte, daß er beschlossen, „nie durch höfisches Lob zu entweih'n die heilige Dichtkunst", begrüßte der deutsche Sänger mit Enthusiasmus die ersten Erscheinungen der französischen Revolution, wendete sich bald aber mit Unwillen ab von der Herrschaft des Schreckens und sprach offen seinen „Irrtum" aus, da „des goldenen Traumes Wonne dahin" sei. Wir haben im vorigen Band (S. 259 ff.) die epischen Dichtungen Miltons kennen gelernt, die dem Dichter der Messiade vor dem Auge schwebten. Das „Verlorne Paradies" des britischen Sängers, das von Bodmer ins Deutsche übersetzt war (XII, 931) und Händels Oratorium „Messias", von dem später die Rede sein wird, waren ohne Zweifel von großem Einfluß auf den deutschen Dichter. Aber die musikalischen Empfindungen des letztern kamen bei Klopstock mehr zum Ausdruck als die epische Gestaltungskraft des erstern.

Klopstocks Stellung in der deutschen Litteratur.

Wieviel indessen die spätere Kritik an der Messiade auszusetzen fand sowohl in Beziehung auf die Wahl des Stoffes als auf die poetische Ausführung des religiösen Grundgedankens, sie war in der Zeit ihres Erscheinens ein epochemachendes Ereignis, eine schöpferische That auf dem Gebiet der Dichtung. Drei Jahrzehnte lang bildete der Dichter der Messiade den Mittelpunkt der deutschen Poesie; nur was in seinem Geist gedichtet war, konnte auf Beifall rechnen. Vom heitern Wein- und Liebeslied bis zum feierlichen Hymnus fand man in ihm das Vorbild; man bewunderte sein Talent im Beschreiben und Ausmalen, seine Meisterschaft auf dem Gebiet der Sprache und Verskunst; seine in der Gelehrtenrepublik niedergelegten Ansichten über Sprache und Litteratur erlangten allgemeine Geltung; man zollte ihm eine grenzenlose Verehrung sowohl wegen des Adels seiner Gesinnung und der Trefflichkeit seines Charakters, als wegen seiner Dichtungen, und diese Verehrung verlor sich selbst dann nicht, als er sich in vornehmer Abgeschlossenheit vom Volk zurückzog, sich nur in einem engen aristokratischen, von schöngeistigen Herren und Frauen gebildeten Kreis bewegte, über Grammatik und Orthographie schrieb und an der geistigen Regsamkeit um ihn her keinen Teil mehr nahm. Besonders wurden die idyllischen Erzählungen und Schilderungen des Alten Testaments nach Klopstocks Vorbild dichterisch behandelt; der Büchermarkt füllte sich mit sogenannten „Patriarchaden". Der Spott eines Zachariä machte die Welt nicht irre.

Die Schweizer.

Nirgends wurde Klopstocks Erscheinung mit größerm Jubel begrüßt, als in der Schweiz. Bodmer lud den Sänger der Messiade zu sich ein und wurde durch ihn so jugendlich angeregt, daß er sein früher begonnenes Werk, die Noachide, nunmehr in Klopstocks Manier vollendete und noch andre Werke in ähnlicher Art verfaßte. Klopstock zeigte sich für diese Teilnahme sehr empfänglich und schloß sich mit Innigkeit an Bodmer an, um so mehr, als Gottsched in thörichter Verblendung die neue Richtung der Poesie verdammte, zur Bekämpfung der seraphischen („sehr affischen") Dichtung alle ihm zu Gebote stehenden Waffen, Verdächtigung bei den Orthodoxen und ohnmächtige Verspottung, anwendete und den talentlosesten aller Dichter, den erwähnten Freiherrn von Schönaich, der ein Epos nach altem Schlag und eine satirische Ästhetik gegen

Bodmer und Klopstock verfaßt hatte, dem Sänger der Messiade als ebenbürtigen Mitbewerber um die Palme der Dichtkunst gegenüberstellte. Bodmers Landsmann, der
Geßner. 1736—1787. Maler und Buchhändler Salomon Geßner von Zürich, legte seinen in ungebundener Sprache verfaßten sentimentalen „Idyllen" oder Hirtenpoesien mit Vorliebe Stoffe und Schilderungen aus dem Alten Testament zu Grunde („Der Tod Abels" u. a. m.), aber die Welt, in der sich seine Poesie bewegt, war dem Dichter fremd, daher auch seinen idyllischen Sittengemälden, seinen Schilderungen und Ausmalungen einzelner Szenen eines unschuldigen Natur- und Hirtenlebens nicht nur Kraft, sondern auch Natürlichkeit und Wahrheit abgeht. Seine Hirten sind Menschen der großen Welt, im Schäfergewand auf die Wiese gesetzt. Es sind fast wesenlose Schatten, die nicht heraustreten aus unbestimmten Umrissen und sich in einer sogenannten Unschuldwelt bewegen, die süßlich, einförmig und langweilig ist. Noch ein dritter Schweizer, Joh.
Lavater. 1741—1801. Kasp. Lavater, wurde durch Klopstock zur religiösen Dichtkunst angeregt; und wenn auch der berühmte Prediger von Zürich, der in der Folge als Vorkämpfer der Gläubigkeit gegen die Freigeisterei einen großen Ruf erlangte, sich noch auf andern Gebieten des geistigen Lebens hervorthat, so war doch seine Wirksamkeit als religiöser Schriftsteller am größten und nachhaltigsten. Seine ersten Produkte waren poetischer Art, teils Schweizerlieder, aber immer unter dem christlich-moralischen Gesichtspunkt, teils geistliche Gesänge, in feierlichem salbungsvollen Ton, teils epische Paraphrasen einzelner Teile der Bibel in Klopstockscher Art. Als Mitglied der für Religion und Vaterland glühenden „Patriotischen Gesellschaft" der Schweiz teilte er mit vielen seiner Landsleute das schwärmerische Hochgefühl und Selbstvertrauen, das Klopstock entzündet, aber später überspannte er seinen Geist durch gesteigerte Andachtsübungen, Selbstprüfungen und religiöse Betrachtungen bis zur Schwärmerei. Was die Schweizer Dichter praktisch
Sulzer. 1719—1779. übten, faßte ihr Landsmann Joh. G. Sulzer aus Winterthur theoretisch zusammen, indem er in seiner berühmten „Theorie der schönen Künste" die Erweckung sittlicher Gefühle als Endzweck der Dichtung hinstellte und folglich die Klopstocksche Poesie, welche Moral mit Schönheit anstrebte, als die einzig wahre pries, wenn er schon anderseits der französischen Verstandespoesie auch ihre Rechte eingeräumt wissen wollte.

2. Klopstocks Einfluß auf die deutsche Poesie. Der Göttinger Dichterbund.

Deutsche Lieder- und Odendichter. Sehr zahlreich waren Klopstocks Verehrer auch in Deutschland. Nicht nur die Leipziger Jugendfreunde, ein Gärtner, Ebert, Gisecke, sonnten sich in dem Ruhm des Dichterkönigs, der einst ihrem Kreis angehört und die Genossen in der Ode „Wingolf" besungen hatte (XII, 932), alle lyrischen Dichter der Zeit, auch solche, die in der Folge andre Wege einschlugen, schlossen sich an Klopstock an und ehrten ihn als ihren Meister und Lehrer. Zu diesen gehörte eine Anzahl strebsamer Männer, welche trotz ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu Klopstock doch in die Lyrik einen freiern leichtern Ton und eine größere Mannigfaltigkeit einführten und nach Form wie Inhalt eine selbständigere Stellung zu gewinnen suchten. Sie befreiten die lyrische Dichtungsart, insbesondere die Ode, von der sklavischen Nachahmung der antiken Silbenmaße und erhoben sie durch Aufstellung neuer Strophenmaße zur deutschen Dichtung; zugleich trugen sie der heitern Seite des Daseins mehr Rechnung und gaben der Lebenslust und Fröhlichkeit der antiken Lyriker, insbesondere des Horaz in ihren Versen Ausdruck. Davon erhielten sie den Namen „Anakreontiker". Den Mittelpunkt
Gleim. 1719—1803. dieses Kreises bildete J. W. Ludw. Gleim, mehr hervorragend durch edle Gesinnung und Menschenfreundlichkeit als durch hohe dichterische Begabung. Sein Haus in Halber-

stadt, wo er beim Domstift angestellt war, bildete den Sammelplatz der berühmtesten Schriftsteller, mit denen er einen ununterbrochenen brieflichen Verkehr unterhielt; sein edler Charakter, sein hohes Streben, seine Freigebigkeit gegen hilfsbedürftige Talente zogen alle Gleichgesinnten an. Sein Herz schlug nur der Freundschaft und Poesie, und wie weich und tändelnd sich auch manchmal sein Freundschaftsenthusiasmus äußerte, eine solche versöhnende Persönlichkeit war vom größten Vorteil für das Gedeihen der Dichtkunst, die er durch seine Natur und sein Wesen mehr förderte, als durch seine „Anakreontischen Lieder“, durch seine „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“, Schlacht- und Siegeslieder zu Ehren des preußischen Königs und Heeres im natürlichen Volkston und einfachem Versmaß, und durch sein Lehrgedicht Halladat. Die bedeutendsten lyrischen Dichter, die sich um Gleim scharten, waren: 1) Peter Uz aus Ansbach (Oden, Lehrgedicht und eine Theodicee nach Leibniz-Wolfischen Grundsätzen); 2) Ewald Christ. von Kleist, ein patriotischer Kriegsmann, der in der Schlacht von Kunersdorf den Heldentod starb (S. 87). Sein beschreibendes Gedicht, der Frühling, in elegisch-sentimentalem Ton, ist unter seinen Werken das bekannteste; 3) Karl Wilhelm Ramler (Professor an der Berliner Kadettenschule und später Theaterdirektor), als Odendichter (nach Horaz, gefeilt und glatt, nicht selten steif), Übersetzer und feiner Kritiker, durch seine Kunsturteile über die Gedichte seiner Freunde berühmt und verdient; 4) J. Georg Jacobi aus Pempelfort bei Düsseldorf. In seiner ersten Periode, als Kanonikus in Halberstadt, trieb er (in seinen anakreontischen Liedern und Briefen an Gleim) die Freundschaftsliebelei und Zärtlichkeit mit Gleim und dessen Kreis auf die Spitze; später, als er sein Taschenbuch Iris herausgab, dichtete er einzelne Lieder, denen religiöser Sinn und Gemütlichkeit nicht abging („Aschermittwochslied“; „Die Morgensterne priesen“ u. a.), tändelte aber auch oft nach Art der Minnesänger mit Frauenliebe und verfiel in seinem Gefühlsleben mitunter ins Süßliche, bis zuletzt die Not der Zeit ihn, der mittlerweile Professor in Freiburg, dann Regierungsrat geworden, ernster und kräftiger stimmte und ihm die Poesie ein Mittel zur Verschönerung seines häuslichen Kreises wurde. Auch Friedr. von Cronegk aus Ansbach und Luise Karsch (die Karschin), in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und unglücklich verheiratet, aber später von Gleim unterstützt, sowie der Oden- und Fabeldichter Willamow aus Mohrungen und die Lyriker Klamer Schmidt, Michaelis, Götz u. a. gehörten diesem Kreis an. Cronegk versuchte sich in verschiedenen Dichtungen (das lyrisch-didaktische Gedicht „Die Einsamkeiten“), doch waren seine Tragödien (Kodrus) am berühmtesten. Die Karsch war als Künstlerin unbedeutend, aber nicht ohne schöne Naturanlagen.

Uz. 1720—1796.
Kleist. 1715—1759.
Ramler. 1725—1798.
J. Gg. Jacobi. 1740—1814.
Cronegk. 1731—1758.
Karschin. 1722—1791.
Willamow. 1736—1777.

Der Göttinger Hainbund.

Auch die jungen strebsamen Männer, die im Anfang der siebziger Jahre in Göttingen den „Hainbund“ gründeten, verehrten den Sänger der Messiade als ihren Führer und Bannerherrn. An der Spitze dieses Dichterbundes stand Johann Heinrich Voß aus Mecklenburg, den der Dichter H. Chr. Boje von Meldorf in Süddithmarschen aus einer ärmlichen Hofmeisterstelle nach Göttingen gezogen, damit er ihm behilflich sei bei der Herausgabe des Musenalmanachs, den er in Verbindung mit Gotter und nach dem Rat des durch seine Sinngedichte wie durch mathematische und physikalische Schriften berühmten Professor Kästner (XII, 934) gegründet hatte. Neben Voß waren die bekanntesten Glieder des Vereins: L. H. Chr. Hölty, die beiden Grafen von Stolberg, Cramer, Hahn, Miller (Verfasser des Siegwart) u. a. m.; auch die beiden Volksdichter Bürger und Claudius standen mit ihnen in Verbindung, wenngleich jener durch Richtung und Lebensweise, dieser durch seine Entfernung von Göttingen nicht dem Bund der Barden angehörte. Sie schwärmten für Freundschaft, Religion, Vaterlandsliebe und alles Edle und Hohe; sie feierten Klopstock als Dichterkönig und verdammten Wielands leichtfertige, sittenverderbliche

Schriften. Wie manches Überspannte auch bei ihren Versammlungen unter der deutschen Bundeseiche zum Vorschein kommen mochte, das Streben nach einem hohen, edlen Ziel war sehr ehrenwert. Klopstock ließ sich in den Bund aufnehmen; er setzte hohes Vertrauen in die begeisterten Jünglinge, die seine Gelehrtenrepublik als einzig richtige Geschmackslehre ansahen, und bei denen sich seine drei Richtungen, das Vaterländische, Antike und Christliche, so entschieden kund gaben. Ergriffen vom Geist der kraftgenialen Zeit gingen die Göttinger Barden zugleich auf die neue Natur- und Volksdichtung ein, verachteten Gelehrsamkeit und Schulweisheit, setzten sich über Regel und Kunst weg. Der Gesang der Einfalt, der Natur, des Landlebens stammte aus diesem Kreis, und die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren. Die bekanntesten Volkslieder drangen von ihnen aus über die ganze deutsche Erde hin. Auch als Übersetzer der klassischen Werke des Altertums zeichneten sich mehrere der Göttinger Barden in der Folge aus.

Bürger. 1747—1794. 1. Gottfr. Aug. Bürger aus Molmerswende im Halberstädtschen war eine hochbegabte Dichternatur; aber ein unsittliches Leben, gedrückte Verhältnisse, Armut und Nahrungssorgen, drei durch Leidenschaft und Unbesonnenheit zerrüttete Ehebündnisse und Hang zu rohen Genüssen zerstörten seine Anlagen und stürzten ihn kummervoll und frühe ins Grab. Bürger besaß alle Gaben eines Volksdichters; er erfaßte die deutsche Natur mit richtigem Takt, daher seine lyrischen Gedichte, worin niedrig Komisches mit innig Gefühlvollem verbunden erscheint, großen Anklang fanden. Neben seiner Liebeslyrik sind am ausgezeichnetsten und bekanntesten seine nach schottischen Vorbildern verfaßten und zum Teil deutschen Volkssagen entlehnten Balladen und Romanzen, in welchen die Einfachheit, Kraft und phantasievolle Lebendigkeit mächtig ergreifen und hinreißen. Durch diese wurde er der Liebling des Volks; so hart auch Schiller über ihn urteilte, durch seine „Lenore“ gewann er die ganze Nation, und sein wilder Jäger, Des Pfarrers Tochter von Taubenheim, Der Kaiser und der Abt, Das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis u. a. sind noch jetzt im Volk bekannter als die meisten neuern Gedichte. — Mit Bürger und andern Mitgliedern des Göttinger

Göckingk. 1748—1828. Hainbundes befreundet war Leop. Fr. G. Göckingk, in der litterarischen Welt bekannt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden“.

Claudius. 1740—1815. 2. Matth. Claudius aus dem Holsteinischen lebte größtenteils in Wandsbeck, daher er sich auch den Wandsbecker Boten (oder Asmus) nannte. Claudius besaß noch entschiedeneres Talent zum Volksdichter als Bürger und war frei von dessen Schwanken zwischen Kunst- und Naturdichtung. Von der Studienzeit in Jena an gehörte er zu den Verehrern Klopstocks, dessen Religionsgefühl und Tugend, dessen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe er teilte, und diese Gefühle, namentlich die heitere Frömmigkeit, blieben auch stets lebendig in ihm. Die Ansichten der siebziger Jahre, daß Anlage und Natur über Kunst gehe, entschieden seine Richtung als Volksdichter. Seine Schreib- und Dichtungsart war das Abbild der höchsten Einfachheit in Sitte und Denkweise, daher auch seine Lieder, aus denen Gemütlichkeit, Treuherzigkeit, frommer Sinn und heitere Laune hervorleuchten, in den Mund und ins Herz des Volks kamen („Bekränzt mit Laub; Warum sind der Thränen; Der Mond ist aufgegangen“ u. a.). Eine gewisse aus Ossian und Yorik geschöpfte Empfindsamkeit und Schwermut herrscht in den meisten seiner Gedichte vor, die in dem Maß mit den Jahren zunahm, als christliche Mystik in ihm die Obermacht erlangte.

Hölty. 1748—1776. 3. Ludw. Heinr. Christoph Hölty, aus dem Hannöverschen, ein Jüngling von weicher, empfindsamer Gemütsart und krankhaftem Körper, der ihn jung ins Grab führte. In seinen lyrischen Gedichten (Oden, Lieder, Idyllen u. s. w.) herrscht neben der stillen Freude an der Schönheit ländlicher Natur eine schwermütige, elegische Stim-

mung, die aus einer Ahnung seines frühen Todes hergeflossen sein mag. („Das Landleben"; „Der Tod"; „Elegie auf ein Landmädchen"; „Der arme Wilhelm" u. a.) Am bekanntesten ist das schöne Gedicht: „Üb' immer Treu und Redlichkeit". Voll warmer allumfassender Liebe hat er in der Natur umhergeblickt und gesungen was sein Herz empfand.

4. Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, zeichneten sich als Dichter (Lyriker und Dramatiker) und Übersetzer aus und gaben beide ihren Widerwillen gegen die freigeistige Zeitrichtung durch ihren Übertritt zur katholischen Kirche kund. Von Christian, dem weniger befähigten, aber auch weniger exzentrischen der Brüder, besitzt man Lieder, Schauspiele (Belsazar; Otanes), Balladen (Die weiße Frau) und eine noch immer viel gelesene Übersetzung des Sophokles. — Wichtiger ist der jüngere, phantasiereichere Bruder, Friedrich Leopold, von dem außer lyrischen Gedichten, Schauspielen (Theseus) und Übersetzungen (Äschylos; Ilias) auch noch prosaische Werke von Bedeutung vorhanden sind. In Stolberg sind die Eigenschaften der Klopstockschen Poesie, Begeisterung für Altertum, Freiheit und Vaterland und für Religion deutlich zu erkennen, nur daß in seinen spätern Jahren das Religiöse in dem Grad die Oberhand erhielt, als die frühere Freisinnigkeit, die ihn zu den patriotischen Liedern (Mein Arm ist stark; Sohn! da hast du meinen Speer; In der Väter Hallen ruhte u. a.) und zu den kräftigen Jamben (Satiren) begeisterte, der Unfreiheit und aristokratischen Vornehmheit wich. Die französische Revolution bewirkte diese Sinnesänderung und sein überspannter Geist übersprang bald alle Schranken der Mäßigung. Der Widerwille gegen die religiöse Freigeisterei und den demokratischen Freiheitsschwindel wurde so mächtig in ihm, daß er mit seiner Familie zur katholischen Kirche übertrat (1800) und nun im Kreis der Fürstin Galizyn, den wir später werden kennen lernen, jene Werke religiösen Inhalts verfaßte, die seinen beschränkten Glaubenseifer und seinen Hang zu geistiger Verfinsterung beurkunden (Geschichte der Religion Jesu Christi; Das Buch der Liebe, wobei er Thomas a Kempis vor Augen hatte, u. a. m.). Den Wendepunkt, „wo Friedrich Stolberg von dem Parnaß gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam", bezeichnet der idyllische Roman „Die Insel", in welchem Stolbergs glühende Phantasie und poetische Natur zum letztenmal sichtbar ist. Die „Reise nach Italien" und die „Gespräche Platos" leiden schon an jener „vornehmen Seichtigkeit" und „gesuchten Frömmelei", die seit seinem Übertritt den Grundton seiner Schriften bilden.

Christian Stolberg. 1748–1821.
Fr. Leop. Stolberg. 1750–1819.

5. Johann Heinrich Voß stand an poetischer Begabung unter Stolberg, aber an Charakter und männlichem Sinn weit über ihm. Aufgewachsen unter strenger Zucht und ärmlichen Verhältnissen, die ihn nötigten, auf eignen Füßen zu stehen, erlangte er frühe Selbständigkeit und Selbstvertrauen. In Göttingen, wo er sich mit Bojes Schwester verheiratete, sog er jene Liebe und Bewunderung für die klassischen Werke des Altertums ein, ohne die er nie ein so unübertrefflicher Dolmetscher und Übersetzer derselben geworden wäre. Er drang in den Geist und das innere Wesen des antiken Lebens ein und erschloß durch seine meisterhafte Übersetzung des Homer, Virgil und andrer griechischer und römischer Klassiker der ganzen gebildeten Welt das Verständnis jener Dichter, in denen Kunst und Natur so harmonisch gepaart sind. Seine Übersetzung des Homer im Metrum des Urtextes (Hexameter), wobei er neue gelungene Wortbildungen mit veralteten, der lutherischen Bibel und dem Burkard Waldis abgelernten Ausdrücken verband, ist ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Befähigung, sich Fremdes anzueignen. Die Übersetzung der beiden großen Epopöen des ionischen Sängers, die vom reinsten Hauch antiker Kunstidealität und zugleich von frischester Natürlichkeit getragen war, weckte Sinn und Liebe für die große Welt des

Voß. 1751–1826.

Altertums in weiten Kreisen. Diese Liebe zum klassischen Altertum wich nie aus Vossens Herzen; nächst der Bibel, mit der er von Jugend auf vertraut war, blieben die antiken Schriftsteller seine liebste Lektüre; ihnen lernte er die Vollendung der Form und des Versbaues, die rhythmische Sprache und den musikalischen Wohlklang ab, wodurch seine Gedichte sich auszeichnen. — Was seine eignen Dichtungen angeht, so ist er nur in einer Gattung groß, in der Idylle. Auch hier ging er bei den Griechen in die Schule und lernte ihnen jene echte Naivität, Wahrheit und gediegene Natur ab, die seine „Luise" zu einem Lieblingsbuch der Nation gemacht haben. Dagegen fühlt man bei seinen Liedern, Oden und Elegien den Mangel an schöpferischer Phantasie und Schwung; und bei manchen seiner Übersetzungen, wie Horaz, Shakespeare, Aristophanes, verleitete ihn das Streben nach Genauigkeit und Treue zur Härte und zu undeutschem Sprachzwang. Die Volksdichtung, für die das damalige Geschlecht schwärmte, deutete er um in den Begriff „Dichtung für das Volk". — Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Eutin und Jena wurde Voß nach Heidelberg berufen. Hier lebte und wirkte er bis an seinen Tod, ein Muster ehrenhafter, bürgerlicher Hausväterlichkeit, ein treuer Freund den Gleichgesinnten, ein Vorfechter für Licht, Wahrheit und echte Humanität, ein Feind und Verfolger sowohl alles dessen, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift". Als armer Anhänger der evangelischen Kirche und als nüchterner, besonnener Mann war er ein Feind aller Religionsschwärmerei und jeder Art von Fanatismus; darum brach er mit Stolberg, als dieser zur katholischen Kirche übertrat, und schleuderte das schneidende Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" gegen den Jugendgenossen. Auch die romantische Litteratur mit ihren romanischen und orientalischen Neigungen sagte ihm nicht zu, und über die Deutung der griechischen Götterlehre (Symbolik) führte er einen heftigen Kampf mit seinem Kollegen Creuzer.

Hebel. 1760–1826. Was Voß durch seine Idyllen in niederdeutscher Mundart für den Norden sein wollte, das war der Oberländer Peter Hebel durch seine „Alemannischen Gedichte" für den Süden. In Karlsruhe, wo er ein hohes Kirchenamt bekleidete, fühlte er eine stille Sehnsucht, eine Art Heimweh nach dem friedlichen Landleben und zu den einfachen, frommen Bewohnern des Schwarzwaldes, wo er aufgewachsen; dies erzeugte in dem gemütlichen, kindlichen Mann jene halb wehmütige, halb freudige Stimmung, die den Grundton seiner herrlichen, im alemannischen Dialekt geschriebenen idyllischen Gedichte bildet. Vertraut mit dem Ideenkreis des Volks, verirrte er sich nie auf fremdes Gebiet: und wie richtig er den Geist, den Witz, den Humor des Volks kannte, beweisen seine Volksschriften: „Der rheinische Hausfreund", „Das Schatzkästlein" u. a.

Usteri. 1763–1827. In ähnlichem Geist dichtete auch der Schweizer Martin Usteri seine ländlichen Sittengemälde, zum Teil in der Mundart seines Volks. Von ihm rührt das bekannte Volkslied her: „Freut euch des Lebens".

3. Die rationalistische Gegenströmung.

Friedrich II. u. die deutsche Litteratur. Bisher war Sachsen der Hauptsitz der deutschen Bildung gewesen: in Leipzig wurde die Litteratur, in Dresden die Kunst gepflegt; aber mit der Einnahme des Kurfürstentums im Siebenjährigen Krieg scheint auch die Litteratur in das Land des Siegers eingewandert zu sein, sowenig auch Friedrich II. dieselbe aufmunterte. Durch ihn und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs kam der erste und wahre höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie. Daß dieser große König den Umschwung der deutschen Litteratur während seiner Regierung nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte und der französischen Dichtkunst treu blieb, ist oft genug gerügt worden. Freilich konnte einem

solchen Verehrer Voltaires die überschwengliche Gemütspoesie Klopstocks nicht behagen; die religiöse Dichtung brachte dem freidenkenden König die Tage seiner Jugend in Erinnerung, wo er zur Strafe geistliche Lieder lernen mußte; selbst die durch seine Siege gehobene patriotische Begeisterung und die daraus hervorgegangene Barden- und Skaldenpoesie, die auf Klopstocks Anregung durch Heinr. Wilh. v. Gerstenberg aus Schleswig, einen strebsamen lyrischen und dramatischen Dichter der kraftgenialischen Richtung, durch Karl Fr. Kretschmann und den österreichischen Jesuiten Michael Denis in die deutsche Litteratur eingeführt ward, fand keinen Anklang bei ihm. Er war unempfänglich für die altgermanische Helden- und Götterwelt, die in dieser Barden- und Skaldendichtung so fremdartig herüberklang, wie für Ossians sentimentale Gefühlspoesie, welche neben der Klopstockschen Empfindsamkeit die deutschen Gemüter so mächtig ergriff, für jene Schilderungen einer öden, trübseligen, nebelhaften Natur, in der sich ebenso farblose gespensterhafte Gestalten bewegen (IV, 754 f.). „Harmonische Durchbildung, Schönheit der Formen ist ihm ein unerläßliches Erfordernis. Mit der Naivität, die zu solchen Formen nicht durchgedrungen ist, mit der genialen Kraft, die sie verachtet, kann er sich nicht befreunden." Auch Lessings kritischer Geist, der die schwachen Seiten der französischen Poesie so klar und scharfsinnig darlegte, mußte ihm mißfallen. Indessen hat vielleicht diese Abneigung des gefeierten Monarchen der deutschen Litteratur mehr genützt, als wenn er sie unter seinen Schutz genommen hätte. Man bestrebte sich in edlem Stolz, auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst den deutschen Namen ebenso zu Ehren zu bringen, wie Friedrich im Feld und in der Politik. Dadurch bewahrte die deutsche Litteratur ihre Freiheit und wurde in ihrem selbständigen Entwickelungsgang weder gehemmt noch abgelenkt, was schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn sich Friedrich derselben eifriger angenommen hätte; ein Mann von so mächtigem Geist und so vorherrschendem Einfluß hätte notwendig der Poesie ein eigentümliches, vielleicht höfisches und fremdartiges Gepräge aufdrücken müssen. Um so wohlthätiger war der Einfluß, den seine großartige Persönlichkeit, seine Thaten und Grundsätze auf den Bildungsgang und die Anschauungen der Mitlebenden übten. Indem er die in der Zeit liegenden Ideen in seinem Walten als Fürst in hervorragender Weise zur Geltung brachte und die Litteratur veranlaßte, sie zu ihrem Inhalt zu machen, gab er der gesamten Zeitbildung und Geistesrichtung einen mächtigen Impuls.

Kretschmann. 1738–1809. Denis. 1729–1800.

Einen folgenreichen Anstoß erhielt die deutsche Litteratur durch eine kritische Zeitschrift — die von dem Berliner Buchhändler Nicolai gegründeten Litteraturbriefe (1759—1765). Diese Zeitschrift, woran außer dem größten Kritiker der Zeit, Lessing, verständige Männer, wie der treffliche jüdische Kaufmann und Philosoph Moses Mendelssohn, ein warmer Freund Lessings, dem wir später noch begegnen werden, wie Thom. Abt, Verfasser der ethisch-philosophischen Abhandlung „Vom Tod fürs Vaterland", u. a. thätig waren, bekämpfte die den Franzosen nachgebildeten Theorien und Schulsysteme, setzte dem Klopstockschen Gefühls- und Empfindungsleben den gesunden Menschenverstand, Erfahrung und Weltkenntnis entgegen, suchte durch klare und scharfe Kritik das usurpierte Ansehen mittelmäßiger Köpfe zu erschüttern, sowie junge Talente zu heben und richtig zu leiten (Wieland) und schuf eine elegante Prosa, wobei Lessing die ersten Proben von der wunderbaren Gabe ablegte, durch Darstellung, Ausdruck und Lebendigkeit der Rede den Leser für jeden, auch noch so trockenen gelehrten Gegenstand zu fesseln. Nicolai war ein Mann des Lebens, der mit praktischem Sinn die Zeitumstände und Bedürfnisse erfaßte, die Menschen beobachtete und beurteilte, und so sehr ihn später sein nüchterner prosaischer Geist auf Abwege führte, so sehr er aus Widerwillen gegen jede Art von Übertreibung alle

Die Litteraturbriefe.

Sentimentalität und Gefühlspoesie bekämpfte, als flacher Kunst- und Geschmacksrichter alle litterarischen Erscheinungen bekrittelte, durch diese Schöpfung hat er sich große Verdienste um die Litteratur erworben.

III. Wieland.

Wielands Lebensgang u. Wirkung.

Wie zahlreich auch die Verehrer der Klopstockschen Gefühlspoesie sein mochten, ein großer Renegat verließ ihre Reihen — Christoph Martin Wieland, der Sohn eines Geistlichen in der schwäbischen Reichsstadt Biberach, ein frühreifes Talent von lebhaft erregbarer elastischer Natur. Die strenge, altgläubige Frömmigkeit im elterlichen Haus, seine Erziehung in einer pietistischen Schulanstalt und die herrschende religiöse Empfindsamkeit wirkten mächtig auf ihn ein. Er knüpfte als Knabe den Bund platonischer Liebe mit Sophie Gutermann, der nachmaligen Romanschriftstellerin Laroche, und versuchte sich als schwermütiger, von Gefühlsschwärmerei erfüllter Jüngling auf der Universität Tübingen an Gedichten im Geiste Klopstocks und seiner frommen Schweizer Nachahmer. Darum lud ihn Bodmer als neuen Genossen nach Zürich ein und nahm ihn in sein Haus auf. In Zürich und Bern verlebte Wieland etliche Jahre und verfaßte mehrere dichterische Werke, die seine gänzliche Befangenheit in der seraphischen Gefühlspoesie und christlich-frommen Weltanschauung beurkundeten („Der geprüfte Abraham", eine Patriarchade). Diese religiös-empfindsame Richtung verschwand allmählich, als durch Wielands Anstellung in seiner Vaterstadt Bodmers Einfluß auf den jungen Dichter abnahm und dieser im Haus des Grafen Stadion, ehemaligen kurmainzischen Staatsministers, dessen Pflegesohn Laroche mit Wielands Jugendfreundin Sophie vermählt war, feinere Weltbildung, französische Philosophie und weisen Lebensgenuß kennen lernte. Teils der persönliche Umgang des durch Lebenserfahrung und Menschenkenntnis gebildeten Edelmanns, teils die Bekanntschaft mit der englischen und französischen Aufklärungslitteratur hoben Wieland über den beschränkten Gesichtskreis, in dem er bisher geweilt, und öffneten seine Seele einer freieren, weitherzigeren Lebensanschauung. Er stellte sich mitten in die Strömung des Jahrhunderts und ließ alle Erzeugnisse der Zeitlitteratur auf sich einwirken. Zuerst versuchte er sich im Drama (Johanna Gray oder der Triumph der Religion); als ihn aber Lessing in den Litteraturbriefen hart anließ und ihm nachwies, daß die Tragödie kein Feld für ihn sei, wendete er seine Thätigkeit dem Zweig der Litteratur zu, auf dem sein Talent sich am glänzendsten zeigte — dem Roman und der scherzhaften Erzählung. In dieser litterarischen Gattung legte er seine Lebensansichten, seine heitere Weltanschauung und seine anziehenden, in leichte, liebliche Sprache gekleideten, mitunter sinnlichen und schlüpfrigen Schilderungen der Liebe nieder und wurde nun ein ebenso eifriger Gegner der Klopstockschen Dichtung, wie er früher ein Verehrer derselben gewesen. Aus dem platonischen Idealisten wurde ein aristippischer Lebensphilosoph. Bis zum Jahr 1769, wo er als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an die Kurmainzer Universität Erfurt berufen ward, erschienen rasch nacheinander „Don Sylvio von Rosalva" oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine feine Satire gegen die herrschende Übersinnlichkeit und religiöse Überspannung, bei deren Abfassung ihm der Don Quichotte als Muster vorschwebte, der philosophische Roman „Agathon", worin französische Lebensanschauungen und moderne Bildung in altgriechischem Gewand erscheinen, ein Spiegelbild seines eignen innern Lebens und Bildungsganges, das durch Anmut und Leichtigkeit der Darstellung ausgezeichnete Gedicht „Musarion", die „Grazien", eine den Göttinnen der Anmut gewidmete Dichtung, worin Verse mit Prosa abwechseln, „Nachlaß des Diogenes von Sinope" u. a. m. Durch diese und andre Werke aus der Gattung

des Lehrromans, in dem leichtfertigen Ton der Franzosen und mit der ihnen abgelernten „Leichtigkeit und losen Lieblichkeit" in Form und Sprache, wurde Wieland „der gesellschaftliche Schriftsteller der Nation" und verschaffte der deutschen Dichtkunst Eingang in die höhern, gebildeten Kreise, wohin früher nur französische Litteratur gedrungen. Aber die Zahl seiner Gegner war groß. Die Frommen verdammten seine Schriften, die Anhänger Klopstocks vergalten dem abtrünnigen mit ihrem Haß, der Göttinger Dichterbund verbrannte seine Werke; selbst mildere Beurteiler fürchteten von dem mitunter schlüpfrigen Inhalt, der sinnlichen Darstellung und Färbung Gefahr für die deutsche Sittsamkeit und Tugend. Wieland konnte sich auf seine reinen Absichten, auf sein Streben nach Wahrheit, auf seinen musterhaften Lebenswandel berufen; aber die Abwege, auf die mehrere seiner Anhänger und Nachahmer gerieten, rechtfertigten die Besorgnisse der Gegner. Der feine Epikureismus und der um alles Höhere unbekümmerte aristokratische Eudämonismus und Lebensgenuß, dem seine Schriften das Wort redeten, machten dieselben der gebildeten vornehmen Welt angenehm, wirkten aber nachteilig auf die Sitten und Denkweise des Volks. Wohl zerstörten sie auf religiösem und gesellschaftlichem Gebiet manche engherzigen und spießbürgerlichen Begriffe, aber sie schwächten auch den Sinn für die ernsten Aufgaben des Lebens.

Wielands litterar. Thätigkeit in Erfurt u. Weimar.

In Erfurt befaßte sich Wieland neben Horaz und Lucian, mit deren Lebensansichten, Denkart und Darstellungsweise er am meisten übereinstimmte, mit Rousseau und Voltaire, mit Shaftesbury und Sterne und mit den andern französischen und englischen Schriftstellern der Aufklärungsperiode. Aber von Natur allem Gewaltsamen und Heftigen abgeneigt, vermied er die stürmische Ungeduld der Weltverbesserer. Auf ruhigem und behaglichem Weg, meinte er, könne und solle das menschliche Geschlecht zum höchsten Ziel gelangen, zunächst aus seinem eignen Innern heraus der einzelne Mensch. Seine deutsche Gemütlichkeit und seine große Nachsicht mit den Fehlern, Vorurteilen und Schwächen der Menschen, die er, statt sie zu geißeln, nur fein verspottet, hielten ihn von Voltaires Zerstörungstrieb fern, und gegen Rousseau suchte er den Grundsatz zu verfechten, daß die Wohlfahrt der Menschheit nicht in einem auf Unkenntnis des Bösen beruhenden Zustand der Unschuld, sondern in Selbsterkenntnis und der dadurch erlangten Beherrschung der zum Bösen führenden Leidenschaften und Begierden bestehe. Die vielfachen Reformen in Kirche und Staat richteten seine Blicke auf Verfassungswesen und Regierungsweise, und in demselben Jahr, da er durch die Berufung als Prinzenerzieher nach Weimar in die für seine Natur geeignetsten Verhältnisse versetzt ward, legte er seine Ansichten über Staatsformen in dem didaktischen Roman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" nieder. In diesem politischen Roman wird gelehrt, daß das Glück der Staaten zunächst abhänge von der rechten Stimmung und dem naturgemäßen Streben der einzelnen nach Glückseligkeit, sodann von der das Ganze zusammenhaltenden Ordnung, der Zügelung der störenden Leidenschaften und falschen Begierden durch gute, weise, pflichtgetreue Regenten. Der „Goldene Spiegel" war nur die Ausführung von Ansichten, welche Wieland schon früher in einer Abhandlung gegen Rousseaus Auffassung von der Staatsgesellschaft ausgesprochen hatte: Die gründliche Verbesserung scheint bei einem jeden Volk, das in der Ausbildung schon soweit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fähig zu sein, demjenigen aufbehalten zu sein, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind, durch welche die möglichste Freiheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt und keine Gewalt geduldet wird, die ein andres Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die ver-

schiedenen Stände und Klassen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmäßigsten Institute gebildet werden und die Gesetze nicht als Gesetze, sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun, wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmt, wo ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaat) keinen Stachel haben, wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen und dem Laster so gut vorgebaut ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß, wo der Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtnismünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht. „Die Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender" nannte Wieland selbst einen „Anhang zur Geschichte von Scheschian"; aber die Schilderung eines unschuldigen sittenreinen Volks im idyllischen Urzustand nach Rousseauschem Vorbild, eines Volks, das dann durch Despoten und Priester, durch die Übel der Zivilisation und Verfeinerung dem Verfall und Verderben entgegengeführt wird, ist eher als ein Rückschritt zu einem geträumten Idealstaat im Sinne des Genfer Philosophen zu betrachten. — In Weimar, wo Wieland nach Beendigung seines Erziehungswerks in unbeschränkter Muße und mit unermüdlicher schriftstellerischer Thätigkeit seine Zeit verbrachte, gründete er mit Fr. H. Jacobi u. a. eine litterarische Zeitschrift, „Der deutsche Merkur", die sowohl durch ihre Urteile und Anzeigen, als besonders dadurch wichtig ward, daß sie als Organ mancher bedeutenden Erscheinungen diente, und wendete sich zugleich dem reichen Feld der Romantik zu, wo er durch sein Heldengedicht „Oberon", dessen nebelhafte Gebilde er aus Shakespeares „Sommernachtstraum" entlehnte, den größten und dauerndsten Ruhm erlangte; doch blieb der geschichtlich-philosophische Roman mit satirischer und ironischer Färbung das eigentliche Feld seines fruchtbaren Geistes. In diesen Romanen („Geschichte der Abderiten", „Aristipp" u. a. m.) legte er seine Lebensanschauungen nieder, die ein neuerer Litterarhistoriker (Löbell) in folgenden Sätzen zusammenfaßt: „Der Mensch ist von der Natur nicht darauf hingewiesen, der Sinnenwelt den Rücken zu kehren und in der Richtung seines Geistes auf die übersinnliche Welt und Macht Befriedigung zu suchen. Durch das mühselige Forschen und Grübeln über diese dunkeln, unerreichbaren Gebiete, das ihn in tausend quälende Zweifel stürzt, stört er nur die Seelenruhe, die ihm eine wohlthätige Gottheit so gern gewähren will. Sie bietet seinem Geist und Herzen im unbefangenen Genuß der Lebensgüter, in deren Mitte er sich befindet, eine ganz andre Befriedigung, das wahre Glück dar. Aber damit der Lebensgenuß den Seelenfrieden herbeiführe, muß er von der Vernunft bestimmt und geleitet werden, d. h. er muß mäßig sein, weil er sich sonst selbst vernichtet, auf Gerechtigkeit gegründet, weil sonst jeder den Ansprüchen der Mitmenschen auf denselben Genuß entgegentreten würde, mit Wohlwollen, Menschenliebe und Edelmut gepaart, weil in allen edlen Gemütern Sympathie für diese Tugend lebt und weil ihre Übung ein freudiges und erhebendes Gefühl hinterläßt, welches wohlgestimmten Seelen den schönsten und feinsten Genuß gewährt. Die sinnlichen Triebe müssen nicht unterdrückt, aber gedämpft und gezügelt, der tierische Teil des Menschen muß vom geistigen überwacht und geleitet werden." Der Zweck der Wielandschen Dichtungen, in denen die erfundene, meistens der altgriechischen Welt entlehnte Geschichte nur das Gehäuse, das dünne durchsichtige Gewand für jene Lehren bildet, ist somit ein lehrhafter: „die Verherrlichung eines stillen Seelenfriedens durch den rechten Gebrauch der Gaben der Gottheit und Natur im sinnlich erscheinenden Leben". Nach Wielands eigner Angabe hat sein philosophischer Roman Agathon, die Geschichte eines schönen edel angelegten griechischen Jünglings, den sein orphisch-platonisches Tugendideal nicht vor den Verführungen der Welt schützt, und der durch eine Wendung seiner Denkart auf den rechten

Weg geführt wird, den Zweck, zu zeigen, „wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wieviel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unsrer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele". Zwischen diesen Romanen mit didaktischer Tendenz und den Übersetzungen von Horazens Briefen und Satiren, Lucians Werken und Ciceros Briefen finden wir Wielands spätere Thätigkeit geteilt. Auch aus Shakespeare, von dem er die erste deutsche Übersetzung gegeben hat, zog er in seinen Bereich was ihm verwandt war; zu der großartigen Darstellung des Heroismus, der gewaltigen Leidenschaften, der tragischen Geschicke in den Dramen des britischen Dichters suchte er selbst keine Beziehungen. Für Wielands religiöse Ansichten sind die Göttergespräche, Peregrinus Proteus und vor allem Agathodämon von Wichtigkeit. Er geht mit den Freigeistern, solange sie die Außenwerke des Christentums, kirchliche Institute, Priestertum, Hierarchie und Aberglauben bekämpfen, aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und das Wesen der christlichen Religion will er nicht angetastet wissen

Die romantischen Erzählungen aus der Ritter-, Zauber- und Feenwelt unter dem Hauch einer weichen wollüstigen Luft: „Wintermärchen", „Gandelin oder Liebe um Liebe", „Geron der Adlige", „Idris und Zenide" u. a. sind äußerst graziös, anziehend und reizend, und nichts beweist mehr die große Gewandtheit des empfänglichen Dichters in leichten lieblichen Schilderungen als diese romantischen Erzählungen aus der Phantasiewelt, und das vollendetste Werk dieser Gattung, das im Ariostischen Geist gedichtete romantische Epos „Oberon", wo Ironie und Wahrheit, Scherz und Ernst reizend gemischt sind. Die liebliche Sprache, leichte Versifikation und anziehende Darstellung verschafften dem Oberon Leser unter allen Klassen und machten Wielands Namen populär. In dem heroisch-komischen Gedicht „Der neue Amadis" sind die leichtfertigen Verhältnisse und Lebensformen der französisch gebildeten Gesellschaftskreise seiner Zeit auf eine ersonnene morgenländische Ritterwelt übertragen. In den „Abderiten" verspottet Wieland die Thorheiten und das Philisterwesen kleiner Städte und eingebildeter Schwärmer und Idealisten, indem er den Kontrast zwischen dem durch Reisen, Welterfahrung und Menschenkenntnis gebildeten Philosophen Demokrit und seinen spießbürgerlichen, beschränkten und engherzigen Landsleuten von Abdera in heitern Schilderungen lebendig und komisch dem Leser vor die Seele führt. In seinen spätern Werken läßt sich der Einfluß Lucians nicht verkennen. Der „Peregrinus Proteus", ein religiöser Schwärmer, der sich selbst den Flammen übergibt, um mit Göttern und Geistern umgehen zu können, ist wohl nicht ohne Bezug auf Lavater geschrieben. Der „Agathodämon" enthält vortreffliche Bemerkungen über die historische Bedeutsamkeit der christlichen Religion und die Entstellung derselben durch Priestertum und Kirche. Das darin im Gegensatz zu dem Gaukler Apollonius von Tyana (IV, 383) enthaltene Charakterbild Jesu ist würdig und edel. In dem geschichtlichen Roman „Aristipp", mit den dazu gehörigen Briefen, schildert Wieland das geistige Leben zu Athen während der Blütezeit auf interessante Weise, aber wieder mit der subjektiven Färbung, die der Verfasser aus seiner Zeit und Denkweise hineinträgt. Mit diesem Philosophen von Kyrene (II, 707 f.), der die Kunst gemächlich und angenehm zu leben in ein System brachte, dem man die Lehre zuschrieb: „den Weisen müsse seine Denkart dahin führen, daß er sich frei und unabhängig erhält, während die ganze Welt sein ist, daß er alles genießen und sich in alles schicken kann", fühlte Wieland die meiste Verwandtschaft und Seelensympathie. In der Beurteilung der französischen Revolution, wie sie in seinen dem Lucian nachgebildeten „Göttergesprächen" eingefügt ist, zeigte Wieland eine poli-

tische Einsicht und Weisheit, zu der sich nur wenige seiner Zeitgenossen in Deutschland zu erheben vermochten. Davon geben auch die spätern Ausgaben des „Goldenen Spiegels“ und des „Danischmend“ Zeugnis, worin der Dichter in vielen Einschaltungen seine Ansichten über die Vorgänge von Versailles und Paris im Anfang der neunziger Jahre andeutete, und die „Gespräche unter vier Augen“ im „Neuen deutschen Merkur“, in denen mit divinatorischem Blick die Rettung des verwirrten Staats durch einen hervorragenden Genius mit diktatorischer Gewalt als einzige Möglichkeit verkündigt wird.

Heinse. 1749—1803. Daß die Gegner der Wielandschen Poesie nicht ganz Unrecht hatten, wenn sie derselben einen verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit zuschrieben, beweist dessen Nachahmer Wilhelm Heinse. Sohn eines armen Organisten aus Thüringen, durchlebte er eine kümmerliche dürftige Jugendzeit, bis er bei dem französisch gebildeten Erzbischof Karl Joseph von Mainz die Stelle eines Vorlesers und Bibliothekars erhielt. Indem Heinse den Rousseauschen Naturalismus im Geist der Sturm- und Drangperiode auf die Spitze trieb und damit die sinnlich-künstlerische Lebensfülle des Wielandschen Griechentums verband, wurde er der Verherrlicher eines Natur- und Kunstlebens, das allen Beschränkungen durch Sittengebote und Herkommen den Krieg erklärte und bis zur „Emanzipation des Fleisches“ fortschritt. „Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse“, deren Entwurf noch in seine Studentenzeit fällt, ist der unverhüllteste Ausdruck dieser „Hetärenphilosophie“. Dabei besaß Heinse ein tiefes Verständnis für das Wesen der Kunst und eine seltene Geschicklichkeit, Werke der bildenden Kunst wie der Musik anschaulich vor die Sinne zu führen. Begabt mit einer reizbaren Phantasie und mit dem Talent lebendiger, anziehender Darstellung, suchte er durch wollustatmende Natur- und Kunstschilderungen die Einbildungskraft zu fesseln und sinnliches Wohlbehagen zu erregen, stellte aber das abschreckende Beispiel auf, „zu welcher Verwahrlosung des Gemüts die Sinnlichkeit führt, wenn sie den Zügel der Sitte abwirft“. Ein längerer Aufenthalt in Italien und seine Vertrautheit mit den italienischen Dichtern, besonders Tasso und Ariost, die er in ungebundener Rede übersetzte, waren von großem Einfluß auf seine Kunstrichtung, wobei er nach dem melodischen Wohlklang der Südländer strebte. Sein Hauptwerk ist der Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln“, bei dem die Erzählung nur als Rahmen dient für seine Schilderungen und Ansichten über Kunst, Wissenschaft und Staat. Gegenüber der Lessing-Winckelmannschen Theorie, welche nur in der Nachahmung der Antike den richtigen Weg der Kunstbildung erkannte, empfiehlt Heinse das Studium der Natur und redete dem Romantischen der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort. Über „Ardinghello“ fällt ein neuerer Litterarhistoriker folgendes Urteil: „Die Grundidee, das Stürmen und Flammen der Leidenschaft, ist mit rücksichtsloser Energie und mit packender Gewalt ausgesprochen; über den herrlichen Naturschilderungen liegt der leuchtende Farbenzauber der südlichen Sonne; und die eingeschalteten Kunsturteile sind von so feinsinniger Empfindung und von so eindringendem Verständnis, daß dieser Roman trotz aller seiner künstlerischen Mängel und seiner haltlosen Thorheiten und Überstürzungen nichtsdestoweniger eine der denkwürdigsten und geistvollsten Schöpfungen der deutschen Litteratur ist.“ Wie in Ardinghello die bildenden Künste zu Grunde liegen, so in dem Roman „Hildegard von Hohenthal“ Betrachtungen und Urteile über Musik.

IV. Lessing und Winckelmann.

Lessings Leben u. Charakter. „So groß die Wirksamkeit Klopstocks und Wielands auch war, für uns ist sie eine der Vergangenheit angehörende und abgeschlossene. Der Anteil, welchen wir an ihnen nehmen, ist hauptsächlich ein geschichtlicher. Dagegen steht uns Lessing mit voller

Frische und Lebendigkeit gegenüber; seine unmittelbare Wirksamkeit reicht hinein in unsre Tage; wenn wir ihn lesen, fühlen wir, wie sein Geisteshauch uns anregt, ermuntert, fördert auf Schritt und Tritt." Gotthold Ephraim Lessing war der Sohn eines Predigers zu Kamenz in der Lausitz. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Fürstenschule zu Meißen, wo seine ungewöhnlichen Anlagen und sein Wissensdurst die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregten, so daß der Rektor den sechzehnjährigen Jüngling bei seinem Abgang von der Anstalt mit einem Pferd verglich, das doppeltes Futter haben müsse, bezog er die Universität Leipzig (1746). Die Theologie, der er sich widmen sollte, ward ihm bald zuwider; die Lehrer verstanden es nicht, durch ihre Vorträge den aufstrebenden Geist für diese Wissenschaft zu gewinnen. Er trieb Philosophie und schöne Litteratur, lernte tanzen, reiten und fechten und suchte den Umgang von Schauspielern und strebsamen jungen Männern, auch wenn sie, wie Mylius, im Ruf der Freigeisterei standen. Mit seinen Eltern entzweit, begab er sich nach Berlin, wo ihm seine kleinen Schriften und Abhandlungen die Bekanntschaft von Nicolai, Moses Mendelssohn u. a. erwarben. Er nahm teil an den Litteraturbriefen, aber sein unruhiger Geist trieb ihn wieder fort; er wollte das Leben und die Menschen von allen Seiten kennen lernen; seinem Freiheitssinn widerstrebte jede feste Lage und bindende Anstellung, darum finden wir ihn bald in Wittenberg, bald in Breslau (1760—1765), als Sekretär des Generals von Tauenzien, bald wieder in Berlin, bald in Hamburg (1767—1770), immer mit neuen Plänen erfüllt, mit neuen Arbeiten beschäftigt, von neuen Menschen umgeben. In Hamburg verlobte er sich mit Eva König, der Witwe eines Seidenfabrikanten, einer Frau von Geist und Gemüt: aber aus Mangel an einem gesicherten Unterhalt mußte er die Verheiratung sechs Jahre verschieben. Im Jahr 1770 übernahm er die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel, ein Aufenthaltsort, der ihm zwar reiche wissenschaftliche Schätze zu seinen Studien und manche wertvolle Ausbeute zu Aufsätzen aus dem Gebiet der „Geschichte und Litteratur" bot, ihn aber allzusehr von dem Verkehr mit der litterarischen Welt abschloß. Daher begab er sich nach einigen Jahren nach Wien in der Hoffnung, bei der beabsichtigten Gründung einer neuen Akademie in der Kaiserstadt eine ehrenvolle, seinen Talenten und geistigen Bedürfnissen entsprechende Stellung zu erlangen. Der Plan kam nicht zu stande; dagegen erhielt Lessing dort Gelegenheit zu einer Reise nach Italien (1775, 1776) als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig, eine Reise, die jedoch keinen so erhebenden und begeisternden Eindruck auf ihn hervorbrachte wie früher bei Winckelmann und später bei Goethe. Sein Kunstsinn war weniger scharf und lebhaft, als sein Verstand und sein kritisches Urteil. Nach seiner Rückkehr verheiratete er sich mit der geliebten Frau und hoffte nun einen ruhigen Hausstand zu begründen und „es auch einmal so gut zu haben wie andre Menschen"; aber „es sollte ihm schlecht bekommen". Schon im nächsten Jahr wurde ihm die Gattin und sein einziges neugebornes Kind durch den Tod entrissen, ein Ereignis, das seinen Lebensmut erschütterte. Er suchte durch angestrengte Thätigkeit und einige kleinere Reisen seinen Schmerz zu zerstreuen; allein die innern Kämpfe verzehrten das Mark seines Lebens. Damals, in unsern bessern Tagen, schrieb er im Dezember 1780 an Mendelssohn, „war ich ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm." Er starb zu Braunschweig am 15. Februar 1781. So zerrissen, wechselvoll und unstät Lessings Leben war, so vielseitig und verschiedenartig erscheint seine Beschäftigung. Unermüdlicher Forschungstrieb und rastloses Streben nach Wahrheit sind die Grundzüge seiner kräftigen, männlichen Natur. Er schrieb einst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und

zu mir spräche: wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen. Lessing war ebensoweit entfernt von Klopstockscher Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung, wie von Wielandschem Epikureismus und dessen weltkluger Lebensweisheit; sein Charakter war derb und deutsch, sein Geist genährt an dem gesunden Sinn des klassischen Altertums, das er an der Quelle schöpfte. Er buhlte nie um die Gunst der Hohen, trachtete nie nach Titeln und Würden, sein männlicher Stolz widerstrebte jeder Abhängigkeit und Unterordnung, und das Gefühl seines wahren Werts ließ ihn jeden Schein, jede falsche Ehre verschmähen. Mit seinen geistigen Reichtümern wirtschaftete er in fürstlicher Freigebigkeit. „Seine Unterhaltung," schrieb einst Moses Mendelssohn, „war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu jedermanns Gebrauch." Lessing war mehr Kritiker und Gelehrter als Dichter; Verstand und Urteilskraft gingen bei ihm über die Phantasie. Dies hat niemand klarer eingesehen als er selbst. Er spricht es unverhohlen aus, daß er den lebendigen Quell der Poesie, der durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, nicht in sich fühle, daß er alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen müsse, daß Kritik und Reflexion die Stützen seiner Produktionskraft seien. Darum hat er auch vorzugsweise solche Dichtungsarten gepflegt, die weder hohen Flug der Begeisterung noch tragisches Feuer erfordern, wie Fabeln, Epigramme und bürgerliche Dramen, und wo er sich höher verstieg, wie in „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise", da hat er ältere Stoffe benutzt und umgearbeitet, dort die Erzählung von der Virginia im Livius, hier die wahrscheinlich dem Orient entstammte Parabel „Von den drei Ringen" aus Boccaccio. Dennoch gehört Lessing unstreitig zu den ersten Größen der deutschen Litteratur, deren hohe Blüte durch seine vielseitige und anregende Thätigkeit ganz besonders gefördert ward. Er war Dichter, Kritiker, Kunstkenner, theologisch und philosophisch gebildeter Gelehrter und hat in allen diesen Gattungen namhafte Werke von nachhaltiger Wirkung verfaßt. Seine Schriften über Kunst und Altertum haben eine helle Fackel angezündet, die dramatische Poesie und das Theaterwesen sind durch seine Meisterwerke bereichert, durch seine kritischen und ästhetischen Untersuchungen auf eine neue Stufe der Entwickelung und richtigen Erkenntnis geführt worden, und in der Religionswissenschaft hat er einen mächtigen Impuls zu folgenreichen Forschungen gegeben. Bei allen seinen Studien und Arbeiten schwebte ihm als höchstes Ziel allgemeine Menschenbildung, Feststellung des Wahren auf den Gebieten des Wissens und der Kunst sowie Vernichtung alles Scheines und Irrtums vor Augen. Sein ganzes Leben lang war er ein unermüdlicher Kämpfer gegen jede unberechtigte und unbegründete Autorität, erfüllt von dem Verlangen, seine Zeitgenossen aufzurütteln aus der Geistesträgheit, die sich bei dem Hergebrachten beruhigt, weil es hergebracht ist, und bei Überlieferungen, welche, ohne durch das Feuer läuternder Prüfungen hindurchgegangen zu sein, sich ein unverdientes Ansehen erworben haben. In der kritischen Methode, in Sprache und Darstellung war Lessing der erste Meister. Sein eigenstes Kompositionsgeheimnis liegt darin, daß die Ideen uns nicht als fertige mitgeteilt werden, sondern daß sie sichtbar erst vor unsern Augen entstehen, daß wir sie auch in uns selbst erleben.

1. Über Kunst und Altertum. Winckelmann.

Winckelmann. 1717—1768. Die wichtige Frage über Wesen und Aufgabe der Kunst und Poesie wurde um dieselbe Zeit von zwei genialen Männern in Schriften behandelt, die eine epochemachende

Bedeutung für die Ästhetik hatten — von Winckelmann und Lessing. Johann Joachim Winckelmann von Stendal, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber erfüllt von Bewunderung für den hohen Geist der Alten, gelangte bei Beschauung der Dresdener antiken Kunstwerke zum Bewußtsein seiner Bestimmung, der Welt die Größe und Bedeutung der griechischen Kunst zu erschließen. Mitten in der Blütezeit des Rokoko sprach er in seiner Erstlingsschrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" den Grundsatz aus, daß in der Nachbildung der Alten der einzige Weg zu einem richtigen Kunstgeschmack zu suchen sei. Es waren seine „Reformationsthesen". Durch den Übertritt zum Katholizismus, der jedoch auf seine antik heidnische Natur keine Wirkung hatte (denn bei ihm fiel der Gottesbegriff zusammen mit der Idee des Schönen, das sich in den schönen Formen der Körperwelt abspiegelt), erwarb er sich die Mittel und wichtige Empfehlungen zu einer Reise nach Rom, wo er zuerst als Bibliothekar des Kardinals Albani, dann als Aufseher aller Altertümer in und um Rom durch eine Reihe geistreicher Schriften die Wissenschaft der Archäologie begründete und durch die erste, trefflich geschriebene Kunstgeschichte, in welcher alle Strahlen seiner künstlerischen Intuition wie in ihrem gemeinsamen Brennpunkt zusammenliefen, das Reich des Schönen erschloß und ein Licht anzündete, dessen weithin leuchtende Strahlen viele schlummernde Kräfte ins Leben riefen. Die von Winckelmann aufgestellten Gesetze in der Geschichte und Erklärung der alten Kunst sind bis auf den heutigen Tag von unbestreitbarer Geltung. Ihm waren, wie Goethe sagt, die alten Kunstwerke nur die antwortenden Gegenbilder für alles, was die Natur in ihn gelegt hatte. Nach einem mehr als zwölfjährigen Aufenthalt in verschiedenen Städten Italiens faßte er den Vorsatz, in die Heimat zurückzukehren. Kaum hatte er jedoch die Alpen überstiegen, so befiel ihn eine solche Sehnsucht nach dem verlassenen Kunstland, daß er in Regensburg umkehrte und über Wien nach Triest reiste. Aber hier ereilte ihn der Tod. Ein Bösewicht, der sich in Winckelmanns Vertrauen eingeschlichen, ermordete ihn vermeintlicher Schätze wegen im Gasthaus. Wie gern hätte ich ihm ein paar Jahr von meinem eignen Leben geschenkt, schrieb Lessing, als er das tragische Ende des großen Mannes vernahm, dessen unsterbliches Werk ebenso ausgezeichnet ist durch seinen hohen Inhalt wie durch die einfache Würde und Schönheit der Darstellung. Durch Winckelmann erhielt der Zopfstil den Todesstoß. Es kam Weihe und reges Stilgefühl in das verwilderte Kunstleben.

Die neuen Kunstideen führten den strebsamen Lessing zur Abfassung des merkwürdigen kritisch-ästhetischen Buches: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, worin er durch Vergleichung der Gruppe des Laokoon mit dem Drama „Philoktet" von Sophokles, mit Virgils Äneide und mit zahllosen Stellen alter und moderner Dichter die Grundzüge der Ästhetik und der künstlerischen Stillehre in großartigen Umrissen feststellte. Diese beiden Kunstwerke des Altertums, in denen der körperliche Schmerz dargestellt ist, dienen ihm als Unterlage für den ästhetischen Grundsatz, daß in der plastischen Kunst körperliche Schönheit und ideale Menschengestalt, in der Poesie ein Ideal der Handlungen das höchste Ziel und Gesetz sei. Demnach müßten die bildende und die redende Kunst getrennt gehalten werden, der alte Wahlspruch, der die Malerei als eine stumme Poesie und die Poesie als eine redende Malerei bezeichnet, sei unrichtig, die Dichtkunst bewege sich auf dem Gebiete des Nacheinander, die Malerei auf dem des Nebeneinander; die beschreibende und malerische Naturpoesie könne somit nicht als echte Kunstform gelten. Einzelne Ergänzungen und Ausführungen dieser Grundzüge legte Lessing in der schönen Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" und in den „Antiquarischen Briefen" nieder, einer Reihe von Untersuchungen und Abhandlungen, worin er seine Ansichten gegen einzelne Ausstellungen des Professors Klotz in

Laokoon.

Halle rechtfertigte, eines Mannes, der als lateinischer und deutscher Dichter, Philolog und Altertumskundiger von den Gelehrten hochgefeiert war und als Herausgeber kritischer Zeitschriften durch klug berechnetes Loben und Tadeln sich einen Namen gemacht, wie einst Gottsched, und viele Anhänger und Verehrer gewonnen hatte. Der Streit war noch nicht zu Ende, als Klotz im besten Mannesalter starb, niedergeschmettert durch den Eindruck der antiquarischen Briefe, deren Polemik sowohl wegen des schlagenden Witzes und der meisterhaften Ironie, als wegen der wunderbaren Beredsamkeit, der Kunst und Kraft der Sprache von vernichtender Wirkung war.

2. Dramen und Dramaturgie.

Das deutsche Theater. Das gute Theater in Leipzig hatte Interesse für die dramatische Poesie geweckt, das selbst durch Gottscheds elende Stücke und durch die steifen, dem französischen Geschmack nachgebildeten Tragödien und Komödien seines Freundes Joh. Elias Schlegel nicht unterdrückt werden konnte. Aber wie weit standen noch die deutschen Bühnen in Wien und Berlin hinter den französischen und englischen zurück! Wir wissen, welche Kluft damals noch zwischen dem Kunst- und Volksdrama bestand (XII, 930 f.). Diese Kluft ausgefüllt und eine Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volkstümlichen herbeigeführt zu haben, ist das große Verdienst Lessings. Wenngleich seine ersten dramatischen Stücke, sowohl seine „Lustspiele" als der Trauerspielentwurf „Henzi", worin er den Aufrührer im Gegensatz mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatz mit dem wahren Oberhaupt darstellen wollte, sich noch streng in allen Förmlichkeiten der französischen Bühnengesetze bewegten, so verriet doch schon das Lustspiel „Der junge Gelehrte" einen Fortschritt in der dramatischen Kunst, und manche Aussprüche Lessings in den Litteraturbriefen und in andern periodischen Schriften lieferten den Beweis, daß er in der Emanzipation der deutschen Bühnendichtung von der französischen und in einer Annäherung an die englische den einzigen Weg zum Bessern erblickte. Diesen betrat er selbst, indem er in dem Trauerspiel „Miß Sara Sampson", einem Stück, dem es bei aller Ungelenkigkeit in Form und Anlage nicht an tragischen Elementen gebricht, an der Hand der englischen Dramatiker das bürgerliche Trauerspiel einführte, und damit einen neuen Standpunkt gewann. Man kam von dem Vorurteil zurück, „daß Helm und Diadem den tragischen Helden mache", man sah ein, „daß das Trauerspiel mehr vermöge als kalte Bewunderung zu erzeugen und frostige Sentenzen zu haranguieren". Natur und Wirklichkeit war auch der tragischen Muse wieder erobert. Eine frische Anregung wurde gegeben, als Nicolai in seiner neuen Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1757) einen Preis für das beste Trauerspiel aussetzte und dadurch das Interesse für Drama und Theater erhöhte. Der „Kodrus" des jung verstorbenen Cronegk erhielt den Vorzug. Aber in dem gewandten, wenn auch oberflächlichen Christian Felix Weiße, der zuerst Tragödien („Eduard III."; „Befreiung von Theben"; „Romeo und Julie" u. a.) und Komödien („Matrone von Ephesus"; „Amalie" u. a.) dichtete, dann, durch Lessings scharfe Kritik verstimmt und abgeschreckt, zur komischen Oper („Lottchen am Hof"; „Der Dorfbarbier" u. a.) überging und zuletzt Kinderbücher („Der Kinderfreund"; „Lieder für Kinder") und „Scherzhafte Lieder" verfaßte, herrschte doch im allgemeinen noch der französische Geschmack, nur daß die Alexandriner hier und da den reimlosen Jamben oder auch der Prosa weichen mußten. Eine selbständige, unabhängige Nationalbühne schien noch in weiter Ferne zu stehen. Selbst Lessings dramatische Dichtung „Philotas", die von seinen eingehenden Studien in Sophokles und Shakespeare Zeugnis gab, war noch nicht vermögend, die Kunstidealität der französischen Tragik, die Schiller als „des fal-

Weiße. 1726–1804.

schen Anstands prunkende Gebärde" bezeichnete, von der deutschen Bühne zu verdrängen. Da erschien Lessings Lustspiel „Minna von Barnhelm" zu einer Zeit, wo die Schlacht von Roßbach noch in frischem Andenken war, welche Selbstgefühl und Nationalstolz in jeder deutschen Brust geweckt hatte, und regte das Interesse des Volks mächtig an. Der echte deutsche Charakter des wackern preußischen Majors, die meisterhaft gezeichnete Figur des prahlerischen zweideutigen Glücksritters Ricaut de la Marlinière, der glückliche Griff in das Nationalleben und die geschickte dramatische Behandlung wirkten blitzartig auf die ganze Nation. Der Gedanke an ein Nationaltheater faßte Wurzel im Volk. Die Hamburger zogen gute Schauspieler (die Familie Ackermann-Schröder, Eckhoff u. a.) in ihre Stadt und beriefen (1767) Lessing als Theaterdichter und Kritiker. Dieser folgte der Einladung und verfaßte die Hamburgische Dramaturgie, die aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werk geworden ist. Anknüpfend an die aufgeführten Stücke unterwarf Lessing darin die bisherigen dramatischen Leistungen der Deutschen einer scharfen Kritik, erschütterte das Ansehen Voltaires und der französischen Theaterdichter mit unwiderstehlicher Kraft, Beredsamkeit und Kenntnis und entwickelte zugleich die Grundgesetze des echten Trauerspiels und Lustspiels mit solcher Klarheit und Reinheit des Geschmacks, daß die Hamburger Dramaturgie die Mutter aller Ästhetik ward und den Glauben an die Überlegenheit und Schönheit der französischen Theaterdichtung für immer vernichtete. Statt der Franzosen wird Shakespeare mit begeisterter Anerkennung seiner Meisterschaft auf den Thron gehoben. Nur das „bürgerliche Schauspiel", das von den Engländern geschaffen, von Diderot fortgebildet, in der belehrenden und bessernden Tendenz den Kunstzweck erblickt, fand Gnade vor Lessings Augen, weil er einsah, daß solche „Rührstücke moralischen Inhalts" dem deutschen Charakter mehr zusagen würden, als die heroische Tragödie der Griechen. Was Lessing in der Hamburger Dramaturgie über die Kunst der Charakterzeichnung, über Erfindung und Verflechtung der Handlung, über Strenge der Motivierung und über den Ausschluß alles Wunders in derselben, was er über das Verhältnis des geschichtlichen Trauerspiels zu den geschichtlichen Stoffen und über zahlreiche andre Fragen dieser Art sagt, sind goldene Sätze von ewigem Bestand.

Mehr und mehr verdrängte nun der von Lessing so hoch gefeierte Shakespeare, der um dieselbe Zeit durch die Übersetzungen von Wieland und Eschenburg in Deutschland heimisch und durch die genialen Schauspieler Schröder und Fleck zur Aufführung gebracht wurde, die dramatischen Dichtungen Corneilles und Voltaires. Die schauerliche Tragödie „Ugolino" von dem erwähnten Barden- und Skaldendichter Gerstenberg, „Die Laokoonsgruppe zurückübersetzt in den Stil der Tragödie", war der erste Schritt zum englischen Drama. Auch das Trauerspiel „Julius von Tarent" von Leisewitz, einem Genossen des Hainbundes, läßt erkennen, daß dem Dichter Shakespeares Hamlet vor Augen stand. Die Lehre von den Aristotelischen Einheiten wurde nunmehr über Bord geworfen; aber wenn Lessing sich gegen die Art erklärte, wie die Franzosen die Gesetze des griechischen Weltweisen anwandten, so behielt er doch ein offenes Auge für das tiefe Kunstgefühl, aus welchem diese Gesetze hervorgegangen waren und für die künstlerischen Vorteile, welche sie gewährten. Dieses Maßhalten wurde aber von Gerstenberg und andern stürmischen Geistern nicht beachtet, und man geriet in Gefahr anstatt der „tyrannischen Regelmäßigkeit" der Franzosen eine „zuchtlose Genialitätssucht" aufkommen zu sehen. Diese Gefahr wurde um so dringender, als die Dichter der „Sturm- und Drangperiode", von der sogleich die Rede sein wird, sich vorzugsweise der Theaterpoesie zuwendeten. Die Bühne, als die gefeierte Phantasiewelt, erschien ihnen als die rettende Zuflucht gegen die Widerwärtigkeiten und Bedrückungen der Wirklichkeit, als der einzige Ort, wo der ungenügsame Wunsch, alle Szenen des Menschenlebens selbst

Gerstenberg. 1737—1823.

zu durchleben, Befriedigung finden konnte. Damit nun nicht der Geschmack am Wilden und Rohen Wurzel fasse und wuchernd um sich greife, zeigte Lessing in seinem Meisterstück „Emilia Galotti“, worin er die tragische Geschichte der Virginia zur Zeit der römischen Dezemvirn in modernes Gewand kleidete und den antiken Patriotismus durch ein persönliches psychologisches Pathos ersetzte, wie man Shakespeare und die romantischen Dramendichter nachbilden müsse. Emilia Galotti, sagt Stahr, ist die Probe zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, sofern diese wesentlich auf seine Theorie der Tragödie hinausläuft. Derselbe Mann, der seine Nation theoretisch von der Herrschaft der französischen Unnatur und des gespreizten Pathos befreit hatte, sollte diese Befreiung auch praktisch vollziehen, indem er ein Werk schuf, das den wesentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Aristoteles und mit Berufung auf Shakespeare und die Alten gestellt hatte, vollkommen Genüge leistete; und in Hettners Litteraturgeschichte heißt es: Noch bis auf den heutigen Tag bewährt dieses Trauerspiel seine unverwüstliche Anziehungskraft und wird sie für alle Zeit bewähren. Eine solche lebendige, naturwahre, fein individualisierende, bis in das Kleinste ausgeführte Charakterzeichnung war seit Shakespeare nicht mehr gesehen worden. Am Braunschweiger Hof erregte die naturwahre und ergreifende Darstellung eines fürstlichen Sündenlebens große Verstimmung (XII, 916). Allein wie hoch man mit Recht die Verdienste Lessings um die Entwickelung der dramatischen Poesie anschlagen muß, in seiner Auffassung von dem wahren Wesen der Tragödie, insbesondere von der Wechselbeziehung der tragischen Schuld zur tragischen Katastrophe zeigt sich noch eine bedeutende Schranke. Er vermochte sich nicht zu der Charaktertragödie des britischen Dichters zu erheben, welche den Untergang des Helden aus der eignen Verschuldung hervorgehen läßt, und entbehrte doch zugleich des höhern Schicksals der Alten; daher mußte er statt eines tiefern Schuldbegriffs zu äußerlichen Motiven seine Zuflucht nehmen. Dem Dichter, sagt Hettner, „dem der tragische Hintergrund des antiken Schicksals fehlte, und der sich doch ebensowenig zum Bewußtsein erhoben hatte, daß die moderne Tragödie dafür des Schicksals Sterne in der eignen Brust zu suchen habe, war keine andre Art der tragischen Verwickelung zugänglich, als die Verwickelung der Intrige oder des Zufalls. Hätte Lessing das Drama „Faust“, an dem er gleichzeitig mit Goethe eifrig beschäftigt war, zur Ausführung gebracht, so würde er sich ohne Zweifel über diese Beschränkung erhoben haben.

Emilia Galotti.

3. Theologie und Philosophie. Nathan der Weise.

Wolfenbüttler Fragmente. Nathan 2c.

Lessings vielseitiger Geist hatte über der Poesie die große Bewegung der Zeit auf dem Gebiet der Religion und Theologie nicht aus dem Auge verloren. In einer Reihe von Aufsätzen und Untersuchungen („Gedanken über die Herrnhuter“; „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion“; „Über die Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“) hatte er sich im Sinn der englischen Freidenker über das Verhältnis des Glaubens zur Vernunft und Sittlichkeit, über natürliche und positive Religion und andre Fragen ausgesprochen und bei Herausgabe der auf der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckten Schrift des Berengarius von Tours über das heilige Abendmahl (1770, vgl. VI, 253) bewiesen, daß er die trockensten theologischen Stoffe interessant zu machen wisse. Ein großer Teil seiner „Rettungen“ ist in der Absicht geschrieben, auf dem Gebiet der Religionsgeschichte Aufschluß zu suchen in den auf- und abwogenden dogmatischen Streitigkeiten des Jahrhunderts. Aber er verschmähte es, sich unbedingt einer der herrschenden Richtungen anzuschließen, er wahrte sich auch in diesem wichtigsten Gebiet des geistigen Lebens die Selbständigkeit des Urteils, die freie Prüfung.

Dadurch lud er den Zorn aller Parteien auf sich. Als er den tiefen Forschungen der Scholastiker gegen die flache Aufklärungssucht der Neuerer und gegen die in Berlin herrschende Freigeisterei das Wort redete, beschuldigten ihn die Rationalisten einer Hinneigung zum Katholizismus; als er wagte, die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten" bekannt zu machen, entbrannte die Wut der Orthodoxen wider ihn. Diese Schrift, Auszüge aus einem größern Werk: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", welches der Hamburger Professor Reimarus im Geist der englischen Deisten über das Verhältnis zwischen Bibel und Christentum niedergeschrieben und im engern Freundeskreis manuskriptlich mitgeteilt hatte, versetzte der christlichen Glaubenslehre heftige Schläge durch die Zweifel, die darin gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit der biblischen Urkunden, gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, besonders in der Auferstehungsgeschichte, aufgeworfen und mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit begründet wurden. Trotz der Erklärung des Herausgebers, daß er nicht in allen Dingen mit dem Ungenannten übereinstimme, und seiner widerlegenden Anmerkungen erging eine Flut von Schmähungen, Verdächtigungen und Angriffen über Lessing. Gereizt brachte dieser jetzt durch seine Streitschriften gegen einen Hauptgegner, den Pastor Melch. Göze von Hamburg, die Sache, die anfangs nur für Gelehrte bestimmt war, vor die Nation. Die unter dem Titel „Antigöze" bekannten Streitschriften gehören durch Kraft der Sprache und siegende Beweisführung zu dem Vollendetsten, was in dieser Gattung je geschrieben worden. Sie bekämpften die alte Dogmatik, ohne dem Wesen der christlichen Religion wehe zu thun. Lessing ehrte den Kern des Christentums, der ihm, wie sein Gespräch: „Das Testament Johannis" beweist, in der Liebe besteht, als dessen höchsten Zweck er in dem „Gespräch für Freimaurer" die Verwirklichung der großen Idee der Humanität erkannte; aber er betrachtete das Alte und Neue Testament nicht als die letzten Offenbarungen Gottes, sondern als eine Vorschule, womit die „Erziehung des Menschengeschlechts" begonnen habe, wie er in der trefflich geschriebenen Abhandlung, die diesen Titel führt, darzuthun suchte. Dies geht auch aus dem Fragment hervor, „Christentum der Vernunft", einem schon in den fünfziger Jahren angestellten Versuch, die christliche Glaubenslehre von der Dreieinigkeit philosophisch zu begründen, Sätze aus der spekulativen Theologie, worin der Keim und Kern der neuesten Philosophie enthalten ist. Er machte kein Hehl daraus, daß er innerlich der religions-philosophischen Auffassung Spinozas ergeben sei, unterschied aber zwischen einer esoterischen und exoterischen Behandlung der religiösen Grundlehren, und aus verschiedenen Versuchen, den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirchenlehre zu versöhnen, erkennt man deutlich, daß ihm stets das Christentum als die Weltreligion galt und die Bibel als die heilige Urkunde des göttlichen Planes für die Entwickelung der Menschheit. Auf ihrem Grund will er mit Hilfe der Vernunft das menschliche Geschlecht zu einer solchen Stufe der Herzensreinheit und Verstandesaufklärung bringen, daß die Menschen das Gute um seiner selbst willen thun, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, daß der Spruch Spinozas gilt, „die Seligkeit ist nicht die Belohnung der Tugend, sondern die Tugend selbst ist Seligkeit". Diese Zeit der Vollendung zu begründen, dieses „neue ewige Evangelium" herbeizuführen, schwebt ihm als höchster Zweck aller Forschung vor Augen. Durch die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten gelangt die Menschheit zur sittlichen Vollkommenheit. — Die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten ist Lessings „Nathan der Weise", den er gleichsam als Vermächtnis kurz vor seinem Tod der Nation hinterlassen hat. In diesem durch Versbau, Sprache und Anlage vortrefflichen Drama zeigte der Dichter, welch ein himmelweiter Unterschied sei zwischen wahrer Religiosität des Herzens und Lebens und kirchlicher Rechtgläubigkeit, zwischen

sittlich werkthätigem Handeln und mechanischer Religionsübung. Das Drama „Nathan der Weise" vertiefte Lessing zum Sinnbild seiner religiösen und philosophischen Grundanschauung, daß nicht der Glaube und der kirchliche Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Lauterkeit der Gesinnung, die werkthätige Liebe das Wesen und Leben der Religion sei. Freilich gab das ungleiche Verfahren, daß das Judentum und der mohammedanische Glaube durch ideale Charaktere dargestellt werden, indes die Repräsentanten des Christentums der Wirklichkeit entnommen sind, den Gegnern Gelegenheit, den Dichter einer gewissen Voreingenommenheit und Bitterkeit gegen die christliche Kirche zu zeihen.

V. Herder.

1. Die genialische Zeit. Hamann und Klinger.

Rückkehr zur Natur. Seit Rousseau war Rückkehr zur Natur und Ursprünglichkeit die Losung der Zeit geworden: alles Herkömmliche, alle überlieferten Formen des gesellschaftlichen wie des geistigen Lebens sollten abgestreift werden; alle bisherigen Anschauungen und Doktrinen, alle bestehenden Sitten und Glaubenssatzungen, Gewohnheiten und Regeln erschienen als verjährte Irrtümer und Verkehrtheiten; alles drängte nach Wiedergeburt und Verjüngung; aus der verrotteten Gegenwart und Wirklichkeit sollte der Mensch wieder zurückkehren zu dem verlornen Paradies seines unverlierbar angebornen Naturzustandes. Wir werden sehen, wie in der Auffassung der religiösen Dinge und im Erziehungswesen die fremden Ideen auch in Deutschland eindrangen; durch Winckelmann und Lessing wurde im Gebiet der Kunst und der Ästhetik eine neue Bahn eröffnet; in der Poesie suchte man die Schranken niederzureißen, welche das geistige Schaffen in bestimmte Regeln bannten, die Schönheit nur im Gewand konventioneller Gesetze gelten lassen wollten. Wir wissen, wie scharf die Hamburgische Dramaturgie die Tyrannei des französischen Formenzwangs bekriegte; als Lessing aber wahrnahm, daß man in der Ungebundenheit über das Ziel hinausging, wurde sein an Maß und Zucht gewöhnter Geist bedenklich. Mit diesen Regeln der Franzosen, sagte er, fing man an alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkt, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit mutwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle. Er setzte es sich zur Aufgabe, diese Gärung des Geschmacks, die am wildesten in Gerstenbergs „Ugolino" und in Klingers „Zwillingen" hervortrat, zu hemmen. Aber die Zeitrichtung wollte ihren Lauf haben: Rückgang zur Natur und Einfachheit wurde auch in der deutschen Poesie die Losung des Tages. Man bezeichnet diese Jahre der Gärung und des Ringens als „die genialische Zeit", ihre Hauptvertreter als „Originalgenies". Auf den alten Satz zurückgehend, daß der Dichter *geboren* werde, wollten sie nur das als wahre Poesie gelten lassen, was gleichsam unbewußt aus der angebornen Dichternatur hervordringe, wie die Prophetenworte aus dem Mund eines gottbegeisterten Sehers. Man streifte alle bisher gültigen Gesetze und Kunstregeln ab, man kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian und zu dem reichen Shakespeare zurück; man suchte im Gebiet der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern auf *einen* Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen. Diese Gabe nannte man Genie; ihre Schöpfung sollte wie sie selbst naturwüchsig, original sein. Genialität und Originalität war der Wahlspruch der Zeit; und während man früher

den freien Flug des Geistes und der Phantasie durch enge Begrenzung der Konvention hemmte und nur als Dichtung gelten ließ, was sich in den herkömmlichen Formen und Gesetzen bewegte, so geriet man in dieser Periode des „Sturmes und Dranges“ auf den Gegensatz, indem man an dem Regellosen Gefallen fand, auf Verachtung konventioneller Sitte einen Wert legte und oft in den Ausgeburten einer zügellosen Einbildungskraft Erzeugnisse des Genies erblickte. Manches aufstrebende Talent ging unter den Stürmen dieser kraftgenialischen Zeit zu Grunde, wie der dramatische und lyrische Dichter Reinhold Lenz aus Livland, der im Wetteifer mit Goethe aus ungezügelter Großmannssucht in Wahnsinn verkam; aber die kräftigen Geister kämpften sich empor und erreichten das Ziel der Vollendung. In der alten Faustsage erkannten sie den wahren Ausdruck ihres Wesens. Als Durchgangsperiode von steifer Form und Regel zur Freiheit war die ungestüme Umwälzung des Herkömmlichen und die Rückkehr zur Natur und Einfachheit höchst wohlthätig. Goethes und Schillers Jugendwerke wurzelten in diesem Boden. Herder übertrug das Naturevangelium Rousseaus auf die Forderungen des dichterischen Denkens und Empfindens. Die Kraftgenies strebten im Reich der Dichtung dasselbe an, was Rousseau im geselligen Leben und in der Politik. Lenz. 1751—1792.

Als der hervorragendste Repräsentant dieser Richtung kann Max Klinger aus Frankfurt gelten, von dessen Drama „Sturm und Drang“ der Name dieser Periode herrührt. In seiner Jugend ein „tollgewordener Shakespeare“, ein fahrender Schüler voll ungestümen Naturalismus, in spätern Jahren ein Idealist voll sittlicher Kraft, Freiheitsgefühl und weltverachtender Strenge. In Klingers Werken bemerkt man den innern Kampf zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Freiheit und Konvenienz, Natur und Kultur; Mißvergnügen und bitterer Schmerz über die verkehrten Zustände des Lebens spricht sich in seinen zahlreichen Tragödien („Die Zwillinge“, „Otto“, „Das leidende Weib“, „Damokles“, „Medea auf dem Kaukasus“ u. a.) und in seinen philosophischen Romanen aus. In den letztern, unter denen „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“, „Raphael de Aquillas“, „Geschichte Giafars des Barmeciden“, „Der Weltmann und der Dichter“, am bekanntesten sind, legte Klinger, der vom Sohn armer Eltern aus Frankfurt, nach einem wechselvollen stürmischen Jugendleben in Rußland zuerst Vorleser bei dem Großfürsten Paul ward, dann zu den höchsten Stellen im Militär und in der Verwaltung emporstieg, seine trüben Ansichten über Religion, Regierung, soziale Zustände und Lebensverhältnisse nieder und kommt zu dem stoischen Ergebnis, „daß ein unerbittliches Schicksal die Welt regiere und daß die höchste Weisheit des Sterblichen darin bestehe, daß er den Gang dieses Schicksals errate und sich demselben angemessen zu verhalten verstehe“. Er ist ein bewundernder Schüler Rousseaus, mit dem er alles für gut hält, was aus den Händen der Natur kommt, und alles unter den Händen der Menschen entarten läßt. Inmitten der großen Welt und eines sittenlosen Hoflebens bewahrte Klinger den Idealismus seiner überschwenglichen Jugend treu im Herzen und empfand daher um so schmerzlicher die Widersprüche in der Wirklichkeit. Seine Romane sind „erschütternde und gedankentiefe Gemälde menschlichen Ringens und Kämpfens gegen Schicksal und Weltlauf, aber herb und versöhnungslos“. „Sahir“ und die „Reisen vor der Sündflut“ sind politische Satiren, namentlich der deutschen Kirchen- und Staatszustände. In dem Roman „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“, wird ein von Freiheit und Jugendidealen erfüllter Staatsmann geschildert, der wie Georg Forster durch die bittern Erfahrungen des Lebens zum Menschenhaß getrieben wird, aber doch den Glauben an Tugend als den einzigen Hort gegen Verzweiflung aufrecht erhält. Derselbe Gedanke liegt auch dem Roman „Der Faust der Morgenländer oder Wanderungen Ben Hafis“ zum Klinger. 1752—1831.

Grunde. „Die Macht des aus dem tiefsten Herzen kommenden Idealen ist trotz aller Schranken und Widersprüche unvertilgbar? Das Herz soll unter dem kalten Verstand nicht verkümmern. Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur" sind ein Spiegel seines Denkens und Wirkens. Was er selbst sich in harten Bildungskämpfen errungen, das sollte das Eigentum des ganzen deutschen Volks werden, Heroismus der sittlichen Kraft, Sinn für fortschreitende politische That. Neben Klinger ist Maler Müller aus Kreuznach (in Rom während einer Krankheit zur katholischen Kirche bekehrt), der bedeutendste Genosse dieser stürmischen Zeit, deren wilde Kraft, Begeisterung und Leidenschaft er in sich trug. Seine „modern bäuerlichen" Idyllen biblischen, mythologischen und volkstümlichen Inhalts, seine Dramen „Faust" und „Genoveva" zeigen den Charakter dieser formlosen aber lebensvollen Naturdichtung.

Maler Müller. 1750–1825.

Hamann. 1730–1788.

Von noch größerer Bedeutung, weniger durch seine Werke als durch die Anregung auf die Zeitgenossen, war J. Georg Hamann aus Königsberg. Ein wechselvolles ungefreutes Leben, bald als Hauslehrer, bald als Beamter, bald als Kaufmann, meistens in drückender Abhängigkeit und nicht frei von mancherlei sittlichen Verirrungen, hat den von Jugend auf kränklichen Mann mit Trübsinn und Schwermut erfüllt, seine Kräfte gelähmt und zersplittert. Hamann versuchte sich in allen Wissenschaften, leistete in keiner etwas Bedeutendes und blieb, trotz seiner großen Anlagen, nur ein untergeordnetes Glied in der Reihe der Originalgenies. Ohne Lebensziel und festen Willen, wußte er sich weder eine achtbare bürgerliche Stellung zu erwerben, noch verfolgte er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen klaren überlegten Plan. Im Leben wie im Schaffen ließ er sich vom Zufall und von äußerlichen Eindrücken lenken. Hamann trieb eine untergeordnete Lektüre, heißt es bei Goedeke, bei der ihm allerlei gute Gedanken kamen, die er aufzeichnete, aber auszuführen weder Gabe noch Willen hatte. Er flocht sie in kleine Aufsätze, deren Formlosigkeit sich erst dem aus- und unterlegenden Studium erschloß. Was er schrieb, sind meist bloß Betrachtungen und Gedanken über Erscheinungen, die ihn anregten, und wegen ihrer Beziehungen zu dem Text, welchen die Litteratur der Zeit ihm bot, sind seine fragmentarischen Schriften auch so unendlich dunkel und schwer, ja sehr oft gar nicht verständlich. Der Mangel an zwingender Logik versteckt sich hinter die Laune humoristischen Spiels und hinter den Anspruch pythischer Sehergabe. Der große Hamann, sagt Jean Paul, ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löset kein Auge auf. Dennoch gaben seine Werke durch die darin verborgenen Gedankenblitze den Zeitgenossen manche treffliche Anregung. Als Gegner aller Schulweisheit, als Bekämpfer alles Herkömmlichen und Konventionellen war Hamann der eigentliche Schöpfer des kraftgenialischen Ungestüms. „Sein Beiname: der Magus aus Norden, zeigt uns schon den tiefen und dunkeln Geist des Mannes an, der sich in Orakelsprüchen gefiel und alles auf das Unerforschliche und Ewige richtete." Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regeln und Muster, geht Hamann auf die Urpoesie zurück, eifert wider alle moderne Dichtkunst, die Erzeugnisse des Verstandes und Witzes, und findet sein Heil in der das Kindesalter der Menschheit abspiegelnden orientalischen Poesie der Bibel und in der edlen Einfalt der Evangelien, neben welchen ihm nur Homer, Ossian und Shakespeare Bedeutung haben. Seine in dunkler, mystischer Prophetensprache verfaßten Werke („Biblische Betrachtungen eines Christen", „Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums", „Kreuzzüge des Philologen", eine Reihe vermischter Aufsätze und Studien, „Golgatha und Scheblimini, oder Leiden und Erhöhung des Gottessohnes" u. a.) waren trotz ihrer unästhetischen Form wegen der hier und da zerstreut liegenden Goldkörner von großer Wirkung auf die verwandten Geister. Den tiefsten

Einfluß hatte er auf Herder, dem nur das als wahre Poesie erschien, wo Natur, Naivetät, Gemüt und Phantasie ist. Die letzte Lebenszeit brachte Hamann in der Umgebung der gebildeten, von Kunstenthusiasmus, Religions- und Gefühlsschwärmerei erfüllten Fürstin von Galizyn in Münster zu, wo wir ihm später begegnen werden.

2. Herders Leben und Wirksamkeit.

Der geistreiche Theolog Herder verband mit der freien Geistesrichtung und dem kritischen Verstand Lessings, dessen Fußstapfen er überall nachging, noch die Ideen, welche der mystische Hamann, und die wissenschaftlichen Resultate, die der große Philosoph Kant, beide wie er selbst dem ostpreußischen Land entsprossen, in ihren inhaltreichen Schriften zu Tage förderten. Johann Gottfried Herder, geb. den 25. August 1744 in Mohrungen, verlebte als Sohn wenig bemittelter Eltern eine schwere Jugendzeit, die ihn schüchtern, empfindsam und verschlossen machte. Sein Vater, Schullehrer und Kantor, war ein ernster Mann, seine Mutter eine sanfte, zarte, weibliche Natur, Eigenschaften, die der Sohn, die einzige Freude und Hoffnung der Eltern, als Erbteil in sein Leben mitnahm. Wie in Rousseau, bemerkt Hettner, so hat auch in Herder das schwerempfundene Mißverhältnis zwischen den Anforderungen und Bedürfnissen seines hochstrebenden Geistes und zwischen dem Druck der äußern Umgebung eine grüblerische Reizbarkeit des Gefühlslebens erzeugt, die für immer der Grundton seiner Seele, der mächtige Antrieb seiner geschichtlichen Größe und zugleich seiner tragischen Schwäche wurde. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt mit vieler Mühe und Anstrengung die Elemente einer wissenschaftlichen Bildung erworben, wurde er durch die Unterstützung eines russischen Militärarztes, der sich in Mohrungen aufhielt, instandgesetzt, die Universität Königsberg zu besuchen. Er sollte sich der Chirurgie widmen, allein seine nervöse Natur widerstrebte diesem Studium. Er wendete sich der Theologie und den damit verwandten Wissenschaften zu und machte in kurzem dank seinem Talent und seinem Eifer solche Fortschritte, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch eigne Kräfte erwarb. Als junger Mann von einundzwanzig Jahren erhielt er in Riga ein Schul- und Predigeramt. Neun Jahre lang versah er dasselbe zur allgemeinen Zufriedenheit der Gemeinde und seiner Schüler, und machte sich zugleich durch verschiedene litterarische Arbeiten in weitern Kreisen einen Namen. Sein Wissensdurst und seine Ruhmbegierde erzeugten in ihm den Wunsch, durch Reisen seine Welt- und Menschenkenntnisse zu vermehren, das geistige Leben der Zeit, an dem er mit ganzer Seele sich beteiligte, an den Hauptstätten, von wo es ausging, in sich aufzunehmen. Er begab sich in Begleitung seines Freundes Gustav Berens zu Schiffe von Riga nach Nantes, die Brust geschwellt von hochfliegenden Plänen künftiger Größe, wie man aus dem während der Überfahrt niedergeschriebenen Reisetagebuche ersieht. In Paris wurde er mit mehreren der hervorragenden Geister, insbesondere mit Diderot bekannt. Dort erhielt er den Antrag, den Prinzen von Holstein-Eutin als Instruktor und Reiseprediger zu begleiten. Zu dem Zweck begab er sich über Brüssel und Antwerpen, über Haag, Leiden und Amsterdam nach Hamburg, wo er Lessings persönliche Bekanntschaft machte, und trat dann von dem herzoglichen Hof von Eutin aus die verabredete Reise nach Süden an. In Darmstadt lernte er den Kriegsrat Merck und Karoline Flachsland, seine nachherige Gattin, eine junge Dame von Geist und liebenswürdigem Wesen kennen. Das Verhältnis zu dem sechzehnjährigen Fürstensohn und dessen Oberhofmeister war jedoch nicht nach Herders Zufriedenheit; und da er um dieselbe Zeit von dem Reichsgrafen von Lippe-Schaumburg zu Abbts Nachfolger in Bückeburg berufen ward, so gab er die Stellung auf. Ehe er jedoch nach der kleinen deutschen Residenzstadt

Schicksale u. Charakter.

zog, verweilte er in den Jahren 1770 und 1771 in Straßburg, um sich von einem Augenübel, das er von Jugend auf hatte, heilen zu lassen. Hier machte er die Bekanntschaft von Goethe und Jung-Stilling. Die Schilderung, die jener in „Wahrheit und Dichtung" von dem reizbaren Mann entwirft, mit dem er in der Folge noch so oft zusammentreffen sollte, führt uns den beweglichen, geistreichen, aber empfindlichen Schriftsteller lebendig vor die Seele. Fünf Jahre wirkte er in Bückeburg als Oberhofprediger und Superintendent des Reichsgrafen Wilhelm, der, wie wir früher erfahren haben (S. 335), mit seinen militärischen Neigungen Interesse für das geistige Leben der Nation verband. Während dieser Zeit verheiratete sich Herder und verfaßte einen großen Teil der Schriften, die wir sogleich kennen lernen werden. Im Jahr 1776 erhielt er zu derselben Zeit den Ruf eines Professors der Theologie nach Göttingen und den eines Oberkonsistorialrats und Hofpredigers nach Weimar. Er entschied sich für das letztere Amt, hauptsächlich auf Anregung Goethes. Nachdem er noch seiner verehrten Gönnerin, der Gräfin Maria von Schaumburg, die in dem nämlichen Jahr starb, die Leichenrede gehalten, siedelte er nach Weimar über, um sein ferneres Leben in jenem Musensitz zu verbringen, im Kreis der hohen und edlen Geister, die damals die thüringische Fürstenstadt zierten. Im Jahr 1788, zwei Jahre nach Goethe, unternahm er eine Reise nach Italien, wo er mit der Herzogin-Mutter Anna Amalia zusammentraf. Im Jahr 1801 wurde er von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben. Trotz seiner Kränklichkeit, die ihn mehrmals nötigte die Bäder von Pyrmont, Aachen und Eger zu besuchen, wirkte er bis zu seinem am 18. Dezember 1803 erfolgten Tod sowohl praktisch für Hebung des Kirchen- und Unterrichtswesens des Weimarischen Landes als litterarisch für die gesamte Nation, ein Vorkämpfer der Humanität und aller menschenveredelnden Ideen. Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, sagt er einmal, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen; zu diesem offenbaren Zweck ist unsre Natur organisiert, zu ihm sind unsre feinern Sinne und Triebe, unsre Vernunft, unsre Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. Durch die wissenschaftliche Erforschung und Erkenntnis der naturwüchsigen menschlichen Bildungsanfänge und deren allmählicher folgerichtiger Entwickelung wurde Herder der Begründer einer neuen Sprach-, Religions- und Geschichtswissenschaft, auf deren Bahnen wir noch heute fortwandeln, wenn auch unendlich bereichert und vorwärts geschritten. Wenn wir lesen, daß mit den zunehmenden Jahren Herders schwermütige Stimmung und seine Unzufriedenheit mit der Welt gewachsen, so daß er wehmutsvoll ausgerufen, er habe sein Leben verfehlt, so mag dieses trübselige Gefühl neben seinem erregbaren empfindlichen Temperament auch in dem Bewußtsein von dem schneidenden Mißverhältnis zwischen seiner Natur und Geistesrichtung und seiner amtlichen Stellung seine Quelle gehabt haben. Von dieser Stimmung geben auch mehrere in seinen letzten Lebensjahren verfaßte Schriften Zeugnis. Die „Metakritik" und die „Kalligone" waren gegen seinen alten Lehrer Kant gerichtet, dessen ästhetische Urteile ihm aus einem „tonlosen Gemüt" zu stammen schienen; und in der „Adrastea" wird in den Beurteilungen und Schilderungen von Begebenheiten und Charakteren des achtzehnten Jahrhunderts die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart verherrlicht.

Herder war ein Mann, dessen vielseitiger Geist das Fremdartigste erfaßte und neu gestaltete. Gleich groß als geistreicher Theolog, schöpferischer Philosoph und ideenreicher Kritiker hat er unsterbliche Werke geschaffen, über denen der Hauch dichterischer Anschauung und phantasievoller Bildungskraft ausgegossen ist, und die durch ihre bilderreiche poetische Sprache beweisen, daß in ihm der Dichter mit dem Philosophen verschmolzen war. Zugleich hat er durch seine geschichtsphilosophischen Ideen eine neue

Epoche in der Auffassung und Behandlung der Welt- und Menschengeschichte begründet. Er vereinte hellenische Lebensfrische mit orientalischer Lebenswürde und trug daneben das tief Christliche in sich. Neben Hamann, von dem er die Bewunderung für Naturpoesie und für das Kindesalter der Menschheit, die Liebe zum Orient und zur Bibel sowie die poetische Auffassung der christlichen Lehren und Sagen überkam, übte besonders Lessing solchen Einfluß auf ihn, „daß dieser fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder frühe, billigend oder polemisch Rücksicht genommen", und von Winckelmann adoptierte er die Vorliebe für Allegorien, wozu seine Natur ihn hinzog. Alles was die ältern Philosophen, insbesondere Spinoza und Leibniz gelehrt, alles was die Fahnenträger der Aufklärungszeit zu Tage gefördert, hat er in seine empfängliche Seele aufgenommen und mit einem eigentümlichen Gepräge ausgestattet. Begabt mit wunderbarem Verständnis der Zeiten und Völker, erfaßte er mit offenem, empfänglichen Sinn alles, was fremde Nationen echt Poetisches und Großes geschaffen, und wußte es mit genialem Takt nach eignem Geist dichterisch umzugestalten. Herder hat zuerst den Gedanken einer allgemeinen vergleichenden Litteraturgeschichte in sich getragen. Diese Empfänglichkeit für fremde Natur und Poesie, dieser Universalismus des Wissens und Interesses eröffnete sein Herz der Idee von einem Weltbürgertum (Kosmopolitismus), das höher stehe als Patriotismus und beschränkende Nationalität, und seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Menschenbildung begründet, führte ihn zum Humanismus, als dem höchsten Zweck der Menschennatur. Allgemein menschliche Kultur galt ihm für die höchste Vollendung der Religion, weshalb er die Glaubenssätze möglichst allgemein und einfach, die Kirche möglichst umfassend wünschte und Toleranz und Menschenliebe als die erste christliche Tugend pries. „Licht, Liebe, Leben" lautet sein selbstgewählter Wahlspruch auf seinem Grabdenkmal.

Von den Litteraturbriefen angeregt, schrieb Herder seine „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur", worin er in keckem poetischen Stil vortreffliche Bemerkungen über Litteratur, Sprache, Metrik macht, die edle Größe Homers und der hellenischen Dichter mit warmer Beredsamkeit hervorhebt, seine Belesenheit in alter und neuer Litteratur beurkundet, seine Ahnungen und Begriffe von höherer Poesie andeutet. Zog er hier mit seinen anregenden Beobachtungen gegen die neue Dichtung zu Felde, so bekämpfte er in den „kritischen Wäldern" die neue Kritik und namentlich die im Laokoon u. a. W. ausgesprochenen Kunsturteile Lessings, setzte aber nicht selten unklare Empfindungen und Andeutungen den lichtvollen Ausführungen jenes scharfen Denkers entgegen. Wurde schon in diesen Arbeiten der Hauch der Sturm- und Drangperiode bemerkt, so trat derselbe noch schärfer hervor in den mit Goethe herausgegebenen Blättern „von deutscher Art und Kunst", worin er zuerst in einer Sprache voll sinnlicher Glut seine Bewunderung für Ossian, für Naturdichtung und für eine Ursprache niederlegte, da noch keine Scheidung zwischen niedern und hohen Ausdrücken, zwischen dichterischen und prosaischen Wörtern bestanden; er erklärt aller Kunst und Regel den Krieg, nur die Volkspoesie mit ihrer kräftigen Sinnlichkeit, mit ihrer bilderreichen Phantasie, mit ihren ungestümen Leidenschaften und Naturtrieben hat in seinen Augen Wert. Herder mit seiner tief innigen dichterischen Feinfühligkeit und mit seinem durch Rousseau geschärften Sinn für das Elementare und Naturwüchsige war der erste, welcher den Begriff der Volkspoesie zur vollen Geltung erhob und die Poesie als die naturnotwendige Muttersprache des menschlichen Geistes, als den Keim und Kern aller Religion, Philosophie und Geschichte erfaßte. Diese Vorliebe für die schwunghafte, kunstlose Volksdichtung führte ihn zur Bearbeitung des poesievollen Buches „Stimmen der Völker in Liedern", einer Sammlung von Volksliedern, worin die vorherrschenden Stimmungen, Seelenzustände und Charaktere der verschiedenen Nationen

Herders Schriften.

mit überraschender Treue und Einfalt aufgefaßt sowie durch taktvolle Wahl und feine Wandlungsgabe dargestellt sind. Unter denselben Eindrücken verfaßte Herder die Schrift über „Salomons Lieder der Liebe“ und das anregende, wirksame Buch vom „Geiste der hebräischen Poesie“ (1782), das seine Gabe der Auffassung und Auslegung meisterhaft beurkundete. Er zeigte, daß die poetischen Schriften der Hebräer nicht nur als Träger der religiösen Überlieferungen und göttlichen Offenbarungen hohen Wert besäßen, sondern daß sie auch den schönsten und erhabensten Erzeugnissen beizuzählen seien, welche der menschliche Geist unter allen Völkern und zu allen Zeiten hervorgebracht habe, daß ihnen außer dem religiösen Wert auch ein poetischer und künstlerischer innewohne. Dieses Buch war sein Lieblingswerk; er wollte dadurch die ihm so teure Bibel der gebildeten Welt ans Herz legen, daher auch die übertragenen Stellen „Zweck und Frucht“ sind, das Übrige nur „Schale“. Die hebräische Poesie war ihm die älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde, eine Poesie voll des innigsten Naturgefühls und doch ganz und gar nur das dichterische Innewerden und Anschauen Gottes und seiner Werke, das sich bald zur Entzückung hebt, bald zur tiefsten Unterwerfung herabsenkt; die hebräische Poesie war ihm die naturwüchsige und volkstümliche Dichtung eines Volks, dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt ist. Auch die Übersetzungen morgenländischer Sagen, Dichtungen und Sprüche, die in den „Palmblättern“ mitgeteilten lehrreichen Erzählungen des Orients, die in den Paramythien zu Parabeln umgebildeten Mythen der Griechen, die Nachbildung einiger Stücke der griechischen Anthologie und die kurz vor seinem Tod vollendeten spanischen Romanzen vom Cid, in denen sich Herders Übersetzungskunst und eigne Dichtergabe berühren, sind in diesem Geist verfaßt. Herder war ein freier Genius von hohem Streben und weitem Gesichtskreis, der mit prometheischer Himmelsstürmerei alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen und sich die verschiedenartigsten Kenntnisse anzueignen bemüht war. Doch blieben Philosophie und Urgeschichte die Hauptgebiete, auf denen sich sein dichterisch schaffender Geist bewegte. Das sinnreiche Schriftchen über den „Ursprung der Sprache“, die er als eine „Entwickelung der Vernunft“, als eine „Produktion menschlicher Seelenkräfte“ erklärte, die vielangefochtene, mit orientalischem Geist verfaßte „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, worin er mit der zornigen Sprache eines Propheten gegen die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte eifert und eine poetisch-allegorische Deutung aufstellt, sind nur als Vorstudien zu seinem größten und berühmtesten Werk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ zu betrachten. In diesem poesiereichen Buch, dem einige andre Schriften geschichtsphilosophischen Inhalts vorangingen, suchte Herder aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe nachzuweisen, aus der Organisation des Menschen, dessen Vernunftfähigkeit und äußerer Bildung seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten und ihn als Mittelglied zweier Welten darzustellen; dann baut er mit Phantasie und orientalischem Schmuck ein kühnes Gebäude von urweltlichen Traditionen auf, von denen Wissenschaften, Künste, Regierungen u. s. w. hergeleitet werden, und stellt die Religion als älteste und heiligste aller ererbten Überlieferungen dar. Dabei dient ihm Moses' Schöpfungsgeschichte, die er durch kühne, geniale Deutungen mit den Resultaten der neueren Naturforschung in Übereinstimmung zu bringen weiß, als Ausgangspunkt. Dieses mit poetischem Schwung und edlem Enthusiasmus, in bilderreicher Sprache verfaßte Werk, welches das rein Menschliche über das Christliche und Nationale stellt, war von der größten Wirksamkeit, war das eigentliche Evangelium des Humanitätsprinzips. Alle Gebildeten, die dem dürren Symbolglauben der Orthodoxen ebenso abhold waren wie der zer-

störenden Denkgläubigkeit der Neuerer, flüchteten sich zu Herders Religionspoesie, die der Phantasie und dem Gemüt Nahrung gab, ohne den denkenden Geist in Fesseln zu schlagen. Die strenggläubigen Theologen dagegen waren weder mit den kühnen freien Grundsätzen und Ideen in Herders „christlichen Schriften", „Gesprächen über Gott" u. a., noch mit der profanen Übertragung alttestamentlicher Bücher zufrieden („Lieder der Liebe", die ältesten und schönsten aus dem Morgenland, „Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn" u. a.). Aber Herder ließ sich nicht irre machen; in seinen „Briefen über das Studium der Theologie" suchte er das empfängliche Gemüt der Jugend für die poetische und weitherzige Auffassung des Christentums zu begeistern, suchte er Humanität als Zweck und höchste Vollendung aller Religion hinzustellen; in den „Humanitätsbriefen" und andern Schriften ging er auf die letzten Quellen, auf den reinsten und einfachsten Kern des Christentums zurück und redete im Gegensatz zu den bestehenden Landeskirchen und Sekten einer Menschheitsreligion und Weltkirche das Wort, worin natürlich ein möglichst weites und allgemeines Glaubensbekenntnis die Grundlage bilden mußte. So traten Konfession und Nationalität hinter dem Prinzip der Humanität zurück: Vaterland und Kirche bestimme der Zufall der Geburt, der Glaube an die Würde der Menschheit dagegen sei die Errungenschaft der eignen Kulturbestrebung. In diesen Anschauungen stimmte Herder mit dem Freimaurerorden überein. Sie sind der Schoß, aus dem die Ideen der Sklavenemanzipation, der Friedenskongresse, der Philanthropie emporwuchsen.

VI. Goethe und Schiller.

1. Goethe in der Sturm- und Drangperiode.

In keinem Dichter spiegelt sich die Zeit so klar und richtig ab wie in Goethe, was von seiner Beobachtungsgabe und Empfänglichkeit für alle Eindrücke zeugt. Geboren zu Frankfurt a. M. (am 28. August 1749), in einer wohlhabenden angesehenen Familie, genoß Joh. Wolfgang Goethe einer vortrefflichen Erziehung, die er dann in Leipzig und Straßburg vollendete, ward aber auch frühzeitig mit den verflochtenen Verhältnissen und sittlichen Zuständen einer großen Stadt vertraut, zum Nachteil seiner jugendlichen Unschuld, daher auch seine ersten, in den beiden Lustspielen „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen" niedergelegten dramatischen Versuche, die er während seines Leipziger Aufenthalts verfaßte, das Sittenverderbnis im Familienleben zum Mittelpunkt haben und keine Spur jugendlicher Dichterbegeisterung verraten. Doch regte sich schon in den Studentenjahren in einigen kleineren lyrischen Gedichten der Trieb zum Schaffen, der seine eignen Wege sucht. In Leipzig, wo der junge Goethe die Rechte studierte, kam er in Verbindung mit Gellert und den Verfassern der Bremer Beiträge, fühlte sich aber abgestoßen von dem engen Geist und dem niedern Gesichtskreis dieser schwunglosen Dichter. Klopstock, dessen Gedichte er schon im elterlichen Haus zum großen Verdruß seines regelrechten pedantischen Vaters gelesen, blieb der Gegenstand seiner Bewunderung, bis Lessings „Laokoon", Winckelmanns „Kunstgeschichte" und Buffons Umgestaltung der Naturwissenschaft seinem Geist eine neue Welt erschlossen. Fortan blieben Kunst und Naturkunde die Gebiete, auf denen sein forschender Sinn am liebsten weilte. Doch schweifte sein lebhafter Geist auch in andern Fächern menschlichen Wissens umher und suchte alles zu erfassen, was dazu dienen konnte, ihn innerlich zu fördern und ihm über die bangen Rätsel des Lebens, welche sich seinem regen Denken und Empfinden überall und unablässig aufdrängten, Erleuchtung und Versöhnung zu bringen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er sich mit

Leben und Bildungsgang.

mystisch-chemischen Werken befaßte und mit Pietisten und Herrnhutern verkehrte (Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltung „Die Bekenntnisse einer schönen Seele" in Wilhelm Meister entstanden), begab er sich nach Straßburg, wo die anregende Einwirkung Herders seinen Blick auf die Natur- und Volksdichtung richtete, ihm Geschmack an der Bibel, an Ossian und Shakespeare einflößte und ihn zu der Ansicht führte, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger fein gebildeter Männer". Das ehrwürdige Münster erweckte in ihm Bewunderung für die gotische Bauart, welche der damalige Kunstgeschmack noch für barbarisch hielt, und sein Liebesverhältnis zu Friederiken, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, hauchte seiner Lyrik jenen seelenvollen, empfindungsreichen Ton ein, der in seinen Friederike-Liedern so ergreifend nachklingt. Denn sein ganzes Lebenlang hatte Goethe die Gewohnheit und das Bedürfnis, „alles was seine tiefe und leicht erregbare Seele erfreute, quälte und beschäftigte zu eigner Selbstbefreiung in die verklärende Höhe dichterischer Gestaltung emporzuheben".

Götz und Werther. Große Entwürfe wurden damals gefaßt, aber bedachtsam zurückgehalten. Der junge Dichter trug sich mit einem Charakterbild Cäsars in dramatisierter Form, mit einem Leben des Sokrates, des „philosophischen Heldengeistes", der die „pharisäische Philisterwelt" bekämpfte. Nur das dramatische Gemälde „Götz von Berlichingen", worin sich das Freiheitsgefühl, das damals über den deutschen Boden zog, Luft machte, ist als eine Frucht der Straßburger Eindrücke und der Bewunderung für Shakespeare zu betrachten. Die männlich deutsche Natur des Ritters mit der eisernen Hand atmet den kühnen, derben Geist der Sturm- und Drangperiode, die mit der bewegten Zeit der beginnenden Reformation manche Ähnlichkeit hatte. Mit einer wunderbaren historischen „Intuition" erfaßte und zeichnete Goethe die mächtige Zeit mit ihren gewaltigen Charakteren und lebendigen Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Haß; das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Tugend und Treue in Götz und seiner Umgebung, wie die neu hereinbrechende Kulturwelt mit ihrer sinnlichen Lust und höfischen Tücke in dem Bamberger Hof. In der edeln Gestalt des Lerse hat der Dichter einen frühverstorbenen Straßburger Freund verewigt. Mit Götz hatte sich Goethe den großen britischen Dichter, der ihm so gewaltig imponierte, auf einige Zeit „vom Halse geschafft"; nun griff er in seiner eignen Seele nach neuen Stoffen. Goethe hatte sich als Advokat in seiner Vaterstadt niedergelassen; um seine juristischen Kenntnisse zu mehren und den Rechtsgang am Reichskammergericht kennen zu lernen, mehr aber noch um in dem Durcheinander seines sturmbewegten Herzens zur Klarheit und Selbstbestimmung zu gelangen, begab er sich 1772 nach Wetzlar. Hier entwickelte sich aus eignen und fremden Erlebnissen der Briefroman: „Leiden des jungen Werther". In diesem poesievollen Werk schildert er einen von der kraftgenialischen Zeit und Rousseauscher Naturschwärmerei durchdrungenen, in krankhaften Weltschmerz versunkenen Jüngling, der, mit der Wirklichkeit zerfallen, sich in das Reich der Dichtung zu dem schwermütigen Ossian und in die einsame Natur flüchtet und endlich ein Raub der Empfindung und Gefühlsüberschwenglichkeit wird, indem er sich aus Liebesgram das Leben nimmt. Diese geniale „Herzenstragödie", durch welche sich Goethe von der eignen Krankheit einer erschlaffenden Empfindsamkeit Heilung verschaffte, die er selbst ein Geschöpf nennt, das er gleich dem Pelikan mit dem Blut seines eignen Herzens gefüttert, erregte einen Sturm von Beifall, Nachahmung und Widerspruch. Die zarten, sentimentalen Seelen vergötterten Werther und seinen Verfasser und riefen dadurch eine Flut liebeschmachtender und schwermutatmender Romane ins Leben, unter denen nur Millers „Siegwart, eine Klostergeschichte" diese schwärmerisch empfindsame Zeit überdauert hat; die lutherischen Rechtgläubigen dagegen, „Göze mit der Fahne des

bedrängten Zion an der Spitze", erhoben laut ihre Stimme wider das sündige Buch, in dem der Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen werde, und Nicolai, das Haupt der trockenen, prosaischen Sitten- und Kunstrichter in Berlin, suchte das poetische Werk, worin er sittengefährdende, charakterentnervende Lehren fand, durch eine matte Parodie „Freuden und Leiden des jungen Werther" lächerlich zu machen. Goethes Liebe zu Lotte, der mit „Albert" verlobten Tochter eines Amtmanns in Wetzlar, war die nächste Veranlassung zu dem in Briefen verfaßten Liebesroman, dem gerade diese wirkliche Unterlage die Wärme und Frische verlieh. Auf den tragischen Ausgang hatte offenbar der, wie man vermutete, durch die Liebe zu einer verheirateten Frau herbeigeführte Selbstmord des jungen Jerusalem, eines Bekannten von Goethe, großen Einfluß. Aus diesem Jerusalem und sich selbst schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, „einen jungen Menschen (wie er selbst schreibt), der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt". Nicolais plattes Machwerk, in dem Werther mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole davon kommt, schadete nur dem Verfasser, ohne die Wirkung des Goetheschen Romans zu schwächen. Im Siegwart wollte Miller eine tugendhafte Liebe darstellen, darum endet der Held nicht durch Selbstmord, sondern verschmachtet auf dem Grab Mariannens. Goethe rächte sich an seinen Gegnern in den „Frankfurter Anzeigen", die er mit seinem Schwager J. Georg Schlosser und seinem sarkastischen geschmack- und urteilvollen Freund, dem Darmstädter Kriegsrat Merck, dem Urbild seines Mephistopheles herausgab, durch derbe, mit reformatorischer Kühnheit abgefaßte Artikel, worin er gegen das „Berliner Laternenlicht" und die „Hamburger Dunkelheit" losfährt, sowie durch ein Epigramm „Nicolai auf Werthers Grab", das von Hand zu Hand ging und den Groll des Mannes schürte; und gereizt durch eine ungünstige Rezension des Götz in Wielands Merkur, verspottet er dessen matte und wässrige Darstellung des hellenischen Wesens durch die witzige Farce „Götter, Helden und Wieland".

Diese Werke, die in Deutschlands Litteratur eine neue Epoche begründeten, lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den genialen Dichter, der damals in voller Kraft und männlicher Schönheit, in der „knospen- und blütenprangenden Frühlingszeit" seines Lebens stand, und dessen Leichtigkeit, sich in jede fremde Natur zu finden, auf alle eine bezaubernde Wirkung übte. Sein heiterer Lebensmut, seine Wärme, seine Achtung vor jeder ganzen Natur, mochte sie auch von der seinigen noch so verschieden sein, gewannen ihm aller Herzen. Er stand brieflich und persönlich mit den bedeutendsten Männern der Zeit im Verkehr und gab sich ganz seinem schöpferischen Genius hin, „die unschuldigen Gefühle seiner Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramas ausdrückend". Kecke Satiren und Humoresken in Hans Sachsischer Art und Form, meistens aus wirklichen Erlebnissen, aus persönlichen Begegnungen, Beziehungen und Tageserscheinungen hervorgegangen, wie „Pater Brey" (auf den empfindsamen, weichen Schöngeist Leuchsenring) „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" (auf Basedow und die exzentrischen Naturschwärmer), „Jahrmarktsfest zu Plundersweiler", stammten aus jener Zeit, ferner kleinere ernsthafte Sachen, wie „Künstlers Erdenwallen" und „Hans Sachsens poetische Sendung", Jugendlieder, worin er nach Art des alten einfachen Volkslieds alles mit Bildern belebte, allen Gedanken Gestalt zu geben wußte, Entwürfe zu größern Gedichten, worin sich die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts abspiegeln, „die dämonische Qual versöhnungslosen Weltschmerzes" wie in Werther ihren ergreifenden Ausdruck finden sollte (Faust, Prometheus). Diese litterarische Thätigkeit störte ihn sowenig

Frankfurt u. Weimar.

im frohen Lebensgenuß, als die Advokatenbeschäftigung, der er sich, dem Wunsch des Vaters gemäß, widmete, die ihn aber wenig befriedigte. In alle Zustände wußte er sich leicht zu finden, allem eine poetische Seite abzugewinnen. Wanderungen und Ausflüge in der Umgegend mit muntern Jugendgesellen, Vergnügungen auf winterlicher Eisbahn, Liebesabenteuer und mutwillige Streiche hielten ihn frisch und lebendig. Als heiteres Weltkind machte er mit Lavater und Basedow („Prophete rechts, Prophete links") die bekannte Rheinreise. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine seelenvollen „Lieder", sind der Spiegel dieser Lebensfülle. Zarte Verhältnisse, wie sein Verlöbnis mit „Lili" (Anna Elisabeth Schönemann), sein Verkehr mit Maximiliane Brentano, geb. Laroche, sein poetischer Briefwechsel mit Auguste von Stolberg, hielten sein Gemüt in Aufregung und seine Dichterphantasie in Thätigkeit. Das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo", nach den Memoiren des französischen Dichters Beaumarchais mit Anklängen an Goethes eignes Verhältnis zu Friederike von Sesenheim, „Stella", ein Schauspiel für Liebende, nach einer Verführungsgeschichte aus der vornehmen Welt ohne höhern sittlichen Gehalt, „das verzerrte Gegenbild zum Werther", die Singspiele „Erwin und Elmire", und „Claudine von Villa Bella" stammen in ihrer ersten Gestalt aus dieser Frankfurter Periode und geben Zeugnis von des Dichters rascher Erfindungsgabe, Gestaltungsfähigkeit und hoher Sprachgewandtheit. Die Dichtungen „Mahomet" und „Der ewige Jude", von denen nur geringe Bruchstücke erhalten sind, waren auf den religiösen Erscheinungen des Tages aufgebaut. — Diesem Lebenskreis wurde Goethe durch seine Berufung nach Weimar (1775), dem Sammelplatz der größten Geister jener Zeit, entrissen. Im Umgang eines gebildeten, heitern Hofes, dessen Seele die geistreiche, anregende Herzogin Anna Amalia war, im Besitz der Freundschaft und Gunst des jungen für alles Edle empfänglichen Herzogs Karl August, der ihn zum Geheimen Rat ernannte und seine Gesellschaft und Unterhaltung kaum einen Tag entbehren mochte, bewundert und gepriesen von jedermann, ließ sich Goethe anfangs ganz vom Strudel des Lebens fortreißen. Über Festen und geselligen Freuden, wobei ein freier, froher Ton und jugendfrische Heiterkeit herrschte, oft zu Mutwillen und Ausgelassenheit gesteigert, über der Besorgung eines Liebhabertheaters, für das er Singspiele („Jery und Bätely," „Lila", „Die Fischerin") und kleinere dramatische Stücke („Der Triumph der Empfindsamkeit", „Die Geschwister", die Operette „Scherz, List und Rache") verfaßte, über Reisen (erste und zweite Harzreise, Reise nach der Schweiz), Staatsgeschäften und Zerstreuungen aller Art fand er nicht Zeit, die großen Entwürfe seines Innern zu gestalten und die angefangenen Werke („Elpenor", „Die Geheimnisse" u. a.) zum Abschluß zu bringen. Auch die Geschichte Bernhards von Weimar, zu deren Bearbeitung der Herzog aufforderte und für welche Goethe bereits wertvolle Materialien gesammelt, kam nicht zur Ausführung. Er überließ sich dem Genuß und dem äußern Leben, „ein Simson, dem Delila die Locken geraubt", aber er sammelte zugleich reiche innere Erfahrungen für die Zukunft. Er handelte nach dem Spruch: „Willst du ins Unendliche schreiten, geh im Endlichen nach allen Seiten." Besonders war der Umgang mit Frau von Stein, „welche die Welt sah, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe", auf seine dichterischen Erzeugnisse, vor allem auf seine Lyrik, deren sinnigste und seelenvollste Klänge aus der Weimarer Zeit stammen, vom größten Einfluß.

2. Goethe in Italien. Die Faustdichtung.

Iphigenia. Tasso. Egmont. Die im Jahr 1786 unternommene italienische Reise gab dem Geist Goethes neue Schwungkraft und weckte den erlahmten Schöpfungstrieb. Das seiner Natur

so sehr zusagende südländische Treiben, Italiens Reichtum an Naturerzeugnissen und Kunstschätzen, das freie zwanglose Leben und der ganze über dies Land ausgegossene Zauber wirkten wunderbar anregend auf seinen Geist. „In Rom habe ich mich wiedergefunden,“ schrieb er, „bin ich zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden.“ Er gab sich den mannigfaltigsten Eindrücken hin und befaßte sich mit den verschiedenartigsten Dingen. Das Wohlgefallen an der klassischen Vollendung der Alten verdrängte die kraftgenialische Formlosigkeit; die nordisch düstere Poesie, die im Werther vorwaltete, wich dem Geschmack an der klaren, harmonischen Schönheit der Griechen; Ossian und Shakespeare traten gegen Homer und Sophokles zurück. Griechische Kunst und hellenisches Wesen fanden vor allem Geltung in seinen Augen und erstickten sein früheres Wohlgefallen an christlich-gotischer Baukunst. Der lauterste Abdruck dieser antiken Anschauung nach Inhalt und Form ist das herrliche, von hellenischem Geist durchwehte Drama „Iphigenia“, worin der Dichter die reinste Blüte der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Altertums in eine harmonische Mischung zu verbinden wußte. Der große, klare Geist des Altertums ist durch moderne Weichheit und Innigkeit gemildert und über das Ganze der Hauch der Versöhnung und des Friedens ausgegossen. Die deutschen Auswanderungen, die seit der Eroberung der Halbinsel Krim (Tauris) durch die Russen nach jenem fernen Ostland unternommen wurden, gewährten dem Stück, das der Dichter in ungebundener Rede als „teure Last“ mit sich über die Alpen getragen und am Gardasee und in den Städten Italiens in die metrische Gestalt umgegossen hatte, noch ein eigentümliches Zeitinteresse. Wie Goethe in der Iphigenia die Eindrücke der antiken Welt niederlegte, so in dem zarten, gemütvollen Drama „Torquato Tasso“ die aus den italienischen Dichtern Tasso und Ariost geschöpften Empfindungen. In dieses Kunstwerk, worin der Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann mit so vieler Seelenkenntnis und Feinheit gezeichnet ist, hat Goethe seine innersten Erfahrungen und geheimsten Gefühle hineingetragen. Der naheliegende Vergleich zwischen den kunstliebenden Höfen von Ferrara und Weimar machte die Beziehungen noch feiner, und in dem „Geheimnis einer edlen Liebe, dem holden Lied bescheiden anvertraut“, dachte der Dichter der abwesenden Frau v. Stein. In beiden Stücken ist wenig Handlung, aber Goethe wußte die innere Gesinnung, das im Herzen vorgehende Sittliche zur Handlung zu machen. Hat Tasso seinen Hauptwert in der Fülle edler Gedanken und den schönen Lehren praktischer Lebensweisheit, so ist Iphigenia ausgezeichnet durch die tief durchdachte künstlerische Anlage, die vollendete Form und die Einfachheit der Handlung. — Goethes Tagebuch der italienischen Reise, sowie seine lebendige Beschreibung des römischen Karnevals beweisen, daß auch sein prosaischer Stil durch die neuen Eindrücke und den geistigen Aufschwung zu hoher Vollendung geführt ward. Wo er seine Feder ansetzte, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegossen. Er schaltete in der Schriftsprache königlich. Alles, was Goethe von dieser Zeit an schrieb, trägt die Einwirkung der italienischen Erfahrungen an der Stirn und ist besonders in Beziehung auf Form von den Produkten der ersten Periode durch eine weite Kluft geschieden. Er hatte sich selbst wiedergefunden und, was er bisher geschaffen, auf die Höhe der reinsten Kunst erhoben. In dem Trauerspiel „Egmont“, das er, wie „Iphigenia“ und „Tasso“, in frühern Jahren entworfen und teilweise ausgearbeitet, aber erst nach dem italienischen Aufenthalt vollendet hat, erscheint die alte und neue Richtung gemischt. Auch Egmont ist eine genialisch angelegte Natur, jedoch nicht der Nachtseite, sondern der heitern Lichtseite des Lebens zugewendet. Der Stoff selbst und die lebendig geschilderten Volksszenen erinnern an Shakespeare und Götz, aber die Anlehnung des Ganzen an den Haupthelden, dessen unbefangene Gemütsfrische und

geniale Leichtlebigkeit der Dichter mit soviel Liebe und Geschick gezeichnet, verrät den Einfluß antiker Kunstregel. Das heitere ritterliche Weltkind Egmont und das hingebende Klärchen in ihrer holden Naturfrische und Herzensreinheit sind meisterhaft entworfene und durchgeführte Gestalten, dagegen gebricht dem Ganzen die einheitliche Entwickelung der tragischen Handlung. Auf den auffallenden Ausgang mag Goethes gleichzeitige Beschäftigung mit dem italienischen Singspiel von Einfluß gewesen sein.

Faust. In den borghesischen Gärten zu Rom zeigen deutsche Künstler und Reisende noch die Stelle, wo Goethe die Hexenküche seines „Faust" dichtete. In keinem Werk hat der Dichter so sehr sein eignes inneres Leben und seine menschliche und poetische Entwickelung dargelegt, als in dem dramatischen Werk „Faust". Diese Dichtung, deren Grundzüge schon in der frühesten Jugend entworfen wurden und deren Abschluß erst ein Jahr vor seinem Tod erfolgte, zieht durch Goethes langes Leben hin, daher die große Verschiedenheit nicht nur des ersten Teils vom zweiten, sondern auch der einzelnen Partien im ersten selbst. Daß aber darin dennoch das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit beneidenswerter Leichtigkeit und Überlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefe des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd herauf zu zaubern, darüber hat die Stimme der Welt längst entschieden; nur mit dem „Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten", die freilich ihre Erklärung in dem tiefsinnigen Stoff finden, hat man sich nicht allgemein befreunden können. An die Volkssage anknüpfend, hat Goethe die Figur des Faust zum Träger und Repräsentanten der Zeitideen, der geistigen Richtungen und Bestrebungen gemacht, im ersten Teil ihn mehr als Persönlichkeit, im zweiten mehr als ideales Begriffswesen erfassend. Im ersten Teil erscheint Faust als einer jener kraftgenialen dämonischen Menschen der Sturm- und Drangperiode, der alle Tiefen des Wissens durchdrungen hat, ohne die innere Befriedigung zu finden, und in der Verzweiflung über die Trüglichkeit und das Stückwerk aller menschlichen Wissenschaft mit dem Gedanken umgeht, sich von den Banden des Körpers, die das Eindringen in das Innere der Natur und die Erkenntnis des Wesens der Dinge verhindern, durch Selbstmord zu befreien. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre unschuldvoller Jugend, wo seine Seele im Glauben Beruhigung gefunden und die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, und hält ihn von seinem Vorhaben ab. „Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder." Diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen, ist sein ernstes Trachten; da er aber bereits vom Baum der Erkenntnis gekostet, so kann er nicht wieder zu der unbefangenen Gläubigkeit zurückkehren. Bei dem Versuch, den Anfang des Evangeliums Johannis „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen", beginnt er mit Grübeln und wird nun die Beute des Bösen, der ihn bereits unter der Gestalt eines Pudels in weiten Kreisen umzogen hat. Im Bund mit Mephistopheles gibt er das Jenseits, gibt er Theorie und Spekulation in kühner Wette auf, und den Drang des Wissens wie den phantastischen Idealismus ablegend, jagt er verjüngt den Freuden des Lebens, dem Genuß in allen seinen Erscheinungen nach; der geistige Heros Faust wandelt nun die Wege des Don Juan, des Helden der Sinnenwelt, ohne auch hier Befriedigung zu finden. Wie sollte der einzelne Idealist, der in titanischem Unendlichkeitsgefühl die ganze Menschheit sein will, nun mit dem einseitigen Realismus, mit einer einzelnen Lebensbethätigung sich begnügen? Das menschliche Glück, das er im Besitz des reinen, von dem Dichter meisterhaft gezeichneten weiblichen Wesens (Gretchen) zu erlangen hofft, zerstört ihm der Böse, weil es nicht auf Recht und Tugend, sondern auf die sinnliche Menschennatur gegründet war. Gretchen, durch Liebe und Verführung

aus ihrer Züchtigkeit und Unschuld herausgerissen, übertritt die Schranken der weiblichen Sitte, der kindlichen Pietät, der häuslichen Zucht, der gesellschaftlichen Weltordnung und gibt sich der Lust verbotener Liebe völlig hin, worauf dann eine Sünde die andre gebiert. Ihre Mutter wird durch einen Schlaftrunk in die Ewigkeit gefördert; ihr Bruder, der brave Soldat Valentin, fällt im nächtlichen Zweikampf durch Faust und Mephistopheles; ihr eignes Kind stirbt von ihrer Hand; ihr Erdenglück ist dahin, aber als Kindesmörderin der Strafgerechtigkeit überantwortet, büßt sie für ihre Missethaten und wird der himmlischen Gnade teilhaftig. Irren Geistes, aber mit dem angebornen Gefühl der christlichen Tugend, verschmäht sie die Flucht aus dem Gefängnis und wird dem Himmel gerettet, weshalb sie auch im zweiten Teil unter dem seligen Chor der Büßerinnen auftritt. Fausts mahnendes Gewissen aber wird auf dem Brocken in der Walpurgisnacht durch abgeschmackte Zerstreuungen übertäubt. — Sollte die Faust-Dichtung zu einer befriedigenden Lösung kommen, so mußte eine Versöhnung der geistigen Freiheit und Ausbildung mit der sinnlichen Menschennatur erzielt werden; denn nur in diesem Einklang der höchsten Geistesbildung mit den kräftigen Trieben einer reinen Natur liegt das Ideal eines vollkommenen Menschen; diese harmonische Verbindung zu bewerkstelligen und den so organisierten Menschen ins wirkliche und handelnde Leben einzuführen, auf das Wissen und den Genuß die That folgen zu lassen, wäre die Aufgabe des zweiten Teils vom Faust gewesen; aber weder die zahlreichen Fortsetzungen, wozu Goethe selbst aufgefordert hatte, die aber nur Wiederholungen waren, noch Goethes eigner zweiter Teil, an dem die Spuren des Alters und der veränderten Gesinnung nicht zu verkennen sind, können als gelungene Lösung dieser Aufgabe gelten. Die Idee der Fausttragödie im Sinn einer symbolischen allgemeinen Menschheitstragödie kann wohl nicht in den Rahmen eines in sich abgeschlossenen Kunstwerks gefaßt werden. Im Famulus Wagner hat Goethe einen seiner Straßburger und Frankfurter Genossen verewigt, den dramatischen Dichter von wild genialer Richtung, Heinr. Leopold Wagner, der wie Lenz sich gern als Goethes Rivalen aufspielte („Prometheus“, „Die Kindesmörderin“, Gretchens Geschichte ins Gemeine gezogen); und bei der Zeichnung des Mephistopheles schwebte ihm das Bild des erwähnten Darmstädter Kritikers Merck vor Augen, eines Mannes, dessen eigne Schriften (Romane, Übersetzungen, kritische Aufsätze) weniger berühmt geworden sind als sein Einfluß auf Goethe. Der Grundgedanke seines kritisch-ästhetischen Urteils über den Frankfurter Freund gipfelt in folgendem Ausspruch: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug.“ Unglückliche Familienverhältnisse führten Merck zum Selbstmord.

3. Goethe und die französische Revolution.

Innerlich umgebildet und reich an Eindrücken und fruchtbaren Keimen geistigen Lebens, langte Goethe am 10. Juni 1788 an einem schönen Mondscheinabend wieder in Weimar an. War ihm schon vor der Abreise das Verhältnis zu Frau von Stein drückend gewesen, so suchte er sich jetzt demselben gänzlich zu entziehen. Diese Absicht wurde erleichtert durch die Bekanntschaft mit Christiane Vulpius, die er in sein Haus aufnahm und in der Folge zu seiner Ehegenossin machte. Das muntere, naiv heitere Mädchen war das Blümchen, das er im Wald stehen sah, „wie Sterne leuchtend die Äuglein schön“, und mit den Wurzeln zum Garten trug am hübschen Haus. Er blieb der „lieben Kleinen“ bis an ihren Tod gewogen, auch nachdem ihre Anmut und Jugendblüte längst vorüber und häßliche Lebensgewohnheiten an die Stelle getreten waren.

Goethe nach der italienischen Reise.

Frau v. Stein konnte diese Zurücksetzung nicht ertragen. Voll Eifersucht und Bitterkeit wendete sie sich ab und goß ihren Groll in einem gehässigen Drama „Dido" aus, das erst lange nach beider Tod veröffentlicht ward. Aus dieser Zeit stammen die „Römischen Elegien", in denen Goethe nach antiken Vorbildern, insbesondere Properz, das naive sinnliche Naturleben und die Hingebung an die Lust des Augenblicks feiert, zum Teil mit Anlehnung an die eigne Gegenwart. Der erregten Phantasie werden die alten heitern Götter und das sinnenfrohe Dasein der alten Menschen wieder lebendig. Auch die „Venetianischen Epigramme", zu denen Goethe durch eine Reise nach Venedig zu der aus Italien heimkehrenden Herzogin-Mutter (März 1790) angeregt ward, stehen in Beziehung mit den Eindrücken und Erfahrungen aus den Weimarer Lebensverhältnissen. Es weht ein herber Zug von Verstimmung und Satire in diesen Erzeugnissen einer unbefriedigten Gegenwart. — Diese verbitterte Gemütsstimmung wurde durch die stürmischen Zeitereignisse noch genährt und geschärft. Bald nach Goethes Rückkehr aus Italien nahm die französische Revolution ihren Anfang. Diese gewaltige Begebenheit mit ihrer politischen und kriegerischen Aufregung und ihren demokratischen Bewegungen, welche die Gemütlichkeit und das ruhige behagliche Dasein störte, widerstrebte dem aristokratischen Wesen und der künstlerischen zum friedlichen Genießen angelegten Natur des Dichters. Und wenn er gleich in Begleitung des Herzogs von Weimar den Feldzug nach der Champagne sowie die Belagerung von Mainz mitmachte und beschrieb, so war er doch innerlich mißvergnügt über den „Umsturz alles Vorhandenen", über den aufstrebenden Demokratismus, über den „Anbruch einer neuen Epoche der Weltgeschichte", den er aus dem verunglückten Kriegszug hervorgehen sah. Er wendete sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben ab und flüchtete sich in die Kunst- und Naturstudien oder versenkte sich in seine italienischen Erinnerungen. Je verworrener und trubelvoller ihn die Außenwelt umwogte, um so tiefer und inniger verschloß er sich in das stille Bereich seines innern Bildungslebens. In diese Zeit fallen seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, die „Farbenlehre" und die „Metamorphose der Pflanzen", die wir früher kennen gelernt (S. 183, 188), sowie seine Studien über Geologie, Gebirgsarten und Mineralien. Nur wo er genießend und anschauend in der Kunst lebte, sagt Gervinus, oder wo er das große und stille Walten und Wirken der Natur beobachtete, schien er in ungestörtem Glück. Seine Kunststudien führten ihn auch auf den Gedanken, die Lebensgeschichte Benvenuto Cellinis zu bearbeiten. Was Goethe im Lauf der Revolutionsjahre Neues in der Poesie schuf, stand meistens zu den Erscheinungen in Frankreich in Beziehung, wie „Die natürliche Tochter", nach Memoiren der Prinzessin von Bourbon Conti, ein Drama in feierlichem Ton und vornehmer Haltung, mit typischen Charakterfiguren, das ursprünglich auf eine Trilogie angelegt, eine Art Philosophie und Naturgeschichte der Revolution sein sollte, wie der „Großkophta", „Der Bürgergeneral", „Die Reise der Söhne Megabrazons", „Die Aufgeregten". Selbst die Bearbeitung des „Reineke Fuchs" (X, 911 ff.) in hochdeutschen Hexametern war nicht ohne einen polemischen Beigeschmack*).

---

*) Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.

Erst der Umgang mit Schiller, der für Goethe „ein neuer Frühling war, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging“, riß den Dichter des „Faust“ aus dieser unbehaglichen Stimmung. Er versuchte, in dem schönen idyllischen Epos: „Hermann und Dorothea“ eine ältere Begebenheit an die politischen Zeitereignisse anzuknüpfen, die nur von fern in die beschränkte Sphäre des bürgerlichen Glücks hereindrohen, und durch Schilderung der leidensvollen Schicksale der Ausgewanderten dem Gedicht einen tiefern bedeutsameren Hintergrund zu geben. Um dieselbe Zeit vollendete er auch seinen Roman: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, worin er das bürgerliche Leben nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten, insbesondere das Theaterwesen und Schauspielertreiben nach seinem ganzen Umfang in so meisterhafter Art und mit solcher formellen Grazie und glücklichen Charakteristik, namentlich der Frauengestalten, gezeichnet hat, daß das Werk, trotz der unklaren Tendenz und der schwankenden Gestalt des Helden, allgemeine Bewunderung erregte, und im „Erlkönig“ bezeichnete er die Macht der Natur in ihrer furchtbaren Wirkung, wie im „Fischer“ in ihrer anziehenden Zauberkraft. Der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, mit dem Goethe zwanzig Jahre beschäftigt war und wiederholte Umarbeitungen vornahm, kann als eine Ergänzung zu Werther und Faust, als ein Abschluß der Periode des Kampfes zwischen Ideal und Wirklichkeit betrachtet werden. Wie in jenen Werken hat auch hier der Dichter seine eigne geheimste Bildungsgeschichte niedergelegt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind nach Schillers Ausspruch die Erziehungsgeschichte eines Menschen, der von einem unbestimmten Ideal in ein bestimmtes werkthätiges Leben tritt, ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen. Wilhelm ist ausgezogen, die Schauspielkunst zu erlangen; er macht aber die Erfahruug, „es könne der Künstler nichts durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge dieses Berufs die Außenwelt in sich hineinzuziehen und geistig zu verarbeiten im stande sei“. Dieses Ziel verfehlt er. Dagegen erobert er die wahre Lebenskunst. Er suchte die Idealität des schönen Scheins, heißt es bei Hettner, und er fand die Idealität der schönen Wirklichkeit. Wilhelm Meister ist die ernste Abmahnung von aller Zwecklosigkeit und Schönseligkeit, die feste Einfügung ausschweifender Genialitätssucht in das Wesen und Walten der festgeordneten bürgerlichen Gesellschaft, die Erziehung zur Arbeit und Werkthätigkeit, freilich nicht zur dumpf banausischen, philisterhaft verkümmerten, sondern zur geisterfüllt menschenwürdigen, zu der im antiken Sinne freien und edlen. Bei diesem Suchen nach einem praktischen Lebensberuf tritt in dem Roman als merkwürdige Erscheinung hervor die Verwischung der Standesunterschiede, die Verschmelzung des Bürgertums und Adels, das Verallgemeinern der Bildung, das Hinausstreben über die gesellschaftlichen Schranken zu menschlicher Freiheit. — In „Hermann und Dorothea“ (1797) wollte Goethe, von Vossens Luise angeregt, eine Idylle schaffen; aber unter den Händen des Meisters verwandelte sich die niedere Gattung in eine höhere; es wurde ein kleines Epos daraus, in welchem die griechische Form mit deutscher Natur aufs innigste verbunden ist. In seiner rein objektiven Haltung tritt dieses idyllische Epos der naiven Kunst der Alten näher als irgend ein andres Dichtungswerk der neuern Zeit; dagegen war der Plan Goethes, mit einem großen Epos „Achilleis“ gegen Homer selbst in die Schranken zu treten, ein verfehlter, daher auch das Gedicht Bruchstück blieb.

Hermann u. Dorothea. Wilhelm Meister.

Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrat und Diebstahl und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.

4. Schillers Jugendzeit und Jugenddichtungen.

Persönliche Verhältnisse der beiden Dichter.

Als Goethe diese Werke verfaßte, lebte Friedrich Schiller als Professor in Jena. Wenn anfangs Goethe sich gegen die Bekanntschaft des zehn Jahre jüngern Dichters aus der schwäbischen Stadt Marbach sträubte, weil ihm die ersten Dramen desselben mit ihrem kraftgenialen Ungestüm und ihrer wilden ungezügelten Leidenschaftlichkeit mißfielen und auch Schiller sich einige Zeit abweisend verhielt, so entstand nach näherer Bekanntschaft ein so inniges Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden großen Dichtern, daß sie nicht nur ihre Arbeiten sich gegenseitig mitteilten und ihre Pläne und Ideen austauschten, sie vereinigten sich sogar zu gemeinsamer Thätigkeit in periodischen Schriften, Horen, Musenalmanach und ganz besonders in den scharfen Epigrammen, die sie nach dem Vorbild Martials „Xenien" nannten und die den Zweck hatten, den seichten Produkten der Tageslitteratur, allen verkehrten und ungesunden Richtungen in satirischen Ausfällen mit persönlicher Ironie zu Leibe zu gehen und die dicke Luft zu reinigen. Dieser Bund, in den die beiden hochbegabten Männer, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen als abgeschlossene Charaktere zusammentraten, bezeichnet die höchste Blüte der deutschen Poesie. Sie gewannen die Überzeugung der vollsten Lebens- und Strebensgemeinschaft, der vollständigsten Übereinstimmung in der idealen Kunstrichtung auf hellenischer Grundlage*). Ihr Zusammenwirken ist das schönste Zeichen ihres hohen Strebens, ihrer lautern Gesinnung. Als der dritte in ihrem Bund konnte Wilhelm von Humboldt gelten, der feine Kritiker und Ästhetiker.

Schiller in Stuttgart u. Mannheim.

Während Goethe von Jugend auf sich in Glück und Wohlstand bewegte und sein Leben in Gesundheit bis ins höchste Alter führte, war Schiller wenig vom Glück begünstigt. Die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er seine Jugend verbrachte, haben ihn nie ganz verlassen und von den sechsundvierzig Lebensjahren, die ihm die Parze gönnte, war ein großer Teil durch Krankheit verkümmert. Schillers Vater war zuerst Werbeoffizier, dann Garteninspektor bei Herzog Karl von Württemberg, jenem tyrannischen Fürsten, der den berümten Rechtsgelehrten Johann Jakob Moser sechs Jahre in der Festung Hohentwiel am Bodensee, und den Dichter **Daniel Schubart**, den Verfasser der „Fürstengruft" und des „Ewigen Juden", zehn Jahre lang in dem Staatsgefängnis Hohenasperg schmachten ließ, weil sie Recht und Freiheit höher achteten, als den Willen des Despoten. Als die Leidenschaften der Jugend ausgetobt hatten, suchte der Herzog durch nützliche Anstalten sein früheres Leben in Vergessenheit zu bringen. Zu diesen gehörte die Akademie oder „Karlsschule", die auf dem Schloß Solitüde bei Stuttgart gegründet wurde. Hier studierte Friedrich Schiller (geb. 10. Nov. 1759) zuerst die Rechtswissenschaft, dann die Medicin; daneben aber folgte er seinem innern Beruf, der ihn zur Dichtkunst führte. Schon in der Schule, wo die strengste militärische Zucht jede freie Entwickelung niederhielt, zeigte er seinen Widerwillen gegen den geistigen Zwang. Er wandte sich von der vorgeschriebenen Wissenschaft weg nach der verbotenen Lektüre, die er und einige gleichgesinnte Freunde sich mit List zu verschaffen wußten. Sie lasen Klopstock, Goethes Götz und Werther, Gerstenbergs Ugolino, bewunderten und verbreiteten die Gedichte Schubarts, mit dem Schiller mehrere Zusammenkünfte auf dem Asperg hatte, und ergötzten sich an Rousseaus Naturleben und

Schubart. 1739—1794.

*) Diese „Übereinstimmung" bezeugt Schiller in dem Epigramm:

Wahrheit suchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

an den Helden des Altertums im Plutarch. Mehrere lyrische Gedichte von Schiller (gesammelt in der „Anthologie auf das Jahr 1782") rühren aus dieser Zeit des Sturmes und Dranges und fließen über von Freiheitseifer, Heldensinn und Männertrotz in bombastischer Großrednerei mit einem Anflug von spinozistischem Pantheismus, besonders in den Laura-Oden. Aus dieser Zeit stammt das Drama „Die Räuber", die Frucht seiner tiefen Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der Welt, wodurch das Genie in die Banden der Konvenienz und des Zunftzwanges geschlagen werde, und über die „feige Schurkerei", die mit ihrem schleichenden Gift verderblicher wirke als große Laster und Verbrechen. Als das wildgeniale Stück, das Schiller in seinem neunzehnten Jahre verfaßte, auf der Hofbühne in Mannheim mit großem Beifall zur Aufführung kam, entschloß er sich den Militärdienst, in den er bereits als Regimentsarzt eingetreten war, zu verlassen und sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Denn der Herzog, betroffen über den gewaltigen Eindruck des Stückes mit seinen Schauder und Entsetzen erregenden Szenen und seiner kühnen, mächtig eindringenden Sprache, hatte ihm die poetische Beschäftigung verboten, und mit dem gestrengen Herrn war nicht zu scherzen. Schiller entfloh bei Nacht aus Stuttgart, lebte einige Zeit in Mannheim und im nahen Oggersheim unter Not und Sorgen und in steter Furcht vor einer Auslieferung an den Herzog. Es waren harte, von Fieber und Nahrungssorgen schwer getrübte Tage. Bei einem so gedrückten, freudenarmen Leben war es nicht zu verwundern, daß in den ersten Dramen und Gedichten Schillers sich eine trübe Weltanschauung ausspricht, daß er wie J. J. Rousseau, dessen Schriften auf ihn einen großen Einfluß übten, in der menschlichen Gesellschaft nur Verkehrtheit und Entartung sah, wo der Lasterhafte herrsche und der Edle unter Räuber verstoßen werde oder aus Verzweiflung Hand an sich selbst lege. Das Grundthema der gesamten Jugenddichtung Schillers, insbesondere seiner dramatischen, ist der von Rousseau aufgestellte tragische Gegensatz zwischen der Fülle und Reinheit der ursprünglichen Menschennatur und der unheilbaren Verderbtheit der thatsächlichen Wirklichkeit. Der Mannheimer Theaterintendant Dalberg benahm sich gegen den Dichter, der sich ihm begeistert in die Arme warf, klein und unedel. Er ließ ihn seufzen unter dem Druck der Armut, und als das von Schiller mit Not und Angst im heimlichen Aufenthalt zu Oggersheim verfaßte republikanische Trauerspiel „Fiesco", „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes", eine laue Aufnahme fand, verließ er den bedrängten Dichter und wies das Stück, durch das sich derselbe vom Druck der Nahrungssorgen zu befreien gehofft, zurück. Mit diesem Revolutionsstück eröffnete Schiller die Reihe der geschichtlichen Dramen, worin er an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden begann und mit sicherm Griff das Höchste der tragischen Dichtkunst geleistet hat. Hier weht schon jener Hauch der politischen Freisinnigkeit, die seit dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg in der Brust der Gebildeten lebte, und deren Erfassung den schwäbischen Dichter zum Dolmetscher des deutschen Volks, zum hochgefeierten Sänger der Freiheit gemacht hat. — Schillers Geist erlag nicht unter den Widerwärtigkeiten des Geschicks; männliches Selbstvertrauen, Standhaftigkeit und Ehrgefühl hielten ihn aufrecht. Er nahm den Zufluchtsort an, den ihm seine Gönnerin, Frau von Wolzogen, die Mutter eines seiner Freunde aus der Karlsschule, in Bauerbach unweit Meiningen darbot, und vollendete hier im Kreis wohlwollender Freunde, deren Teilnahme dem weichen Herzen des Dichters unendlich wohl that, das in Oggersheim begonnene Trauerspiel „Kabale und Liebe", das durch die vollklingende Sprache, durch die Übertreibungen in der Charakterzeichnung der edlen und verwerflichen Naturen und durch die lebendige Schilderung eines zerrütteten, lasterhaften Hoflebens mit unverkennbaren Beziehungen auf den Stuttgarter Fürstenhof, ebenso ergreifend auf die Zeitgenossen

gewirkt hat, wie „Die Räuber", ob es gleich künstlerisch zu den weniger gelungenen Stücken des Dichters gehört. Die grausige Darstellung eines Zustandes, wo der Privilegierte alles wagen konnte, der Bürgersmann alles leiden mußte, machte das Stück zu einer auch von der politischen Seite bedeutenden Erscheinung; denn hier zum erstenmal wird auf der deutschen Bühne der Adel der Seele über den Adel der Geburt so sehr hinausgesetzt, daß das umgekehrte Verhältnis, welches in der Gesellschaft bestand, als unhaltbar erscheinen mußte. Die „Luise Müllerin", wie der Titel anfangs lautete, zeigt das klare unveräußerliche Naturrecht des Herzens im tragischen Kampf und Gegensatz mit den finstern und zähen Mächten der gesellschaftlichen Formen und Vorurteile. Bei der Zeichnung einzelner Charaktere, besonders bei der Darstellung des Fürsten und des Hofes, scheint dem Dichter Lessings „Emilia Galotti" vorgeschwebt zu haben. — Bald darauf wurde Schiller von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und als Theaterdichter angestellt; aber sein Eifer und seine Pläne stießen bei dem kleinlichen Intendanten überall auf Hindernisse, was ihn bewog, auf eigne Hand die Zeitschrift „Thalia" herauszugeben und sich der Nation in die Arme zu werfen. Aus diesen Jahren stammen die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" in der ältesten Fassung, ein Ausfluß seiner heftigen Liebe zu Charlotte v. Kalb, der Gattin eines in Landau liegenden Hauptmanns.

5. Die Jahre der geistigen Gemeinschaft Goethes und Schillers.

Don Karlos. Schillers Vertrauen wurde nicht getäuscht; freundliche Einladungen riefen ihn nach Sachsen, wo er in Leipzig und Dresden an Huber und an dem edlen, hochgebildeten Körner warme Verehrer fand; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Rudolstadt bis zu seiner Verheiratung und Berufung nach Jena als Professor der Geschichte (1789). Diese Jahre waren für Schiller eine ähnliche Läuterungsperiode aus dem wilden Sturm und Drang, wie für Goethe der Aufenthalt in Italien. In beiden wurde die innere Umbildung durch tieferes Eindringen in den Geist des klassischen Altertums bewirkt. Schillers „Hymne an die Freude" war der Vorklang einer reineren Dichtung; sein „Don Karlos", von dem die drei ersten Akte, in ungebundener Rede und im alten stürmischen Stil ausgearbeitet, in der Thalia vorlagen, erlitt eine gänzliche Umgestaltung in Form und Anlage. Während es vorher im „Don Karlos" auf ein fürstliches Familienstück abgesehen war, wo die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk war, und die Rechte des Herzens gegen Gesetz und Ehe in Schutz genommen wurden, trat jetzt Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen, seinen Träumen von Völkerbeglückung und seiner Selbstaufopferung in den Vordergrund. Die Verfechtung der Menschenrechte gegen Despotenwillkür, der Vernunft und des Naturrechts gegen die Beschränkungen der Tyrannei, des Weltbürgertums gegen Kabinettsweisheit bildet den Mittelpunkt dieses erhabenen Dramas, dessen richtiges Verständnis „die Briefe über Don Karlos" erleichtern sollten. Die Ideen von Freiheit, Recht und Nationalität, die später die deutsche Jugend in den Kampf getrieben, werden hier verkündet und im Volk verbreitet. Von seiner eifrigen Beschäftigung mit der Litteratur des Altertums gibt seine Übersetzung der „Iphigenia" und der „Phönizierinnen" des Euripides und eines Teils von Virgil sowie die Bewunderung für Homer Zeugnis. Seine Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des Heidentums ist in dem Gedicht „Die Götter Griechenlands" ergreifend ausgesprochen, während das inhaltschwere Gedicht „Resignation" seine Zweifel und Bedenken über die christliche Vergeltungslehre kund gibt und der „Pilgrim" klagt, daß der Himmel die Erde

nie berühren will und das Dort niemals Hier ist. In dem philosophischen Gedicht „Die Künstler" wird der Einfluß der Kunst auf die Entwickelung der Menschheit vom Naturzustand zum Kulturleben in genialen Zügen dargelegt. Diese Auffassung von der Idee und Aufgabe der Kunst drängte die „pathologische" Dichtung seiner frühern Jahre vollends zurück, daher er auch den Tendenzroman „Der Geisterseher", den er selbst einen „Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes" nennt, unvollendet ließ. Er entsprach nicht mehr seinem Kunstideal, seitdem die Phantasie, einst so ungebärdig, ihre Schranken erkannt und mit der Vernunft ein zartes und ewiges Band zu knüpfen begonnen hatte. Schillers Verheiratung mit Charlotte von Lengefeld und der innige Verkehr mit deren Schwester Karoline von Wolzogen vollendete die harmonische Stimmung seiner Seele.

Schillers geschichtliche u. philosoph. Arbeiten.

Über den Studien der alten Kunst und Litteratur verlor jedoch Schiller das handelnde Leben nicht aus dem Auge, und da ihm die Weltgeschichte der Spiegel war, in dem er die Ereignisse der Gegenwart beschaute, so vertiefte er sich immer mehr in historische Studien und weilte namentlich bei dem tiefbewegten Reformationsjahrhundert, auf das ihn die Vorarbeiten zu Fiesco und Don Karlos geführt und dessen erschütternde Religionskämpfe mit den politischen Bewegungen seiner Zeit manche Ähnlichkeit hatten. Als Frucht seiner historischen Studien erschien gegen Ende der achtziger Jahre die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", ein mit vieler Wärme und poetischer Gestaltung ausgeführtes Gemälde jenes großartigen Freiheitskampfes. Die Berufung nach Jena wies den Dichter noch mehr auf die Geschichte, über die er jetzt Vorlesungen zu halten hatte. Die Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", der Versuch einer philosophischen Geschichtsauffassung nach Kantischen Ideen, und eine Reihe historischer Aufsätze über verschiedene Gegenstände aus allen Zeitaltern, geben Zeugnis von der rastlosen Thätigkeit des strebsamen Mannes auf diesem Gebiet, ehe er an sein berühmtes Geschichtswerk, den „Dreißigjährigen Krieg", Hand anlegte. Dieses mit dichterischem Geist erfaßte und mit dramatischer Kraft unter vielen Körperleiden ausgeführte historische Gemälde ist durch die Wärme und fesselnde Darstellung ein Lieblingsbuch der Nation geworden, so sehr auch kleinliche Kritiker und konfessionelle Eiferer in der Folge bemüht waren, dasselbe durch den Vorwurf der Ungründlichkeit, Einseitigkeit und kirchlichen Parteilichkeit herabzusetzen. Sein Zweck war, das Interesse des Volks für die Geschichte vermittelst der Poesie zu erregen, die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, aufopfernden Sinn für die größten Güter des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und rechtshistorischen Behandlung der deutschen Reichsgeschichte entgegenzusetzen. — Neben der Geschichte beschäftigte sich Schiller vorzugsweise mit Philosophie, so daß auf einige Zeit die Dichtkunst hinter die Wissenschaft zurücktrat. Als er gestützt auf die Grundsätze des Aristoteles und die Forschungen Lessings und Winckelmanns, seine Gedanken über Wesen und Ziel der Poesie wie der Kunst ordnete und niederschrieb, wurde er durch die Kantischen Kritiken überrascht und mächtig angeregt. Aber weder das Verfahren des Königsberger Philosophen, der ohne Rücksicht und Kenntnis der bestehenden Kunstwerke und Kunstkritik die strengen Gesetze des abstrakten Denkens auf Dichtkunst und Geschmack anwendete, noch die Resultate seiner Forschung thaten Schiller Genüge. Er unternahm es, die starren Grundgesetze und die „sinnenfeindliche Sittenlehre" dieses Denkers durch Herbeiziehung der Erfahrung und Geltendmachung der Sinnlichkeit, durch Benutzung der Lessingschen und Winckelmannschen Ideen, durch Berücksichtigung der vorhandenen Kunst- und Dichtwerke zu berichtigen, zu ergänzen und zu beleben. Nicht starre Sittlichkeit, sondern sittliche Schönheit ist nach seiner Ansicht das Maximum

der Charaktervollkommenheit eines Menschen; dieses trete ein, wenn Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung zusammenfallen; der Ausdruck dieser Harmonie in der Erscheinung sei Grazie, die der schönen Seele beiwohne. Schiller, der mit philosophischem Geist schöpferische Phantasie und Kenntnis des auf dem Gebiet der Kunst und Poesie Geleisteten verband, führte nunmehr durch eine Reihe philosophischer Abhandlungen, Vorträge und Aufsätze (für die Horen) die Schönheits- und Geschmackslehre zu solcher Höhe und Klarheit, daß über den Begriff des Schönen, über das Ästhetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst in diesen Arbeiten alles Wesentliche enthalten ist. Die ästhetischen Aufsätze, namentlich die Abhandlung „über Anmut und Würde", die Briefe über ästhetische Erziehung und die Schrift über naive und sentimentalische Dichtkunst, regten ein Meer von Ideen an und bewirkten, daß Kunstkritik und Litteraturgeschichte eine neue Gestalt erlangten. In der letztern Abhandlung wies Schiller mit tiefer Einsicht der modernen Poesie ihre Berechtigung und Stellung neben der antiken an und brachte dadurch die Gegensätze der romantischen und klassischen Dichtung zum Bewußtsein; und da er in edler Selbstverleugnung der antiken oder naiven Gattung, der Goethe huldigte, theoretisch den Vorzug gab vor der modernen oder sentimentalischen, als deren Jünger er sich praktisch erwies, oder doch wenigstens beide Erscheinungsformen der poetischen Kunstthätigkeit als gleichberechtigt nebeneinander stellte, so knüpften diese tiefdurchdachten Aufsätze das Band der Freundschaft zwischen den beiden Dichterheroen noch inniger und beseelten sie zu wetteifernder gemeinsamer Wirksamkeit. Was Schiller dem Kolumbus zuruft: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bund: Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß", durfte er auch von sich sagen. Aber von noch größerer Bedeutung als die theoretischen Ausführungen über das Wesen der Poesie und alles künstlerische Schaffen waren Schillers philosophische Gedichte; denn niemand verstand besser als er, ein gemütlich schwärmendes Volk durch die Dichtung zur Welt der Ideen zu erheben. Durch diese Poesie wurde die ganze Nation für Philosophie und Idealität geweckt, in trüben Tagen über die traurige Gegenwart emporgehoben, für die kommenden Jahre der Prüfung und des Kampfes gestärkt und gestählt. Alle diese Gedichte sind ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Darstellung, durch den Klang und Glanz der Sprache, durch Stärke und Tiefe der Empfindung, durch erhabene Auffassung der Menschheitsideale; es sind laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinausdrängenden und doch von allen Seiten eingeengten Seele. In Jena entstanden jene herrlichen Balladen „Der Taucher", „Die Bürgschaft", „Ritter Toggenburg", „Der Kampf mit dem Drachen" u. a. m., der teuerste Hausschatz des deutschen Volks; dort entstanden die tiefsinnigen Gedichte „Der Genius", „Die Ideale", „Das Ideal und das Leben", „Die Würde der Frauen", die Elegie, „Der Spaziergang" und vor allen „Die Glocke", die Tonleiter aller tiefen menschlichen Empfindungen. Als die Parole „Freiheit und Gleichheit" glückverheißend die Welt durchzog, rief Schiller aus: „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang; Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang."

6. Schillers letzte Lebenszeit.

Drama u. Theater.

In Jena schuf auch Schiller in der Trilogie „Wallensteins Lager", „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" jenes für die Theatergeschichte epochemachendes Nationaldrama, in dem des Dichters früherer Ungestüm, rhetorischer Schwung und idealisierende Manier durch Goethes Einfluß und durch die eigne Besonnenheit und Umsicht gemäßigt erscheinen. Zwei Vorzüge haben diesem dramatischen

Werk hohe Bedeutung gegeben, einmal die glückliche Wahl, die eine ereignisvolle Periode unsrer vaterländischen Geschichte der durch erschütternde Staatsumwälzungen aufgeregten und ernst gestimmten Gegenwart, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen“, vor Augen stellte, und dann die hohe formale Vollendung des Stücks, namentlich der tumultuarischen Szenen, woraus hervorgeht, daß der Dichter auf dem großen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Kriegs und der Kämpfe männlicher Thaten und strebender Ideen mehr zu Hause ist, als auf dem Gebiet sanfter Empfindung. Dieses Stück, das dem Drama mit richtigem Takt die neuere Geschichte als Gebiet anwies und derselben durch ideale Auffassung eine poetische Seite verlieh, das einen nationalen, in der Volkstradition noch nicht erloschenen Helden in seinem gewaltigen Kampf gegen Herkommen und überlieferte Rechte wie in seinem tragischen Untergang darstellte, das Charaktertragödie und antike Schicksalstragödie kunstvoll verband, indem es die größere Hälfte der Schuld des Helden den unglückseligen Gestirnen zuwälzt, riß das Schauspiel aus den kleinen engen Verhältnissen, in die es Iffland, zugleich Schauspieler und dramatischer Poet, und der schreibfertige Bühnendichter August von Kotzebue mit ihren empfindsamen Sitten- und Familiengemälden herabzogen, auf einen höhern Schauplatz, würdig der Zeit, in welcher die lebenden Geschlechter „strebend sich bewegten“. Doch erhielten sich Ifflands Schauspiele („Die Jäger“, „Die Spieler“, „Die Hagestolzen“ u. a.), worin im Sinne Rousseaus Natur und Kultur in Gegensatz gestellt sind, sowie Kotzebues rührende und heitere Schau- und Lustspiele („Menschenhaß und Reue“, „Die Hussiten vor Naumburg“, „Der arme Poet“, „Armut und Edelsinn“ u. a.) noch lange bei dem deutschen Theaterpublikum in Gunst, während die ähnlichen Schauspiele Engels („Der Edelknabe“, „Eid und Pflicht“) bald vergessen wurden. Dagegen erfreuten sich Engels andre Schriften „Der Philosoph für die Welt“ mit der Abhandlung „Traum des Galilei“ und insbesondere die rührend bürgerliche Erzählung „Herr Lorenz Stark“ stets eines großen Beifalls. — Damals faßte man in Weimar, wo unter Goethes Einfluß ein gutbesetztes Hoftheater entstanden war, den Entschluß, durch Verdrängung mittelmäßiger und gehaltloser Stücke und durch Aufführung gediegener Kunstwerke der Bühne eine höhere Bedeutung zu geben und sie zu einer Lehranstalt der Kunst nach antikem Vorbild umzuschaffen. Zu dem Behuf siedelte Schiller, dem seine Stellung in Jena nicht mehr zusagte, nach Weimar über und widmete in Gemeinschaft mit Goethe seine Kräfte dem Theater. Die Schauspieler wurden für die neue auf hellenischen Schönheitsgesetzen beruhende Richtung gewonnen und eingeübt. Die Shakespearebewunderung früherer Jahre trat zurück; nur die Antike als „die stilisierte Natur“ galt als Formenmuster. Außer den Schillerschen Stücken wurden die klassischen, wenngleich mehr zur Lektüre als zur Darstellung bestimmten Dramen von Lessing, Goethe, ja selbst die zur Aufführung ganz ungeeigneten dramatischen Dichtungen von Klopstock, Stolberg und den Romantikern auf die Bühne gebracht; und als dieses alles zu einem guten Repertoir nicht hinreichte, suchte man den Mangel durch Übertragung fremder Theaterstücke zu heben. Zu dem Zweck bearbeitete Goethe die französischen Stücke „Tancred“ und „Mahomet“ von Voltaire, wobei er jedoch der Nüchternheit des Originals etwas Belebendes anzudichten suchte, Schiller Racines „Phädra“, das orientalische Märchen „Turandot“ (nach Gozzi) und zwei französische Lustspiele von Picard („Der Neffe als Onkel“ und „Der Parasit“); auch spanische und selbst römische Bühnenstücke kamen in deutschen Übersetzungen zur Aufführung, und Shakespeare wurde durch Schillers Bearbeitung des „Macbeth“ in antikisierender Gestalt und tragischer Würde auf die Weimarer Bühne gebracht. Es waren Versuche, die Forderungen der modernen und der antiken Tragik miteinander zu versöhnen und zu durchdringen. — Dieser

Zudrang des Fremden hätte dem einheimischen Theater verderblich werden müssen, wäre nicht Schiller seit seiner Übersiedelung nach Weimar (1800), teils durch die dortige Anregung, teils aber auch durch seine bedrängte Lage, zu solcher Thätigkeit gespornt worden, daß er zum Nachteil seiner geschwächten Gesundheit jedes Lebensjahr mit einem neuen Bühnenstück zierte. „Maria Stuart" (1799), worin die hohe Tragik des Leidens und die mächtigen Eindrücke einer gewaltigen Katastrophe im Geist der antiken Schicksalstragödie ergreifend vorgeführt werden, und die „Jungfrau von Orleans" (1801), wo das griechische Fatum, das Eingreifen der Götter in die dramatische Handlung an christliche Glaubensvorstellungen geknüpft ist, waren durch Anlage und Bau für die Bühne vorzugsweise geeignet. In beiden Stücken ist der Einfluß der neuen Romantik nicht zu verkennen, dort im Charakter des Fanatikers Mortimer, hier in der von Religionsschwärmerei und Rittertum erfüllten Heldin selbst. In der „Braut von Messina" (1804) sind antike und romantische Elemente in Form und Inhalt mit großer Geschicklichkeit und richtiger Wahl des Orts (Sizilien) verbunden. Der Chor und das die Geschicke der Menschen geheimnisvoll lenkende Verhängnis weisen auf das Altertum, auf die Sophokleische Ödipustragödie zurück, indes die Leidenschaft der Liebe und die Verschmelzung heidnischen und christlichen Religionswesens der Romantik angehören. Auf dieses eigentümlich schöne Stück mit seiner prachtvollen Sprache und hinreißenden Darstellung folgte Schillers letztes, beliebtestes Drama, „Wilhelm Tell", das der Dichter vor seinem frühen Hinscheiden, wie eine ernste Mahnung in schweren Zeiten, der Nation ans Herz legte. Wie „Wallenstein" erhielt auch dieses Stück durch seine historisch-vaterländische Beziehung eine hohe Bedeutung; an der Vaterlandsliebe und an der freien Luft der Volksbewegungen, die hier weht, begeisterte sich die deutsche Jugend für die Freiheitskämpfe gegen eine Zwingherrschaft, die der im „Tell" geschilderten nicht unähnlich war. Unter großen Entwürfen („Demetrius", „Die Malteser") starb Schiller am Vorabend einer verhängnisvollen Katastrophe (Mai 1805). In einer stillen Mainacht trugen einige Verehrer die Leiche des Dichters in das stille Totengewölbe, aus dem man einige Jahrzehnte später die Gebeine mühsam hervorholte, um sie neben den Särgen des Herzogs und Goethes in der neuen Fürstengruft beizusetzen.

VII. Die Romanlitteratur und Jean Paul.

Romanschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts. Die Romanlitteratur, die in der stürmischen Zeit der siebziger Jahre neu belebt wurde, gewann bald einen so festen Boden und solche Bedeutung für die ganze neuere Bildung, daß sich ihr die hervorragendsten Talente zeitweise zuwandten und sich ihrer als Rahmen für ihre Grundsätze und Ansichten, ihre Gefühle, Betrachtungen und Erfahrungen bedienten. Von den Tendenz-Romanen aus der Zeit des Sturmes und Dranges, worin kühn vorstrebende oder mit der Außenwelt zerfallene Geister der prosaischen Wirklichkeit eine dichterische Idealwelt, ein poetisches Gefühls- und Geistesleben entgegenstellten, wie Goethes „Werther", Millers „Siegwart", Klingers „Faust" u. a. ist früher die Rede gewesen. Ihnen kann auch der unglückliche Landsmann Schillers, Hölderlin. 1770–1843. Friedr. Hölderlin beigezählt werden, der durchdrungen von pantheistischem Naturkultus und von Begeisterung für die hellenische Welt, die Heimat freier und reiner Menschlichkeit, in lyrischen Gedichten und in seinem Briefroman „Hyperion" seine elegischen Empfindungen über die untergegangene Herrlichkeit sehnsuchtsvoll ausgesprochen hat, bis schmerzliche Lebenserfahrungen ihn in unheilbare Geistesstörung stürzten. Diesen „Genialen" gegenüber stand in derselben regsamen Zeit eine Reihe Schriftsteller, die dem „Weltschmerz" einen universalen „Weltscherz" entgegensetzten, die nicht auf eine

Umgestaltung des ganzen Lebens ausgingen, sondern einzelne Mängel und Gebrechen
wegschaffen oder für die individuellen Eigentümlichkeiten Interesse und Geltung er-
wecken wollten, die nicht wie jene alles Kleine und Schwache bekämpften, sondern des
Menschen größte Zwecke und Bestrebungen oft an die kleinsten Anlässe, Beweggründe
und Mittel geknüpft sahen, die des Menschen Schwäche liebenswürdig, seine Kleinheit
rührend fanden und daher in ihren Romanen eine humoristische, heitere, bescheidene,
ja beschränkte Lebensbetrachtung an die Stelle des tragischen Ernstes der Genialen
setzten. Daraus gingen die humoristischen Romane hervor, die sich an die Englän-
der Sterne, Smollet, Fielding und Goldsmith oder an „Don Quichotte“ und „Gilblas“
anlehnten und am liebsten Originalcharaktere und Sonderlinge schilderten, bei denen
irgend eine Leidenschaft, Laune oder Schwäche mächtig vorwaltet. Zahlreiche Über-
setzungen der genannten und ähnlicher ausländischer Schriftsteller förderten und er-
leichterten diese mehr oder minder auf Nachahmung beruhende Gattung. Da aber in
Deutschland das freie öffentliche Leben fehlte, das den britischen Romanschreibern zu
statten kam, so drehen sich die deutschen humoristischen Werke hauptsächlich um Gewohn-
heiten und Meinungen, um Familie und Haus, um Gelehrsamkeit und Wissenschaft und
besonders um Religion und Theologie. So haben zwei Männer, die mit Goethe in
Berührung kamen, ihr wechselvolles Leben nach Art eines Romans beschrieben, Jung-
Stilling, den wir später kennen lernen werden, und Karl Phil. Moritz, ein ver-
strömter Gelehrter und verfahrenes Genie unter dem Namen „Anton Reiser“, zwei ent-
gegengesetzte Naturen und doch mit einer gewissen Familienähnlichkeit: „In beiden der-
selbe Drang nach ungebundener Entfaltung des Ich, in beiden dieselbe eitle Selbstbe-
spiegelung, in beiden dieselbe phantastische Gefühlsschwelgerei, wenn auch nach ver-
schiedenen Richtungen und Zielen gewendet“. So suchte Hermes aus Pommern in Hermes. 1738–1821.
einer Reihe breiter Romane, unter denen „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“
am bekanntesten ist, seine moralischen Grundsätze, seine Ansichten und Lehren über
Ehe, Haus, weibliche Erziehung und namentlich seine Gedanken über den geistlichen
Stand und dessen Hebung anzubringen. Ein Feind aller Sentimentalität, preist er
die alte Zucht, Ehrbarkeit und Lebensweise, aber auch die alte Spießbürgerlichkeit.
Ebenso benutzte Theod. Gottl. Hippel seine mit nicht viel mehr Geschmack und mit Hippel. 1741–1796.
noch größerer Selbstliebe verfaßten Romane, besonders „Die Lebensläufe nach aufstei-
gender Linie“ und „Die Kreuz- und Querzüge des Ritters A–Z“, um seinen eignen
innern Lebensgang, die Schicksale seiner Verwandten und Freunde, seine religiösen,
politischen und wissenschaftlichen Ansichten, seine Beobachtungen und Ideen über ge-
sellschaftliche Zustände, über Ehe und Frauenleben bald mit Ernst, bald mit Witz und
Laune darzulegen. Joh. K. A. Musäus (aus Jena, Gymnasiallehrer in Weimar) Musäus. 1735–1787.
scherzte mit Wielandscher Ironie in seinem „deutschen Grandison“ über die herrschende
Sentimentalität (ähnlich wie Joh. Gottwerth Müller von Itzehoe im „Siegfried Müller. 1744–1828.
von Lindenberg“), in seinen „Physiognomischen Reisen“ über Lavater, und suchte in
den Volksmärchen das Interesse für die vaterländische Sagenwelt zu erwecken, aber
seine Ironie und gekünstelte Naivität rauben dem letztern vielgelesenen Buch die volks-
tümliche Einfachheit und Natürlichkeit. — Auch Lafontaines empfindsame Romane Lafontaine. 1759–1831.
hatten Abschüttelung von Vorurteilen in Erziehung („Naturmensch“) und Standesver-
schiedenheit („Quinctius Heymeran von Flamming“) zum Zweck. Joh. Karl Wezel Wezel. 1747–1819.
aus Sondershausen erregte durch seine „Geschichte des Tobias Knaut“, eines Sonder-
lings, große Erwartungen, die in seinen spätern Werken nicht erfüllt wurden. Ver-
letztes Selbstgefühl und gekränkte Eitelkeit steigerte die krankhafte Reizbarkeit seiner Natur
zuletzt zur Geistesstörung. — Begabter und mit mehr Menschenkenntnis ausgestattet
als die Genannten, ist Mor. Aug. v. Thümmel (geb. bei Leipzig). Seine in freier Thümmel. 1738–1817.

Anlehnung an Sterne verfaßten „Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich" suchen das Wesentliche der Krankhaftigkeit der Zeit im Mittelpunkt zu fassen. Sie schildern in eleganter Sprache und spannender Darstellung das Seelenleben eines Menschen, der, von Hypochondrie, von körperlichen und geistigen Leiden geplagt, nach Frankreich reist, dort sich der Liebe und einem epikureischen Leben hingibt und endlich weise und von allen Irrtümern geheilt nach Hause zurückkehrt. Thümmels erstes Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, ist minder gelungen, doch nicht ohne heitere Anmut und Lebendigkeit der Schilderungen.

Jean Paul. 1763–1825. Den ersten Rang unter den Verfassern humoristischer Romane nimmt Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel in Franken ein, dessen Werke, da sie das genaue Abbild seines innern Lebens und seiner kleinen abgeschlossenen Empfindungswelt sind, nur aus der Geschichte und dem Bildungsgang des Verfassers selbst verständlich werden. Aufgewachsen in stiller, ländlicher Einsamkeit und unter den ärmlichen Verhältnissen eines Landpfarrers, ohne Umgang und Schule, blieb Jean Paul seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen; dadurch wurde der Hang zum Klein- und Stillleben in ihm erzeugt, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und der, verbunden mit der Empfindsamkeit und Gefühlswärme seiner Natur, die nie den Charakter der Jugendlichkeit verlor, den Grundton seiner Schriften bildet. Auf der Schule zu Hof machte er sehr rasche Fortschritte und fing schon hier an, weitläufige Notizen anzulegen und die Liebhaberei für das Kleinwesen der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Daraus entstand die Gewohnheit, aus wissenschaftlichen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen sich auffallende und eigentümliche Dinge aufzuzeichnen, um sie gelegentlich in seinen Schriften anzubringen. zum großen Nachteil der Klarheit und Kunstvollendung. Als er im Begriff stand, die Universität Leipzig zu besuchen, setzte ihn der Tod seines Vaters in die ärmlichste Lage und nötigte ihn, seinen Unterhalt zu erwerben, bald als Hauslehrer, bald als Schriftsteller in der kleinen Häuslichkeit einer armen Mutter. Wie natürlich also, daß jenes tiefe grüblerische Weh über den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse, das der Grundton der gesamten Zeitstimmung war, auch für ihn der Grundton seines innersten Denkens und Empfindens wurde! Er las nun hauptsächlich solche Bücher, die seiner Stimmung entgegenkamen, namentlich Rousseaus Werke, deren Wirkung auf seine geistige Richtung vom größten Einfluß war, eignete sich daraus zu, was seiner Natur, seiner Denk- und Empfindungsweise entsprach und hemmte durch die einseitige Lektüre eine fortschreitende Entwickelung und Umgestaltung seines Geistes, wie wir sie in dem Bildungsgang von Schiller und Goethe gewahrten. Er bewegte sich sein ganzes Leben in dem Sinnes- und Empfindungskreis der Jugend und trug die Sentimentalität, die Allmacht schöner Gefühle, die Begeisterung und Schwärmerei für ideale Zustände, die in der Jugend vorherrschen und bei ihm in erhöhtem Maß vorhanden waren, in seine Schriften über. In ihnen finden wir jene Grundsätze einer großartigen Tugend, jenen Sinn für Unschuld und Reinheit der ersten Jahre, jene gesteigerten Begriffe von Freundschaft und Liebe und jenen stürmischen Freiheitsdrang, wie sie sich in edlen Jünglingen zeigen. Diese seine ideale Welt mit ihren „hohen Menschen" steht mit der Wirklichkeit in einem grellen Kontrast, und die Schilderung dieses Kontrastes bildet die Grundlage aller Jean Paulschen Romane, die daher einen doppelten Charakter tragen, den humoristischen, indem sie die Außenwelt mit Spott und Ironie verfolgen, aber auch die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins mit sonnenhellen Blicken beleuchten, und den ide-

alistischen, insofern die Helden als Muster aller Vollkommenheit und Seelenreinheit dargestellt sind. Wohl tritt auch bei ihm in seinen spätern Werken der Versuch zu Tage, den innern Zwiespalt zu überwinden und die Gegensätze zu versöhnen, allein zu dem harmonisch schönen Menschheitsideal Schillers und Goethes vermag er nicht vorzudringen. Handlung enthalten Jean Pauls Romane wenig; ihr Hauptwert besteht im Gefühl und in der Gesinnung, und ihr Reiz in der „Kleinmalerei", in den idyllischen Schilderungen kleiner Verhältnisse, wie sie das einförmige Leben der Landpfarrer, Dorfschullehrer und Amtleute oder die sozialen Zustände kleiner Residenzen darbieten; er selbst entbehrt der Kenntnis und Liebe der altklassischen Litteratur; er verschmäht es, an den großen Mustern der Hellenen sich zu bilden, und verliert sich daher in alle Irrgänge der Formlosigkeit. Seine phantastische Manier der Darstellung, das Einstreuen fremdartiger Kenntnisse, dunkler Bilder, Vergleiche und Anspielungen, wie sie ihm seine überwiegende Einbildungs- und Empfindungskraft und seine gelehrten Sammlungen an die Hand boten, hat von jeher alle klassisch gebildeten Männer von Form- und Ordnungssinn gegen ihn eingenommen; daher blieben seine Romane stets mehr die Lektüre der Frauen, die sich an seinen Idealen und an der Innigkeit seiner Gefühle erfreuen, sein liebevolles Versenken in die innere Entwickelung der Persönlichkeit und seinen aufgeschlossenen Sinn für das Leben der Natur bewundern, über das Dunkle und Regellose wegsehen und keinen Anstoß daran nehmen, daß er in das kleine Leben der Gegenwart, in dem er sich bewegt, in die prosaische Welt unsrer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studierstuben die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechselung und Geisterspuk hineinträgt. Auch Herder, mit dem Jean Paul während eines kurzen Aufenthalts in Weimar im Juni 1796 Freundschaft schloß, urteilte günstig über ihn. Am gelungensten sind seine Naturschilderungen, seine Landschaftsbilder, worin Berge und Thäler, Dörfer und Parks, der stille Haushalt der Natur mit Sonnenauf- und Sonnenuntergängen, die Beleuchtung und landschaftliche Stimmung mit großer Kunst und Lebendigkeit vorgeführt werden; dagegen sind seine Liebesschilderungen häufig zu bloßer Sentimentalität, zur Empfindung des Herzens ohne alle sinnliche Unterlage verflüchtigt. — Jean Paul, der eine große Schreiblust besaß und durch kein Amt oder äußeres Geschäft von seiner Lieblingsarbeit abgezogen wurde, hat sehr viel Werke verfaßt. Seine ersten Schriften waren satirischen Inhalts und bewiesen, daß er sich in Swift stark eingelesen. In den „grönländischen Prozessen" und in der „Auswahl aus des Teufels Papieren" sind mit einem großen Aufwand von Witz und Scharfsinn kleine und geringfügige Gegenstände besprochen. Die Schreibart ist wunderlich und mit Gleichnissen angefüllt, die Stimmung bitter und feindlich, wie sie sonst seiner weichen Gemütsart nicht eigen ist. Sie gibt Zeugnis von der innern Zerklüftung und Zerrissenheit, von dem Mißmut über die Erde, „eine dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schönern Welt". Der geringe Erfolg dieser Satiren führte ihn zum humoristischen Roman, dem eigentlichen Feld seiner Wirksamkeit. In der unvollendeten „unsichtbaren Loge", einer Erziehungs- und Bildungsgeschichte, tritt schon das verschwommene Gefühlswesen und die rührende Sentimentalität, die Thränen erwecken, neben den Witz und Humor, die Lachen erregen, eine Vermischung von Ernst und Scherz, die das charakteristische Element der Romane von Jean Paul bildet und Wehmut und Heiterkeit zugleich erzeugte. Im „Hesperos" sind die weichmütigen Bestandteile, das Wohlgefallen am Rührenden und das Verweilen bei dem menschlichen Elend am meisten vorherrschend. Trotz der Haltlosigkeit im ganzen und der Schwäche der Anlage ist dieser Roman wegen der vortrefflichen Zeichnung und Schilderung im einzelnen wie wegen des Schwungs und Adels

der Empfindungen von vielen am meisten bewundert worden. In ihm hat die „Poesie der Sehnsucht" ihren vollsten Ausdruck gefunden, und ein unerschöpfliches Füllhorn von Bildern und Gedanken ist darüber ausgegossen. Die beiden nächsten Romane „Quintus Fixlein" und das rührende Buch „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", sind der Schilderung des Kleinlebens gewidmet und gehören der eigentlichen humoristischen Gattung an; es sind Beschreibungen idyllischer Zustände in der Studierstube, mit großer Gemütlichkeit durchgeführt, und beweisen, daß dies das eigentliche Feld war, auf dem sich der Dichter mit Sicherheit bewegt. Wie in seinem frühern Roman „Wuz" ein Schulmeister, wird in Quintus Fixlein ein Gymnasiallehrer zum Helden gewählt. Es ist die Liebe für den Lehrerstand, welche das letztere Werk warm durchströmt, das diesem so stiefmütterlich bedachten Stand mit der einen Hand den Trost und die Freude der Poesie reicht, mit der andern die Geißel der Satire gegen verkehrte Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien schwingt. Im Siebenkäs schilderte der Dichter seine eignen trüben Verhältnisse von der Zeit an, da er in der Stube seiner Mutter in Hof an seinem Erstlingswerk arbeitete, gelähmt und gedrückt von innen und außen, wie er sich nach mancherlei Prüfungen, wenn auch mit blutendem Herzen, aus dem Alltagsleben losreißt und sich in poetische Lebenskreise emporschwingt. Der Armenadvokat Siebenkäs ist niemand anders als der Armendichter Jean Paul, der es so prächtig versteht, die Freuden der Stadtarmen anschaulich darzustellen. Zugleich ist der Siebenkäs ein treues Spiegelbild der zwieträchtigen Natur des Dichters selbst, „von entzückender Feinfühligkeit für die Poesie des scheinbar Alltäglichen, krankhaft und verzerrt durch phantastische Schrullen". Aber sein Natur drängte ihn, das Verschiedenartige und Widerstrebende zu vereinen; darum sehen wir den Dichter, der eine so entschiedene Gabe für die Auffassung des wirklichen Lebens besaß, im „Kampanerthal" mit philosophischen Problemen beschäftigt, sich mit der Lehre von Gott und Unsterblichkeit befassen. Am vollständigsten erscheint Jean Pauls Wesen im „Titan" und in den „Flegeljahren", die für seine bedeutensten Romane gelten können. Dort schildert er mit ergreifender Wahrheit die titanischen Naturen des Zeitalters nach der ideal edlen, wie nach der grenzenlos verdorbenen Seite, zwar übertrieben, aber nichtsdestoweniger tief und wahr, und mit großartiger künstlerischer Ausführung. Die Schilderungen Italiens, die enthusiastische Verklärung des Südens, aus dem die Gestalt der Linda als seine Fleisch gewordene Verkörperung heraustritt, atmen ebenso großen Zauber, wie die idyllische Lieblichkeit von Albanos Jugendbildern. In Lindas Eigenheiten und Anschauungsweisen liegen Beziehungen verborgen zu Charlotte von Kalb, die nach der unglücklichen Liebe zu Schiller in ein ähnliches Verhältnis zu Jean Paul getreten war. In den unvollendeten „Flegeljahren" wird an zwei verschiedenartigen Brüdern, von denen der eine das rührende Abbild der träumerischen Jugendunschuld und deutschen Gemütswelt, der andre ein Weltkenner und Humorist ist, die doppelte Richtung der Jean Paulschen Poesie in gelungenster Weise anschaulich gemacht und der tragikomische Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt vortrefflich geschildert. In diesen beiden Werken scheint der Dichter das Übermaß seiner Phantasiekräfte ausgetobt zu haben, daher die übrigen Werke, die er in verschiedenen Städten Thüringens und Sachsens und in Baireuth, wo er zuletzt seinen dauernden Aufenthalt nahm, im Lauf der Jahre verfaßte (wie Katzenbergers Badereise, Leben Fiebels, der Komet, ein satirischer Roman, worin er die Torheiten der Zeit geißelte), wenig Neues mehr bringen und ruhiger gehalten sind. Ein Jahresgehalt, von dem Fürstprimas von Dalberg und nach dem Sturz Napoleons von dem König von Bayern übernommen, entriß ihn den Nahrungssorgen, die sein früheres Leben verbittert hatten. Seine letzten Werke sind wissenschaftlicher Art:

Vorschule der Ästhetik, Levana oder Erziehungslehre, Selina oder über die Unsterblichkeit (veranlaßt durch den Tod seines auf der Universität Heidelberg in Irrsinn verfallenen einzigen Sohnes, der Ausdruck seines Glaubens und Hoffens); da aber Jean Paul, der Mann der Einbildungskraft, keine Wissenschaft ganz durchdrungen, wenngleich sich um alle behufs seiner Dichtungen bekümmert hat, so haben diese Werke keinen bedeutenden wissenschaftlichen Wert, so reich sie auch sind an einzelnen geistvollen pädagogischen und ästhetischen Bemerkungen und glänzenden Ideen. Seine idyllischen Gemälde aus dem deutschen Gemütsleben dagegen, sein Schulmeisterlein Wuz, sein Quintus Fixlein, sein Siebenkäs waren warme Schutzreden der heimischen Gefühlswelt gegenüber den Neigungen und Sympathien der Weimarer für das Griechentum. In den Jahren der Napoleonischen Zwingherrschaft und der nachfolgenden Reaktion zeigte sich Jean Paul als mutiger Wortführer deutscher Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe.

Keine Litteraturgattung fand mit der fortschreitenden Bildung so viele Bearbeitung und einen so ausgedehnten Leserkreis wie der Roman. Er sammelte alle Reflexe deutscher Bildung bis in ihre verlorensten Extreme, alle Richtungen, alle Tendenzen, alle Farben. Der Staat, die Kirche, die Gesellschaft, die Familie wurden in seine Kreise gezogen; die Stoffe erschöpften in ihrer Zusammenfassung unser modernes Leben. Aber auch in keiner andern Gattung machte sich die Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit so geltend, und in keiner andern Gattung wurde die sklavische Nachahmung inländischer und ausländischer Vorbilder soweit getrieben, wie in dieser. Der humoristische Roman wurde seit Jean Paul weniger kultiviert als früher; nur Aug. Langbein (Thomas Kellerwurm, der Bräutigam ohne Braut), Adolf v. Knigge (mehr bekannt durch sein vielgelesenes Buch „Über den Umgang mit Menschen" als durch seinen komischen Roman „Die Reise nach Braunschweig") und vor allen Ernst Wagner („Willibalds Ansichten des Lebens", „Die reisenden Maler" u. a.), wie Jean Paul sich in kleinen Verhältnissen bewegend, gelangten darin noch zu einigem Ruhm. Dagegen nahm die Zahl der historischen Romane, worin der Geschmack der Zeit für Romantik und Rittertum seinen Ausdruck fand, übermäßig zu. Wie Goethes Götz von Berlichingen eine Flut von Ritterromanen hervorrief, so gab Schillers Drama „Die Räuber" Anstoß zur Abfassung von Räuberromanen. In der letztern Gattung hatte der „Rinaldo Rinaldini" von Goethes Schwager Vulpius eine gewisse pathologische Bedeutung für die Volksrichtung der Zeit. Diese wachsende Wichtigkeit der Novellen- und Romanlitteratur für das gesellige Leben hatte zur Folge, daß selbst die größten Dichter sich dieser Litteraturgattung zuwendeten, wodurch mehr Mannigfaltigkeit und Tiefe in dieselbe kam. Schillers unvollendeter aber spannender Roman „Der Geisterseher" gegen die arglistige und unheimliche Propaganda der Jesuiten hatte zwar zunächst nur die schlimme Folge, daß Deutschland nun neben den Ritter- und Räuberromanen auch noch mit einer Flut von Zauber- und Geisterromanen überschwemmt wurde; dagegen wies Goethe durch seinen „Wilhelm Meister" und seine „Wahlverwandtschaften" auf das reiche Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Verwickelungen, seinen vielseitigen Seelenvorgängen hin und bewirkte dadurch, daß die Romanschriftsteller ihre Blicke mehr auf die Gegenwart richteten, die Zustände der Wirklichkeit nach allen Richtungen erforschten und alle Verhältnisse des Familien- und Gesellschaftslebens, alle geistigen und religiösen Interessen der verschiedenen Stände, alle Wechselfälle des irdischen Daseins in ihren Werken darstellten. Dadurch wurde alles Menschliche in den Bereich des Romans gezogen und dieser folglich als Form und Rahmen für die Verbreitung bestimmter Ideen benutzt.

Erweiterung der Romanlitteratur.

B. Wissenschaftliche Thätigkeit und Prosalitteratur*).

I. Das geistige Leben Deutschlands auf dem Gebiet der Kirche und Schule, der Religion und der Philosophie.

1. Allgemeines.

Theologie und Kultur. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vollzieht sich auf deutschem Boden ein folgenreicher Prozeß, als dessen Kern und Wesen die Befreiung der allgemeinen Kulturinteressen von den Banden und aus dem Bann der Theologie bezeichnet werden kann. Letztere war durch die Reformation zur Führerschaft in der geistigen Bewegung der Neuzeit berufen worden, und trotz aller nur allzu rasch erfolgter Entartung, erhielt sie sich auf der Höhe dieser Stellung, solange die großen Religionskriege währten. Seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs begann der Kredit der konfessionellen Dogmatik und der reinen Lehre langsam zu sinken, und der gravitätische Ernst, womit ihre Vertreter sie fortwährend als die Königin der Wissenschaften behandelten, begegnete vermehrten Zweifeln. Die Einwirkungen von Männern wie Calixt in der Mitte, wie Spener gegen Ende jenes Jahrhunderts, kamen zwar der Frömmigkeit zu gute, nicht aber der Rechtgläubigkeit. Seit 1700 vollends mehrt sich wenigstens die Zahl der Einzelnen, welche mit dem traditionellen Dogma und mit der Kirche gebrochen haben. Aber auch innerhalb der theologischen Welt treten zu den Einflüssen, die schon früher von Helmstädt, Frankfurt, Dresden, Berlin, Halle ausgegangen waren, neue, zugleich stärker und entschiedener wirkende Impulse. Dahin gehören in erster Reihe die Nachwirkungen des niederländischen Arminianismus, des englischen Deismus, vornehmlich aber des deutschen Wolffianismus, auch das seitens der Rechtswissenschaft gegebene Beispiel der Befreiung von scholastischen Gesichtspunkten. Später treten als weitere Agentien noch hinzu die französische Aufklärungslitteratur, besonders Voltaire und Rousseau, die von letzterm beeinflußte philanthropische Pädagogik, der ganz in die Spuren des erstern einlenkende Ton, welcher vom Hof Friedrichs des Großen ausging und ein ergänzendes Seitenstück in den aufklärerischen Reformbestrebungen Josephs II. in Wien fand. Dieser (Die Aufklärung.) und Friedrichs II. Minister von Zedlitz nannten zuweilen „Aufheiterung", andre auch „Aufhellung", was bald allgemein mit dem Ausdruck und Stichwort „Aufklärung", worüber Moses Mendelssohn und Kant eigne Abhandlungen schrieben, bezeichnet wurde — das leitende Prinzip, welches der geistigen Entwickelung des deutschen Volks seit Anfang des Jahrhunderts zu Grunde lag und in der zweiten Hälfte desselben siegreich nach allen Seiten zum Durchbruch gelangen sollte. Das angestrebte Ziel läßt sich bezeichnen als Verstandesbildung, eigne Überzeugung, Befreiung des Denkens von den es beengenden Schranken

*) Unter Beihülfe von Professor Dr. Holtzmann und Dr. F. Weber.

auf dem Weg teils des selbständigen Nachdenkens, teils der erfahrungsmäßigen Forschung auf den Gebieten der Natur und der Geschichte. Das am meisten Charakteristische der ganzen Entwickelung liegt aber in der merkwürdigen Art, wie noch alles, selbst die Emanzipation von der Theologie, innerhalb der Sphäre und auf dem Boden der Theologie sich vollzieht. Fast durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch werden in Deutschland alle Kulturfragen noch innerhalb des Rahmens einer theologisch bestimmten Weltanschauung zum Austrage gebracht; alle Regungen der Wissenschaft, Kunst und Litteratur setzten sich vor allem erst mit der Theologie auseinander; auch der Religion an sich fremde Probleme werden noch für theologische Probleme gehalten. Nicht bloß Leibniz und Wolff dienen zum Erweise und zur Illustration dieses Satzes, sondern selbst Lessing sieht sich gedrungen, Glaubensbekenntnisse abzulegen und theologische Polemik zu treiben. Wie er, so waren auch Wolff, Gellert, Winckelmann und viele der einflußreichsten Pädagogen, Philosophen, Kritiker und Dichter von Haus aus Theologen; die Philologen, Orientalisten und Historiker der Zeit treiben ihre Profanwissenschaften meist nach oder neben ihrem theologischen Fachstudium. Keiner ist, der die theologische Eierschale ganz abgestreift hätte.

Verflachung der theologischen Weltanschauung.

Das Ende der Bewegung bestand freilich in der dauernden Vernichtung der weltlichen Herrschaft und bisher behaupteten maßgebenden Stellung der Theologie. Wissenschaft, Kunst, Litteratur — alle wesentlichen Faktoren weltlicher Kultur sind durch die Geistesthat des achtzehnten Jahrhunderts aus ihrer engen Verbindung mit Religion und Kirche herausgetreten. Die Folgen für die Theologie aber waren zunächst unsäglich traurig, erst mit der Zeit zuweilen auch heilsam und kräftigend. Traurig deshalb, weil die Religion auf einer notwendigen Thätigkeit des menschlichen Gemüts beruhend, bezüglich ihrer Ausdrucksweise aber stets auf Mittel der Phantasie und poetischen Ahnung verwiesen, wenig darauf eingerichtet ist, von einem Zeitalter vorwiegender Verstandesbildung, das vor allem nüchterne Lehrweise und handgreifliche Begriffe verlangt, in Betracht gezogen und pedantisch strenger Prüfung unterworfen zu werden. „Der reflektierende Verstand führt eine bildlose, farblose, nackte, nüchterne, kühle Sprache. Nötigt er als Tyrann eine solche dem religiösen Leben auf, so muß dieses verstummen.“ Schon der Wolffianismus nahm sich auf der Kanzel oft seltsam genug aus und vermochte dem religiösen Bedürfnis des Volks nicht mehr zu genügen. Die Predigten waren noch orthodox, aber allzusehr von der Neigung zu breit tretendem Räsonnement beherrscht. Die ganze Theologie wurde zwar nicht systematisiert, aber tabellarisiert, und es gab Prediger, welche am besten zu fahren schienen, wenn sie von jedem Wort des Textes eine Definition gaben. Seit der Mitte des Jahrhunderts nahm unter dem Einfluß der mittlerweile auf die Tagesordnung gesetzten Popularphilosophie die Trockenheit zu; nur daß an die Stelle der leidigen Abstraktion die noch leidigere Trivialität trat. Wie diese Popularphilosophie im allgemeinen das Verdienst hatte, die Ansprüche des gesunden

Popularphilosophie.

Menschenverstandes wieder in Geltung gesetzt zu haben, anderseits aber eine oft komische Abneigung gegen alle Erscheinungen und Faktoren des Lebens an den Tag legte, welche sich den Berechnungen des gemeinen Menschenverstandes entzogen und ein mehr ästhetisches Schätzungsvermögen voraussetzten, so that gleicherweise auch die theoretische und praktische Theologie dieser Periode, bis endlich die Religion fast so gut wie ganz umgesetzt war in einige Gemeinplätze von sogenannten Vernunftwahrheiten auf der einen, in oberflächliche Nützlichkeitsmoral auf der andern Seite. Ein gar nicht auf religiösem Boden erzeugter Inbegriff wissenschaftlicher oder populär gehaltener Gedanken wurde das Evangelium der rationalistischen Theologen. Ausdrücke, welche sowohl der altprotestantischen als der scholastischen Theologie völlig unentratsam waren, wie Buße und Bekehrung, Glaube und Rechtfertigung, wurden jetzt allmählich geradezu unverständlich; man redete statt dessen von Unschuld und Tugend, von Vernunft und Aufklärung, von „Ausbesserung" und Vervollkommnung. Aber nicht bloß Werte der natürlichen Moral, auch Werte der philosophischen Metaphysik wurden für religiöse Werte gehalten und ausgegeben. Philosophische Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seelen hielt man für Andachtsmittel und erbauliche Motive. Im übrigen aber beschäftigte man sich mit dem was nützlich ist nicht bloß für jenes, sondern vornehmlich auch für dieses Leben. „Die Kirche wurde verwandelt einerseits in eine Akademie, anderseits in eine Dorfschule, und in dieser hohen oder aber niedern Schule durfte alles gelehrt werden, was sich für das Alltagsleben verwerten ließ." Es war die Zeit da Spaldings berufenes Buch „Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes" (1772) erschien, in welchem dem geistlichen Amt, das namentlich in der Lutherskirche noch von einem Nimbus apostolischer Heiligkeit umgeben war, dieser klerikale Charakter gründlich abgestreift, seine Hauptbedeutung dagegen in die Gemeinnützigkeit als Institution zur Beförderung allgemeiner Sittlichkeit verlegt war.

Die Religion der Vernunft und Moral.

Theologischer Fortschritt u. Rückschritt.

Gleichwohl hat die Theologie gerade während dieser Periode der äußersten Entleerung aller religiösen Ideen Errungenschaften gemacht, welche durchaus als bleibende Früchte der Aufklärung erscheinen und eine aufrichtige Rückkehr zur alten Glaubensweise für alle Zukunft zur Unmöglichkeit machen. Es ist zunächst die biblische Auslegung und Kritik, welche von den Fesseln des Traditionalismus und der Autorität des Kirchenglaubens befreit wurde, und zwar dadurch, daß Männer wie Ernesti, Michaelis, Semler, von dogmatischen Rücksichten absehend, die Prüfung und Erklärung des biblischen Textes ausschließlich unter den Gesichtspunkt der weltlichen Philologie stellten und dem entsprechend mit Sprachforschung, Altertumskunde, litterarischer und historischer Kritik in Verbindung setzten. Mochten dabei noch so ängstliche Rücksichtsnahmen getroffen werden, der innerste Kern dieser Richtung war nicht zu verdecken: daß nämlich die Dogmatik ein historisches Gewächs sei und ihre Wurzel in einer Sammlung von Büchern habe, die, mag man sie für noch so heilig und inspiriert ansehen,

doch allen geschichtlichen und örtlichen Bedingungen weltlicher Litteraturentwicklung unterstehen und als die volkstümliche Litteratur des Judentums und des daraus hervorgegangenen Urchristentums nur durch die genaueste Kenntnis und Erforschung der Sprache, Geschichte, Altertümer, Sitten und religiösen Vorstellungskreise des Orients zu verstehen sind. Auf diesem Weg mußte sich aber der Glaube an die Ausnahmestellung gerade dieser, der sogenannten kanonischen Litteratur, also auch an ihre unmittelbare göttliche Eingebung und unbedingt bindende Kraft verlieren.

Die Nationallitteratur u. das Christentum.

Im allgemeinen aber hat die Theologie, indem sie all' ihr Hab und Gut unter den Schutz und Schirm des gemeinen Menschenverstandes flüchtete, sich ihr eignes Grab gegraben. In demselben Maß als sie das religiöse Ahnen und Bedürfen gar nicht mehr zu begreifen, geschweige denn zu befriedigen wußte, und als man an den Dienern der Religion fast nur Kleben an der gemeinen modernen Wirklichkeit und zunehmendes Philistertum wahrnahm, flüchtete sich alles was Gemüt und Phantasie besaß zu der eben damals, in der Genialitätsepoche, ihre Flügel mächtig erhebenden poetischen Nationallitteratur. Hier stellen nun allerdings Gellert und Haller, vornehmlich aber Klopstock noch den bewußten Zusammenhang mit der positiven Religion dar und räumt sogar noch der spätere Herder auch dem Christentum eine hervorragende Stelle ein unter den Geistesmächten, welche an der Verwirklichung der Humanitätsidee gearbeitet haben. Im ganzen aber war es mehr das ideale Griechentum, was je länger je ausschließlicher gefeiert wurde. Seit Wielands religiöser Wandlung hatte die Nationallitteratur in den besten ihrer Vertreter wenigstens dem überkommenen und historischen Christentum den Rücken gewandt, sowenig dieselbe auch irgendwie aus dem Antichristentum in französischer Weise Profession machte. Dies konnte nur dazu beitragen, nicht bloß den Ruin der Theologie in allen ihren Gestalten zu vollenden, sondern auch jenes religiöse Interesse, welches fast das ganze Jahrhundert noch beherrscht hatte, gegen Ende desselben wenigstens in den gebildeten und am geistigen Leben der Nation beteiligten Kreisen fast ganz einschlummern zu lassen; was an seine Stelle trat war zunächst ein philosophisch-ästhetisches, späterhin je länger je mehr ein politisches Interesse.

Die Philosophie, welche zunächst berufen war in die Lücke einzutreten, ging in der Person Kants aus der Übergangsform der sogenannten Popularphilosophie in die weltgeschichtliche Phase der kritischen Philosophie und zwar zunächst des sogenannten subjektiven Idealismus über. So große Verdienste sich die Popularphilosophie um Befreiung und Hebung der gesamten Durchschnittsbildung des achtzehnten Jahrhunderts erworben, so sehr die philosophische Arbeit dadurch an Klarheit und formaler Ausbildung gewonnen hatte, soviel ließ sie an Gehalt, Tiefe und Gründlichkeit vermissen. Ein oberflächlicher Eklektizismus, vom bloßen Dilettantismus nicht viel verschieden, gab sich für echte Weltweisheit aus. Ausnahmslos wiederholen alle Vertreter dieser Richtung, daß der

eigentliche Gegenstand der Philosophie und des menschlichen Interesses überhaupt nur der Mensch sei. In der Art, wie dieser Satz aufgefaßt und durchgeführt wird, bestimmt er sich näher dahin, daß die Glückseligkeit des Menschen den eigentlichen Zweck aller theoretischen und praktischen Bestrebungen bilde, der Wert alles Erkennens und alles Thuns daher ganz und gar nach dem Nutzen zu bemessen sei, welchen es uns gewährt. Schließlich erscheinen selbst Gott und Unsterblichkeit, die beiden ausschließlichen Gegenstände der philosophischen Begeisterung jener Zeit, als notwendige Artikel im Bau der menschlichen Glückseligkeit. Ein flacher Utilitarismus und Eudämonismus beherrscht daher vor allem auch die große pädagogische Reform, in welcher sich überhaupt die Tendenzen und Interessen des Jahrhunderts nach ihren gesunden und ungesunden Seiten am treuesten abspiegeln. Gleichwohl brachen sich diese Bestrebungen überallhin Bahn, und ging von den Philanthropinen allmählich eine gründliche und segensreiche Umgestaltung des Schulwesens aus.

Glückseligkeits- und Nützlichkeitsmoral.

Die Reformpädagogik.

Während der Einfluß von Männern wie Basedow, Rochow, Felbiger, Pestalozzi mit der Zeit in jeder Volksschule spürbar wurde, ging von der Universität Königsberg ein Impuls aus, welcher in der Geschichte des menschlichen Denkens die größte Epoche seit Aristoteles bildet. Man war in der Weiterverfolgung teils Leibniz-Wolffscher, teils Lockescher Ideen dahin gekommen, im menschlichen Selbstbewußtsein endlich den Ort zu fixieren, mit dessen Untersuchung die Philosophie sich in erster Linie zu beschäftigen habe. Aber erst Kant begriff und lehrte begreifen, daß alle Versuche zur Fortbildung und Ergänzung der deutschen wie der englischen Forschungen einer haltbaren Grundlage entbehrten, solange nicht die entscheidenden Fragen nach dem Ursprung unsrer Vorstellungen gründlicher als bisher untersucht waren. Dadurch zumeist hat er eine neue Epoche in der Geschichte des menschlichen Denkens eröffnet, daß er den Beitrag feststellte, welchen einerseits die Eindrücke der Sinneswelt, anderseits die Selbstthätigkeit des vorstellenden Subjekts für Bildung der Vorstellungen und Begriffe leisten. Wenn der deutsche Rationalismus von der Vernunft wie von einer Karte der übersinnlichen Welt sprach, die der Mensch fertig in seinem Geist trägt, so gab ihm Kant zu bedenken, daß die Vernunft ihren Stoff nur aus der Erfahrung entnehmen, daß aller Vernunftgebrauch nur Bearbeitung eines erfahrungsmäßig gegebenen Stoffs sein kann; und wenn der englische Empirismus die Erfahrung für die einzige Quelle unsrer Vorstellungen und für den Maßstab ihrer Wahrheit hielt, so belehrt ihn Kant, daß unsre Vorstellungen zwar ihren Inhalt aus der Empfindung nehmen, ihre Form dagegen ganz und gar durch die eigne, von „apriorischen" Gesetzen bestimmte Geistesthätigkeit des Menschen erhalten. Indem er so die Ansichten seiner Vorgänger über die Entstehung und Wahrheit der Vorstellungen teils berichtigt, teils durcheinander ergänzt, verknüpft er sie in dem neuen und schöpferisch wirkenden Prinzip der „kritischen" Philosophie, welche sich bewußt ist, die Dinge nur zu erkennen,

Philosophische Revolution durch Kant.

wiefern sie sich uns unter unsern menschlichen Anschauungs- und Denkformen darstellen, nicht aber in ihrem „An sich". Damit war der Schwerpunkt der Philosophie, der bisher in der Frage nach der Beschaffenheit der vorgestellten Gegenstände lag, in die Frage nach der Beschaffenheit des vorstellenden Subjekts verlegt, und mit der Entdeckung, daß dieses Subjekt nicht bloß vorstellt, sondern auch die Gesetze eigenster Thätigkeit in sich selbst trägt, war ein neues Gebiet, dasjenige der übersinnlichen, der sittlichen Welt gewonnen, auf welchem die Entschädigung für alle Verluste des, auf das Gebiet des Erfahrungsmäßigen beschränkten, Erkennens zu finden sein sollte.

Neben Religion und Kirche, neben Pädagogik und Philosophie war auch das Staatsleben und die Geschichte ein fruchtbares Ackerfeld geistiger Thätigkeit und eingehender Studien. Wenn in England und Frankreich die politischen Doktrinen von philosophischen Prinzipien ausgingen, so wendeten sich die Deutschen mehr dem Praktischen zu und suchten in die verwirrende Masse der Reichsrechte und der partikularistischen Staatsverhältnisse einige Ordnung und Klarheit zu bringen. Nachdem die beiden Moser, Vater und Sohn, jener auf der positiven Grundlage des Gegebenen, dieser im Geist der Freiheits- und Humanitätsideen des Zeitalters, verbunden mit der christlich gläubigen Gesinnung Klopstocks, die er auch in geistlichen Liedern und in dem Heldengedicht in Prosa „Daniel in der Löwengrube" kund gab, mit Freimut und emsigem Fleiß das weite Gebiet des staatsrechtlichen und politischen Lebens durchdrungen und ein solides Fundament für staats- und völkerrechtliche Lehrgebäude gelegt, gründete Pütter eine staatswissenschaftliche Schule, welche die letzten Jahrzehnte des römisch-deutschen Reichs beherrschte und dasselbe überdauerte. Justus Möser, ein echtdeutscher Sohn des osnabrückischen Landes, zugleich Publizist und Historiker, zeigte in der Einleitung zu seiner „Osnabrückischen Geschichte" und in seinen „Patriotischen Phantasien", wie man durch Erforschung und Würdigung der vaterländischen Vergangenheit in ihren Sitten, Lebensverhältnissen und ständischen Eigentümlichkeiten eine gesunde Unterlage zu einer wahren Volks- und Landesgeschichte gewinnen könne, und suchte, indem er die Reformen der öffentlichen Dinge, der religiösen und politischen Anschauungen an das Bestehende anzuknüpfen riet, das rechtlich und historisch Begründete zu retten und zu wahren gegenüber den nivellierenden Bestrebungen des absolutistischen wie des rationalistisch aufklärenden Zeitalters. Durch Möser und mehrere gleichzeitige Schriftsteller kam in die Geschichtschreibung ein neuer Aufschwung. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gaben den Anstoß zu einer freiern, großartigern Auffassung der Weltgeschichte, indem sie den Forscher auf die philosophische Höhe führten, von der das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaut; und wenn schon Schlözer, neben Gatterer der Hauptbegründer einer methodischeren und rationelleren Geschichtschreibung und der Vater der periodischen politischen Litteratur, gegen diese poetische Auffassung ankämpfte,

Publizistik u. Geschichtschreibung.

die klassischen Autoren geringschätzte, mit praktischem Sinn bloß die bestehenden Verhältnisse erfaßte und zu bessern suchte, die höhere philosophische Anschauung der Geschichte machte sich dennoch geltend. Ludw. Tim. Spittler schied mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material der herkömmlichen Kirchen- und Staatenhistorie, machte auf das Freiheitsbedürfnis der Menschennatur wie auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der historischen Darstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. In seinem Geist hat Dohm die Zeit des deutschen Fürstenbundes mit staatsmännischem Verständnis in seinen „Denkwürdigkeiten" behandelt. Der Schweizer Johannes Müller strebte nach dem Ruhm eines deutschen Thukydides, indem er die großartigen Erscheinungen der Weltgeschichte in objektiver Ferne betrachtete und in kunstvoller rhetorischer Sprache darstellte; ihm war es gegeben, den historischen Stoff, den er sich durch unermeßliche Belesenheit zu eigen gemacht, mit dem Licht des Geistes zu durchdringen und zu schöner Form zu gestalten. Ein begeisterter Herold der Freiheitskämpfe und der republikanischen Tugend seiner Landsleute in seiner „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft", entbehrte er im Leben der männlichen Haltung und Festigkeit und endete als Minister der Napoleonischen Militärherrschaft in Kassel; er bildete darin den Gegensatz zu seinem Mainzer Kollegen, dem für Freiheit und Weltbürgertum schwärmenden Georg Forster, der im Strudel der französischen Revolution unterging. Friedrich Gentz, ein geistreicher Mann von elastischer Beweglichkeit, war in Schriften und Leben das getreue Spiegelbild einer wechselvollen Zeitströmung und wandelbaren Weltanschauung.

2. Der Umschwung in der Theologie.

1. Die religiöse Aufklärung.

Wir haben bereits den Gang der aufklärerischen Ideen durch England (S. 104 ff.) und Frankreich (S. 131 ff.) verfolgt. Erst um ein Namhaftes später betreten sie auch den Boden von Deutschland, wo ihnen übrigens von andrer Seite her, teilweise schon durch die Reformbestrebungen der Pietisten (XII, 917 ff.), noch mehr aber durch die philosophischen Leistungen Leibnizens und Wolffs vorgearbeitet war (XII, 704 ff.). Von jener Seite her kamen die Angriffe, welche der schwärmerische Dippel (XII, 923), unter dem Namen des christlichen Demokrit schreibend, gegen das neue Papsttum des lutherischen Klerus richtete. Gefährlicher aber wurde trotz aller Akkommodation, deren sich ihre Führer beflissen, die Philosophie. Wolff war ein „Lehrer Deutschlands" wieder in neuer, in ganz andrer Weise gewesen, als Hrabanus Maurus und Melanchton, deren Namen herkömmlicher Weise mit diesem Titel geschmückt sind. Er war der erste deutsche Philosoph, welcher Schule machte und die Philosophie zugleich auch bis zu einem gewissen Grad zu einer allgemeinen, öffentlichen Angelegenheit erhob. Nun war das Hauptschlagwort dieser Schule die sog. natürliche Theologie, welche Wolff nach dem Vorgange der Scholastiker von der geoffenbarten unterschieden hatte. Auf jene wendete sich von nun ab alle Aufmerksamkeit der Zeitgenossen; ihr

Wolffianismus. 1720–1740.

allein schrieb man Beweisbarkeit und unumstößliche Sicherheit zu. Das Geschäft der Ausgleichung mit der geoffenbarten Wunderwelt und die Verteidigung der letzteren sollte ausschließlich den Theologen überlassen bleiben. Für den Gegensatz der konfessionellen Lehrsysteme blieb selbstverständlich wenig Interesse übrig; an die Stelle dieses Gegensatzes war der Kampf von Philosophie und Theologie, von Vernunft und Offenbarung, von Denken und Glauben getreten. Nichtsdestoweniger wurde theologischerseits höchstens vereinzelter Widerstand versucht, namentlich in Jena und in Leipzig, während eine ganze Reihe andrer Theologen, wie Reinbeck in Berlin, Reusch in Jena, Ribow in Göttingen, Canz und Bilfinger in Tübingen, Baumgarten in Halle, dem demonstrativen Verfahren der neuen Philosophie Eingang in die Religionswissenschaft zu verschaffen wußten. So wurde die Theologie selbst mit hereingezogen und dahin gebracht, auch ihrerseits einen Prozeß zu fördern, dessen Resultat nur in endgültiger Lösung und Befreiung der Philosophie von dem Joch der theologischen Scholastik bestehen konnte. Eine ähnliche Emanzipation hatte die Rechtswissenschaft durch Pufendorf und Thomasius erfahren, und sogar schon länger war es her, daß die Naturkunde selbständigere Regungen zu empfinden begann. Vieles Andre noch trug dazu bei, es den Geistern zu erleichtern, aus dem Kreis eines überlieferten und erlernten Systems herauszutreten und namentlich in Konfessionssachen mildere Urteile zu bilden. Nicht bloß wurden geistige Produkte des Auslandes überhaupt in Deutschland eingeführt, sondern es begann auch namentlich die reformierte Kirche eine starke Einwirkung auf das deutsche Luthertum auszuüben. Man konnte in Deutschland nicht teilnahmlos bleiben, wenn in Holland der Arminianismus ungeheure Fortschritte auf dem Gebiet der kirchengeschichtlichen und der exegetischen Studien machte, wenn ebendaselbst neben der klassischen auch die orientalische Gelehrsamkeit einen neuen, dem Verständnisse des alten Testaments zu gute kommenden Aufschwung nahm, wenn infolge von Peter Bayles geistreicher Publizistik ein gewisser Zweifelsgeist und kritischer Sinn in Religionssachen Hand in Hand mit Abneigung gegen Religionszwang und Intoleranz um sich griff; wenn ferner in England, nachdem die Freidenker ihre Rolle ausgespielt, selbst innerhalb der Staatskirche ein latitudinarischer Sauerteig wirksam blieb; wenn in Frankreich, noch ehe daselbst eine eigentliche aufklärerische Litteratur entstand, ein Richard Simon so manchem Vorurteil des abstrakten protestantischen Bibelglaubens erfolgreich entgegengetreten war. Nun stellte aber das alte System bei aller innern Haltlosigkeit doch so sehr einen geschlossenen Zusammenhang von Gedanken und Vorstellungen dar, daß nicht leicht an einzelnen Stücken desselben gezweifelt werden konnte, ohne daß das Ganze in Frage zu kommen drohte. Die symbolischen Bücher, welche bisher allem Forschungsgeist die engsten Schranken gezogen hatten, waren kürzlich noch zur Verurteilung der frömmsten Menschen wie Calixt und Spener mißbraucht worden und fingen an im öffentlichen Kredit zu sinken. Nicht mehr die Norm dessen was zu glauben, sondern nur dessen, was öffentlich zu lehren sei, wollte man in ihnen finden. So bildete sich eine Art von moderater und liberaler Theologie, welche noch lange kein Rationalismus, aber auch keine Orthodoxie mehr war. Man wollte das Tröstliche des alten Glaubens nicht in den Wind schlagen; man versuchte es nicht einmal mit neuen Formen; wohl aber suchte man an den alten das Ungenießbare und Harte zu mildern. Man glaubte z. B. noch an die Inspiration der heiligen Schrift, gab aber doch zu, daß der Stil und die Grammatik einer Beeinflussung durch den heiligen Geist ledig seien. Namentlich suchte man die schroffe und ernste Anthropologie Augustins und der Reformatoren zu humanisieren, wie denn die Abschwächung der Lehre von Erbsünde und Erbschuld zu den allgemeinsten und bezeichnendsten Artikeln dieser, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden, neumodischen Kirchen-

Auflösende Agentien.

Moderate Theologie. 1740—1760.

lehre zählte. Anderseits aber gehören dieser selben moderaten Theologie auch wieder die bedeutendsten Vorkämpfer an, welche zur Verteidigung des positiven Christentums erstanden. Wie in England die Apologeten von dem Geist des Deismus, dem sie entgegentraten, selbst angesteckt wurden, so widerfuhr Ähnliches den deutschen Theologen, welche teils die Schriften der englischen Vorgänger übersetzten, teils auch selbständig vorgingen wider die deistisch-freigeistige, materialistische und antichristliche Litteratur, die von England und Frankreich hereinzudringen begann.

Diesem letztgenannten, von der theologischen Bewegung wohl zu unterscheidenden Element wenden wir nun zunächst unsre Aufmerksamkeit zu: es allein entspricht genau den Erscheinungen, die wir auf englischem und französischem Boden beobachtet haben. Von Jahr zu Jahr hatten sich die Übersetzungen aus Collins, Whiston, Tindal, Toland gemehrt. Eines der ersten Ergebnisse dieser Berührung war die sog. Wertheimer Bibel, das Werk des Wolffianers Johann Lorenz Schmidt, welches aber, weil alsbald von landesherrlichen und kaiserlichen Verboten betroffen, nicht über den Pentateuch hinausgeschritten ist. Trotz aller Abgeschmacktheiten und gewaltsamen Umdeutungen, trotz aller Plattheiten und Trivialitäten bedeutet das Buch doch die echte bahnbrechende That der deutschen Aufklärung, und von dem Grundmangel, der Unfähigkeit, die eigne Philosophie von dem Weltbild der biblischen Schriftsteller zu unterscheiden, ist der deutsche Rationalismus gerade erst hundert Jahre später gründlich geheilt worden. Erkannt hat diese schwache Seite schon damals ein andrer Mann, welcher in viel rücksichtsloserer und keckerer Weise gegen Bibelglaube und übernatürliche Offenbarung zu Felde zog, dafür aber auch die Akkommodationspraxis der Wolffianer ehrlich verwarf. Es war dies der schon früher (XII, 926) charakterisierte Johann Christian Edelmann, der als der erste ausgesprochene Gegner des positiven Christentums in Deutschland bezeichnet werden kann, wenn er auch fast spurlos vorübergegangen und seine Wirksamkeit nicht zu vergleichen ist mit dem Aufsehen, welches die Wolfenbüttler Fragmente, überhaupt jene Veröffentlichungen von Reimarus und Lessing, von welchen gleichfalls schon die Rede war (S. 592 f.), und die Schriften von Bahrdt erregten, von welchen weiter unten zu sprechen ist.

Die Wertheimer Bibel. 1735.

Politische und soziale Gründe des Unglaubens.

Die auf den ersten Anblick überraschende Erscheinung, daß gerade in dem deutschen Volk, welchem man eine besondere Veranlagung für Religion und Theosophie nachrühmen will, in dem Volk der Reformation und des Pietismus der grundsatzmäßige Unglaube eine solider basierte Stätte fand als in England und Frankreich, erklärt sich übrigens nicht bloß aus der allgemein zugestandenen Verödung und Versandung der Theologie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, sondern sie hat auch ihre politischen und sozialen Vorbedingungen. Wenn in Frankreich der den Despotismus heiligsprechende und ihn zu eignen Zwecken mißbrauchende Jesuitismus einen großen Teil der Schuld an der Entchristlichung der Gesellschaft trägt, so spielt in Deutschland die protestantische, namentlich die lutherische Kirche eine ganz verschiedene und doch wieder ähnlichen Erfolg hervorrufende Rolle. Wie in Frankreich Ludwig XIV. sich mit dem Staat selbst identifizierte, so war auch der kleinste deutsche Souverän in der Lage, sich über jegliche Schranke hinwegsetzen zu können, nachdem er versichert, er werde sich deshalb mit Gott abfinden; und eine solche Willkürherrschaft des Staats und der Polizei, wie sie in den überaus kleinlichen Verhältnissen des Deutschen Reichs noch viel drückender empfunden werden mußte, als in den großen Gemeinwesen der Nachbarstaaten, fand in der lutherischen Kirche am allerwenigsten irgend ein Gegengewicht. Jeglichem Aufschrei der verletzten und empörten Menschenrechte wußte sie nur ihren Schriftbuchstaben (Röm. 13, 1) und die Drohung mit dem göttlichen Zorn entgegenzuhalten. So erbitterte die lutherische Geistlichkeit, indem sie jederzeit auf die

Seite der Gewalt trat, das Gefühl der gebildeten Stände und machte die letztern mißtrauisch gegen die sittliche Existenz der Kirche. Der aufkeimende Sinn für bürgerliche Freiheit wurde gleich von vornherein zur Allianz mit der Freigeisterei und mit dem Unglauben gedrängt. Die Aufklärung nahm sich der von der Kirche vernachlässigten Humanitätsidee in thatkräftiger und erfolgreicher Weise an, und die Nationallitteratur, welche eben einer neuen Blüte entgegenreifte, beschützte diesen Bund gegenüber der ihn anfeindenden Theologie und Kirche. So konnte die dem positiven Christentum feindliche Richtung gerade darum, weil ihre letzten Ursachen verkannt wurden und fortdauernd nachwirkten, immer tiefer in das Innere des deutschen Volkslebens eindringen und gerade das protestantische Deutschland an der Spitze einer zum Teil sogar antichristlich werdenden Bewegung einhergehen. Auf protestantischem Boden vornehmlich schuf sich die mit dem Bestehenden zerfallene, öffentliche Meinung ihre Organe; hier verkörperte sie sich allmählich in der werdenden Nationallitteratur. An die Stelle der verschiedenen Arten und Stufen von Standesbildung, welche bisher in Deutschland anzutreffen gewesen war, trat nunmehr eine den verschiedensten Elementen, wie sie allmählich in den Städten sich angesammelt hatten, gemeinsame Anschauung der Dinge, eine selbständige Gemeinbildung, an welcher jeder irgend Anteil nehmen mußte, welcher im gesellschaftlichen Leben etwas bedeuten sollte. Dazu kam die überaus folgenreiche Thatsache, daß mit dem Thronwechsel in Preußen 1740 ein deutscher Hof zum Mittelpunkt dieser Gedankenkreise geworden war. „Es gibt nur einen Gott und einen Voltaire" — hatte Friedrich II. schon 1739 an letztern geschrieben. In seiner Abhandlung „Was ist Aufklärung?" beantwortet Kant diese Frage geradezu dahin: sie ist das Jahrhundert Friedrichs des Großen. Es bedeutet den eigentlichen Kern seiner geschichtlichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob. Aus seinen Anschauungen über das Wesen der Religion folgte, wie schon oben (S. 452 f.) angedeutet, die unbedingteste Denk- und Gewissensfreiheit, die uneingeschränkteste Toleranz, so intolerant auch seine persönliche Stimmung gegenüber „Fafen" (Pfaffen) gewesen sein mochte. Gleichwohl priesen ihn die lutherischen Geistlichen als einen zweiten Salomo, weil er kein Interesse mehr an den Unionsbestrebungen seines Vaters bewies; und auch die Katholiken genossen die Früchte seiner konfessionellen Indifferenz. Ein so hervorragendes Beispiel mußte von den tiefgreifendsten Wirkungen begleitet sein. Selten hat eine Kabinettsordre eine so welt- und kulturgeschichtliche Bedeutung gewonnen als die berühmte vom 22. Juli 1740: „Die Religionen müssen Alle toleriret werden und mus der Fiscal mir das Auge darauf haben, das keine der anderen abbrug tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selig werden." So wurde kirchliche, konfessionelle, religiöse Lauheit mit der Zeit ebenso zum formellen Prinzip des Lebens in den gebildeten Schichten des Mittelschlags, wie man in der Humanitätsidee das materielle Prinzip desselben erblicken kann.

Friedrich II. und die Aufklärung.

2. Der theologische Rationalismus.

Von der Aufklärung, deren Wesen und Entstehung geschildert wurde, ist wohl zu unterscheiden der eigentliche Rationalismus. Dieser ist eine bestimmt theologische Erscheinung, während jene ein viel weiteres Gebiet umfaßt, namentlich auch das Erziehungswesen, die Rechtswissenschaft, die Geschichtschreibung, die schöne Litteratur und die Popularphilosophie. Gleichwohl bringt es der theologische Charakter, welcher dieser ganzen Reformbewegung noch aufgedrückt ist und sie im Gegensatz zu parallelen spätern Prozessen charakterisiert, mit sich, daß dem theologischen Rationalismus wenigstens die

Führerrolle zufällt. Die Männer, welche ihn seit der Mitte des Jahrhunderts zur Ausbildung brachten, waren keine leichtsinnigen Schöngeister, keine frivolen Spötter, sondern meist gediegene Vertreter und Förderer der Wissenschaft, welchen die mißliche Aufgabe, einen Gegensatz, der vorhanden war und sich nicht mehr ignorieren ließ, auszugleichen und zu überwinden, mit berufsmäßiger Notwendigkeit sich aufdrängte. Viele unter ihnen waren zugleich als Apologeten thätig gegen die englische Freigeisterei und französische Leichtfertigkeit im Urteil über religiöse Dinge. Dadurch vor allem wurde trotz des immer offener hervortretenden Gegensatzes von Orthodoxie und Heterodoxie eine Spaltung innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands verhindert. Gerade die eigentlich bahnbrechenden Geister und Väter des Rationalismus waren sogar für ihre Person noch der lutherischen Rechtgläubigkeit ergeben oder glaubten doch wenigstens es zu sein. So namentlich die Reformatoren der biblischen Wissenschaften Johann August Ernesti, Johann David Michaelis und Johann Salomo Semler. Der erste, ein hochgefeierter Lehrer zu Leipzig, hat die Auslegung des Neuen Testaments endgültig von den Fesseln der traditionellen Dogmatik befreit, sie ihrer theologischen Ausnahmestellung entnommen und unter den allgemeinen Gesichtspunkt der philologischen oder, wie er es nannte, „grammatisch-historischen" Erklärung gebracht. Auch die Idee der Dogmengeschichte hat er zuerst ausgesprochen und in seiner „theologischen Bibliothek" ein wirksames Organ für seine Ansichten geschaffen. Was er für das Neue, das war „der Ritter" Michaelis in Göttingen für das Alte Testament, der Begründer der historischen Bibelerklärung, wie Ernesti die grammatische und philologische Seite der Sache kultiviert hatte. Er besaß große Kenntnisse von orientalischen Verhältnissen und hat in seinem Werk „Über das mosaische Recht" und andern Schriften das jüdische Volk aus dem religiös-ideellen auf den historischen Boden zu versetzen gewußt. Auch seine „Einleitung in das Neue Testament" bietet trotz aller dogmatischen Erörterungen doch im Grund schließlich rein litterargeschichtliche Verhandlungen, und ein wichtiges Organ des theologischen Umschwungs blieb seine „orientalische und exegetische Bibliothek". Wie schon er dem Hauptgebrechen der Orthodoxie, die von einer nationalen Seite der biblischen Religion keinerlei Begriff besaß, entgegengetreten war, so that auch sein Schüler Johann Gottfried Eichhorn in Göttingen, für welchen die Bibel durchaus nichts andres mehr war, als ein Erzeugnis des orientalischen Geistes. Ganz besonders aber gehört hierher Semler, welchen man den „Vater des Rationalismus" genannt hat. Frühzeitig schon kam er mit dem Pietismus in Berührung, für welchen ihn sein Vater, ein Geistlicher in Saalfeld, gewinnen wollte. Seine natürliche Fröhlichkeit verließ ihn; er rang nach Gnadengefühlen und Gewißheit der Seligkeit, aber „blieb immer unter dem Gesetz". Ebenso erging es ihm auf der Universität Halle, wo er, am Pietismus endlich verzweifelnd, sich an Baumgarten anschloß, welcher ihm 1751 eine theologische Professur verschaffte. Er lehrte mit um so größerm Erfolg, als er sich sein gesamtes Wissen selbständig aus den Quellen erworben hatte. Dasselbe erstreckte sich vornehmlich auf die Gebiete der neutestamentlichen Exegese und Kritik, sowie auf Dogmengeschichte. Letztere, die er recht eigentlich begründet hat, gab ihm Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigentümlichkeit. Mit Vorliebe wies er das Menschliche in der Dogmenbildung nach, zeigte, daß nicht der heilige Geist, sondern Bischöfe und Kaiser die Symbole verfaßt haben, daß Platonismus, Stoizismus, Judaismus die christliche Dogmenbildung bedingen u. s. w. So oft er dabei auch den größern Zusammenhang über dem Kleinlichen und Kleinsten übersah, so hat er doch die frühere geschichtslose Ansicht gründlich abgethan, derzufolge es keine Entwickelung, sondern nur ein ewiges Nebeneinander von orthodoxem Licht und häretischer Finsternis gab. Noch größer sind seine Verdienste um die Auslegung

Johann Aug. Ernesti. 1707—1781.

Johann David Michaelis. 1717—1791.

Johann Salomo Semler. 1725—1791.

der Bibel, wo er tapfer auf Ermittelung des Originalsinnes drang, welcher zu erheben sei unter Beachtung der Umstände und der historischen Lage des betreffenden Schriftstellers und seiner ersten Leser. Zum erstenmal erkannte er den Unterschied und das Verhältnis des Judenchristentums und des Paulinismus im apostolischen Zeitalter; einer großen Anzahl herkömmlicher Vorurteile über Hauptfragen der biblischen Exegese und Kritik, namentlich auch der Textkritik, hat er dauernd ihr Fundament entzogen, indem er zugleich nicht wenige Ahnungen bezüglich des wahren Sachverhaltes aussprach, die sich im weitern Verlauf der Forschung vollkommen bestätigt haben. Hätte er geordnet und planvoll schreiben können, so würde seine Einwirkung eine enorme gewesen sein; so aber, ohne Sinn für abgerundete Darstellung, ohne philosophische Ruhe und begriffliche Schärfe, brachte er es nicht über ein großartiges gelehrtes Wühlen hinaus. Seine Werke sind Materialiensammlungen; fast niemand liest sie mehr, aber ihr wesentlicher Gehalt ist in die Wissenschaft übergegangen. Denn Semler trieb alles tüchtig und gründlich, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Gewissensdrang, im heiligen Eifer für die Sache des Christentums, das ihm „zur Ausbesserung des menschlichen Herzens" dazusein schien.

Der Rationalismus.

Während aber Ernesti noch die lutherische Abendmahlslehre verteidigte, Michaelis sich alle Mühe gab, orthodox zu sein, und der alternde Semler gegen die Wolfenbüttler Fragmente und für das Religionsedikt Wöllners schrieb, sind die eigentlichen theologischen Vorkämpfer des Rationalismus zwar wissenschaftlich viel weniger bedeutende, dagegen grundsätzlich entschiedenere Männer. Jene achteten die Offenbarung, suchten sie aber der Vernunft zugänglicher zu machen. Diese zogen die weitere Folgerung, daß was in der Kirchenlehre mit der Vernunft in Widerspruch stehe nur als trübender Zusatz zur Schriftlehre, als willkürliche Priestersatzung oder Schulgelehrsamkeit zu begreifen sei. Zwar der Glaube an die Offenbarung selbst wird noch festgehalten, aber nicht dem Inhalt, sondern bloß der Art ihrer Entstehung und Bekanntmachung nach soll sich die geoffenbarte Religion von der natürlichen unterscheiden; nicht eine Erweiterung, sondern nur eine wirksame Unterstützung der Vernunft leistet die Offenbarung; man vergleicht sie gern mit dem Fernrohr, ohne welches die Vernunft die wichtigsten Gegenstände nur unklar sehen würde. Besonders in Berlin war diese Vernunft- und Naturreligion, die man aber fortwährend getrost für den wesentlichen Kern des protestantischen Kirchenglaubens hielt, nicht bloß unter Philosophen, sondern auch unter den theologischen Kirchenhäuptern weit verbreitet. Dahin gehören namentlich der Oberhofprediger Sack und der Oberkonsistorialrat Spalding, mit welchen noch der Braunschweiger Konsistorialpräsident Jerusalem, den wir später kennen lernen werden, auf eine Linie zu stellen ist. Der letztere war selbst drei Jahre in England gewesen; der erste hatte Locke, Toland, Collins, Morgan, der zweite besonders Shaftesbury studiert. Sie hatten alle den Deisten die Kunst abgelernt, religiöse Fragen durch faßliche Behandlung und gefällige Darstellung in weitere Kreise zu bringen, die christliche Lehre dem gesunden Menschenverstand einleuchtend zu machen, und das Wesentliche im Christentum statt auf das Dogma, vielmehr auf die sittlichen Impulse, die von ihm ausgegangen sind, zurückzuführen. Über die Abschaffung der eidlichen Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, welche vor allem Sack wünschte, wurde seit 1767 offen debattiert, und es hat sich später bitter gerächt, daß man, in falscher Sicherheit befangen, einen solchen Schritt nicht wagte, solange man die Macht besaß, ihn zu thun. Statt dessen begnügte man sich mit fortschreitender Zivilisierung der Dogmatik; die aufeinander folgenden Lehrbücher lassen ein altkirchliches Dogma nach dem andern fallen, bis endlich der Berliner Propst und Oberkonsistorialrat Teller das Signal zur Zerstörung der ganzen alten Dogmatik gab, indem er Trinität, Per-

August Friedrich Wilhelm Sack. 1703–1786.

Johann Joachim Spalding. 1714–1804.

Wilhelm Abraham Teller. 1734–1804.

sönlichkeit des Geistes, Erbsünde, Abendmahlsfeier u. s. w. über Bord warf, Aufgehen der Religion in Moral forderte und die Perfektibilität des Christentums verkündigte. Dafür ward er freilich unter Friedrich Wilhelm II. zeitweilig suspendiert, während ein ähnliches, freilich noch keckeres Vorgehen dem Prediger Johann Heinrich Schulz zu Gielsdorf bei Berlin durch unmittelbaren Spruch desselben Königs Amt und Brot kostete.

3. Orthodoxie und Supranaturalismus im Kampf mit der Aufklärung.

Diesen in der Folge „Rationalisten" oder „Denkgläubige" genannten Theologen, wie sie namentlich mit der Zeit in Halle ihre Hauptbildungsstätte fanden, standen gegenüber nicht bloß die eigentlichen Symbolgläubigen und Orthodoxen, sondern auch jene abgeschwächte Orthodoxie, welche später im Gegensatz zum Rationalismus Supranaturalismus hieß. Letzterm fehlte es, nachdem Erbsünde und Erbschuld einmal preisgegeben waren, freilich an jeder Konsequenz des dogmatischen Denkens. Dagegen stand an der Spitze der eigentlichen Orthodoxie der seiner Zeit unter dem Namen des Zionswächters bekannte Hauptpastor in Hamburg, Johann Melchior Göze, welcher in Verbindung mit einer Schar jetzt vergeßner „Mitstreiter in Gott" wider alle zu Felde zog, welche an dem Buchstaben der Bibel oder an den Festsetzungen der lutherischen Schultheologie zu rütteln schienen. Feind aller philosophischen oder poetischen Ausdeutung der Religion, unternahm er mit herausfordernder Keckheit einen Kampf, welchem er seiner einseitig theologischen Bildung gemäß nicht gewachsen war, so daß ihm Lessing ein Denkmal der Schmach aufrichten konnte, das dem Namen des Mannes eine nicht eben beneidenswerte Unsterblichkeit eintrug. Gerade der Umstand, daß Lessings Flugblätter, bekannt als „Antigöze", die Rechte der Denkfreiheit und Vernunft wider den beschränkten Eifer des rechtgläubigen Inquisitors in einer Weise verfochten, welche der Religion selbst nirgends zu nahe tritt, auch das Christentum selbst nicht kränkt, verdoppelte die Wirkung der scharfen Zurechtweisung auf die Gemüter der Zeitgenossen.

Johann Melchior Göze. 1717—1786.

Dem Lessing-Gözeschen Kampf war fast unmittelbar vorangegangen ein andrer Sturm, welcher nicht minder bezeichnend ist für die Vorherrschaft, die noch immer die theologischen Fragen führten. Als Haupt- und Mittelpunkt der Berliner Freidenker galt schon längst der gelehrte Buchhändler Nicolai in Berlin. Dieser hatte schon 1757 im Verein mit den ihm lange Zeit eng verbundenen Freunden Lessing und Moses Mendelssohn die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" und, nachdem diese Zeitschrift in den Besitz von Christian Felix Weiße übergegangen war, 1759—1765 die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" herausgegeben; jetzt veranstaltete er nach seinem eigensten Programm die „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche vierzig Jahre lang eine hervorragende und tonangebende Stellung im deutschen Kulturleben eingenommen hat, und erst in der Genialitätsepoche, für deren Leistungen Nicolai kein Verständnis, aber um so hochmütigeres Absprechen aufbringen konnte, in Verfall und Mißkredit geriet. Sie war der offene Sprechsaal für alle, welche gegen Pietisten und Orthodoxe, gegen „Schwärmer" und „Heuchler", gegen Aberglauben und Vorurteil meinten etwas sagen zu sollen, das auserwählte Rüstzeug des ehrlichen und nüchternen Menschenverstandes, der sich keinen Nebel vormachen lassen will, aber auch verschlossen ist für alles, was Phantasie und Gemüt, Empfindung und Glaube heißt. Gott und Unsterblichkeit bildeten den Inhalt, die Sittenlehre den einzigen Zweck der Religion; was darüber ist, das war für Nicolai vom Übel und mußte als Aberglaube und Obskurantismus aufs äußerste bekämpft werden. Um solche Grundsätze weiter zu verbreiten, schrieb er den berühmten, satirisch sein sollenden Roman „Leben und Mei-

Christoph Friedrich Nicolai. 1733—1811.

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1765—1805.

1773.

nungen des Magister Sebaldus Notanker“, ein künstlerisch und religiös unbedeutendes Buch, dessen Spitze gegen das orthodoxe Pfaffentum gerichtet ist. Den Inhalt bilden die Schicksale und Leiden eines wegen seiner freisinnigen und vernünftigen Ansichten von dem Superintendenten Stauzius und seinen Glaubensgenossen um Amt und Brot gebrachten, mannigfach verfolgten, endlich aber in einen sichern Hafen einlaufenden Dorfpredigers. Mit treffenden und derben Zügen werden die heuchlerischen Geistlichen gekennzeichnet, „welche stets ihre eigne schlechte Sache zur Sache ihres Standes, der Religion und des allmächtigen Gottes selber machen“. Da darin zugleich auch Dichter und Schriftsteller, welche Nicolais Geschmack nicht zusagten, namentlich der süßliche, tändelnde Johann Georg Jacobi (als Herr von Säugling) und sein in gespreizter Vornehmheit auftretender Bruder Friedrich Heinrich mit kenntlichen Zügen verspottet wurden, so erlangte das Werk, dem die beigefügten Kupfer von Chodowiecki einen noch größern Wert verliehen, solche Bedeutung, daß es schnell nacheinander drei Auflagen erlebte, und daß alle Getroffenen ihrem Zorn in heftigen Ausfällen gegen den prosaischen Propheten des flachen Verstandes Luft machten. Nicolai und seine Anhänger, die „Nikolaiten“, galten im Mund der damaligen Frommen und noch lange nachher, ähnlich wie in unsern Tagen Strauß, als „Namen für jede schlechte That“. Nicht minder zum Zerrbild umgewandelt wurde auch der Name Biester, des Herausgebers der in Nicolais Verlag erscheinenden „Berliner Monatsschrift“, in welcher die Aufklärung ihren Kampf gegen die Unfreiheit auf allen Gebieten des Lebens, z. B. auch in der Schule, geführt hat.

J. E. Biester 1749—1816.

Berliner Monatsschrift. 1783—1811.

Viel gefährlicher als Orthodoxie und Supranaturalismus wurde der theologischen Aufklärung ihre eigne Einseitigkeit und Armut. Gewisse Mängel waren dem ganzen Zeitalter eigen. So das dem vagen Kosmopolitismus desselben entsprechende Bestreben, die Quintessenz aller Religion zu entdecken und sich gleichsam am Inhaltsverzeichnis des Buches statt an seinem wirklichen Inhalt zu erbauen. Andres aber bezeichnet genauer die besondere Schranke gerade der aufklärerischen Richtung in religiöser Beziehung. Während die Religion von Haus aus einer Art von Kunsttrieb der Massen entstammt und mit der Poesie im menschlichen Gemüt und Ahnungsvermögen einen gemeinsamen Boden, in der Phantasie ein gemeinsames Werkzeug, um sich Ausdruck zu verschaffen, besitzt, wurde von jener Seite mit philisterhafter Pedanterie alles, was irgendwie an Phantasie und Gemüt, an Kunst und Poesie erinnern konnte, aus dem Haushalt der Religion ausgefegt und derselbe geflissentlich auf den kahlsten Moral- und Verstandeskram reduziert. Es konnte vorkommen, daß die Predigt über den Text Matth. 21, 8: „Sie hieben Zweige von den Bäumen“ den Waldfrevel zum Thema nahm, oder daß bei der einreißenden Verschlimmbesserung der Gesangbücher das nach Friedrichs des Großen Urteil dumme und thörichte Lied „Nun ruhen alle Wälder, nun ruht die ganze Welt“, mit der physikalischen Geographie in Übereinstimmung und auf den korrekteren Ausdruck gebracht wurde: „nun ruht die halbe Welt“. In solcherlei Geschmacklosigkeit lag der tiefste und wirksamste Grund für die auffallende Erscheinung, daß, nachdem fast das ganze achtzehnte Jahrhundert noch theologisch und religiös gestimmt war, gegen Schluß desselben und zu Anfang des nächsten die Religion einen Todesschlaf zu schlafen schien, daraus erst Schleiermacher sie wieder erweckte. Alles was nicht allein von Verstand, sondern auch von Gemüt und Geist lebte, hatte sich mit der Zeit aus der öden Heide der Theologie in die blühenden Gefilde der poetischen Nationallitteratur gerettet und an die Stelle des Kultus einer zum „höchsten Wesen“ abgeblaßten Gottheit den Kultus des schöpferischen Genius gesetzt. Aber schon vor Schleiermacher hatte die Gärung, welche die siebziger Jahre mit sich führten und aus welcher die Nationallitteratur ihre jugendfrischen Kräfte sog, auch auf religiösem Gebiet die ersten Symptome

Reaktion des Gemüts gegen die Aufklärung.

von neuen Strebungen hervorgebracht. Wie die Heroen der Litteratur dem deutschen Volk überhaupt ein neues Lebensideal vor Augen stellten und den ganzen Menschen nicht mehr allein in aufgeklärten Vorstellungen und gekräftigten Willensakten, sondern vor allem in jenem unbewußten, naturartigen Gemütsgrund, in jenem genialischen Wesen, darauf die unberechenbare und unerfindsame Individualität beruht, aufsuchen lehrten, so fand die Genialitätsepoche ihre Vertreter auch in der Richtung auf die Religion, welche ja nach Lavater „als solche nichts als Genie ist". Er, Hamann, Jung-Stilling, Herder, Claudius, Jacobi, so verschieden sie unter sich sind, kommen doch alle darin überein, daß sie, inmitten der allmählich immer unabwendbarer sich vollziehenden Abwendung der Geister von Christentum und Kirche, eine originalreligiöse Stimmung persönlich hegten und in kleineren oder größeren Kreisen, die sich um sie sammelten, verbreiteten.

Herder. Am fernsten stand dabei dem, was man historisches oder positives Christentum nennt, Herder. Zwar trat auch er gegen die verflachende Richtung Spaldings und der Rationalisten, später sogar, als er zu bemerken glaubte, daß die kritische Philosophie in den Köpfen der theologischen Jugend Konfusion anrichte, gegen Kant auf. Dem Predigtamt suchte er in den „Provinzialblättern" die Würde des alten Propheten- und Priestertums, dem Christentum seine Weihe als Menschheitsreligion zurückzugeben. Aber gerade jener bei Herder in allseitigster Weise entwickelte Sinn für alles Menschliche bildet so sehr die durchschlagende Eigenart der neuen Richtung in Kunst und Litteratur, daß er selbst je länger je mehr auf die Seite der letztern sich gestellt sah, die Altgläubigen aber mit Mißtrauen ihm gegenüber traten. Er brachte ein so offenes Verständnis für alle Zeiten und Völker, für alle individuelle und gemeinsame Denk- und Empfindungsweise mit, daß ihm auch das Christliche nur unter dem Gesichtspunkt des rein Menschlichen erscheinen konnte, in dem er es aufgehen ließ. Christus war viel weniger sein Gott, als die Humanität seine Göttin. So stellte er ein poetisches Urchristentum, fern von allem Dogmatismus, aber auch von aller Geschichte, als ideale Religion hin und redete einer Weltkirche mit möglichst einfachem Glaubensgrund das Wort, die aber den wirklich Gläubigen nach altem Stil nur als eine verweltlichte Kirche, als ein hoffärtiges Stück Welt erscheinen mußte.

Amalie von Schmettau, Fürstin Galizyn. 1748—1806. Unter den der Genialitätsepoche angehörigen Kreisen religiös erregter Geister ist keiner berühmter geworden als derjenige der katholischen Fürstin Galizyn in Münster, welcher eine Zeitlang fast als religiöser Gegenpol zu dem freisinnigen Weimarer Hofkreis gelten konnte. Hier verfocht man gegen Aufklärung und Rationalismus nicht etwa die kirchlichen Dogmen und Symbole, sondern suchte in Gefühl, Poesie und Mystik den Quellen der Religion auf die Spur zu kommen; man bewunderte die Tiefen der orientalischen Dichtung in der Bibel, wies im Glauben den Anfang und das Ende aller Weisheit nach und schwelgte in Tiefsinn und Enthusiasmus. Die vertrautesten Freunde der schwärmerischen Fürstin, welche von ihrem aus naturwissenschaftlichen Arbeiten bekannten Gemahl Dimitri Alexejewitsch getrennt lebte, waren Hemsterhuis und Hamann. Sie ist die Diotima, an welche jener seine „Briefe über den Atheismus" richtete (1785), und der „Magus aus Norden" ist in ihrem Haus gestorben. Hier aber ging

Friedrich Heinrich Jacobi. 1743—1819. auch ein und aus der hervorragendste religionsphilosophische Prophet der Genialitätsepoche, Friedrich Heinrich Jacobi, der bestimmbare und wankelmütige Verfasser der philosophischen Romane „Allwills Briefsammlung" (1781) und „Woldemar" (1799), worin er teils seine Gefühlsphilosophie überhaupt entwickelte, teils insonderheit die moralische Frage nach dem Verhältnis des Rechts und der Pflicht des Individuums zu der gemeingültigen Sittenregel erörterte. Unter dem Einfluß derselben Umgebung vollzog sich auch die oben geschilderte Bekehrung des Grafen Friedrich Leopold zu

Stolberg und seiner Familie zum Katholizismus. Diese Männer bekämpften nicht bloß die Berliner, gegen deren dürre Verstandesbildung sie die Mächte des Gemüts und der Phantasie vertraten, sondern Jacobi war auch der Meinung, daß wer lediglich den Verstand um die Lösung des Welträtsels angehe, unvermeidlich dem Spinozismus entgegentreibe. Als einen solchen Spinozisten bezeichnete er namentlich, und wohl nicht mit Unrecht, den großen Lessing, was dessen Freund, den Deisten Mendelssohn, so angriff, daß die Schrift, worin er den Verstorbenen gegen eine solche Beschuldigung rechtfertigen wollte, ein Nagel zu seinem Sarg ward.

Ein Mann, welcher in seiner Auffassung von der Religion als „unmittelbarem Gottesgefühl" der ganzen Richtung der Zeit ebenso schroff gegenüberstand, als er zugleich wieder in seiner Auffassung des Genies als des „Ungelernten, Unlernbaren, innig Eigentümlichen, Göttlichen, Inspirationsmäßigen" sich genau mit dem von Herder, Schiller, Goethe eingeleiteten Genialitätskultus berührte, war der Landsmann und Zeitgenosse Pestalozzis, Johann Kaspar Lavater. Von Jugend auf religiösen Erregungen nachgehend, durchaus supranaturalistisch, ja mystisch angelegt, hatte er sich bereits durch seine „Schweizerlieder" und „Aussichten in die Ewigkeit" bekannt gemacht, als er Prediger in seiner Vaterstadt Zürich wurde. Seine erbaulichen Schriften, Predigten und Dichtungen trugen ihm einen solchen Ruhm ein, daß er in vielen frommen Kreisen fast wie ein Prophet und Heiliger verehrt wurde. In allen Gegenden Deutschlands waren Familien, deren seelsorgerlicher Berater er in seinem ausgedehnten Briefwechsel wurde. Seine Reisen waren Triumphzüge. Selten kann ein Mensch derartige Huldigungen vertragen, ohne daß sich Eitelkeit und Selbstbetrug in seinem Herzen einnisten. Auch Lavater erlag vielfach dieser Gefahr, zumal Selbstgefälligkeit und Ehrgeiz zu seinen angestammten Schäden gehörten. Aus seinem „geheimen Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" erkennt man die bewußte Absichtlichkeit, womit er nach dem Nimbus strebte, der sein Haupt umgab, und ihn ängstlich vor dem Schicksal des Verbleichens hütete. Es konnte nicht fehlen, daß er häufig Gegenstand satirischer Angriffe wurde. Solche gingen aus von Ummius (Freudenlied der Jünger Lavaters), Knigge (Reise nach Fritzlar), Wieland (Endymion), besonders von Lichtenberg, welcher nicht bloß seine an Mendelssohn zu schanden gewordene Proselytenmacherei (Timorus), sondern auch Lavaters Lieblingskind, die Physiognomik, zum Gegenstand spöttischer Betrachtungen machte. Seit 1769 hatte sich Lavater, von einem früh gereiften Beobachtungstalent geleitet, mit dem Gedanken getragen, dem in der Kopfbildung und den Linien des menschlichen Angesichts erkennbaren Gehäuse des Geistes eine besondere Wissenschaft zu widmen. Es lag im Geist einer Zeit, die von Rousseaus Ideen ergriffen, der unmittelbaren Stimme der Natur zu lauschen anfing, wenn Lavater Anweisung gab, in den Zügen des Profils die stumme Sprache der Seele zu lesen und daraus auf Charakter und vorherrschende Richtungen und Anlagen des Geistes zu schließen. In der That verfehlten seine „physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe", als sie in vier prachtvoll ausgestatteten Quartbänden mit Kupfern von Chodowiecki und andern Künstlern erschienen, nicht, ein ungeheures Aufsehen zu erregen. Aber der in feierlichem Orakelton, in schwülstigen Phrasen und hochtönenden Exklamationen dahinrollende Stil der Erklärungen Lavaters rief bald auch Spott hervor. Musäus schrieb dagegen seine witzigen „physiognomischen Reisen". Namentlich aber war es der Mathematiker und Physiker Lichtenberg in Göttingen, welcher, infolge eines in der Jugend erlittenen Unfalls verwachsen und mißbildet, an dem Grundsatz des ästhetischen Lavater, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, keinen Geschmack fand. Überhaupt war Lichtenberg in allem der Gegensatz zu Lavater; ebenso ungläubig und freidenkend wie dieser gläubig und

Johann Kaspar Lavater. 1741—1801.

1769.

1775—1778.

Georg Christoph Lichtenberg. 1742—1799.

christlich. Bei jenem beruhte alles auf Natur und Anlage, bei diesem war das meiste sorgfältig angebildet und anerzogen. Lavaters Auftreten war voll Feierlichkeit, Würde, Salbung; in Lichtenbergs Wesen bildeten Verstand und Scharfsinn, Witz und Mutwillen die durchschlagenden Züge. Er wäre der geeignetste Mann gewesen, um den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen, da er selbst alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen in seinem Charakter vereinigte und durch seine geistreichen Erklärungen der Hogarthschen Kupferstiche seinen tiefen Blick in das Seelenleben der Menschen bekundete. Aber seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner größern Arbeit ausdauern; humoristische und satirische Abhandlungen, fliegende Blätter und Fragmente, in welchen er alle verkehrten Richtungen, die überspannten Kraftgenies der Litteratur, das Prophetentum und den Bombast Lavaters („Über Physiognomik wider die Physiognomen" und „Fragment von Schwänzen"), die prahlerische Taschenspielerkunst Jakob Philadelphias verspottete, waren neben einigen wissenschaftlichen Schriften die einzige Frucht seiner hohen Begabung und seines klaren selbstbewußten Geistes. Auch über die forcierten Talente der Sturm- und Drangperiode schwang er seine satirische Geißel; er meinte, sie seien zu dem Namen Genie gekommen, wie der Kellereſel zum Namen Tausendfuß, nicht weil er so viele Füße habe, sondern weil die meisten sich nicht die Mühe nehmen, bis auf vierzehn zählen zu wollen.

4. Der Mystizismus und seine schwärmerischen Ausläufer.

Lavaters Religion. Lavater, zu dem wir zurückkehren, ließ nach solchen Erfahrungen seine physiognomischen Versuche stillschweigend fallen oder verwandelte sie vielmehr in künstlerische Bestrebungen, wie er denn überhaupt die Ideale der Vergangenheit und der Gegenwart in genialer Weise in sich vereinigte. Trotz alles Dogmatismus war sein Christentum ein durchaus ethisches, allem menschlich Schönen und Wahren verwandt. Unerschütterlich blieb er dabei aber in seinem Glauben an einen unmittelbaren Verkehr des Christen mit Gott, an Gebetserhörung, Wunderkräfte und Offenbarungen. Den größten Genuß fand er in der mystischen Steigerung der religiösen Gefühle; in allem, was ihn umgab und ihm begegnete, sah er den Finger Gottes. Keine Kritik vermochte ihn irre zu machen in dem Glauben an die Göttlichkeit der Bibel, und der ihn allenthalben umgebende Unglaube, die Freigeisterei und Aufklärung bestärkten ihn nur in der Überzeugung, in die Welt gekommen zu sein, „um von der göttlichen Wahrheit Zeugnis zu geben". Darin aber beruht nichtsdestoweniger gerade seine Bedeutung in der Geschichte des religiösen und des Kulturlebens seiner Zeit. Schließlich ist auch neben der großartigen Wirkung, die er als Prediger und Seelsorger unmittelbar, namentlich auch auf die höhern Klassen der Gesellschaft ausübte, das Verdienst nicht zu vergessen, welches er sich als ein unerschrockener und charaktervoller Verteidiger der Freiheit in jungen Jahren dem aristokratischen Regiment in Zürich, in alten der republikanischen Willkürherrschaft gegenüber erwarb. Nachdem er einige Monate über nach Basel verbannt gewesen war, wurde er nach dem Sieg Massenas über die Russen in den Straßen Zürichs, während er im Begriff war Bedrohten beizustehen, von einem betrunkenen Grenadier in die Seite geschossen und starb nach fast anderthalbjähriger Qual. 26. Sept. 1799.

Johann Heinrich Jung-Stilling. 1740–1817. Von gleicher Gesinnung und Richtung wie Lavater, aber mit mehr Natürlichkeit und einem reichern Gemütsleben begabt, war Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, der in großer Dürftigkeit aufgewachsene Sohn eines Schneiders und Schulmeisters in der Gegend von Siegen. Auch er selbst war dem väterlichen Beruf gefolgt,

bis er zu einem Kaufmann in Radevormwald kam, bei dem er rasch in der Bildung soweit fortschritt, daß er in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder in Verbindung trat, Medizin studieren und den Doktorgrad erwerben konnte. Er praktizierte nun in 1771. Elberfeld besonders als Augenarzt. Später finden wir ihn als Professor der Finanz- und Kameralwissenschaften seit 1778 in Kaiserslautern, seit 1787 in Marburg, seit 1803 in Heidelberg; seit 1806 lebte er als Geheimer Rat in der unmittelbaren Umgebung des Großherzogs Karl Friedrich in Karlsruhe. Auf wissenschaftlichem Gebiet hat er zwar nichts Dauerndes geleistet, vielmehr mit allen Mängeln des Autodidaktentums zu kämpfen gehabt. Auch seine Romane (Morgentau, Florentin von Fahlendorn, Theobald der Schwärmer u. a.), wiewohl sie nicht ohne tiefes Gefühl und Poesie sind, enthalten soviel mystische Schwärmerei, soviel Wunder- und Aberglauben, daß sie heute mit Recht verschollen sind. Eine Lieblingslektüre der nachtwandelnden Teile der Gesellschaft wurden seine „Szenen aus dem Geisterreich“. Die fast einzige Schrift von bleibender Bedeutung dürfte seine eigne gemütliche Lebensgeschichte sein; namentlich die „Jünglingsjahre“, daraus man ersieht, wie der ganz nach innen lebende phantasievolle Knabe allmählich zu jener elegisch-sentimentalen Weltanschauung, aber auch zu dem felsenfesten Glauben an Gott gelangte, der den Mann trotz aller ökonomischen Schwierigkeiten, womit er zeitlebens zu kämpfen hatte, keinen Augenblick verließ. Die Einwirkung einer frommen, wenngleich abergläubischen Umgebung, die strenge Abgeschlossenheit der Erziehung, das süße Schwärmen in einsamer Natur, fern von Welt und Menschen, der Druck der Armut, welche ihn von Jugend auf gewöhnte gegen die mannigfachsten Entbehrungen nicht bloß, sondern auch gegen die Mißachtung der Welt in seinem Innern Trost zu suchen, erzeugten in seinem Gemüt einen außerordentlichen Grad von Empfindsamkeit und Weiche, welche, vor den Berührungen mit der harten Außenwelt zurückbebend, ihn zur Beschäftigung mit dem eignen sittlichen und religiösen Kern führen und in eine Phantasiewelt einwiegen mußten. Die Hilfe, die er in jeder Not des Lebens, allerdings oft auffallend genug, erfuhr, ja der ganze Gang dieses Lebens, der aus dem Schulmeister einen Augenarzt und aus dem Schneider einen akademischen Lehrer gemacht hatte, befestigte ihn in dem Glauben an eine spezielle Vorsehung, unter deren Schutz er sich wußte. In jedem kleinsten Vorkommnis sah und verehrte er die Hand Gottes, alle Haare auf dem Haupt waren gezählt. Mit Gott stand er in persönlichstem Verkehr, und eine persönliche Liebe verband ihn mit Christus; die Frucht dieses Glaubens war, daß er unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens seine Sanftmut, seine Menschenliebe und sein Gottvertrauen aufrecht erhielt. Kurz er war einer der hervorragendsten unter den wenigen Christen alten Schlags, welche das moderne Zeitalter noch aufzuweisen hatte.

Leider knüpfen sich an Lavaters Namen noch andersgeartete Erinnerungen, deren hier einschaltungsweise gedacht werden muß, weil sie zeigen, wie wenig der Gesamtcharakter jener Zeit getroffen ist mit dem stehend gewordenen Titel des „Jahrhunderts der Aufklärung“. Das ohne Zweifel mannhafte und erfolgreiche Ringen nach Emanzipation von jahrtausendalten Vorurteilen, welches zu jener Bezeichnung Veranlassung geboten, weist vielmehr als Kehrseite eine kindische Lust am Wundervollen, Zauberhaften und Magischen auf, welche im denkbar grellsten Kontrast zu jener fortschreitenden Verstandesbildung stand. Als direkte Antipoden der Aufklärer und Freigeister setzt sich eine Reihe von Betrogenen und Betrügern in Geltung, welche unter passenden Aushängeschildern die Geister mit Vorliebe für Wunderbares und Übernatürliches erfüllten, wie um sie auf diese Weise auf den kommenden Rückschlag der Restaurationsepoche vorzubereiten. Und zwar war es keineswegs die jederzeit unzurechnungsfähige, urteilslose Menge, welche von eitler Wundersucht bethört und hingerissen erschien, sondern

Lavater und der mystische Schwindel.

bis in die höchsten Regionen erstreckte sich der Glaube an die übernatürliche Begabung jener Glücksritter, welche als Magier, Teufelsbanner, Geisterbeschwörer, Kabbalisten, Wunderärzte, Hellseher und Goldmacher auftraten und jene allezeit glückverheißende Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und Borniertheit der Welt schwungreichst betrieben. Auch manchen verständigen Mann, ja hervorragenden Geist vermochte diese allgemeine Krankheit zeitweilig oder für immer in einen Träumer und Phantasten zu verwandeln. Gerade Lavaters Beispiel zeigt, wie nahe in einzelnen Köpfen die helle Welt des Lichts, in welcher ein Goethe und seine Geistesgenossen lebten, sich berühren konnte mit der grausen Nacht, darin die angeblichen Dämonen und Geister hausten, in deren Dienst die sofort zu nennenden Schwindler und Betrüger das „Zeitalter der Aufklärung" zurückzubannen versuchten. Lavaters religiöse Glut erwachte überall, wo der Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt sich ihm aufzuhellen versprach, und selbst vor zauberischer Übernatürlichkeit scheute sein überspanntes Gefühls- und Phantasieleben nicht zurück. Nicht bloß an den schon früher (XII, 925) erwähnten Geisterseher Swedenborg richtete er als an einen „göttlich inspirierten Mann" gläubige und überschwengliche Briefe, auch dem Magnetismus Mesmers und dem Somnambulismus Puysegurs hat vor allen er Eingang und Verbreitung verschafft; in den Exorcismen eines Gaßner begrüßte er das Wiederaufleben der urchristlichen Wundergaben und ließ sich eine Reise nach der Stätte des rohesten Hokuspokus nicht gereuen, ja sogar den hartgesottenen, unverbesserlichen Gaudieb Cagliostro suchte er in Straßburg auf und kam zur Überzeugung, die Natur forme solche Gestalten nur alle Jahrhunderte einmal.

Um zu begreifen, wie derartige Taschenspieler zu der Ehre gelangen konnten, ein Stück Kulturgeschichte darzustellen, muß man sich der großen Bedeutung erinnern, welche im vorigen Jahrhundert die geheimen Gesellschaften und das Ordenswesen, insonderheit die in unzähligen sektiererischen Entartungen verlaufende Freimaurerei gewonnen hatten. Es lag im Geschmack der Zeit, sich mit rätselhaftem und nur dem Eingeweihten verständlichen Zeremoniell, mit mystischen Symbolen und allegorischen Gebräuchen zu umgeben. In Deutschland, Frankreich, England trieben eine Menge kabbalistisch-magischer Gesellschaften ihr Wesen, welche ihre Formen von den Freimaurern erborgt hatten. So war namentlich der Swedenborgianismus in das Maurertum eingedrungen, um sich später wieder mit andern noch zu nennenden Formen des Mystizismus, insonderheit mit dem Mesmerismus und Somnambulismus zu verquicken und zu verbinden. Allgemein verbreitet war in solchen Gesellschaften der Glaube, daß es früher eine geheimnisvolle Weisheit gegeben habe, die ihre Besitzer befähigte, in nähere Gemeinschaft mit Gott zu treten und über das Geisterreich eine gewisse Herrschaft auszuüben. Während die sogenannten schottischen Logen nach diesem „wahren Freimaurertum", d. h. nach den Mitteln forschten, eine solche höhere Erkenntnis zu erlangen, warfen sich die Rosenkreuzer (XII, 169) geradezu auf Magie und Alchimie, auf Zauberspuk und Geisterzitationen. Mehr auf eigne Hand ging Schrepfer zu Werke, welcher in seiner Jugend Kellner in einem Leipziger Gasthaus, darin eine Loge ihre Versammlungen hielt, gewesen war, dann ebendaselbst ein Kaffeehaus eröffnete, dessen Besuchern er bald die Überzeugung beizubringen wußte, daß er der Inhaber einer höhern maurerischen Wissenschaft sei, als diejenige, welche man in den gewöhnlichen Logen trieb. Auch dem Grafen Cagliostro, welcher das Treiben Schrepfers später in höherm Stil wiederholte, wäre es niemals möglich gewesen, seine fabelhaften Erfolge zu erzielen, wenn nicht jene fixe Idee von den Geheimnissen des Maurertums so unbestrittenen Besitz von den Köpfen der Zeitgenossen genommen hätte. Schrepfer selbst verstand es, in seinen „Arbeiten", deren Schauplatz ein finsterer Saal

Johann Georg Schrepfer. 1730—1774.

seiner Wirtschaft bildete, den Verstand der Adepten erst mit Punsch, dann mit kabbalistischem und apokalyptischem Wortschwall zu umnebeln, um ihnen sodann vermittelst geschickt angewendeter physikalischer Apparate und eigner Bauchredekunst Geister verstorbener Menschen erscheinen zu lassen. Auch nachdem die Leipziger Loge Minerva ihm die Fortsetzung seiner Schwindeleien verboten, ja der Prinz von Kurland, welcher als Statthalter von Sachsen zugleich Protektor der dortigen Freimaurer war, ihm hundert Stockprügel, wofür der Malefikant Quittung ausstellen mußte, hatte verabreichen 18. Sept. 1773. lassen, schwand der Glaube an seine Geisterbeschwörungen nicht; ja es gelang ihm sogar, den sächsischen Hof selbst einschließlich des genannten Prinzen, des Ministers von Wurmb und vor allen des Kammerherrn von Bischofswerder, nachherigen geistlichen Beraters des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen (s. oben S. 460), vollständig für sich zu gewinnen. Auch Beziehungen zu dem aufgehobenen Jesuitenorden und zu dem berüchtigten, heimlich katholisch gewordenen Hofprediger **Starck** in Darmstadt spielen eine Rolle in seiner Schwindlerlaufbahn, welcher er, nachdem er auf Reisen durch die deutschen Hauptstädte manche Triumphe errungen, endlich, als er in die schlimmsten Geldverlegenheiten verstrickt sich nicht mehr halten konnte, im Rosenthal bei Leipzig durch Selbstmord ein Ziel setzte. 8. Okt. 1774.

Im geistlichen Gewand begegnen wir verwandten Bestrebungen bei dem von Jesuiten erzogenen, übrigens wohl stets in eignem Aberglauben stecken gebliebenen Teufelsbanner **Gaßner**, welcher Pfarrer zu Klösterle im Bistum Chur war und mit seinen Johann Joseph Gaßner. 1727—1779. grotesken und bizarren Exorzismen hervortrat, als Schrepfer den Schauplatz eben verlassen hatte. Besonders in Ellwangen, wohin in wenigen Wochen gegen 20,000 Pilger wallfahrteten, um Heilung bei dem Wundermann zu suchen, später in Sulzbach, wohin ihn die verwitwete Pfalzgräfin von Zweibrücken berief, aber auch beim kurfürstlichen Hof zu München fand er gläubigen Anhang, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Zahl seiner Kurierten ihrer großen Mehrheit nach aus nervenkranken Weibern bestand, welche er in brutalster Weise, den Namen Jesu als Kommandowort anwendend, zum Gebrauch ihrer Willenskraft zwang. Seinen Heilungen, zu welchen später im Durchschnitt täglich 2 bis 3000 Ankömmlinge gerechnet wurden, gab er das Gepräge von Theatervorstellungen; für die Honoratioren standen reservierte Sessel da. Während aber Posthalter und Wirte auf bayrischen Straßen durch ihn zu wohlhabenden Leuten wurden, hat er selbst niemals für seine Kuren Belohnung angenommen. Gleichwohl war sein Treiben so anstößig, daß die Erzbischöfe von Prag und Salzburg sich dagegen aussprachen, der Theatiner Ferdinand Sterzinger es mit Vernunftgründen bekämpfte und Kaiser Joseph II. ihm schließlich durch einen Unterdrückungsbefehl ein Ende machte. 1775.

Unmittelbar nachdem Schrepfer in Sachsen, Gaßner in Bayern ihre Beiträge zur Lähmung des menschlichen Verstandes geleistet hatten, trat zuerst in Österreich, dann in Frankreich ein Mann auf, welcher in der Folge Begründer einer ganz neuen, unter der Maske bald der Religion, bald der Naturwissenschaft noch immer wirksamen Charlatanerie werden und in dieser Richtung einen enormen, zuletzt selbst den Ozean überschreitenden Einfluß üben sollte. **Mesmer**, in der Nähe des Bodensees geboren, hatte Franz Anton Mesmer. nacheinander Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin studiert und dann in 1734—1815. Wien eine reiche Heirat gemacht, ehe er in einer Streitschrift „vom Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper" der Welt gleichsam als gefundenen Stein der Weisen die 1766. Lehre vom „tierischen Magnetismus" verkündigte: daß nämlich die Weltkörper vermittelst der ihnen und allen andern Körpern eignenden Anziehungskraft auf den animalischen Leib eine Einwirkung ausübten, welche in letzterm das Gleichgewicht der magnetischen Kräfte aufheben und ein dem Wechsel von Ebbe und Flut vergleichbares Resultat erzielen sollte. Zehn Jahre später erfolgte die ergänzende Erklärung, er habe 1776.

im Magneten das sichere Heilmittel für eine ganze Menge von Krankheiten gefunden, bei welchen es wesentlich nur auf Herstellung jenes gestörten Gleichgewichts ankomme. Sofort trat er als praktischer Heilkünstler auf, indem er sich bald des Magneten als Leiters für die in ihm selbst angeblich von Haus aus angehäufte heilende Kraft bediente, bald letztere der Kürze halber unmittelbar durch den ausgestreckten Zeigefinger wirken ließ. In Anerkennung seiner dermaßen um das Wohl der leidenden Menschheit erworbenen Verdienste von der Münchener Akademie zum Mitglied erhoben, verstieg er sich in Wien bis zu der schwindelhaften Heilung einer am schwarzen Star erkrankten
1777. Dame, um sodann, nachdem seine Stellung infolge des Zerwürfnisses mit der Familie derselben unhaltbar geworden war, nach Paris überzusiedeln, wo seine interessante Kunst rasch zur Modesache ward. Der Magnetismus bildete ein neues Ferment für das gesellschaftliche Leben. Mesmer bewohnte ein elegantes Hotel; in einem der reich dekorierten, mit großen Spiegeln versehenen Säle stand das sogenannte Baquet, die magnetische Zaubermaschine, um welche herum die Kranken abwechselnd einen Kreis bildeten, indem sie sowohl die eisernen Stangen, die davon ausliefen, als sich selbst untereinander berührten. Matte Ampeln, betäubende Gerüche und musikalische Klänge halfen dazu die Nerven zu beleben, die Sinne zu umnebeln. Wie aber in Wien die medizinische Fakultät, so wurde in Paris die Akademie, unter deren Mitglieder er sich gern hätte aufnehmen lassen, zum Felsen, daran er scheitern sollte. Ein Mitglied der Fakultät, der Arzt Deslon, welcher sich von Mesmer hatte ins Schlepptau nehmen lassen, wurde deshalb sogar von seinen Kollegen ausgeschlossen. Dagegen erfreute sich der Wunderarzt selbst der Gunst des Pariser Hofes, so gut wie Gaßner in München und Schrepfer in Dresden seine erlauchten Gläubigen gefunden hatte. Auf Grund eines Aktienunternehmens stiftete er jetzt die Gesellschaft der Harmonie, nach deren Muster in den Provinzen etwa dreißig Herde ähnlicher Phantasterei gegründet wurden. Wie eine Pest überzog die Manie des Magnetisierens Frankreich, und das Baquet wurde ein so populäres Spielzeug wie später das Billard. Da entschloß sich die Regierung endlich zu einer amtlichen Untersuchung des immer bedeutsamer auftretenden Schwindels. Vier Mitglieder der medizinischen Fakultät und fünf Akademiker, darunter Bailly und Lavoisier bildeten eine Kommission, welche der Sache eine eingehende und langwierige,
1784. vollkommen vorurteilslose Untersuchung widmeten, deren Resultate auf Befehl des Königs veröffentlicht wurden. Es war zum erstenmal, daß unzweifelhafte, den Charakter des Wunders an sich tragende Erfolge auf dem Gebiet des Nerven- und Seelenlebens eine durchaus korrekt wissenschaftliche Beurteilung erfuhren. Es wurde konstatiert, daß der Magnetismus gar nichts, die Einbildung alles thue. Um die Macht, welche die letztere unter Umständen ausübt, zu erproben, wurde eine Reihe wohlausgedachter Versuche angestellt, die zu den überraschendsten Resultaten führten, so daß sogar Deslon, welcher indessen ein magnetisches Atelier unter eigner Firma errichtet hatte, sich gezwungen sah seinen Irrtum einzugestehen, Mesmer aber sich aus dem Staub machte,
1812. um erst zwanzig Jahre später wieder aufzutauchen, als sich die preußische Regierung an den Wundermann wandte und demselben kurz vor seinem Tod beinahe einen letzten Triumph bereitet hätte.

Marquis de Puységur. 1752–1825. Während die übrige Welt sich mit Spott von der einstmaligen Modethorheit abwandte, arbeiteten die dreißig magnetischen Klubs in Frankreich unverdrossen fort. Ein Hauptsitz der Geheimbündelei war Straßburg, woselbst der **Marquis von Puysegur**, eine Art von Don Quichotte des Legitimismus, eine ganz neue Variation des
1784. Magnetismus erfand, das sogenannte Hellsehen, worunter man eine im Zustand träumerischen Wachens sich offenbarende Divinationsgabe verstand. Besonders im folgenden Jahrhundert ging die damals gestreute Saat auf, und das auf die Epoche der Revo-

lution folgende Zeitalter der Restauration ist durch den üppig wuchernden Glauben an den Somnambulismus eigentümlich gekennzeichnet. Diesseits und jenseits des Ozeans bildete sich die Entdeckung des Straßburger Marquis zu einer der universellsten Modekrankheiten aus, welche die Welt je gesehen hat, so daß sogar eine Anzahl der renommiertesten und gelehrtesten Mediziner sich auf den verhängnisvollen Abweg leiten ließ.

Was grübelnde Deutsche und schwindelnde Franzosen eingeleitet hatten, sollte ein abgefeimter Italiener zum Ziel führen. Erst er ist das wahre „Universalgenie in der Kunst des höhern Schwindels", Swedenborgianer, Rosenkreuzer, Magnetiseur, Quacksalber, Geisterbeschwörer, Alchimist und Wunderarzt in einer Person. Aus niederem Stand in Palermo geboren, früh verwaist und bald genug verdorben, hatte sich Balsamo, später Graf Cagliostro genannt, schon auf jeglichem Wege des Betrugs und des Verbrechens versucht, als er in Rom in dem Dienstmädchen Lorenza Feliciana eine seiner würdige Lebensgefährtin, Spießgesellin und Gaunergehilfin fand. Sowohl in Italien als in Spanien und später in Frankreich gelang es schon damals dem abenteuernden, der galanten Gelegenheitsmacherei sich widmenden Ehepaar, zahlreiche Gimpel zu bethören. Aber mit Lebensverjüngung und Goldmacherei sich zu beschäftigen fiel dem „Grafen" erst bei, als er nach einem gänzlich mißglückten Versuch auf die Geldsäcke Albions wieder nach Paris zurückgekehrt war. Nach zahllosen Irrfahrten und Raubzügen wurde er zu London in die Geheimnisse des geistersehenden Swedenborgianismus und der mystisch-thaumaturgischen Abzweigungen des Freimaurertums eingeweiht, holte sich dann noch den letzten Schliff in der Gaunerkunst bei dem alchimistischen Narren und Betrüger Grafen St.-Germain in Holstein, und warf sich nunmehr als Wiederhersteller der ägyptischen Freimaurerei vorerst auf Rußland. Während er in Mitau und Petersburg die höhere Aristokratie mit unglaublich frech inszeniertem Geisterspuk unterhielt und zugleich als Wunderarzt wirkte, wußte seine Frau, die angebliche Prinzessin von Santa Croce, den Fürsten Potemkin zu umgarnen. Da indessen die Kaiserin Katharina, statt gläubig seinen dreisten Lügen zu lauschen, den Betrüger auf dem Theater verspotten ließ, wandte er sich nach Warschau, wo er auf dem Gut des Grafen Mosczynski, trotzdem daß dieser selbst und viele andre ihn vollkommen durchschauten, zum Erstaunen Polens die Goldmacherkunst trieb und sogar seinen ägyptischen „Oberen", den sogenannten Großkophta, vermöge einer plumpen Maskerade zur Erscheinung brachte. Fast wie ein Messias wurde er hierauf jahrelang in Straßburg, wo der Kardinalbischof von Rohan und der Kommandant Marquis de Lasalle sich gänzlich von ihm berücken ließen, später auch in Bordeaux und Lyon verehrt. Den Gipfel des Glücks und Ruhms erstieg er jedoch erst in Paris, freilich nur um alsbald um so tiefer zu fallen und wegen angeblicher Beteiligung an der Halsbandgeschichte (vgl. S. 354) neun Monate lang in die Bastille gesperrt, hierauf aber aus Frankreich verwiesen zu werden. Von England aus erlies er ein Sendschreiben an die französische Nation, in welchem er schwur, die Bastille müsse ein Schutthaufen und auf dem Platz, da sie stand, eine öffentliche Promenade errichtet werden. Aber der Schluß desselben Jahres, welches diese Weissagung in ungeahnte Erfüllung gehen ließ, brachte auch den Propheten ins Gefängnis, das er nicht mehr verlassen sollte. Nachdem er nochmals England, dann die Schweiz und Oberitalien besucht hatte und überall entlarvt worden war, versuchte er seinen stark durchlöcherten Nimbus zu Rom mit heiligem Glanz auszubessern, fiel jedoch der Inquisition in die Hände, wurde in die Engelsburg gesperrt und endete als zum Tod verurteilter Irrlehrer in einer schaurigen Zelle der Festung San Leon.

[Randnotizen: Giuseppe Balsamo genannt Graf Cagliostro. 1743–1795. — 1779. — 1780–1783. — 1785. — 1789.]

In seinem Lebensgang spiegeln sich in tragikomischer Weise alle jene ungesunden Neigungen ab, von welchen die menschliche Gesellschaft in der zweiten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts heimgesucht war. Es ist die reine Wahrheit, was ein reisender Deutscher, welcher ihn ein Jahr vor seiner Verhaftung in Roveredo sah, berichtet: Der Kranke suchte in ihm seinen Äskulap, der Maurer seinen großen Meister, der Alchimist seinen Paracelsus, das alte Mädchen den Erneuerer ihrer Jugend, ja sogar noch der Kosmopolit den wahren Staatsmann und Belehrer der Könige. Sehr richtig urteilte daher auch schon die Vorrede zu einem jener Lustspiele der Kaiserin Katharina: „Obwohl unser Jahrhundert von allen Seiten das Kompliment erhält, das philosophische zu heißen, und obwohl wir demselben das große Wort Aufklärung schon zum voraus zur Grabschrift setzen, so werden dennoch überall eine Menge Köpfe von einem so anhaltenden Schwindel ergriffen, daß die Göttin der Weisheit sich genötigt sieht, die komische Muse um Arznei für diese Kranken zu bitten." So mußte auch hier Erscheinungen, welche an sich nur in das Anekdotenbuch der Menschheit gehören, eine etwas eingehendere Berücksichtigung im Rahmen der Weltgeschichte eben deshalb zu teil werden, weil sie Symptome wirklicher und mächtiger Geistesströmungen waren und keineswegs spurlos an dem Gesamtleben der Völker, vor allem des deutschen, vorübergegangen sind.

3. Der Umschwung in der Pädagogik.

1. Friedrich der Große und die Aufklärung.

Allgemeines. Eine so reformlustige Zeit, als welche das achtzehnte Jahrhundert seit Beginn der zweiten Hälfte erscheint, charakterisiert sich der Natur der Sache nach nicht zum wenigsten auch durch neuernde Unternehmungen auf dem Gebiet des öffentlichen und häuslichen Erziehungswesens. Man lebt der Zukunft und sagt sich: neue Ideen verlangen neue Menschen; wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Nur durch einen pädagogischen Neubau schien die Reform sicher in das Bewußtsein der aufwachsenden Geschlechter übertragen und als pflichtmäßig zu kultivierendes Erbstück vermacht werden zu können. Namentlich darum, weil es in Deutschland nicht bloß zu pädagogischen Reformprogrammen, wie in England Locke, in Frankreich Rousseau welche aufstellten, sondern zu pädagogischen Thaten im Sinne der Aufklärung gekommen ist, hat die letztere auf deutschem Boden auch nachhaltiger gewirkt als auf fremdem. Erst durch die pädagogische Reform drangen die Aufklärungsideen, welche zunächst nur die höhern Stände oder den gebildeten Mittelschlag berührt hatten, vielfach auch in die Schulen und Häuser. Denn mit derselben rückhaltslosen Entschiedenheit, womit man Hand ans Werk legte, wenn in der kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft die bestehende Wirklichkeit den unverbrüchlichen Rechten und Ansprüchen der menschlichen Natur nicht zu entsprechen schien, ging man nunmehr auch auf dem Gebiet des Schul- und Erziehungswesens vor, und was in dieser Beziehung schon der aufgeklärte Staat that, wurde noch weit überboten durch die sich überstürzende Kühnheit einzelner Reformpädagogen. Diese Bestrebungen sind nicht bloß für den Geist des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnend, sondern auch für das ganze Bildungswesen der Folgezeit bald so segensreich, bald so verhängnisvoll geworden, daß eine etwas eingehendere Darstellung hier gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Der Realismus. Dem fast ausschließlich auf lateinische Bildung abzielenden Schulwesen, welches der mit der Reformation verbündete Humanismus einerseits (X, 901 ff.), der Jesuitismus anderseits (XI, 39 ff.) im Reformationsjahrhundert geschaffen hatten, waren erst im siebzehnten Jahrhundert die ersten Spuren einer bewußten Opposition entgegengetreten. Die Reformbestrebungen der sogenannten „Realisten" (besonders Ratich und Comenius) wurden dann zu Ende des Jahrhunderts und zu Anfang des acht-

zehnten, teilweise wenigstens, wieder aufgenommen vom Pietismus, welcher nicht bloß den realistischen Lehrbüchern des Comenius Eingang in den Schulen verschaffte, sondern auch anfing, im Gegensatz zur eigentlichen Gelehrtenbildung eine Erziehung zu befördern, die vor allem darauf berechnet war, den stets sich mehrenden Ansprüchen des Lebens zu genügen. Die Naturwissenschaften nahmen in steigendem Maß die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in Anspruch; allerhand Entdeckungen wurden gemacht, in deren Folge das gewerbliche und bürgerliche Leben einen reichern Inhalt erhielt, und so bildete sich denn aus den thatsächlichen Bedürfnissen der Zeit heraus Begriff und Sache der Realschule. Das Wort sprach zuerst der Prediger Christoph Semler 1739.
(† 1740) aus, welcher den deutschen Schulen Frankes in Halle vorstand und als Veranschaulichungsmittel bereits dreiundsechzig Maschinen besaß, welche z. B. Ebbe und Flut darstellten. In der Realschule soll nach Semler die Jugend zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wissenschaften angewiesen werden; nach dem Spruch: „fürs Leben, nicht für die Schule lernen wir", müssen auch Kenntnisse von Gewicht und Maß, vom Gebrauch des Zirkels und Lineals, vom Kalender, von der Astronomie und Geographie, aber auch von Naturgeschichte und Physik, von Wirtschaft und Polizeiordnung u. s. f. mitgeteilt werden. Ähnliche Forderungen stellten die Rektoren Gesner in Rotenburg, Schöttgen in Dresden, Venzky in Prenzlau; aber der eigentliche Vater des Realschulwesens war der aus Frankes Schule hervorgegangene, in der Geschichte des preußischen Unterrichtswesens nicht hoch genug zu stellende Konsistorialrat Hecker. Derselbe predigte einst vor Friedrich Wilhelm I. zu Johann Julius Hecker.
Wusterhausen; auf dem Schloßplatz ernannte ihn hierauf der König zum Prediger 1707—1768.
an der neuen Dreifaltigkeitskirche in Berlin mit den Worten: „Er muß, wie er heute gethan, den Leuten auf der Friedrichstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen; denn daran ist das meiste gelegen." Das that Hecker, indem er sofort mit Errichtung einiger Freischulen und andrer Schulen vorging. 1739.

Geboren aber wurde das deutsche Realschulwesen erst unter der Regierung Friedrich des Großen. Zunächst gründete Hecker seine aus drei miteinander verbundenen Anstalten bestehende Realschule, welche schon 1748 vom Staat anerkannt wurde. Er betrachtete die Unterrichtsanstalten als Pflanzgärten des Staates, daraus die jungen Leute wie Bäume aus einer Baumschule in die besonderen Stände zu versetzen sind. Daher sollten aber auch nicht länger Nichtstudierende auf lateinischen Schulen gebildet werden, sondern er verlangte eigne Anstalten, welche für die Fakultätsstudien, andre, welche für den bürgerlichen und landwirtschaftlichen Stand vorzubereiten hätten. Freilich litten diese Realschulen in ihrer ersten Gestalt an großer Überfülle des Stoffes. In elf täglichen Unterrichtsstunden lernte man hier Zeichnen, Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architektur, Astronomie, Geographie, Anatomie, Naturlehre, handelte man von Pflanzen, Metallen, Steinen, Hölzern, Farben, von Gewicht, Maß, Zirkel, Lineal, Kalender, von Diät und Polizeiordnung, von Honigbau, Bergkunde, Buchhalterei, gab man endlich auch Anweisung zur Wartung der Maulbeerbäume und Ziehung der Seidenwürmer. (Friedrich II. und die Realschule. 1746.)

Nächst Hecker wirkten hier noch zwei andre Männer aus der pietistischen Schule, nämlich sein Nachfolger Silberschlag und der 1753 bis 1759 an der Realschule beschäftigte J. F. Hähn. Letzterer drang besonders darauf, daß den Kindern nicht bloß mündliche Beschreibungen gegeben würden, sondern sie die Dinge entweder in der Natur oder in Modellen und Bildern vorgewiesen erhalten sollten. So ließ er für die sogenannte Manufakturklasse eine Sammlung von neunzig Arten des Leders, jedes Stück in Größe eines Oktavblattes anfertigen. Namentlich aber rühren von ihm die Tabellen der Geometrie und Trigonometrie, überhaupt die später von Felbiger nach (Hähnsche Methode.)

Österreich verpflanzte sogenannte Litteralmethode her, darin bestehend, daß die Hauptgegenstände des Unterrichts nur mit den Anfangsbuchstaben der Worte an die Tafel geschrieben und die Hauptsätze der Disziplin tabellarisch dargestellt wurden.

Auf diese Weise entstand die solideste Frucht der realistischen Pädagogik, die Realschule. Dieselbe ist die Grundlage zu derjenigen Entwickelung im deutschen Schulwesen geworden, welche seither besonders nach Verbesserung der Methode, nach Zweckmäßigkeit der Lehrbücher strebt, Muttersprache und Anschauung in den Vordergrund schiebt und „den toten Gedächtniskram" verwirft. Fernere Verdienste um sie erwarb sich Resewitz, welcher in seiner „Erziehung des Bürgers" (1773) für die Landgemeinden Ackerschulen, für die Stadtgemeinden Handwerkerschulen forderte. Aber erst 1811 hat man die grundsätzliche Trennung der Realschule von der lateinischen Schule vollzogen, und auch jetzt noch dauerte es lange, bis das neue Schulwesen eine mit den allgemeine gelehrte Bildung bezweckenden Gymnasien und lateinischen Schulen ebenbürtige Ausbildung und Pflege erhielt.

(Friedrich Gabriel Resewitz. 1725—1806.)

Die so in der Realschule nach oben ausgebaute Volksschule empfing in Friedrich des Großen Reich gleichfalls nicht wenig förderliche Anregungen, wiewohl gerade sie unter den politischen Unruhen und den kriegerischen Ereignissen der Folgezeit verhältnismäßig am meisten litt. Erst als der Kriegslärm verstummt war, erließ der König das Generallandschulreglement, wodurch der Schulzwang eingeführt wurde, und ein Zirkular, wodurch das Visitations- und Prüfungswesen geordnet wurde. Das Nachhaltigste aber leistete auch hier Hecker, indem er schon mit Gründung seiner Realschule das erste Schullehrerseminar verband, welchem dann der König zur Unterhaltung von zwölf Zöglingen eine jährliche Unterstützung von 600 Thalern zuwies. So fand die deutsche Aufklärung in Friedrich II. ihren Heros auch auf dem Gebiet des Schulwesens, wenngleich seine Schulgesetzgebung, unter dem Einfluß Heckers entstanden, noch durchaus den Geist der Verwaltung Friedrich Wilhelms I. atmet, dessen „Regulative" (principia regulativa) die Volksschule eng an die Kirche angeschlossen hatten. Friedrich selbst aber steht schon ganz auf seiten der Reformpädagogen und Erziehungstheoretiker, wenn er schreibt: „Das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu sein, Freunde zu besitzen und ein ruhiges Herz zu haben."

(Generallandschulreglement v. 23. Sept. 1763, nebst Zirkular v. 1. März 1764.)

Im Jahr 1770 erschien aus der Feder des Königs ein Brief „über die Erziehung", darin aller Nachdruck auf den Gebrauch des Verstandes und Gewöhnung an Selbstdenken gelegt wird. „Überzeugt, daß man mit dem Menschen machen kann was man will", verbreitet sich hier der König fast nur über die Erziehung der höhern Stände, namentlich der künftigen Offiziere. Gleichzeitig trat der Freiherr von Zedlitz an die Spitze des Unterrichtswesens, ein seltener Kultusminister, der es für Pflicht hielt, „das Fersenstechen des Aberglaubens nicht zu achten". Allenthalben hatte er sein Hauptaugenmerk auf die anregende Methode gerichtet und brachte er die rechten Männer an die rechte Stelle, z. B. an die Gymnasien Schütz, Meierotto, Niemeyer, Gedike u. a. Genau des Königs Anweisungen folgend, legte er neben den sprachlichen Teilen des Unterrichts ein besonderes Gewicht auf Logik und Rhetorik. Man sollte denken und sprechen lernen in den preußischen Schulen; die Philosophie aber sollte, wie der König befahl, „von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll". Von der Sorge des Ministers für die Volksschule gibt sein persönlicher und brieflicher Verkehr mit dem Freiherrn von Rochow, sein lebhaftes Eingehen auf dessen volksfreundliches Wirken ein rühmliches Zeugnis. Aber gerade auf diesem Gebiete scheiterten des Königs Absichten endlich an dem Mangel an Lehrkräften und dem vereinigten Widerstand der Bauern und der Junker. Ärgerlich gab Friedrich endlich

(Karl Abraham von Zedlitz. 1731—1793.)

seine Kulturpläne auf und fing an, während die höhern Anstalten häufig der Leitung von Franzosen überlassen blieben, die Schulstellen kleinerer Orte zur Versorgung von Invaliden und verabschiedeten Unteroffizieren zu benutzen. Der Freiherr von Zedlitz aber erreichte unter dem folgenden Regiment eben noch die unabhängige Gestaltung des Unterrichts- und Erziehungswesens durch Einführung eines „Oberschulkollegiums", das selbständig neben dem Oberkonsistorium stand. Dann brach die Reaktion herein, und der helldenkende Minister trat ab, um einem Wöllner Platz zu machen. Invaliden als Schullehrer seit 1779. Oberschulkollegium 1787. 1788.

Unter den Erziehungstheoretikern des Aufklärungszeitalters sind diejenigen, welche in ihren pädagogischen Grundsätzen gleichen Schritt mit der rationalistischen Theologie hielten, zu unterscheiden von den eigentlichen Reformpädagogen und revolutionären Praktikern. Zu den erstern gehören die vielen rationalistischen Prediger und Schulvorstände, welche besonders in Norddeutschland auftreten. Unter ihnen dürfte Jerusalem leicht der ausgezeichnetste sein. Ein Pfarrerssohn aus Osnabrück, wurde er, nachdem er in der vornehmen Welt Englands und Hannovers sich umgesehen, Hofdiakonus in Wolfenbüttel und zugleich Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, sowie Religionslehrer der vier jüngern Prinzen. Die Mutter derselben war eine Schwester Friedrichs des Großen. Prinzipien und Methode seiner Erziehung erhellen teils aus seinem „Leben des Prinzen Albrecht Heinrich", teils aus seinem Fragment „Über die bessere Vorbereitung derer, die sich dem Predigtamt widmen wollen". Auch hier schwindet das Prinzip der Erbsünde zu gewissen Mängeln und Abnormitäten zusammen, welche mit jeder individuellen Anlage gegeben sind. „Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend geboren." „Daß wir der Welt unsersgleichen zurücklassen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dies haben wir mit den Tieren gemein. Aber der Nachwelt wohlthätige, weise Regenten und vernünftige, tugendhafte Bürger zu hinterlassen, dies ist Menschenpflicht." Solche zu erzielen, dazu taugen aber Übertreibung und Frühreife am wenigsten. „Es ist genug, daß wir mit der rechten Jahreszeit reif sind, wenn die Welt Früchte erwartet." Dies alles gelte für Prinzen so gut wie andrer Leute Kinder. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. 1709—1789. 1742.

Bezeichnend für einen Konsistorialpräsidenten der Aufklärungszeit, verwahrt er sich bezüglich des Religionsunterrichts gegen „das leidige, alle die edelsten, froheften und heitersten Seelenkräfte ausdorrende, tötende Auswendiglernen leerer unverständlicher Worte"; er will in den Kindern vor allem die Empfindungen der Ehrfurcht, des Mitleids, der Sanftmut geweckt sehen, um sie dann religiös zu beleben und zu durchdringen. Die Religionswahrheiten in lateinischer Sprache vorzutragen, wie das damals auf den Gymnasien Sitte war, ist grundverkehrt. Vielmehr brachte er gerade die religiösen und sittlichen Wahrheiten seinen Zöglingen auf dem Weg eines lebendigen Lehrgesprächs so nahe als möglich. Nach solchen Grundsätzen erzog er fünf Prinzen, von denen der älteste, Ferdinand, im Siebenjährigen und im französischen Krieg bekannt genug geworden ist, der jüngste, Leopold, aber 1785 in den Fluten der Oder Hilfe bringend unterging.

Auf das Schulwesen von ganz Norddeutschland übte Jerusalem einen tief greifenden Einfluß aus durch Gründung des Collegium Carolinum zu Braunschweig, welches eine vermittelnde Stellung zwischen den damals sehr ungenügenden Gymnasien und der Universität einnehmen sollte. Aber nicht bloß künftige Fakultätsgenossen, auch solche, die sich dem höhern Militär- oder Handelsstand widmen wollten oder überhaupt nach humaner Bildung strebten, besuchten diese bald außerordentlich frequente und beliebte Schule, welche von Jerusalem und Mosheim geleitet wurde. Seit 1751 ließ sich ersterer dauernd in Braunschweig nieder, während Mosheim nach Göttingen übersiedelte. Noch siebenunddreißig Jahre lang hat Jerusalem an der Spitze des Collegium Carolinum 1745.

braunschweigischen Predigerseminars im Kloster Riddagshausen gestanden, wo er wöchentlich einige Tage mit exegetischen, dogmatischen und homiletischen Besprechungen und Übungen zubrachte. In dem Gegensatz dieses Lebensbildes zu dem folgenden spiegelt sich treffend der Gegensatz ab zwischen der konservativen und der revolutionären Reformpädagogik.

2. Basedow und das Philanthropinum in Dessau.

Johann Bernhard Basedow. 1723–1790. „Bernhard von Nordalbingien", wie er selbst sich gern nannte, geschichtlich nur unter seinem Geschlechtsnamen Bassedau oder **Basedow** bekannt geworden, zeichnete sich zunächst nur als böser Schulknabe im Johanneum seiner Vaterstadt Hamburg aus. Den Aufwand für seine Genüsse bestritt er durch Verfertigen von Gedichten und 1741–1746. Schülerarbeiten, sowie durch Privatunterricht. Nachdem er zu Leipzig in sehr unregelmäßiger Weise Theologie und Philosophie studiert, ward er Hauslehrer, um erst in dieser Stellung auch selbst solidere Studien zu treiben, z. B. Lateinisch zu lernen. Gleichzeitig suchte er dann auch seinem Zögling alles spielend und gelegenheitsweise beizubringen. Eine neben ihm wirkende Gouvernante lehrte ihn französisch und ward später seine Frau. Merkwürdigerweise begegnet uns dieser Mann, nachdem er 1752 doktoriert, schon im folgenden Jahr als Professor der Moral und der schönen Wissenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe, von wo er 1761 an das Gymnasium zu Altona versetzt ward. Zeitlebens in theologische Kämpfe verwickelt und darin Genuß findend, hatte er schon damals mancherlei ketzerische Ansichten öffentlich vertreten und z. B. gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen geschrieben. Dafür wurde er samt seiner Familie exkommuniziert, d. h. seitens der Kirche der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen. Zur selben Zeit ward Rousseaus Emil in Paris öffentlich verbrannt. Auch Basedow, für welchen dieses Buch eigens geschrieben schien, warf sich nun ganz auf die Pädagogik. Er besaß vollkommen das Zeug zum Agitator und begann mit pomphafter Ankündigung einer ganz neuen, unfehlbaren Erziehungsmethode. So schrieb er 1768 die „Vorstellung an Menschenfreunde", 1770 das „Methodenbuch" und 1771 seinen „Agathokrator". Bereits hatte er sich von dem Minister von Bernstorff Dispensation von seinen gewöhnlichen Berufspflichten erteilen lassen; jetzt kollektierte er bei allen hohen und niedern Häuptern der Christenheit und allen „Weltbürgern" um Unterstützungsbeiträge für sein Erziehungswerk. Es ist ein Beleg für die heilige Begeisterung, welche seine Generation für alle Interessen der geistigen Befreiung durchglühte, aber auch für die unvergleichliche Begabung Basedows auf dem Gebiet des Terminierens und Renommierens, daß es ihm schon 1771 gelungen war, viele Tausende von Thalern zusammenzubringen. Jetzt gab er 1774 sein „Elementarbuch" heraus, welches 1785 in zweiter Auflage als „Elementarwerk" erschien — eine vier Bände umfassende Encyklopädie alles für Kinder Wissenswerten, mit 100 Kupfertafeln von Dan. und Wilh. Chodowiecki — der orbis pictus des achtzehnten Jahrhunderts, wie Basedow überhaupt vielfach auf die Ideen von Comenius zurückgriff.

Dagegen erinnert es, auch was den Ausgang des Unternehmens betrifft, mehr an Ratichs Schicksale in Köthen, wenn der treffliche Fürst **Leopold Friedrich Franz** 1774. **von Anhalt-Dessau** Basedow in seine Hauptstadt berief und mit allen Mitteln zur Errichtung seiner Musteranstalt reichlich versah. In demselben Jahr war es, als ihn Goethe in Frankfurt a. M. kennen lernte und mit ihm und Lavater — „Prophete rechts, Prophete links" — nach Ems reiste. In „Dichtung und Wahrheit" schildert Goethe sein struppiges, ungewaschenes Betragen, seinen schlechten Tabak, seine Zudringlichkeit und Beutelschneiderei, nicht minder auch seine theologische Schwäche.

„Kaum hatte er durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit die Gemüter sich zugewendet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff und er in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinn höchst religiös, nach Überzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich.“ Denn neben dem lateinischen Humanismus schien ihm das historische Christentum das Haupthindernis einer vernünftigen Erziehung zu sein, und wie er nie gelernt hatte, irgend etwas von seinen Ansichten zurückzuhalten, so turnierte er auch vor den Schranken jeglichen Publikums gegen die Dreinigkeit, Gottheit Christi und andre Glaubensartikel. In seinem Kitzel der Verneinung beleidigte er nach rechts und links und konnte nie begreifen, daß seine Reden nicht jedermann jederzeit interessieren sollten. Basedow war eine durchaus aufreibende Natur. Ruhen konnte er niemand sehen; alle Welt mußte beständig angesprochen und belehrt sein. Wenn andre schliefen, so diktierte er; wenn er selbst schlief, mußte sein Schreiber wachen, um sogleich, wenn Basedow aus seinen Träumen auffuhr, bereit zu sein, dieselben niederzuschreiben. In seinem Gehirn fand ein unaufhörliches Ausbrüten von Einfällen und Projekten statt, und die ganze Welt wurde in Mitleidenschaft gezogen und in Kontribution gesetzt, wenn es an die Ausführung derselben gehen sollte. Er war ein kräftiger und leidenschaftlicher Geist, der energisch zu reden, kühn zu schreiben und mit dem Ton unfehlbarer Sicherheit zu verheißen verstand; aber Herder sagte, er würde Basedow keine Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen. Übrigens besaß er eine Tochter, die nach Rousseaus Buch Emilie genannt und zum ersten Objekt der neuen Erziehungsexperimente ausersehen war. Nachdem sie in vier Jahren französisch und lateinisch gelernt hatte, galt sie als Wunderkind, beschloß indessen ihre Tage später als einfache Pfarrfrau.

Ein klassisches Programm der Basedowschen Theorie enthält die Reklame, womit 1776. jetzt der Vorsteher des Dessauer Philanthropins vor die Welt trat. „Der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden, dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es muß also vor allem dafür gesorgt werden, daß ihm wenig Verdruß, Schmerz und Krankheit bevorstehe, und daß er sich zum aufmerksamen Genuß des Guten gewöhne.“ In der körperlichen Bildung muß daher Abhärtung und Gymnastik vorwalten. Kinder, welche sich durch Unfolgsamkeit und Bosheit als „krank an der Seele“ erweisen, werden grundsätzlich als Patienten behandelt und müssen nicht bloß das Zimmer, sondern auch das Bett hüten. Überhaupt verwarf man die gewöhnlichen Schulstrafen, an deren Statt Trapp, der konsequenteste theoretische Pädagoge dieser Schule, andre erfand, z. B. den Kindern mit scharfen Bürsten den Rücken zu reiben, sie aus hölzernem Gerät essen zu lassen und andres. Den konfessionellen Religionsunterricht besorgte die Ortsgeistlichkeit. Dagegen war ein ohne alle Rücksicht auf „Sekten und Parteien“ vor sich gehender Religionsunterricht erster Lehrgegenstand im Philanthropin. Tugend, Rechtschaffenheit, Menschenliebe sollten Tendenz und Resultat dieses ganzen Unterrichts bilden. Außerdem lernte man Deutsch, Lateinisch, Französisch und mancherlei Kenntnisse über Natur, Kunst und Geschichte. Den marktschreierischen Verheißungen Basedows zufolge sollte eine Sprache in sechs Monaten sicher beigebracht und jeder, der vier Jahre lang das Philanthropin besucht hatte, zur Universität reif sein. In Wirklichkeit sah es freilich mit den eigentlich gelehrten Studien auf dieser Schule schlimm aus, und man brachte es namentlich im Latein gar nicht weit. Aber Basedow besaß die für seinen Beruf unentbehrliche Eigenschaft, sich durch keinerlei Niederlagen beirren zu lassen. Nachdem er schon der Mißerfolge und Beschämungen genug erlebt hat, stimmt er doch immer wieder das alte Lied an und fordert die Aufmerksamkeit der Welt für seine Unternehmung heraus, „bei Strafe des Hohngelächters“, falls seine Versprechungen sich nicht erfüllen

sollten. „Ihr weisen Kosmopoliten, so reden keine thörichten Projektenmacher, keine eitlen Prahler, sondern Männer, die eure Freundschaft und Beisteuer verdienen." Alles Lernen werde dreimal kürzer und angenehmer sein, als zuvor; insonderheit werde man das Latein forthin direkt durch Übung sich aneignen. „O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! du lernst Latein — Latein ohne Rute und Stock."

Dieses Programm hatte die Absicht zu einer öffentlichen Prüfung einzuladen, durch welche die Resultate des Philanthropins aller Welt kund gethan werden sollten. In der That erschienen die berühmtesten Schulmänner, Kosmopoliten und Philan-
13. Mai 1776. thropen zu Dessau, um die dreizehn Schüler der Anstalt gründlich zu prüfen. Es stellte sich heraus, daß der Sprachunterricht hier ganz nach realistischem Rezept nur als Mittel galt, dem Kinde sachliche Kenntnisse beizubringen. Alles wurde lateinisch verhandelt, Naturkenntnisse spielend beigebracht. Über animalische Zeugung und Geburt vermochten schon Knaben eingehende Aufklärung zu erteilen. Auch die „verschiedenen Gottesverehrungen" wurden besprochen. Am dritten Tage hielt Basedow eine Schlußpredigt, deren paränetischer Teil auf die Ermahnung hinauslief: „Väter, Väter! Mütter, Mütter! erbarmt euch! Gebt einen Teil des überflüssigen Düngers diesen Pflanzen." Die Namen der freigebigsten Philanthropen sollten in Lindenbäume geschnitten und ihnen Zahlen beigefügt werden, angebend, wie vielmal fünfzig Thaler sie gespendet hätten.

Unterricht u. Erziehung im Philanthropin. Unstreitig hatte dieses mit so großem Geräusch in Szene gesetzte Philanthropin seine wirklichen Verdienste. Hatten bisher die Jesuitenkollegien der Pädagogik gedient, um Propaganda zu machen, die pietistischen Anstalten, um Gottseligkeit und Bibelkenntnis unter das Volk zu bringen: so war in dem Philanthropin die Pädagogik Selbstzweck, und ist schon darum begreiflich, wie Kant 1777 Geld dafür sammeln und Oberlin ein begeisterter Lobredner des Systems werden konnte, von dem Enthusiasmus der Sack, Spalding, Nicolai, Sulzer, Mendelssohn, Garve, Iselin gar nicht zu reden. Man muß dieser Anstalt und ihrem Gründer das Verdienst lassen, das Interesse für Reformen im Unterricht weithin und mächtig angeregt und der althergebrachten, trägen und gedankenlosen Handwerksmäßigkeit des Schulunterrichts wirksamst entgegengearbeitet zu haben. Der Philanthropinismus hat die Erziehung aus einem verderblichen Schlendrian gerissen, mit freierem Geist belebt, den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte eingesetzt; in konsequenter Verfolgung des realistischen Prinzips hat er die sinnliche Wahrnehmung zum Ausgangspunkt gemacht, alles auf genaueste Kenntnis des Alltäglichen, des sogenannten allgemein Menschlichen abgelegt, durch möglichste Veranschaulichung beim Unterricht den Mechanismus und Gedächtniskram beseitigt, in der Religion die Anregungen der Natur gewürdigt, das Lernen selbst besonders auch durch belehrende Unterhaltungsschriften vielfach erleichtert und versüßt und die Schulstuben zu heitern Sitzen der Gesundheit und des Frohsinns gemacht. Hier begegnete man nicht mehr der fratzenhaften, französischen Tracht, den galonierten Röcken und seidenen Strümpfen, worin die Kinder in den damaligen Mittelschulen zu erscheinen pflegten. Eine erfreuliche Leibeszucht, einladende Tummelplätze, Turnen und Handarbeit lockten die Jugend heran. Die Schranke aber lag darin, daß man die hungrigen Seelen der Kinder ausschließlich mit Realien, Anschauung und Aufklärung füttern wollte. Das einzige ideale Element in diesem Lehrsystem bestand in einem natürlichen Religionsunterricht, mit häuslichen Andachten und liturgischen Gottesverehrungen, woran Christ, Jude und Mohammedaner teilnehmen konnte. Es gab eine Betkammer mit einer Gesetzeslade; sinnbildliche Zeichen und Handlungen wurden eingeführt, Gesänge gedichtet von unglaublicher und unmitteilbarer Naivität. Da die in ihnen vertretene, in der That alles Natürliche umfassende,

Naturreligion selbstverständlich nur mit optimistischen Voraussetzungen hinsichtlich der Menschennatur verbunden sein konnte, war auch Milde der Zucht ein hervorstechendes Merkzeichen der philanthropinischen Erziehung. Denkt man an die dunkeln Stuben, in welchen damals noch in der Regel der Stock regierte, nichts mit Lust und Liebe getrieben wurde, Grammatik und Katechismus eingebläut und Schulstrafen exerziert wurden, die nicht bloß leibliche, sondern auch geistige Qual mit sich führten, wie z. B. das Auswendiglernen des 119. Psalms, so kann man auch in diesem Stück nur einen Fortschritt durch das Philanthropin, dessen Lehrer sich der Jugend liebevollst ganz hingaben, angebahnt finden. Freilich ging Basedow sofort bis auf den äußersten Punkt. Seine Kinder brauchten nichts auswendig zu lernen, noch weniger geschlagen zu werden; sie wurden wohl oder übel für Engel gehalten und dieser ihrer Natur gemäß behandelt. Der Rektor Neuendorf im Dessauer Philanthropin war nicht, wie einst Trotzendorf zu Goldberg, „der beständige Diktator" seiner Schule, sondern trat als „der ältere, erfahrenere Freund" der Kinder auf. Daher das bekannte und in der That bezeichnende Epigramm Kästners:

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran;
Jetzt kauern hinab zum Kindlein
Die pädagogischen Männlein.

Basedow selbst war bald mit allen Mitarbeitern zerfallen, zog sich in das Privatleben zurück, widmete sich in Magdeburg teils dem Schulhalten an mehreren Anstalten, teils seiner ersten Liebe, der Theologie. In Armut verstorben, hinterließ er das charakteristische Testament: „Ich will seziert sein zum Besten meiner Mitmenschen." Soviel er auch in seinem Leben zusammengebettelt hat, für sich selbst hat er daraus keinen Vorteil gezogen. Im Gegenteil hat er seine Lebenskraft in seiner Mission verbraucht, sich oft keinen Schlaf gegönnt in seiner Arbeit; Aufopferungsfähigkeit und wirkliche, wenn auch rohe Begeisterung standen ihm in hohem Maß zu Gebote. Aber auch sein Nachfolger im Direktorium zu Dessau, der späterhin nach Rußland übergesiedelte Wolke, der treffliche Lehrer der Mathematik Busse, der von Zedlitz zum Professor der Pädagogik in Halle erhobene Systematiker Trapp, der talentvolle Praktiker Olivier — dies alles waren Männer, die für ihren Beruf von Eifer glühten, selbst begeistert auch begeistern konnten und durch das Band eines fast jugendlich zu nennenden Enthusiasmus vereinigt waren. Zu ihnen gehörte seit 1782 auch Matthison, vor allem aber seit 1781 Salzmann, der 1784 ein eignes Institut zu Schnepfenthal gründete, worin die Basedowschen Extravaganzen abgestreift waren und reine Sittlichkeit, herzliche Menschenliebe als Leitsterne galten. Dieses Institut, das fast etwas Patriarchalisches hatte, erhielt sich daher, während die sofort zu beschreibenden Töchteranstalten zu Marschlins und Heidesheim, die Militärschule zu Kolmar unter Pfeffel und Lerse, sowie zahlreiche Erziehungsanstalten und Privatinstitute, auf die Dauer nicht bestehen konnten.

[Randnotizen: 1778. — Wolke. 1741—1825.]

Als drei Jahre nach Basedows Tod die Dessauer Mutteranstalt aufgelöst wurde, galt das ganze Unternehmen bereits vielfach als Schwindelei und Unverstand. In Erinnerung an Basedows Testament sah man ein, daß die dort gebildeten Kinder oft nicht viel besser daran gewesen waren als die Kaninchen, an denen die Physiologen zum Heil künftiger Geschlechter der Menschheit ihre Experimente machen. Schon 1779 war in dem Buch „Spitzbart" eine herbe Kritik des Systems erschienen, darin namentlich die in dem Philanthropin herrschende Zuchtlosigkeit gegeißelt wurde. Basedow hatte vergessen, daß mit bloßer Verstandeskultur noch keine gute Gesinnung gepflanzt, ja daß selbst Verstandeskultur nur erreicht wird durch Arbeit an gediegenem Stoff. Statt dessen

wandte man sich nun immer ausschließlicher der Methode zu, und es entstand bald eine eigentliche Überfüllung dieses Gebiets. Alle Ignoranten wollten hier ihr Glück noch einmal versuchen; alle verkommenen Talente gerieten zuletzt auch auf diese Spur. Aber indem man das System um solcher Auswüchse willen mißachtete, vergaß man seine wirklichen Leistungen, und thatsächlich konnte man sich doch den Nachwirkungen der philanthropinischen Bestrebungen nirgends ganz entziehen. Fortwährend reisten die Apostel der letztern durch Europa und riefen, während sie die Kinderwelt mit ihren zur Belehrung und Unterhaltung geschriebenen Büchern beherrschten, auch die Alten zu ihrer Pflicht, durch Leistungen wie Salzmanns „Ameisenbüchlein" und „Krebsbüchlein", und Campes, des Erziehers von Alexander und Wilhelm von Humboldt, „Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens", nicht zum mindesten auch durch Guthmuths und Vieths Bestrebungen für Einführung des Turnunterrichts. War doch von dem Turnunterricht ein Hauptschlagwort entlehnt, womit die spätern Vertreter der pädagogischen Reform ihre ganze Tendenz treffend bezeichneten, wenn sie von „Geistesgymnastik" sprachen. Alles sollte „auf geistbildende Art" gelernt werden. An sich war damit ein richtiger Gedanke für die ganze Zukunft festgestellt: der nämlich, daß es nicht sowohl auf das ankomme, was man weiß, als darauf, wie man es lerne; daß nicht im Objekt, sondern im Subjekt der Zweck des Unterrichts liege, solcher daher nach einer im Zögling liegenden Stufenfolge und auf harmonische Weise fortzuschreiten habe. So datiert immerhin erst seit dem Philanthropinismus eine Wissenschaft von der Erziehung in Deutschland.

3. Die Philanthropine zu Marschlins und Heidesheim; Planta und Bahrdt.

Martin. Planta. 1727—1772. In der deutschen Schweiz hatte Zwingli die ersten Anregungen zu einer Reform des Unterrichts gegeben. Die von ihm begründete Professur für Physik in Zürich hatte gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Johannes Geßner, ein Schüler Boerhaves, inne. Unter seiner Leitung machte ein junger Theolog aus dem Unterengadin mathematische und physikalische Studien, mit dessen Auftreten die Schweiz in den Vordergrund der pädagogischen Bewegung zu treten beginnt. Zunächst (seit 1745) Hauslehrer in Deutschland, dann (1750) Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde in London geworden, aber wegen des ihm schädlichen Klimas bald zurückgekehrt, machte Planta in seinem Vaterland die ersten pädagogischen Versuche, indem er die Kinder des Landvogts Jakob von Planta-Zuz unterrichtete und 1753 in Chur eine kleine Erziehungsanstalt errichtete. Hierauf war er von 1755—1761 Pfarrer an der Gemeinde Zizers. Aber sein erzieherischer Beruf ließ ihm keine Ruhe. Ein heißes Verlangen für die geistige und materielle Wohlfahrt seines Vaterlandes glühte von Jugend auf in seiner Seele, und es schmerzte ihn, daß in Graubünden nicht bloß das Volksschulwesen so verwahrlost war, wie auch anderwärts, sondern daß auch eine höhere wissenschaftliche Bildungsanstalt fehlte. Die Parteileidenschaft, welche vom Anfang des siebzehnten bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in diesem Gebirgsland wütete und die besten Kräfte des Landes verzehrte, verhinderte die Errichtung nützlicher Anstalten. Der Adel ließ seine Söhne durch Hofmeister und auf ausländischen Universitäten ausbilden. An den Unterricht des Volks, das nur zu Parteizwecken mißbraucht wurde, dachte niemand. Soweit war das Parteiwesen vorgeschritten, daß
1766. Planta in einem über seine Unternehmungen auf der „Helvetischen Gesellschaft" zu Schinznach erstatteten Bericht sagt, selbst wenn der Plan zu einer Unterrichtsanstalt Eingang gefunden hätte, würde die Wahl des Ortes unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet haben,

da kein Bezirk dem andern einen solchen Vorsprung hätte gönnen wollen. Er kam daher auf den Gedanken, daß nur ein den politischen Händeln fern stehender Privatmann den Anfang zur Reform zu machen berufen sein könne; er besprach sich seit 1760 über diesen Plan mit Johann Peter Nesemann, einem aus den Franckeschen Anstalten in Halle hervorgegangenen Pädagogen. Beide fanden einen wohlwollenden Protektor an dem Landammann von Salis Marschlins, und noch im Lauf des Jahres 1761 kam es zur Eröffnung des ersten schweizerischen Seminars zu Haldenstein, eine halbe Stunde von Chur, in einem Teil des herrschaftlich Salisschen Schlosses daselbst.

Karl Ulysses von Salis Marschlins. 1628—1800.

In dieser Anstalt wurden eine ganze Anzahl der bekanntesten und tüchtigsten Schweizer jener Zeit gebildet, z. B. der Dichter J. G. von Salis-Sewis und der Staatsrat Cäsar Laharpe von Waadt, der Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland; aber nicht bloß aus Graubünden und der übrigen Schweiz, auch aus Deutschland, Frankreich, Italien, Holland und selbst aus Martinique zog der Ruf dieser Anstalt Zöglinge herbei. In dem schon erwähnten Vortrag gibt Planta als Zweck der Anstalt den an, Christen und brauchbare Menschen zu bilden. Bezüglich des Religionsunterrichts ist bezeichnend, daß er von dem reformierten Planta und dem lutherischen Nesemann im Geist einer weitherzigen Union geleitet wurde. „Liebe, die alles duldet, alles erträgt, das ist die Religion, die wir lehren." Der Religionsunterricht, der aber keineswegs in Aufklärungsunternehmungen ausartete, war auch das Hauptmittel, wodurch die Direktoren den Geist einer von innen wirkenden Zucht aufrecht erhielten. Nach der Religionsstunde kamen die Sprachen, namentlich auch neuere, letztere aber nur von solchen Lehrern besorgt, welchen das Deutsche, Französische, Italienische Muttersprache war. In allen Fächern sollte mehr der Verstand als das Gedächtnis in Anspruch genommen werden. Die Schulzucht wurde in der Manier Trotzendorfs durch eine Art von Schulrepublik geübt. Gymnastische Übungen, nützliche Beschäftigungen und fröhliche Spiele füllten die Freistunden, Alpenreisen die Ferien.

Planta war selbst ein Erfinder auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Mit großer Kunstfertigkeit konstruierte er physikalische und mechanische Apparate, deren er sich zu 1775. seinen Experimenten bediente. So ist er der erste Verfertiger der Scheibenelektrisiermaschine geworden; hauptsächlich aber beschäftigte ihn der Gedanke einer Vorrichtung, vermöge welcher Schiffe, Flöße und Wagen durch die Gewalt der Wasserdämpfe sollten bewegt werden können. Er legte die Erfindung dem französischen Minister Choiseul vor, der sie zu schwerfällig und kostspielig in bezug auf das Brennmaterial fand, den Erfinder aber mit hundert Louisdor belohnte. Planta tröstete sich und schrieb in seiner liebenswürdigen Weise: „Es wird diese Reise doch nicht ohne vielen Segen für mich ablaufen, wenn auch nicht für äußere Verhältnisse, so doch für meine Seele. Eine demütigere Kenntnis meiner selbst, eine größere Einsicht in die Eitelkeit dieser Welt, wahres Verlangen nach Gottes Gnade werden die Früchte meiner Reise sein." Tiefer schmerzte es diesen liebeglühenden Mann, in welchem noch der alte Bund von Frömmigkeit und Realismus bestand, daß sein Seminar nur den Vornehmen und Reichen zu gute kommen sollte. Zuweilen zwar hatte er auch solche aufgenommen, denen das Lehrgeld ganz oder teilweise geschenkt wurde. Aber seine Mittel erlaubten ihm nicht, hierin soweit zu gehen, als er selbst gewünscht hätte. Dagegen befindet sich in seinem Vortrag von 1766 ein sehr eingehender Plan, wie dem gemeinen Volk, das kaum zu lesen verstand, durch Mitteilung guter, anregender Lieder zu helfen wäre; Lavater, der diesen Vortrag mit anhörte, dichtete hierauf seine von Egli komponierten „Schweizerlieder". Auch zu einem Erziehungsstift für Arme und Waisen hatte Planta bereits einen Plan entworfen und Beiträge gesammelt, als ein frühzeitiger Tod die Ausführung verhinderte.

Nachwirkungen. Im letzten Jahr seines Wirkens zählte das Seminar bereits 96 Zöglinge. Die Last der ökonomischen Verwaltung hatte Herr von Salis selbst übernommen. Aber mit Planta war die Seele von der Anstalt gewichen. Salis verlegte 1775 die Anstalt in sein Schloß Marschlins, das sich an einem der herrlichsten Punkte des Rheinthals erhebt. Über dem Eingang des Schlosses standen die Worte „dem Kinderfreund". Es war das zweite größere Philanthropin, welches entstand. Leider wurde unter Bahrdts Leitung der moralische Kredit der Anstalt ruiniert. Nachdem Salis einen guten Teil seines Vermögens ihr geopfert, mußte er sie schon 1777 auflösen. Aber nach ihrem Vorbild erhob sich eine neue Anstalt in Reichenau — dieselbe, an welcher Zschokke und Louis Philipp von Orleans eine Zeitlang wirkten; auch die 1804 auf Staatskosten ins Leben gerufene graubündnerische Kantonsschule in Chur wurde durch Haldensteiner Zöglinge geleitet. Zur Charakteristik des trefflichen Mannes, der alle diese Anregungen gegeben, und als Ausdruck gewisser Grundanschauungen, welche das ganze Zeitalter beherrschten, mögen noch folgende Worte aus seiner „Selbstprüfung" hier eine Stätte finden: „Ich bin ein wunderbares Geschöpf. Ich erhebe mich über alles Sichtbare, und wie groß mir etwas erscheint, so wird es nur zum Tropfen für den Durst meiner Wißbegierde, sobald ich etwas besitze, so daß ich schließen muß, daß ich, auch wenn ich alle Wissenschaften der Welt besäße, dennoch die gleiche Begierde, mehr zu wissen, gleich stark fühlen müßte. Wie kann doch eine geringe Kreatur Begierden haben, die immer nach dem Unendlichen, nach dem Unbegreiflichen streben? Warum haben andre Menschen die gleiche Begierde? Hätte uns ein endliches Wesen geschaffen, so würde es uns eine Begierde nach ihm, nach dem Endlichen eingepflanzt haben; hätten wir uns selbst geschaffen, so würden wir uns nicht mehr Wißbegierde verliehen haben, als die wir beständig sättigen könnten. O Unbegreiflicher, der du allein aus dir selbst bist und bestehen mußt, dessen Weisheit, Macht und Güte sich ins Unendliche erweist, der du überall wirkest, wirke auch in mir!"

Karl Friedrich Bahrdt. 1741—1792. Das gerade Gegenstück zu ihm, ja das eigentliche „enfant terrible" der Aufklärung war Bahrdt. Früh verdorben, hatte er in Leipzig, dem damaligen Klein-Paris an der Pleiße, als Privatdozent zuerst orthodoxe Dogmatik, dann (seit 1762) an der Peterskirche daselbst orthodoxe Predigten vorgetragen und eben eine Erbauungsschrift „Der wahre Christ in der Einsamkeit" herausgegeben, als er infolge eines zur Öffentlichkeit gelangten Liebeshandels seine Ämter niederlegen und Leipzig verlassen mußte. Als Professor der biblischen Altertümer in Erfurt (seit 1769) machte er sich, wie von der Sitte, so auch vom Glauben vollends los; aber erst in Gießen, wo er 1771 Prediger und Professor geworden war, gab er nach dem Vorbild der Wertheimer Bibel
1775. (vgl. S. 630) die „neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen" heraus, über die sofort der Hamburger Göze und andre Theologen herfielen, während sie Goethe in dem bekannten Schwank tot machte. Übrigens enthielt dieses berufene Buch noch keinen Angriff auf die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichte, wie die
1782. spätern „Briefe über die Bibel im Volkston" und die „Ausführung des Plans und
1784—1786. Zwecks Jesu in Briefen für wahrheitsuchende Leser", sondern wollte die Bibel bloß in die Sprache der Gegenwart umsetzen, aufputzen und glätten. So sagt Bahrdt z. B. statt „Evangelium" lieber „Merkwürdigkeiten aus dem Leben Jesu" — ganz im Geschmack seiner Zeit.

Einstweilen war Herr von Salis durch Basedow auf Bahrdt aufmerksam gemacht
1775 worden und ließ ihn zu sich nach Marschlins kommen, nachdem Bahrdt vorher vier Wochen auf seine Kosten im Philanthropin zu Dessau zugebracht hatte, wo er sich zum Pädagogen ausbilden sollte. Wie er das that, erzählt er selbst: „Wir lebten alle Tage bei gutem Essen und Trinken in guter Gesellschaft. Wir spielten unser L'hombre.

Wir tranken Malaga und rauchten Tabak dazu. Und alles, was Basedow that, um etwas gethan zu haben, bestand darin, daß er mich mit seiner eingebildeten Sprachmethode quälte und mir über dieselbe einigemal etwas diktierte, was weder Anfang noch Ende hatte."

Aber der Freiherr von Salis, ein Mann von ernstem und strengem Charakter, und der eben noch mit Mühe seinen hessischen Gläubigern entgangene Dr. Bahrdt, dem die haltloseste Ungebundenheit zur andern Natur geworden war, und der selbst den Leichtsinn als seine angeborne, unüberwindliche Krankheit bezeichnet, vertrugen sich schlecht zusammen. Der letztere entblödete sich deshalb nicht, seinen Wohlthäter als einen tyrannischen Geizhals zu schildern, während der von ihm mitgebrachte Student Christoph Heres aus Darmstadt in seinen Mitteilungen den Freiherrn gegen den Theologen rechtfertigt. Außer ihm hatte Bahrdt aus Gießen noch Christian Snell mitgebracht, und waren noch etwa sechs andre Lehrer an der Anstalt thätig; Bahrdt selbst war Direktor und lehrte Religion, Latinität, Philosophie und Physik. Sofort 18. Okt. 1775. veranstaltete er eine ähnliche Paradeprüfung, wie sie ein halbes Jahr darauf an der Dessauer Musteranstalt selbst aufgeführt werden sollte. Bahrdt bereitete dieselbe mit der Sorgfalt eines Schauspieldirektors vor und zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er doch etwas gelernt hatte in Dessau. „Ich sah — schreibt er selbst — die Unmöglichkeit, das Publikum mit lauter Wahrheit zu befriedigen; also beschloß ich durch Täuschung zu ersetzen, was an Wahrheit abging. Ich machte meinen Plan so, daß wir drei Tage Feierlichkeit hatten, und alle Tage für die neugierigen Zuschauer etwas Neues war, was sie für unser Institut einnehmen konnte." „Ich präparierte meine Lehrer täglich auf diejenigen Lektionen, welche dem Publikum zur Schau gegeben werden sollten. Ich verfertigte eine Rede, die eine Stunde lang dauerte, mit welcher ich am ersten Tag die Solennitäten eröffnen wollte, dann eine kürzere Rede für den Nachmittag nebst einer Schlußrede. Ich machte drei Reden, mit welchen die drei philanthropinischen Tempel im schattenreichen Hain eingeweiht werden sollten. Ich präparierte eine Komödie, welche die Zöglinge aufführen sollten." Bei der Aufführung selbst spielte übrigens auch Lavater als Physiognomist eine Rolle. Mit der Grundsteinlegung zu den drei Tempeln, die nachher nie ausgeführt wurden, schloß die Feierlichkeit. In Deutschland aber erschien zugleich Bahrdts eigentliches pädagogisches Programm, der 1776. „philanthropinische Erziehungsplan", worin er die Anstalt zu Marschlins als das „erste wirkliche Philanthropin" empfahl.

Bald darauf wurde die pädagogische Thätigkeit dem neuen Direktor zu langweilig; er machte immer häufigere Exkursionen nach Chur, stürzte sich in Schulden und war überdem gerade daran, sich mit dem Freiherrn zu überwerfen, als er — nach einjährigem Aufenthalt in Marschlins — einen Ruf als Hofprediger des Grafen von Leiningen-Dachsberg nach Dürkheim an der Haardt erhielt, woselbst er im Juli 1776 eintraf. Aber schon im September verkündigte er der Welt in deutscher und französischer Sprache ein neues Projekt. In einem leerstehenden Schloß zu Heidesheim sollte ein neues, das dritte Philanthropin gegründet werden, und damit für die Pfalz, wo bisher eitel Barbarei zu finden gewesen, „der Morgenstern aufgehen". Im allgemeinen kehrte hier der Lehrplan von Marschlins wieder; nur sollte das zwangsmäßige Lateinsprechen aufhören, dagegen täglich abwechselnd französisch oder deutsch geredet werden. Auch sonst war es die großartigste Einrichtung, welche die Ankündigung in Aussicht stellte. In der That gelang es dem anschlägigen Mann das Geld für die Herstellung der Räumlichkeiten aufzubringen. Dann sammelte er „eine unbegreiflich große Anzahl würdiger Männer", die er dem Publikum als Professoren der neuen Anstalt vorführte, eine pädagogische Falstaffgarde, über die er sich selbst gelegentlich lustig

machte. Professor der Theologie und Moral z. B. wurde der gräflich-leiningische Jäger und Büchsenspanner Sigismund, der zugleich die Verpflichtung hatte, Wagenschmiere zu fertigen und Branntwein zu brennen und dessen schöne Frau den übrigen Damen in
1. Mai 1777. der Kunst des Tabakrauchens voranleuchtete. Aus der feierlichen Eröffnung machten die lebenslustigen Pfälzer ein großes Volksfest. Bahrdt hielt eine triviale Eröffnungsrede, in welcher er den Eigennutz als das Grundmotiv alles göttlichen und menschlichen Handelns pries. Die Nacht über tanzte man, und ein allgemeiner Kommers der Professoren, wobei die blau uniformierten Zöglinge zusehen durften, beschloß am dritten Tage die Feier. Tags darauf sollten die Unterrichtsstunden ihren Anfang nehmen. Aber kein Lehrer war im stande dazu. Bahrdt ging wieder nach Dürkheim; die neuen Professoren fingen an sich zu zanken, und in den umliegenden Dörfern umherzutreiben. Aber das Schlimmste war, daß Bahrdt sich in dem gräflichen Hofrat Rühl, der 1795 als Konventsmitglied in Paris verstorben ist, einen bittern Gegner geschaffen hatte, der seine Schwindeleien in der „allgemeinen deutschen Bibliothek" veröffentlichte. In äußerster Not machte sich der Erfindungsreiche auf eine halbjährige Reise nach Holland und England, um daselbst reiche Zöglinge zu fangen. Einstweilen aber verklagte ihn der Weihbischof von Worms beim kaiserlichen Reichshofrat wegen Ketzerei auf Grund seiner 1777 in zweiter Auflage erschienenen „neuesten Offenbarungen Gottes". Am 1. Februar 1778 war er wieder in Heidesheim eingetroffen, aber gleichzeitig mit ihm das Gerücht von seiner Absetzung. Bahrdt ließ sich nicht stören und hielt ein zweites
11.–13. März 1778. öffentliches Paradeexamen, das der hinsiechenden Anstalt noch einmal aufhelfen sollte. Aber einstweilen waren in seiner Sache Fakultätsgutachten von Würzburg und Göttin-
27. März 1779. gen eingeholt worden; schließlich verwarf ein Finalkonklusum des Wiener Reichshofrats die Verteidigung Bahrdts und verfügte sofortige Entlassung aus allen seinen Ämtern. Jetzt konnte er sich nicht mehr halten und entfloh, gerade während des jähr-
Mai 1779. lichen Examens, aus Heidesheim mit Weib und Kind. Das war zugleich das Ende des Philanthropin, und in den Stürmen der Revolutionskriege sank auch das Schloß in Trümmer, welches Zeuge dieses Spektakelstücks gewesen war. Bahrdt selbst flüchtete nach Halle, zum äußersten Verdruß Semlers. Aber solange Friedrich der Große lebte, nahm ihn der Minister Zedlitz gegen Fakultät und Senat in Schutz. Er durfte philo-
1787. sophische Vorlesungen halten; erst als er für Studenten eine Weinschenke eröffnet und
1788. das Religionsedikt verhöhnt hatte, wurde er abgesetzt und auf ein Jahr in die Festung gesperrt.

Theoretische u. praktische Errungenschaften des Philanthropinismus. Trotz des verfehlten Lebens, als dessen Aussaat sie erscheinen, sind die beiden Philanthropine Bahrdts nicht ohne positiven Gewinn für die Pädagogik vorübergegangen. Er lehnt sich in seiner Erziehungslehre im allgemeinen an das „Methodenbuch" Basedows an. Den Menschen an Thätigkeit, an fortdauernden Gebrauch aller seiner Kräfte zu gewöhnen ist sein letztes Ziel. Als Mittel zur Erreichung gelten Nachahmung, Zucht und Belehrung. Auf die erstere hält er am meisten. Es kommt ihm mithin darauf an, die Umgebung des Kindes so zu gestalten, daß demselben jede Vollkommenheit sichtbar vor Augen trete, jede Unvollkommenheit fern gehalten werde. Eine solche Umgebung soll das Institut herstellen, und so schwärmt bekanntlich die philanthropinische Erziehung ebenso sehr für das Institut- und das damit Hand in Hand gehende Fachlehrersystem, wie die naturalistische für den Hofmeister, die realistische für die Schule. Mit Rousseau haben dagegen Basedow und Bahrdt den anthropologischen Grundsatz gemein, von welchem sie ausgehen: daß nämlich die Menschen mehr schwache als bösartige Geschöpfe sind. Nicht von Sünde und Erlösung, sondern von Tugend und Unsterblichkeit ist daher auch hier in erster Linie die Rede. Bahrdt insonderheit steigt sogar unter diese Linie herab, indem er mit Helvetius die Selbstliebe für den ein-

zigen wirklichen Hebel aller geistigen und physischen Thätigkeit des Menschen erklärt. Der Ausgangspunkt seiner Pädagogik ist Egoismus, der Schlußpunkt Eudämonismus. Die Gebiete aber, über die eine solche Erziehung sich zu erstrecken habe, charakterisiert er selbst folgendermaßen: erstens Vervollkommnung des Körpers, was er als das unter allen Umständen Neue der Philanthropine rühmt, und wozu er auch die Gewöhnung an feine Sitte rechnet; zweitens Unterricht in den Wissenschaften, den er sehr verständig als einen Fortschritt von der Anschauung zum Begriff beschreibt; drittens Veredlung des Herzens, wozu besonders die der Religion und Geschichte gewidmeten Stunden das Ihre beitragen sollen; aber auch Zucht und Aufsicht, ganz insonderheit eine möglichst individuelle Behandlung jedes Einzelnen werden in dieser Beziehung als Mittel gerühmt. Nach allen diesen Richtungen hat Bahrdt die Grundsätze des „Elementarwerkes" nicht selten mit richtigen Korrekturen und immer in geschmackvollerer Form vorgetragen. Namentlich erhebt sich sein Anschauungsunterricht in wohlthuender Weise über die dürren, unkindlichen Reflexionen der sogenannten Denk- und Verstandesübungen. Er führt den Kindern die farbigeren Bilder von Wiese und Wald und das thätige Menschenleben vor. Zunächst treten sie in die Natur, in die Häuser, in die Werkstätten; was sie gesehen haben, läßt man sie dann nachträglich auch in Bilderbüchern wiederfinden, ja nachzeichnen. Erst jetzt beginnen die Sprechübungen. Der Stoff des Lesebuches muß daher gleichfalls dem nächsten Anschauungskreise entnommen sein. Denn das Kind darf nichts lesen, was es nicht versteht. Von Basedow nimmt Bahrdt die Lesemaschine, aber leider auch das damals doch schon in seiner Verkehrtheit nachgewiesene Buchstabieren an. Dagegen wird die Muttersprache natürlich in gebührender Weise gewürdigt; und zwar erstrebte Bahrdt, allem steifen Formen- und Regelwesen abhold, bei seinen Zöglingen Geläufigkeit und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Er dachte, wie später auch Herder sagte, daß man Grammatik aus der Sprache lerne, nicht Sprache aus der Grammatik. Seither wußte man, daß der Sprachunterricht nur auf die volle, reiche Sprache selbst bauen kann und Fertigkeit im schriftlichen Gedankenausdruck der sicherste Maßstab für die Zweckmäßigkeit des erteilten Sprachunterrichts ist. Für Erlernen fremder Sprachen hält auch Bahrdt sich an die analytische Methode, gleichsam ein Vorläufer von Jacotot und Hamilton. Im Rechnen lehnten sich sowohl Basedow als er noch wesentlich an den Gothaer Schulplan des Herzogs Ernst an, während Bahrdt den Schreibunterricht bereits mit dem Zeichnen in Verbindung zu setzen strebt. Die gemeinnützigen Kenntnisse spielen natürlich eine große Rolle. In Beziehung auf Methode war Bahrdt ein ziemlich weitgehender Fanatiker für die sogenannte Sokratik. Stets will er den Beweis geben, ehe er den Satz ausspricht, oder vielmehr das Kind soll glauben, durch eignes Nachdenken den Satz gefunden zu haben, wobei der Lehrer sich also genau an die Regel zu halten hat, nur solche Data zu benutzen, die schon innerhalb des Bewußtseinskreises des Kindes liegen. Hand in Hand damit ging auch in diesen Philanthropinen jene Milderung der Zucht, die zur Kehrseite die Benutzung des Ehrgefühls hatte. Ein System von Belohnungen erinnert vielfach an die Jesuiten, der sogenannte Gerichtshof, wo alle Schüler die einzelnen zensieren, an Plantas Schulzucht. Wie die Kinder sich hier an der Disziplin der Anstalt beteiligten, so war ihnen auch im angeblichen Interesse der Menschenwürde, aber in gänzlicher Verkennung der, in diesem Stücke doch auch von Rousseau so richtig gewürdigten kindlichen Natur Einsicht verstattet in die innern Gründe gegebener Befehle oder Verbote. Endlich entsprang aus dem Bestreben, dem Kind jede Pein des Lernens möglichst zu ersparen, ein System von Lernspielen, auf welches Bahrdt große Empfindsamkeit verwendet hatte. Nach allen diesen Seiten hat er ohne Zweifel anregend gewirkt, und selbst ein so bitterer Gegner, wie Laukhard sagte,

nachdem Bahrdt bereits in sein einsames Grab zu Niedleben gesunken war: „Ich kenne viele, welche dem Doktor die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf die wahren und ersten Elemente der höhern und edlern Humanität danken, ihm, wie ihrem Vater, noch jetzt kindlich gewogen sind und seine wirklich großen Verdienste schätzen. Was Flecken war vermodert, aber die Verdienste bleiben ewig."

4. Das deutsche Unterrichtswesen im achtzehnten Jahrhundert.

Die Fortschritte der Pädagogik wurden von der ganzen geistigen Entwickelung der Zeit gefördert und getragen. Die Tendenz auf Popularisierung des Wissens ist schon stark vertreten, und namentlich entstehen zahlreiche Vereine von Gelehrten zur gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Forschung und Mitteilung des Erforschten. Auch die Jugendlektüre erhielt einen reelleren Inhalt und veredelte sich durch das Leipziger Wochenblatt und den „Kinderfreund" des dramatischen Dichters in Leipzig Christian Felix Weiße. Überhaupt waren eine Menge von Kinderbüchern und Volksschriften die nächste Folge der philanthropinischen Bestrebungen. Aber keines dieser Bücher hat den Ruf von Campes „Robinson Crusoe" und „Entdeckung von Amerika" erreicht. Mag man auch auf dem heutigen Standpunkt die eingestreuten Gespräche und moralisierenden Nutzanwendungen läppisch, überhaupt diese ganze Litteratur mattherzig, wässerig und langweilig finden: keine Frage ist, daß die Jugend in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht bloß sehr viel mehr, sondern auch sehr viel Besseres las als in der ersten. Ein allgemeiner Eifer für Jugendbildung und Erziehungswesen entbrannte, und schon in der Mitte des Jahrhunderts traten pädagogisch Schriftsteller auf, wie Sulzer (Vernünftige Gedanken von der Unterweisung und Auferziehung der Kinder), May (Kunst der vernünftigen Kinderzucht) und Miller (Grundsätze einer weisen und vernünftigen Erziehung). Treffliche Maximen finden sich ausgesprochen in den Schriften des Württemberger Prälaten Johann Albrecht Bengel. Wie er, so waren ungefähr im Sinne A. H. Franckes auch thätig der Berliner Oberkonsistorialrat Büsching und Flattich. Jener schrieb den „Grundriß eines Unterrichts, wie besonders Lehrer und Hofmeister der Kinder und Jünglinge sich pflichtmäßig, wohlanständig und klüglich verhalten müssen" — eine oft ins Kleinliche und Äußerliche sich verlierende, lediglich von praktischen Tendenzen geleitete Anleitung. Durch seine „Erdbeschreibung" ist er der Gründer der neueren Geographie geworden. Der Schwabe Flattich war ein geborner Pädagoge, voll unvertilgbar heitern und frohen Muts, voll klaren, durchdringenden Verstandes, womit sich aber auch ein stets bereiter Wille, ein treffliches Herz und wahre Seelenruhe verband. Wie er schon als Student gethan, so hat er auch als Pfarrer nicht aufgehört zu „informieren". So konnte dieser alles Doktrinarismus ledige Mann nach und nach gegen zweihundert Zöglinge von zehn bis zwanzig Jahren heranbilden, und zwar meist solche, mit welchen die eignen Eltern nichts mehr anzufangen wußten. Trotz seiner vorzugsweise praktischen Thätigkeit hat er jedoch auch „Anmerkungen zum Informationswerk" geschrieben, in welchen er die realistischen Grundsätze entwickelt, daß man bei der Jugend vom Zeigen zum Lehren vorschreiten, jeden Zögling nach seiner Individualität beobachten und behandeln müsse, u. dgl.

Der Kinderfreund. 1775—1784.

F. A. Büsching. 1724—1793.

Johann Friedrich Flattich. 1713—1797.

Volksschule.

Nur mittelbar und langsam wirkten die neuen Theorien auf das Volksschulwesen ein. Die bedeutendste Errungenschaft war, daß, seitdem der oben genannte Hecker mit Gründung eines Schullehrerseminars vorangegangen war, während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allenthalben eine große Menge solcher Anstalten eingerichtet wurden, welche freilich fast alle an dem Mangel litten, daß sie nur als Anhängsel

andrer, höherer Schulen auftraten. Von nicht minderer Tragweite waren aber auch die kräftigen und gesunden Anregungen, welche die katholischen Geistlichen Felbiger und Kindermann in Österreich (vgl. oben S. 432), der protestantische Freiherr Friedrich Eberhard von Rochow, indem er die Basedow-Campeschen Ideen auf das Volksschulgebiet überleitete, in Preußen gegeben haben. Zur Hebung des eigentlichen Bürger- und Bauernstandes trugen neben Rochows „Schulbuch" (1772) und „Kinderfreund" (1776) des Freundes und Schwagers von Goethe, des wackern und verständigen Johann Georg Schlosser „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (1771) und des schon oben (S. 646) genannten Resewitz „Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung" (1777—1785) mächtig bei. Auch des Mildheimer „Not- und Hilfsbüchlein" von Zacharias Becker (1788) muß hier ehrend erwähnt werden. Alle diese still und geräuschlos wirkenden Männer sind fast mehr als Pestalozzi die Väter des deutschen Volksschulwesens geworden, welches übrigens in dieser Periode auch nach unten seinen Ausbau zu erhalten anfing durch die Industrieschulen, deren erste 1784 in Göttingen erstand, durch Sonntagsschulen und besonders durch Kleinkinderschulen, wie sie um 1800 durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold hergestellt wurden.

Dem Realismus gegenüber verfestigte sich aber auch das aus dem sechzehnten Jahrhundert überkommene System, welches als Zweck aller Bildung die Humanität hinstellt und diesen Zweck durch Kultur des klassischen Altertums erreichen will, nur daß der Geschmack innerhalb dieser Spätlingsphilologie bald so selten wurde, wie ungeschminkte und wahrhaft erbauende Frömmigkeit unter dem nachgebornen Geschlecht der Pietisten. Dazu kommt, daß sich die sogenannte humanistische Bildung mit der Zeit zu einem ziemlich äußerlich getriebenen Studium der lateinischen Grammatik verdünnt hatte. Das Studium der griechischen Sprache war seit den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs ganz zurückgetreten. Die meisten Gelehrten des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verstanden nur soweit griechisch, um das Neue Testament lesen zu können. Repräsentanten einer solchen, mit dem Griechischen nur oberflächlich sich befassenden Philologie waren Cellarius in Halle und Gesner in Göttingen. Der Mann, welcher für Deutschland das Hellenentum neu entdeckte und zugleich mehr, als irgend einer vor ihm gethan hatte, es in seinem innersten Geist, in seiner ewigen menschheitlichen Bedeutung erfassen lehrte, war Johannes Winckelmann, der Schöpfer der Kunstgeschichte (vgl. S. 589). Gleichzeitig mit ihm lebten und wirkten diejenigen Philologen, durch welche die humanistischen Studien wieder einen würdigeren Inhalt und umfassende Ausdehnung gewannen, Johann August Ernesti in Leipzig, der eine kursorische Lektüre der Klassiker mit kurzer Sacherklärung einführte, und Christian Gottlob Heyne, aus dessen Schule zu Göttingen fast vierzig Jahre lang die tüchtigsten Philologen hervorgegangen sind. Von jenem war schon oben (S. 632) die Rede; die Bedeutung des andern wird erst bei der Darstellung der deutschen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts recht ans Licht treten können.

Gelehrtenschule.

Christoph Cellarius. 1638—1707.

Johann Matthias Gesner. 1691—1761.

Abgesehen von der Wirksamkeit solcher Männer, liefert das deutsche Universitätswesen des vorigen Jahrhunderts nicht gerade viele Lichtbilder. Immer noch bestand der traurige Gegensatz zwischen dem phantastischen Studententreiben und öden Philisterleben. Trotz aller Verbote kamen die Landsmannschaften immer mehr in Aufnahme, und daneben bildeten sich von einem gewissen Korpsgeist zusammengehaltene Orden; beiderlei Arten von Verbindungen gingen vielfach ineinander über. In den Kreisen der Lehrenden wurde der alte Zunftgeist und die von der Wirklichkeit abgewandte Büchergelehrsamkeit erst gegen Ende des Jahrhunderts hier und da in merklicher Weise auf-

Universität und Gymnasium.

geweicht. Dagegen hoben sich gleichzeitig einzelne Gymnasien wieder zur alten Höhe der deutschen Schulbildung. Unter den katholischen höhern Lehranstalten nahmen damals die bayrischen Gymnasien den ersten Rang ein; im evangelischen Deutschland waren am besten organisiert das Pädagogium zu Kloster Bergen unter dem genannten Abt Resewitz und die Berliner Gymnasien unter Friedrich Gedike, Ludwig Meierotto und dessen Schüler Bernhardy. In der Regel aber hing die Brauchbarkeit einer solchen Anstalt immer noch ganz von der persönlichen Tüchtigkeit des Dirigenten ab.

Kampf gegen den traditionellen Schulkram. Die Besserung des humanistischen Schulwesens hing zum Teil damit zusammen, daß damals die Litteratur in Deutschland eine Macht zu werden anfing; dieselbe verfehlte nicht, sofort der gelehrten Pedanterie und Buchstäbelei der philologischen Zunft entgegenzutreten. Rabener läßt einen lateinisch, griechisch, rhetorisch und logisch gebildeten Jüngling auftreten und also gegen die pädagogischen Neuerungen reden: „Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geschichte anhält? Dies vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohnedem mehr als zu geneigt ist. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wissenschaften nützen, kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, und ich will ihn auch ohne Geographie nach Leipzig finden. Deutsch zu lernen klingt mir lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er nie in die Lehrstunden kam." In derselben Richtung beschreibt Nicolai im „Sebaldus Notanker" die Jugendbildung seines in Vaals in Holland von einem theologischen Hofmeister auferzogenen Helden: „Anselmino hatte konstruiert, exponiert, analysiert, Phrases ausgezogen, lateinische Reden gehalten und lateinische Verse gemacht. Er hatte sogar etwas von den römischen Altertümern gelernt und wußte, wie die Konsuln und Ädilen in Rom waren gewählt worden. Freilich wußte er nicht, wie die Generalstaaten gewählt werden, auch nicht, ob sie in Vaals etwas zu befehlen hätten. Denn warum sollten Kinder in gelehrten Schulen mit der Verfassung des Vaterlandes bekannt gemacht werden, da diese zu wissen keine Gelehrsamkeit ist? Dagegen hatte Anselmino einen guten Begriff von den Sätzen der Dordrechtschen Synode." „Er exponierte, analysierte und perorierte ohne Anstoß, beantwortete im besten Schullatein alle Fragen aus Braunii theologia didactica, und alle Examinatoren sagten einstimmig, nie habe noch eine Knabe von so zartem Alter so gelehrte Antworten gegeben."

Aber so stolz sich auch Nicolai wußte als Basedows Geistesverwandter, so hatte er doch einen nüchternen Blick auch für die philanthropinischen Thorheiten bewahrt. Und so läßt er denn seinen Anselmino vom Regen in die Traufe kommen, indem seine Eltern ihn nach so wohlbestandenem Examen der Obhut des Theologen entnehmen und in das soeben erstehende Philanthropin zu Horbock schicken, wo der Zögling „unter den Niedlichen bald der Niedlichste wurde. Er lernte meilenweit ohne Zweck zu Fuß laufen, sich täglich kalt baden, über einen Stock springen, kurz alles, was man in der wirklichen Welt nicht braucht; und er lernte es um soviel eifriger, da seine Lehrer laut sagten, die Welt würde bald ebenso werden, wie das Philanthropin zu Horbock, alle Menschen würden in kurzem sich kalt baden, laufen, springen, hohe Hüte und Halbstiefel tragen". „Mit Lernen ward Anselmo nicht sehr angegriffen. Zufolge der Grundsätze des Philanthropin zu Horbock sollte er nur lernen, wenn er Lust dazu hätte; und die hatte er selten, so daß er ohne seine natürliche Fähigkeit gar nichts würde gelernt haben." „Nachdem unser Held zwei Jahre dort zugebracht hatte, kam er als ein ganz andrer Mensch nach Hause. Er hatte denken und räsonnieren lernen; aber völlig verlernt hatte er, sich im gemeinen Leben verständig aufzuführen. Er hielt es für ganz unnötig, sich nach der übrigen Welt zu richten, denn er hatte in Horbock

so oft gehört, die Welt sei ausgeartet; deshalb forderte er, daß die Welt sich nach ihm richte, nach ihm, der aus der bessern Welt von Horbock kam."

Aber nicht bloß ein Nicolai, auch Größen wie Herder und Wieland schrieben über Erziehungsfragen. Es wurde geradezu ein neues Thema in die Tageslitteratur eingeführt, ja ganze Zeitschriften sind diesem Zweck gewidmet. Beherrscht aber wird all dieses Treiben und Schreiben von den Gegensätzen des Philanthropinismus und Humanismus. Jener war ohne Zweifel im Recht, wenn er die Blicke der Eltern und Lehrer auf die Interessen der Gegenwart lenkte und den Sinn der Kinder für die Natur öffnete. Seine Schranke lag in dem Unvermögen, den hohen Bildungswert der klassischen Sprachen und die typische Bedeutung des griechischen Altertums für jedwede wahrhaft menschliche Bildung zu begreifen. Weder der materielle Gewinn der Einführung in den Glanz und Adel der klassischen Welt, noch der formale Vorteil, daß sich am lateinischen Sprachstudium der Sinn für logische Struktur, am griechischen der für Feinheit und Schönheit des Ausdrucks entwickelt, fand in dem pädagogischen Schema eines Basedow und seiner Nachfolger Würdigung und Verständnis. Der Humanismus seinerseits hielt diese unersetzlichen Bildungsmittel allerdings fest. Seine Stärke beruhte überhaupt darin, daß er ein geistiges Arbeiten und idealere Erziehungszwecke ins Auge faßte, während der philanthropinische Realismus den Lehrling bloß mit allen zu seiner künftigen Lebensbestimmung und Berufsstellung erforderlichen Vorkenntnissen ausrüsten wollte und es, nach Jean Pauls Ausdruck, vielfach bei der geistigen Fütterung bewendet sein ließ. Eine scharfe Zusammenfassung dieser Gegensätze hat Niethammer in seinem „Streit des Philanthropinismus und Humanismus" gegeben, wobei aber der letztere zu einseitig bevorzugt wird. Denn daß er das Beobachtungsvermögen unkultiviert ließ, daß er an dem Bildungswert der Naturwissenschaften, der Mathematik, der neueren Sprachen gleichgültig vorüberging, daß selbst ein Ernesti ironisch von der „Frau Muttersprache" reden konnte — das alles weist auf Einseitigkeiten hin, welchen gegenüber die Forderungen der Gegenpartei nur um so berechtigter erscheinen. Gegen diese aber schloß man sich humanistischerseits unter dem Vorgeben ab, daß ein zu frühes Treiben der Realien den Sprachsinn ertöte, oberflächlich mache u. s. w. — Bemerkungen, die unglaublich wenig verfangen wollten in einer Zeit, deren Sympathien von vornherein schon auf seiten des Realismus lagen.

Gegensatz des Humanismus und Philanthropinismus. *1808.*

5. Pestalozzis Reform.

In vertiefter und veredelter Form wurde die philanthropinische Tendenz einer naturgemäßen Gestaltung der Erziehung und des Unterrichts aufgenommen und durchgeführt von dem Züricher Pestalozzi, einem der merkwürdigsten Männer, welche die neuere Kulturgeschichte aufzuweisen hat. Immer nur mit dem Gemüt verstehend, von reizbarem Gefühl und lebhafter Phantasie, sog er als Jüngling Rousseaus pädagogische und sozialpolitische Ideen in sich ein und versank dadurch völlig, wie er selbst sagt, „in einen im höchsten Grad unpraktischen Traumsinn". Er war enthusiasmiert vom „Emil", weil er das Buch als Heilmittel gegen die eigne Einseitigkeit auffaßte. Im übrigen aber verließ ihn zeitlebens auch nie der Haß gegen jedwede Aristokratie. Aber dieser Haß hatte bei ihm eine sehr positive Kehrseite, die einer heiligen, aufopfernden und unerschütterlichen Liebe zum Volk. Und wie in der Abnutzung der Volkskraft durch grenzenlose Vernachlässigung der Volksbildung der Haupthebel des aristokratischen Regiments bestand, so erkannte Pestalozzi mit dem Blick des Genies in einer gesunden, alle Kräfte anspannenden, alle Anlagen zur vollen Entwickelung bringenden Volksbildung das große Heilmittel wider das Zeitverderben. Aber selbst durchführen konnte er

Johann Heinrich Pestalozzi. 1745–1827.

nichts. Wohl aber war es seine Gabe, in chaotischer Darstellung die liebevolle Sehnsucht seines Herzens andern mitzuteilen. Im übrigen war sein Leben ein beständiges, aufreibendes Ringen mit der eignen unpraktischen Natur. Nachdem er eingesehen, daß er weder zum Theologen, noch zum Juristen tauge, kaufte er mit dem Geld seiner
Pestalozzi auf dem Neuhof. 1769—1798. Frau ein Landgut und trieb ökonomische Experimente auf dem „Neuhof", die ihn tief in Schulden stürzten. Das Gefühl des eignen Elends rief den Gedanken in ihm wach, ein Vater der Elenden und Verlassenen zu werden. Er eröffnete eine Armenschule
1775. auf dem Neuhof; aber die Bettelkinder waren nicht bloß nicht zu bändigen, sondern brachten auch den, der sie lehren und ziehen wollte, selbst an den Bettelstab. Als eine
1780. Frucht der bisherigen bittern Erfahrungen erschien nunmehr aus seiner Feder „Die Abendstunde eines Einsiedlers". Jede echte Schulbildung müsse Bildung zur reinen Menschlichkeit sein. Daß dabei dem Gange der Natur zu folgen sei, hat er von Rousseau; wie dieser will er reale Kenntnisse, von der Wahrnehmung des Nächstliegenden ausgehend. Was ihn aber von seinem Vorbild unterscheidet, das ist die Kultur des Gemütslebens und die Überzeugung, daß dasselbe wesentlich auf Religion, auf dem Kindersinn gegenüber dem Göttlichen beruhe. Es folgte ein Buch, von dem er sagt: „es floß mir von selber in die Feder, ohne daß ich den geringsten Plan im Kopf gehabt hätte", das übrigens in des Züricher Stadtarztes Johann Kaspar Hirzel „Wirtschaft eines philosophischen Bauern" von 1761 einen Vorläufer, und in den oben beschriebenen Werken von Schlosser, Rochow, Becker u. a. Seitengänger hatte. Aber keines aller jener Volksbücher, nicht einmal Salzmanns philanthropinischer Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" kommt dem gleich, was
1781. Pestalozzi bot. „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk", stellt die Geschichte eines armen, durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit, insonderheit durch den klugen und treuen Sinn der arbeitsamen Frau aus der Zerrüttung sich emporarbeitenden Hauswesens, zugleich auch einer ökonomisch und politisch sich allmählich hebenden Bauerngemeinde dar. „Es war mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Lande; es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlassenen im Lande an Gottes Statt stehen; es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann." Das Buch erregte mächtiges Aufsehen wegen „der Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volk seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Herdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden". Es ist das Produkt nicht bloß einer feinen Beobachtung, sondern völliger Dahingabe und Interessengemeinschaft für die Leiden und Hoffnungen des Volks von seiten eines Mannes, welcher demselben zugleich mit seinem ernststrebenden und tiefahnenden Geist weit überlegen war. Die Heldin seiner Bauerngeschichte ist auch fernerhin sein Ideal geblieben. Im Gegensatz zur Hofmeistererziehung Rousseaus, wollte Pestalozzi die Bildung des Volks in erster Linie in die Hand der Mütter legen. Ohne Beiziehung dieses Faktors schien ihm jede soziale Reform unfruchtbar, ja unmöglich. Noch siebzehn Jahre nach Erscheinen des genannten Buches setzte er sein armes gedrücktes Leben auf dem Neuhof fort;
1782. aber weder die Wochenschrift, die er gründete („ein Schweizerblatt"), noch sein „Chri-
1783—1792. stoph und Else", noch die weitern Bände von „Lienhard und Gertrud" entsprachen den durch den ersten erregten Erwartungen; sie trafen den Volkston nicht mehr. Wohl aber war man auswärts auf den kühnen Reformer des Erziehungswesens aufmerksam geworden, und nach Klopstock, Schiller und Campe wurde auch Pestalozzi mit dem Ehrenbürgerrecht der französischen Republik bedacht. Wir sehen ihn jetzt in seinen
1798. „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelungsgeschichte des Men-

schengeschlechts" ganz auf den Bahnen Rousseaus wandeln, einen Naturzustand fingieren, die Erhebung der Menschheit aus dem tierischen in das gesellschaftliche und in das sittliche Stadium schildern u. s. f. Der neuen helvetischen Regierung stellte er sich als „Schulmeister" zur Verfügung. Sie schickte ihn nach Stanz, wo durch einen Kriegsunfall viele arme Kinder obdachlos geworden waren. Neun Monate lang hat dort der zweiundfünfzigjährige Mann achtzig Kinder im Ursulinerkloster nicht bloß unterrichtet, sondern von Morgen bis Abend besorgt, gehütet und bedient. Er war ihnen Vater, Schulmeister, Wärter, Arzt und Hausknecht. „Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige." Nur sein fester Glaube an einen unzerstörbaren Kern des guten in der Menschennatur konnte eine solche Macht der Selbstaufopferung entfalten. Hier aber fand er auch auf praktischem Wege seine spätere Methode. Er unterrichtete durch Vorsprechen von Wörtern und Sätzen, welche sich auf die nächste Umgebung bezogen. Nicht auf schnelles Lesenlernen steuerte er los, sondern auf Entwickelung der Geistes- und der Gemütskräfte. Er suchte mit einem Wort die Vorzüge des Hausunterrichts in die Schule zu übertragen. „Pestalozzis Armenschule in Stanz ist die Wiege der modernen Volkserziehung geworden; über ihr schwebt der stille Glanz eines Martyriums, das zu seiner Verherrlichung keiner Ausschmückung durch die Legende bedarf." Sept. 1798 — Juni 1799.

Durch die Franzosen aus Stanz vertrieben, wurde Pestalozzi Hilfslehrer an der Volksschule, dann Elementarlehrer an einer städtischen Anstalt zu Burgdorf. Auch hier setzte er sein Experimentieren fort, machte die Anschauung zum Ausgangspunkt alles Lernens, verweilte möglichst lange auf den untern Stufen und ging nur einen Schritt vorwärts, wenn die Kinder sich das Bisherige gut gemerkt hatten. Da kamen sechsundzwanzig Kinder aus dem Kanton Appenzell, durch Kriegsnöte verwahrlost, nach Burgdorf, unter Führung des Schulmeisters von Gais, Hermann Krüsi. Mit ihm vereinigte sich Pestalozzi zur Gründung einer gemeinsamen Erziehungsanstalt, und die helvetische Regierung räumte dafür das Schloß in Burgdorf ein. Hier wurde nun abermals auf eine äußerst naturalistische und ungebundene Weise unterrichtet und erzogen. Bücher gab es nicht; Pestalozzi hielt nichts darauf. Auswendig gelernt wurde auch nichts. Kein Schul-, kein Stundenplan! Zeichnen, Rechnen, Sprechübungen — alles lief durcheinander. Vom lauten Sprechen und Vorschreien war Pestalozzi gewöhnlich schon um zehn Uhr heiser. An den zerrissenen Tapeten des Schlosses wurde der von ihm geleitete Anschauungsunterricht vorgenommen. „Schulgerecht lernte ich nichts — erzählt der später als Pädagog bekannt gewordene Ramsauer, damals einer der Appenzeller Knaben — sowenig als andre Schüler; aber Pestalozzis heiliger Eifer, seine hingebende, sich selbst ganz vergessende Liebe, seine sogar in die Augen der Kinder fallende, recht drückende Lage machte den tiefsten Eindruck auf mich und knüpfte mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das seinige." Während des Burgdorfer Aufenthalts entstand die Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt: ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten". War es auch eine große Täuschung, von einem Buch, und namentlich dem vorliegenden, in der Hand der Mütter des Volks einen durchschlagenden Erfolg zu erwarten, so sieht man doch in diesen und einigen nachfolgenden Veröffentlichungen dem System Pestalozzis auf den Grund. Indem er in fulminanten Worten die bodenlose „Maulbildung" der höhern Stände, das papageienartige Auswendiglernen und jedweden falschen Prunk angelernten Wissens angreift, fordert er für die Volksschule nicht sowohl Gelehrsamkeit, als Bildung des gesunden Menschenverstandes. Der Organismus der Menschennatur ist nun aber seiner Überzeugung zufolge genau denselben Gesetzen unterworfen, nach welchen auch die äußere Natur ihre organischen Erzeugnisse bildet; darin gründet das

Burgdorfer Anstalt, seit 1800.

philosophische Recht der Forderung einer naturgemäßen Erziehung. Jeder Unterricht muß den ewigen Gesetzen angemessen sein, nach welchen sich der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt. Erst nach der Anschauung kommt die Benennung, die Beschreibung, die Definition, wie überhaupt alles darauf ankommt, daß in möglichst lückenlosem Fortschritt unter durchgängiger Anregung der Selbstthätigkeit aus dem Erlernten und Begründeten immer Höheres abgeleitet werde. Damit waren, trotz aller Mängel und Schäden der Ausführung, die Grundgesetze alles Elementarunterrichts ein für allemal gefunden und festgestellt.

1803. Als die Anstalt von Burgdorf nach Münchenbuchsee verlegt wurde und Fellenberg in Hofwyl die Leitung derselben übernahm, folgte Pestalozzi einer Aufforderung
Yverduner Anstalt. der Stadt Isferten (Yverdun), um dort jene Erziehungsanstalt zu gründen, welche
1804—1825. seinem Namen europäischen Ruf verschaffen sollte. Hier im alten Schloß über der Stadt, wo Pestalozzi die neue Anstalt ganz auf dem Burgdorfer Fuß einrichtete, entfaltete sich seine ganze Genialität. Bis zum Jahr 1810, dem Höhepunkt ihres Gedeihens, zählte die Anstalt etwa 150 Zöglinge; daran arbeiteten fünfzehn bis zwanzig Lehrer. Außerdem aber gingen stets Fremde ab und zu, um die Methode kennen zu lernen. Der Kaiser von Rußland, der König von Holland erschienen. Wie Kant von Basedow die Wiedergeburt des Volks erwartet hatte, so wies Fichte auf Pestalozzi hin. Aber gerade diese Weltehre war ein Keim des Verderbens. Pestalozzi mußte experimentieren, die Schüler paradieren. Ordnungssinn in ökonomischen Dingen war nie seine starke Seite gewesen. Auch jetzt nahmen die Geldverlegenheiten kein Ende. Seit 1810 vollends brach ein unheilbarer Zwiespalt zwischen den beiden begabtesten Männern aus, welche dem Direktor in der Leitung des Ganzen zur Seite standen, Johannes Niederer, einem gebildeten Geistlichen aus dem Rheinthal, und Joseph Schmid, einem Sohn der Tiroler Berge. Jener war reformierten Glaubens, von feinem Auftreten und philosophischen Kenntnissen; dieser von Haus aus katholisch, ein Talent der Praxis, mit seltener Lehrgabe versehen, aber unverträglich und unerträglich. Gleichwohl schloß sich Pestalozzi vorzugsweise an ihn an, der ihm durch seine Willenskraft imponierte und unentbehrlich geworden war. Bald konnte er die finstern Geister nicht mehr bändigen, welche immer tiefer in der Brust seiner nächsten Gehilfen sich
1815. regten. Endlich — es war am Begräbnistage seiner langjährigen treuen Lebensgefährtin — brach der Sturm der Entrüstung aller Anstaltslehrer gegen Schmid los. Als Pestalozzi nicht in dessen Entlassung willigen wollte, nahmen sechzehn Lehrer ihren
1817. Abschied, darunter auch Ramsauer; bald darauf schied auch Krüsi und trennte sich in eklatanter Weise Niederer von seinem alten väterlichen Freund. Jetzt entspannen sich anläßlich von Geldforderungen die ärgerlichsten Streitigkeiten, Zeitungskämpfe und Prozesse, welche den Ruf der Anstalt vollkommen ruinierten. Dem Institut war schon
1823. nicht mehr aufzuhelfen, als Schmid und Niederer sich versöhnten. Achtzigjährig sah
1825. sich Pestalozzi endlich genötigt, seine Anstalt aufzulösen. Von seiner Familie war nur noch ein Enkel geblieben. Zu ihm, der auf dem Neuhof wohnte, wo Pestalozzi vor einem halben Jahrhundert die erste Armenanstalt gegründet hatte, zog er sich jetzt zu-
17. Febr. 1827. rück, um endlich sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen. Lehrer und Schulkinder aus den umliegenden Ortschaften sangen an seinem Grab.

Es ist oft gesagt worden, er, der die Welt umgestalten wollte, sei nicht fähig gewesen die kleinste Dorfschule zu meistern. Das ist wahr. Dafür war er aber zu viel Größerem fähig, und heute ist keine Dorfschule, in der nicht irgend etwas von seinem Einfluß, von seinem Geist, von dem Segen seines Lebenswerkes zu verspüren wäre. Er hat dem Stand der Volkslehrer recht eigentlich den Standesgeist, den Enthusiasmus für ihren Beruf und das Bewußtsein, ein großes Werk in der Stille zu führen,

eingehaucht. Seinen Aberglauben an die Allmacht der absoluten Methode teilte er mit allen Reformpädagogen seit Ratich und Comenius. Aber die Macht einer mit feinster Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis verbundenen Genialität der Liebe, wie sie in ihm lebte, hat noch selten über den Trümmern aller irdischen Lebenshoffnungen einen schöneren und dauernderen Triumph gefeiert.

4. Der Umschwung in der Philosophie.

1. Die Popularphilosophie.

In einer Zeit, da der Geist des Zweifels, die Lust an der Neuerung und das Bedürfnis nach selbständiger Prüfung überlieferter Lehre alle ergriffen hatten, welche überhaupt von der rasch dahinströmenden Bildung erreicht und berührt werden konnten, war der Formalismus der Wolffschen Schule nicht im stande, einzig und allein Anspruch auf Dauerhaftigkeit und Unfehlbarkeit zu erheben. In der That fehlte es sogar an ausgesprochenen Gegnern nicht, unter welchen Crusius in Leipzig der einflußreichste war. Aber die Grübeleien des gelehrten und trockenen Mannes, für welchen besonders der durchgängige Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen einen Stein des Anstoßes bildete, waren nicht im stande, die Aufmerksamkeit der strebsamen und nach Konsequenz verlangenden Jugend zu fesseln. Auf der andern Seite machte sich schon zu Lebzeiten Wolffs neben ihm ein Eklektizismus breit, welcher sich überall die Rechte eines in kein Schulsystem eingeschnürten Denkens vorzubehalten gedachte. Sowohl diese Eklektiker als die spätern Vertreter und Fortbildner des Standpunktes von Wolff, lebten fast ganz von englischem und französischem Import (vgl. S. 110, 133). Dabei sind die Engländer den Franzosen überall voraus. Vor allem wurde Locke von Einfluß, welcher die Erfahrung für die einzige Quelle alles Wissens erklärt hatte; aus seinem Empirismus war in England erst der Idealismus Berkeleys, welcher das Dasein einer Körperwelt ganz leugnete, dann David Humes Skepsis hervorgegangen. Das waren die Voraussetzungen, unter welchen namentlich noch Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, die Standpunkte, mit welchen er sich auseinanderzusetzen hatte. Auf der andern Seite wurde der Empirismus Lockes in Frankreich durch Condillac und seine Nachfolger zum Sensualismus umgebildet; es wurde der Versuch gemacht, alle Seelenthätigkeit überhaupt auf die äußere Wahrnehmung als ihre einzige ursprüngliche Quelle zurückzuführen, und Lamettrie zog daraus alle Konsequenzen des rücksichtslosesten Materialismus. Gegen diese sensualistischen und materialistischen Einflüsse verhielt sich nun, fast mit einziger Ausnahme Friedrich des Großen, welcher über die Seele materialistisch dachte, die deutsche Philosophie und Aufklärung durchaus ablehnend; um so größern Einfluß gewann auf die deutschen Humanitätsbestrebungen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Rousseau, als er das Zeitalter von der Überbildung zur Natur und zum einfachen, ungefälschten Urteil der Vernunft zurückrief. Aus der Mischung dieser verschiedenen, in der Zeitphilosophie gegebenen Elemente erzeugte sich die deutsche Popularphilosophie, wie sie die breite Mitte des Jahrhunderts nach Wolff und vor Kant kennzeichnet.

Christian August Crusius. 1712–1776.

Sowenig durchgebildet und scharf nun auch die wissenschaftliche Einsicht der meisten dieser Popularphilosophen, zu welchen übrigens in der ersten Hälfte seines philosophischen Strebens auch Kant selbst gerechnet wurde, gewesen sein mochte, so bestimmt und ausschließlich sich namentlich ihre religiöse Weltanschauung innerhalb der Grenzen des von Locke und Wolff vertretenen Deismus hielt, so ist es doch zumeist auf die Rechnung des ebenso ehrlichen wie leidenschaftlichen Kampfes, welchen sie gegen die

Verdienst der Popularphilosophie

bestehenden Mängel und Mißbräuche geführt haben, zu setzen, wenn innerhalb des deutschen Mittelstandes ein umfassenderer und soliderer Boden für das freie Denken und die unbefangene Forschung erobert wurde, als dies der Fall war in England, wo die letzten Spuren der Freidenkerei vom Methodismus vertilgt werden konnten, und in Frankreich, wo die römische Reaktion noch ungeahntere Triumphe feiern sollte. Trotz all' ihrer philosophischen Unproduktivität wird daher den gleich zu nennenden Vertretern der populären Weltweisheit die Anerkennung dauernd gespendet werden müssen, das Durchschnittsbewußtsein ihrer Zeitgenossen von der Übermacht theologischer Voraussetzungen befreit, die Unabhängigkeit der Moral von dem Kirchentum durchgesetzt und überall eine freiere und duldsamere Anschauung zur treibenden Kraft der allgemeinen Denkart gemacht zu haben. Zudem scheint es geradezu ein Gesetz der Fortentwickelung des Geistes zu sein, daß auf produktive Perioden popularisierende, auf wissenschaftliche Entdeckungen allgemeine Verständlichmachung und Reproduktion des Erreichten in der Sprache des gewöhnlichen Verkehrs folgen. So war auch jetzt mit Leibniz und Wolff die Zeit der Theorie und Terminologie abgelaufen. Männer wie Abbt („Vom Tod fürs Vaterland", 1761), Johann August Eberhard („Neue Apologie des Sokrates", 1772), Engel („Der Philosoph für die Welt", 1775—1777) und der feinsinnige Moralist Garve („Ciceros Schrift von den Pflichten", 1793) kleideten ihre philosophischen Betrachtungen in geschmackvolle und verständliche Form, alle unerquickliche und dunkle Schulsprache vermeidend. Selbst Lehrer der Philosophie auf Universitäten, wie Johann Georg Heinrich Feder in Göttingen, huldigten den Forderungen der Zeit und befleißigten sich in Vortrag und Schrift einer faßlichen Darstellung. Keiner aber hat umfangreicher und tiefer zugleich gewirkt als Moses Mendelssohn, der edelste und ehrwürdigste Vertreter deutscher Aufklärung, das Urbild von Lessings Nathan. Ein schwächlicher und verwachsener Judenknabe, hat er sich seine Stellung in schweren, auch gemütlich aufreibenden Kämpfen erringen müssen. Indem er es unternahm, die Lehren vom Dasein Gottes („Morgenstunden", 1785) und von der Unsterblichkeit der Seele („Phädon", 1767) dem französischen Materialismus gegenüber philosophisch zu erweisen, dabei aber Jude war und blieb, widerlegte er thatsächlich das Vorurteil der Zeitgenossen, als bestünde in jenen, mit so großer Liebhaberei erfaßten Ideen geradewegs das Wesen des Christentums, „der ganze Körper unsrer Dogmatik", wie Garve sich ausdrückte; zugleich hat er durch seine Übersetzung des Pentateuch und der Psalmen nicht nur das Judentum der deutschen Bildung und Gesittung näher geführt, sondern auch in seiner Schift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum" (1783) die Anerkennung der Rechte seines unterdrückten Stammes aufs engste mit den Toleranz- und Humanitätsbestrebungen des Jahrhunderts verkettet. Diese Schrift ist das erste, allgemein verständliche nnd wirkungsvolle Programm für die Forderung der Trennung von Staat und Kirche geworden, nach Kants Ausdruck „die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein die Juden, sondern alle Religionen betreffen würde".

Moses Mendelssohn. 1729—1786.

Nützlichkeitsmoral.

Trotz dieser Verdienste der Aufklärungsphilosophie mußte das Fahrwasser derselben doch nur immer seichter und sandiger werden, infolge der eigentümlichen Wendung, welche die von allen ihren Vertretern in den mannigfachsten Formen wiederholte Losung, das Wort Popes, der Mensch sei des Menschen edelste Beschäftigung, genommen hatte. Der Mensch, sein Wesen und seine Bestimmung, seine Stellung und Bethätigung in seiner selbstgeschaffenen Welt war der Gegenstand der sorgfältigsten und allseitigsten Untersuchung. Daher auch der durchweg moralisierende Gehalt und Zweck der ganzen Litteratur, die vorherrschende Lust an psychologischer Zergliederung morali-

scher und ästhetischer Empfindungen; daher das Vorwiegen jener teleologischen Naturbetrachtung, welches sich in unzähligen Ausführungen und Nachweisen ausspricht, wie die ganze Welt nur um der vernünftigen und sittlichen Wesen da sei, alles in derselben bis aufs kleinste berechnet sei auf Wohl, Nutzen, Vergnügen und Wünsche der Menschen; Gott aber ist für diesen Standtpunkt nur dasjenige Wesen, welches solchergestalt für den Menschen aufs vollkommenste sorgt; überall in der Natur ist seine Güte und Weisheit nachzuweisen. In diesem Sinn schreibt Reimarus seine „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", eine Popularisierung des physikotheologischen Beweises zu gunsten des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit. Hierher gehören auch Gotthilf Samuel Steinbarts „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christentums" (1778), „Das einzig wahre System der christlichen Religion" (1787), welches wahrscheinlich von Mauvillon herrührt, und vieles andre.

Aber die Philosophie ist nicht dazu da, den Menschen über diejenigen Gegenstände zu belehren, von welchen sein materielles oder seelisches Wohlsein abhängt, noch weniger dazu, ihn in dieser Richtung in eitle Illusionen einzuwiegen, die mit der herben Wirklichkeit in schneidendstem Widerspruch stehen. Eine dieser Wirklichkeit entsprechende, zusammenhängende und wissenschaftliche Weltanschauung läßt sich auch nicht in der Form der leichten und eleganten Darstellung bilden und gewinnen. Endlich war die trübe Vermischung von Theologie und Philosophie, wie sie die Aufklärungslitteratur charakterisiert, schon von Lessing in ihrem Unwert erkannt worden. „Man macht uns unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen." Aber erst in Kant erstand der Gerichtsvollstrecker, der einem unhaltbar gewordenen Zustand ein Ende machen sollte. Unhaltbarkeit der Popularphilosophie.

2. Die kritische Philosophie.

Immanuel Kant, einer ursprünglich schottischen Familie entsprungen, studierte in seiner Vaterstadt Königsberg, aus deren Bereich er sich lebenslang niemals allzuweit entfernt hat, Theologie, Philosophie und Mathematik, habilitierte sich 1755 an der Universität, wo ihm allmählich auch, erst seit 1770, Stelle und Gehalt als Professor für Logik und Metaphysik zu teil wurde. Zunächst stand er unter Newtons Einfluß; die erste Epoche seiner schriftstellerischen Wirksamkeit war eine naturwissenschaftliche, und seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) ist geradezu eine Vorausverkündigung der Laplaceschen Theorie von Ursprung und Bestand des Planetensystems. Erst im Verlauf der sechziger Jahre erfolgt der Übergang von der Naturwissenschaft zur Logik und Metaphysik unter dem bestimmenden Einfluß von Hume, dessen Zweifel an der objektiven Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Nicht mehr der Theorie und Naturgeschichte der Materie, sondern derjenige des menschlichen Geistes gelten seine Forschungen. Die Epoche machenden Werke, in welchen die Resultate der letztern niedergelegt sind, heißen „Kritik der reinen Vernunft" (1781, zweite umgearbeitete Auflage 1787), „Kritik der praktischen Vernunft" (1788), und „Kritik der Urteilskraft" (1790). Zu diesen drei Grundpfeilern kommen noch zahlreiche andre Schriften, welche das System teils vervollständigen, teils seine Anwendung auf Theologie, Rechtslehre, Ethik und Ästhetik darthun; so die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", „Zum ewigen Frieden", „Rechtslehre", „Tugendlehre", „Anthropologie", „Streit der Fakultäten" u. a. Immanuel Kant. 1724–1804.

Der Kritizismus. Wie schon die Titel der Hauptwerke darthun, bezeichnet Kant seine eigne Philosophie im Gegensatz zum Dogmatismus, Empirismus und Skeptizismus als Kritizismus, sofern sie alles weitere Philosophieren von dem Resultat einer bezüglich des Ursprungs und Anfangs, namentlich aber auch der notwendigen Grenzen des menschlichen Erkennens anzustellenden Prüfung abhängig macht. Ebenso gern spricht er von „Transcendentalphilosophie", sofern diese Prüfung auf die Möglichkeit einer Erkenntnis gerichtet ist, welche den gesamten Erfahrungskreis „transcendiert", d. h. überschreitet. Vorher hatte nämlich sowohl die rechtgläubige als die aufklärerische Philosophie über Gott und Welt allerlei zu sagen gewußt, ohne sich über die Grundfrage nach dem Existenzrecht dieser, in gleicher Weise rein dogmatischen Aussagen Rechenschaft gegeben zu haben. Es fehlte die Einsicht in die subjektiven Bedingungen der menschlichen Erkenntnis. Der erkennende Geist arbeitet nämlich nach Kants Nachweis unter Voraussetzung gewisser, von aller Erfahrung unabhängiger, also sozusagen mitgebrachter oder „apriorischer" Formen und Normen. In dieser Richtung fand Kant über der Zergliederung des Prozesses der Verarbeitung, welche der Sinnenstoff seitens des Verstandes erfährt, das Gesetz, vermöge dessen der letztere forthin als durch seine eigne Natur ausschließlich auf den Inhalt der sinnlichen Anschauung bezogen gilt. Die Gegenstände der sinnlichen Erfahrung aber richten sich, sofern sie unsre Vorstellungen sind, nach gewissen, das Wesen des menschlichen Geistes konstituierenden Erkenntnisformen, welche der Sensualismus in seiner Rechnung fast vergessen hatte. Dieselben bestehen teils in den Formen der sinnlichen Anschauung (Raum und Zeit), teils in jenen „Kategorien„ oder Urteilsformen, vermöge welcher allein der Verstand das Mannigfaltige der Anschauung zur Einheit des Bewußtseins zu verarbeiten vermag (Quantität, Qualität, Relation, Modalität). Jene Formen der „Sinnlichkeit" bilden gleichsam den Rahmen, darin alle Bilder der Sinnenwelt uns erscheinen; diese Kategorien des „Verstandes" dagegen enthalten die Nötigung, vermöge welcher es statt zu bloßen zufälligen Ideenassociationen vielmehr zu einer allgemeinen und gesetzmäßigen Verknüpfung von Erscheinungen, zu einem allgemein gültigen Verhältnis von Vorstellungen kommt. Während die beschriebene Einrichtung unsres Denkapparats den „apriorischen" Faktor unsrer Geistesthätigkeit bildet, besteht der Stoff unsres Denkens aus Affektionen unsrer Empfindung, welche ihren veranlassenden Grund außer uns haben. Immer aber kommen uns nur diese Empfindungen, und zwar in Formen, welche uns selbst angehören, zu Bewußtsein. Wir wissen nur von einer räumlich-zeitlichen Erscheinung der Dinge, während die Gegenstände der Erfahrung, sofern sie ohne Beziehung auf unser Erkenntnisvermögen als „Dinge an sich" existieren, ebenso außerhalb unsres Erkenntnisvermögens liegen, wie das, was nie Erscheinung werden kann, das selbst in seiner Existenz fragliche Übersinnliche.

Hieraus erhellt zunächst das wenigstens auf den ersten Anblick tragische Geschick, welchem bei Kant die gesamte Theologie und Religionsphilosophie verfällt, sofern sie Erkenntnis des Übersinnlichen, vor allem Gottes, verspricht. Denn es führen von der Erfahrung nur verbotene Wege zum Gottesbegriff, oder vielmehr dieser selbst wird zur verbotenen Ware, weil es keine Wahrnehmung, folglich auch keine begriffliche Erkenntnis Gottes gibt. Sobald unser Denken seine ursprüngliche Bezogenheit auf die endliche Welterscheinung vergißt, sobald es über sie hinaussteigt, wird es zu einem leeren Denken, welchem nichts in der wirklichen Welt entspricht. Es schwärmt, wird „transcendent", verläuft sich in Widersprüche und Täuschungen. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer", wie umgekehrt „Anschauungen ohne Begriffe blind" sind. Beide Faktoren müssen immer zusammenwirken, um ein rechtmäßiges und lebensfähiges Produkt zu erzeugen. Dagegen entsteht eitel Schein, wenn man dasjenige als dem Verstand gegeben betrachtet,

was, wie die „Kritik der praktischen Vernunft" zeigt, nur dem Willen aufgegeben ist. In der „Kritik der reinen Vernunft" bleibt Kant bei dem Satz stehen, daß aus der subjektiven Nötigung der Vernunft, die Idee des Unendlichen sich vorzuhalten, die wirkliche Existenz derselben an sich, außerhalb unsres Denkens, nicht zu erschließen ist. Er begnügt sich damit einleuchtend gemacht zu haben, daß sich auf dem Weg religionsphilosophischen Nachdenkens nicht sowohl das Unendliche außer uns, als vielmehr der Trieb ins Unendliche in uns konstatieren läßt, welches Unendliche in uns aber keineswegs zugleich aus uns hinausverlegt, als Gegenstand „fixiert, projiziert und hypostasiert werden darf". Wer letzteres unternehmen wollte, der würde sich einer unberechtigten Anwendung von Gedankenbestimmungen, die sich auf die Erscheinungswelt beziehen, auf Übersinnliches schuldig machen. Sinnenfälligkeit ist und bleibt daher das ausschließliche Merkmal der für uns begreiflichen Realität. Was hinter der Erscheinung liegt, kann nicht gedacht werden, weil zum Denken Anschauung, zur Anschauung Erscheinung gehört. Gott aber ist nicht „gegenständlich" gegeben, wohl aber als Idee des Unbedingten und Absoluten in der menschlichen Vernunft.

Theoretische u. praktische Vernunft.

Einen ausreichenden Ersatz für die zu Tage getretene Unfähigkeit der theoretischen Vernunft auf dem Gebiet der übersinnlichen Welt bietet erst das, was Kant die praktische Vernunft nennt. Der menschliche Wille hat nämlich das Eigentümliche, daß er nicht bloß, wie jedes Ding der Natur, nach seinem Gesetz wirkt, sondern auch nach der Vorstellung von diesem seinem Gesetz, als praktische Vernunft. Es gibt eine theoretische Vernunft, welche auf den Empfindungsstoff bezogen ist und durch ihre Gesetze die Form der Erscheinung bestimmt, wie sie uns als Gegenstand der Erfahrung gegeben ist, und es gibt eine praktische Vernunft, welche, als guter Wille auf der Spur dessen begriffen ist, was das ideale Wesen der Dinge ausmacht. Es gibt neben den Erfahrungsgegenständen auch ein Gebiet der Freiheit; aber dasselbe eröffnet sich bloß dem moralischen Bewußtsein. Hat Kant auch alle Jenseitigkeiten abgeschnitten, alle Beziehungen des Menschen zum Absoluten aufgehoben, so hat er dafür die Unendlichkeit in den menschlichen Willen hineingezogen, die Spur der Unbedingtheit und Selbstherrlichkeit des göttlichen Wesens im sittlichen Bewußtsein aufgefunden. Schiller, der poetische Dolmetscher dieser Philosophie, interpretiert richtig: „Nehmt die Gottheit auf in euern Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron." Denn die Vorstellung von dem innern Gesetz des Willens ist es, welche auf eine Formel gebracht, jenen „kategorischen Imperativ" liefert, der im Mittelpunkt dieser Sittenlehre steht. Das Naturgesetz vollzieht sich von selbst, das Sittengesetz will von uns vollzogen sein, es ist ein Imperativ. Und die geforderte Handlungsweise will unabhängig von jedem vorausgesetzten Zweck vollzogen, sie will nicht als ein Mittel betrachtet sein, welches für anderweitige Zwecke nötig wird, sondern vielmehr ohne jede weitere Bedingung rein durch sich selbst gelten: es ist also ein kategorischer Imperativ. Seine Formel aber lautet: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst" — eine Formel, welche nach Kants Behauptung nicht aus der Erfahrung abgeleitet sein kann wegen ihrer Allgemeinheit und unbedingten Gültigkeit. Niemand kann das Gute wollen, ohne es für alle und im Namen aller zu wollen. Die sittliche Forderung tritt allen Menschen in gleicher Weise entgegen, sie steht unabhängig von jedem Nutzen, welchen etwa die Erfahrung aus der Befolgung des Gebots hervorgehen sieht. Somit erweist sich dieses Gesetz als eine und dieselbe Sache mit dem vernünftigen, reinen Willen selbst, welcher eben nur darin, daß er sich selbst gibt, existiert und sich bethätigt. Die Kräftigung des sittlichen Bewußtseins, welche von diesen Grundsätzen ausging, gehört unbedingt mit zu den segensreichsten Wirkungen der kritischen Philosophie. Auf diesem Weg langt

Kant endlich bei seinem Hauptsatz an, daß es die Selbstherrlichkeit, die „Autonomie" des Willens ist, die im letzten Grund die Sittlichkeit bedingt, und diese so gefundene sittliche Welt allein ist für ihn auch die übersinnliche Welt, die Welt der Gottheit. Der Gott, welcher der theoretischen Vernunft nur als eine ewig sich aufdrängende, aber auch ewig allen Beweisversuchen sich entziehende Hypothese erschien, macht sich der praktischen Vernunft fühlbar als ewig anziehendes, freilich auch ewig unerreichbares Ideal. In diesem Gegensatz der theoretischen und der praktischen Vernunft besteht eines der bleibendsten Erträgnisse der Leistungen Kants. Denn eben dies, daß das Unbedingte oder die Gottheit theoretisch nicht erkennbar, aber ein Postulat der praktischen Vernunft genannt wird, führt nicht bloß sofort hinüber zu H. F. Jacobi, welcher das Verhältnis von theoretischer und praktischer Vernunft unter dem Gesichtspunkt eines Entweder-Oder betrachtete, die übersinnliche Welt als den tiefern Urgrund der Wirklichkeit ganz dem Glauben zuwies und erklärte, mit dem Kopf Spinozist, mit dem Herzen Christ zu sein, sondern auch zu Schleiermacher und der ganzen modernen Schule der Religionswissenschaft, welche auf jenen Gegensatz ihre Theorie von Wissen und Glauben gründete.

Die Religionslehre Kants. Den Tribut der Sterblichkeit entrichtete Kant gleichwohl an die seine Zeit beherrschenden Mächte der deistisch-aufklärerischen Theologie und der eudämonistischen Moral, indem er, nicht zufrieden damit, durch den Grundcharakter seiner erkenntnistheoretischen und moralischen Entdeckungen auch der Religionslehre neue Aufgaben gestellt zu haben, auch selbst den theologischen Problemen näher trat, um sie oft mehr dem Geist der Zeit, als den innersten Grundsätzen der eignen Philosophie gemäß zu formulieren. Was keine Spekulation vermag, das führt nach seiner Versicherung die „Moralreligion" aus. Jene bringt es nur zu einem „Spiel der Vernunft", diese liefert einen Denkprozeß, welcher auf Grund der Nötigung eines praktischen Bedürfnisses vollzogen werden muß. Denn wenn das Sittengesetz wirklich da ist, so muß die praktische Vernunft ein Recht haben, auch ihren Voraussetzungen Realität zuzuschreiben, um auf diese Weise einem reinen Selbstwiderspruch zu entgehen. Diese Voraussetzungen sind außer der Freiheit namentlich Gott und Unsterblichkeit. Für beide Ideen war in dem Gebiet der theoretischen Vernunft kein Platz, also mußten sie, aus der Vorderthür hinausgeworfen, durch die Hinterthür der praktischen Vernunft wieder hereingebracht werden. Was so auf bedenklich schwankem Grund aufgerichtet wird, das nennt Kant „Postulate", d. h. notwendige Voraussetzungen der praktischen Lage des sittlichen Menschen in dieser Welt. Als solche Postulate führt er auf: die Unsterblichkeit, weil die Bewirkung des höchsten Gutes durch den erfahrungsgemäß vorfindlichen Zwiespalt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in diesem Leben zur Unmöglichkeit wird, und Gott, weil nur ein intelligenter und moralischer Welturheber die im Begriff des höchsten Gutes liegende Harmonie der Gesinnung und der Weltordnung herstellen kann. Der Grund der Tugend nämlich ist die Gesinnung, der Grund der Glückseligkeit die Weltordnung. Somit wird hier lediglich behauptet, was die Erfahrung uns verweigert, müsse in einer über unsre Erfahrung hinausgehenden Weise gesichert sein: es müsse außerhalb des thatsächlichen Systems der Kräfte eine Kraft geben, welche die im Begriff des vollendeten Guts liegende Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit herstellt, und eine Zeit außer der Zeit, darin sie sich verwirklicht. Daß aber außer der Tugend auch noch die Glückseligkeit auf der höchsten Staffel der Güter angetroffen werden müsse, widerspricht im Grunde dem sonst so rigoristischen Geist der Moral Kants und erklärt sich nur daraus, daß die Glückseligkeit nun einmal in den meisten frühern Systemen, schon seit der griechischen Zeit, eine so große Rolle gespielt hatte und dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit so wichtig war, daß sie auch Kant nicht glaubte entbehren zu können.

Mit diesen Begründungen von Gott und Unsterblichkeit, ja mit dieser etwas dürftigen Definition der Religion als „Erkenntnis aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote" hob nun die rationalistische Theologie alsbald an zu operieren, während gewisse tiefer gehende Elemente der Religionslehre Kants, wie das berühmte Kapitel „vom radikal Bösen", unverstanden beiseite liegen blieben. Erst im Anschluß an die Moralphilosophie erreichte der Rationalismus festere Gestaltung und schärfere Ausbildung, gelangte er überhaupt zu einigem, über die bisher üblichen vagen Gemeinplätze und Redensarten von Menschenbeglückung und Glückseligkeit hinausgehenden Inhalt. Kants Theologie erst ist eigentlicher Rationalismus, während was vorherging besser Naturalismus und Aufklärungstheologie heißt. Er selbst war der Meinung gewesen, daß die Möglichkeit einer Offenbarung sich weder beweisen, noch leugnen lasse, hatte aber hinzugefügt, daß von der Annahme oder Verwerfung derselben auf keinen Fall das Wesen der Religion abhängig gemacht werden dürfe, da vielmehr der einzige Maßstab für die Beurteilung jeder Religion und jeder Offenbarung in dem sittlichen Gehalt derselben beruhe. Dies merkte sich die Theologie jener Zeit wohl, und so ist die „praktische Vernunft" mit den sie begleitenden „Postulaten" zunächst der Ausgangspunkt des rationalistischen Denkens geworden. Ihm zufolge wurden aus der Dogmatik vor allem die Lehren beseitigt, welche der „Autonomie der Vernunft" auf intellektuellem (wie die Inspiriation) oder auf praktischem (wie der Augustinismus) widersprachen, und alles auf die Spitze persönlicher Motive gestellt. Demgemäß ist namentlich auch in die Geschichtsbetrachtung jener berufene Pragmatismus eingeführt worden, in dessen Rechnung die Schwäche und Sinnlichkeit der Massen, die Selbst- und Herrschsucht der Priester zu Hauptfaktoren erhoben, die Religionen zu ausgeklügelten Machwerken menschlicher Klugheit herabgesetzt wurden. Ein so treffliches Werk, wie des Göttinger Gottlieb Jakob Planck „Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsres protestantischen Lehrbegriffs" ist noch ganz von dieser Auffassung beherrscht. Der Rationalismus Kants in Kirche u. Theologie.

Aber selbst der Supranaturalismus fand in seiner dürftigsten Gestalt schließlich noch eine Stütze in dieser Religionsphilosophie, wie denn gerade die angesehensten Kantianer Tieftrunk, Stäudlin, Ammon u. a. bei aller rationalistischen Grundanlage dem Supranaturalismus mindestens zuneigten. Aber alles unmittelbare Verhältnis zur Gottheit hört auf, wo diese nur noch dazu da ist, die beiden von vornherein auseinander klaffenden Seiten der nach Glückseligkeit begierigen Sinnlichkeit und der streng dem Gebot der Pflicht folgenden Tugend zusammenzuhalten und so das vollendete Gut herzustellen. Nicht um seiner selbst willen existiert dieser Gott, sondern bloß um den Menschen den ihnen geziemenden Grad von Glückseligkeit zuzuteilen. Wie ihn aber Kant nur herbeiruft, um die sittliche Welt mit der Naturordnung in Einklang zu setzen, so kann er auch sonst herbeigerufen, er kann namentlich beschworen werden, um in den mangelhaften Zusammenhang des sittlichen Lebens mit ergänzenden Gnadenwirkungen einzugreifen. Kurz, dieser Gottesbegriff kommt dem Supranaturalismus eben recht, welcher den von Kant endgültig geleisteten Nachweis der Unzulänglichkeit menschlicher Vernunft für Erkenntnis übersinnlicher Dinge als einen indirekten Beweis für die Wahrheit des lutherischen Katechismus behandelte. Von dieser wie von der entgegengesetzten Seite wurde daher lange mit dem größten Vertrauen alles auf die kritische Philosophie und ihre Moraltheologie gebaut, und nur wenige der noch um die Wende des Jahrhunderts lebenden bedeutenden Theologen haben sich frei erhalten von dieser Beeinflussung. So namentlich Herder, dessen Gegensatz zu Kant keineswegs bloß persönlicher Natur, sondern von sehr bedeutsamen, sachlichen Motiven getragen war, Storr, der letzte Orthodoxe in Tübingen, und Reinhard, der berühmte Oberhofprediger in Dresden.

Allseitiger Sieg des Kritizismus. Hatte die Philosophie Kants anfangs wenig Beachtung gefunden, so beherrschte sie dafür seit 1790 fast auf ein Menschenalter nicht bloß die Theologie, sondern fand auch Eingang in alle Wissenschaften und Litteraturzweige, in die Poesie und in das praktische Leben. Vor allem aber hat Kant, indem er die von der bisherigen Entwicklung der Philosophie gebotenen Probleme zuerst sicher erfaßte und richtig formulierte, eine gänzliche Reform dieser Wissenschaft angebahnt, und die Heftigkeit, womit Fähige und Unfähige als Verfechter oder Gegner der neuen Weisheit zum Kampf auszogen, gab Zeugnis von der mächtigen Erregung der Geister, welche seine Grundlehren hervorbrachten, und von dem allgemein sich aufdrängenden Gefühl der entscheidungsvollen Gewalt, welche ihnen einwohnt. Nicht wenig trug übrigens zur Verbreitung der neuen Philosophie der aus dem Jesuitenorden ausgeschiedene und zum Protestantismus übergetretene Schwiegersohn Wielands Reinhold bei, welcher im „Deutschen Merkur" seine „Briefe über die Kantische Philosophie" veröffentlichte und in Jena vielbesuchte Vorlesungen darüber hielt. Unmittelbar zum Gemeingut aller Gebildeten aber ist der innerste Kern dieser Lehre durch Schillers philosophische Gedichte und ästhetische Aufsätze geworden. Überhaupt hat Kant nicht bloß der Rechtslehre eine einfachere Grundlage gegeben, indem er alle Rechtsverhältnisse im Geist der Zeit auf angeborne und ursprüngliche Menschenrechte zurückführte, sondern in seiner „Kritik der Urteilskraft" auch haltbarere Anschauungen über das Wesen des Schönen vermittelt. Es ist nämlich die reflektierende Urteilskraft, welche, indem sie zum Besonderen der Natur das Allgemeine sucht, sich dabei von dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit leiten läßt. Zweckmäßigkeit kann nun aber an den Dingen nicht bloß dann entdeckt werden, wenn ein bestimmter Zweck nachzuweisen ist, sondern es gibt auch wie Kant in teilweisem Anschluß an Mendelssohn nachweist, ein ganz uninteressiertes, aber auch ganz notwendiges Wohlgefallen an der reinen Form des Gegenstandes, welcher Lust erweckt, indem er die Einbildungskraft, die ihn anschaut, unwillkürlich in Einklang versetzt mit dem Verstand, der ihn denkt. Dies eben ist das rein ästhetische Wohlgefallen, das Prinzip aller künstlerischen Produktivität.

Karl Leonhard Reinhold. 1758–1823. 1786–1787.

II. Publizistische und historische Litteratur im achtzehnten Jahrhundert.

1. Wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet des Staatsrechts und der Politik.

Die Reichsstaatsrechtslehre. Wir haben früher (XI, 1006 ff.) die Geschichte der Bearbeitung des deutschen Staatsrechts bis in eine Periode verfolgt, in der die falschen Grundlagen der mittelalterlichen Scholastik und des römischen Rechts durch die gesunderen und frischeren Quellen einer deutsch-historischen Richtung überwunden waren, die ihrerseits freilich wieder einigermaßen von der nüchternen Forschung und Kritik zu Hypothesensucht und antiquarischer Spielerei entartete. Während Männer wie der ältere Cocceji und Ludewig durch seltsame Abschweifungen in die Zeiten des Tacitus und der Völkerwanderung, und naturrechtliche Theoretiker durch abstrakt-philosophische Spekulationen das praktische Staatsrecht der Gegenwart irre leiteten, schafften mühsame Aktensammler, wie Anton Faber in seiner europäischen Staatskanzlei und Joh. Christian Lünig in seinem deutschen Reichsarchiv, wie Gärtner und v. Meiern in ihren westfälischen Friedensakten, das urkundliche Material zusammen, auf dem sich der Aufbau eines praktischen Reichsstaatsrechtssystems vollziehen ließ. Das wüste, wirre und tote Material, das in den Folianten jener fleißigen Sammler verborgen lag, für das Leben der Gegenwart erschlossen, den massenhaften Stoff geordnet, gesichtet und praktisch verwertet zu haben, ist vorzugsweise das Verdienst von Johann Jakob Moser.

Johann Jakob Moser hat ein wechselvolles Gelehrten- und Beamtenleben durchgemacht. Im Jahr 1701 zu Stuttgart geboren, war der frühreife Mann in mannigfachen Rechtsgeschäften am Wiener und württembergischen Hof, auf dem akademischen Lehrstuhl zu Tübingen und beim Reichskammergericht zu Wetzlar thätig. Die schmachvolle Wirtschaft unter Herzog Karl Alexander trieb den ehrliebenden und selbstbewußten Mann aus Württemberg nach Norddeutschland. Nach einem kurzen Aufenthalt in preußischen Diensten als Professor zu Frankfurt a. d. O. lebte er acht Jahre in der kleinen reußischen Residenz Ebersdorf, dann als landgräflich hessischer Kanzleichef in Homburg, bis ihn (im Jahr 1751) die Sehnsucht nach der Heimat bewog, als Landschaftssyndikus einem Ruf der württembergischen Landstände Folge zu leisten. Wir wissen, daß er als unerschrockener und mannhafter Verfechter der ständischen Rechte den Zorn der Machthaber auf sich lud und jahrelang auf der Festung Hohentwiel schmachten mußte (1759—1764) (XII, 907). Endlich nach fünfjähriger harter Haft vermochten die Vorstellungen der Landstände und befreundeter Fürsten, sowie ein Konklusum des Reichshofrats soviel über den Herzog, daß er den gefangenen Märtyrer freiließ. Seitdem lebte er still und zurückgezogen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart, bis zu seinem am 30. Sept. 1785 erfolgten Tod. Er selbst hat in aufrichtigster und freimütigster Weise sein wechselvolles, für die politischen und Kulturzustände der Zeit lehrreiches Leben beschrieben. Joh. Jak. Moser. 1701—1785.

Moser kannte durch langjährige Praxis in den verschiedenartigsten Berufsstellungen das öffentliche Recht Deutschlands wie kein andrer und beherrschte dabei mit einer umfassenden Gelehrsamkeit ohnegleichen das massenhafte wissenschaftliche Material, das in den riesigen Urkunden- und Aktensammlungen, in den zerstreuten historischen und juristischen Deduktionen niedergelegt war. Mit einer staunenswerten Arbeitskraft hat er sein gelehrtes Wissen und seine praktische Erfahrung für die Kenntnis des geltenden öffentlichen Rechts nutzbringend und brauchbar gemacht. Das europäische Völkerrecht und insbesondere das deutsche Staatsrecht verdanken ihm die wesentlichste Förderung und eine gediegene positive Grundlage. Das Gebäude der Reichsstaatsrechtslehre hat eigentlich Moser zuerst und allein ermöglicht. Eine organische Gliederung, eine systematische Darstellung des riesenhaften Stoffes nach leitenden Gesichtspunkten, eine tiefere rechtshistorische oder philosophische Auffassung der Thatsachen findet sich bei Moser freilich nicht; auch seine Kritik ist nicht hervorragend. Seine Abneigung gegen alles Theoretisieren, gegen alle Schulfragen, gegen philosophische Abstraktionen und die Spielereien einer antiquarischen Geschichtsforschung ließ ihn das öffentliche Recht weder in seiner historischen Entstehung, noch in seinem Zusammenhang mit dem geistigen Gesamtleben begreifen. Allein was ihm an höherer wissenschaftlicher Auffassung und systematischer Ordnung des Stoffes abgeht, ersetzt er durch die ungemeine Vollständigkeit und Genauigkeit in der Ansammlung und Darlegung des ganzen geltenden deutschen Staatsrechts. Er ist Praktiker durch und durch und sein Zweck ist den positiven Rechtsstoff nicht wissenschaftlich zu durchdringen, sondern ihn zu unmittelbarer praktischer Verwendung brauchbar zu machen, gediegene Fundamente positiven Wissens zu schaffen, auf denen dann andre fortbauen konnten. Und das ist ihm vollständig gelungen. Die Kunde, die spätere Praktiker und Theoretiker vom Reichsstaatsrecht hatten, beruht fast ausschließlich auf seinen Arbeiten, die auf keine Frage aus diesem ungeheuern zersplitterten Gebiet die Antwort schuldig bleiben, und ebenso ist er, im Gegensatz zu Hugo Grotius, als dem Vater des natürlichen philosophischen Völkerrechts, der eigentliche Schöpfer des positiven Völkerrechts. Im Gegensatz zu den allgemeinen rechtsphilosophischen Sätzen, mit denen die bisherigen Theoretiker, namentlich die Wolffsche Schule an die Thatsachen des Völkerrechts herangetreten waren, führte er den Gedanken durch, Seine wissenschaftl. Verdienste.

„lediglich die Ergebnisse der positiven Verträge und Gewohnheiten der europäischen Staaten in kurzen Sätzen zusammenzufassen, und dieselben mit möglichst zahlreichen und ausführlichen Beispielen zu belegen". Dabei ist Moser wie im Leben, so in seiner Wissenschaft ein Mann von unbestechlichem Rechtssinn und Freimut, von Charakterfestigkeit und redlicher Überzeugungstreue, eine wahrhaft ehrwürdige Gestalt, ein Patriot im besten Sinne des Wortes, Eigenschaften, die um so wertvoller waren in einer Zeit, da die Lehrer und Kenner des Rechts nur zu oft im Dienst der Gewalthaber standen. Die litterarische Fruchtbarkeit Mosers ist wahrhaft staunenswert und wohl von keinem deutschen Schriftsteller je erreicht; er selbst zählt in seiner Biographie 312 Schriften in ungefähr 500 Bänden auf. Das bedeutendste seiner Werke ist sein „Deutsches Staatsrecht", mit Ergänzungen und Nachträgen einige 70 Quartbände umfassend; daran schließen sich eine große Reihe von Spezialwerken über einzelne Gegenstände aus dem Reichs- und dem Territorialstaatsrecht, zahllose Gutachten, Deduktionen, Urkundensammlungen, Staatsschriften aller Art. Auf völkerrechtlichem Gebiet ist in erster Linie sein „Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten" zu nennen.

Friedr. Karl v. Moser. 1723–1798.

Eine nicht minder bedeutende Stelle in der deutschen Publizistik, wenn auch in andrer Richtung, nimmt Friedrich Karl von Moser ein, der würdige Sohn Johann Jakobs. Geboren im Jahr 1723 zu Stuttgart, wurde er vom Vater frühzeitig zu publizistisch-litterarischen Arbeiten und praktischen Staatsgeschäften herangezogen. In den mannigfachsten diplomatischen Missionen, namentlich im Dienst der verschiedenen hessischen Linien, auch als Reichshofrat in Wien verbrachte der begabte und geistreiche Staatsmann die Jahre seines Jünglings- und Mannesalters, bis er im Jahr 1772 als Geheimratspräsident an die Spitze der Verwaltung in Hessen-Darmstadt berufen wurde. Die treffliche und geistvolle Landgräfin Henriette Karoline, die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX. und eigentliche Regentin, brachte Moser, der sich längst ihre Achtung und Verehrung erworben, auf jenen hohen Posten (XII, 900). Mit rühmlichstem Eifer war er bestrebt, die ganz zerrüttete Finanzverwaltung zu ordnen und zu bessern, das verarmte Land wieder in Wohlstand zu bringen, arge Mißbräuche zu beseitigen. Allein die schroffe und rücksichtslose Energie, mit der er an die eingewurzelten Schäden eines despotischen Verwaltungssystems Hand anlegte, die Leidenschaft und Heftigkeit seines Charakters, das Selbstbewußtsein seines Wesens bereiteten ihm erbitterte Feindschaften und untergruben nach einigen Jahren, zumal nach dem Tod seiner hohen Gönnerin, seine Stellung, noch ehe er mit seinen Reformen durchgedrungen. Auch der jüngere Moser hatte wie der Vater schwer unter dem fürstlichen Absolutismus und rechtsverachtender Willkür zu leiden. Im Jahr 1780 nahm er seine Entlassung, allein damit war der Haß seiner Gegner am Hof und in der Beamtenwelt nicht befriedigt. Der gestürzte Minister wurde angeklagt, durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der Gewalt das Land in ratlose Verwirrung gesetzt zu haben. Anstatt den ordentlichen Gerichten wurde die Sache einer Untersuchungskommission übergeben, die sofort das Vermögen des Angeklagten mit Beschlag belegte und ohne Urteil und Recht die höchste Ungnade und Landesverweisung über ihn aussprach. Trotz der Einrede des Reichshofrats schleppte sich der höchst formlose nnd willkürliche Prozeß bis zum Tod des Landgrafen hin. Sein Nachfolger hob das Gerichtsverfahren und den Vermögensarrest auf, setzte den schwergekränkten Mann in seine Ehre wieder ein und bewilligte ihm eine Pension. Moser überlebte diese Ehrenrettung noch acht Jahre († 1798).

Seine politischen Schriften.

Die litterarische Bedeutung des jüngern Moser liegt weniger in seinen gelehrten staatsrechtlichen Abhandlungen, als in seinen politischen Tendenz- und Reformschriften, unter denen sich eines verdienten Ruhmes namentlich die Werke „Der Herr und der Diener"

(1759), „Politische Wahrheiten", „Über Regenten-Regierung und Minister", sowie die Zeitschrift: „Patriotisches Archiv" erfreuten. Hier zeigt sich Moser voll von edlem Freimut und Patriotismus, beseelt von dem ganzen humanen Sinn für Menschenwürde und Völkerglück, den die staatsphilosophischen Idealisten in der Vorperiode der französischen Revolution geweckt. Indem Moser mit den Waffen einer schneidigen Satire gegen die Schäden des bestehenden politischen Lebens in Deutschland, gegen die fürstliche Willkür und Tyrannei, gegen die verrotteten Zustände im Hof- und Beamtenwesen, gegen den sittlichen Schlamm der Höfe, gegen die ganze Erbärmlichkeit des Kleinstaatentums vorgeht, sucht er den herabgekommenen politischen Charakter der Nation zu stählen, patriotische Gesinnung zu wecken, das Gefühl für Recht, Vaterland, Freiheit zu heben. Unermüdlich eifert er für eine lautere und unabhängige Rechtspflege, für freie Gedankenäußerung, für Schutz der Unterthanen gegen Mißbrauch der fürstlichen Gewalt, für die Pflicht der Beamten, nicht die Laune des Herrn, sondern das Wohl des Staats zur Richtschnur ihrer Handlungen zu nehmen; rücksichtslos legt er die Schäden der sozialen und staatlichen Ordnung bloß und wirft die grellsten Streiflichter auf die Gesellschaft seiner Zeit und vorzugsweise auf die Sünden der höhern, herrschenden Stände. „Man bedenke," sagt v. Mohl, „das achtzehnte Jahrhundert in seiner sklavischen Unterwürfigkeit, seiner gesinnungslosen Duldung alles Unrechts und aller Gemeinheit, wenn sie nur hochoben begangen wurden, seiner beinahe völligen Nichtigkeit der öffentlichen Meinung: und man wird sich ein Urteil bilden können über den Mut, welchen Moser nötig hatte, und über die Umwälzung in den Ansichten und Gesinnungen, welche er allmählich in weiten Kreisen hervorrief. Man bedenke ferner das Leben an geistlichen und weltlichen Höfen in jener Zeit, namentlich das wilde landverderbliche Jagdwesen, die Spielerei mit Soldaten, die schamlose Mätressenwirtschaft, die bodenlosen Schulden und die endlosen Abgaben: und man wird ahnen können, von wie häufiger, schlagender und tief einschneidender Anwendung seine nach allen Seiten geschleuderten Sarkasmen und Vorwürfe waren. Unmittelbarer ins Leben hat kein Deutscher seines Zeitalters eingegriffen, keiner den Finger häufiger und kecker auf die kranken und faulen Stellen gelegt." Schon gibt sich in seinen Schriften das volle Bewußtsein kund, daß die deutsche Nation höhere Aufgaben zu erfüllen und eine würdigere Stelluug einzunehmen habe, als es ihr in den trostlosen Zeiten des dem Tod entgegensiechenden römischen Reichs beschieden war, wenn er auch aus den Gedankenkreisen des fürstlichen Patrimonialstaats, eines aufgeklärten Büreaukratismus und einer orthodoxen Frömmigkeit sich noch nicht frei zu machen vermochte und von dem landständischen Wesen eine noch geringere Meinung hatte, als sie das tiefgesunkene Institut verdiente. Nicht von einer Teilnahme des Volks am staatlichen Leben erwartet er das Wohl der Unterthanen, sondern von einer tüchtigen, energischen und wohlwollenden Regierung. Eben die politischen Zustände, deren Auswüchse er bekämpfte, beherrschten seine ganzen Anschauungen doch mehr, als man erwarten sollte. Übrigens ist sein Stil, wie Bluntschli sagt: „voll Mark und allezeit schlagfertig wie er selbst. Sein psychologischer Scharfblick ist bewundernswürdig, mit wenig Zügen versteht er meisterhaft zu charakterisieren. Seine Sätze sind kühn, sein Freimut ist ungestüm und nur durch den feinen Humor gemildert. Seine Bilder sind farbig und seine Zeichnung ist jedermann verständlich. Ein sittlich-ernster Geist und ein lebendiges Christentum leuchten aus seinen Schriften hervor und bewachen den Hintergrund, wenn er der heitern Laune hastig den Zügel schießen läßt. Seine politischen Schriften sind voll von trefflichen Beobachtungen und nützlichen Maximen. Das Hofleben und den Fürstendienst seiner Zeit hat er mit einer naturalistischen Wahrheit geschildert, welche die romantischen Verehrer der guten alten Zeit erschrecken muß".

Joh. Steph. Pütter. 1725—1807. Den gewaltigen Stoff, den der ältere Moser zusammengetragen und praktisch verwendbar gemacht, hat der größte Staatsrechtslehrer, den das alte Reich besessen, wissenschaftlich durchdrungen und systematisch geordnet: Johann Stephan Pütter. Dem Praktiker in Moser trat in Pütter der wissenschaftliche Systematiker des Reichsstaatsrechts ergänzend zur Seite. Geboren im Jahr 1725 zu Iserlohn, in Marburg, Halle und Jena philosophisch und juristisch ausgebildet, betrat Pütter schon als neunzehnjähriger Jüngling die Lehrkanzel und gehörte seit 1747, volle sechzig Jahre, der Universität Göttingen an, die durch ihn und eine Reihe tüchtiger Kollegen aus juristischen und verwandten Fächern, wie Joh. Jak. Schmauß, Achenwall, Schlözer u. a. zum eigentlichen Mittelpunkt staatswissenschaftlicher Studien in Deutschland wurde. Als Lehrer wie als praktischer Kenner des Reichsstaatsrechts hatte Pütter Jahrzehnte hindurch unbestritten den ersten Ruf in Deutschland; von seinem glänzenden akademischen Erfolg durchaus befriedigt, schlug er jedes andre Anerbieten aus, unter andern auch eine Reichshofratsstelle in Wien. Die ganze wißbegierige Jugend, auch aus den höchsten Ständen, drängte sich zu seinen Vorlesungen über öffentliches Recht, seine juristischen Deduktionen und Gutachten wurden in den schwierigsten und wichtigsten Fällen nachgesucht, er war der Ratgeber aller Höfe, aller großen und kleinen Reichsstände. In seiner Selbstbiographie sonnt er sich mit innigem Behagen an den Ehren und Auszeichnungen, die ihm gespendet wurden. So mannigfach und auch über das juristische Gebiet hinaus sich erstreckend die litterarische Thätigkeit Pütters war, so liegt seine wissenschaftliche Bedeutung doch im Gebiet des deutschen Staatsrechts. Ausgerüstet mit einer Vielseitigkeit und Tiefe der Kenntnisse, die denen Mosers kaum nachstand, ist er diesem weit überlegen in der formellen Bearbeitung des Stoffs, in der systematischen Ordnung, in der juristischen Logik und Methode, in der Aufstellung leitender Grundgedanken, in der Klarheit und Eleganz der Darstellung. Allein wahrer staatsmännischer Geist und würdige patriotische Gesinnung, ebenso wie genialer Aufschwung des Geistes gehen ihm ab, und an Freimut, männlichem Stolz und Charakterfestigkeit steht er hinter den beiden Moser weit zurück. Für den Staat als sittlich nationales Gemeinwesen und für die bewegenden Kräfte des Staatslebens hat er kein Verständnis; sein Ideal ist die absolute fürstliche Monarchie, gemildert durch ein gewisses patriarchalisches Verhältnis. Nicht daß man ihn einen servilen Verteidiger fürstlicher Willkür nennen könnte, sein Rechtssinn und seine Gewissenhaftigkeit lassen das nicht zu, allein für landständisches Wesen, für Volksrechte, für nationale Ideen, für die gerechten Ansprüche, die der Mensch und Bürger an den Staat stellen darf, hat er keinen Sinn, und er hat nichts gethan, den erstickten politischen Geist unsres Volks wieder zu beleben, einen Patriotismus und eine Staatsgesinnung zu wecken, die sich über die trostlosen Zustände des herrschenden öffentlichen Rechs erhoben hätte. Wenn er sich mit seltener Sachkenntnis und außerordentlichem Scharfsinn durch das Gewirr des deutschen Reichs- und Fürstenrechts, durch die verschlungenen Irrgänge aller dieser krausen Beziehungen im öffentlichen Recht des bunten deutschen Staatensystems, durch die verschrobensten, verkommensten und unwürdigsten Rechtsverhältnisse hindurchwindet, so fühlt er ein offenbares Behagen an einem Labyrinth, aus dem keiner so wie er den Ausweg kannte. Allein es steigt ihm gar nicht der Gedanke auf, daß dieses ganze Gebäude bis in die Wurzel faul und krank war, daß das politische Leben und das öffentliche Recht Deutschlands einer gründlichen Regeneration bedurfte. Und doch, als der alte Publizist noch bewundernd und selbstgefällig zu der Reichsverfassung aufsah, brach vor seinen Augen der ganze unterwühlte Bau zusammen. „Pütter," sagt von Kaltenborn, „hat kaum ein Bewußtsein von der wesentlichen Verschiedenheit des Privat- und des Staatsrechts und von der Notwendigkeit, ebendeshalb das Staatsrecht ganz

eigentümlich zu behandeln und darzustellen. Es fehlt ihm an jeder staatsmännischen Auffassung in der Beurteilung staatsrechtlicher Fragen; er geht an die Arbeit mit dem Rüstzeug und mit der Tendenz eines Advokaten und vergräbt sich darum nicht selten in Kleinigkeiten, in den Details, auch wohl in den Spitzfindigkeiten des formellen Rechts, ohne die wahre Natur und die ganze große sittliche Art der Staatsrechtsverhältnisse zu begreifen, bei deren Beurteilung es mehr auf die Wahrung des nationalen Gedankens, der Idee des Staats, als auf die formelle Rechthaberei ankommen muß. Der Zusammenhang zwischen Volk und Staat, zwischen Volkssitte, Volksgeist und Staatsrecht war ihm noch wenig oder gar nicht aufgegangen. Er behandelte das deutsche Staatsrecht als ein gewöhnliches Vertrags- und Gesellschaftsrecht." Allein trotz aller Fehler und Schwächen, die der Wissenschaft und der Gesinnung dieses Mannes ankleben und die aus dem Charakter der Zeit und des öffentlichen Lebens, aus dem Stand der damaligen philosophischen, juristischen und historischen Forschung heraus milder beurteilt werden müssen, hat sich Pütter um eine gediegene Kenntnis des deutschen öffentlichen Rechts die hervorragendsten Verdienste erworben, und die Wissenschaft muß seinen Namen stets mit Ehren nennen. Unter seinen Schriften sind in erster Linie seine Lehrbücher aufzuzählen: sein „Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts", seine „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs", seine „Litteratur des deutschen Staatsrechts", sein „System des Privatfürstenrechts", genaue und scharfsinnige, knappe und übersichtliche, noch heutigen Tages höchst brauchbare Arbeiten; sodann seine „Beiträge" und seine „Erörterungen und Beispiele" zum deutschen Staats- und Fürstenrecht, zahlreiche Monographien über einzelne Rechtsfälle und Rechtsverhältnisse, sein „Geist des westfälischen Friedens"; endlich seine zahlreichen praktischen juristischen Arbeiten („Auserlesene Rechtsfälle").

Die Blüte der wissenschaftlichen Reichspublizistik fiel zusammen mit dem Hinsiechen und dem Todeskampf der Reichsverfassung selbst. Die gewaltigen Umwälzungen der napoleonischen Zeit gestalteten das öffentliche Recht in Deutschland von Grund aus um; das Reichsstaatsrecht, das Fürsten- und Territorialrecht verlor zum größten Teil seine praktische Gültigkeit, und damit verminderte sich auch von selbst das wissenschaftliche Interesse an diesem unerquicklichen Stoff. Die Reichspublizistik, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine staunenswerte Fruchtbarkeit wie kein andrer Zweig der Jurisprudenz entwickelte, begann zu versiegen, je mehr ihr der praktische Boden entzogen wurde und die großen Ereignisse der französischen Revolutionszeit die alten politischen Anschauungen und Zustände zu Fall brachten. Die wissenschaftlichen Darstellungen des geltenden deutschen Staatsrechts, die in jener ereignisvollen Zeit um die Wende des Jahrhunderts noch unternommen wurden, die Lehrbücher eines Karl Friedrich Häberlin, des Sohnes des Reichshistorikers Franz Dominikus Häberlin, eines Leist, Gönner und Schmalz, büßten durch die kurze Dauer jener Übergangszustände, deren öffentliches Recht sie feststellen wollten, an Wert und Bedeutung ein. Die hervorragendsten Vertreter dieser publizistischen Übergangslitteratur, Karl Salomon Zachariä (von Lingenthal) und Johann Ludwig Klüber, welche das Staatsrecht unmittelbar vor dem Reichsdeputationshauptschluß und sodann das Rheinbundsstaatsrecht bearbeiteten, gehören nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und ihrer wichtigsten litterarischen Wirksamkeit einer spätern Periode, der Zeit des Deutschen Bundes an, und werden uns in der Folge, wo wir den wissenschaftlichen Aufschwung jener Zeit auch auf staatsrechtlichem Gebiet darzustellen haben, noch begegnen.

Ausgang der Reichspublizistik.

Aber nicht bloß das Reichsstaatsrecht fand in jener Zeit die eifrigste Pflege: wir werden im Verlaufe dieses Abrisses sehen, wie die großen Gelehrten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die vermöge der Vielseitigkeit ihrer Wirksamkeit

Göttingen Sitz der Staatswissenschaften.

nach einzelnen Disziplinen meist kaum zu sondern sind, in allen Zweigen der Staats- und historischen Wissenschaften den Grund für unsere Zeit gelegt haben. Insbesondere war die Universität Göttingen, wie wir an verschiedenen Beispielen gesehen haben und sehen werden, der Sitz dieser historischen und Staatswissenschaften. Aus dem Gelehrtenkreis dieser Musenstadt seien hier insbesondere noch zwei Männer hervorgehoben, die für einzelne staatswissenschaftliche Disziplinen eine grundlegende Wirksamkeit entfaltet haben: Gottfried Achenwall aus Elbing, der Begründer der Statistik, einer Wissenschaft, die seitdem immer steigende Beachtung gefunden und durch die Erforschung der äußern Thatsachen und Erscheinungen des Volkslebens der öffentlichen Wohlfahrtspflege und einer ersprießlichen zweckentsprechenden Staatsverwaltung die wichtigsten Fingerzeige gegeben hat. Achenwall ist auch der Verfasser verdienstvoller Lehrbücher über Naturrecht und Politik („Die Staatsklugheit nach ihren ersten Grundsätzen") und eines Abrisses der „Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten".

Statistik. Achenwall. 1719–1772.

Völkerrecht. Martens. 1756–1821.

Ein jüngeres Mitglied der Göttinger staatswissenschaftlichen Schule ist: Georg Friedrich Martens aus Hamburg, von 1784 bis 1808 Professor an jener hannöverschen Universität, dann in verschiedenen Staatsstellungen und endlich Bundestagsgesandter. Seine Leistungen liegen vorzugsweise auf dem Gebiet des positiven Völkerrechts und sind noch heutigen Tages höchst verdienstvoll. Wohl hatte, wie wir wissen, schon der ältere Moser hier den Weg gebahnt, reiches Material gesammelt und ihm eine äußere Ordnung verliehen: allein eine eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffs, die Aufstellung leitender Rechtsgrundgesetze aus den internationalen Verträgen und Gewohnheiten, die Errichtung eines systematischen Lehrgebäudes des positiven Völkerrechts war Martens vorbehalten. Sein Verdienst liegt hauptsächlich in der Hervorhebung der allgemeinen Grundsätze und der einzelnen Regeln aus der Masse der Thatsachen; mit durchsichtigster Klarheit und rechtswissenschaftlichem Geschick verstand er seine Sätze zu formulieren und ein System aufzustellen, welches „den wesentlichen Vorzug hat, die völkerrechtlichen Verhältnisse und die aus ihnen stammenden Rechte als etwas Eigentümliches aufzufassen und für sie eine dieser Eigentümlichkeit entsprechende Einteilung und Ordnung vorzunehmen". Sein Lehrbuch des europäischen Völkerrechts behauptet auch heute noch seinen Rang in der Wissenschaft. Daneben ließ er sich die Sammlung und Veröffentlichung des völkerrechtlichen Materials angelegen sein. Seine weltberühmte Sammlung von Staatsverträgen (Recueil des traités), seit dem großen Urkundenwerk des Franzosen Dumont das einzige Repertorium des internationalen Rechts, ist noch heute unentbehrlich. Auch seine übersichtlichen Werke über die internationalen Gesetze und politischen Beziehungen der europäischen Mächte, seine Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europäischen Völkerrechts, seine Arbeiten über Handels- und Wechselrecht, über das englische und skandinavische Staatsrecht waren für seine Zeit höchst nützliche und gediegene Leistungen.

Die politisch-publizistische Richtung.

Wenn die gelehrten Kenner und Bearbeiter des Reichsstaatsrechts wenig dazu thaten, das deutsche Volk politisch zu heben und zu erziehen, es mit höhern nationalen und patriotischen Ideen zu erfüllen, in den bestehenden rechtlichen und sozialen Zuständen das altüberlieferte Gute von dem Reformbedürftigen und Unzeitgemäßen zu sondern, so haben neben ihnen eine Reihe hochverdienter Publizisten ihre Aufgabe weniger in der wissenschaftlichen Durchdringung und systematischen Behandlung des Stoffs erblickt, als in der politischen Erziehung der Nation, in der Bildung einer öffentlichen Meinung, in der Bekämpfung von Einrichtungen und Anschauungen, die sie für verwerflich und ungesund hielten. Wir haben in dieser mehr politisch-publizistischen als wissenschaftlich-staatsrechtlichen Richtung bereits die litterarische Wirksamkeit des jüngern Moser kennen gelernt. Ihm zur Seite in diesen Bestrebungen, wenn auch vielfach in

andern Geist wirksam, stehen vorzugsweise Möser, Schlözer, und in weiterer Folge Johannes Müller, Gentz, Forster, Männer, die teilweise auch zu den glänzendsten Sternen der deutschen Geschichtschreibung gehören.

Justus Möser, geboren im Jahr 1720 zu Osnabrück und sein ganzes Leben lang in verschiedenen Justizstellen in diesem kleinen Hochstift thätig, ist einer der würdigsten Typen der „guten alten Zeit", die mit der französischen Revolution zu Grabe ging. Er ist, wie Bluntschli sagt: „der edelste Repräsentant der historisch-realistischen Staatsweisheit jener Zeit. Im entschiedensten Gegensatz gegen Rousseaus radikale Spekulationen, wendet er der vaterländischen Geschichte seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu. Er ist ein Konservativer von echtem Schrot und Korn, ein Freund der naturwüchsigen Volkssitte und der überlieferten Rechte, keineswegs Willens alle alten Mißbräuche und Vorurteile zu bewahren, aber bemüht, durch Erklärung und Wiederbelebung des Geistes der alten Institutionen diese so gut als möglich vor dem negierenden Aufklärungseifer seiner Zeitgenossen zu retten, mißtrauisch gegen die Neuerungen der Weltverbesserer, aber selber fruchtbar an mancherlei nützlichen Reformvorschlägen". Sein Ideal ist ein Volk freier Bauern, die der Fronden und des Herrendienstes ledig, auf eigner Hufe sitzend, die alte Sitte der Väter bewahren; der Bauernstand ist ihm der Mittelpunkt der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, die frische Quelle der staatlichen Wohlfahrt. Darum weilt er am liebsten in den Zeiten der urgermanischen Freiheit, wie sie vor Karl d. Gr. bestanden. Im Mittelalter sieht er schon den Verfall, den Sieg des Dienstes über den freien Besitz, die Auflösung der Grundlagen, auf denen das Heil der deutschen Nation beruhte. Seitdem haben wir, sagt er, von der gemeinen Ehre, d. h. dem Rechtszustand der ursprünglichen freien Besitzer kaum noch Vermutungen, unerachtet sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen und ewig bleiben sollte. Diesen seinen idealen Zuständen in der germanischen Vorzeit forscht er in seiner „Einleitung zur Osnabrückschen Geschichte" nach, einem Werk voll scharfsinniger Beobachtungen und patriotischer Gefühle, von liebevollstem Interesse für die politischen und sozialen, die Verfassungs- und Rechtszustände der niedersächsischen Stämme bis zur Einführung des Christentums. Auf Mösers treuen Forschungen und seinen warmen Schilderungen, die im einzelnen manchmal irre gehen oder auch ausschmücken und idealisieren mögen, der Hauptsache nach aber stets die Wahrheit treffen, beruht erst die Kenntnis und das Studium der deutschen Vorzeit, des Verfassungs- und Rechtslebens, der öffentlichen und häuslichen Zustände in der vorchristlichen Periode. Aber Möser begnügte sich nicht mit der wissenschaftlich-historischen That, die er in seiner Osnabrückschen Geschichte geleistet, er will die Grundlagen des öffentlichen Lebens und der politischen Gesellschaft, die er für die gesunden hält, auch in der anders gearteten Gegenwart soviel als möglich schirmen oder wiederherstellen und liegt daher in erbittertem Kampf mit dem Zeitgeist, sowohl mit dem gleichmachenden Absolutismus als mit den modernen philanthropischen und schwärmerischen Ideen der Aufklärungs- und Humanitätsperiode, denen gegenüber er das historische Recht streng und herb verteidigt. Er hat seine politischen Grundsätze in einer großen Reihe von einzelnen zerstreuten und unzusammenhängenden Aufsätzen niedergelegt, die in der Folge unter dem Gesamtnamen: „Patriotische Phantasien" vereinigt wurden. Vor allen Dingen geht ihm die Unterdrückung des Bauernstandes nahe, die mit seinem Ideal in grellem Widerspruch stand. Die Lage des Bauernstandes zu bessern, ihn gegen Mißbräuche aller Art in Schutz zu nehmen, in ihm die alte Sitte und ursprüngliche Volkskraft zu erhalten, ist das Ziel, das seiner litterarischen Thätigkeit unausgesetzt vorschwebt. Freilich das Verhältnis der Leibeigenschaft und Hörigkeit wagt er nur sehr vorsichtig und scheu anzutasten; bei aller Vorliebe für die altgermanische Freiheit war doch seine Achtung vor

Justus Möser. 1720–1794.

den nun einmal bestehenden und historisch entwickelten Zuständen, der konservative Grundzug seines Geistes zu stark, um über einzelne Reformen hinausgehend für gewaltige soziale Umwälzungen sich zu begeistern und die letzten Konsequenzen aus seinen Grundsätzen zu ziehen. Die Ehrfurcht vor dem Überlieferten verleitet ihn nicht selten, sogar offenkundig unhaltbare und verwerfliche Einrichtungen in Schutz zu nehmen. Das historische Recht gilt ihm mehr als das Recht der Natur, und den Staat und das öffentliche Recht betrachtet er noch in sehr befangener Weise vom Standpunkt des privatrechtlichen Eigentums. „Er will wohl im einzelnen reformierend einwirken, aber die Macht des Bestehenden hängt sich dem schüchternen Reformator wie eine eiserne Kette an die Füße und hemmt seinen Gang bei jedem Schritt." Ebenso hielt er den modernen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit gegenüber an dem Unterschied der Stände fest; er beklagte die Zerrüttung, die in diesen Verhältnissen eingetreten, und sann nach über die Wege, die ständischen Ordnungen zu reformieren und ihnen eine würdige und zweckentsprechende Stellung in der politischen Gesellschaft der Gegenwart anzuweisen. Bekannt sind seine Vorschläge zu der Reform des deutschen Adels, dem er die englische Aristokratie als Vorbild gegenüberstellt. Die Grundlagen seines politischen Systems, die durchaus konservativer Natur sind und dem historischen Recht entsprechen, sucht er gegen den zerstörenden Geist der neuen Aufklärung, wie gegen die nivellierende Art des modernen büreaukratischen Regiments, gegen die Gleichmachung der hergebrachten deutschen Eigenart und Mannigfaltigkeit zu schirmen. Sein volkstümlicher, durch die natürliche Ständeordnung gegliederter Staat soll die gute alte Sitte aufrecht erhalten. Möser eifert gegen Despotismus und Polizeistaat ebenso wie gegen die radikale Verwischung alles Überlieferten. Ernstlich wirft er die Frage auf: Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben? Er erwärmt sich für Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit, für Schwurgerichte und Volksmiliz. Überall geht er auf das Einfache und Natürliche, Gesunde und Volkstümliche zurück, wie im öffentlichen Leben, so auch in seinen Ansichten über die Litteratur, wie er denn u. a. in seiner humoristischen Schrift „Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen" das Naturwüchsige und Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und die Nachahmer des Ausländischen in Schutz genommen hatte. Die philosophische Aufklärung der Zeit verleitete ihn auch nicht, den Wert der Religion für den Staat gering anzuschlagen. In seinem berühmten „Schreiben an den Herrn Vikar von Savoyen, abzugeben an Herrn Rousseau", verficht er die Notwendigkeit einer positiven Religion und eines kirchlichen Kultus für das Volk, freilich nur aus politischen und Zweckmäßigkeitsgründen, denn die dogmatische Seite liegt ihm ganz fern. Soweit das Staatswohl es gestattet, will er aber die vollste Toleranz und Religionsfreiheit gewahrt wissen. Auch Erziehung und Schulwesen faßt er in dem Bestreben, ein gesundes kräftiges Volkstum zu erzeugen, in den Kreis seiner Betrachtungen, bewahrt aber auch hier gegenüber den phantastischen Reformplänen und doktrinären Methoden seinen praktischen realistischen Sinn. Und nicht bloß an die Zustände des öffentlichen Lebens tritt die scharfe Kritik Mösers heran, auch die sittlichen und geselligen Verhältnisse des Privatlebens, die Modethorheiten, die Nachäffung ausländischer Sitten, die herrschende Sentimentalität und Verweichlichung, alle möglichen guten und fehlerhaften Kulturerscheinungen und Charakterzüge bespricht er in gemütvoller und geistreicher, naiver und humoristischer, oft auch bitter satirischer Weise in seinen Aufsätzen. Einfache gesunde Sitten, eine derbe volkstümliche Natur, ehrenhafte Gesinnung im Vaterland zu erhalten oder zu erzeugen, patriotische Gefühle, nationalen Stolz und Liebe zur Heimat gegenüber einem verschwommenen Kosmopolitismus zu wecken, ist überall das Bestreben des wackern alten Möser, der mehr als billig aus dem lebendigen Gedächtnis der Nation ver-

schwunden ist. Es war ein tragisches Geschick, daß dieser fest am guten Alten hängende Mann noch die gewaltigen Umwälzungen der französischen Revolution und die Zerstörung aller seiner Ideale erleben mußte.

2. Geschichtschreibung und Tagespublizistik.

Möser hat, wie wir gesehen, neben seiner publizistischen Wirksamkeit die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung wesentlich gefördert. Es war auch Zeit, daß neues Leben in dieses vernachlässigte Studium kam. Keine andre Wissenschaft in Deutschland war nach dem Aufschwung des reformatorischen und humanistischen Zeitalters so in Erstarrung und Verirrung verfallen wie die Geschichtschreibung. Sie galt lediglich als Dienerin andrer Disziplinen, insonderheit der Theologie und Jurisprudenz, und war meist zu einer dürren Aufzeichnung trockener Thatsachen, ohne Methode und Kritik, ohne Geist und Gedanken entartet. Absurde Fabeln, alberne Hypothesen, im besten Fall gelehrte Kleinmeisterei und antiquarische Spielerei, entstellten jeden Versuch historischer Forschung; fort und fort wurde die Geschichte nach der überlieferten Schablone, mit den alten Irrtümern und unbrauchbaren Methoden, ohne Schwung, Leben und höheres Ziel behandelt; in der Darstellung der Weltgeschichte z. B. schleppte sich noch bis ins achtzehnte Jahrhundert das System Melanchthons und Carios von den vier Weltmonarchien fort. In den großen Sammelwerken, in denen die zeitgenössische Geschichte zusammengetragen wurde, in den riesigen Folianten des Theatrum Europaeum oder Wahrhafte Beschreibung der Geschichten, die sich 1618 bis 1718 ereignet, begründet von dem Straßburger Joh. Phil. Abelin, und ähnlichen mehr journalistischen als historiographischen Unternehmungen, ist weder Geschmack und Ordnung, noch Kritik und Zuverlässigkeit. Die Zeit der großen Religionskriege regte wohl den Parteieifer und die litterarische Leidenschaft mächtig an und rief zahllose fliegende Blätter und Zeitungen, Streitschriften und politische Erörterungen ins Leben; allein dies Material einer aufgeregten Tagesschriftstellerei kann nur stofflich, nicht wissenschaftlich-künstlerisch in Betracht kommen. In den zwei Jahrhunderten, die nach der Reformation folgten, hatte in Deutschland fast nur der uns bekannte Pufendorf (XII, 707) eine höhere Auffassung der Geschichtschreibung, wie er in seinen schwedischen und brandenburgischen Geschichtswerken, insonderheit seiner Darstellung der Thaten des Großen Kurfürsten bewies. Er flößte der Historiographie politischen und patriotischen Geist, strenge Wahrheitsliebe und eine freiere Richtung ein; aber seine Anregungen waren doch nicht von dauernder Wirkung. Auch die historischen Arbeiten des großen Leibniz (XII, 702), so verdienstlich sie durch die Eröffnung echter Geschichtsquellen und durch kritische Methode waren, wirkten nicht so nachhaltig und durchgreifend wie seine Leistungen auf andern wissenschaftlichen Gebieten. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam auch in die deutsche Geschichtschreibung frisches Leben und neuer Geist. *Deutsche Geschichtschreibung u. Forschung.*

Der Aufschwung der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert, insbesondere die Anregung Kants, kam auch der Geschichtschreibung zu gute: leitende Ideen, ein freierer Geist und tieferer Gehalt, gehobene und großartige Anschauungen der Vorgänge im Völkerleben, dazu schärfere Kritik der Forschung und geschmackvolle ästhetische Form der Darstellung, brachen sich auch in dieser Wissenschaft Bahn. Der Einfluß von Bolingbroke und Voltaire machte sich in der deutschen Geschichtschreibung geltend und beförderte freiere Auffassung, vernunftgemäße Anschauung und künstlerische Form. Wir haben die kühnen, poetischen, sinnschweren Ideen, womit Herder in die Philosophie der Geschichte der Menschheit eindrang, an einem andern Ort kennen gelernt. Im *Einfluß der Philosophie u. Poesie.*

Iselin. 1728–1782. Gegensatz zu den Geschichtswerken des Baseler Isaak Iselin („Geschichte der Menschheit", „Ephemeriden der Menschheit") „bei welchem alle Völker und Zeitalter nur als willenlose Mittel und Werkzeuge bewußter Naturabsicht erscheinen, als in sich unselbständige Übergangsstufen eines von der Vorsehung vorher entworfenen Erziehungsplanes, dessen letzten Zweck zu erreichen dem letzten Zeitalter vollendeter Tugend und Glückseligkeit vorbehalten bleibe", hat Herder zuerst wieder das Wesen der geschichtlichen Entwickelung hervorgehoben. Wenn sich gleich gegen die philosophisch-poetische Geschichtsauffassung und Darstellung eines Herder und Schiller, die häufig allzusehr in den Wolken ideal-künstlerischer Anschauung weilte, frühzeitig eine Gegenströmung von seiten der Historiker der realistisch-empirischen Pragmatik erhob, so hat doch die neuere Geschichtschreibung aus dem freien umfassenden Gesichtskreis, der erhabenen idealen Grundanschauung, der ästhetischen Bildung jener dichterischen Philosophen viel Gewinn an Form und Inhalt gezogen.

Unter den Vorläufern einer neuen kritischen und methodischen, freieren und geistvolleren Geschichtschreibung in Deutschland verdienen Johann Jakob Maskow, (Maskow. 1689–1761.) Professor in Leipzig und Graf Heinrich v. Bünau genannt zu werden, welche die (Bünau. 1697–1762.) deutsche Reichsgeschichte, die bisher fast nur als Sammlung von Beispielen für staatsrechtliche Deduktionen behandelt wurde, von dem Zunftzwang der Publizisten löſten, ihr im System der Wissenschaften eine selbständige Stellung anwiesen und gründliche Forschung, gediegene Kenntnisse mit geschmackvoller Darstellung und vernünftiger Ordnung verbanden. Größer noch um die Begründung der neuern Geschichtschreibung sind (Gatterer. 1727–1799.) die Verdienste von Johann Christoph Gatterer, geb. 1727 im Nürnbergischen, durch eisernen Fleiß aus dürftigen Verhältnissen emporgekommen, von 1759 bis an seinen Tod vierzig Jahre lang Professor in Göttingen, als Nachfolger des ebenfalls verdienten Geschichtsforschers J. D. Köhler. Gatterer und Schlözer sind die eigentlichen Reformatoren der deutschen Geschichtschreibung, die Begründer derselben als einer selbständigen Wissenschaft, die Schöpfer einer kritischen Forschung, eines systematischen Planes, einer geistigen Auffassung, einer zweckmäßigen Methode und Darstellung. Besonders rühmenswert sind die Verdienste dieser beiden Forscher um die Universalgeschichte, die sie in verschiedenen Lehrbüchern behandelten, ein Gebiet, auf dem schon vor ihnen Christoph Cellarius († 1707) erfolgreich gewirkt hatte. In ihren Werken wird zum erstenmal der gewaltige Stoff übersichtlich, planmäßig und vernünftig geordnet; anstatt der vier Weltmonarchien erscheint jetzt die Einteilung nach alter, mittlerer und neuerer Geschichte; es werden in dem wirren Detail allgemeine Grundsätze und Gesichtspunkte aufgestellt; es wird der Zusammenhang, die innere Entwickelung, der Pragmatismus, die geistige Bedeutung der historischen Thatsachen nachgewiesen; es werden nicht nur politische und kirchliche Vorgänge, sondern auch die Fortschritte der geistigen und materiellen Kultur aufgezeichnet. Der fleißige Forscher Gatterer hat sich auch die wesentlichsten Verdienste um die Ausbildung der sogenannten historischen Hilfswissenschaften erworben, der Diplomatik (Urkundenlehre), Geographie, Statistik, Genealogie, Chronologie, Numismatik, Heraldik, bisher sehr vernachlässigter Disziplinen, zu denen allen er brauchbare, zum Teil grundlegende Handbücher schrieb.

Schlözer. 1735–1809. Auf dem Gebiet politisch-reformierender Publizistik, wie auf dem der wissenschaftlichen Geschichtschreibung hat sich einen der glänzendsten Namen seiner Zeit August Ludwig Schlözer erworben. Geboren im Jahr 1735 als Sohn eines armen Dorfpfarrers im Hohenlohe-Kirchbergschen Gebiet, auf den Universitäten Wittenberg und Göttingen in theologischen, philosophischen, historischen, juristischen Studien gebildet, dann von seiner Reiselust in die weite Welt getrieben, in Schweden als Erzieher und in Petersburg in mannigfachen litterarischen Geschäften und Lehrstellungen thätig, ge-

hörte Schlözer den größten Teil seines reifern Mannesalters ebenfalls der regsamen Universität Göttingen an. Schlözer war, wenn ihm gleich immer etwas vom Dilettanten und Polyhistor anklebte, ein Gelehrter von den vielseitigsten und gediegensten Kenntnissen, und hat sowohl als Historiker wie als Publizist und praktischer Politiker außerordentlich fruchtbare Anregungen gegeben. In letzterer Beziehung sind zunächst seine Verdienste um die wissenschaftliche Fortbildung der Statistik zu erwähnen („Theorie der Statistik"); aus der toten Ansammlung von einzelnen Zahlen und Thatsachen wußte er allgemeine Wahrheiten zu ziehen, das Volk zu belehren, schlechte Verwaltungsgrundsätze zu geißeln, das gewonnene Material für das Volksleben, für politische Reformen nutzbar zu machen. Seine publizistische Thätigkeit war weniger auf das rein Wissenschaftliche gerichtet, als auf das Bestreben, die gegenwärtigen Zustände im Staatsleben zu kritisieren und nach Kräften zu bessern. Er hat das große Verdienst, in der schlaff gewordenen deutschen Nation wieder Teilnahme für politische Dinge und freisinnige Staatsideen geweckt, gegen die Feudalzustände des Mittelalters, gegen Rechtsverletzung, Tyrannei und jesuitischen Fanatismus die gesunde Vernunft, die Wohlfahrt des Volks und das Recht verfochten zu haben. Nicht in gelehrten systematischen Werken legte er seine politischen Grundsätze nieder, sondern in ungebundenen journalistischen Arbeiten, voll origineller Ausdrücke, Vergleiche, Bilder, voll gediegenen Wissens, voll treffender freimütiger Urteile. Seine politischen Zeitschriften: der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen" hatten in den der französischen Revolution unmittelbar vorangehenden Jahren einen sehr tiefen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland, und ihre von Fürsten und Regierungen gefürchtete Kritik der politischen Zustände bahnte mancher Reform den Weg. Er schuf ein litterarisches Tribunal, „vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten". Schonungslos zog er das Unwesen, die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten der kleinen Despoten, die verrotteten Zustände in den geistlichen Fürstentümern, den Stadtrepubliken und Duodezstaaten an die Öffentlichkeit. Übrigens zeigen seine politischen Anschauungen mannigfache Widersprüche und Wandlungen. Wohl empörte sich sein Gemüt, wenn er das Recht gebeugt sah, dabei aber stand ihm doch eine feste Staatsordnung, eine kräftige Verwaltung, Justiz und Polizei so hoch, daß er auch die absolutesten Monarchien preisen konnte, wenn er in ihnen eine straffe Verwaltung und Rechtspflege und Aufschwung der materiellen Wohlfahrt gewahrte. Seine Heimat, das kleine Hohenlohesche Gebiet inmitten so vieler politisch abgestorbener republikanischer, geistlicher, ritterschaftlicher Souveränitäten, bot ja zu alle dem einen so grellen Kontrast. Über den aufgeklärten Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts ist auch Schlözer nicht gar weit hinausgekommen. — Die Wirkung seiner Aufsätze war tiefeingreifend und nachhaltig. Aus seiner Schule sind viele der besten Patrioten der Befreiungskriege hervorgegangen. Berühmt sind u. a. seine scharfen Artikel gegen die Züricher Stadtoligarchie, als sie in einem schmählichen Justizmord den Pfarrer Waser hinrichten ließ, der als Schlözers Korrespondent die Züricher Mißverwaltung gegeißelt hatte und sich dadurch der Anstiftung zum Volksaufstand schuldig gemacht haben sollte, sowie seine Briefe nach Eichstätt, wo in einem Gerichtsverfahren von unerhörter Grausamkeit ein alter Pfarrer zum freiwilligen Tod gebracht wurde, der über die Sittenlosigkeit in den dortigen geistlichen Kreisen sich Äußerungen erlaubt hatte. Fortwährend gingen Beschwerden bei der hannöverschen Regierung ein, blieben aber meist erfolglos. Die Rückwirkung des in England herrschenden freien Geistes zeigte sich auch in Hannover; die Göttinger Universität genoß eine Zensurfreiheit, wie sie sonst nirgends in Deutschland bestand. Auch war Schlözer gegen die englisch-hannöversche Regierung stets sehr vorsichtig und

Publizistische Wirksamkeit.

hatte sich z. B. mit Entschiedenheit gegen den Abfall der Amerikaner erklärt. Neben den publizistisch-polemischen Aufsätzen enthielten die Schlözerschen Zeitschriften ein reiches statistisches Material über Bevölkerung, Ackerbau, Industrie, Handel, Schulwesen der verschiedensten Länder, amtliche Aktenstücke, Reisebeschreibungen u. s. w.; seine Mitarbeiter waren sehr zahlreich und oft in hohen Stellungen. Ein interessanter Versuch, die Teilnahme der Gebildeten am politischen Leben zu wecken, waren auch seine „Zeitungskollegien", in denen er an der Hand der Zeitungspresse die Fragen des Tages besprach. Der Ruhm des Mannes drang durch ganz Europa, und die Reise, die er im Herbst 1781 nach Italien antrat, gestaltete sich ihm zu einem wahren Triumphzug, indem die höchstgestellten Personen wetteiferten, ihm ihre Huldigung und Anerkennung darzubringen. Sein Einfluß sank erst in spätern Jahren, als er, anfangs ein lauter Verfechter der Revolution, selbst des Bastillesturms und der Erklärung der Menschenrechte, seine Gesinnung und sein Urteil änderte. Gebildete Geister stieß er ohnehin oft ab durch Übertreibung und Geschmacklosigkeit der Darstellung, Derbheit des Stils, Unklarheit und Widerspruch der Grundsätze, wie ihn denn auch seine leidenschaftliche Heftigkeit fortwährend in litterarische Fehden und persönliche Feindschaften verwickelte.

Politische Presse in Deutschland. Die Schlözerschen Zeitschriften waren der erste glückliche Versuch einer freien politischen Presse in Deutschland, in einer Zeit, da man bei der Besprechung öffentlicher Dinge noch die äußerste Zurückhaltung beobachtete. Das von A. Fr. Büsching, dem berühmten Geographen, herausgegebene „Magazin" kann als wesentlich gelehrte Zeitschrift der eigentlichen politischen Presse nicht beigezählt werden. Nachdem aber einmal die Bahn gebrochen, nahmen die Zeitschriften historisch-politischen Inhalts, mit kritischer und reformierender Tendenz, nach englischem und französischem Muster, an Zahl, Gediegenheit und Wirksamkeit auch in Deutschland immer mehr zu. Wir führen aus dieser periodischen Publizistenlitteratur nur noch das „Journal von und für Deutschland" an, begründet von dem Dichter und freimütigen Patrioten v. Göckingk, fortgesetzt von dem trefflichen Domkapitular und Präsidenten v. Bibra in Fulda, ein würdiges Seitenstück zu Schlözers „Staatsanzeigen" und Mosers „Patriotischem Archiv". Die Reaktion, welche bald darauf angesichts der französischen Revolutionsereignisse sich der Regierungen und der öffentlichen Meinung in Deutschland bemächtigte, hat auch den Aufschwung dieses jungen Litteraturzweiges beeinträchtigt. In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts hatte diese politische Zeitschriftenlitteratur, welche das weite Gebiet des staatlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen Kulturlebens teils durch Mitteilung interessanter Aktenstücke, Regierungserlasse, Gerichtserkenntnisse u. dgl., teils durch kritische Besprechung der Zeitereignisse, durch Darlegung von Mißbräuchen, durch Reformvorschläge erläuterte, einen um so bedeutenderen Einfluß auf die öffentliche Meinung der Gebildeten, als die eigentliche politische Zeitungs- und Tagespresse, die in unserm modernen Leben eine so gewaltige Rolle spielt, damals noch in den allerdürftigsten Anfängen lag, sich mit den ärmlichsten Notizen über auswärtige Staats- und Kriegsaktionen, mit offiziellen Regierungsbekanntmachungen, mit den servilen Mitteilungen eines Hofjournals und den kleinen lokalen Vorgängen begnügte, und sich nur in sehr vereinzelten Fällen an Umfang, Inhalt und Bedeutung über den Standpunkt der bescheidensten Wochenblättchen erhob.

Schlözer als Geschichtschreiber. Als Geschichtschreiber steht Schlözer auf dem materiell-realistischen Standpunkt und bekämpft mit leidenschaftlicher Heftigkeit die philosophische und poetische Auffassung, die Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit der deutschen Historiographie einzuflößen suchten. Den poetischen Schwung, die freie philosophische Höhe eines Herder konnte der nüchterne praktische Mann, dem das Materielle über das

Geistige und die numerische Größe über die sittliche ging, der die physische Macht großer despotischer Reiche mehr bewunderte als die moralische Höhe und humane Bildung der altklassischen Welt, nicht begreifen. Der eine betrachtete, wie Schlosser sagt, die Geschichte von den Wolken herab, der andre von der Höhe des kahlen Hainbergs, und beide waren einseitig und allzusehr in ihrem Gesichtskreis befangen. Erst die Verbindung beider Richtungen, der philosophischen Anschauung und der soliden Ergründung der materiellen Thatsachen, förderte die echte Geschichtsforschung. Unter Schlözers historischen Arbeiten sind am bekanntesten: seine kurze Weltgeschichte, ein Büchlein, „in welchem geistreiche Einfälle und sinnreiche Andeutungen mit den krassesten und derbsten Machtsprüchen abwechseln“, das noch heutigen Tages wertvolle Meisterwerk: „Allgemeine Geschichte von dem Norden“, seine Ausgabe, Erklärung und Übersetzung des russischen Chronisten Nestor, seine Geschichte des Kaisertums Rußland, und eine Reihe andrer Werke zur schwedischen, polnischen, russischen, siebenbürgischen, nordafrikanischen Geschichte. Für die Kenntnis der slawischen Geschichte, bei der ihm seine umfassenden Sprachstudien zu statten kamen, ist er der eigentliche Grundleger, wie er überhaupt mit Vorliebe abgelegene und vernachlässigte historische Gebiete, z. B. auch die türkische Geschichte, anbaute. Ungeheuchelte Wahrheitsliebe, die auf den Kern der Dinge geht, eine nüchterne praktische Anschauung, das Streben, die Geschichte fruchtbar für das Leben und die gegenwärtige Politik zu machen, ist der Grundzug seiner historischen Arbeiten.

Reicher als Schlözer an Ideen und gewandter in Stil und Darstellung ist Ludwig Timotheus Spittler, geb. im Jahr 1752 zu Stuttgart, anfangs Theolog, dann Professor der Philosophie und Geschichte in Göttingen, wo er in den Jahren von 1780 bis 1795 zu den glänzendsten Gestirnen der Universität gehörte, später geheimer Rat in seiner Geburtsstadt und seit 1806 Freiherr und erster Staatsminister in Württemberg. Spittler schied mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material trockner Zahlen und Thatsachen, er zog sie aus dem Dunkel verstaubter Urkunden und Folianten in das Licht des Lebens, er machte auf das Freiheitsbedürfnis der Menschennatur, auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der historischen Darstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. Seine ersten gelehrten Arbeiten gehören dem Gebiet der Kirchengeschichte und des kanonischen Rechts an („Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor“, „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“) und zeichnen sich durch eine vernichtende Kritik des päpstlichen Kirchenrechts und der hierarchischen Überlieferung aus; mit größtem Freimut stellt er die allmähliche Entstehung der kirchlichen Satzungen und Einrichtungen dar und führt wuchtige Schläge gegen Papismus, Priestertum und die zahlreichen Fälschungen, auf denen das Lehrgebäude des mittelalterlichen Kirchenrechts aufgebaut war. Dann wandte er sich der politischen Historiographie zu, die er mit demselben Geist des Freimuts, mit derselben Gründlichkeit der Kritik und Forschung behandelte. Sein „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten“ weist allenthalben auf das Bedürfnis freier konstitutioneller Verfassungen und auf die Rechte des Volks gegen fürstliche und aristokratische Anmaßungen hin; überall beobachtet er den Fortschritt und den Rückschritt des Strebens nach politischer Freiheit und zeigt an den Lehren der Vergangenheit, welche Rechte die Staatsbürger gegen Fürsten und Privilegierte zu schützen hätten. In demselben Geist sind seine trefflichen Partikulargeschichten geschrieben: die Geschichte von Württemberg und von Hannover, Werke, welche zum erstenmal die trockene Chronik der Thatsachen zu einem Spiegelbild der gesamten Kultur und des Volkslebens erweiterten. Als kluger Weltmann bricht er freilich immer bei der Geschichte seiner Zeit ab und hütet sich dem Wehen des neuen freien Geistes, als er eine

Spittler. 1752–1810.

ausschweifende revolutionäre Gestalt annahm, allzusehr sich hinzugeben; er fürchtete bei allem Freisinn „das Hereinragen des Sturmes und Dranges in das stille Reich der Geschichte", eine Vorsicht, die ihn befähigte, Minister an einem so despotischen Hof, wie der württembergische, zu werden. Auch in dem gemeinsam mit seinem oberflächlichen schreiblustigen Kollegen Christoph Meiners herausgegebenen Göttingischen historischen Magazin lieferte Spittler vortreffliche Beiträge zur Aufhellung schwieriger und wichtiger Punkte der verschiedenen Staatengeschichten. Ein Mann von gesundem freimütigem Urteil, von gediegener Kenntnis des Stoffes, von Lebenserfahrung und politischem Scharfblick, geschmackvoller präziser Darstellung fähig, von der umfassenden Bildung, die dem guten Historiker eigen sein muß, nimmt Spittler eine sehr bedeutende Stelle in der neueren deutschen Geschichtschreibung ein. Seinen berühmten „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" hat in ähnlichem Geist des gemäßigten Fortschritts, doch mit minderer Kunst Sartorius fortgesetzt, der sich auch durch die „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" und die „des hanseatischen Bundes" einen Namen gemacht hat. Dem Göttinger Gelehrtenkreis, der im allgemeinen dem philosophischen Idealismus den empirischen Realismus entgegenhielt, gehört auch Joh. Gottfr. Eichhorn an (der Vater des berühmten Juristen), der außer seinen kritisch-theologischen Arbeiten (vgl. oben S. 632) das Feld der politischen und Kulturgeschichte in glatter gefälliger Form, oft aber auch flüchtig und einseitig anbaute („Allgemeine Geschichte der Kultur und Litteratur des neuern Europa", „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", „Geschichte der Litteratur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten", ein Werk von umfassender bibliothekarischer Gelehrsamkeit, u. a.).

Dohm. 1751—1820. In dem Geist Spittlers behandelte Christ. Konr. Wilh. v. Dohm die zeitgenössische Geschichte. Ein Mann von edlem Freimut, der in den letzten Lebensjahren Friedrichs d. Gr. und im Kabinett Hertzberg eine einflußreiche Stellung bekleidete und lange Jahre mit wichtigen diplomatischen und politischen Missionen betraut wurde, mit den Staatsgeschäften ebenso bekannt, wie mit den Büchern, hat sich Dohm in der historischen Litteratur durch seine trefflichen „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" und sein Werk über den deutschen Fürstenbund ausgezeichnet. Er beschreibt Ereignisse, die er miterlebt und an denen er zum Teil in hervorragender Weise mitgewirkt, in einfacher natürlicher Darstellung, mit aufrichtigem Freisinn und Patriotismus, mit hoher Gerechtigkeit und Unbefangenheit, ein schönes Denkmal dieses aufgeklärten und wohlmeinenden preußischen Staatsmannes. Dohm ist auch der Begründer des „Deutschen Museums", einer kritischen Zeitschrift, welche auf dem Feld der schönen Litteratur eine ähnliche Rolle spielte, wie Schlözers „Staatsanzeigen" auf dem der Zeitgeschichte und Politik. Die Redaktion übernahm nach Dohms Rücktritt Boie.

Joh. v. Müller. 1752—1809. Sein Leben. Einer der glänzendsten Vertreter der deutschen historiographischen Kunst an der Schwelle der neuern Zeit ist Johannes Müller, im Jahr 1752 zu Schaffhausen als Sohn eines Konrektors und Predigers geboren und auf der Universität Göttingen in theologischen und historischen Studien ausgebildet. Mit den Ideen der Aufklärung, des religiösen Freisinns, der patriotischen Begeisterung erfüllt, kehrte der junge Mann im Jahr 1771 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er alsbald eine Lehrerstelle annahm und sich mit den Vorarbeiten zu seinem Hauptwerk, der „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" beschäftigte. Bald aber drängte es ihn aus den engen Grenzen und dem beschränkten Gesichtskreis seiner kleinen Vaterstadt hinaus; er wollte die Welt und die Menschen kennen lernen, große politische Verhältnisse und Anschauungen auf sich einwirken lassen, sich zum Staatsmann und Geschichtschreiber ausbilden. Zu dem Zweck nahm er eine Erzieherstelle in Genf an, einer Stadt voll geistiger und politischer Anregungen. Hier, im Umgang mit Staatsmännern, mit gelehrten und vornehmen

Zirkeln erweiterte Müller seinen Gesichtskreis, erfüllte seinen Geist mit neuen Ideen und konnte die edle Ruhmbegierde fassen, gleich einem Tacitus und Thukydides seinem Volk ein historisches Spiegelbild vorzuhalten. Nach sechsjährigem Aufenthalt verließ Müller Genf im Jahr 1780 und sah sich nun nach einem Staatsdienst um. Sein Versuch, unter Friedrich d. Gr. eine Stelle zu finden, scheiterte; dagegen ließ er sich von dem aufgeklärten und einsichtsvollen hessischen Staatsminister v. Schlieffen für ein Lehramt in Kassel gewinnen, und folgte im Jahr 1786 einem Ruf als kurfürstlicher Bibliothekar nach Mainz, wo er zum erstenmal in den praktischen Staatsgeschäften eine einflußreiche Wirksamkeit erlangte. Es war die Zeit, da der Fürstenbund geschlossen wurde, dem auch Kurmainz angehörte, und Müller schrieb über dies Ereignis eine Aufsehen erregende Schrift, welche von allgemein politischen Grundsätzen ausgehend die Entwickelung der Reichsverfassung und die Notwendigkeit des europäischen Gleichgewichts gegen die drohende Universalmonarchie und Despotie Kaiser Josephs II. darlegte und noch einmal den ganzen altschweizerischen Haß gegen das Haus Österreich atmet. Die Furcht vor einer österreichischen Universalmonarchie, der die Freiheit und Mannigfaltigkeit der europäischen Staatenwelt zum Opfer fallen könnte, flößte Müller auch gegen die kirchlichen Neuerungen Josephs Mißtrauen ein. In dem Streit des Kaisers mit der Kurie steht er auf seiten der letzteren, und hat in seiner erwähnten Schrift „Reisen der Päpste" die volle Anerkennung dessen, was die katholische Kirche das ganze Mittelalter hindurch für die Kultur geleistet, und eine unter protestantischen Schriftstellern seltene Begeisterung für die welthistorische Bedeutung des Papsttums niedergelegt. Wenn er die Reichsverfassung in historisch-konservativer Gesinnung gegen die Übergriffe Josephs II. verteidigte und von Habsburg eine gesunde Reform der deutschen Verhältnisse nicht erwartete, so verkannte er doch keineswegs die Unhaltbarkeit und innere Krankheit der Zustände im Reich. Als die Hoffnungen, die alle Patrioten an den Fürstenbund knüpften, zum großen Teil trogen, erließ er in „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbund" einen Notruf von erregter Leidenschaft und bitterm Spott. Hier wie in andern politischen und zeitgeschichtlichen Schriften („Briefe zweier Domherren") ist eine Fülle patriotischer, freisinniger und einsichtsvoller Vorschläge und Grundsätze niedergelegt, die einen warmen und wohlmeinenden Vaterlandsfreund erkennen lassen. Allein während sich noch die Patrioten abmühten, die Reichsverfassung zu reformiern, brach diese selbst unter den Schlägen der französischen Revolution zusammen. In den ereignisreichen Jahren von 1786 bis 1792 wirkte Müller in Mainz, in wichtigen politischen und diplomatischen Geschäften, am Sitz des Erzkanzleramts, dabei mit den vielseitigsten publizistischen und historischen Arbeiten beschäftigt, damals vielleicht der einflußreichste Mann am Mainzer Hof. Als das Kurfürstentum im Jahr 1792 der französischen Invasion erlag, trat Müller in kaiserliche Dienste in der Wiener Staatskanzlei; als Joseph II. gestorben war, hatte er sich mit dem neuen Kaiser Leopold in freundliche Beziehungen zu setzen gewußt und den Adel erlangt. Über ein Jahrzehnt (bis 1804) lebte er nunmehr in Wien. Wie die meisten in Deutschland begrüßte auch er anfangs die französische Revolution mit Begeisterung als ein luftreinigendes Gewitter, bis die Greuel und Ausschweifungen seinen Sinn änderten und ihn zu einem heftigen Gegner der französischen Umwälzung machten; in leidenschaftlichen publizistischen Aufsätzen hat er jahrelang gegen die Revolution und Napoleon angekämpft. „Ich kenne in der Welt nichts Abscheulicheres," schrieb er einmal, „als Zerstörung aller Ordnung durch Pöbelwut, als Herunterwürdigung alles Ehrfurchtswürdigen durch Demagogenhohn, als Untertretung der Humanität durch Phrasen." Trotzdem machte ihm die reaktionäre Luft, der Geistesdruck, die Zurücksetzung in Österreich auf die Dauer den Aufenthalt in Wien unleidlich. Seit dem Jahr 1804 finden wir ihn in Berlin

in preußischen Diensten. Die furchtbaren Katastrophen, die über Österreich und Preußen zu jener Zeit hereinbrachen, steigerten seinen Haß gegen den „Alles unterdrückenden Welttyrannen" und seine Verzweiflung an der deutschen Zukunft, Stimmungen, die sich namentlich in dem höchst merkwürdigen Briefwechsel mit Gentz kund geben. Die überwältigenden Schicksalsschläge erschütterten ihn dermaßen, daß er die ganze alte Weltordnung für verloren gab und in Napoleon ein Werkzeug Gottes zur Umgestaltung aller bestehenden Zustände erkannte. Von dieser Anschauung bis zur Bewunderung des großen Corsen war nur ein Schritt, und als Napoleon in einer persönlichen Audienz dem berühmten Gelehrten freundlich und schmeichelhaft entgegenkam, war der eitle, ehrgeizige, der Charakterfestigkeit entbehrende Mann bald gewonnen. In jener Zeit der jähen Schicksalsschläge wurde gar mancher in seinen politischen Grundsätzen und Idealen irre, allein dennoch machte der „Abfall" Müllers peinliches Aufsehen in Deutschland. War es doch ein Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit, als er „von der Politik des historischen Rechts, deren größter Vertreter er auf dem Kontinent gewesen war, in das Lager des siegreichen feindlichen Imperators und zu der abstrakten französischen Staatslehre überging, die er sein lebenlang bekämpft hatte". Schwankend und von wechselnden Eindrücken abhängig, vermochte er es über sich, in die Dienste des napoleonischen Regiments zu treten, das er solange und heftig bekriegt hatte; es mochte ihm der Gedanke vorschweben, jetzt, da gewaltsamer Widerstand doch nichts mehr nützen könne, die deutschen Interessen am besten als Diener der Fremdherrschaft fördern zu können. Gegen Ende des Jahres 1807 übernahm er das Amt eines Ministers in dem neugeschaffenen Königreich Westphalen und bemühte sich nach Kräften, deutsches Wesen und deutsche Bildung, insonderheit auch die Universitäten gegen eine brutale fremde Militärdespotie aufrecht zu erhalten. In dieser aufreibenden und unersprießlichen Stellung brach ihm bald die Kraft des Geistes und Leibes. Am 29. Mai 1809 starb er in Kassel.

Seine Bedeutung als Geschichtschreiber. Unter den historischen und politischen Werken Müllers, die wir großenteils bereits genannt, nimmt die „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" den ersten Rang ein, als eine epochemachende Erscheinung in der deutschen Historiographie. Gleich den Alten wollte er aus der Geschichte der Vergangenheit den lebenden Geschlechtern politische Weisheit und edlen Patriotismus in die Seele einflößen; die Geschichte hat ihm den praktisch-erzieherischen Zweck, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu begreifen und der letztern nützliche Lehren und edle Gesinnungen einzuprägen. Zugleich hat er der Historiographie eine ästhetisch-künstlerische Aufgabe gestellt, wie später Schiller, der viel von dem Schweizer Geschichtschreiber gelernt hat. Seine hinreißende Darstellung, die erschütternde Kraft, der liebliche Reiz seiner Sprache, die prachtvolle lokale Schilderung seines Heimatlandes, die wunderbare historische Malerei machen seine Werke zu einer in der deutschen Prosa eigentümlichen Erscheinung; häufig freilich verfällt Müller und noch mehr seine Nachahmer in eine geschraubte bombastische Rhetorik, in affektiert pathetische Manier und gekünstelte Nachahmung Taciteischer Gedrungenheit, die nicht mehr anziehn konnte. Die Schweizer Geschichte, an der Müller sein ganzes Leben lang arbeitete, ist nicht nur künstlerisch und wissenschaftlich ein Meisterwerk, sondern hatte auch die Bedeutung einer großen patriotischen und politischen That. „Als er die Bilder der Vergangenheit aufrollte," sagt Bluntschli, „und das Ringen der eidgenössischen Städte und Länder nach einem freien Gemeinwesen mit markigen Worten schilderte, dachte er ernstlich an die Zukunft. Er fürchtete neue Angriffe auf die schweizerische Freiheit und wollte sein Volk lehren, für die Erhaltung der Freiheit zu kämpfen, indem er demselben zeigte, wie sie erstritten worden war. Die Engherzigkeit der bloß kantonalen und ständischen Gesinnung wollte er erweitern durch die Belebung des ge-

meinsamen Nationalgefühls. Das Buch sollte an der politischen Erziehung seines Volks arbeiten und unvergängliche politische Wahrheiten verkünden. Auch unter den schweren Schlägen, welche die französische Revolution über die Schweiz brachte, stand er seinem Vaterland fortwährend mit trefflichen Ratschlägen zur Seite und wies auf die reformbedürftigen Punkte hin, um dem völligen Umsturz zu entgehen. — Ein andres berühmtes historisches Werk Müllers sind seine: „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte", voll staunenswerter Belesenheit und Gelehrsamkeit, eine Arbeit, zu der er sein ganzes Leben lang die mühsamsten Exzerpte zusammentrug. Er hat dies Werk, in das er sein ganzes historisches Wissen und Denken niederlegen wollte, unvollendet hinterlassen; bei allem Geist und aller Gelehrsamkeit leidet seine Weltgeschichte an Ungleichartigkeit, an Willkürlichkeit der Auffassung, an Altertümelei und Einseitigkeit. Als Mensch wie als Historiker entbehrt Müller fester Grundsätze und einer sichern Überzeugung; das Schwanken seiner Eindrücke und Empfindungen dringt durch seine ganze gesuchte Objektivität hindurch. Seine Empfänglichkeit für jede großartige Erscheinung in der Geschichte läßt ihn bald für Volksfreiheit, bald für unumschränkte Herrschermacht, wo sie in mächtiger Thatkraft sich kund gibt, begeistert erscheinen, ebensowohl die Heldenthaten, den Freiheitssinn, die einfachen Sitten des klassischen Altertums oder der eidgenössischen Vorfahren preisen, wie die gewaltige Zwingherrschaft eines Ludwig XIV. oder Peter d. Gr., ebensowohl sich für Aufklärung, Bildung und maßvollen politischen Fortschritt wie für die feudalen Gebilde der Ritterzeit oder die hierarchischen Ordnungen der Kirche erwärmen.

Mit Johannes Müller vielfach geistesverwandt und einer der glänzendsten deutschen Publizisten aller Zeiten ist Friedrich Gentz. Geboren 1764 zu Breslau als Sohn eines preußischen Münzbeamten, auf der Universität Königsberg unter dem Einfluß Kants herangebildet, war Gentz einige Jahre im preußischen Staatsdienst und seit 1802 in der Wiener Staatskanzlei angestellt, wo er bis an seinen Tod eine außerordentlich einflußreiche Rolle im diplomatischen Dienst und der auswärtigen Politik spielte. Das Andenken des Mannes in der Geschichte der deutschen Geistesbestrebungen steht nicht unbefleckt da: wie schon sein Privatleben, seine Frauensucht, sein Spiel, seine Verschwendung, seine Eitelkeit und Geldgier manchen herben Tadel erfuhr, so auch seine politisch-publizistische Wirksamkeit. Gentz ist von Grund des Herzens konservativ und später auch reaktionär; das Übermaß des Fortschritts und eine allzu hastige überstürzende Kultur zu bekämpfen, das stabile Prinzip der hergebrachten Ordnung zu verfechten, hält er für seine Aufgabe. Der Grundzug seines politischen Denkens ist die Verehrung der herrschenden Autorität und Staatsmacht und der Widerwille gegen die Ausbrüche einer rohen Volkskraft. Als die eigentliche Aufgabe seines Lebens betrachtete er den Kampf gegen die französische Revolution und die napoleonische Zwingherrschaft. Eine seiner ersten Arbeiten war die Übersetzung und Erklärung von Burkes berühmten Betrachtungen über die französische Revolution, und seitdem hat er den Kampf gegen die große Umsturzbewegung bis zum Fall des Weltdespoten mit leidenschaftlicher Energie, mit mutiger Begeisterung und siegreichem Erfolg, wenngleich oft einseitig und ungerecht geführt. In zahlreichen publizistischen Arbeiten, deren ergreifende glutvolle Sprache und kunstvoll gefeilter Stil Aufsehen erregten („Über den Ursprung und Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution", „Über den politischen Zustand von Europa vor und nach der französischen Revolution", „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa", „Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei Ausbruch des Kriegs zwischen beiden Mächten" u. a.), wie in offiziellen Staatsschriften und Manifesten der österreichischen Regierung (z. B. die Kriegsmanifeste von 1809 und 1813) hat er die deutsche Nation zum

Friedrich v. Gentz. 1764—1832.

Kampf bis aufs Messer gegen die neue Ordnung der Dinge, die unerträgliche Fremdherrschaft und Despotie aufgerufen, in Ergüssen, die ihn den besten Patrioten unsres Vaterlandes und den ersten politischen Schriftstellern aller Zeiten zur Seite stellen. Von seiner scharfen Auffassung der politischen Verhältnisse und der Ursachen der napoleonischen Siege, wie von seinem patriotischen Schmerz zeugt auch das berühmte Tagebuch über einen Aufenthalt im preußischen Hauptquartier vor der Schlacht von Jena. Als Joh. Müller, der lange gemeinsam und in gleichem Sinn mit Gentz gewirkt, ins feindliche Lager überging, schrieb ihm der Freund einen Absagebrief voll tiefen Kummers und leidenschaftlichen Zornes. Es war die glänzendste Zeit seiner Thätigkeit. Mit ganzer Seele lebt er in der Politik und weiß sie auch mit einem tiefern Gehalt zu durchdringen. „Er ist kein niederer Materialist, kein bloßer Routinist in der Politik. Er kennt und liebt die Macht der Ideen, welche das Einzeln- und das Völkerleben aus der Tiefe bewegen." Und man darf bei allem reichen Lohn, den seine Feder beanspruchte und erlangte, ihm nicht den Vorwurf machen, daß seine Überzeugung ihm feil gewesen. Mit der Unterdrückung der Revolution und des napoleonischen Regiments, mit der Herstellung der alten legitimen Ordnung aber war auch die Spannkraft des Geistes wie des Körpers bei Gentz erschöpft; seitdem war er ein blinder Verfechter der Reaktion, und er hat noch lange genug gelebt, um seine Thätigkeit im Dienst der Restauration der Nachwelt in dauernderes Gedächtnis zu bringen als seinen berechtigten Kampf gegen die napoleonische Zwingherrschaft. Wenn er in seinen frühern Perioden für freisinnige Ideen wohl Verständnis gehabt und sein konservatives Prinzip keineswegs bis zur Verehrung mittelalterlicher Feudalzustände, einer absoluten Fürstenwillkür oder hierarchischer Herrschaftsansprüche getrieben hatte, wenn er in dem berühmten Sendschreiben an König Friedrich Wilhelm III. um Preßfreiheit bat, so war er im letzten Abschnitt seines Lebens lediglich der Herold des öden Geistes der Reaktion, der durch die Welt ging und jede freie Regung für eine gefährliche Nachwirkung der Revolution hielt. Die Kraft seiner Feder war seitdem gebrochen; in kleinlichem litterarisch-polizeilichem Kampf gegen den Liberalismus, in der Verteidigung der Metternichschen „Staatspfiffigkeit" erschöpfte dies schöne und große Talent seine letzten dürftigen Kräfte. Auch die katholische Kirche erfüllte ihn mehr und mehr mit Bewunderung, wenn er gleich den förmlichen Übertritt nicht vollzogen zu haben scheint. Als hochangesehener Diplomat, als Protokollführer auf allen großen Kongressen, mit dem Adel und zahlreichen Orden geschmückt, nahm er eine Stellung auf der Höhe des Lebens ein, aber in der Achtung der Nation sank der servile Diplomat und er konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß er im Kampf gegen den Zeitgeist und jeden freien Aufschwung des Volkslebens für eine verlorne Sache eintrat. Ein guter Teil der bittern Gefühle, mit denen die Völker auf den Lohn ihrer Befreiungskämpfe blickten, fiel verdientermaßen auf Gentz. Er erlebte noch die Julirevolution und sah selbst vor Augen, wohin die verblendete engherzige Restaurationspolitik führen mußte. Die litterarische Produktion von Gentz besteht nicht in umfassenden systematischen Werken, sondern in kürzeren zerstreuten publizistischen Aufsätzen und Flugschriften, die teilweise einen außerordentlich großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Meinung hatten. Gelehrte wissenschaftliche Zwecke liegen ihm völlig fern; er will nur auf das Leben und die Gegenwart wirken. Viel Belehrung über die Zeitgeschichte, über den Entwickelungsgang und die innern Wandlungen des Staatsmannes, viele merkwürdige politische Ideen und Anschauungen enthält auch seine ausgebreitete Privatkorrespondenz, insbesondere sein Briefwechsel mit Adam Heinrich Müller, dem konvertierten und reaktionären Publizisten und österreichischen Staatsmann, dem wir bei Darstellung der Staatsrechtslehre der Restaurationszeit noch begegnen werden. Gentz, so urteilt von Mohl, „steht vor uns als ein Mann von großen

Geistesgaben und einem starken mutigen Willen zur Bekämpfung dessen, was ihm unrecht und unleidlich erscheint; aber auch unbekümmert um das Urteil des Volks, ohne Herz für dessen Rechte, durch äußere Stellung und verschuldete Abhängigkeit nicht minder als durch Hochmut und durch übertriebene Neigung zur formalen Ordnung und zur toten Ruhe, auf Zurückweisung derjenigen Forderungen gestellt, welche das natürliche und daher unwiderstehliche Ergebnis der ganzen europäischen Entwickelung sind, durch Anlage und Gewohnheit zur Mißachtung aller idealen Auffassungen des bürgerlichen Lebens getrieben".

In vieler Beziehung der Gegensatz von Gentz ist Johann Georg Forster, ein vielverkannter und geschmähter Mann, dem erst Gervinus die gebührende Stelle im deutschen Geistesleben angewiesen hat. J. G. Forster war im Jahr 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren, wo sein Vater Johann Reinhold, aus einer englischen Familie stammend, eine Zeitlang ein Pfarramt bekleidete. Den Vater, einen vielseitig angelegten, aber unstäten, hochfahrenden und unverträglichen Mann, trieb die Unruhe, die Reiselust und der Natursinn aus den kleinen Verhältnissen hinaus in die Ferne; im Auftrag der Petersburger Regierung zog er weit hinein ins innere Rußland, in die Wolgaländer, und begleitete dann, wie wir wissen (S. 178), den Seefahrer Cook auf dessen zweiter Entdeckungsfahrt. Sein Gefährte auf diesen Reisen und sein frühreifer Gehilfe bei den Übersetzungen und sonstigen litterarischen Arbeiten, mit denen der Vater in England das Leben fristete, war sein Erstgeborner Johann Georg, der von dem Vater den Natursinn, die Sprachkenntnisse und die Unruhe des Geistes überkommen hatte. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling beschrieb er die große Weltreise, ein idyllisches Sittengemälde und ein anziehender Bericht über den Naturzustand der Völker des südlichen Ozeans, glücklich die Mitte haltend zwischen der Rousseauschen Schwärmerei für Ur- und Naturzustände und der selbstgefälligen Einbildung auf die europäische Zivilisation. Der materielle Ruin seines Vaters, der sogar im Schuldturm saß, nötigte den jungen Forster frühzeitig, sich auf eigne Füße zu stellen und den harten Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Im Jahr 1778 finden wir ihn als Lehrer der Naturgeschichte am Carolinum in Kassel, und anstatt der großen englischen Verhältnisse, die er bisher kennen gelernt, trat er in die kleinen Beziehungen des litterarischen und gelehrten Treibens in Deutschland, die seinen strebsamen Geist doch nur ungenügend zu fesseln und zu befriedigen vermochten. In Kassel zahlte er der Zeitrichtung zum Mystizismus und Geheimnisvollen seinen Tribut, indem er sich mit seinem Freund, dem Anatomen Sömmering, an den Bund der Rosenkreuzer anschloß. Im Jahr 1784 folgte er einem Ruf an die Universität Wilna; allein auch auf diesem rohen Boden slawischer Barbarei fühlte er sich nicht lange wohl. Neue Projekte zu großen See- und Entdeckungsreisen, an denen er mit ganzer Seele hing, zerschlugen sich. Da eröffnete sich ihm im Jahr 1788 eine Stellung als Bibliothekar in Mainz, wo damals die Aufklärungssucht herrschte. Hier erst warf sich Forster, dessen Wirksamkeit sich bis dahin hauptsächlich auf naturwissenschaftlichem, geographischem, ethnographischem, physikalischem Gebiet bewegt hatte, in die politische Schriftstellerei. Es erschien damals sein bestes Werk: „Die Ansichten vom Niederrhein", die Frucht einer Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, die er im Jahr 1790 in Begleitung Alexanders von Humboldt unternahm, ein Werk klassischer Prosa, voll durchsichtiger Klarheit und vornehmen Adels, den Darstellungen Schillers vergleichbar, mit dem Forster überhaupt manche Seelenverwandtschaft hat. Die „Ansichten" haben den mannigfachsten Inhalt, teils künstlerisch-ästhetischer, teils historisch-politischer Art, und beweisen überall das treffende feine Urteil des Verfassers über Welt und Menschen und alle ihre Lebensäußerungen. „Wenn seine Ansichten über Kunst überall von dem feinsten Schönheits-

J. G. Forster. 1754–1794.

sinn zeugen, so bindet dagegen die publizistischen und politischen Urteile die Idee der Freiheit zusammen." Ein Mann, dessen Wahlspruch lautete: „Frei sein, heißt Mensch sein", dem die Kleinlichkeit und Jämmerlichkeit der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands längst zum Überdruß geworden, mußte auch der großen französischen Umwälzung begeisterte Sympathie entgegenbringen; seine republikanischen Grundsätze machten ihn zum entschiedenen Verteidiger der Revolution; er war vielleicht der erste Deutsche, der Mirabeau gerecht und würdig anerkannte, und wurde auch in den Schreckenstagen noch nicht irre an seiner Überzeugung. Er hoffte stets, aus der großen Bewegung das Glück der Freiheit hervorgehen zu sehen, dessen Ahnungen im Grund seiner Seele lagen. Freilich litt sein deutscher Patriotismus dabei Schiffbruch. Von Abstammung Engländer, durch langjährigen Aufenthalt in der Ferne dem Vaterland entfremdet, war er zum Kosmopolit geworden und kannte nur noch eine Politik der Menschheit. Aus den engen Schranken eines gelehrten deutschen Stilllebens drängte es ihn zu praktischer Wirksamkeit auf der großen Weltbühne. Nach der Okkupation von Mainz, die er mit beißender Ironie geschildert, schloß er sich völlig dem neuen Regiment an; in den Klubversammlungen zu Mainz, deren Präsident er war, und in der Zeitschrift „Der Volksfreund", führte er eine Sprache von äußerstem Radikalismus. Im Jahr 1793 ging er als Agent der Stadt Mainz nach Paris, um die Vereinigung mit Frankreich zu betreiben. Von den deutschen Regierungen geächtet und vogelfrei erklärt, von der öffentlichen Meinung in Deutschland gebrandmarkt, lebte er noch kurze Zeit in der französischen Hauptstadt. Seine „Pariser Umrisse" sind eine Schrift voll bittern Spotts gegen das landläufige Urteil über die französische Revolution in Deutschland, deren welthistorische Bedeutung er schon vorher in der Erwiderung auf das bekannte Buch von Burke hervorgehoben. Allein auch in Paris fand Forster nicht die Wirksamkeit, die er suchte. In seinen Hoffnungen betrogen, seines ehelichen und häuslichen Glückes von einer liebeleeren Gattin beraubt, in wirtschaftlicher Bedrängnis, mit der Welt zerfallen, starb er im Januar 1794 gebrochenen Herzens. Kurz vor seinem Tod trug er sich noch mit dem Gedanken, nach Indien zu reisen, da ihm das Leben in Frankreich verleidet war und die Rückkehr nach Deutschland, wo man ihn geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, ihm nicht mehr frei stand. Der Vater, der zuletzt Professor der Naturgeschichte in Halle geworden, überlebte ihn noch vier Jahre. J. G. Forster war ein Mann von edlem Streben, feinem Geist, großem Ideenreichtum und schöner Humanität, aber innerlich unbefriedigt und nicht zur vollen Klärung gekommen; als Gelehrter und Schriftsteller hätte er das Höchste leisten können, und doch ist der Apostel und Märtyrer der Freiheit am Ende verwildert und zu Grunde gegangen. Wie sein Leben ist auch seine litterarische Wirksamkeit unstät, zerfahren und zersplittert, zum großen Teil in kleinen Aufsätzen, Bruchstücken und Briefen erschöpft, die Zeugnis geben von seinem edlen Streben und Charakter, wie von seinem scharfen Beobachtungssinn für alles Schöne und Eigentümliche in der Natur, in Kunst- und Völkerleben. Unter seinen litterarischen Verdiensten sei noch die Übersetzung des indischen Gedichts Sakuntala genannt, das er zuerst den Deutschen bekannt machte.

C. Die deutsche Kunst.

I. Die bildende Kunst.

Allgemeiner Charakter.

Nicht nur Poesie und Wissenschaft, sondern auch die bildende Kunst und die Tonkunst nahmen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden

Aufschwung und entfalteten ein reiches, vielseitiges Leben. Wie in der gesamten Litteratur gibt sich auch in der Malerei und Plastik das Streben kund, sich der Fesseln zu entledigen, womit ein starrer Regelzwang und die Macht der Konvenienz und Mode den freien Flug der Phantasie solange gehemmt hatten. Dieser Aufschwung ging hauptsächlich von Deutschland aus. Wir haben dargethan, wie zuerst Winckelmann und Lessing an der Hand der Antike neue Kunstanschauungen geweckt, neue Gesetze der Ästhetik begründet, neue Ideale aufgestellt haben; wir haben angedeutet, welche Thätigkeit der kunstsinnige Goethe in allen Gebieten der schönen Kunstdarstellung hervorgerufen, wie belebend Schillers edler Geist auf alle idealen Richtungen und Bestrebungen eingewirkt, wie durch Heinse und noch erfolgreicher durch J. J. Rousseau auf die Natur als die echte Mutter und Lehrmeisterin aller Kunst hingewiesen und somit der Nachbildung der Antike ein frischer Naturalismus als erwärmender Gegensatz zur Seite gestellt worden. Diese mächtige Anregung verfehlte ihre Wirkung nicht bei einem nach Abwerfung ausgelebter Formen und nach freier Geistesthätigkeit so eifrig ringenden Geschlecht. Und so sehen wir denn aus verschiedenen Richtungen und Bestrebungen sich allmählich eine Kunstblüte entwickeln, welche sich an die große Vergangenheit des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts würdig anreiht, ja in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände und in der Freiheit der Behandlung dieselbe übertrifft. Denn während jene ältere Kunst hauptsächlich im Dienst einer herrschenden Kirche stand, hat die neue, gereift unter der Einwirkung protestantischer Religionsbegriffe und getragen von einer umfassenden Weltbildung, das weite Gebiet der Geschichte, Sage und Poesie zum Feld ihrer Thätigkeit gewählt und dabei das reiche Natur- und Volksleben in der ruhigen und aufgeregten Erscheinung zu idealen Kunstgebilden ausgebeutet. Dadurch traten der Historienmalerei die Landschaft und das Genre als ebenbürtige Gattungen zur Seite, in der Architektur ging man auf die antiken Vorbilder zurück und errichtete nach ihren Gesetzen und mit freier Anwendung ihrer harmonischen Linien und Formen sowie ihrer Säulenpracht, großartige Bauwerke, die von dem kunstgeschichtlichen Bildungsstand des Zeitalters ein würdiges Zeugnis ablegen, in der Bildnerei, die dem neuerwachten geschichtlichen Bewußtsein und Nationalgefühl der Völker einen kräftig wirkenden Ausdruck geben sollte, suchte man die antike Schönheit und Realität mit der modernen Geistes- und Gemütswelt zu vereinigen.

Schon in der eklektischen Schule von Bologna (X, 379 ff.) war das Streben nach Effekt für die Sinne die vorherrschende Richtung. Darin lag der Keim der Entartung, die bald mit Macht in die gesamte Kunst einbrach. Pietro da Cortona, Andrea Sacchi und Carlo Maratta waren die letzten Nachzügler der großen Kunstperiode Italiens, in denen wenigstens noch technische Geschicklichkeit hervortrat. Bald folgte eine Zeit der Unnatur und der Oberflächlichkeit, welche die Malerkunst einem gänzlichen Verfall entgegenführte und sie in den Dienst einer verkehrten Geschmacksrichtung herabwürdigte. Dieser Verfall ging dem sächsischen Hofmaler Ismael Mengs zu 1. Malerei.

Herzen, und er beschloß, seinen ältesten Sohn zum Maler heranzubilden und ihn durch Unterricht und Studium zum Wiederhersteller der Kunstbildung zu befähigen. Er gab ihm den Namen Raphael und suchte ihn von früher Jugend an durch Anstrengung seiner Kräfte und durch Hinweisung auf die großen Vorbilder zu dem hohen Beruf vorzubereiten. Und in der That erreichte Raphael Mengs die Höhe der Kunstvollendung, soweit sie durch Fleiß, Studium und gute Vorbilder erlangt werden kann. Nur der angeborne Genius, die göttliche Gabe, die jeder echten Künstlergröße innewohnen muß, ging ihm gänzlich ab. Wie sehr daher auch der Name des sächsischen Malers bei den Zeitgenossen in Ehren stand, wie sehr die Höfe von Dresden und Rom, von Neapel und Madrid wetteiferten, ihn durch Jahrgehalte und Auszeichnungen in ihre Nähe zu ziehen und auf die Dauer zu fesseln, die Nachwelt ehrt in ihm mehr den Begründer eines reineren, von dem Studium der Antike und der Nachahmung der großen Meister ausgehenden Kunstgeschmacks als den Schöpfer bedeutender Kunstwerke. Seine Gemälde lassen bei aller Korrektheit in Zeichnung und Behandlung den Beschauer kalt. Wie Winckelmann, sein vertrauter Freund, trat auch Raphael Mengs zur katholischen Kirche über. Unter seinen zahlreichen in Deutschland, Italien, Spanien und andern Ländern verbreiteten Werken ist das in Fresko ausgeführte Deckengemälde in der Villa Albani zu Rom, „der Parnaß" genannt, am berühmtesten.

(Randnotiz: Raphael Mengs. 1728–1779.)

(Randnotiz: Schule von Mengs.)

War auch Mengs keineswegs ein genialer Künstler und weder durch fruchtbare Phantasie, noch reiche Erfindungsgabe hervorragend, so wirkte er doch vorteilhaft auf die Entwickelung der Kunst ein, indem er die herrschende Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit verdrängte und der idealen Schönheit und formalen Korrektheit Geltung verschaffte. Und so anregend war sein Beispiel, daß selbst sein Gegner Pomp. Batoni in Rom („Sturz des Zauberers Simon") sich der neuen Richtung des strengern Stils nicht zu entziehen vermochte, und in Deutschland eine Anzahl namhafter Künstler sich teils an ihn anschloß, wie Angelika Kauffmann aus Chur, eine durch heitere und gefällige Form und Farbenbehandlung ausgezeichnete Künstlerin, wenngleich hier und da weich bis zur Sentimentalität und anmutig bis zur Süßlichkeit, wie der Züricher Joh. Heinr. Füßli u. a. m., teils auf der von ihm und Winkelmann gezeigten Bahn weiter schritt und mit kühner Hand die Früchte vom Baum der Antike zu brechen unternahm. Auch die realistische Richtung, die sich bei Dan. Nik. Chodowiecki und bei dem Landschaftsmaler Phil. Hackert kund gab, hat ihren Ursprung in der sorgfältigeren Beobachtung der Außenwelt, in den gründlicheren Studien nach der Natur und nach Modellen und in der getreuen Nachahmung der Wirklichkeit, Prinzipien, die durch Mengs als Grundbedingung aller Kunstthätigkeit aufgestellt wurden. Chodowiecki aus Danzig verdankte seinen Ruhm vornehmlich den kleinen Zeichnungen (Radierungen), womit er die litterarischen Werke seiner Zeit ausstattete und die ein treues Bild der Gestalten und Physiognomien, der Trachten, Gewohnheiten und Sitten der damaligen Gesellschaft, häufig mit einem Anflug von Ironie und Spott, darbieten, ein Schatzkästlein individueller Beobachtungen und deutscher Gemütlichkeit. Hackert aus Prenzlau förderte die Landschaftsmalerei durch die treue, sorgfältige und geschickte Zeichnung der Naturgegenstände, besonders des Baumschlags.

(Randnotizen: Batoni. 1708–1787. — Angelika Kauffmann. 1742–1808. — Füßli. 1742–1825. — Chodowiecki. 1726–1801. — Hackert. 1737–1807.)

(Randnotiz: Die mechanische Kunstrichtung und Carstens' Reaktion dagegen.)

Diese Kunstrichtung hatte indessen auch ihre Gefahren und Abwege. Man legte der Einbildungskraft und dem schöpferischen Vermögen zu geringen Wert bei und hielt sich ausschließlich an die Nachahmung, an das genaue Studium der Wirklichkeit, an die getreue Darstellung der Modelle. Am weitesten ging in dieser Richtung die von David begründete klassische Schule in Frankreich, bei welcher die Nachahmung der Antike, verbunden mit Studien nach der Natur, nach Modellen und nach dem Theater, den Grundcharakter bildete, über den dann ein künstliches, leidenschaftliches Pathos aus-

gegossen ward. So entstanden Werke, deren Verdienst lediglich in gut ausgeführten Teilen und in technischer Geschicklichkeit bestand, die aber des wahren Lebens und der organischen Einheit entbehrten, die künstlich zusammengesetzt, aber nicht gleichsam aus einem Ergusse des Geistes hervorgebracht waren. Man strebte die Wirklichkeit nach dem Idealen der Antike zu verbessern und ersetzte den Mangel an schöpferischer Phantasie durch künstliche Reflexion des Verstandes und durch gezwungenen dramatischen Ausdruck. Dieser mechanischen Methode trat ein junger Mann aus Schleswig, Asmus Jakob Carstens, mit Kraft und Entschiedenheit entgegen, ein Künstler von großartiger Genialität der Erfindung, voll Innerlichkeit und Poesie, dessen kurzes Leben aber eine Reihe von Drangsalen war, in welche kaum ein andrer Schein des Glücks gefallen ist, als das klare Bewußtsein des Künstlerberufes. „Ich habe die Kunstausstellung auf der hiesigen französischen Akademie gesehen," schrieb Carstens im Jahr 1793 von Rom, „aber gedankenlosere Malereien sind mir nicht vorgekommen. Es scheint diesen Künstlern nie eingefallen zu sein, daß die Kunst eine Sprache der Empfindung ist, die da anhebt, wo der Ausdruck mit Worten aufhört, daß sie es mit der anschaulichen Darstellung von Begriffen zu thun hat, daß sie eine Unterhaltung für Vernünftige, nicht für Thoren ist. Alles Mechanische der Kunst verstehen diese Männer sehr gut, und es scheint als stünden sie in der Meinung, als sei dies die Kunst selbst." Wie Winckelmann von angebornem Kunstsinn getrieben, trat Carstens aus dem Gewerbestand, zu dem er bestimmt war, heraus, und errang sich auf der Akademie zu Kopenhagen die technische Ausbildung, die er in Lübeck und Berlin vervollständigte, bis es ihm vergönnt war Italien zu besuchen, wo ihm neben Michelangelo besonders die Werke der antiken Plastik als Vorbilder dienten. Im Jahr 1793 nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Rom und führte dort die merkwürdigen Kunstproduktionen aus, die eine neue Epoche in der Malerei anbahnten. Statt die Antiken abzuzeichnen und sich mechanisch ihre Formen anzueignen, versenkte er sich in aufmerksames Anschauen derselben und suchte den Totaleindruck seinem Geist und Gedächtnis so einzuprägen, daß er sie in freier Darstellung zu reproduzieren vermochte. Er gewöhnte sich die Natur immer und überall nur mit dem großen Auge der Antike zu sehen. Mit einer fruchtbaren und wahrhaft dichterischen Einbildungskraft begabt, gelangte Carstens auf diesem Weg dahin, die antike Kunstwelt mit Freiheit in das Leben zurückzuführen, in den Geist der Alten einzudringen, ohne bei ihnen Knechtsdienste zu thun. Denn mit dem Studium der Antike, der er die Formen der schönen Menschengestalt ablernte, verband er das genaueste Studium Michelangelos und Raffaels. Aber er hatte wenig Freunde und viele Gegner. Wie sehr auch Karl Ludwig Fernow, nachmals Bibliothekar in Weimar, Carstens' Ansichten und Leistungen zur Geltung zu bringen suchte, die Stimmen seiner Neider und Widersacher, unter denen der „Maler Müller" in erster Linie stand, waren mächtiger. Verkannt und wenig beachtet, fand er nicht die nötige Unterstützung zu großen Kompositionen in Öl oder al fresco. Von Armut und Krankheit niedergebeugt, starb er in jungen Jahren in Rom. Erst das nachgeborne Geschlecht erkannte seine hohe Begabung. Die künstlerische Hinterlassenschaft Carstens' besteht ausschließlich in Zeichnungen und Aquarellmalereien, wovon die bedeutendsten sich in Weimar befinden. Es sind meistens Motive aus der antiken Götter- und Heroenwelt, mit Freiheit und geistiger Selbstthätigkeit dargestellt, z. B. „Der Argonautenzug", „Die Nacht mit den Schicksalsgottheiten", „Homer als Sänger vor dem Volk", „Das goldene Zeitalter", „Der Kampf der Kentauren und Lapithen" u. a. Daß bei seinem Verfahren einzelne Fehler in der Zeichnung der Formen vorkamen, war begreiflich, und diese Fehler und Ungenauigkeiten dienten den Gegnern zur Folie ihrer Kritik.

Carstens. 1754–1798.

Fernow. † 1808.

Schule von Carstens. Carstens hatte den Weg gezeigt, auf dem der Kunst Wahrheit und Würde wiedergewonnen werden könnte. Durch seine Anregung erwachte daher bald ein lebendiger Koch. 1768—1839. Geist unter den deutschen Künstlern. Joseph Anton Koch, Sohn eines Tiroler Bauern aus dem obern Lechthal, in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen und an der großen Alpenwelt der Schweiz herangebildet, empfing von dem norddeutschen Künstler, mit dem er in Rom in der innigsten Freundschaft lebte, die Begeisterung für das Altertum und für Dantes göttliche Komödie. Nach dem letztern Werk entwarf er eine Reihe von Zeichnungen und einige größere Kompositionen al fresco (in der Villa Massimi), die von einer eigentümlichen, großartigen Phantasie Zeugnis geben. Neben dem Florentiner Dichter waren es vornehmlich die griechische Mythologie und das Alte Testament, von denen er sich zu bildlichen Darstellungen angezogen fühlte. Doch beruht Kochs künstlerischer Ruhm hauptsächlich auf seinen landschaftlichen Zeichnungen, Radierungen und Gemälden, häufig durchwoben mit Szenen aus der Mythologie oder aus dem Leben der alten Völker. Am gelungensten sind seine Bilder aus der Umgegend von Schick. 1779—1812. Rom. — Gottlob Schick aus Stuttgart wurde gleichfalls durch Carstens auf die neue Bahn geführt. Ausgestattet mit reicher poetischer Phantasie (heißt es bei Racynski), mit den Mitteln bekannt, die Erzeugnisse derselben in Form und Farben zu realisieren, kam Schick im Anfang dieses Jahrhunderts nach Rom. Er hatte die Schule Davids zu Paris wegen der gänzlich unpoetischen Richtung derselben verlassen (denn in der Erfindung war David ein Manierist); nichtsdestoweniger hatte er in derselben die Mittel erlernt, seine glücklichen Ideen auszusprechen, und so gehören seine Arbeiten zu den ersten, in welchen ein wahrhaft poetischer Gedanke mit dem Streben nach vollkommener Darstellung sich vereinigt. Zu seinen ersten Werken hatte Schick den Stoff aus dem alten Testament und aus der Mythologie gewählt („David vor Saul auf der Harfe spielend", „Das Opfer Noahs" und das herrliche Bild „Apollo unter den Hirten"). Als er sich, angeregt von Tieck, Schlegel u. a., der neuromantischen Richtung zuwendete, ging seine Erdenlaufbahn in jungen Jahren zu Ende, auch hierin seinem Wächter. 1762—1842. Freund Carstens ähnlich. — Schicks Landsmann Eberhard v. Wächter aus Balingen, schöpfte gleichfalls die Motive für seine Gemälde mit Vorliebe aus der Mythologie, aus dem Alten Testament und aus der Geschichte des Altertums. Er teilte mit Carstens die begeisterte Liebe zur Kunst und eine schöpferische Phantasie, stand ihm aber nach an großartigem Formsinn und an klarem Gedankenausdruck. Zu seinen berühmtesten Werken gehört „Hiob und seine Freunde". Auch der Landschaftsmaler J. Christ. Reinhart. 1761—1846. Reinhart aus dem Vogtland, dessen Bilder (besonders aus der Umgegend von Rom) das Große und Bedeutsame der Natur in harmonischer Ausführung darstellen, gehörte dieser Richtung an.

2. Bildnerei. Es ist uns aus den frühern Blättern bekannt, welchen mächtigen Einfluß Frankreich im achtzehnten Jahrhundert auf die Lebensformen, die Moden, den Kunstgeschmack von ganz Europa geübt hat. Es war daher natürlich, daß auch in der Architektur und Skulptur die Überladung, Verkünstelung und Unnatur zum Ausdruck kamen, die dem ganzen äußern Dasein in Frankreich ihr Gepräge gaben. Der manierierte Stil, der besonders an gebogenen geschweiften Formen und dekorativem Aufputz Gefallen fand und das Geradlinige verschmähte, bekannt unter dem Namen Rokoko, erlangte die Herrschaft. Wenn dieser Kunstgeschmack, den der Hofarchitekt und Kammerzeichner Meissonier unter Ludwig XV. zur höchsten Ausbildung brachte, in Berlin und in den norddeutschen Städten, trotz der Vorliebe Friedrichs II. für das Fremdländische weniger Eingang fand, als im Süden, namentlich in den Residenzen der geistlichen Fürsten, so darf dies den Nachwirkungen zugeschrieben werden, welche die kräftige gediegene Schlüter. 1662—1714. Kunstthätigkeit des Baumeisters und Bildhauers Andreas Schlüter unter dem ersten

preußischen König geübt hat (XII, 605). Obgleich Schlüter, nachdem er in dem Schloßbau, in dem Zeughaus und in der kolossalen Reiterstatue des Großen Kurfürsten seinen genialen Kunstsinn entfaltet, in seinen spätern Jahren durch Kabalen aus dem Amt eines Hofbaumeisters verdrängt ward und seine letzte Lebenszeit in Rußland verbrachte, so knüpfte sich doch an seinen Namen eine Kunsttradition, die noch lange vorhielt. Gegen Ende des Jahrhunderts brach sich indessen eine andere Richtung Bahn, die besonders in der Plastik zu ausgezeichneten Leistungen führte. Wie Mengs in der Malerei, so schuf Ant. Canova aus Possagno in der Bildhauerkunst neues Leben Canova. 1757–1822. durch die Hinweisung auf die Meisterwerke des Altertums. Begabt mit einem großen Talent der Ausführung und mit einem feinen Sinn für Schönheit und Anmut, wußte er seinen Statuen eine gewisse Grazie einzuhauchen, daher ihm auch vorzüglich die jugendlichen und weiblichen Gestalten gelangen. Aber bei seiner entschiedenen Neigung für das Weiche und Gefühlvolle gab er sich mehr und mehr der sinnlich-sentimentalen Geschmacksrichtung der Zeit hin und suchte mehr durch theatralischen Effekt und gezierte Lieblichkeit, als durch Ernst und Wahrheit zu gefallen. Daher mußte bei fortschreitender Entwickelung der Kunstbildung die hohe Bewunderung, womit man Canovas erste Werke überschüttete, allmählich verstummen: man erkannte, daß unter der äußern, oberflächlich der Antike nachgebildeten Form eine mangelhafte Kenntnis vom Bau des menschlichen Körpers und eine nach sinnlichem Effekt haschende Geschmacksrichtung verhüllt liege, daß er die manierierte Methode des Bernini weniger verdrängt, als mit der Nachahmung der alten Kunstwerke und Kunstgesetze verbunden habe. So kam es, daß der vielbewunderte und hochgepriesene Mann, dessen „Perseus" man als einen genügenden Ersatz für die entführte mediceische Venus erklärte, dessen Statuen man allein gewürdigt hat neben den Meisterwerken des Altertums im Vatikan zu prangen, seine spätern Jahre wenig beachtet verlebte und durch größere Männer sich verdunkelt sah. Unter diesen neuen Kunstgrößen glänzt in erster Linie Bertel Thorwaldsen Thorwaldsen. 1770–1844. aus Kopenhagen, von geringen, aus Island stammenden Eltern geboren. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die drei Männer, welche die Grundsteine zum Tempel der neuen Kunst gelegt, Winckelmann, Carstens und Thorwaldsen, aus dem fernen Norden stammten, wo ihnen jede äußere Anregung abging. Desto lauter und vernehmlicher sprach der angeborne Genius in ihrer Seele und wies ihnen den Pfad des Ruhmes. Von der dänischen Regierung reichlich unterstützt, nahm Thorwaldsen im Jahr 1797 seinen Aufenthalt in Rom, das er von der Zeit an nur selten und vorübergehend verließ. Dort fand der junge Künstler in seinem Landsmann, dem Archäologen Zoega, einen kundigen Führer und in Carstens einen treuen, anregenden Freund. Die antike Kunst war die reiche Fundgrube, aus welcher beide ihre Ideale schöpften. Aber das Lebensglück war dem Dänen holder als dem Schleswiger. Gleich die erste Statue „Jason" erlangte solchen Beifall, daß bald Bestellungen auf Bestellungen kamen und er seinen Plan einer Rückkehr in die Heimat aufgab. Die antike Götter- und Heroenwelt, die plastische Idealität der Griechen, blieb lange die Quelle, aus der er mit Vorliebe seine Stoffe schöpfte, sowohl für seine Statuen, worin er die den Alten abgelernte Schönheit und Klarheit der Formen und Linien mit den Ergebnissen moderner Bildung und Lebensfülle zu einem seelenvollen Ganzen zu verbinden wußte (Venus, Mars, Adonis, Amor und Psyche, der Argustöter Hermes, der arkadische Hirtenknabe, Hebe, Ganymed, Anakreon, Homer u. a.), als für seine Reliefs, die er wieder mit Vermeidung von Perspektive und Verkürzungen nach griechischem Prinzip auf die einfache gleiche Fläche beschränkte, also von der bisherigen malerischen Behandlung abging. In dieser Gattung hat Thorwaldsen daß Größte geleistet und wieder in die naturgemäße Bahn eingelenkt. Was bei dieser Beschränkung' scheinbar an Freiheit verloren

ging, wurde durch Bestimmtheit der Formen, Einfachheit der Komposition und Harmonie aller Teile reichlich ersetzt. Der „Siegeseinzug Alexanders in Babylon“, ein Fries, womit er im Jahr 1811 ein Zimmer des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal schmückte, als Napoleon daselbst seine Wohnung nehmen sollte, war das erste Denkmal der neuen Kunst in dieser Gattung, das noch zweimal in Marmor ausgeführt wurde: in der Villa Sommariva am Comersee und im Schloß zu Kopenhagen.

Aber wenngleich die alte Götter- und Heroenwelt in ihrer klaren, schönen Gestaltung und Naivität stets das Reich blieb, in dem Thorwaldsens Herz und Sinn vorzugsweise weilte, und wo er stets seine Gesetze und Vorbilder suchte, so stand er doch zu sehr im handelnden Leben, als daß er sich der herrschenden Zeitrichtung und den Bedürfnissen des wirklichen Daseins hätte entziehen können. Diese aber gingen auf das Religiöse und Praktische, und je mehr das Interesse an der Kunst wuchs nnd sich verbreitete, desto mehr verlangte die Welt, daß der Künstler dem Zeitgeist huldige. Darum war Thorwaldsens spätere Thätigkeit hauptsächlich der kirchlichen Plastik und der monumentalen Kunst zugewendet. Christus selbst, die Apostel und andre Gestalten aus der heiligen Geschichte (die Predigt des Johannes, zwölf kolossale Statuen und Gruppen im Giebelfeld der Metropolitankirche zu Kopenhagen) wurden von ihm in einer Reihe von Kunstwerken dargestellt, die von Poesie und Religiosität durchleuchtet sind. Christus und seine Jünger und das Leben Jesu boten ihm die Stoffe zu einer ganzen Reihenfolge christlicher Reliefs (Christi Einzug in Jerusalem und der Gang nach Golgatha). Die meisten dieser Arbeiten befinden sich in der Frauenkirche und in dem Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Von seinen Monumentalwerken sind am berühmtesten: das Guttenbergdenkmal in Mainz, das Standbild Schillers in Stuttgart, die Reiterstatue Maximilians in München, Graf Potocki in Krakau, die Grabmäler Pius' VII. in der Peterskirche zu Rom und des Herzogs von Leuchtenberg in München, der sterbende Löwe in Luzern u. a. m.

Mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, wie kein Künstler vor ihm, hat Thorwaldsen dennoch stets die Einfachheit und die gemütliche Unterhaltung im Freundeskreis allem Glanz vorgezogen. Seine Reise in die Heimat im Jahr 1838 und seine Rückkehr nach Rom im Jahr 1841 glichen einem Triumphzug. Er starb schmerzlos im Theater zu Kopenhagen den 24. März 1844. In Thorwaldsen verehrt unsre Zeit ihren größten Künstler, sagt E. Förster: seit dem beglückten Urbinaten hat keiner so allgemeine Anerkennung, Bewunderung und Liebe gefunden, als er. Und mit Recht! Ausgestattet mit künstlerischen Gaben, die ihn den großen Meistern des griechischen Altertums an die Seite stellen, hatte er ein Gemüt, das alle Herzen an sich zog und fesselte. In seiner schönen Gestalt und in dem edeln Kopf spiegelte sich die Hoheit und Würde seines Geistes. Drei Völker zählen ihn mit gleichem Recht zu den Ihrigen: die Dänen, welchen er durch die Geburt angehörte, die Deutschen, nach denen er sich gebildet, und die Italiener, unter denen er gelebt und gewirkt hat.

II. Das klassische Zeitalter der Tonkunst*).

Nachdem neben der frühern kontrapunktischen die sogenannte dramatische Musik erfunden war und in Opern, Oratorien, Kantaten und Motetten sich allgemein verbreitet hatte, waren die Mittel vorhanden, um die größten Werke

*) Von Dr. Chrysander.

zu schaffen, welche durch die vereinten Kräfte der Musik zustandegebracht werden können. Und hiermit erreichte man schnell jene hohe Vollendung und führte jene glanzvolle Zeit herauf, die für alle Nachkommen als klassisch gelten wird. Diese Zeit zerfällt in zwei Perioden: die erste reicht bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und ersteigt ihren Höhepunkt in Händel und Bach, die andre schließt mit Beethoven im dritten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts. Die ganze Entwickelung geht in großen Zügen und in einem durchaus europäischen, allem engherzig Nationalen abgewandten Sinne vor sich. Die Kleinlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Niedrigkeit der Lebensstellung, in welcher die Musiker jener Zeit sich befanden, wurden damals von der musikalischen Kunst als solcher glänzend überwunden.

An der Spitze der ersten Periode stehen zwei Männer, deren Werke den Charakter andeuten, welcher diesem Zeitraum eigen ist; Carissimi in Rom und Schütz in Dresden. Heinrich Schütz war der erste Deutsche, welcher eine Oper komponierte (Daphne, 1628) und blieb während seines langen Lebens der größte und einflußreichste Musiker in Deutschland. Er beherrschte alle Formen des Tonsatzes und schuf Werke verschiedenster Art, hauptsächlich auf dem Gebiet des vollstimmigen Kirchengesanges. Seine Musik ist kunstreich, treffend im Wortausdruck, erhaben und von großer Kraft der Darstellung. Mehrere seiner Kirchensätze kann man schon als oratorische Szenen ansehen; durch fünf Passionen und ein Osteroratorium weist dieser „Vater der deutschen Musik" noch bestimmter auf die Folgezeit hin. Giacomo Carissimi (um 1600 bis 1674, also genau ein Zeitgenosse von Schütz) gab um 1640 dem Oratorium diejenige Grundgestalt, welche es auch später bei der höchsten Ausbildung nicht verlassen hat. In seinen Oratorien, die zu lateinischen Texten geschrieben sind und ausschließlich biblische oder geistliche Gegenstände behandeln, kommen sämtliche Formen der Vokalmusik zur Anwendung: das Recitativ sowohl erzählend als handelnd, der reich entwickelte künstlerische Sologesang in ein- und mehrstimmigen Sätzen, der Chor in allen seinen Formen, und die Begleitung nach den Mitteln des damaligen Orchesters. Die folgende Zeit konnte dieses alles nur weiter ausbilden, aber ohne Schaden für das Oratorium nichts Wesentliches ändern. Das berühmteste seiner Werke ist Jephtha; die größten sind Jonas und die Sündflut mit doppelten und dreifachen Chören. Auch in der weltlichen Kantate lieferte dieser Meister ein- und mehrstimmige Mustergesänge; namentlich ist seine Kantilene bei aller Einfachheit sehr schön und anziehend. Verglichen mit Schütz, ist er abgerundeter, fertiger, reifer in allen denjenigen Formen, auf welche die Entwickelung der Kunst zunächst gerichtet war.

Erste Periode. — *Heinrich Schütz. 1585—1672.* — *Giacomo Carissimi um 1600 —1674.*

Carissimis Oratorium verbreitete sich nicht nach andern Ländern; und was sein Vaterland betrifft, so geriet dieser Zweig der Musik bald nach ihm in eine Abhängigkeit von der Oper, aus welcher er sich dort nicht wieder zu befreien vermocht hat. Nicht das Oratorium war es, sondern die Oper, welche die Zeit beherrschte und von Italien aus schnell in alle Kulturländer drang. Die seit 1637 in Venedig bestehenden Operntheater (XI, 761) gaben hierzu den Impuls. Mit Carissimi gleichzeitig wirkte dort seit 1639 Francesco Cavalli als ein fruchtreicher, für Bühnenmusik genial begabter Komponist, und viele andre folgten ihm hier wie in Bologna, der nächstgrößten Opernbühne des Landes. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war in Italien kaum ein irgendwie ansehnlicher Ort oder ein kleiner Fürstensitz zu finden, der nicht seine Opernproduktionen veranstaltet hätte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg suchten auch die Deutschen

Francesco Cavalli.

eifriger als bisher diese Musikspiele nachzuahmen, und die Engländer thaten ein Gleiches nach der Restauration der Stuarts; aber dasjenige Land, welches bei solchen Nachahmungen am schnellsten zu selbständigen und eigentümlichen Bildungen gelangte, war Frankreich.

Die französische Oper entstand 1671 als Hofoper, Académie royale de musique genannt. Ihre Begründer waren der Poet Perrin und der Komponist Cambert; doch

Jean Baptiste Lully. 1633–1687. schon im nächsten Jahr trat an ihre Stelle Jean Baptiste Lully (geb. 1633 in Florenz † 1687 in Paris), ein Tonsetzer, dessen Opern zu Quinaults Texten dieser jungen Bühne sofort einen Weltruf und dem französischen Musikdrama einen bestimmten nationalen Stil verschafften. Gegen zwanzig Werke von ihm kamen unter seiner Direktion in dieser Akademie zur Aufführung. Die hohe Stellung, welche er an jenem Theater und am Pariser Hof einnahm, entsprach seiner Bedeutung. Seine Musik war in ihrem heftigen Ausdruck ein Bild seines Charakters; Instrumente und Chöre benutzte er in den Opern mehr als die Italiener, besonders aber wußte er Handlung und Tänze mit einander zu verbinden, sowie auch durch ein ausdrucksvolles Recitativ und mannigfachen Wechsel in Formen und Taktarten eine Musik zu schaffen, die der italienischen gegenüber mehr szenisch wirksam, als gesanglich schön und allgemein nachahmungswert genannt werden muß. Diese Musiktragödien (wie sie betitelt wurden) stehen gleichsam in der Mitte zwischen der italienischen Oper und dem gesprochenen Drama. Lully erging es ähnlich wie Carissimi; auch er wurde allgemein bestaunt und gepriesen, aber im Ausland selten aufgeführt und noch weniger direkt nachgeahmt. In Paris dagegen blieben seine Werke dauernd auf der Bühne, fanden um 1740 in dem

Jean Philippe Rameau. 1683–1764. auch als Musiktheoretiker hervorragenden Jean Philippe Rameau einen geistesverwandten Erneuerer, der ihnen eine Reihe ebenbürtiger Opern an die Seite stellte, und waren neben den Werken des letztgenannten Meisters noch lebendig und eine Macht der Zeit, mit welcher gerechnet werden mußte, als Gluck sich anschickte für dieses Theater zu arbeiten.

Die deutsche Oper kam nun auch in den Fluß der Entwickelung. An verschiedenen Höfen, besonders in Braunschweig, waren schon seit 1650 „Singspiele" im Gange: da gründete eine Gesellschaft vornehmer und begüterter Leute in Hamburg ein eignes Theater, welches am 2. Januar 1678 mit einem Singspiel über Adam und Eva eröffnet wurde. Die nordische Handelsmetropole war nun auch darin ihrer Schwester an der Adria ähnlich geworden, daß sie eine stehende Opernbühne besaß. Nach vielen Kämpfen mit geistlichen und andern Gegnern dieser neuen Spiele erlangte die junge

Reinhard Keiser. 1673–1739. deutsche Bühne endlich in Reinhard Keiser einen Komponisten, welcher den ersten Meistern seines Faches ebenbürtig war und noch nach seinem Tode von Landsleuten als der „größte Opernkomponist der Welt" gefeiert wurde. Bei einer erstaunlichen Fruchtbarkeit und Fülle origineller Gedanken schrieb er gegen hundert Bühnenwerke. Wenn von diesen im Bewußtsein der Menschen nicht ebensoviel erhalten ist, als von denen seiner namhaftesten Zeitgenossen, so liegt der Grund in dem Ungeschmack der damaligen Deutschen verglichen mit Franzosen und Engländern, sowie in der einseitigen Ausbildung für theatralische Musik bei Vernachlässigung der meisten übrigen Disziplinen dieser Kunst, welche Keiser eigentümlich war. Die großen ausländischen Meister, von denen an Reichtum der Erfindung und Fülle der Melodien keiner ihn überbot, stachen vorteilhaft von ihm ab durch eine umfassendere musikalische Bildung. Hamburg wurde um 1700 durch Keisers Oper für die ganze nördliche Hälfte Deutschlands der Mittelpunkt der musikalischen Entwickelung, welchem alle jüngern Kräfte, unter ihnen auch Händel und Bach, sich zuwandten.

Die englische Musik fand seit der Restauration ebenfalls ihre Hauptstütze am

Theater, aber eigentliche Opern im italienischen Stil wurden erst 1706 unternommen, als der große Henry Purcell bereits gestorben war. Die englische Sprache hatte in Shakespeares Zeit für das recitierende Drama eine zu feste Ausbildung erhalten, als daß sie sich leichtweg in italienisch-musikalische Ungebundenheit hätte auflösen können. Purcell schrieb eine Reihe Singspiele oder musikalische Szenen zu Bühnenstücken, die entschiedenste Begabung für das dramatische Fach bekunden: aber seine Hauptwerke blieben Anthems, Oden, Hymnen, Fest- und Preisgesänge, — schon hierdurch gleichsam als prophetischer Vorläufer dasjenige Gebiet andeutend, auf welchem in England die Tonkunst ihre höchsten Triumphe feiern sollte, das oratorische.

Henry Purcell. 1658—1695.

Es war wieder Italien, welches unmittelbar nach Lully und Purcell und noch in den Tagen des Sonnenglanzes Keiserscher Opernkunst durch einen neuen Anlauf die andern Länder überflügelte. Hier bestanden in allen Hauptstädten festgewurzelte Musikschulen, von denen damals Bologna unter Colonna und Venedig unter Legrenzi und Lotti besonders hervorragten; hier hatten Meister wie Stradella und Steffani den kunstreichen Sologesang auf äußerste verfeinert; hier fanden im siebzehnten Jahrhundert alle Instrumente sowohl nach ihrem Bau wie nach Spiel und Komposition klassische Vertreter. Am einflußreichsten unter ihnen war der große Opern- und Kantatenkomponist Alessandro Scarlatti, aus Süditalien stammend, durch welchen endlich der Süden über den zweihundert Jahre herrschenden Norden dieses Landes die Oberhand gewann. Scarlatti ist der Gründer der neapolitanischen Tonschule, welche die italienische Oper Europas fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch sich unterthan machte. Er übertraf fast noch unsern Keiser an Fruchtbarkeit, da er über hundertzwanzig Opern und ähnliche Werke geschrieben hat. In seiner Musik waltet echt dramatisches Leben. Schon in seinen frühesten Opern kam dieses zum Durchbruch in einer engern Verbindung des Recitativs mit der Arie, als seinen Vorgängern eigen war, und durch die Produkte seiner spätern Jahre brachte er dann diejenigen Gesangformen zum festen Abschluß, welche für alle spätern italienischen Opernkomponisten Gültigkeit behielten, Gluck und Mozart in ihren frühern Werken eingeschlossen. Die Deutschen Hasse und Graun, die Italiener Vinci, Pergolese und viele andre gestalteten ihr „dramma per musica" wie Scarlatti, nur in erweiterten Formen. Dieser mit der Zeit zu einer inhaltlosen Manier ausgetretene scarlattisch-neapolitanische Opernstil ist es auch, gegen welchen Gluck sich erhob, nachdem er ihm selber fünfundzwanzig Jahre lang unterthan gewesen war.

Alessandro Scarlatti. 1649—1725.

Die Instrumentalmusik durchlief im siebzehnten Jahrhundert eine reiche Entwickelung und war von größtem Einfluß auf die gesamte Komposition. Als Claudio Merulo um 1600 seine Toccaten publizierte, stand noch fast keine einzige Form der Instrumentalmusik auf ihren eignen Füßen; als Corelli 1713 starb, hatten sie sämtlich schon eine hohe Gestalt erreicht. Unter allen Tonwerkzeugen bildeten in dieser Zeit Orgel, Klavier und Violine den Mittelpunkt. Es ist namentlich die Orgel, welcher in Spiel und Komposition das andauerndste Studium gewidmet wurde. Italien blieb auch auf diesem Gebiet eine Zeit lang der Führer. Girolamo Frescobaldi (um 1590—1660), Carissimis Zeit- und Stadtgenosse, leistete das für Orgelspiel und Komposition, was dieser für das Oratorium geleistet hatte; aber wie dem Carissimi unser Schütz, so stand ihm in Samuel Scheidt ein Ebenbürtiger zur Seite, und seit 1650 erlangten die Deutschen in der Orgelkunst das Übergewicht. Mit der Orgel war das Klavier (Klavizimbel, Cembalo) damals weit inniger verbunden, als jetzt, sowohl im technischen Bau wie im künstlerischen Gebrauch. Beide Instrumente, gemeinsam oder abwechselnd, wirkten bei allen musikalischen Aufführungen als Harmonie gebende, leitende Teile mit; der Organist oder Cembalist war dadurch der natürliche

Die Instrumentalmusik. Claudio Merulo. Girolamo Frescobaldi. Samuel Scheidt. 1587—1654.

Dirigent der Aufführungen und infolgedessen die gewichtigste Persönlichkeit. Es ist also erklärlich, weshalb damals die großen Meister aus diesen Kreisen hervorgingen. Das
François Couperin. Klavierspiel wurde namentlich durch den Franzosen François Couperin und durch
1668–1733. Domenico Scarlatti, den Sohn des großen Opernkomponisten verfeinert, deren
Domenico Scarlatti. Kompositionen den Grund der neuern Klavierkunst bilden. Die Violinen und neben
1683–1757. ihnen die Oboen als Orchesterinstrumente wurden zu Lullys Zeit hauptsächlich in Paris gepflegt und verbreiteten sich von dort nach Deutschland und England. Als Komponist
Arcangelo Corelli. für die Violine ist Arcangelo Corelli der erste Meister der Zeit; seine drei- und
1653–1713. vierstimmigen „Sonaten" haben schon die Form der spätern Trios und Quartette, und verhalten sich zu den damaligen größern Orchesterwerken, Concerti grossi genannt, wie die Streichquartette zu den modernen Symphonien. Alle übrigen Zweige der Tonkunst fanden ebenfalls stetige Pflege und beständige Verbesserungen durch eine so große Zahl bedeutender Meister, daß hier nicht einmal die hauptsächlichsten davon mit Namen angeführt werden können.

Um das Jahr 1700 hatte sich die ganze Entwickelung zu einem gewissen unvermittelten Gegensatz von italienischer und französischer Musik zugespitzt; Deutsche und Engländer zählten einstweilen nicht mit, und am wenigsten wurde von ihnen erwartet, daß sie hier einmal die höhere Einheit erreichen würden. Eine solche Einheit aber, welche die Gegensätze harmonisch löste, erreichten zwei Deutsche, jeder in seiner Weise: Händel und Bach, von denen der erste am 23. Februar 1685 in Halle, der andre vier Wochen später, am 21. März in Eisenach geboren wurde. Beide gingen aus deutschen Organistenkreisen oder -Schulen hervor, aber ihr folgendes Leben gestaltete sich so verschieden, wie es bei zwei stamm- und geistesverwandten Naturen nur der Fall sein kann.

Georg Friedrich Händel. Georg Friedrich Händel verließ mit achtzehn Jahren das juristische Stu-
1685–1759. dium auf der Universität seiner Vaterstadt, um zunächst zur Oper nach Hamburg zu gehen, und führte seit dieser Zeit ein freies, durch Anstellung in jüngern Jahren nur vorübergehend auf kurze Zeit gefesseltes Dasein. Nach der Hamburger Schule suchte er die italienische auf; von Italien gelangte er 1710 über Hannover nach London. Hervorragend und fast allen andern überlegen im Klavier- und Orgelspiel, in weltlichen und geistlichen Kompositionen, war sein Weltruf schnell gegründet. Seit 1720 bildete die italienische Oper in London den Mittelpunkt seines Wirkens, wo er mit den besten Werken, Sängern und Spielern der Zeit die glänzendsten Aufführungen veranstaltete. In denselben Jahren kräftigen Mannesalters baute er auch schon an dem Hauptzweck seines Lebens, an dem Oratorium. Mit Esther, welche 1720 entstand, verließ er die verflachte Manier der oratorischen Kompositionen seiner Zeit, indem er gleichsam an Carissimi wieder anknüpfte und das Werk nun mit allem ausstattete, was die Neuzeit gewonnen hatte: reich entwickelten Sologesang, ein zu mannigfaltigstem Ausdruck durchgebildetes Orchester, freiere Textgestaltung und eine nie wieder erreichte Steigerung der chorischen Mittel. Wie er mit wunderbarer Leichtigkeit in der echt italienischen Weise gesanglicher Komposition heimisch wurde und deshalb auch in seinen vierzig Opern die vollendetsten Muster des Kunstgesanges liefern konnte, welche vorhanden sind: so fand er sich ähnlich schnell auch in dem Grundwesen der englischen Musik zurecht, so daß bei jeder feierlichen nationalen Angelegenheit seine Kunst helfen mußte den Gegenstand zu verherrlichen. Hierdurch erlangte er in England bald die Stellung eines nationalen Komponisten. Der Rückhalt, den er damit in der allge-

meinen Verehrung gewann, kam ihm wesentlich zu statten bei den langen erbitterten Kämpfen, die er in seiner eigentlichen Werkstatt, der Londoner italienischen Oper, auszufechten hatte. Als er diese Oper um 1740 endlich aufgab und ganz zum Oratorium überging, waren außer Esther mehrere andre Hauptwerke dieses Faches — wie Saul, Israel in Ägypten, Alexanderfest — bereits vorhanden, und nun entstanden 1741 unmittelbar nacheinander Messias und Samson. Den Messias schrieb er in dreiundzwanzig Tagen für Dublin, wohin er zur Aufführung reiste; dieses Werk wurde der Wendepunkt in seinem Leben und Schaffen. Als er 1743 nach London zurückkehrte, fand er hier ein verändertes Publikum vor, welches seine neuen Oratorien begeistert aufnahm und ihm dadurch für diese Art der Komposition eine Stütze gewährte, die ihm bisher gefehlt hatte. Deshalb blieb er auch hierbei, und seine Thätigkeit beschränkte sich nun darauf, während der Fastenzeit, wo die Oper feierte, eine Reihe von zwölf Oratorienaufführungen zu veranstalten. Alljährlich vermehrte er in unerschöpflicher Fruchtbarkeit die bereits große Zahl seiner Oratorien durch neue, unter denen Belsazar, Herakles, Joseph, Judas Makkabäus, Josua, Susanna, Theodora, Jephtha die bekanntesten sind. Diese unvergleichliche Reihe großer Werke erhielt 1751 einen plötzlichen Abschluß mit Jephtha, weil Händel während der Komposition dieses Werkes erblindete. Auch in den letzten acht Jahren seines Lebens setzte er die Oratorienaufführungen unter persönlicher Beteiligung wie bisher fort, wobei er, obwohl völlig blind, immer noch die Hörer in altgewohnter Weise durch sein Orgelspiel entzückte. Er starb am 14. April 1759 im vierundsiebzigsten Lebensjahr und fand seine Ruhestätte in der Westminsterabtei. Händels überragende Größe ist namentlich von denjenigen seiner Nachfolger, welche ihm am nächsten stehen — Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven —, am entschiedensten bezeugt. „In einer Monarchie weiß man, wer der erste ist," sagte Beethoven mit Beziehung auf ihn. Das Oratorium ist durch ihn als Kunstwerk vollendet, und zugleich hat er durch sein langjähriges Wirken diesem Zweig der Musik in der Welt das Bürgerrecht verschafft, denn Händel ist der Gründer des Großen Konzerts oder derjenigen Institution, welche die Tonkunst in ihrer Darstellung von den Fesseln sowohl der kirchlichen wie der theatralischen Musik befreit. Hierdurch hat er auch die bürgerlichen Gesangvereine veranlaßt, durch deren Mitwirkung die Musik auf eine früher ungeahnte Weise in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen ist. Die historische Bedeutung seiner Werke ist daher ebenso groß, als ihre ästhetische.

Johann Sebastian Bach stammt aus einer reichgliedrigen Organistenfamilie und verharrte lebenslang in einer ähnlichen Stellung. Er bildete sich, gleich Händel, hauptsächlich durch Selbststudium. Mit der größten musikalischen Begabung verband er ausdauernden Fleiß und scharfen Verstand. Sein Streben war hauptsächlich gerichtet auf vollkommenes Orgelspiel und eine verbesserte Komposition kirchlicher Musikstücke; daneben gestaltete er die Klaviermusik nach den Vorlagen der Meister verschiedener Nationen von Grund aus in einer neuen Weise. Diese drei Fächer sind es hauptsächlich, welche er mit unvergänglichen Werken bereichert hat. Unter seinen Klavierkompositionen ist die Sammlung von zweimal vierundzwanzig Präludien und Fugen, welche er als „Wohltemperiertes Klavier" betitelte, am weitesten verbreitet. Dieser Titel ist ebenso bezeichnend für den didaktischen Zug Bachscher Kunst wie für das in der Praxis noch schwankende, ungeordnete Tonsystem damaliger Zeit: Bach wollte damit sagen, daß die bisherigen Mängel in dem Zusammenhang der verschiedenen Tonarten auf Tasteninstrumenten durch die temperierte Stimmung nunmehr ausgeglichen seien. Man konnte jetzt auf dem Klavier alle Tasten gebrauchen, in allen Tonarten spielen; dadurch wurden Instrumente, Spiel und Musik „temperiert". Für die Orgel, sein Leibinstrument, schrieb er eine große Zahl herrlicher Stücke, von kleinen

Johann Sebastian Bach. 1685–1750.

Präludien an bis zu den ausgeführtesten Kunstsätzen; diese werden immer den Grundstamm des Orgelspiels bilden. Er galt (von Händel im konzertierenden Stil abgesehen) als der größte Orgelmeister seiner Zeit und dürfte diese Stellung auch für alle Zukunft behalten, denn es ist undenkbar, daß ein zweiter von gleicher Begabung jemals wieder sein Leben daran setzen sollte, um in diesem Fach jene allseitige Vollkommenheit zu erreichen. In seiner Kirchenmusik schloß er sich der damaligen Zeit an, welche durch sogenannte „Kirchenkantaten" den Gottesdienst halbwegs in ein Konzert verwandelte, indem frei gedichtete, zusammenhängende Stücke von Recitativen, Arien, Chören und Chorälen mit Orchesterbegleitung in zwei Teilen, vor und nach der Predigt, aufgeführt wurden. Bach hat über zweihundert solcher Kantaten geschrieben, die sich der Folge des Kirchenjahres anschließen und von denen mehrere als zusammengehörend gedacht sind, z. B. die sechs Stücke, welche er „Weihnachts-Oratorium" nannte. Als Höhepunkt dieser Musikwerke sind die „Passionen" zu bezeichnen, welche Bach zu den Texten aller Evangelisten komponierte, von denen die Matthäus- und Johannispassion erhalten und durch Aufführungen jetzt allgemein verbreitet sind. Diesen schließen sich an einige Messen u. a. Stücke zu lateinischen Texten, unter ihnen die erhabene Hmoll-Messe. Tiefsinnige Kunst mit Gemütsinnigkeit verbunden ist Bachs Hauptelement, weniger ein gesanglich freier und leichtfaßlicher Ausdruck; seine Vokalwerke haben sich erst in unsrer Zeit allgemein bekannt gemacht. Als Spieler und Komponist von Orgel- und Klavierfugen, die auch in melodischer Hinsicht viel freier gestaltet sind als seine Gesangmelodien, sowie als Lehrer für diese Fächer, war er dagegen schon von jeher nach Verdienst geschätzt. Was die Musik als Kunst zu leisten vermag, hat uns in rein formeller Weise niemand in so vollendeter Gestalt gelehrt, wie Bach. Sein letztes Werk, die „Kunst der Fuge", ein Lehrbuch in Noten, war der passendste Abschluß, und eine große Zahl von Schülern die natürliche Folge einer solchen Thätigkeit. Bach starb als Kantor an der Thomasschule und -Kirche in Leipzig am 28. Juli 1750. Unter seinen Schülern waren die hervorragendsten seine eignen Söhne, Friedemann und Philipp Emanuel, von denen der erste in Wunderlichkeiten unterging, der letzte als Verbesserer des Klavierspiels und als Überleiter zu der modernen Klavierkomposition eine bleibende Bedeutung gewann.

Als nun das Oratorium, und daneben jene Bachsche Weise, welche man mit einem philosophischen Ausdruck wohl als die „Kunst an sich" bezeichnen kann, vollendet war, trat die etwas zurückgedrängte Oper wieder mit neuer Kraft hervor und veranlaßte den nächsten bedeutungsvollen Schritt in der Entwickelung der Tonkunst. Neben der Oper war es dann aber die Instrumentalmusik, welche in einer früher nicht gekannten Allgemeinheit von dem gesamten musikalischen Gebiet Besitz ergriff und als die Hauptmacht der nun folgenden zweiten Periode des klassischen Zeitalters dieser Kunst angesehen werden muß.

Christoph Wilibald Gluck. 1714–1787. Christoph Wilibald Gluck, zu Weidenwang in der Oberpfalz geboren und in Italien ganz nach den Weisen der neapolitanischen Schule gebildet, in England um 1746 aber durch Händels Werke zum Studium eines tiefern Ausdrucks der Musik hingeleitet, verließ nach einer großen Zahl beifällig aufgenommener italienischer Opern 1762 mit „Orfeo ed Euridice" den bisherigen Weg und betrat einen neuen, auf welchem zwischen der Handlung, dem Text und der Musik mit Erfolg eine engere Verbindung hergestellt wurde. In einem berühmt gewordenen Vorwort zu seiner

nächstfolgenden Oper Alceste (1766, ebenfalls in Wien geschrieben und aufgeführt) erläuterte Gluck die Grundsätze, welche ihn geleitet hatten, und ging in seiner Begeisterung für einen durch die Bühnendarstellung zu bewirkenden Ausdruck soweit, zu behaupten, eine ausdrucksvolle Illustration des Textes müsse so sehr die Hauptsache sein, daß er bei der Komposition desselben den Musiker ganz zu vergessen suche. Der geistvolle enthusiastische Mann erreichte hierdurch eine wunderbare Übereinstimmung seiner Musik mit der dramatischen Szene; aber den großen Werken, welche er uns hinterlassen hat, fehlt der spezifisch musikalische Reiz in einem Maß, daß dieselben niemals eine wirkliche Popularität und nur mit Mühe Einbürgerung auf den Opernbühnen, für welche sie doch ausschließlich bestimmt sind, gefunden haben. Am schnellsten und entschiedensten konnte er sein Prinzip zur Geltung bringen in der französischen Oper, welche bereits seit Lully eine verwandte Tendenz verfolgt hatte. Als nun Gluck 1773 nach Paris ging, betrat er damit sein eigentliches musikalisches Berufsfeld. Hier wurde er befehdet von zwei Parteien: den Anhängern der altfranzösischen Musiktragödie und den Liebhabern der italienischen Tagesoper. Die erstere Partei trat bald auf seine Seite, als sie erkannte, daß er ihre Lieblingsweise nicht zerstörte, sondern durch eine höhere und mehr zeitgemäße Kunst gleichsam neu belebte. Aber mit den Italienern, besonders nachdem diese ihm in ihrem namhaftesten Opernkomponisten Nicola Piccini einen gefährlichen Konkurrenten entgegengestellt hatten, begann jener bekannte heftige Kampf der Gluckisten und Piccinisten, der wechselweise mit Opern wie mit Schriften geführt wurde und in welchem Gluck durch seine Werke (1774: Iphigénie en Aulide und französische Bearbeitung des Orpheus; 1776: französische Bearbeitung der Alceste; 1777: Armide; 1779: Iphigénie en Tauride und Echo et Narcisse) endlich einen vollständigen Sieg errang. Durch dieses Ereignis schien die französische Oper überhaupt wie verjüngt zu sein, da eine große Zahl einheimischer Komponisten mehr oder weniger genau den Spuren des deutschen Meisters folgte mit Werken, welche durch vereinte dramatische und musikalische Kraft ihre Lebensfähigkeit zum Teil noch gegenwärtig auf der Bühne bewähren.

Nicola Piccini. 1728—1800.

In Deutschland war Glucks Reform weniger vorbereitet und seine Werke schienen damals für unsre Theater namentlich deshalb entbehrlicher zu sein, weil ihm in Wolfgang Amadeus Mozart ein Komponist auf den Fersen folgte, dessen Musik, unter voller Bewahrung der dramatischen Vorzüge, zugleich alles das enthielt, was die Gluckschen vermissen ließ. Mozart schrieb mit fünfundzwanzig Jahren (1781) seine Oper Idomeneo ganz im Geiste Glucks, aber in einer reichern musikalischen Fülle. In der „Entführung aus dem Serail“ 1781, und sodann 1791 in der „Zauberflöte“ brachte er einen andern Zweig der jüngst voraufgegangenen Musik zur schönsten Vollendung, nämlich das neuere deutsche Singspiel, welches seit 1750 aus englischen und französischen Anregungen sich gebildet hatte. In Figaros Hochzeit (1786) und Così fan tutte (1790) schuf er unübertreffliche Muster einer komischen Oper nach italienisch-französischer Weise. Dann lieferte er in Don Giovanni, 1787 für Prag zu da Pontes italienischem Text geschrieben, die Oper aller Opern, und beschloß seine Wirksamkeit für die musikalische Bühne 1791 mit Clemenza di Tito, einer Haupt- und Staats-Opera im altitalienischen Stil. So umschrieb er in verhältnismäßig wenigen Werken, die den Grundstamm unserer Oper bilden, das ganze Gebiet der auf der Bühne wirksamen Musik. Das neuere deutsche einstimmige Lied mit Klavierbegleitung verdankt ihm ebenfalls einige der ersten und schönsten Musterstücke. Die volle Hälfte seiner Thätigkeit gehört der Instrumentalmusik, welcher er in allen Formen, vom einfachen Klavierstück bis zur vollstimmigsten Orchestersymphonie, einen neuen Geist einhauchte. Die Formen an sich überkam Mozart von seinen Vorgängern schon in fertigerer Gestalt,

Wolfgang Amadeus Mozart. 1756—1791.

als bei der dramatischen Musik, und insofern ist seine Wirksamkeit auf diesem Gebiet nicht von einer völlig gleichen Bedeutung; aber alles, was seine Hand ergriff, wurde dadurch gleichsam in das Reich der Schönheit verzaubert. Mozart wurde am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren; schon seit dem sechsten Lebensjahr unternahm er als Wunderkind Kunstreisen durch Europa. Er ist von den allerersten Meistern derjenige, dem das kürzeste Leben beschieden war, da er schon in seinem sechsunddreißigsten Jahr am 5. Dezember 1791 in Wien starb. Messen und andre Werke der Kirchenmusik schrieb er seit seiner Kindheit in großer Zahl; ein Werk dieser Art, das berühmte Requiem, war auch die letzte Arbeit, welche ihn noch kurz vor seinem Tod beschäftigte. Mozart ist in allen seinen Werken Musik und Schönheit; dieses sind die hervorragendsten Eigenschaften, gegen welche alle Vorzüge oder Mängel, die sonst noch bei ihm zu finden sein mögen, weit zurücktreten. Den Namen eines „göttlichen" Meisters, welcher ihm von Bewunderern oft beigelegt ist, verdient er im Sinne der Musen wie kein andrer.

Joseph Haydn. 1732–1809. Joseph Haydn ist vierundzwanzig Jahre älter als Mozart und der eigentliche Bahnbrecher in der modernen Instrumentalmusik. Aus dem deutsch-ungarischen Grenzgebiet stammend, bildete er sich hauptsächlich in einer jener aristokratischen Privatkapellen (der fürstlich Esterhazyschen), die damals als Bildungsstätten der Instrumentalmusik überall verbreitet waren. Die Klaviersonate, das Streichquartett und die Orchestersymphonie sind von Haydn zu jener Gestalt durchgebildet, welche für die Folgezeit maßgebend geblieben ist. Gedankenreichtum, Naturfrische, melodische wie harmonische Fülle und Munterkeit sind bei diesem Meister in einem außerordentlichen Maß vorhanden. In der Oper wurde er nicht heimisch, aber das Oratorium hat er, angeregt durch Händels Kunst, in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten" mit zwei bleibenden Werken bereichert. Mozart, der von ihm sehr geliebt und bewundert wurde, bewegte sich instrumental ganz in seinen Bahnen.

Ludwig van Beethoven. 1770–1827. Ein Jüngerer aber, Ludwig van Beethoven, der eine Zeitlang Haydns unmittelbarer Schüler war, sollte nicht nur im Geiste, sondern auch in den Formen über ihn hinausgehen. Beethoven wurde am 16. Dezember 1770 in Bonn geboren, wandte sich aber schon in jungen Jahren nach Wien, wo er bis zu seinem am 26. März 1827 erfolgten Tod verblieb, muß also ganz der Wiener Schule beigezählt werden, welcher sämtliche erste Meister dieser Periode angehören. In Beethovens Musik kommt, wie in der Händelschen, neben der Schönheit wieder Gewalt und Erhabenheit zur Geltung, nur auf einem ganz andern Gebiet. Es war die Instrumentalmusik, welcher er in allen Formen und Gestalten das Gepräge seines mächtigen Geistes aufdrückte. Die Klaviersonate erhielt durch ihn erst ihre Vollendung; was er von Trios, Streichquartetten, Konzerten und ähnlichen Werken in Haydnscher Weise aufnahm, gestaltete sich unter seinen Händen zu einer ungeahnten und vielfach auch unverstandenen Größe. Besonders war es dann die Symphonie, welche er in neun Werken zu einer Höhe erhob, die nicht wieder erreicht ist. Einigen dieser Werke, dem dritten (Eroica) und sechsten (Pastorale), gab er Beziehungen auf einen äußern Gegenstand, um die darstellende Kraft der Musik noch bestimmter zu veranschaulichen, und die vielbewunderte wie -bestrittene neunte Symphonie schloß er mit Solo- und Chorgesang über Schillers Ode „An die Freude". Im Gesange haben wir von ihm seelenvolle Lieder mit Klavierbegleitung, herrliche Szenen in seiner einzigen Oper „Fidelio", einem Sprößling des deutschen Singspiels, ergreifende Soli und Chöre in seinen Messen, von denen die letzte in D moll die umfangreichste und großartigste, obwohl nicht die ansprechendste ist. Der Vokalmusik hatte er aber trotzdem bei weitem nicht jenes anhaltende tiefe Studium gewidmet, welches er auf die Instrumentalmusik ver-

wandte; sie gelang ihm daher auch nicht in gleichem Maß, besonders leiden die großen Werke aus seinen spätern Jahren an Gesangswidrigkeiten im einzelnen und Unförmlichkeiten im ganzen. Jene kunstvolle freie Vokalität aller Gattungen, welche in der Händelschen Periode waltete, war jetzt überhaupt eingeschrumpft zu Theater- und Liedergesang. Aber der Triumph, den die instrumentale Musik durch Beethoven feierte, war um so größer. Er ist es gewesen, welcher diesem Zweig der Tonkunst einen wahren Kultus in der Welt verschaffte; das ganze Konzertwesen, wie es sich seit 1800 gebildet hat, steht wesenlich unter Beethovenschem Einflusse, und so groß ist hierin seine Macht, daß der irrtümliche Glaube fast allgemein verbreitet ist, die Instrumentalmusik, als die vermeintliche reine oder absolute Musik, sei der vollkommenste Teil der Tonkunst und Beethoven daher der größte aller Komponisten.

Zwei andre deutsche Meister, Schubert und Weber, gehören mit ihrem Leben zwar noch dem klassischen Zeitalter, mit ihrer Kunst aber schon der nächstfolgenden Periode an. Franz Schubert in Wien gab in Weiterbildung Mozartscher und Beethovenscher Vorlagen dem Lied mit Klavierbegleitung diejenige Vollendung und durchkomponierte Gestalt, welche dann fast von allen Spätern als Norm angesehen und zum Schaden einer kunstvollen Gestaltung der Vokalwerke auf die verschiedensten Gebiete des Gesanges übertragen wurde. In dem eigentlichen Lied aber ist durch diese Kompositionsweise ein neues Reich des musikalischen Ausdrucks erobert. Karl Maria von Webers Kunst ist wesentlich eine theatralische. In seinem „Freischütz" schuf er das populärste Werk auf dem Gebiet des deutschen Singspiels, und der Versuch, den er mit „Euryanthe" im Bereich der großen Oper machte, ist gleich einem Samenkorn erst in den musikalisch-dramatischen Bestrebungen der Gegenwart aufgegangen.

Franz Schubert. 1797—1828.

Karl Maria von Weber. 1796—1826.

C. Das Revolutionszeitalter.

Litteratur. Bei der folgenden Darstellung kamen dem Verf. zwei Dinge zu statten: einmal, daß er von seiner Studienzeit an, da er Schlossers Vorlesungen hörte, fortwährend der Revolutionszeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, namentlich während eines längern Aufenthalts in Paris in der Mitte der dreißiger Jahre, sodann, daß die Heidelberger Universitätsbibliothek eine reichhaltige Sammlung von geschichtlichen Werken aller Art über diesen wichtigen Zeitraum enthält, indem sie zu ihrem eignen Vorrat noch die Privatbibliotheken von Schlosser und Häusser erlangt hat, welche beide über Revolutionsgeschichte geschrieben und Vorlesungen gehalten haben. So konnten denn zunächst die ältern Werke benutzt werden, die vor dem Jahr 1848 erschienen sind, und von denen manche, wie die Darstellungen von Thiers, Mignet (Histoire de la révolution française), Lamartine (Histoire des Girondins), E. Burke (Reflections on the Rev. of France, 1790) in zahllosen Ausgaben verbreitet und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Dahin gehören die meisten der schon S. 313. 2. aufgeführten Werke, insbesondere die von Droz und Soulavie, sowie die Revolutionsgeschichten von Toulongeon (Hist. de Fr. depuis la révol. P. 1801—1810. 7 voll.), von Fantin-Desodoards (Hist. philos. de la révol. de France. 1806. 5. Ed. 10 voll.), von Montgaillard (Hist. de Fr. depuis la fin de L. XVI. jusqu'à 1825. 3. Ed. 15 voll.), von Rabaud und Lacretelle jun. (Précis de la rév. fr. 1801. 1810. 1813. 4 voll. 12⁰), Eug. Labaume (Hist. monarch. et constit. de la Rév. fr. P. 1836. 5 voll.) u. a. W.; vgl. Desmarais, Études critiques des histo-

riens de la Révolut. Par. 1835. Dahin gehört in erster Linie das große Sammelwerk: Histoire parlementaire de la Révolution française cet. par Buchez et Roux. 40 voll. Par. 1834—1838 (vgl. Wachsmuth Beil. IX zum 1. Bd. des unten anzuführenden Buches). Dahin gehört die Unzahl von Denkwürdigkeiten über die Revolutionszeit, in welchen viele an den Begebenheiten beteiligte Persönlichkeiten ihre Erlebnisse und Anschauungen dargestellt haben, wie Malouet, Mounier, Bailly, Ferrières, Dumouriez, Lafayette, Bouillé, Bertrand de Moleville, Lally Tolendal, die Girondisten Buzot, Brissot, Lameth, das Konventmitglied Barrère, der Österreicher Weber vom Hofstaat der Königin, mehrere Frauen, wie Mad. de Campan, Mad. Roland, Mad. de Genlis, Frau v. Staël-Necker, deren Considérations einen ähnlichen Charakter an sich tragen; Denkwürdigkeiten und Korrespondenzen z. Gesch. Mallets du Pau, ed. v. A. Sayous, 2 Bde., Paris 1851. Eine Anzahl dieser zeitgenössischen Mitteilungen, darunter auch die Denkschriften über die Führer des Vendéekriegs Laroche-Jacquelein, Bonchamps u. a. findet man in der Sammlung von Berville und Barrière: Collection des mémoires relatifs à la Revolut. franç. Paris 1822 ff. — Besonders zahlreich sind die Schriften von und über Mirabeau. Außer den Mémoires biographiques, lit. et polit. de M. écrits par lui même, par son père, son oncle et son fils adopt. Par. 1834. 3 voll. (Rec. von Schlosser, Heid. Jahrb. Jahrg. 27), seiner Korrespondenz mit dem Gr. Lamarck (Corresp. des Comtes de M. et de la Marck par Bacourt. 1853. 3 voll. Auch deutsch v. Städtler. Leipz. 1851 f. 3 Bde.), den Lebensgeschichten von Pipitz (Leipz. 1850. 2 Bde), von Vermorel (Par. 1864—1866. 5. voll.) u. a., gibt es über den merkwürdigen Staatsmann eine Menge monograph. Arbeiten, Vorträge u. dgl., z. T. in Einzelausgaben, z. T. in Zeitschriften zerstreut. — Dahin gehören ferner die Sammlungen von Briefen, Aktenstücken, Reden, Gerichtsverhandlungen, Flugschriften, Journalen u. dgl., wie (Deschiens) Collect. de matériaux pour l'hist. de la révol. de France. Par. 1829; Grille, Introduction aux mémoires sur la révolut. fr. ou tableau comparatif des mandats et pouvoirs donnés par les Provinces à leurs députés aux états gén. de 1789. Par. 1825. 2 voll. — Dahin gehören endlich die deutschen Werke: (v. Schütz) Gesch. der Staatsveränderungen in Frankreich unter L. XVI. Leipzig 1827—1833. 6 Bde.; W. Wachsmuth, Gesch. Frankr. im Revolutionszeitalter. Gotha 1840—1844. 4 Bde.; B. Niebuhr, Vorlesungen über die letzten 40 Jahre (Geschichte des Zeitalters der Revolution), herausgeg. vom Sohn 1845; Dahlmann, Gesch. der franz. Revolut. (bis zum Sturz des Königtums). Leipz. 1845. 3. Aufl. 1853; Leo, Gesch. der Revol. Halle 1842; Thom. Carlyle, French Revolution. Lond. 1837, 3 Bde. (oft aufgelegt). — Die Jahre 1848 und 1849, die der jüngern Generation das Verständnis der ersten Revolution näher führten, haben auch in die Historiographie über die Vorgänge des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts neue Thätigkeit gebracht. Wir erinnern nur an das ausführliche Werk von Michelet pp. 1. Aufl. Paris 1847—1851, 2. Aufl. 1869; Louis Blanc, Hist. de la révolut. française. Par. 1847—1862. 12 voll.; Edgar Quinet, La révolution française, 2 Bde, Paris 1866; an die Histoire de la Terreur von Mortimer-Ternaux. P. 1862—1867. 6. voll.; Michelet, Hist. de la révol. fr. 1869. 6 voll.; Lanfrey, Essay sur la révol. fr., Par. 1857 an Henri Taine, Origines de la France contemporaine, Bd. 2—4 (La Révolution), 1878 ff.; an Chérest, La chute de l'ancien régime, 2 Bde. Paris 1885; an die deutschen Werke von v. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit von 1789—1800. 3. Aufl. Düsseld. 1865 ff. 5 Bde; an Ludw. Häussers Gesch. der franz. Revolut. 1789—1799. Herausg. v. W. Oncken. Berl. 1867; an E. Arnd, Gesch. der Revolut. von 1789—1799. Braunschw. 1851. 6 Bde.; an J. W. Zinkeisen, Der Jakobiner-Klub. Berl. 1852 f. 2 Bde.; an Adolf Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionsz. von 1789—1800. Jena 1875. 2 Bde. und Tableaux de la révol. fr. publiés sur des pap. inédits cet. Leipz. 1867—1870. 3 voll.; an W. Onckens Zeitalter

der Revolutionen &c., 2 Bde., Berl. 1884—1886; an das schon früher erwähnte Buch von Tocqueville (L'ancien régime et la révol. Par. 1866); an Hamel, Hist. de Robespierre. Par. 1865—1867. 3 voll.; Bücher über Caarot, Charlotte Corday, Danton, Phil. v. Orleans u. a. Mit besonderem Interesse wurden die Personen und Verhältnisse am Versailler Hof, meistens aus neuen bisher ungedruckten Quellen beleuchtet. So publizierte in den Jahren 1864—1873 Feuillet de Conches 6 Bände Lettres et docum. inédits sur Louis XVI., Marie Antoin. et Mad. Elisabeth (leider meist Fälschungen, wie H. von Sybel nachgewiesen hat) und Lescure im Jahr 1866 correspond. secrete et inédite, in 2 Bdn. Andre Briefwechsel M. Antoinettes mit ihrer Mutter, ihren Brüdern und sonst ihr nahestehenden Personen wurden 1864 von Graf Hunoltstein (auch hier vieles gefälschte Ware), 1865 u. 1866 von Arneth (Wien u. Leipz.) u. a. mitgeteilt. In demselben Jahr 1865 erschienen Mémoires sur M. Ant. par Huard. Ferner Ancelon, La vérité sur la fuite et l'arrestation de Louis XVI. à Varennes, Paris 1866; M. A. de Beauchesne, Louis XVII., sa vie, son agonie, sa mort, 4. Aufl. Paris 1866. Auch über die Kriegsgeschichte und Koalitionspolitik ist neues Licht verbreitet worden durch verschiedene auf archivalische Forschungen gegründete Werke. Wir erinnern nur an die „Deutsche Gesch." von L. Häusser. Berl. 1861. 3. Aufl. 4 Bde.; an „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" von L. v. Ranke. Berl. 1872. 2 Bde.; u. a. z. T. später noch zu nennende Werke.

I. Die französische Revolution im Aufsteigen.

I. Die Jahre der konstituierenden Nationalversammlung.

1. Die Reichsstände in Versailles.

In den ersten Monaten des Jahres 1789 war Frankreich in großer Aufregung: ein strenger Winter, Mangel und Teurung infolge einer dürftigen Ernte und die politischen Versammlungen behufs der Wahlen zum bevorstehenden Reichstag hielten die Menschen in Unruhe. Von dem Zusammentreten der Stände erwartete man die Abstellung aller Übel, den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters. Die Schriftstücke (Cahiers) über die Beschwerden und Wünsche, die den Abgeordneten von ihren Wählern mitgegeben wurden, um ihnen als Ziel und Richtschnur bei den Beratungen und Abstimmungen zu dienen, gaben Zeugnis von den Leiden und Nöten, an denen der Staat und das öffentliche Leben krankte, von den Ansprüchen, zu denen sich Provinzen, Städte und Körperschaften berechtigt glaubten. Es wurde schon früher erwähnt, von wie mannigfaltiger Art der Inhalt dieser schriftlichen Mandate und Instruktionen war: die Mehrzahl bewegte sich in den Anschauungen, die durch die freien Geister geweckt, durch die amerikanischen Ideen verstärkt und geklärt, seit einem Menschenalter das Gemeingut aller Gebildeten geworden waren. Die Cahiers drangen nicht nur auf Beseitigung der Mißstände, unter denen das Volk am meisten zu leiden hatte, der drückenden und ungleichen Besteuerung, der Feudallasten, Tendenzen und Ziele.

der mangelhaften und parteiischen Rechtspflege, der chaotischen Masse verschiedenartiger Gesetze und Gewohnheitsrechte, sie richteten ihre Angriffe auf die fundamentalen Ordnungen des französischen Staats. Der Pariser Wahlschrift ging eine „Erklärung der Rechte" voraus, worin es hieß: „In jeder politischen Gesellschaft sind alle Menschen einander gleich an Rechten, alle Staatsgewalt geht aus von der Nation und kann nur zu deren Heil ausgeübt werden; der allgemeine Wille gilt als Gesetz, die öffentliche Macht sichert demselben die Vollstreckung; Steuern können allein von der Nation auferlegt werden; Person und Eigentum sind durch das Gesetz gewährleistet und sichergestellt" u. a. m. Man erkennt darin die Doktrinen, deren Verwirklichung die Revolution zu ihren wichtigsten Errungenschaften zählt. Freilich kamen neben diesen radikalen Forderungen auch konservative und partikularistische Grundsätze zu Tage: die Hierarchie war nicht geneigt ihre Herrschaft in Glaubenssachen und ihre Immunitäten fahren zu lassen, die Freiheit der Religion und der Gewissen anzuerkennen; der Adel hielt an seinen Standesrechten fest; höchstens wollte er wie die Geistlichkeit in eine freiwillige Selbstbesteuerung, in eine „adlige Taille" willigen, um den Staat aus seiner gegenwärtigen Not zu reißen; von einem Aufgeben seiner grundherrlichen Rechte, seiner Gerichtsbarkeit, seiner bevorzugten Stellung wollte er nichts hören. In manchen Provinzen, wie in der Dauphiné, vereinigten sich Adel und Bürgerstand zu gemeinsamem Vorgehen; in andern gerieten sie hart aneinander. In der Bretagne traten die Gegensätze so schroff hervor, daß der Adel keine Vertreter wählte. Und wie die weltlichen Stände war auch der Klerus zwiespältig. Die niedere Geistlichkeit stand zu der hochkirchlichen Hierarchie in einem ähnlichen Verhältnis wie der Tiersetat zum Adel; daher auch von der großen Anzahl von Pfarrern, welche in die allgemeine Ständeversammlung gewählt wurden, die meisten mit dem dritten Stand sympathisierten. So wogten die Meinungen und Ziele, die Parteien und Bestrebungen wirr durcheinander. Die Regierung suchte bei der Nation Hilfe gegen den finanziellen Ruin des Staats; die Nation strebte nach Teilnahme an der politischen Gewalt, die sich ihr in den Händen des alten Staats zugleich ohnmächtig und verderblich erwiesen hatte. Frankreich glich einem gebrechlichen und schadhaften Fahrzeug, das ohne seekundigen Steuermann und ohne erfahrene und kräftige Schiffmannschaft in ein sturmbewegtes Meer segelt.

Eröffnung der Reichsstände 5. Mai 1789.

Es war ein schöner sonniger Maitag, als die Abgeordneten der drei Stände sich in Versailles versammelten. Aus allen Teilen des Landes, besonders aus der erregten Hauptstadt Paris waren zahllose Menschen herbeigeströmt, um dem großen Ereignis, das eine neue Ära der Weltgeschichte begründen sollte, in der schöngeschmückten, im Festglanz prangenden Residenz des französischen Königtums anzuwohnen. Die Messe, die als Einleitung am Tag vor der Eröffnung gefeiert ward, hatte mehr einen politischen als einen kirchlichen Charakter. Die Predigt des Bischofs war ein Widerhall der Schlagwörter, die damals

von Mund zu Mund gingen, und wurde häufig von Beifallsrufen begleitet. Der unzählbaren Menge, welche Straßen, Fenster und Dächer füllte, wurde das eigentümliche Schauspiel zu teil, einen Blick in längst vergangene Zeiten zu werfen; denn von der Regierung war der Beschluß gefaßt worden, die Versammlung nur als eine Fortsetzung und Verjüngung der ehemaligen Generalstände erscheinen zu lassen und sich durchaus an die Überlieferungen zu halten. Zu dem Ende traten die Abgeordneten in der alten Tracht auf, die Geistlichkeit in ihrem Prachtornat, der Adel in schwarzem mit Gold und Spitzen besetztem Samtmantel, einen glänzenden Federhut auf dem Haupt, der Bürgerstand in einfachem schwarzen Überwurf mit Hüten ohne Federn und Knöpfe. In derselben Tracht und Ordnung bewegte sich am 5. Mai der Zug nach dem Versammlungssaal, wo der König, nachdem die Privilegierten durch die große weitgeöffnete Hauptpforte, die Gemeinen durch eine Seitenthür eingetreten waren, auf dem Thron Platz nahm und umgeben von seiner Familie und dem ganzen Prunk des alten Hofstaats die Sitzung eröffnete, mit einer Rede, die „reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken" die schwierige Lage des Staats und die daraus entstandene Beunruhigung der Gemüter hervorhob und die Versammlung zur Eintracht ermahnte, sie zugleich der wärmsten Gefühle des Königs für die Wohlfahrt des Volks versichernd. Der Großsiegelbewahrer Barentin, der nach der Thronrede das Wort ergriff, deutete die wichtigen Gegenstände an, mit welchen sich die Abgeordneten zu befassen haben würden, und ermahnte sie, sich nicht von der gefährlichen Neuerungssucht, welche die Gemüter ergriffen habe, fortreißen zu lassen. Die Frage über die Art der Abstimmung solle der Entscheidung der Reichsstände selbst anheimgestellt bleiben. Hierauf bestieg Necker die Rednerbühne. Er war der Mann des allgemeinen Vertrauens, darum folgte ihm die Versammlung mit der größten Aufmerksamkeit. Allein nur wenig befriedigte seine dreistündige Rede, in welcher er die Ansicht zu begründen suchte, die Finanzlage sei nicht so zerrüttet, daß nicht durch Sparsamkeit und umsichtigen Staatshaushalt das Defizit gehoben werden könnte, die Einberufung der Generalstände sei ein freier Akt der Regierung, für den sich die Versammlung durch Verträglichkeit und Mäßigung erkenntlich zeigen möge. Aus seinen Nachweisungen über Einnahmen und Ausgaben ging jedoch deutlich hervor, daß er wie früher den wahren Zustand durch unrichtige Angaben, durch Rechenkünste und Verheimlichung der rückständigen Zahlungen zu verdecken suche. Aus allem, was in dieser ersten Sitzung vorgebracht wurde, gewann die Versammlung die Überzeugung, daß die Regierung ratlos vor einer großen Aufgabe stehe, daß sie ohne Plan und Ziel einer dunkeln Zukunft entgegensteuere, daß es Sache der nationalen Vertretung sei, die Wunden und Schäden des Gemeinwesens bloßzulegen, um die Mittel und Wege der Heilung zu finden.

Soll nach Ständen oder Köpfen abgestimmt werden?

Aber wie wenig war man auch hier der Ziele und Aufgaben sich bewußt; wie wenig Eintracht und Vertrauen herrschte auch in den Kreisen der Abgeord-

neten! Wie sollte eine Versammlung von zwölfthalbhundert Männern aller Stände, von denen aus den Reihen der Geistlichkeit zwei Drittel der niedern Priesterschaft, aus dem Adel die überwiegende Mehrheit der feudalen Grundherren, aus dem Tiersetat neben Bürgern und Landleuten über dreihundert Mitglieder dem Advokaten- und Richterkreis angehörten, wie sollte eine Versammlung von so verschiedenartigen Elementen sich rasch zu einem einträchtigen Handeln einigen! Geriet man doch gleich über die wichtige Frage in Streit, ob die drei Stände eine einzige Nationalvertretung oder ob sie selbständige Körperschaften bilden, gesondert oder gemeinschaftlich beraten und beschließen sollten. Für den dritten Stand war es eine Lebensfrage, ob nach Kurien oder nach Köpfen abgestimmt werde. Die Regierung hatte sich nicht ausgesprochen; aber in dem Umstand, daß den Gemeinen die doppelte Zahl eingeräumt worden, war doch die Absicht zu erkennen, daß man das letztere Verfahren wünsche. Demgemäß ließen die Mitglieder des Tiersetat an die beiden andern Stände die Einladung ergehen, sich behufs der Verifikation der Vollmachten und Wahlakten in dem ihnen angewiesenen größten Saal mit ihnen zu vereinigen. Diese lehnten jedoch die Einladung ab und verlangten, daß sowohl der Klerus als der Adel die Mandate ihrer Standesgenossen gesondert prüfen sollte. Damit wäre man zu der alten verjährten Geschäftsordnung zurückgekehrt, bei der eine durchgreifende Reform der Staatsverfassung unmöglich war. Denn was hätte den Kommunen die doppelte Anzahl genützt, wenn die andern ein Veto einlegen und sie überstimmen konnten? So begann denn das Werk mit einem Prinzipienkampf. Beharrten die Bevorrechteten auf ihrem Standpunkt, so durften die Gemeinen nicht hoffen eine Verfassung zustandezubringen, wie sie den Bedürfnissen und Wünschen des Volks entsprach. Mehrere Wochen vergingen in unfruchtbaren Kämpfen. Eine Vermittelung, zu welcher einzelne Mitglieder der Geistlichkeit die Hand boten, blieb erfolglos. Der Adel, in dessen Mitte sich manche Anhänger der neuen Ideen befanden, der Klerus, bei dem die Prälaten von der niedern Priesterschaft überflügelt zu werden fürchteten, zitterten vor dem Gedanken einer Abstimmung nach der Kopfzahl, bei der ihre Sonderrechte in die größte Gefahr geraten mußten. Die Privilegierten wußten, daß die einflußreichsten Männer und Frauen bei Hofe auf ihrer Seite standen, daß das Ministerium uneinig und ohne Plan und Ziel war, daß die höhern Kreise nichts sehnlicher wünschten, als daß die Versammlung ihre organisatorischen Arbeiten gar nicht in Angriff nehmen könne. Ihre freiwillige Verzichtleistung auf die bisher genossenen Vorrechte bei der Besteuerung sollte jedes weitere Tagen unnötig erscheinen lassen.

Ausgang des Streits. Die Kommunen verfolgten aber ganz andre Zwecke. Der Adel hatte sich bereits konstituiert, während die Gemeinen noch ohne Haupt, Namen und Geschäftsordnung unter der zufälligen Leitung eines Alterspräsidenten umherwogten. Mirabeau, dessen politischer Geist die Schwierigkeit der Lage am klarsten durchschaute, suchte sich mit

Necker, dem Schöpfer der Nationalversammlung, zu gemeinschaftlichem Handeln zu verbinden; allein der eitle, selbstzufriedene Staatsmann hüllte sich in seine Tugend. Er wollte nichts gemein haben mit einem Mann von so fleckenvoller Vergangenheit, auf dessen zunehmenden Einfluß und geistige Überlegenheit er ohnedies mit Neid und Mißtrauen blickte. Diese Wochen der Unsicherheit waren der gärende Schoß der Revolution. Während der Zeit arbeiteten die elementaren Volkskräfte, welche die liberalen Abgeordneten teils ermutigten und unterstützten, teils vorwärts drängten. In Versailles selbst war der „Klub Breton", den auf Mirabeaus Anregung der Advokat Le Chapelier aus Rennes gegründet hatte, bereits der Versammlungsort geworden, wo die politischen Gesinnungsgenossen sich zu gemeinsamem Vorgehen bei den Beratungen verständigten, die Wahlen und Abstimmungen festsetzten. Sie fanden einen Rückhalt und Sporn an den Männern, die im Palais Royal, der Wohnung des Herzogs von Orleans, ihre agitatorische Thätigkeit entwickelten, durch die „Despotie populärer Beredsamkeit" den revolutionären Geist entflammten. Im Innern des Landes, wo die wachsende Teurung und Hungersnot Verzweiflung in die Hütten der Armen trug, rotteten sich Bauern, Knechte und Tagelöhner zusammen und bedrohten bandenweise die Höfe der reichen Pächter und die Schlösser der Gutsherren. In den Städten bildeten sich bürgerliche Wehrmannschaften zum Schutz ihres Eigentums und Lebens, zugleich bereit, den Abgeordneten ihres Standes Nachdruck und Beistand zu leihen zur Begründung einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung. Allenthalben spürte man den scharfen Lufthauch eines beginnenden Sturmes. Dabei eine Regierung ohne Geld und Autorität, welche mit kleinlichen Mitteln, besonders durch Beschränkung und Überwachung der Presse, die schwierige Lage zu verdecken bestrebt war. Unter solchen Umständen konnte der dritte Stand sicher auf einen siegreichen Ausgang des Streites hoffen. Stand doch die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit hinter ihm. Als die Konferenzen der Kommissäre zu keiner Verständigung führten, vielmehr die Gegensätze immer schärfer hervortreten ließen, beantragte Sieyès, einer der Abgeordneten von Paris (S. 364), daß man eine letzte Aufforderung an die beiden Stände ergehen lasse, sich behufs der Prüfung der Vollmachten in dem „Ständesaal" einzufinden, und im Fall der Weigerung selbständig an das Werk gehe. Die Versammlung nahm mit einigen Milderungen in der Fassung, indem sie statt „Aufforderung" (sommation) „Einladung" setzte und die Entscheidungsfrist um einen Tag verlängerte, den Antrag an. — Noch immer waren jedoch die konservativen und reaktionären Elemente bei den privilegierten Korporationen in der Mehrheit. Der Einladung wurde keine Folge gegeben; der dritte Stand mußte das Prüfungsgeschäft für sich beginnen. Aber während der Arbeit, die drei Tage in Anspruch nahm, erschienen einzelne Glieder des niedern Klerus und nahmen ihre Sitze unter den Kommunen, von diesen freudig begrüßt. Nun betrachtete sich die Versammlung als „Vertretung der Nation" und berief den Naturforscher und Astronomen Bailly, einen edlen von Vaterlandsliebe und Freiheitssinn erfüllten Mann, den die Stadt Paris unter ihre Abgeordneten gewählt hatte, auf den Präsidentenstuhl. Welchen Namen sollte man sich aber beilegen? „Generalstände" konnte man sich nicht nennen, solange Klerus und Adel sich fern hielten; die Bezeichnung „Tiersetat" war nicht mehr zutreffend und widerstrebte dem Selbstgefühl der bürgerlichen Abgeordneten, welche mehr als neun Zehntel der Gesamtbevölkerung vertraten. Mirabeaus Vorschlag: „Repräsentanten des französischen Volks" scheiterte an dem Vorurteil gegen den Ausdruck peuple, dem man einen verächtlichen Nebenbegriff beilegen könnte. Endlich einigte man sich über die Benennung „Nationalversammlung". Am 17. Juni des Jahres 1789 konstituierte sich der dritte Stand als Versammlung der französischen Nation mit der Erklärung, daß den andern

Klub Breton und Palais Royal.

10. Juni 1789.

Der Tiersetat erklärt sich als Nationalversammlung 12.—15. Juni 1789.

der Zutritt jederzeit offen stehe. Diesem entscheidenden Schritt folgten andre Beschlüsse von großer Wichtigkeit auf dem Fuß: Die Versammlung erklärte, daß die bestehenden Steuern und Abgaben, wie ungesetzlich sie auch angeordnet seien, bis zu dem Tag ihrer eignen Auflösung in der bisherigen Weise forterhoben und die Zinsen der Staatsschuld entrichtet werden sollten, und daß man sofort die Ursachen der Hungersnot erforschen und wirksame Mittel zu ihrer Abhilfe ergreifen werde. Hatten die Gemeinen durch den ersten Beschluß sich eigenmächtig eine Gewalt beigelegt, die nur dem König und Ministerrat zustand, so waren die andern berechnet, der Regierung und den Staatsgläubigern den drohenden Wink zu geben, daß ihre eigne Existenz mit dem Fortbestehen der Versammlung aufs engste verknüpft sei, und dem hungernden Volk die Überzeugung zu erwecken, daß es nur von der Nationalversammlung das Ende des Elends und Notstandes erhoffen dürfe.

Necker und die Parteistellung.

Der 17. Juni war „der Geburtstag der Revolution". Indem der dritte Stand über die beiden andern Faktoren des alten Feudalstaats hinwegschritt, sich zur Nationalversammlung erklärte und sich das ausschließliche Steuerbewilligungsrecht beilegte, stellte er sich auf den Standpunkt der Volkssouveränität und zog der alten Monarchie den Boden unter den Füßen weg. Dieser Zustand war hauptsächlich durch Necker geschaffen worden, der zwischen Hof und Volksgunst schwankend nicht den Mut hatte, das entscheidende Wort zu sprechen. Ihm scheint als Ideal eine Verfassung vorgeschwebt zu haben, in welcher, wie in England, Adel und Hochkirche zu einem Oberhaus vereinigt der Volksvertretung ein gesetzlich geodrnetes Gegengewicht geboten hätten. Auf einen solchen Plan wäre auch wohl die Mehrzahl der bürgerlichen Abgeordneten eingegangen; denn die beredtesten Stimmführer, insbesondere Mirabeau, traten für das monarchische Prinzip in die Schranken. Aber dazu hätte es eines Staatsmannes bedurft, der das Steuer mit sicherem Griff geführt, die besonnenen und gemäßigten Kräfte um sich gesammelt, den aristokratischen Hofkreisen mit Entschlossenheit widerstanden hätte. Jetzt aber war durch Neckers Unthätigkeit und Schwäche die künftige Verfassung Frankreichs zwischen Demokratie und Absolutismus gestellt. Soll der monarchische Feudalstaat in der bisherigen Weise fortdauern, vielleicht mit einigen kleinen Opfern von seiten der Privilegierten in der Besteuerung, oder soll es der Nationalversammlung überlassen bleiben, auf dem Weg der Selbstbestimmung, den sie eingeschlagen, den künftigen Zustand des öffentlichen Lebens festzustellen? Der König war schwankend und unsicher; die hohen Hofkreise, die Königin, die Prinzen, die Polignacs und andre Adelshäupter waren der Meinung, man solle sich der Versammlung je eher, je lieber entledigen; sie wurden unterstützt von den hochadligen und hochkirchlichen Mitgliedern der beiden privilegierten Stände in Versailles. Selbst alte Parlamentsräte, die einst der Allmacht der Krone entgegengetreten waren, wie d'Epremenil, standen zu ihnen. Aber sollte das organisatorische Werk, auf das man seit Jahren hingewiesen hatte, auf das die Hoffnungen der ganzen Bevölkerung als auf die Stunde der Erlösung gerichtet waren, wie ein flüchtiges Nebelbild verscheucht werden? Einen solchen Gewaltstreich getraute man sich nicht zu führen. Das Machtbewußtsein

der Versammlung war bereits so sehr gestiegen, namentlich als die Mehrheit des Klerus ihren Beitritt erklärte, die Aufregung im Volk so tief und allgemein, die Armee in Paris durch die im Palais Royal angewandten Verführungskünste so unzuverlässig geworden, daß man der Stimme der aristokratischen Ultras kein Gehör zu geben wagte. Auch hätte dann das Ministerium geändert werden müssen. Denn nimmermehr würde Necker die Hand geboten haben zu einer That, die für ihn ein moralischer Selbstmord gewesen wäre und ihn um seine ganze Popularität, deren er sich noch immer erfreute, gebracht haben würde. So entschloß man sich denn zu einer Maßregel, die, hätte man sie gleich anfangs in Anwendung gebracht, von Erfolg hätte sein mögen, die aber jetzt zu spät kam: König und Regierung einigten sich zu dem Vorhaben, den Generalständen in ihrer dreiteiligen Sonderung einen Verfassungsentwurf zu unterbreiten und dadurch den Gang der Verhandlungen und Beschlüsse in bestimmte Grenzlinien zu weisen, den aufstrebenden Geist des Demokratismus niederzuhalten, von dem Feudalstaat soviel zu retten als unter den obwaltenden Umständen möglich war.

Mit großer Eile wurde die neue Verfassungsurkunde entworfen. Sie sollte von dem König selbst in einer feierlichen Versammlung verkündigt werden. Zu dem Zweck mußte man in dem Ständesaal allerlei Zurüstungen treffen, welche die Abhaltung der regelmäßigen Sitzungen unmöglich machten. Als nun der Präsident Bailly, der ganz spät von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt worden war, und die übrigen Abgeordneten vor dem Ständesaal eintrafen, wurde ihnen der Eintritt verwehrt. Da begaben sich die Versammelten unter dem Geleit einer unermeßlichen Volksmenge, die aus Paris herbeigeströmt war, nach einem Nachbarhaus, wo sich ein großer Saal zum Ballspiel befand. Man überlegte, was zu thun. Viele Meinungen und Vorschläge tauchten auf, ein Zeichen, daß anfangs manche Zweifel und Bedenken in den Gemütern verborgen lagen. Einige Eiferer waren der Ansicht, die Versammlung solle in Paris tagen. Da sprach Mounier, Abgeordneter der Provence, sonst ein gemäßigter Mann, das zündende Wort: man müsse hier bleiben und schwören, sich nicht zu trennen, bis die Verfassung des Reichs und die Begründung der öffentlichen Ordnung vollendet sei. Dies gab den Ausschlag. Bailly las die Eidesformel vor, worauf alle Versammelten die Hände emporhoben und den Schwur leisteten. Eine allgemeine Begeisterung ergriff die Herzen; „mit stürmischem immer erneuertem Zuruf wiederholten die Männer das Gelübde, mit welchem der Pulsschlag einer neuen Zeit für Frankreich begann, das Gelübde, mit welchem die meisten das eigne Haupt als Opfer für Vaterland und Freiheit weihten". Als auch das Ballhaus auf Befehl des Grafen von Artois geschlossen ward, hielten die Abgeordneten die nächste Sitzung in der Ludwigskirche ab. Bei dieser Gelegenheit schloß sich die größere Hälfte der Geistlichkeit, Bischöfe, Äbte und Pfarrer, und der Adel der Dauphiné den Reihen der Gemeinen an. Am 23. Juni fand die königliche Sitzung statt. Als Ludwig XVI. im reichen Herrschergewand inmitten einer

Die königliche Sitzung. 23. Juni 1789.

glänzenden Umgebung, in der man jedoch den Minister Necker vermißte, vom Thron herab die Versammlung mit Vorwürfen anredete, daß sie in zwei Monaten nichts zustandegebracht, und dann die Erklärung verlesen ließ, daß die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Juni gesetzwidrig und ungültig seien, die künftige Verfassung nur von den drei gesonderten Ständen mit Zustimmung der Krone erlassen werden dürfe, da wurde man an die alten Lits de justice erinnert. Aber doch, wie verschieden war die dermalige Nationalversammlung von dem Pariser Parlament! Die Reformvorschläge, die darauf der Siegelbewahrer vortrug, wurden mit Kälte aufgenommen, so groß auch die Zugeständnisse waren, die dem Zeitgeist und den freisinnigen Staatsideen darin gemacht wurden. Die Stände des Reichs sollten über den gesamten Staatshaushalt beschließen, Grundsteuerbefreiung und Frondienst wegfallen, Justiz und Militärwesen umgestaltet, die königlichen Haftbriefe und die Zensur abgeschafft, Provinzialstände errichtet werden u. a. m. Der Schwerpunkt des ganzen Staatslebens war in die Vertreter der Nation verlegt, nur daß diese wie in alten Tagen in drei Ordnungen geschieden sein und bloß ihre übereinstimmenden Beschlüsse, sobald die Krone sie angenommen, als Gesetze gelten sollten. Mit Genehmigung des Königs konnten jedoch in finanziellen Angelegenheiten auch gemeinsame Beratungen angeordnet werden. Aber wie reich die dargebotene Gabe war, sie befriedigte nicht; was man in frühern Tagen mit Jubel begrüßt hätte, erschien jetzt dem dritten Stand als ungenügend. Denn wie viele Rechte immer die Krone hergeben mochte, sie kamen weniger der Gesamtheit als den privilegierten Ständen zu gute. Abgesehen davon, daß in der Verfassungsgrundlage ausgesprochen war, daß die gesetzlichen Rechte gewährleistet und niemand in seinem Eigentum gekränkt werden sollte, wie konnte man eine durchgreifende Reform der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände erwarten, wenn ein Reichstagsbeschluß nur mit Übereinstimmung der drei Kurien zustandekommen durfte, wenn das Veto des Adels und des Klerus jeden gesetzgeberischen Akt unmöglich machen konnte! In einem Augenblick, da der dritte Stand durch den Beitritt vieler Geistlichen hohen und niedern Ranges und vieler liberalen Edelleute bereits die überwiegende Mehrzahl bildete, sollte er in eine Selbstverstümmelung, in eine Verminderung seiner Machtsphäre willigen? Daß Necker „durch seine Abwesenheit glänzte", schien anzudeuten, daß er nicht mit dem Entwurf einverstanden war. Und wenn der einzige Mann, zu dem das Volk noch Vertrauen hatte, aus dem Ministerium scheiden sollte, wer bürgte dann, daß die Verheißungen auch wirklich gehalten wurden? Von solchen Gefühlen war die Mehrheit des Reichstags beherrscht, als der König die Sitzung mit den Worten schloß: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Beratungsräumen, Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden", und dann den Saal verließ. Ein großer Teil des Klerus und fast der gesamte Adel folgten dem König auf dem Fuße; die übrigen blieben ruhig auf ihren Sitzen.

Es entstand ein unheimliches Schweigen. Da erhob sich Mirabeau und flößte den Unschlüssigen Mut in die Seele. Er sprach von den gefährlichen Geschenken des Despotismus; er bezeichnete es als eine schimpfliche Diktatur, daß ein „Mandatar" der Nation sich vermesse Gesetze zu geben, statt solche zu empfangen; er erinnerte die Abgeordneten an die Heiligkeit ihres Eides, der ihnen verbiete auseinander zu gehen, ehe sie dem Land eine Verfassung gegeben. Da kam der Oberzeremonienmeister, Marquis de Brézé, ein Mann der strengsten Hofetikette, und forderte die Herren auf, dem Befehl des Königs zu gehorchen. Mirabeau antwortete ihm mit ruhiger Festigkeit: „Wenn man Ihnen den Auftrag gegeben hat, uns aus dem Saal zu entfernen, so müssen Sie sich auch den Befehl erteilen lassen, Gewalt anzuwenden, denn wir werden unsre Plätze nur verlassen vor der Macht der Bajonette." Nach der Volksüberlieferung sollen seine Worte gelautet haben: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch die Gewalt des Volks und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette wegtreiben wird." Von allen Seiten hörte man den Ruf: „Das ist der Wille der Versammlung." Der König wagte nicht Gewalt zu gebrauchen: „Sie wollen den Saal nicht verlassen," sagte er zu dem Zeremonienmeister, „nun so lasse man sie." Es war die verlorne Entscheidungsschlacht für Königtum und Feudalität, der erste Sieg der Revolution. „Wir sind heute was wir gestern waren", sprach Siehès, als die Versammlung weiter zu tagen beschloß, und beantragte, daß die Person jedes Abgeordneten für unverletzlich und jeder Angriff wider sie für Verrat und todeswürdiges Verbrechen erklärt werde, ein Antrag, den Mirabeau unterstützte und die Versammlung zum Beschluß erhob.

Die Nationalpartei verstärkt.

An den nächstfolgenden Tagen traten viele Mitglieder der Adelskammer und der Geistlichkeit zu den Gemeinen über. Unter den letztern waren zwei Männer, die bald eine hervorragende Stellung behaupteten, Talleyrand-Perigord, Bischof von Autun, ein geschmeidiger Edelmann von kühler Menschenberechnung, „der wegen eines Körpergebrechens mit der profansten Gesinnung in den geistlichen Stand getreten war", und Henri Gregoire, nachmals Bischof von Blois. In den Reihen des Adels, die dem Zeitgeist folgten, glänzten Namen von geschichtlichem Ruhm, wie der Herzog von Aiguillon, Sohn des uns bekannten Ministers, einer der reichsten Feudalherren der Provinz Agenois, wie die Grafen Montmorency und Clermont-Tonnerre, wie Larochefoucauld, Lally Tolendal, Latour Maubourg, und sogar ein Prinz von Geblüt, der uns bekannte Philipp von Orleans, der Todfeind der Königin, dessen Palast und Garten in Paris der Versammlungsort aller revolutionären Geister war, von wo die Parole für Stadt und Land ausgegeben ward.

2. Erstürmung der Bastille.

Die revolutionäre Erregung im Wachsen.

Die Nationalversammlung war bereits thatsächlich im Besitz der Macht. Von allen Seiten wurde sie zum standhaften Ausharren aufgefordert, ihr Hilfe angeboten. Necker hatte nach der königlichen Sitzung seine Entlassung begehrt; sie wurde ihm nicht gewährt, der König verlor alles Selbstvertrauen und entsagte

dem Gedanken, den Lauf der Dinge aufzuhalten, der Strömung eine andre Richtung zu geben. Am 27. Juni forderte er schriftlich die beiden höhern Stände auf, sich mit dem andern zu vereinigen. Mit innerm Widerstreben fügte sich die weltliche und geistliche Aristokratie in das Gebot. Sie gab jedoch die Hoffnung nicht auf, es werde ihren Gesinnungsgenossen in den Hofkreisen noch gelingen, einen Umschwung zu bewirken. Denn die Bewegung nahm bereits einen unheimlich revolutionären Charakter an, der das monarchische Regiment aus den Fugen zu treiben drohte. Zeitungen und Flugschriften, großenteils von Abgeordneten ausgehend und massenhaft im Land verbreitet, rissen das Volk in die radikale Strömung. Die Notlage der Zeit, der Brotmangel, die Stockung in Handel und Wandel, die Armut und das Elend der untern Volksklassen, das alles wurde der Regierung und den schlechten Staatseinrichtungen zugeschrieben. Politische Vereine hielten das Volk in Atem und bestimmten die öffentliche Meinung. Die Wähler von Paris, welche die Abgeordneten in die Ständeversammlung gesandt hatten, pflegten sich auch nach der Eröffnung der Generalstände auf dem Stadthaus zu versammeln, um die Verbindung mit dem Reichstag aufrecht zu erhalten und durch Adressen auf den Gang der Verhandlungen einzuwirken. Der Hauptherd der agitatorischen Bewegung war jedoch das Palais Royal, wo die entschiedensten Fortschrittsmänner verkehrten. Der demokratische Verein, der sich dort gleich anfangs gebildet hatte, wurde durch das Zuströmen von Fremden aus allen Landesteilen fort und fort vermehrt und erlangte eine populäre Macht. Den ganzen Tag über bis tief in die Nacht hinein fanden in dem durch Baumpflanzungen gegen Sonnenschein und Regen geschützten freien Platz des Palastes, in den Trinkstuben, in dem Café Foy und in den andern Örtlichkeiten, die der Herzog zum Vergnügen und Gewinn hatten herrichten lassen, Versammlungen statt, wo feurige Volksredner, wie Camille Desmoulins, wie die Zeitungsschreiber Lustalot, Marat u. a. die Gruppen haranguierten und jede Erscheinung des Tages zu ihren Zwecken ausbeuteten. „Das reichste Talent unter ihnen, sagt Sybel, war ohne Zweifel Camille Desmoulins, in dessen leichter Plauderei sich Vaterlandsliebe und Lüsternheit, Freiheitssinn und giftiger Hohn, Anmut und Grausamkeit unaufhörlich vermischten; seine Blätter waren wie Blüten im Schlamme, sein Leben wie ein farbiges, aber versengendes und rasch verrauschendes Feuerwerk.“ Der „Klub des Palais Royal“ übte eine diktatorische Gewalt über die Massen, so daß er selbst den gemäßigten Mitgliedern der Nationalversammlung ein Gegenstand der Furcht und Besorgnis ward. Von dort wurden aufrührerische Schriften und Zeitungen verbreitet; von dort gingen Agenten aus, die in den Kaffeehäusern und Weinschenken aufreizende Reden hielten oder Flugblätter vorlasen; von dort wurden die Truppen verführt und gegen ihre adligen Offiziere aufgestiftet; dort besprach man die Vorgänge in Versailles und suchte durch Rüge oder Beifall die einen zu schrecken und einzuschüchtern, die andern zu ermutigen und zu unterstützen. Nach der königlichen Sitzung entsandte

das Palais Royal eine Deputation nach Versailles, welche den Gemeinen die Hilfe der Pariser Bürgerschaft anbot. Ähnliche Vereine entstanden in den Provinzstädten, von dem Pariser Klub angeregt und dessen Weisungen folgend. Allenthalben erschollen demagogische Reden über Volksfreiheit, Menschenrechte und Gleichheit aller Stände. Die Aufregung wuchs von Tag zu Tag: da und dort brachen Volkstumulte aus, zu deren Unterdrückung die Obrigkeit nicht die hinreichenden Kräfte aufbieten konnte. Denn die Regierungsorgane waren unzuverlässig; das Garderegiment war zersetzt und vergiftet und drohte sich in zuchtlose Rotten aufzulösen. Als der Oberst einige Aufwiegler, die für das Palais Royal wirkten, verhaften und in die „Abtei", das militärische Gefängnis bringen ließ, zogen die Kameraden, begleitet von Volkshaufen, vor das Gebäude und erzwangen ihre Freilassung. Die Dragoner, die gegen sie ausgeschickt wurden, nahmen Partei für die Meuterer. Jeder Ungehorsam ging straflos aus, die militärische Unbotmäßigkeit wurde durch den Beifall der bürgerlichen Volksklassen ermuntert und belohnt.

Damals tauchte zum erstenmal der Gedanke auf, in Paris eine bewaffnete Bürgerwehr oder „städtische Miliz" zu errichten. Wenn Mirabeau den Rat und Anstoß dazu gegeben hat, so wollte er ein Institut schaffen, welches sowohl gegen reaktionäre Tendenzen von oben als gegen anarchische Umtriebe von unten gerichtet werden könnte. Aber es liegt in der Natur jeder Volkswehr, daß sie keine selbständige Stellung zu behaupten, keine Aktion aus eignem Impuls durchzuführen vermag, sondern daß sie stets nur Hebel und Werkzeug einer die öffentliche Meinung beherrschenden Partei sein wird. Die französische Nationalgarde, wie sie in der Folge genannt ward, kam bald in den Dienst und die Botmäßigkeit der Demokraten und Schreckensmänner der Kommune. Die Pariser Miliz.

In den Hofkreisen fing man an bedenklich zu werden; war doch selbst die Leibwache in Versailles nicht mehr ganz zuverlässig. Daher wurde der König bewogen, dem Marschall von Broglie, einem Veteranen aus dem Siebenjährigen Krieg, den Oberbefehl über die gesamte Heeresmacht zu übertragen. Dieser nahm sofort eine Veränderung in der Truppenaufstellung vor. Die in Paris und Versailles liegenden Mannschaften wurden entfernt und neue Regimenter, insbesondere fremde Soldtruppen, Schweizer, Deutsche, Flamänder, Wallonen, zum Teil unter ausländischen Anführern herbeigezogen. Seit der Vereinigung der Stände waren Regierung und Nationalversammlung in besserem Einvernehmen: die Sitzungen hatten ihren regelmäßigen Verlauf; die Präsidentschaft wechselte in der Regel alle vierzehn Tage; dem störenden Zudrang des Volks auf die Galerien suchte man Schranken zu setzen; durch die Bildung von Ausschüssen für die einzelnen Geschäfte mit gesonderten Beratungen war eine zweckmäßigere Geschäftsordnung begründet worden; durch die Teilnahme des Adels und der hohen Geistlichkeit wurde das konservative Element verstärkt. In allen Reihen befanden sich Männer von hoher Bildung, wissenschaftlichen Kenntnissen und glänzender Beredsamkeit; die ausgezeichnetsten Geister der Nation waren Reaktionäre Hofpläne u. Neckers Entlassung.

hier vereinigt und wurden durch Wetteifer angefeuert, das Trefflichste zu leisten. Die weit überwiegende Mehrheit war dynastisch gesinnt, nur daß die Partei des Fortschritts das Königtum an eine freisinnige Verfassung knüpfen wollte, etwa nach Art der englischen Konstitution. Aber die Faktion der Hocharistokraten, die Königin und die Prinzen an der Spitze, trug sich mit andern Gedanken: was durch die königliche Sitzung nicht erreicht worden war, sollte mit Waffengewalt erzielt werden. In den Reihen der liberalen Abgeordneten ahnte man den Plan und betrachtete daher die Truppenbewegung mit Mißtrauen; man kannte den tiefwurzelnden Groll gewisser Hofkreise gegen das Vorgehen der Verfassungsmänner. Nun boten ihnen die anarchischen und revolutionären Bewegungen in Paris und anderwärts einen willkommenen Anlaß, ihre reaktionären Tendenzen mit dem Schein einer Stärkung der obrigkeitlichen Autorität zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu verdecken. Die zuversichtliche Miene, die man bei den Eingeweihten wahrnahm, geheimnisvolle Reden und Winke, versteckte Drohungen und Verheißungen mehrten die Unruhe der Nationalversammlung. Auf Mirabeaus Antrag wurde eine Adresse an den König beschlossen, daß die Truppenzusammenziehungen eingestellt werden möchten: die Aufregung des Landes würde dadurch vermehrt, die Preise der Lebensmittel in Paris und die Not der Armen noch mehr gesteigert, das ruhige Fortarbeiten in den Sitzungen gestört. Die Adresse war in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken, in dem Ton der Bitte loyaler Unterthanen abgefaßt und wurde durch eine zahlreiche Deputation
8. Juli 1789. überbracht. Der König antwortete: die Herbeiziehung der Truppen habe nur die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die Beschützung der Versammlung zum Zweck. Sollte aber ein unbegründetes Mißtrauen bei ihnen herrschen, so sei er bereit, die Generalstände nach Noyon oder Soissons zu verlegen und sich für seine Person nach Compiegne zu begeben. Die Rede lautete wie Ironie: wenn den Herren bange sei, möchten sie sich in eine Festung zurückziehen. Sie war das Vorspiel zu dem Staatsstreich vom 11. Juli, der in den Räumen des Schlosses geplant war und dem verhaßten Konstitutionswerk das Ende bereiten sollte. Ludwig XVI. hat den Plan nicht entworfen, aber er war schwach genug, denselben anzunehmen und auszuführen. Als Necker sich gerade mit einigen Gästen zu Tisch setzen wollte, empfing er ein königliches Schreiben, worin ihm angekündigt war, daß er seines Dienstes enthoben sei, und befohlen, sofort und insgeheim das Königreich zu verlassen. Ohne ein Wort zu sagen, bestieg er nach beendigter Mahlzeit mit seiner Frau einen Wagen wie zu einer Spazierfahrt und begab sich nach Brüssel und von da nach der Schweiz. Auch die übrigen Minister traten ab. Neue Männer wurden an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, unter ihnen neben dem Marschall Broglie der Baron von Breteuil und der Intendant Foulon.

Die Kunde von dem Ministerwechsel wirkte wie ein Blitzstrahl auf die Gemüter. Was man schon seit mehreren Tagen geahnt und gefürchtet, war ein-

Volksbewegung in Paris. Kokarde, Bürgerwehr, Munizipalität. 11.—13. Juli.

getreten: der Gewaltstreich gegen die Verfassungsmänner hatte seinen Anfang genommen. Aber seine nächste Wirkung war, daß die öffentliche Gewalt von der Regierung und der Nationalversammlung an die Pariser Kommune überging. Die Ansammlung der fremden Truppen in der Nähe der beiden Hauptstädte, insbesondere die Aufstellung von drei Regimentern unter General Besenval auf dem Marsfeld hatte die ganze Bevölkerung in Gärung gesetzt. Alles trieb sich auf den Straßen umher; neben anständigen Bürgern und zahlreichen Fremden von nah und fern wogte eine unheimliche Menge aus den untern Klassen, hungernde Proletarier, unzufriedene Handwerker und Gesellen, entsprungene Sträflinge. Unter der Decke der politischen Aufregung lauerte auch die Gier, die Leidenschaft, der Frevelmut. Diese bewegliche Masse wurde durch unbestimmte Gerüchte von drohenden Gefahren und Gewaltthaten in fieberhafter Unruhe gehalten. Aus dem Bretagner Klub und von einzelnen Gliedern der Nationalversammlung in Versailles mag das Feuer geschürt worden sein. Am Nachmittag des 11. Juli, noch ehe die sichere Nachricht von dem Wechsel des Ministeriums bekannt geworden war, stieg im Palais Royal der junge Camille Desmoulins auf einen Tisch und forderte die Versammelten auf, sich mit Waffen zu versehen, denn eine neue Bartholomäusnacht sei im Anzug. Alle Freunde der Freiheit sollten sich durch ein äußeres Zeichen erkenntlich machen. Er riß ein Blatt vom Baum, steckte es an seinen Hut und rief der Menge zu, das Gleiche zu thun. In kurzem waren alle Bäume entlaubt. Dies war der Ursprung der **Kokarde**. Da aber Grün die Farbe des verhaßten Artois war, so nahm man die Farben der Stadt Paris Blau und Rot an und fügte später auf Lafayettes Vorschlag Weiß bei, die Farbe der Bourbonen, um den Bund der Nation und des Königtums zu bezeichnen. So entstand die bedeutungsvolle Trikolore. An den beiden folgenden Tagen, als die Vorgänge in Versailles zur Gewißheit wurden, mehrte sich die Unruhe und Bewegung, hier und da mit Ausschreitungen verbunden. Einzelne Banden drangen in Waffenmagazine und Rüstkammern ein, plünderten Getreidehallen und Bäckerläden, machten Angriffe auf Wachtposten und Zollhäuser. Am 12. Juli, es war ein Sonntag, wimmelte es in der Stadt von zahllosen Scharen unbeschäftigter Leute. Man trug die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans, mit Trauerflor umhüllt, durch die Straßen; man schloß die Theater; die herausfordernde Haltung der Regimenter, welche das Marsfeld, die Champs Elysées, den Platz Louis Quinze besetzt hielten, reizte die Menge; es erfolgten einige Steinwürfe. Da gab der Prinz von Lambesc, Oberst des Regiments Royal-Allemand, Befehl in den Tuileriengarten einzudringen, wo eine unzählbare Menschenmenge umherwogte. Die Soldaten verfuhren im ganzen schonend; dennoch kamen einige Verwundungen und Gewaltthätigkeiten vor, die von den flüchtigen Haufen als ein mörderischer Überfall geschildert wurden und alles in Wut versetzten. Der Tag verlief unter Schrecken, unter Rache, und Kampfgeschrei, unter Überfällen, feindlichen Drohungen, Misse-

thaten. Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig. Sollte nicht Paris in die Gewalt der dämonischen Macht geraten, die nun „aus den dunkeln Falten der Hauptstadt" auf die Oberfläche trat, so mußte die Bürgerschaft selbst das Regiment in die Hand nehmen. Der Wählerverein nahm Besitz vom Rathaus, ernannte einen permanenten Ausschuß, der mit oder ohne den bisherigen Magistrat für die Sicherheit und Ordnung der Stadt Sorge tragen sollte, und beschloß die Aushebung und Bewaffnung bürgerlicher Mannschaften aus allen Distrikten. Dies war der Ursprung der Pariser „Nationalgarde", die an den sturmvollen Ereignissen der nächsten Zukunft einen so wesentlichen Anteil hatte. Den Kern bildete das abgefallene Garderegiment, an das sich dann ein großer Teil der Rotten, die bisher zuchtlos durch die Straßen geschweift, und viele waffenfähige für Freiheit und Demokratie begeisterte Männer aus den Bürgerkreisen anschlossen. Schon am nächsten Tag besetzten Abteilungen der Nationalgarde einzelne Stadtviertel und wehrten dem tumultuarischen Treiben und den frevelhaften Anschlägen der zuchtlosen Banden. Alle Ausreißer und Mißvergnügte, alle vom Zeitgeist fortgerissenen Elemente aus der französischen Armee traten in die Reihen der bürgerlichen Wehrgenossenschaften ein. So entstand rasch eine städtische Miliz von etwa 50,000 Mann, großenteils waffengeübte Leute, die unter der Trikolore und mit der Kokarde geschmückt der aus dem Wählerausschuß und einem Teil des bisherigen Magistrats gebildeten neuen Munizipalität zur Verfügung stand, eine Schutzwehr gegen royalistische und aristokratische Vergewaltigung, ein Rettungsmittel gegen Übelthäter und Verbrecher.

Erstürmung der Bastille. 14. Juli 1789. Der Wähler- und Munizipalrat auf dem Stadthaus war nur solange eine entscheidende Macht, als er mit den aufgeregten Geistern gleichen Schritt hielt. Aber wie sollte er der Volksmasse Meister werden, die von allen Leidenschaften der Menschenbrust gestachelt, von begeistertem Freiheitsdrang wie von wilden Begierden, von Patriotismus wie von Rachsucht, Haß und Ehrgeiz, durch die Straßen wogte, fortwährend allarmiert durch neue Gerüchte von bevorstehenden Gefahren, von feindlichen Anschlägen, von Hofkabalen und militärischen Gewaltstreichen, zum Teil noch aufgereizt durch die Agenten des Herzogs von Orleans, den seine Anhänger zum Reichsregenten unter dem Titel eines Generalleutnants erheben wollten! Die Menge der Waffenbegehrenden war so groß, daß viele abgewiesen wurden. Dies schrieb man dem bösen Willen der städtischen Obrigkeit zu, worin noch Männer säßen, wie Flesselles, der Vorsteher der Kaufmannschaft und des ständigen Ausschusses, welche den alten Einrichtungen ergeben seien, aristokratische Gesinnungen hegten und deshalb die Volksbewaffnung zu hindern trachteten. Durch falsche Angaben sollten die Bürger getäuscht und verraten werden. Die Abgewiesenen suchten sich daher Waffen und Kriegsbedarf zu verschaffen, wo sie solche zu finden hoffen konnten. Ganze Scharen rückten vor das Invalidenhaus und entführten, als der erschrockene

Kommandant das Thor öffnete, 28,000 Flinten, sowie Kanonen, Säbel und Degen, die in den Kellergewölben geborgen waren; auf der Seine entdeckte man ein Schiff mit 5000 Pfd. Pulver; Rüstkammern und Waffensammlungen wurden ausgeplündert. Es waren besonders die handfesten Bewohner der Vorstädte, welche sich auf diese Weise wehrhaft machten. Noch größere Vorräte waren, wie man wußte, in die Bastille gebracht worden, in jenes mittelalterliche, durch einen breiten Graben mit zwei Zugbrücken festungsartig abgeschlossene Gebäude, das mit seinen schweren Mauern von zehn Fuß Dicke, mit seinen acht dunkeln massiven Türmen, mit seinen von schwerem Geschütz strotzenden Zinnen auf Paris und auf die Antonsvorstadt, das Quartier der Arbeiter und Tagelöhner, drohend herabblickte und als Zwingburg des Despotismus schon lange ein Gegenstand des Hasses und Abscheues war. Gegen dieses Bollwerk des absoluten Königtums richtete sich jetzt der Angriff. Der Name Bastille wirkte schlagartig auf die gesamte Bevölkerung; er bezeichnete der revolutionären Menge mit einem Male das Ziel einer kriegerischen Aktion, wonach sie verlangte. „Nieder mit der Bastille!“ wurde das Losungswort, das von einem Ende der Stadt zum andern widerhallte. Alles was Waffen führte, die neugebildete Bürgermiliz mit den abgefallenen Heermannschaften und die aufrührerischen Haufen der erhitzten Volksmenge stürmten nach der Feste. Ein stattlicher Unteroffizier der Garde, Hélie, und ein Bürgerwehrmann Namens Hulin, ein geborner Genfer, mit der Familie Necker bekannt, mutig, entschlossen und von populärer Beredsamkeit, leiteten den Angriff. Auch Maillard, dem wir noch öfters begegnen werden, und der Brauer Santerre aus der Antonsvorstadt waren unter den Anführern. Die Festung hatte nur eine Besatzung von 82 Invaliden und 32 Schweizern und war mit Lebensbedarf höchst notdürftig versehen. Deputationen vom Stadthaus suchten den Befehlshaber Delaunay zur Übergabe zu bewegen; aber dieser weigerte sich in einen Vorschlag zu willigen, der seinen Begriffen von militärischer Ehre widerstrebte. Nun drangen die Stürmer vor; einigen Wagehälsen gelang es, die Ketten der äußern Zugbrücke zu zerreißen, wodurch der Zugang in den ersten Burghof geöffnet ward. Als sie aber weiter vordringen wollten, erfolgte eine Salve, durch welche mehrere der Insurgenten getötet, andre verwundet wurden. Nun verdoppelte sich die Wut; man glaubte der Kommandant habe die Kämpfer absichtlich vordringen lassen, um sie desto sicherer zu treffen. Der Sturm ward mit solcher Heftigkeit erneuert, daß der Besatzung der Mut zu sinken begann. Sie verlangte, daß der Befehlshaber kapituliere; dieser widerstand noch immer; es heißt, er habe das Schloß in die Luft sprengen wollen, sei jedoch durch einen seiner Offiziere mit Gewalt daran gehindert worden. Endlich gab er nach; eine weiße Fahne wurde aufgezogen und ein Zettel durch die Brückenöffnung gelassen mit dem Erbieten der Übergabe unter ehrenvollen Bedingungen. Diese waren noch nicht festgestellt, als die Invaliden, erschreckt durch das drohende Geschrei der wütenden Menge, die zweite Zugbrücke

niederließen. Mit dem Jubelruf: „Die Bastille ergibt sich“, drangen die Stürmenden in das Gebäude. Die Führer gaben sich alle Mühe Gewaltthätigkeiten zu verhindern; sie nahmen den Kommandanten und die Besatzungsmannschaften gefangen und ließen sie nach dem Stadthaus führen. Aber wer wollte die Erhitzten und Ergrimmten von jeder Rache zurückhalten? Im Gebäude selbst wurden einige Unglückliche ermordet, auf dem Weg nach dem Stadthaus fielen Delaunay und seine Offiziere trotz der mutvollen Verteidigung des wackern Hulin der Volkswut zum Opfer; ihre Köpfe wurden auf Piken gesteckt und durch die Straßen getragen. Flesselles, der Vorstand des Munizipalrats stand im Verdacht, den Kommandanten zum Widerstand ermutigt und der revolutionären Bewaffnung Hindernisse bereitet zu haben. Er sollte zur Verantwortung nach dem Palais Royal gebracht werden, wurde aber auf dem Weg durch einen Pistolenschuß getötet.

Der Fall der Bastille war der erste Sieg des Volks, das seinen Triumph mit ausgelassener Freude feierte. Die ganze Nacht hindurch zogen wilde Scharen durch die Stadt; Gerüchte jagten einander und verstärkten die Bewegung; bald hieß es, von Versailles seien Truppen im Anmarsch, um Paris zu bombardieren, bald sollten alle liberalen Mitglieder der Nationalversammlung verhaftet sein; alle Straßen waren beleuchtet, teils aus Freude, teils aus Furcht; da und dort wurden Barrikaden errichtet und Verteidigungsanstalten getroffen. Man legte Hand an die Bastille, die denn auch im Laufe der nächsten Tage niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht ward. Mit welcher Begierde, mit welchem entfesselten Verlangen hatte sich nach der Einnahme die Menge in die düstern Gänge und Zellen gedrängt, die der Volksphantasie als die Räume der Hölle vorschwebten! Nur sieben Gefangene, fünf Verbrecher und zwei Wahnsinnige wurden vorgefunden und in Freiheit gesetzt, außerdem ein Soldat aus der Besatzungsmannschaft, der sich versteckt hatte.

Der König auf dem Stadthaus. Neckers Rückkehr. Anfänge der Emigration.

Als die Versailler Versammlung von der in der Hauptstadt herrschenden Volksaufregung die erste Kunde erhielt, suchte sie den König zu bewegen, die Truppen aus Paris zurückzurufen und die neuen Minister zu entlassen. Zugleich sollten die Sitzungen ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortdauern. Aber am Hof hielt die aristokratische Kamarilla noch an dem Glauben fest, die demokratische Bewegung mit Gewalt niederschlagen und eine Umkehr in dem Lauf der Dinge bewirken zu können. Zwei Deputationen wurden abschläglich beschieden. Erst der 14. Juli erzeugte einen Umschwung. Als die Nachricht von dem Bastillesturm im Schloß bekannt ward, war der König schon zu Bett gegangen. Man wollte seine Nachtruhe nicht stören; aber der Herzog von Liancourt, Großmeister der königlichen Garderobe, konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Herrn in der Ungewißheit darüber zu lassen, welche Gefahr über seinem Haupt schwebe. Er drang in das Schlafgemach und meldete dem König den Vorfall. „Also ein Aufstand!“ rief Ludwig bestürzt. „Vielmehr eine Revolution!“ war
15. Juli 1789. die Antwort. Am nächsten Morgen begab sich der König in Begleitung seiner Brüder nach dem Ständehaus. Er wurde mit finsterer Stille empfangen; man

beherzigte die Worte Mirabeaus: „Das Schweigen des Volks sei die Lehre der Könige." Aber die Stimmung wurde versöhnlicher, als der Monarch den Abgeordneten, die er zum erstenmal als „Nationalversammlung" anredete, die Mitteilung machte, daß er Befehl zum Rückzug der Truppen erteilt habe. Sofort begab sich eine Deputation von achtundachtzig Mitgliedern nach Paris, um die erfreuliche Nachricht zu überbringen und die Gemüter zu beruhigen. Am nächsten Tag folgte ihnen der König selbst. Nach schweren innern Kämpfen hatte er beschlossen, den Wünschen des Volks nachzugeben: das neue Ministerium wurde entlassen, Necker aus der Verbannung zurückberufen, die Pariser Nationalgarde unter dem Oberbefehl Lafayettes und die Wahl Baillys zum Maire der Hauptstadt bestätigt. Um solchen Preis hoffte Ludwig Frieden und Versöhnung mit seinem Volk zu erlangen. Mit diesem Entschluß war die Macht und der Einfluß der Reaktionspartei dahin. Ihre Häupter, der Graf von Artois, die Prinzen von Condé und Conti, die Polignacs, sowie die Minister Broglie und Breteuil verließen ihr Vaterland. Es waren die Anfänge der so folgenschweren „Emigration", durch welche das alte monarchische Frankreich mit seiner ganzen Verderbnis, Verschwendung und Geldnot in das äußere Frankreich übergepflanzt ward. Nach einem rührenden Abschied von der tiefbetrübten Königin und nach Vorbereitungen, wie wenn er in den Tod ginge, trat Ludwig XVI. die Reise an. An der Barriere empfing ihn Bailly, das Oberhaupt der neuen städtischen Munizipalität, und richtete, indem er ihm die Schlüssel des Stadtthors überreichte, eine Ansprache an ihn, worin er sagte, dies seien dieselben Schlüssel, die einst Heinrich dem Vierten übergeben worden, als er sein Volk wieder erobert, heute sei es das Volk, das seinen König wieder erobert habe. Nach einer anderthalbstündigen Fahrt durch die dichten Reihen des tumultuarisch bewaffneten Volks von wildem Ansehen und drohenden Mienen gelangte der Zug nach dem Stadthaus. Mit der Kokarde am Hut, die ihm Bailly überreicht hatte, trat Ludwig auf den Balkon und zeigte sich den auf dem Platz und in den Straßen versammelten Scharen, alles Geschehene verzeihend und gutheißend und von der Menge mit lautem Freudengeschrei begrüßt. Er selbst vermochte nicht zu sprechen; Bailly und Lally Tolendal thaten es für ihn. Damit endigte die Katastrophe des „Bastillesturms", das Todesringen der feudalen Monarchie und der Geburtskampf der neuen Zeit. Während die Minister und Hocharistokraten das schöne Frankreich verließen, kehrte Necker dahin zurück. Seine Reise durch die Städte und Dörfer glich dem Triumphzug eines sieggekrönten Helden; der eitle Mann nahm als Huldigung für seine Verdienste und Bestrebungen, was doch nur Erguß des neuen Freiheitsgefühls und des Hasses gegen Hof und Aristokratie war. Er übernahm noch einmal die Leitung der Staatsgeschäfte, und sein Herz weidete sich an den Ovationen, die ihm von der Stadtgemeinde, von der Nationalversammlung, von König und Königin dargebracht wurden. Mit seiner Rückkehr, meinte er, sei die Revolution zu Ende. Aber wie bald

17. Juli.

verlor er die Volksgunst und das Vertrauen der Abgeordneten! Im ersten Augenblick der Begeisterung sprach der Stadtrat auf seine Bitte allgemeine Amnestie und die Freilassung des Schweizer Generals Besenval aus, der nach dem Bastillesturm auf der Reise nach seiner Heimat verhaftet worden war. Aber schon am nächsten Tag wurde der Beschluß, zu dem der Stadtrat gar nicht befugt war, zurückgenommen. Unsicher hin und her schwankend, vermochte sich Necker kein Ansehen zu verschaffen, keine Partei um sich zu sammeln, und unter den großen Ereignissen der nächsten Zeit verschwand sein Name gänzlich. Ein Jahr später kehrte er nach der Schweiz zurück, kaum bemerkt und von niemand betrauert.

3. Menschenrechte und Sturz des Feudalstaats.

Populäre Bewegungen u. schwache Regierungsgewalten.

Von dem Tage an, da die alte Zwingburg gefallen, schwiegen Gesetz und Recht; die obrigkeitlichen Gewalten waren ohne Kraft und Ansehen; die Intendanten ließen sich nicht mehr blicken; die Gerichtsbehörden verschwanden; die Polizei wagte sich nicht an die Öffentlichkeit. Ein anarchischer Zustand lagerte sich über Stadt und Land; die bewaffnete Macht war wankend und unsicher. Allenthalben bildeten sich nach dem Vorgange von Paris Bürgergarden; neue Gemeinderäte und Volksausschüsse nahmen das Regiment in die Hand; demokratische Vereine sprachen das entscheidende Wort in allen öffentlichen Dingen. Die Steuern und Abgaben wurden mangelhaft entrichtet; an den Stadtthoren und Grenzen zerstörte man die Zollhäuser. Dabei wuchsen Not und Teurung; die Bauern hielten mit ihrem Getreide zurück aus Furcht vor Marktplünderung und vor den Mißhandlungen, die jedem als „Kornwucherer" verdächtigen Verkäufer oder Agenten drohten. Die Nationalversammlung und die neugeschaffene Pariser Munizipalität waren die einzigen Gewalten, denen noch einige Autorität beiwohnte, und es muß anerkannt werden, daß die Mehrheit der Abgeordneten und insonderheit die beiden trefflichen Männer an der Spitze des städtischen Regiments, Bailly und Lafayette aus allen Kräften bemüht waren, die Volksbewegung zu zügeln und in gesetzliche Schranken zu bannen; aber ihre Macht reichte nicht hin, frevelhafte Ausschreitungen zu verhindern. Foulon, der verhaßteste in dem reaktionären Ministerium, und sein Schwiegersohn Berthier de
22. Juli 1789. Sauvigny, Intendant von Paris, fielen der Volkswut zum Opfer. Empört über solche Greuel wollten Bailly und Lafayette ihre Stellen niederlegen; man beschwor sie bei ihrer Vaterlandsliebe, auszuharren; sie willigten ein und suchten durch bessere Organisation des Stadt- und Wählerrats und der Bürgerwehr eine festere obrigkeitliche Autorität zu schaffen. Eine Munizipalität von 120 Mitgliedern, zwei aus jedem Distrikt, sollte die städtische Verwaltung leiten, die Nationalgarde, zweckmäßiger eingerichtet und ihrer tumultuarischen Elemente entkleidet, sollte Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten. Als Lafayette bei der ersten

Heerschau die dreifarbige Kokarde den Regimentern überreichte, that er den bedeutungsvollen Ausspruch: „Diese Kokarde wird ihren Lauf durch die Welt machen.“ Auch die Nationalversammlung suchte die revolutionären Kräfte zu bändigen und eine neue Staatsordnung und Volksentwickelung auf Grund einer freisinnigen Verfassung herbeizuführen. Aber ihr fehlte die Kraft des einmütigen Handelns, des festen Zusammengehens mit der Regierung und der praktischen Einsicht in das was zunächst Not that. Ohne Zweifel war die Mehrheit der Abgeordneten von warmer opferfähiger Vaterlandsliebe, von Gerechtigkeitssinn und Freiheitsgefühl beseelt; aber alle standen unter der Herrschaft abstrakter politischer Doktrinen, meist unter dem Einfluß der durch die amerikanische Revolution in die Welt eingedrungenen Ideen von Freiheit, Gleichheit, angebornen Menschenrechten; gar viele hielten die Opposition gegen Krone und Regierung aufrecht, auch nachdem diese einer Stütze und Stärkung bedurft hätten, aus Furcht, sie möchten durch ein Zusammengehen mit den obrigkeitlichen Gewalten ihre Popularität einbüßen und als „Aristokraten“ bezeichnet von dem Volkshaß betroffen werden. Ließ sich doch der feurige, talentvolle Redner Barnave, als einige Abgeordnete ihren Unwillen über die Ermordung Foulons und Berthiers aussprachen, zu der ironischen Frage fortreißen, ob denn das vergossene Blut so rein sei? Während draußen alles aus Rand und Band ging und die elementaren Kräfte in wilder Leidenschaftlichkeit aus der Tiefe an die Oberfläche emporstürmten, verhandelte man im Schoß der Versammlung weitläufig über die Erklärung der Grund- und Menschenrechte, die an die Spitze der Verfassungsurkunde gestellt werden sollte.

Die Menschenrechte.

Vergebens rieten Mirabeau und andre Verfechter einer praktischen Politik, man solle zuerst den neuen Staatsorganismus in seinen realen Teilen ausbilden und dann als Schlußstein des Gebäudes die rechtsphilosophischen Grundsätze von den Menschenrechten beifügen; Lafayette und die Anhänger amerikanischer Doktrinen drangen mit einem Entwurf durch, welcher von dem Grundsatz der natürlichen Freiheit und Gleichheit und des berechtigten Widerstandes der Unterthanen gegen Unterdrückung ausgehend für den Einzelnen eine Anzahl angeborner unverjährbarer Rechte, für das Ganze die Volkssouveränität beanspruchte und als Fundamentalrechte an die Spitze der Verfassung stellte, eine staatsrechtliche Theorie, die mit der natürlichen Beschaffenheit der Menschheit wie mit der geschichtlichen Entwickelung in Widerspruch stand und bei ihrer praktischen Anwendung die menschlichen Leidenschaften in den Kampf rufen mußte. Indem man denselben Maßstab anlegte an ein jugendlich einfaches Volk ohne geschichtliche Vergangenheit und Überlieferung und an eine alte Monarchie mit verwickelten Gesellschaftszuständen, mit tausendjährigen Rechtsordnungen, mit Gewohnheiten und Traditionen, stürzte man die dynastisch-feudale Machtherrschaft, um die Tyrannei der Masse an die Stelle zu setzen. Sprach man früher nur von den Pflichten der Unterthanen, so übertrieb man jetzt ebenso einseitig ihre Rechte. Die Zeitströmung begünstigte diese theoretische Politik. „Alles überlieferte Recht war streitig, unsicher, dem neuen Freiheitsbewußtsein verhaßt,“ urteilt Sybel; „man hatte das tiefe, heiße und richtige Gefühl, daß der künftige Staat auf dem Grund einer völlig andern Anschauung der Welt und der Sitte auferbaut werden müsse, und nichts lag näher als der

Wunsch, vor allem die leitenden Grundsätze dieser Anschauung sich selbst, den Zeitgenossen und den Nachkommen klar zu stellen. Der Eifer, allen historischen Schutt zu beseitigen und den reinen Vernunft- und Weltstaat zu erbauen war unaufhaltsam." So wurde denn die Erklärung der Menschenrechte an die Spitze der neuen Verfassung gesetzt, „ein gewaltiger Markstein auf der Grenze zweier Weltalter".

Aufruhr u. Umsturz im Reich. Waren bei aller dieser Zerfahrenheit die konservativen Elemente in der Nationalversammlung wie in den Instituten der Gemeindevertretung und der Bürgerwehr noch stark genug, in Paris und in andern Stadtkommunen eine gewisse Ordnung zu erhalten oder herzustellen, Leben und Eigentum gegen die ungezügelte Leidenschaftlichkeit nnd Begehrlichkeit der niedern Volksklassen zu schützen, so durchbrach dagegen auf dem Land die Wut und Rachsucht der Bauern und Tagelöhner alle gesetzlichen und obrigkeitlichen Schranken. Nicht nur daß die Knechte und die hörige Landbevölkerung alle Leistungen, Frondienste, Zehnten verweigerte, wodurch Gutsherrschaft und Pächter mit gänzlicher Verarmung bedroht wurden; nicht genug, daß man in die Jagdreviere und Parks einbrach, die Fischteiche leerte, herrschaftliche Äcker sich aneignete, Holz fällte: es fanden auch Szenen von Gewaltthätigkeit und roher Zerstörungssucht statt, welche an den deutschen Bauernkrieg erinnerten. Jetzt schien für den geringen Mann die Zeit gekommen, da er Rache und Vergeltung üben konnte für alle die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, für alle die Leiden und Unmenschlichkeiten, die er seit Jahrhunderten von den Feudalherren und ihren blutsaugenden Amtleuten und Richtern erduldet hatte. In Auvergne, der Dauphiné, Franche Comté rotteten sich die Bauern, tumultuarisch bewaffnet oder mit ländlichen Werkzeugen zum Hauen und Stechen versehen, in Banden zusammen, steckten Schlösser und Klöster samt den verhaßten Urkunden und Schuldbriefen in Brand, übten Mord und Totschlag an Edelleuten und ihren Vögten und Dienern. Jeder Widerstand erhöhte die Wut und Rachsucht und führte zu neuen Greueln. In der Dauphiné wurden in vierzehn Tagen zweiundsiebzig Schlösser der Verwüstung und dem Brand überliefert; in Südfrankreich gab sich das entzündliche leidenschaftliche Temperament in wilden Unthaten kund; in der Bretagne und Normandie herrschte Anarchie mit blutigen Parteikämpfen. Schuldige und Unschuldige büßten für das Unrecht, das in der alten Feudalzeit verübt worden; die Volksjustiz griff ins Blinde hinein, die Sünden der Väter wurden heimgesucht an den Enkeln. Die Gesellschaft drohte sich in ihre Naturelemente aufzulösen.

Die Augustnacht. Noch immer war man in der Nationalversammlung an den Diskussionen über die Grund- und Menschenrechte, als bereits „die Wogen einer fessellosen und blutdürstigen Anarchie über dem Reich zusammenschlugen". Man wollte durch Proklamationen der wilden Bewegung Einhalt gebieten. Aber welche Wirkung konnten beschwichtigende Worte in dem Chaos der Leidenschaften hervorbringen? Ein Ausschuß, der über die eingegangenen Adressen und Berichte der Versammlung Vortrag hielt, enthüllte ein schreckliches Bild von der Lage: 3. Aug. 1789.

„in allen Provinzen ist jede Art des Eigentums dem schändlichsten Raub zur Beute, die Auflagen, die gutsherrlichen Rechte, alles ist zerstört, die Gesetze sind ohne Kraft, die Magistrate ohne Ansehen, die Rechtspflege ein eitles Scheinbild". Bei solchen Zuständen konnte nur eine durchgreifende That Rettung bringen. Denn die Nationalversammlung war die einzige Macht im Staat, die noch einiges Ansehen besaß, auf die man mit Achtung und Vertrauen blickte. Daß aber in einer Körperschaft, in welcher die Liberalen und Demokraten die Majorität bildeten, die eine Verjüngung des Staats auf Grund einer Verfassung, mit Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten anstrebte, die Abhilfe nicht in einer Stärkung der Regierung oder in einer Befestigung und Herstellung der bedrohten Gerechtsame gesucht werden würde, sondern in einer Erleichterung der untern Klassen, in einer Abstreifung der Ketten, welche die Volkskräfte gebunden hielten und die nationale Entwickelung zur Freiheit und Selbstbestimmung hemmten: das war bei dem Charakter der Versammlung und der vorherrschenden Richtung der Geister vorauszusehen. Bildete doch die politische und soziale Ungleichheit, die Ungerechtigkeit der feudalen Einrichtungen, das Mißverhältnis der Lebensgüter, der Rechte und Genüsse zwischen den obern und untern Ständen die breite Grundlage, die fruchtbare Materie zu unaufhörlichen Angriffen in der Litteratur! War doch die Vernichtung des Feudalismus und der unnatürlichen gesellschaftlichen Verkettungen die Losung der Zeit seit der Rousseauschen Naturschwärmerei und der amerikanischen Demokratie! Daß sich die entfesselte Volksgewalt mit natürlichem Instinkt zunächst gegen die feudalen Lasten wendete, war für die Gesetzgebung ein Fingerzeig, wo sie ihre Hebel einsetzen müsse. Wenn die Vertreter der Nation durch einen legislatorischen Akt abschafften, was bereits verloren war und nie wieder zurückgewonnen werden konnte, so wahrten sie ihr eignes Ansehen, so nahmen sie der Selbsthilfe des Volks den Charakter ungerechter Gewaltthat und brachten sie unter gesetzliche Form, so drückten sie den Stempel des Rechts auf ihre eignen Verluste. Für die Nationalversammlung war die freiwillige Abwerfung der alten Ketten ein Akt der Selbsterhaltung, eine Frage des Daseins. Widersetzte sie sich der instinktiven Selbsthilfe des Volks, so war es um ihre Macht und Autorität geschehen, so ging das Reich der wildesten Anarchie unaufhaltsam entgegen und die Vertreter der Nation mußten dem Ruin unthätig zuschauen. So erklärt es sich, wie es zu den vielgeschmähten und vielgepriesenen Beschlüssen des vierten August kommen konnte. Wie schwer immer die Wunden waren, die dieser Tag dem ganzen Staats- und Gesellschaftsorganismus schlug, der vierte August wird in der Weltgeschichte stets als ein Akt hochsinniger ritterlicher Hingebung an die Gesamtheit und an das Vaterland, als eine großartige Handlung der Selbstentsagung glänzen. Es war ein Sieg der Idealität über realpolitischen Eigennutz. Aber die Erde gehört nun einmal den bösen Geistern, „den falschen Mächten, die unterm Tage schlimmgeartet hausen". Das Volk nahm die Errungenschaft eines begeisterten Aufschwungs der Seele

als einen ihm gebührenden Rechtsbesitz hin, aber es war nicht ganz ungegründet was Siéyès sagte: „sie wollen frei sein und verstehen nicht gerecht zu sein". — Als nämlich die Berichte über die Gewaltthätigkeiten des Landvolks in der Nationalversammlung tiefen Eindruck machten, trat der Vikomte von Noailles, Lafayettes Schwager, mit dem Antrag hervor, die bevorzugten Stände sollten dem Volk durch die That beweisen, daß man seine Lasten erleichtern wolle, und zu dem Ende alle drückenden Abgaben und gutsherrlichrn Rechte abschaffen. Er selbst hatte wenig Opfer zu bringen, da er ein jüngerer Sohn war, aber er gehörte einem hochangesehenen Adelsgeschlecht an. Er wurde unterstützt von dem Herzog von Aiguillon, der uns bereits als einer der reichsten Feudalherren bekannt ist. Der Vorschlag, Gleichheit der Besteuerung für alle, Ablösbarkeit der Feudalrechte nach einer billigen Schätzung und Aufhebung aller persönlichen Dienstbarkeit wurde anfangs mit Erstaunen und feierlichem Schweigen angehört. Aber rasch ward die Versammlung von Begeisterung für die Idee patriotischer Selbstentsagung ergriffen, insbesondere als ein ländlicher Abgeordneter aus der Bretagne mit einigen grellen Zügen die Feudalbarbarei schilderte, die an vielen Orten Frankreichs noch zu Recht bestände, und die anarchischen Auftritte von den „infamen Pergamenten" der Lehnsherren herleitete. Dem mit Akklamation angenommenen Vorschlag der beiden Edelleute folgten neue Anträge zu Aufopferungen. Niemand wollte zurückbleiben. Stände, Städte, Provinzen wetteiferten um die Ehre, die größten Gaben dem Gemeinwohl darzubringen. Die Anträge und Anerbietungen drängten einander in fieberhafter Eile und Lebendigkeit, so daß eine einzige in die Nacht verlängerte Sitzung den künstlichen Bau einer mehr als tausendjährigen Staats- und Gesellschaftsordnung vernichtete und den bisherigen Zustand Frankreichs gänzlich umgestaltete. Wie viele geschichtlich überkommene wohlbegründete Rechte indessen die Nacht des vierten August auslöschen mochte, sie trug große Güter in ihrem Schoß, die für alle Zeiten gewonnen wurden: „die Freiheit der Arbeit, die Gleichheit des Rechts, die Einheit des Staats". Von dieser Seite betrachtet konnten die Verehrer der Revolution sie als die „göttliche Nacht" bezeichnen.

Die wesentlichsten Beschlüsse der ewig denkwürdigen Nachtsitzung vom vierten August, die in aufgeregter Stunde gefaßt und erst im Lauf der nächsten Tage in gesetzliche Form gebracht wurden, ordneten an: die Aufhebung aller Leibeigenschaft, aller Frondienste und Feudallasten, die der Grundherr von den Bauern anzusprechen hatte, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Jagdgerechtigkeit und der barbarischen Strafgesetze gegen Jagdfrevler, der Taubenzüchterei, der Kaninchengehege u. dgl. m. Andre Beschlüsse verfügten die Ablösung der Zehnten, die Beseitigung des Ämterverkaufs, der Zünfte und Innungen, aller städtischen und provinziellen Sonderrechte, aller Steuerbefreiungen und Standesprivilegien; andre stellten die Zulassung aller Bürger zu den Ämtern in Staat und Heer als Grundsatz auf u. a. m. Für die Ausführung der Beschlüsse, namentlich die Feststellung der zu gewährenden Entschädigungen für die Ablösung der Grundrenten und Kirchenzehnten, für den Wegfall der Gerichtssporteln und der geistlichen Einnahmen, für die Rückzahlung der Auslagesummen bei

Ämterkauf, Meisterrecht u. dgl. wurden besondere Ausschüsse gewählt. Aber ehe diese das schwierige Werk der Ausgleichung vollenden konnten, sank der ganze monarchische Staat in Trümmer und die Feudalrechte und Zehnten wurden ohne Entschädigung abgeschafft. Um zwei Uhr in der Nacht löste sich die stürmische Versammlung auf, nachdem sie noch in brausender Begeisterung den Dank der Nation an Ludwig XVI., den Wiederhersteller der Freiheit, und die Feier eines Tedeum beschlossen. Dadurch sollte dem revolutionären Staatsstreich ein Schein von Loyalität erhalten werden.

Hatte der Bastillesturm die Macht des Thrones und der Regierung in den Staub gelegt, so reizte der vierte August die Begehrlichkeit des Volks, die Herrschsucht der demagogischen Häupter und der radikalen Enthusiasten in der Nationalversammlung. Die Beratungen über die einzelnen Bestandteile der Verfassung erregten daher nur dann ein größeres Interesse, wenn Organe geschaffen oder Bestimmungen festgesetzt werden sollten, durch welche die in der Erklärung der Menschenrechte aufgestellten Prinzipien und Grundlehren in die Wirklichkeit eingeführt werden sollten. Bei diesen Beratungen über die Formen des künftigen Staats- und Gesellschaftslebens traten die Ansichten der Einzelnen mehr hervor, und je nach der Verwandtschaft oder Verschiedenheit des Standpunktes und der Ziele bildeten sich Gruppen oder Abteilungen, die unter den parlamentarischen Kämpfen zu Parteien und Faktionen sich entwickelten. Die Rechte, wo die Anhänger des Alten ihre Sitze hatten und Abbé Maury, ein Mann von Geist und überströmender kecker Rede aber ohne sittlichen Ernst und von ausgelassenem Lebenswandel, Hauptmann Cazalès, schlagfertig und ritterlich als Redner und Militär, sowie der jüngere Riquetti-Mirabeau, ein aristokratischer Heißsporn von heftigem Temperament, den größten Einfluß hatten, schwand mehr und mehr zusammen infolge der wachsenden Auswanderung der Edelleute. Das Zentrum, die große Mittelpartei, wo beredte kenntnisvolle, für Freiheit und Vaterland begeisterte Männer, wie Lally Tolendal, wie Malouet, wie Mounier u. a. ihre verständigen Ansichten in der Richtung einer freisinnigen Politik verfochten, hätte ein bedeutendes Gewicht in den Gang der Debatten legen mögen, wäre ein kraftvolles Ministerium von weitern Gesichtskreisen und größerer Geschäftsgewandtheit als Necker und seine Genossen ihm zur Seite gestanden. So aber gewann die Linke, die Verehrer der Menschenrechte, der Volkssouveränität, der Demokratie, welche der Begehrlichkeit der Massen schmeichelte und auch nach dem Bastillesturm noch ihre Streiche gegen den alten monarchischen Feudalstaat richtete, immer mehr Boden, zumal da mehrere talentvolle Männer aus dem Klub Breton an ihrer Spitze standen, Dupont, Lameth und Barnave. Ihre Freunde pflegten damals die drei durch das Wort zu charakterisieren: „was Dupont denkt, führt Barnave durch Reden und Lameth durch Thaten aus“. Auf dem äußersten Flügel der Linken saßen die Anhänger des Herzogs von Orleans, unter ihnen die Advokaten Pétion (Pethion), Buzot und Robespierre. Eine vierte Partei, sagt Louis Blanc, bestand aus einem einzigen Mann, und dieser Mann war **Mirabeau**. Je mehr Siehès in „übellauniger

Parteistellung in der Nationalversammlung.

Mirabeau.

Zurückgezogenheit" in den Hintergrund sich stellte, um so unbeschränkter beherrschte Mirabeau, der um diese Zeit durch den Tod seines Vaters (13. Juli) zu Vermögen und größerer gesellschaftlichen Stellung gelangt war, die Rednerbühne und die Versammlung. Er stammte aus einer Familie, in welcher die royalistische Gesinnung erblich war; sein eigner Bruder war, wie wir soeben gesehen, ein durch aristokratische Schärfe hervorragendes Mitglied der Adelskurie; und auch Honoré blieb stets im Herzen Monarchist. Aber ein Feind des Despotismus, unter dem er gelitten, und der hochmütigen Aristokratie, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen, suchte er sich an beiden zu rächen. Er wurde das Haupt der Opposition, der Fahnenträger der Revolution, doch nur in dem Sinn, daß er den verlotterten, zucht- und sittenlosen Feudalstaat zerschlagen wollte, um eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die sein Vaterland einer glücklicheren Zukunft entgegenführen sollte. Ohne sich einer Partei völlig anzuschließen, ohne der herrschenden Zeitströmung in ihrem ganzen Lauf zu folgen, war er dennoch das Haupt der Versammlung, die sich seinem überlegenen Geist, seinem politischen Verstand mit Widerwillen und Neid unterwerfen mußte. Er erkannte jede Schwäche und Mittelmäßigkeit und traf sie mit zermalmenden Schlägen; er hatte mit allen Parteien und Richtungen Fühlung und wußte sich dennoch seine Selbständigkeit zu wahren. Er war ein Gegner des Ministeriums Necker, weil er das Bewußtsein in sich trug, er würde das Staatsruder mit festerer und sichererer Hand leiten, und gern hätte er selbst dem erschütterten Thron als Stütze gedient, wenn der König und die Hofkamarilla zu dem Abtrünnigen, zu dem Mann von so befleckter Vergangenheit hätten Vertrauen fassen können. So sah sich denn Mirabeau in die Lage gedrängt, für die Begründung einer neuen Staatsordnung, wie sie seinen politischen Ideen vorschwebte, die Hilfe der Opposition zu suchen. „Ein so stolzer Aristokrat, wie irgend einer der altgläubigen Kavaliere, verfolgte er die Fäulnis des feudalen Staats mit glühendem patriotischen Haß." Er trug kein Bedenken, zeitweise mit den Männern der extremsten Richtung zu gehen, ja selbst mit dem Herzog von Orleans und seinem Anhang Beziehungen zu unterhalten; hatte er doch das Gefühl in sich, daß er jederzeit die überschäumende Glut bändigen könne. „Der Starke achtet es gering, die leise Quelle zu verstopfen, weil er dem Strome mächtig wehren kann." Während ihn Hof und Aristokratie als den wahren Feuerbrand der Revolution haßten und anfeindeten, war er unablässig bemüht, aus dem drohenden Schiffbruch zu retten, was er für dienlich hielt zu einem neuen Staatsgebäude, in dem die Nation und das Vaterland, deren Wohl er stets vor Augen hatte, ein glücklicheres Leben mit Freiheit, Ordnung und Recht führen möchten. So überwältigend war sein Genius, daß er selbst Gegner fast wider ihren Willen mit sich fortriß, und wie unermeßlich immer sein Ehrgeiz sein mochte, so war er doch erhaben über persönlicher Empfindlichkeit und selbsüchtiger Reizbarkeit. Die starren Doktrinäre und Idealpolitiker waren ihm widerwärtig. Von Robespierre sagte er einst unmutig: „Dieser Mann wird noch

etwas ausrichten, er glaubt was er spricht." Gegenüber den abstrakten Theorien der Enthusiasten und den destruktiven Tendenzen der Radikalen hielt er stets die Fahne einer vernünftigen praktischen Realpolitik aufrecht. Mit genialer Beredsamkeit, oft in augenblicklichen Ergüssen, zerriß er die mit gelehrten und philosophischen Ausführungen angefüllten Vorschläge, welche auf der gegnerischen Seite oft in schriftlichen Vorträgen entwickelt wurden.

Den Standpunkt einer konstitutionellen Monarchie hielt Mirabeau namentlich bei den Verhandlungen über die Grundformen der künftigen Verfassung fest, die im August und September zur Beratung kamen. Es handelte sich in erster Linie um die brennende Frage, wie die künftige Nationalvertretung beschaffen sein und welche Rechtsstellung sie zu Thron und Regierung einnehmen solle. Die Mittelpartei, zu der sich auch Necker hielt, steuerte auf eine Verfassung nach englischem Vorbild mit zwei Häusern, dreijähriger Sitzungsperiode und ununterbrochener Aufeinanderfolge der Legislatur. Zur Gültigkeit eines Gesetzes sollte die Übereinstimmung der beiden Körperschaften und der Krone erforderlich sein, dem König aber das Recht zustehen, das Parlament aufzulösen, neue Wahlen anzuordnen und mißfälligen Beschlüssen ein Veto entgegenzusetzen. Doch sollte das gegenwärtige Verfassungswerk selbst einer königlichen Sanktion nicht bedürfen. Über diese Fundamentalbestimmungen entstanden aufgeregte Verhandlungen, die in den Klubs, besonders im Palais Royal, ein lebhaftes Echo fanden. Schon die Trennung der gesetzgebenden Gewalt in einen Senat auf Lebenszeit und in ein Abgeordnetenhaus stieß auf Widerspruch: obwohl der Senat keine Pairskammer sein sollte, sondern nur eine Korporation, zu der ein gewisses Alter und ein größerer Grundbesitz oder höhere wissenschaftliche Bildung erforderlich wären, so schien doch eine solche Bevorzugung dem Begriff der Gleichheit der Bürger zu widerstreben. Mirabeau war für die Teilung, aber die Majorität beschloß die Vereinigung aller Vertreter in einer einzigen Ständeversammlung. Noch aufgeregter wurden die Verhandlungen, als es sich um die Stellung des Königs zur gesetzgebenden Gewalt handelte. Mirabeau wollte der Krone die Macht einräumen, die Ausführung von Parlamentsbeschlüssen, die für die Monarchie gefährlich oder bedenklich scheinen möchten, durch ein absolutes Veto zu verhindern. In dieser Bestimmung glaubte die Linke einen Eingriff in das Prinzip der Volkssouveränität zu erkennen: „es sei ein Unsinn oder ein Frevel gegen die Menschheit, den Willen von 25 Millionen von der Willkür eines Einzigen abhängig zu machen". Diese Ansicht fand einen lebhaften Nachklang im Palais Royal und wurde zu agitatorischen Bewegungen benutzt, die um so wirksamer waren, je weniger die Bedeutung und Tragweite des Wortes „Veto" von der Masse des Volks begriffen ward. Viele dachten sich darunter eine neue Steuer. Umsonst bewies Mirabeau an der englischen Revolution, wie gefährlich es sei, wenn man die Macht der Krone allzusehr beschränke und aus Furcht vor einem absoluten Königtum einen parlamentarischen Despotismus aufrichte; die Demokraten und

Stellung der Legislatur zur Krone. Das Veto.

10. Sept. 1789.

Doktrinäre, vor allen Sieyès, waren gegen „zwei Souveräne in demselben Staat"; der Palais Royal-Klub drohte mit einem bewaffneten Auszug nach Versailles, „um die Verräter aus der Versammlung auszustoßen". Der Widerstand gegen das absolute Veto wurde mit jedem Tag stärker: Lafayette, den Necker zu Rate zog, meinte, es könnten leicht bürgerliche Unruhen darüber entstehen. Der Minister beredete daher den König einen Mittelweg einzuschlagen und zu erklären, er wolle sich mit einem „suspensiven Veto" begnügen, kraft dessen ein Parlamentsbeschluß auf vier Jahre verschoben werden könne; wenn aber die beiden folgenden Legislaturen auf der Ausführung beständen, müsse er zur Geltung
11. Sept. kommen. Nun konnten auch die Monarchisten die Annahme des Suspensiv-Veto nicht mehr verhindern. Sie verließen die Krone, die sich selbst verlassen hatte. So wurde die Verfassung durchgeführt, welche die öffentliche Macht den Vertretern der Nation beilegte, die zu einer einzigen parlamentarischen Körperschaft vereinigt, mit dem Recht der Initiative ausgerüstet die eigentliche Souveränität besaßen, während der „König der Franzosen" nur der Vollstrecker ihres Willens und ihrer Gesetze war.

4. Der fünfte Oktober und die Übersiedelung nach Paris.

Die Pariser Stadtgemeinde.

Wie die Nationalversammlung durch das Verfassungswerk in der Theorie sich zur souveränen Macht ausbildete, und die Exekutive in die zweite Linie stellte, so griff sie auch praktisch in die Verwaltung ein und drängte die Regierung gänzlich in den Hintergrund. Um in den Provinzen, wo die königlichen Beamten nichts mehr auszurichten vermochten, noch einen Schatten von gesetzlicher Ordnung zu erhalten, errichtete sie eigne Verwaltungs- und Polizeiausschüsse, die mit den Gemeindebehörden in amtlichem Verkehr standen und ihnen das Recht einräumten, zum Schutz von Leben und Eigentum bewaffnete Mannschaften aufzubieten. Dasselbe versuchte sie auch in Paris. Dabei kam es ihr zu statten, daß die zwei Männer, die durch ihre Stellung das meiste Ansehn hatten, Lafayette und Bailly, der Nationalversammlung angehörten und an ihr einen Rückhalt suchten sowohl gegen die reaktionären Umtriebe der Hofaristokratie als gegen die Wühlereien, welche im Palais Royal ihren Herd hatten. Die Pariser Kommune, welche in einem aus Vertretern der Distrikte gebildeten bis zu dreihundert Personen vermehrten Bürgerausschuß oder Generalrat und in der Munizipalität mit dem Maire an der Spitze ihrer gesetzlichen Organe, in der Nationalgarde unter Lafayettes Oberbefehl eine disziplinierte militärisch geübte Streitmacht besaß, war die Hauptstütze der konstituierenden Versammlung. Die Kommunalgarde, mit schöner Uniform und guten Waffen versehen und viele ehemalige Soldaten in ihrer Mitte zählend, gehörte dem Kern nach den mittleren Bürgerklassen, der sogenannten „Bourgeoisie" an, welche den beweglichen untern Volkselementen gegenüber eine konservative Macht bildete und schon damals von den

Radikalen und Umsturzmännern als neue Aristokratie verdächtigt und dem Haß der Menge bloßgestellt wurde. Noch war Lafayette der große Held des Tages: Lafayette. ein ritterlicher Mann in der Blüte der Jahre, der die Vorurteile seines Standes verleugnend seinen Arm und sein Vermögen für Freiheit und Demokratie eingesetzt hatte, der in der Nationalversammlung am wärmsten und entschiedensten für die Menschenrechte eingetreten war, voll Hingebung und Opferwilligkeit für seine Ideale von Volksglück, Recht und bürgerlicher Freiheit; wie sollte ein solcher Mann in den Tagen der Begeisterung, in dem ersten Anbrechen eines Völkerfrühlings nicht der Liebling der Franzosen, nicht der Gegenstand enthusiastischer Huldigungen sein? Aber das Bewußtsein seiner Bedeutung und Stellung stieg ihm zu Kopf. Er war nicht der gewaltige Geist, nicht der heroische Charakter, daß er in dem Widerstreit der Parteien und Interessen, in den heißen Meinungskämpfen der Zeit eine entscheidende schiedsrichterliche Stellung hätte behaupten können. Von Grund der Seele dem monarchischen Rechtsstaat ergeben und doch zugleich nach der Ehre und Auszeichnung eines populären Volkshelden trachtend, geriet er nicht selten in Konflikt zwischen Überzeugung und Neigung. Er traute sich die Macht zu, durch seinen Einfluß und seine Persönlichkeit in allen Lebensfragen den entscheidenden Ausschlag geben zu können, es schmeichelte ihm, den König und die Minister glauben zu machen, daß die Regierung nur mit seiner Beihilfe in Gang gehalten werden könne, und wo man nicht seine Unterstützung begehrte ließ er sich wohl sogar verleiten, die feindlichen Gegensätze anzurufen, sich gegen Gewissen und Überzeugung in konspiratorische Umtriebe einzulassen, in der eitlen Selbsttäuschung, er könne die entfesselten Geister wieder rechtzeitig bändigen. Da erfuhr er aber das Schicksal des Zauberlehrlings. Wie Lafayette war auch Bailly ein ehrenwerter für ideale Güter begeisterter Mann ohne alle Bailly. Selbstsucht. Aber ein Gelehrter, der sein ganzes Leben den Studien und Wissenschaften gewidmet hatte, unerfahren in praktischen Dingen und ohne Übung in den Geschäften einer umfangreichen Verwaltung, besaß er nicht die zu seinem bedeutenden Amt erforderlichen Kräfte und Kenntnisse. War es schon in gewöhnlichen Zeitläuften, keine leichte Aufgabe, in Paris ein geordnetes Regiment zu führen, wie unendlich höher waren damals die Schwierigkeiten emporgewachsen! Infolge der Arbeitslosigkeit, der Teurung, der herrschenden Aufregung und Unsicherheit war die heimatlose und wandernde Bevölkerung unermeßlich angeschwollen. Man zählte 40,000 Fremde, die kein bestimmtes Gewerbe hatten, und wie groß war die Menge der Handwerker, der Gesellen und kleinen Meister, die bei der Stockung aller Geschäfte und Einnahmen darbten oder auf Unterstützung angewiesen waren! Die Stadt mußte für wohlfeiles Brot sorgen und zu dem Zweck Korn und Mehl teuer einkaufen und billig ablassen; sie mußte den unbeschäftigten Proletariern Verdienst geben und zu dem Ende Arbeiten vornehmen lassen, die für den Augenblick unnötig oder nutzlos waren. Da die Stadtkasse, seit der Aufhebung der städtischen Zollinien durch die Augustnacht ihrer

ergiebigsten Einnahmequelle, der Verzehrungssteuer (Octroi) beraubt, diese Ausgaben nicht bestreiten konnte, so mußte der Staat um Hilfe angegangen werden, der seinerseits gleichfalls von der Hand in den Mund lebte. Kurz, die Not war groß, die Verlegenheiten steigerten sich von Tag zu Tag; Tausende von Menschen trieben sich obdachlos in den Straßen umher, die meisten noch seit der Erstürmung der Bastille im Besitz von Waffen aller Art, Pikenmänner, die in der Nationalgarde keine Aufnahme gefunden. Sie alle betrachteten das Palais Royal als ihre Heimat und Herberge. Es dauerte nicht lange, so wuchs diese bewegliche Bevölkerung der Gemeindeverwaltung über den Kopf.

Das Palais Royal u. seine Demagogen. Im Palais Royal thronten die einflußreichsten Demagogen, die im Dienst des Herzogs von Orleans wirkten, durch Zeitungen und fliegende Blätter die Volksmenge in der Stadt und in der Provinz in Gärung hielten, auch wohl Geld verteilten oder bewirteten. Philipp v. Orleans. Denn Herzog Philipp hoffte durch die Revolution den König vom Thron oder aus dem Leben zu stoßen und an die Spitze des Staats zu treten. Ohne persönlichen Mut und sittliche Kraft, ausschweifend, genußsüchtig, im Besitz unermeßlicher Reichtümer, die er durch schmutzige Gewinnsucht zu mehren wußte, ließ er andre für sich arbeiten. Die Würde eines Generalleutnant oder Reichsregenten, die er sich durch die Volksmasse zu erwerben hoffte, sollte ihm den Weg zur Herrschaft bahnen. Die talentvollen Volksredner und Zeitungsschreiber, die wir schon früher als die Häupter des Klub vom Palais Royal kennen gelernt haben, Desmoulins, Loustalot, Marat Danton. erfreuten sich seiner Unterstützung; auch St.-Huruge und der Advokat Georg **Danton**, geboren zu Arcis sur Aube in der Champagne, gehörten zu seinen Parteigenossen und teilten seine Lustschwelgereien. Danton war wegen seiner hervorragenden Thätigkeit bei dem Bastillesturm zum Vorsitzenden des Cordeliersdistrikts ernannt worden, wo er bald einen großen Einfluß bei den untern Volksklassen gewann. „Seine athletische Figur, seine Medusenaugen in dem breiten von Blattern besprengten Gesicht, die aufgeworfenen Nüstern und Lippen, die Schildhalter anmutloser Zuversichtlichkeit, verkündigten den angehenden Mirabeau des gemeinen Mannes.“ Seine Donnerstimme und der heftige leidenschaftliche Vortrag seiner Reden machten einen gewaltigen Eindruck auf die Menge. Diese Tage der Aufregung gründeten die Macht der Journalistik. Schon damals war der „Volksfreund“ des Arztes **Marat** aus dem Kanton Neuchatel von hervorragender Bedeutung. Häßlich von Angesicht „wie ein Hunne“ und von hitzigem phantastischen Wesen, aber ein oratorisches und journalistisches Talent, reizte Marat die Begierden und Leidenschaften des Volks durch aufwieglerische Demagogie.

Marat. **Jean Paul Marat**, geb. 24. Mai 1744 von protestantischen Eltern, hatte eine bewegte Jugend. Mit guten Kenntnissen in der Heilkunst und Physik ausgerüstet verließ er sein Vaterland, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nach einem längern Aufenthalt in Edinburg, wo er als französischer Sprachlehrer seinen Unterhalt erwarb, die revolutionäre Schrift: „Die Ketten der Sklaverei“, englisch und französisch verfaßte und durch einige Werke im Geist der materialistischen Philosophen Aufmerksamkeit erregte, ließ er sich in Paris nieder, wo er im Hofdienst des Grafen von Artois eine untergeordnete ärztliche Anstellung erlangte. Der Ausbruch der Revolution führte ihn auf das Feld der Publizistik, auf dem er rasch eine hohe Bedeutung gewann. Niemand besaß in solchem Grad die Kunst, die Leidenschaften des Volks zu entflammen, durch Schmähung, Verleumdung, persönliche Invektive die Regierung und die höhern Stände verhaßt und verächtlich zu machen, wie Marat. Schon wenige Wochen

nach dem Bastillesturm brachte der Volksfreund den berüchtigten Artikel, daß man im Tuileriengarten 800 Bäume in ebenso viele Galgen verwandeln müsse, um die Verräter der Nation, vor allen Mirabeau, daran aufzuknüpfen. Wenn er mit einer Anklage bedroht ward, verschwand er einige Zeit in den Räumen des Klosters der Cordeliers, von Danton geschützt. Sein Gesicht war von abschreckender Häßlichkeit: eine eingedrückte Nase, so schildert ihn Louis Blanc, wie sie der Hunnenkönig gehabt haben mag; die Lippen von Gift geschwollen wie bei einer Schlange; dabei ein feuriger Blick wie der eines Propheten, und eine Physiognomie, auf welcher Menschenverachtung, Ironie und Herausforderung ausgeprägt war.

Reaktionäre und royalistische Kundgebungen in Versailles.

Der König und die Hofpartei konnten ihren Widerwillen gegen die neue Ordnung nicht überwinden. Immer noch überlegte man, wie man aus der Zwangslage herauskommen möchte. Einige Zeit ging Ludwig mit dem Plan um, sich nach Metz zu begeben und von dort aus mit Hilfe einiger getreuen Truppen der Bewegung Einhalt zu thun. In dieser Stimmung konnte er sich nicht entschließen, die aus der Nachtsitzung des vierten August hervorgegangenen Verfassungsartikel zu bestätigen. Man fürchtete im Schloß Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhl, wenn die Annaten abgeschafft würden, mit den deutschen Reichsfürsten, wenn im Elsaß und in Lothringen die Feudalrechte wegfielen; man fürchtete neue finanzielle Verlegenheiten, wenn die Staatskasse die für den Kauf von Richterstellen und Ämtern empfangenen Summen zurückzahlen sollte; man fragte, warum die Zehnten, auf welche die Geistlichkeit mit großmütigem Patriotismus freiwillig Verzicht geleistet, den Grundbesitzern zum Geschenk gemacht und nicht lieber der bedrängten Staatskasse zum allgemeinen Nutzen zugewendet werden sollten? Aus solchen und andern Gründen hielt der König mit seiner Unterschrift zurück. Dies gab neuen Stoff zu agitatorischen Bewegungen, zu Verdächtigungen, zu Gerüchten von beabsichtigten Gewaltstreichen. In der Nationalversammlung fußte man auf der Bestimmung, daß die gegenwärtige Verfassungsurkunde der königlichen Sanktion nicht bedürfe, und bestritt dem Monarchen das Recht der Verweigerung. Selbst Mirabeau, sonst kein Freund der tumultuarischen Augustnacht, drang mit Schärfe auf die sofortige Veröffentlichung. Er fürchtete seine Popularität einzubüßen, wenn er der Ausführung von Beschlüssen sich widersetzte, welche die Masse des Volks, insbesondere die kleineren Grundbesitzer mit so freudigem Jubel begrüßt hatten. Dieser von allen Seiten mächtig hervortretenden Strömung der öffentlichen Meinung wagte Ludwig nicht mit Entschiedenheit zu widerstehen; nach drei Tagen erfolgte die königliche Bestätigung aller Beschlüsse mit Ausnahme der Menschenrechte. 21. Sept. 1789.
Aber das Zaudern hatte Mißtrauen erweckt. Gerüchte von beabsichtigten Gewaltschritten schwirrten in der Luft und gewannen an Stärke, als zur größern Sicherheit des Hofes das Regiment Flandern nach Versailles verlegt ward. Es war eine ganz unverdächtige Maßregel; denn was konnte die Verstärkung der Versailler Leibgarde um etwa tausend Mann unter den damaligen Umständen bedeuten! Allein in Paris war schon seit einiger Zeit die Parole ausgegeben worden, man müsse den Hof bewegen, seine Residenz in die Hauptstadt zu

verlegen. Dadurch würde der Notstand gemildert und die Entfernung des Königs nach einem andern Ort unmöglich gemacht werden. Nun wurde von den Männern des Palais Royal ausgestreut, die reaktionäre Hofpartei gedenke zu wiederholen was vor dem Bastillesturm mißlungen sei. Der Vorgang in Versailles bei dem Eintreffen des neuen Regiments kam den Aufwieglern zu statten. Als nämlich die bisherige Leibgarde den neuangekommenen Offizieren in dem großen
1. Okt. 1789. Opernsaal des Schlosses ein Gastmahl bereitete, beging der König die Unvorsichtigkeit, daß er von der Jagd zurückgekehrt, gegen Ende der Mahlzeit mit der Königin und dem Dauphin in den Speisesaal trat und dadurch Veranlassung gab, daß die vom Wein erhitzte Tischgesellschaft ihren loyalen Gesinnungen lauten demonstrativen Ausdruck verlieh. Man trank auf die Gesundheit des Königs und der königlichen Familie, ohne der Nation zu erwähnen; die königliche Kapelle spielte das alte Lied: „O Richard, mein König, die ganze Welt verläßt dich!" Die Damen machten aus ihren weißen Bändern Kokarden und teilten sie aus; die Offiziere beteuerten in geräuschvoller Weinseligkeit ihre Treue und Hingebung für den König und sein Haus. Diese Vorgänge wurden durch geschäftige Zungen schnell in Paris bekannt und gaben den Rednern des Palais Royal neuen Stoff zur Aufreizung der Massen. „Während Paris hungert," hieß es, „feiert man in Versailles Orgien." Lügenhafte Übertreibungen mehrten die Erregung. Man sagte aus, die dreifarbige Kokarde sei mit Füßen getreten worden; eine Verschwörung wider das Volk sei im Gange. Noch immer dauerte die Teurung fort, vielleicht künstlich erzeugt; die Schließung der Nationalwerkstätte auf dem Montmartre füllte die Stadt mit brotlosen Arbeitern; Tag und Nacht streiften Proletarierhaufen durch die Straßen, nur mühsam durch die
Paris am 5. Oktober. Nationalgarde von Tumult und Exzessen abgehalten. Am Morgen des fünften Oktober sammelten sich Volkshaufen, zumeist Weiber, auf dem Greveplatz, um Brot schreiend; ihre Zahl wuchs rasch zu Tausenden heran. Sie drangen in das Rathaus, wo die Dreihundert überlegten, wie man dem Brotmangel abhelfen solle, und erbrachen die Waffenkammer. Andre Scharen wälzten sich vom Palais Royal und von der Antonsvorstadt herbei. Man hörte die Rede, die Aristokraten seien Schuld an der Teurung; man müsse den König herbeiholen, damit er dem hungernden Volk Brot schaffe. Es mochte zehn Uhr sein, als diese Losung ausgegeben ward. Wie im Juli der Ruf „nach der Bastille" der unschlüssig hin- und herwogenden Menge das Ziel einer gemeinsamen Aktion bezeichnete, so jetzt der Ruf: „der König nach Paris". Beide Impulse hatten ihren Ursprung in provokatorischen Kundgebungen von seiten des Hofadels. Die erste Aktion hatte den Sturz des Feudalismus zur Folge, die zweite war der Anfang vom Ende des Königtums.

Der innere Pragmatismus. Schon seit einiger Zeit war der Gedanke aufgetaucht, daß man den Hof samt dem Reichstag und den obersten Regierungsbehörden nach Paris verlegen müsse. Dem Volk spiegelte man vor, damit würde den Umtrieben der Aristokratie ein Ende gemacht

und das Brot in Paris wohlfeil werden; die national-liberale Partei billigte den Plan, in der Hoffnung, auf diese Weise werde man allen reaktionären Gelüsten und Fluchtversuchen am sichersten vorbeugen und die Volkssouveränität fest begründen; im Palais Royal begünstigte man alles, was den König in Gefahr setzen und den Herzog Philipp in die Höhe bringen konnte. Von wem jedoch die verhängnisvolle Parole zuerst ausgegangen, ist von jeher eine streitige Frage gewesen. Es war natürlich, daß man zunächst in dem Herzog von Orleans den Schuldigen erkennen wollte; allein für seine ehrgeizigen Zwecke wäre eine Entfernung des Königs nach Metz oder nach einer fernen Stadt dienlicher gewesen; dann hätte ihm die Regentschaft nicht wohl entgehen können. Oder sollte Lafayette der Urheber einer Begebenheit gewesen sein, deren Tragweite er nicht begriffen? Man hat schon damals die schwere Beschuldigung auf ihn gewälzt und bei uns haben die neuesten Schriftsteller der Revolution, Sybel und Häusser, dieser Meinung zugestimmt. Aus Verdruß über die abweisende oder doch zurückhaltende Stellung des Königs zu den Menschenrechten habe er die Verlegung des Hofes nach Paris gewünscht, um vermittelst der Kommune und der Bürgermiliz auf den Gang der Regierung und die Handlungen des Königs einen bestimmenden Einfluß zu üben. Es wird betont, daß er schon früh am Morgen, als die ersten tumultuierenden Weiberhaufen auf dem Greveplatz zusammenströmten und das Ziel der Bewegung noch nicht bekannt gewesen, den Vizepräsidenten des Stadtrats nach Versailles geschickt habe, um den Ministern zu melden, es drohe ein Anmarsch des Volks, man möge die Regierung und Versammlung nach Paris verlegen. Es wird hervorgehoben, daß die Nationalgarde, sonst die Säule der Ordnung, von jedem energischen Widerstand abgehalten worden; daß Lafayette die Aufforderung der französischen Grenadiere, er solle sie nach Versailles führen, mit dem Bescheid abgewiesen habe, er müsse dazu den Befehl vom Stadtrat abwarten; dieser ist ihm aber erst im Laufe des Nachmittags zugegangen. Aus diesen Gründen glaubt sich Sybel zu dem Schluß berechtigt: „Das Wort also, welches für den wirklichen Lauf der Revolution verhängnisvoll wie kein andres werden sollte, der König nach Paris, ist nicht von den Weibern, sondern von Lafayettes Parteigenossen, nicht von dem Palais Royal oder den Orleanisten, sondern von dem Vizepräsidenten der Kommune zuerst ausgesprochen worden." Die harte Beschuldigung aber, „daß er es geliebt mit dem Aufstand zu kokettieren und aus den Verwickelungen, die dann entstanden, sich durch Doppelzüngigkeit herauszureden", widerspricht dem ritterlichen loyalen Charakter des Generals und hat nur in der geschäftigen Fama jener Tage ihre Begründung.

Als die Losung „nach Versailles" in die Masse gedrungen war, wälzte sich ein Strom von Tausenden, Weiber mit Pikenmännern untermischt, lawinenartig wachsend in westlicher Richtung vorwärts, voran die berüchtigte Lütticherin Theroigne de Méricourt in phantastischer Amazonentracht und die „Königin der Halle", Rose-Lacombe, eine ehemalige Schauspielerin. Die Führung übernahm der Bastilleheld Maillard, mit ihm der Metzger und Schenkwirt Jourdan, der „Kopfabschneider" genannt. Ganz Paris war auf den Beinen; sie führten einige alte Kanonen mit sich, viele waren bewaffnet; das Ganze glich einem wilden Bacchantenzug. Die Nationalversammlung tagte gerade unter Mouniers Vorsitz. Da raunte Mirabeau dem Präsidenten ins Ohr: vierzigtausend Pariser rücken auf uns zu, heben Sie die Sitzung auf. Daraus hat man geschlossen, er sei Miturheber des Vorhabens gewesen. Allein der Verdacht ist unbegründet.

Revolutionsauftritte in Versailles.

Auch ohne Urheber zu sein, konnte der Mann, der so viele Verbindungen hatte, wohl vorher von dem drohenden Sturm Kunde erhalten. Mounier wies die Aufforderung zurück und bewirkte dadurch, daß die Versammlung entehrt wurde. Während Maillard in ihrer Mitte als Redner auftrat und sie mit Vorwürfen überschüttete, drängten sich Weiber und Männer auf die Galerien und selbst in den Sitzungssaal und störten durch Lärmen und Tumult die Beratungen. Mounier begab sich zu dem König, der jetzt ohne Zögern die Menschenrechte bestätigte; ihn begleitete eine Anzahl hübscher und gut aussehender Mädchen und Frauen, welche im Namen der Pariser Bevölkerung die Bitte aussprachen, der König möge dem Brotmangel abhelfen und seine Residenz nach Paris verlegen. Ludwig XVI. suchte sie durch eine begütigende Antwort zu beruhigen. Gegen Abend langte Lafayette mit der Nationalgarde in Versailles an, von der Kommune mit einem Schriftstück versehen, worin neben jenen beiden Wünschen auch noch die inzwischen bereits erfolgte Bestätigung der Verfassung und die Übertragung der Bewachung des Hofes an die Nationalgarde verlangt ward, und traf dann zweckmäßige Anordnungen zur Beschützung des Schlosses und zur Abwehr aller Gewaltthätigkeiten und Exzesse. Mittlerweile hatten die wilden Gesellen, die teils mit Maillard, teils im Gefolge des Bürgergenerals angelangt waren, die Räumlichkeiten des Versailler Schlosses ausgespäht. Sie fanden, daß die Zugänge durch die berittene Leibgarde, durch das Regiment Flandern, durch die Schweizer und die Versailler Bürgerwehr gut bewacht und geschützt seien, und hielten sich daher zurück, zumal da auch Lafayette den festen Entschluß zeigte, jede Gewaltthätigkeit zu verhindern. Allein den Kundschaftern wurde bald klar, daß unter den Hütern keine rechte Übereinstimmung herrsche und daß der König verboten habe, auf das Volk zu schießen. Ludwig XVI. hatte in Humes Geschichte gelesen, daß man dem englischen König in erster Linie das Vergießen von Bürgerblut als todeswürdiges Verbrechen anrechnete. Seitdem schwebte ihm das Schicksal des Stuart wie ein drohendes Gespenst vor Augen. Man hatte ihm den Rat gegeben, nach Rambouillet zu fliehen, aber Lafayette versicherte ihn, er werde die Ordnung mit seinem Blut aufrecht erhalten. So ließ man den Gedanken an eine Flucht fallen.

Die Schreckensnacht vom 5./6. Okt. Als die Pariser Nationalgarde die wichtigsten Posten im Schloß besetzt hatte, mehrere Bataillone in Kirchen untergebracht waren oder bei Wachtfeuern auf den Straßen lagerten, begab sich Lafayette, müde und erschöpft von den Anstrengungen des Tages, zwei Stunden nach Mitternacht zur Ruhe. Dies benutzten die zügellosen Banden, die sich in der Stadt umhertrieben, zu feindlichen Überfällen zunächst gegen die verhaßte Leibgarde, deren Kaserne erstürmt und geplündert ward, dann gegen das Schloß selbst, voran die wilden Rotten, die ihre Parole im Palais Royal empfangen hatten. Nach einiger Zeit entdeckten sie einen Nebeneingang ohne Wache. Durch diesen erfolgte sofort der Einbruch. Männer und Weiber, mit Waffen aller Art gerüstet, stürmten in die Höfe und

Gänge. Die Soldaten der Leibwache an den Thüren und Treppen wurden niedergestoßen und den Leichen die Köpfe abgeschnitten. Unaufhaltsam flutete die Masse vorwärts, die Stufen hinan, nach den Gemächern der Königin. Die hohe Frau wäre verloren gewesen, hätten nicht einige Leibgardisten mit Aufopferung ihres eignen Lebens das Vorzimmer solange verteidigt, bis sie sich halb angekleidet mit ihren Hofdamen zu dem König gerettet. Endlich traf Lafayette, durch die Nachricht von den Sturm- und Mordszenen im Schloß aus dem Schlaf geweckt, mit der Nationalgarde ein und verhütete durch energisches Einschreiten weiteres Unheil.

Die innern Räume des Schlosses wurden gereinigt; außen aber dauerte der wilde Tumult fort. Aus tausend Kehlen ertönte der Ruf: „der König nach Paris!" Ludwig XVI. erschien auf dem Balkon, die Kokarde am Hut und gab ein Zeichen der Zustimmung. Noch erschallte ein lautes Lebehoch, das selbst auf die Königin überging, als Lafayette sie herbeiführte und ihr die Hand küßte. Einige Stunden nachher wurde die verhängnisvolle Reise angetreten, welche die Menge mit Freudenschüssen begrüßte. Es war ein Martyrium für den gekrönten Bourbon und die stolze Tochter der Maria Theresia, als sie unter dem Geleit der schrecklichen Scharen schreiender und jauchzender Weiber und Männer die siebenstündige Fahrt nach der Hauptstadt zurücklegen mußten, und, nachdem sie auf dem Stadthaus noch die Begrüßung des Gemeinderats entgegengenommen, spät am Abend in das öde Tuilerienschloß einzogen, das seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt und für ihre Aufnahme gar nicht hergerichtet war, um dort unter dem Schutz der Pariser Nationalgarde ein Leben zu führen, das einer Gefangenschaft glich! Zwei Wochen nachher folgte die Nationalversammlung, für welche die in der Nähe des Tuilerienschlosses gelegene Reitschule hergerichtet wurde. Aber mehr als hundert Mitglieder, unter ihnen Mounier und Lally-Tolendal, erklärten ihren Austritt. Der Herzog von Orleans, auf dem der dunkle Verdacht lastete, daß er der eigentliche Anstifter der Oktobergreuel gewesen, wurde unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach London in die Verbannung geschickt. Man wollte ihn im ärgsten Getümmel der Mordnacht im Versailler Schloß gesehen haben; und am folgenden Tag soll er seinem Bankier die Weisung erteilt haben, keine Zahlung mehr für ihn zu machen; „das Geld sei nicht verdient, der Tropf lebe noch".

Die Königsfamilie nach Paris.

5. Ausbau des Staats. Assignaten. Landeseinteilung und Justizorganisation. Zivilverfassung des Klerus.

Mirabeaus staatsmännische Thätigkeit war auf die Gründung eines parlamentarisch-monarchischen Rechtsstaats gerichtet, in welchem die persönliche Freiheit Raum hätte innerhalb der Schranken des Gesetzes sich ungehemmt zu entfalten, in welchem die öffentlichen Gewalten in ihren drei Faktoren der gesetz-

Mirabeaus Stellung zum König und zur Nat.-Vers.

gebenden, ausübenden und richterlichen getrennt nach ihren Wirkungskreisen, aber in harmonischem Zusammenleben ihre Aufgaben zu lösen vermöchten, und die durch Privilegien, Sonderrechte, Monopolien, städtische und gewerbliche Beschränkungen bewirkte staatsbürgerliche Ungleichheit gänzlich verschwände. In diesem Sinn war er bisher als der heftigste Bekämpfer des Feudalstaats mit seinen Herrenrechten, des königlichen Absolutismus mit seinem Hofadel und seiner Kamarilla, der Kirche mit ihrer hierarchischen Machtstellung und religiösen Ausschließlichkeit aufgetreten, hatte er mit patriotischem Sinn für die nationale Einheit gearbeitet. In der Übersiedelung des Hofes und der Regierung in die turbulente Hauptstadt erblickte Mirabeau eine Gefahr für das Gleichmaß der öffentlichen Gewalten, für die notwendige Macht und Autorität der Krone. Er fürchtete, daß das Staatsschiff, der Scylla des Feudalismus entronnen, der Charybdis der Volksanarchie zugetrieben würde, ohne daß ein kräftiger Steuermann es von der verderblichen Richtung abzulenken vermöchte. So kam es, daß während die Doktrinäre und Fanatiker der populären Tagesmeinung auf dem bisherigen Standpunkt verharrten, ihre Pfeile noch fortwährend gegen den bereits geschlagenen und am Boden liegenden Feind richteten, der große Volkstribun auf Mittel sann, wie der wankende Thron gefestigt und zugleich der Verfassungsstaat auf freiheitlichen und volkstümlichen Grundlagen ausgebaut werden möchte, wie man den zerstörenden Wirkungen der revolutionären Elemente Einhalt gebieten könne ohne die Gründung der neuen Staatsordnung, welche der dritte Stand sich von Anfang an als Aufgabe und Ziel seines Wirkens gesetzt, zu gefährden. Nie war Mirabeau größer, als in den Monaten, welche auf die Oktoberszenen folgten. Als einige Tage nach der Übersiedelung sich der rasende Pöbel an einem Bäcker vergriff und ihn ermordete, wurde auf Mirabeaus An-
22. Okt. 1789. trag ein Aufruhrgesetz beschlossen, kraft dessen der Gemeinderat bevollmächtigt sein sollte zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit gegen Zusammenrottungen nach dreimaliger Verwarnung Waffengewalt anzuwenden. Der Mut und die Kraft eines Mannes leuchtet weniger in solchen Momenten hervor, wo er der herrschenden Strömung vorangeht oder folgt, als wo er sich den wogenden Fluten entgegenstemmt. Es lebte damals in Paris ein vornehmer Belgier, Graf von Lamarck, später Fürst von Aremberg, der bei Hof viel galt und mit welchem Mirabeau befreundet war. Aus den Briefen und Gesprächen mit diesem Edelmann, die erst in der Folge bekannt wurden, erfährt man, wie scharfsichtig der Abgeordnete die der Monarchie drohenden Gefahren voraussah und wie eifrig er überlegte, auf welche Weise der hereinbrechenden Anarchie gesteuert, die Exekutivgewalt verstärkt werden möchte. Der Aufenthalt des Königs in dem revolutionären Paris scheint ihm sehr bedenklich; unter dem Druck einer von agitatorischen Rednern und Journalisten in steter Bewegung gehaltenen Bevölkerung sieht er den Ausbau des Verfassungswerkes und ein kräftiges Regiment als un-
15. Okt. mögliche Dinge an. Er entwickelte in einer Denkschrift, die dem König überreicht

werden sollte, seine Ansichten, wie man die Monarchie retten und zugleich die neue Staatsordnung vollenden könne. Ludwig XVI. sollte sich aus Paris entfernen, nicht in heimlicher Flucht nach Lothringen, wo er an die Hilfe der Emigranten und des Auslandes gewiesen wäre, sondern offen bei hellem Tage nach Rouen, um gestützt auf Militär und Nationalgarden und umgeben von der Bevölkerung der getreuen Provinzen Normandie und Bretagne mit den Vertretern des Reichs gemeinschaftlich die neue Konstitution ins Leben zu führen, gerade und aufrichtig, ohne reaktionäre Hintergedanken und ohne Zugeständnisse an die anarchistische Masse. Graf Montmorin, Minister des Auswärtigen, ein ehrenwerter entschlossener Mann, teilte die Ansichten Mirabeaus von der Notwendigkeit einer monarchischen Restauration. Wie hätte sich aber der Bourbon, der seit den Oktobertagen gänzlich mutlos und gebrochen war, zu einem solchen Entschluß aufschwingen können? Näher lag ihm der andre Gedanke, zu dem der Hofadel riet, dem selbst der Graf von Provence, der bei der immer deutlicher hervortretenden Schwäche und Unfähigkeit seines königlichen Bruders damals die Zügel der Regierung unter irgend einem Titel in die eigne Hand zu bringen gedachte, das Wort redete. Doch blieb auch dieser Plan vorerst unausgeführt. Unermüdlich war Mirabeau bestrebt, den König zu bestimmen, daß er sich den neuen staatsrechtlichen Ideen hingebe und mit Hilfe der konstitutionell gesinnten und konservativen Elemente an ihrer Verwirklichung thätigen Anteil nehme. Darum hegte er auch den Wunsch, der König möchte ihn in das Ministerium berufen. Eine solche Stellung hätte nicht bloß seinen politischen Kräften entsprochen, sie hätte ihn auch aus den finanziellen Verlegenheiten gerissen, in die ihn Ausschweifungen und alte Schulden gestürzt hatten. Denn der Tod seines Vaters hatte nicht die gehoffte Erlösung gebracht. Wir wissen, wie zerrüttet die Vermögensverhältnisse des Hauses Mirabeau gewesen sind. So tief auch diese ehrgeizigen Gedanken in der Seele des großen Politikers schlummerten, sie mögen doch erraten worden sein. Als er, um eine starke Regierung zu schaffen, und den Gegensatz zwischen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt auszugleichen, den Vorschlag machte, den Ministern einen Sitz in dem Abgeordnetenhaus mit beratender Stimme einzuräumen, stieß er auf heftigen Widerstand. 6. Nov. 1789. Der Bretagner Lanjuinais, Professor des kanonischen Rechts, stellte den Gegenantrag, kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe im Laufe dieser Legislaturperiode eine Ministerstelle oder ein Amt annehmen. Vergebens bekämpfte Mirabeau eine solche Selbstbeschränkung mit allen oratorischen Kräften, die ihm zu Gebote standen, so daß er zuletzt, da die Tendenz des Antrags niemand ein Geheimnis blieb, sich zu der ironischen Redewendung verstieg, man solle dem Gesetz über die Zulassung der Minister den Zusatz beifügen, nur Graf Mirabeau, der Abgeordnete von Aix, sei auszuschließen; die Versammlung beschloß dennoch, keines der gegenwärtigen Mitglieder 7. Nov. dürfe eine Stelle von der Staatsregierung annehmen, ein Beschluß, der den Zwiespalt zwischen Parlament und Regierung unheilbar machte. Damit war

Mirabeau das Ziel seines flammenden Ehrgeizes entzogen. Nicht als berufener Großbeamter der Krone konnte er fortan dem König dienen, sondern nur als Redner auf der Tribüne oder als geheimer Ratgeber durch Noten, Vorschläge und Denkschriften. Diese letztere Thätigkeit brachte ihn in eine schiefe Stellung: da er durch seine zerrütteten Vermögensverhältnisse genötigt war, für seine Gutachten Bezahlung seiner Schulden im Betrag von 200,000 Fr. und eine Leibrente von monatlich tausend Thalern vom König anzunehmen, so entstand bald das Gerücht, er stehe im Sold des Hofes; und die Demagogen versäumten nicht denunziatorische Verdächtigungen gegen ihn zu schleudern. Im Anfang des Jahres 1790 drohte ein Krieg zwischen England und Spanien um den Besitz des für den Pelzhandel wichtigen Nootka-Sundes in Kalifornien auszubrechen, in den Frankreich vermöge des Familienvertrags verflochten werden konnte. Als nun Mirabeau in einer seiner glänzendsten Reden die Entscheidung über Krieg und Frieden der Krone beigelegt wissen wollte, während Barnave und seine Genossen sie allein für die Vertreter der Nation in Anspruch nahmen, rief man in den Gassen eine Schrift aus: „Die große Verräterei des Grafen Mirabeau". Da sagte er auf der Rednerbühne: „Vor kurzem wollte man mich im Triumph durch die Straßen tragen und nun nennt man mich einen Verräter. Ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß nur wenige Schritte vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen seien, aber ein Mann, der für die Vernunft und das Vaterland streitet, gibt sich so leicht nicht überwunden." Und so mächtig war die Logik seiner staatsrechtlichen Darlegungen, so durchschlagend seine Beweisführung für den Grundsatz: nicht dem gesetzgebenden Körper allein, sondern der in der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gemeinschaftlich repräsentierten Nationalhoheit komme die Entscheidung zu, daß der Beschluß in eine Form gekleidet ward, die seiner Auffassung wenigstens nahe kam. Das Dekret lautete: „Das Recht über Krieg und Frieden gehört der Nation; der Krieg kann allein durch einen Beschluß der Nationalversammlung erklärt werden, welcher auf den ausdrücklichen und notwendigen Vorschlag des Königs gefaßt und von ihm sanktioniert ist."

Mai 1790.

Weltgeschichtliche Bedeutung der Pariser Nationalversammlung.

Seit der Übersiedelung des Hofes und der öffentlichen Gewalten nach Paris lag der Schwerpunkt der Macht in den Vertretern der Kommune, die auf dem Stadthaus ihre Sitzungen hielten, und in der ihnen untergeordneten Nationalgarde, wovon ein Teil zu regelmäßigem Dienst verpflichtet war und Sold bezog. Das erwähnte Aufruhr- oder Martialgesetz, für dessen Zustandekommen Mirabeau und Lafayette zusammenwirkten, und die Übertragung aller Klagsachen für Verbrechen der „beleidigten Nation" an den alten Gerichtshof des Chatelet, bis eine neue Gerichtsordnung geschaffen sein würde, boten die gesetzlichen Mittel, dem anarchischen Gebahren der Masse zu wehren, und setzten die Nationalversammlung instand, den neuen Staats- und Gesellschaftsorganismus in allen seinen Teilen auszubauen, ein großartiges Unternehmen, bei dem die

ganze Fülle der Kenntnisse, der wissenschaftlichen Bildung, der mannigfaltigen Talente zu Tage kam, welche die Versammlung in sich schloß. Wie sehr auch einzelne Bestimmungen den Charakter der reformbegierigen Zeit verraten oder den philosophischen und politischen Doktrinen des Tages angepaßt sein mögen, so sind doch die Schöpfungen von 1789 und 1790 die Grundlage des modernen Staats. Die „Errungenschaften der Revolution" haben nicht nur für Frankreich, sondern für die gesamte Kulturwelt eine neue Ära in der Gestaltung des Staats- und Verfassungslebens begründet. Die persönliche Freiheit, die Rechtsgleichheit aller vor dem Gesetz, die Herleitung der öffentlichen Gewalten aus der Hoheit und Selbstbestimmung der Staatsgesamtheit sind die unveräußerlichen Grundrechte aller modernen Staatsgesellschaften.

Die nächste Sorge der Nationalversammlung galt der Beschaffung der Assignaten. notwendigen Geldmittel für den Staatshaushalt und der Beseitigung des immer mehr anwachsenden Defizit. Es war eine rein praktische Angelegenheit, die sich aber rasch zu einer der höchsten und einschneidendsten Lebensfragen entwickelte. Wir wissen, daß die gallikanische Kirche im Besitz großer Güter und Einkünfte war; man berechnete die Wertsumme des Kirchenvermögens auf zwei Milliarden, die Jahreseinnahme auf etwa 170 Millionen mit Einschluß der Zehnten. Davon hatte der Klerus bisher dem Staat im Durchschnitt 3 bis 4 Millionen jährlich in „freiwilligen Gaben" bezahlt und auch die ihm zugewiesenen Lasten des Unterrichts und der Armenpflege sich möglichst leicht gemacht. Wenn in der Nachtsitzung des vierten August sich auch die Geistlichkeit von der allgemeinen opferwilligen Begeisterung fortreißen ließ, so war das doch nur ein kleiner Bruchteil des Standes; und für die Hingabe des Zehnten standen Entschädigungen in Aussicht. Was war daher natürlicher als daß in der Zeit der Aufklärung, da die herrschenden Geister der Religion und Kirche gleichgültig, ja feindselig gegenüberstanden, in der Nationalversammlung der Gedanke auftauchte, man solle das Kirchenvermögen zur Beseitigung der finanziellen Notlage verwenden. Die Idee ging von dem eignen Stand aus. Schon am 10. Oktober stellte Talleyrand den folgenschweren Antrag, die Güter der Kirche für die Staatsbedürfnisse in Anspruch zu nehmen. Mirabeau trat dem Vorschlag bei, der dann bald in die Form eines Gesetzentwurfs gebracht ward. Danach sollte alles Kirchengut zur Verfügung der Nation gestellt, Staatseigentum sein, die Besoldung der Geistlichen und die Unterhaltungskosten für Kultus und Armenpflege von der Regierung bestritten, das Übrige der Staatskasse zur Tilgung der Schulden und Rückstände und zur Ausgleichung des jährlichen Ausfalls zugewendet werden. Der Antrag wurde nach langen Überlegungen und Verhandlungen ange- 17. März 1790. nommen und der Beschluß gefaßt, „geistliche Güter für 400 Millionen an die Munizipalitäten des Reichs nach deren Angebot zu überlassen, diese würden den Einzelverkauf besorgen und ein Sechzehntel des reinen Ertrags für sich behalten". Es war eine reiche Gabe, die man als „Brautschatz der Revolution" bezeichnet

hat. Da aber der Verkauf der Kirchengüter nicht sogleich vollzogen werden konnte, die dringende Geldnot aber augenblickliche Einnahmen erforderte, so machte Mirabeau auf den Rat des Genfer Ausgewanderten Clavière den Vorschlag, man solle auf Grund der eingezogenen Kirchengüter, die als hypothekarisches Unterpfand dienen würden, Kassenscheine im Betrag von 400 Millionen ausgeben und die Verwaltung der Staatsschuld in die Hand einer neuen von dem Finanzministerium getrennten Behörde legen. Der Vorschlag ging durch. Zur Herstellung eines geordneten Haushaltes griff man zu dem Mittel von Geldanweisungen oder „Assignaten". Diese anfangs in löblicher Absicht getroffene Einrichtung erwies sich mit der Zeit als eine tyrannische Maßregel, die den Ruin von Tausenden herbeiführte. Denn da die Staatseinkünfte täglich mehr abnahmen, teils infolge der Abschaffung der meisten indirekten Steuern oder Auflagen, teils durch die mangelhaften Einzahlungen aller öffentlichen Abgaben von Grund und Boden und vom Gewerbebetrieb, teils durch den Abgang der Kaufsummen für Ämter und Richterstellen, somit die Geldnot immer mehr wuchs, so sah sich die Regierung gezwungen, die Ausgabe der Kassenscheine fort und fort zu vermehren, weit über den anfänglichen Betrag hinaus. Die Folge war, daß das Volk, das ohnehin in den Bestand der Dinge keinen rechten Glauben hatte, das Zutrauen verlor und die Annahme des Papiergeldes, das man zuerst „wie einen himmlisch befruchtenden Regen" mit Freuden begrüßt hatte, verweigerte, oder sich doch spröde und widerstrebend verhielt. Vergebens setzte später der Konvent in den Tagen des Schreckens einen Zwangskurs fest, im täglichen Verkehr sank der Wert von Tag zu Tag, bis endlich der Staatsbankrott eintrat, den man durch die Assignaten hatte vermeiden wollen.

Organisatorische Thätigkeit der Nationalversammlung.

Vom Herbst bis zum Frühjahr entfaltete die Nationalversammlung eine parlamentarische Thätigkeit, die in Erstaunen setzt. Galt es doch die bestehenden Einrichtungen, die Resultate einer mehr als tausendjährigen geschichtlichen Entwickelung so umzugestalten, daß sie mit den neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und natürlichen Menschenrechten übereinstimmten! Da mußte man denn zuerst die staatsbürgerlichen Rechte aller Franzosen festsetzen, da mußte man das Staatsgebiet auf neuen Grundlagen ordnen und einteilen, da mußte man die alten auf ganz andern Voraussetzungen beruhenden Rechtsgewalten und Gerichtsstätten umgestalten, da mußte man die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche in andre Formen und Gesetze bringen. Der Kampf des reformbegierigen Zeitgeistes gegen das Überlieferte und historisch Gewordene, der seit Jahrzehnten litterarisch und wissenschaftlich geführt worden war, trat nun in die Wirklichkeit ein, errang praktische Siege. Mit unerbittlicher Logik schnitten die Männer, die sich die Neugestaltung des Staats- und Gesellschaftslebens zur Aufgabe gesetzt, in den abgelebten Organismus ein, um an der Hand der Vernunft und Philosophie neue Lebensformen zu schaffen, die Idee der per-

sönlichen Freiheit und Rechtsgleichheit auf den Ruinen des Bestehenden zur Geltung zu bringen.

Aber wie bald erkannten die Männer der Doktrin, daß die Menschenwelt sich nicht nach abstrakten Begriffen einrichten läßt! Sollte die gesamte Nation in dem künftigen gesetzgebenden Körper in Wahrheit repräsentiert sein, sollten die öffentlichen Gewalten in der That die Organe des Gesamtwillens der Nation, den Ausfluß der Volkssouveränität darstellen, so mußte das allgemeine Wahlrecht unbeschränkt sein, so durfte die Bethätigung des aktiven Bürgerrechts an keine äußerlichen Bedingungen geknüpft werden. Es war somit schon eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Menschenrechte, wenn man den örtlichen Gemeindeverband bestehen ließ und festsetzte, daß jeder Urwähler einem solchen wenigstens ein Jahr lang angehört haben, ein Alter von 25 Jahren besitzen, eine Steuer entrichten müsse, die dem Tagelohn von drei Arbeitstagen gleich käme, und nicht in eines andern Diensten stehen oder mit dem Makel eines Bankrotts beladen sein dürfe. War aber schon in diesen ersten Fundamentalbestimmungen den Begriffen von Volkssouveränität und individueller Gleichheit aller die Spitze abgebrochen, so wurde die logische Folgerichtigkeit noch mehr geschädigt, indem man ein gebrochenes Wahlverfahren mit stufenweise ansteigendem Zensus einführte. Die von den Urversammlungen zu wählenden Wahlmänner sollten einer höhern Steuerklasse angehören, und die Abgeordneten zur Nationalversammlung nur aus solchen gewählt werden, die eine Mark Silber als Steuer bezahlten und einen eignen Grundbesitz hatten. Wie gering immer die Beschränkungen des Wahl- und Bürgerrechts gezogen sein mochten, die Radikalen in der Versammlung und die demokratischen Journalisten erblickten darin eine Bevorzugung des Eigentums, und die letzteren versäumten nicht, ihre agitatorischen Stimmen dagegen zu erheben. Schon fing man an, den Begriff der Gleichheit vom Recht und Gesetz auf das Eigentum auszudehnen. Und doch ist in der Menschenwelt die Ungleichheit des Besitzes ein Naturgesetz; sie beruht auf der Ungleichheit der Kräfte und auf der Freiheit des Willens, die weder durch die Zwangsjacke der Logik, noch durch eine despotische Gewalt beseitigt werden können.

Wahl- und Bürgerrecht.

Desto freiere Hand hatten die Doktrinäre im Ordnen und Organisieren der materiellen Unterlage des Staats und in der Festsetzung der Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegt. Man schuf neue Landeseinteilungen, neue Verwaltungs- und Gerichtskreise, neue Organe der Rechtspflege, der Wohlfahrt und Sicherheit der Nation. Es ist uns aus den frühern Blättern dieses Werks hinlänglich bekannt, wie die einzelnen Teile Frankreichs zu einem politischen Gesamtkörper vereinigt wurden, und wie sich trotz der Vereinigung eine große Mannigfaltigkeit von Rechten, Privilegien, Verfassungsformen in den einzelnen Provinzen erhielt, an welche die alte Monarchie nicht hatte rühren können. Man sprach sogar hier und da auf einzelnen Provinziallandtagen noch wohl

Frankreichs Provinzialpartikularismus ausgetilgt.

von alten „Kapitulationen“, die mit dem französischen Königtum geschlossen worden. Nicht nur daß die Sprache mundartlich verschieden war, daß Gesetze und Gerichtswesen einen landschaftlich gesonderten Charakter trugen, daß in den Amtsbezirken die größte Verschiedenartigkeit in der Verwaltung herrschte, viele Provinzen waren sogar durch Zollgrenzen voneinander getrennt, hatten eignes Maß und Gewicht; kurz es bestand in Frankreich ein Partikularismus, der mit dem musivischen Chaos des heiligen römischen Reichs deutscher Nation oder der Vereinigten Staaten der österreichischen Niederlande manche Ähnlichkeit hatte. Diese bunte Masse landschaftlichen Sonderlebens wurde nunmehr mit einem Schlag wie von einem Sturmwind weggefegt, die ganze Vergangenheit ausgelöscht. Nicht nur die geschichtlichen Namen der Provinzen, sondern auch die bunte Gliederung der Territorien und Amtskreise fielen dem System der Uniformität zum Opfer.

Landeseinteilung. Man teilte ganz Frankreich in 83 Departements, die ihre Namen von Flüssen, Gebirgen und andern Erscheinungen der natürlichen Bodenbeschaffenheit erhielten, und wieder in 574 Bezirke oder Arrondissements, in 4760 Kantone und in 44,000 Gemeinden oder Munizipalitäten zerfielen. Durch diesen einschneidenden Rationalismus, der aus den Landschaften geographische Begriffe machte, wurden die provinziellen Eigentümlichkeiten, das ganze geschichtliche Sonderleben mit seinen Übeln und Vorzügen ausgetilgt und eine Uniformität begründet, in welcher die Hauptstadt die geistigen und politischen Impulse gab, den Herd und Mittelpunkt aller Lebensanschauungen, die Metropole aller Kultur für ganz Frankreich bildete. Gleichheit des Maßes, des Gewichts, der Münze und Gleichförmigkeit der Verwaltung und des Gerichtswesens vollendeten die staatliche Einheit des Reichs.

Amtskreise u. Munizipalitäten. Entsprechend dem Prinzip der Selbstbestimmung wurden für die einzelnen Gemeinden, Bezirke und Departements Amtskreise mit Räten und Regierungskollegien errichtet, die von den Aktivbürgern gewählt und von dem König ernannt alle öffentlichen Geschäfte besorgten und dafür eine kleine Besoldung erhielten. Der Schwerpunkt lag in den Munizipalitäten, die nach dem Muster von Paris in allen Stadt- und Landgemeinden errichtet wurden. Maire und Gemeinderat erhoben die Steuern und Abgaben und hatten die Verfügung über die Nationalgarden, ja sogar über die Linientruppen, die in ihren Städten in Besatzung lagen. Die Stadt Paris bildete ein eignes politisches Gemeinwesen, bestehend aus 48 Sektionen mit einem Munizipalrat und einem weitern Bürgerausschuß, an der Spitze der Maire.

Wirkungen des neuen Territorialsystems. So zerfiel ganz Frankreich in eine Unzahl von Wahl- und Amtskreisen, die ebenso viele kleine Freistaaten für sich waren. Jeder Gemeindeverband bildete eine kleine Republik. Neben den Kommunalgewalten hatten die Regierungskollegien und Verwaltungsräte in den Kantonen, Bezirken und Departements wenig Macht und Bedeutung. Und wie unsicher und ohnmächtig war die Stellung eines Ministeriums, das sich auf eine gewählte Beamtenschaft stützen mußte neben einem Reichstag, in dem die konservativen Elemente mehr und mehr verschwanden, dir radikalen mehr und mehr zunahmen, und aus welchem die Mitglieder des Ministerrats gesetzlich ausgeschlossen, somit ohne Einfluß auf den Gang der Staatslegislatur waren! Für eine monarchisch-dynastische Gewalt aber war vollends kein Raum mehr. Schon hatte man Ludwig XVI. aus einem „König von Frankreich“ in einen „König der Franzosen“ verwandelt, und bald führte man den vernichtenden Streich gegen den Klerus und den

Adel. Ein Thron aber, den keine erbliche Aristokratie umgab, der auf einem gewählten Beamtenstaat mit obrigkeitlicher Autonomie in politischen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten ruhte, war „wie ein nackter vielumstürmter Turm auf weiter Ebene". Mirabeau war mit den Schöpfungen der nivellierenden Staatskünstler, mit den Gebilden des systematisierenden Verstandes nicht einverstanden; nach seiner Ansicht sollte man der Naturbeschaffenheit der einzelnen Landschaften, dem Temperament und den Gewohnheiten der Bevölkerung mehr Rechnung tragen, auf die „berechtigten Eigentümlichkeiten" der Provinzen größere Rücksicht nehmen. „Ich würde eine reale Einteilung vorziehen," sagte er, „die den materiellen Verhältnissen, den Eigentümlichkeiten der Gegenden und den Umständen angepaßt wäre und nicht eine mathematische, sozusagen ideale; eine Einteilung, welche nicht bloß darauf ausginge, eine dem Zahlenverhältnis der Bewohner entsprechende Vertretung einzurichten, sondern die Verwaltung den Menschen und den Dingen nahe zu bringen und ihr einen größern Wetteifer der Bürger zuzuführen; etwas, was auf der Stelle die Einsicht und die Selbstthätigkeit d. h. die wahre Stärke und die wahre Kraft steigern müßte." Aber der Zug der Zeit war gegen ihn. Er mochte voraussehen, was bald genug zu Tage trat, daß ein auf so breiter demokratischer Grundlage aufgebautes zerbröckeltes Staatswesen in den Jahren politischer Aufregung zu einer ungezügelten Volksherrschaft, zu einer Ochlokratie unter ehrgeizigen und selbstsüchtigen Demagogen übergehen würde, in Zeiten der Ermüdung und Erschlaffung aber in ein willkürliches Beamtenregiment, daß die zu weit getriebene Dezentralisation mit der Zeit einer starren Zentralisation den Platz räumen, daß auf eine fieberhaft erregte Volksthätigkeit mit anarchischen Auswüchsen der Despotismus folgen würde.

Die neue Territorialeinteilung mit demokratisch regierten Amtskreisen machte auch eine neue Gerichtsorganisation notwendig. Die alten Parlamente paßten nicht mehr zu den Anschauungen des jungen Frankreich, zu der Lehre von der Souveränität des Volks. Obwohl in frühern Tagen eine Schutzwehr gegen die überwältigende Macht des Absolutismus, war die juristische Körperschaft doch ein aristokratisches und konservatives Rechtsinstitut. Trotz der Protestationen und agitatorischen Umtriebe von seiten der bedrohten Tribunale, verlängerte man daher die gewöhnlichen Herbstferien, während welcher nur eine einzige Kammer die dringendsten Geschäfte besorgte, bis zur Beendigung der neuen Landeseinteilung, mit der man dann auch die Gerichtsverfassung in Übereinstimmung setzte, eine in logischer Folgerichtigkeit geschaffene einheitliche Gerichtsbarkeit mit einfachem klaren Instanzenzug und einer planmäßigen Abgrenzung der Zuständigkeiten. Wie das politisch-administrative Frankreich in Departements, Arrondissements und Kantone zerfiel, so das gerichtliche in Kriminalgerichte mit Geschworenen (Assisen) zur Entscheidung der Thatfrage, in Tribunale oder Bezirksgerichte und in Friedensgerichte (Kantonal- oder Stadtgerichte). Daneben ein Kassationshof, der die formale Gültigkeit aller Urteile zu prüfen haben sollte. In der Aufstellung und Ausarbeitung dieser Gerichtsordnung zeigte sich der juristische Geist und Scharfsinn der Versammlung im vollsten Glanz. Die Schwurgerichte, bisher nur in England bekannt, sind seitdem ein Besitztum aller Kulturvölker geworden. Die Justiz des Mittelalters hinter ver-

Neue Gerichtsorganisation.

schlossenen Thüren mit Foltern und Aktenstößen verschwand nunmehr vor der Macht der Öffentlichkeit und der mündlichen Rede. Die Richter sollten auf sechs Jahre vom Volk aus der Zahl der gebildeten Juristen gewählt werden. Den Parlamentsräten wurde für den Verlust ihrer erkauften Stellen eine Entschädigungssumme gewährt.

Zivilverfassung des Klerus. So trefflich sich die Gerichtsorganisation bewährt hat, die den Übergang zu dem neuen Gesetzbuch der Napoleonschen Zeit bildete, so große Zerrüttung brachte „die bürgerliche Konstitution des Klerus", wodurch das Verhältnis des Staats zur Kirche festgesetzt werden sollte. Hatte schon die Beschlagnahme der Kirchengüter für die Staatsgemeinschaft und die darauffolgende Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden ohne Mitwirkung des päpstlichen Stuhles großes Ärgernis gegeben, war schon das von der Nationalversammlung aufgestellte Grundgesetz allgemeiner Religionsfreiheit, das den Protestanten wie den Juden bürgerliche Gleichberechtigung verlieh, dem vatikanischen Kirchenregiment ein Dorn im Auge, eine Verleugnung der kanonischen Gesetze und des Glaubens an die alleinige Heilkraft der katholischen Kirche, wie mußte erst die päpstliche Hierarchie erzürnen, als sich die gesetzgebende Reichskörperschaft vermaß, in die bisherige kirchliche Verfassung Frankreichs ebenso tiefe Einschnitte zu thun, wie in den politischen Staatsorganismus. Es waren sehr erregte Sitzungen, in denen die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes über die Stellung der Geistlichkeit beraten wurden. Die Männer der Rechten, insbesondere Abbé Maury, Cazalès, Montlosier, Epréménil und der jüngere Mirabeau setzten alle Hebel in Bewegung, um das Gesetz scheitern zu machen. Auf ihre Anregung stellte ein ehrlicher Kartäusermönch, Dom Gerle, den Antrag, die Versammlung solle erklären, „daß die römisch-katholisch-apostolische Kirche immer die der Nation und ihr Kult der allein autorisierte sein werde"; aber dies stieß auf so heftigen Widerspruch, daß der Mönch, der ohnedies der Volkspartei angehörte und von den andern nur vorgeschoben worden war, seinen Antrag mit Thränen zurückzog. Die Diskussion zog sich wochenlang hin. Der Hauptredner war der Jansenist Camus, „der mit einer Mischung von religiösem und politischem Eifer die Übereinstimmung des vorliegenden Gesetzes mit dem Neuen Testament und den Konzilienbeschlüssen des vierten Jahrhunderts unermüdlich in allen Stücken nachwies". Am 12. Juli 1790 wurde das Gesetz vollendet und dem König zur Bestätigung vorgelegt. Aber dieser zögerte mit der Unterschrift. Papst Pius VI. hatte ihm auf seine Anfrage erwidert: den Rechten seiner Krone könne er entsagen aber nicht seine Pflichten gegen Gott und die Kirche opfern, deren ältester Sohn er sei. Einige Zeit nachher ließ er sich dennoch die Bestätigung abdringen; aber es ging ihm tief zu Herzen; sein religiöses Gewissen fühlte sich verwundet bei dem Gedanken, daß er durch die Verletzung der päpstlichen Rechte sich von der Einheit der Kirche trenne und daß durch die gesetzwidrige Wahl der Bischöfe und Geistlichen ihm das Sakrament entweiht werde. Von da an lag ein Abgrund

zwischen ihm und der Nationalversammlung. Seine Hoheitsrechte ließ er sich Stück für Stück entreißen. Daß man aber seinem religiösen Bewußtsein Gewalt anthat, konnte er nicht verwinden.

Nach der „Zivilkonstitution des Klerus" sollte in Zukunft jedes Departement eine bischöfliche Diözese bilden mit einem vom Staat geleiteten Seminar, und das ganze Königreich zehn Erzbistümer enthalten. Die Wahl der Bischöfe und der Pfarrer sollte „nach dem Muster der ursprünglichen Kirche" durch das Volk nach Stimmenmehrheit erfolgen, alle Diener der Kirche sollten vom Staat bezahlt werden und keine Accidenzien mehr beziehen. Der Bischof sollte keinen andern Eid schwören, als daß er die katholisch-apostolische Religion bekenne, und dem Papst nur Mitteilung von seiner Wahl machen, ohne dessen Bestätigung nachzusuchen. Den Geistlichen war verboten, die Autorität irgend eines Bischofs oder Metropolitan anzuerkennen, dessen Sitz nicht innerhalb des französischen Gebiets und der französischen Staatsordnung liege, oder andre Titel, Würden, Ämter als die in der Konstitution aufgenommenen zu führen. Damit war der Staatsreligion und der Macht der Kurie in Frankreich die Axt an die Wurzel gelegt.

Kein Dekret des Reichstags hat eine solche Aufregung in der Nation erzeugt als die Zivilverfassung des Klerus. Denn war auch der herrschende Zeitgeist im allgemeinen gegen den geistlichen Stand gerichtet, in dem man den gebornen Feind aller Aufklärung und Reform erblickte, so hatte dieser Stand doch im Volk seinen Einfluß noch nicht verloren und er selbst war in seiner Mehrheit nicht gewillt, sich einem Gesetz zu fügen, das ihm als eine Verletzung der Gewissensfreiheit, als ein Eingriff in das auf göttlicher Einsetzung beruhende Kirchensystem galt. Als daher einige Monate später an die französischen Geistlichen die Aufforderung erging, die neue Ordnung zu beschwören, weigerte sich der größere Teil den Bürgereid zu leisten, zu dem von Rom aus keine Erlaubnis eingetroffen war, und gab lieber seine Stellen preis. Nur ein Drittel des Klerus unterzog sich dem Eid. Unter ihnen befand sich der edle Menschenfreund Henri Gregoire, Bischof von Blois, der sowohl durch sein öffentliches Wirken in der konstituierenden Versammlung und im Konvent wie durch seine Schriften bewies, „daß er in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe suchte". Seitdem war das kirchliche Frankreich in zwei feindliche Heerlager geteilt: eine Menge von geistlichen Stellen war unbesetzt und man unterschied zwischen beeidigten und unbeeidigten Priestern, welche letztere nun nicht länger für Priester gelten sollten, aber in den Augen der Gläubigen um so mehr dafür galten. Die Spaltung wuchs mit den Jahren, bis sie durch klerikale Einwirkung zum Bürgerkrieg sich steigerte. Die Nationalversammlung, die in ihren Vorurteilen gegen jede korporative Abschließung und Sonderstellung auch den kirchlichen Organismus und die öffentliche Volksreligion unter die Allmacht des Staats beugen wollte, machte bald die Erfahrung, „daß hinter den aufgeklärten Rednern der Klubs und den religionslosen Pöbelhaufen der Hauptstadt in der Hälfte des Landes eine bäuerliche Bevölkerung vorhanden war, die

Wirkung der Zivilverfassung des Klerus.

mit zäher Unerschütterlichkeit und mit kriegerischer Hitze an der Kirche ihrer Väter festhielt. Die römisch gesinnte Geistlichkeit benutzte ihren Einfluß auf die Gemüter, um den Fanatismus aufzustacheln und den brennenden Streit in alle Familien zu tragen. Wie einst die calvinistischen Prediger in den Tagen der Verfolgung, so sammelten jetzt da und dort eidweigernde Priester die Gläubigen ihrer Herde zum heimlichen Gottesdienst in Wäldern und Einöden. Daneben regte sich auch wieder die alte Konfessionswut. Noch ehe die neuen Kirchengesetze in Vollzug gesetzt wurden und ein religiöses Schisma erzeugten, traten im südlichen Frankreich, besonders in den alten Hugenottenstädten Nimes, Uzés, Montauban, Bewegungen zu Tage, die an die frühern Religionskämpfe erinnerten. Die katholischen Einwohner von strenggläubiger Richtung traten in einen Glaubensbund zusammen, um den Reformierten die von der Nationalversammlung ausgesprochene Kultus- und Gewissensfreiheit streitig zu machen. Da und dort kam es zu blutigen Kämpfen; das gemeine Volk erregte Aufstände; die Bürgergarden waren geteilt; die Patrioten und Lieberalen vermochten nur mühsam sich zu behaupten und wandten sich um Hilfe an den Reichstag. Die andern erließen Adressen im entgegengesetzten Sinn. Erst durch das energische Einschreiten der Regierungstruppen gegen die rebellischen Volksscharen wurde die Ruhe hergestellt, nachdem über achthundert Menschen der klerikalen Partei niedergemacht worden.

Abschaffung des Adels. Dem Dekret gegen die römisch-katholische Kirchenverfassung folgte der Todesstreich gegen den Adel. Es war die konsequente Durchführung des philosophischen Prinzips von der Gleichheit der Menschen, wenn die Nationalversammlung den Erbadel nebst allen Bezeichnungen eines Standesunterschieds und eines gesellschaftlichen Ranges als Titel, Wappen, Livreen, Ehrenbenennungen
19. Juni 1790. u. a. abschaffte, die Majorate oder Erstgeburtsrechte, die Hauptquelle der Vermögensverschiedenheit und der bevorzugten Stellung in der Staatsgesellschaft aufhob und die Gleichheit aller „Bürger“ auch in der Anrede und im Verkehr zum Gesetz stempelte, eine Nachwirkung amerikanischer Eindrücke. Auf diese Weise, glaubte man, sei die bürgerliche Gleichheit, welche einst von den germanischen Franken durch das Feudalwesen zerstört worden, von dem romanisch-keltischen Volk wiederhergestellt.

Anacharsis Cloots. Damals erwarb sich der berüchtigte Cloots, ein reicher deutscher Baron vom Niederrhein, aber in Paris erzogen und ansässig, den Titel „Redner des Menschengeschlechts“. Ein verschrobener, überspannter Anhänger des republikanischen Gleichheitsprinzips, der eine Vereinigung aller Völker und Menschen zu einem demokratischen Gemeinwesen nach dem Vorbild des alten Athen mit einer Naturreligion ohne Gottesglauben als höchstes Ziel seiner kosmopolitischen Bestrebungen verfolgte und seinen christlichen Vornamen Jean Baptist in den altgriechischen „Anacharsis“ verwandelt hatte, erschien Cloots an der Spitze einer Anzahl Fremder, die in alle Nationaltrachten der Pariser Theatergarderoben gekleidet die Vertreter der Völker des Erdkreises darstellen sollten, vor den Schranken der Nationalversammlung, um derselben im Namen der

Menschheit für diese Beschlüsse den Dank auszusprechen und die Aufnahme aller in Paris befindlichen Fremden in die französische Gemeinschaft zu erbitten. Der Freiheitsenthusiasmus erreichte eine krankhafte Höhe, und die in ihrem Ursprung schönen und edlen Ideen der Philanthropie und des Kosmopolitismus wurden jetzt von Schwärmern und Schwindlern zu lächerlichen Szenen, zu phrasenhaften Deklamationen mißbraucht und zur Karikatur entstellt. Der Prophet des neuen Weltbürgertums dachte von seiner Mission sehr hoch. „Endlich bin ich für meine Arbeit am 19. Juni gelohnt worden," schrieb er an einen englischen Freund, „meine Rede vor der Konstituante hat die Ketten der geknechteten Nationen zertrümmert, sie vernichtete die schmählichen Inschriften, warf die Wappen herab, zerfetzte die Livreen und schaffte die Titel und Namen des Adels weg. Ich war die Ursache dieser denkwürdigen Sitzung und ich werde mit Freuden sterben, wenn ich der unmittelbare Grund des allgemeinen Glücks sein kann." (Vgl. Karl Richter, Anacharsis Cloots, Berlin 1865.)

6. Die Revolution im Wachsen. Klubs. Föderativfest. Mirabeaus Tod.

Die Nationalversammlung sah sich in ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit oft durch andre Angelegenheiten unterbrochen. Denn während sie bemüht war für das neue Frankreich eine feste populäre Unterlage zu schaffen, das Bürgertum und die zu eignem Grundbesitz gelangten Bauernschaften zum Träger der neuen Staatsordnung zu machen, gewann die flüssige bewegliche Masse der untern besitzlosen Volksklasse immer mehr Boden und organisierte sich zu einem Nebenregiment, das um so gefährlicher und drohender wurde, als es durch rührige Demagogen eine einheitliche Richtung empfing, durch eine zügellose von keinem Präventiv- oder Repressivgesetz gehemmte Presse in Atem gehalten ward und mit den radikalen Elementen in der Versammlung selbst in Fühlung stand. Die Aufstände und das anarchische Treiben dauerten auch nach dem 4. August in den Provinzen fort. Die Ausführung der Verfassungsartikel wurde häufig durch Szenen roher Gewaltthat gestört. In Marseille und in andern Städten des Südens, in Brest und in Nancy kam es zu tumultuarischen Auftritten, zu Revolten und Ungesetzlichkeiten, welche durch keine richterliche oder obrigkeitliche Gewalt unterdrückt werden konnten. In den alten Provinzen Bourbonnais, Berry, Nivernais u. a., wo einst die Jacquerie ihr mordbrennerisches Haupt erhoben, setzten die Bauern ihre zerstörenden Angriffe gegen Gutsbesitzer und reiche Pächter fort, verlangten Ackergesetze und Güterteilung. Von allen Seiten liefen Hilfsgesuche bei der Regierung und bei der Nationalversammlung ein. Der König selbst begab sich in den Reichstag, schilderte in einer Rede, welche Necker entworfen, die Notstände des Landes und forderte zu energischeren Maßregeln auf, indem er zugleich seine aufrichtige Anhänglichkeit an die Grundsätze konstitutioneller Freiheit beteuerte. Die Versammlung, gerührt und begeistert von den königlichen Worten, beschloß, daß jeder Abgeordnete schwören sollte, der Nation, dem Gesetz und dem König treu zu sein und mit aller Kraft für die Verfassung einzustehen. Auch die Munizipalitäten wurden aufgefordert den Eid zu

Wühlerei u. Aufstände.

4. Febr. 1790.

leisten. Und was war die Wirkung dieser royalistischen Aufwallung? Eine schwungvolle Ansprache, die wenig Erfolg hatte und bald vergessen ward. Die von der Rechten verlangten Vollmachten für die Minister, Truppen gegen die Insurgenten aufzubieten, wurden als „freiheitsmörderische" Anträge mit Entrüstung zurückgewiesen. Nur die klerikale Insurrektionspartei des Südens wurde,
Juni 1790. wie erwähnt, blutig niedergeworfen.

Die Veröffentlichung des „roten Buches", worin die Empfänger von Pensionen und Gratialgeldern seit dem Regierungsantritt Ludwigs XV. verzeichnet waren, schlug bald nachher durch die Enthüllung einer grenzenlosen Verschwendung und Verschleuderung des öffentlichen Vemögens den royalistischen Enthusiasmus nieder. Der Eindruck war so überwältigend, daß die Brüder Lameth, deren Mutter als Empfängerin von 40,000 Livres für die Erziehung ihrer Söhne aufgeführt war, die Summe der Staatskasse zurückerstatteten. „Von nun an ist jede Kontrerevolution unmöglich", rief Loustalot triumphierend aus.

Der Jakobinerklub. Die Volksherrschaft, die sich neben und im Gegensatz zum Ministerium und Reichstag heranbildete, erhielt bald eine Hauptstütze und Führerschaft in dem Verein, der sich in einem Kloster des Jakobinerordens in der Straße St.-Honoré zu versammeln pflegte. Als die Nationalversammlung nach Paris übersiedelte, mieteten die Mitglieder des Bretagner Klubs das verlassene Mönchshaus für ihre Fraktionssitzungen. Sie bezeichneten sich als die „Gesellschaft der Verfassungsfreunde im Jakobinerkloster"; die „Triumvirn" Dupont, Barnave, Lameth galten als die Häupter. Ihre Gegner gaben ihnen aus Spott den Mönchsnamen „Jakobiner"; sie adoptierten denselben und brachten ihn zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Die anfängliche Beschränkung auf die Gesinnungsgenossen im Reichstag wurde bald aufgegeben. Man nahm auch Nichtabgeordnete auf, insbesondere Männer von Ruf und Namen, sowohl aus der Pariser Stadtgemeinde als Fremde, welche die Begierde, die gewaltigen Ereignisse in der Nähe zu schauen, in großer Menge nach der Hauptstadt führte. Die Zahl der Teilnehmer wuchs in die Tausende; man mußte bald den Speisesaal und das Bibliothekzimmer der Mönche, wo anfangs die Sitzungen gehalten wurden, mit ihrer Kirche vertauschen; sie gründeten ein eignes Journal und bewirkten, daß sich in allen Städten Frankreichs ähnliche Vereine oder „Filialgesellschaften" bildeten, welche von dem Pariser Jakobinerklub Namen und Grundsätze entlehnten. In kurzem war ganz Frankreich mit einem Netz von Jakobinervereinen durchzogen, die von dem Pariser Mutterhaus die Parole erhielten. Mehr als hundertfünfzig solcher Verbrüderungen waren thätig, den neuen Staats- und Gesellschaftszustand mit Freiheit und Gleichheit aller „Bürger" auf den Ruinen alles Bestehenden nach dem neuen Evangelium der Menschenrechte in strengster Folgerichtigkeit durchzuführen. Eine organische Gliederung von Paris durch die Hauptorte der Departements nach den einzelnen Landstädten, vermittelt durch Ausschüsse und eingeweihte Führer, die mit dem Mutterklub in ununterbrochener Verbindung standen, gab dem Verein eine furchtbare Macht und eine einheitliche Aktion.

Der Pariser Jakobinerklub wurde bald das Zentrum und der Agitationsherd für die große Masse besitzloser Einwohner, die in der Anarchie nur gewinnen konnte und eine schlagfertige Armee zu Tumult und Aufruhr bildete, ein Regiment der Gasse im Gegensatz zu dem Regiment des Gesetzes. Die radikalen Zeitungen, vorab Marats Volksfreund und Loustalots „Revolutionen von Paris", stachelten die Leidenschaften des Volks gegen die Bourgeoisie und Aristokratie auf, indem sie unaufhörlich vom „Despotismus der Kommune" und von „royalistischen Verschwörungen" redeten, die Tugend und patriotische Hingebung der besitzlosen Klasse priesen, die Vertilgung der Armut als nationale Schuldigkeit darstellten, und durch das Schlagwort: „Krieg den Schlössern und den geistlichen Pfründen" zum Aufruhr reizten. Im Laufe des Winters drang das Klubwesen auch in die Regimenter ein; ein Ausschuß von Unteroffizieren bildete den Mittelpunkt der Bewegung und leitete die Sitzungen. „Höhere Löhnung, gesichertes Kassenwesen, leichtere Beförderung, mildere Zucht waren die ersten Gegenstände der Verhandlungen." Dadurch wurde die militärische Disziplin vollends untergraben. Die Soldaten fraternisierten mit den Nationalgarden und verweigerten in kritischen Lagen ihren aristokratischen Vorgesetzten und Offizieren den Gehorsam.

Théroigne de Méricourt.

Den Sitzungen im Klostersaal der Jakobiner, welche sich ganz in den Formen der Nationalversammlung bewegten, durften auch Frauen auf einer besonderen Emporbühne anwohnen, und Théroigne de Méricourt versäumte nicht die Gelegenheit, den Ruhm, den ihr der Bastillesturm und der Versailler Oktoberzug bei der Volksmenge gebracht, zu weitern Erfolgen zu verwerten. Ihr Mut und eine gewisse natürliche Beredsamkeit verschafften ihr Ansehen im Weiberkonvent wie auf der Straße. Ein Blick, eine Bewegung mit der Reitpeitsche, ein Wort von ihr im entscheidenden Momente waren imstande, die Massen bis zur Begeisterung zu elektrisieren oder mitten im Sturm wieder zur Ruhe zu beschwören; der Beifall und das Mißfallen des Publikums waren in ihrer Hand. Die Parteiführer verschmähten es daher auch nicht, um ihre Gunst zu werben. Zu ihren vertrautesten Freunden gehörten die beiden Chéniers, der Abbé Sieyès, ihr politisches Orakel und die spätern Konventsmitglieder Romme und Pétion. Selbst Mirabeau soll mit ihr Umgang gepflogen haben. Unter der Herrschaft der Guillotine verschwand ihr Ansehen; die Mißhandlungen, die sie einst von „Robespierres Strickerinnen" zu erleiden hatte, machten auf ihre phantastische Natur solchen Eindruck, daß sie in Geistesstörung geriet und nach mehr als zwanzigjährigem Wahnsinn im Irrenhaus starb (9. Mai 1817), „ein entsetzliches Nachtstück unter den düstern Bildern des Revolutionsdrama".

Andre Vereine: 1. Feuillans.

Neben dem demokratischen Volksverein der Jakobiner mit seinen Filialen konnten die übrigen Gesellschaften von mehr konservativer Richtung nicht aufkommen. Sowohl der „Klub der Unparteiischen" den Clermont-Tonnerre und Malouet zum Mittelpunkt der royalistischen Partei machen wollten, als die aus klerikalen und aristokratischen Mitgliedern der Rechten gebildete „Gesellschaft der Volksfreunde", welche hauptsächlich die Wahrung der Interessen des geistlichen Standes und die Erhaltung der katholischen Kirche als der einzigen anerkannten

Staatsreligion und Nationalkirche zum Zweck hatte, waren von kurzer Lebensdauer. Selbst die große konstitutionelle Partei, welche im Jahr 1790 von den Jakobinern ausschied und sich zuerst als „patriotische Gesellschaft" oder „Klub von 1789" konstituirte, dann aber, als nach der Flucht des Königs die republikanischen Ideen weitern Boden gewannen, in dem Kloster der Feuillans (Cistercienser) einen selbständigen Verein gründete, vermochte sich zu keiner einflußreichen Stellung aufzuschwingen. Die Feuillans, denen sich die meisten Mitglieder der „Unparteiischen" anschlossen, strebten nach einem von republikanischen Institutionen umgebenen Königtum, nach einer „demokratischen Monarchie", wie sie in dem Kopf Lafayettes, der eigentlichen Seele des Vereins, sich ausgebildet hatte. Fußend auf der von der Nationalversammlung aufgestellten, vom König sanktionierten Verfassung, und ein parlamentarisches Staatsleben nach Art des englischen im Auge, wollte der Klub der Feuillans, sowohl den monarchischen Ideen wie den „kontrerevolutionären Träumereien" entgegenwirken und vor allem für die Herstellung und Befestigung der öffentlichen Ordnung eintreten. Die Feuillans galten als die eigentlichen Repräsentanten der liberalen Bourgeoisie und der Nationalgarde. Daher auch der Ingrimm der untern Volksklassen sich besonders gegen sie richtete. Von den Jakobinern angefeindet und verdächtigt, von der Demokratenpresse geschmäht, wurde der Klub der Konstitutionsfreunde im Kloster der Feuillans bald der Gegenstand des Volkshasses. Die verwegenen

2. Cordeliers. Männer, welche sich im Kloster der Franziskaner oder der „Strickträger" (Cordeliers) zu versammeln pflegten und mit dem Volksnamen dieser Mönche belegt wurden, bildeten nur eine Sektion des Jakobinerklubs, mit dem sie in den Grundsätzen übereinstimmten, an dessen Sitzungen und Beschlüssen sie teilnahmen, nur daß sie die Begriffe von Freiheit und Gleichheit in der weitesten Ausdehnung verwirklichen, eine Demokratie auf der breitesten Basis errichten wollten. Gleich ihrem Gönner und Patron, dem Herzog von Orleans, welcher in den ersten Tagen des Juli 1790 wieder nach Paris zurückkehrte, ohne jedoch weder in der Nationalversammlung noch im Jakobinerklub eine hervorragende Stellung gewinnen zu können, stützten sich die Cordeliers auf die untern Volksklassen, daher sie auch in den stürmischen Tagen der nächsten Zeit die eigentliche Aktionspartei bildeten. An der Spitze standen die beiden Männer, denen wir schon begegnet sind, die Advokaten Danton und Camille Desmoulins. Der letztere war ein Jugendfreund von Robespierre, aber mehr angezogen von der gemütlicheren Natur Dantons. An sie schloß sich auch Marat an, der seit dem frühen Tod Loustalots (19. September 1790) die demokratische Presse fast ausschließlich beherrschte und vor andern die blutdürstigen Leidenschaften nährte, die in der Folge zu so entsetzlichen Unthaten führten; auch manche andre Demagogen, deren Namen bald zum Schrecken und Abscheu der Welt wurden, wie Hébert, Momoro, Fabre d'Eglantine, gingen aus dem Schoß der Cordeliers hervor. In der Antonsvorstadt erlangte Dantons Freund, der Brauer Santerre bei der Nationalgarde bald

mehr Ansehen als Lafayette. Auch darin waren die Cordeliers die würdigen Genossen ihres herzoglichen Gönners, daß die meisten ein wüstes ausschweifendes Leben führten und sich bei allen Menschen, die auf Tugend und Sittlichkeit hielten, verächtlich machten.

Während man in der Nationalversammlung an dem Verfassungswerk arbeitete, näherte sich der Jahrestag des Bastillesturms. Die Freunde der Konstitution wünschten das Andenken an diese Begebenheit durch ein allgemeines Versöhnungs- und Verbrüderungsfest zu feiern. War doch der Fall der alten Zwingburg der Feudalzeit der Anfang einer neuen Ära, wo auf den Ruinen des Alten ein frisches Leben emporwachsen sollte. Es waren vor allem die Freunde der konstitutionellen Monarchie, welche das Fest betrieben als Symbol der innern Befriedigung mit dem Errungenen, als Ausdruck der Hoffnung, daß man von nun an in Frankreich ein glücklicheres Dasein in Friede, in bürgerlicher Freiheit und Eintracht verbringen werde. In den wohlhabenderen Kreisen des Bürger- und Bauernstandes, aus welchen die Nationalgarde hervorgegangen, welche berufen waren die Munizipal- und Kreisämter zu verwalten, die Rechtspflege zu handhaben in der gesetzgebenden Körperschaft den Ausschlag zu geben, fand die Idee begeisterte Zustimmung. Die aristokratisch-klerikale Partei hatte wenig Ursache über die Verkürzung ihrer bisherigen Rechte, über die Verminderung ihres Vermögensstandes und ihrer Einkünfte sich zu freuen, und die von den radikalen Demagogen geleiteten untern Volksklassen in Paris und den andern großen Städten, meistens ohne Heimat, ohne aktives Bürgerrecht, ohne Eigentum, waren vollends nicht damit einverstanden, daß man der politischen und sozialen Bewegung ein Ende mache. Ihren Zwecken und Bedürfnissen geschah kein Genüge, wenn Besitz und Macht in andre Hände gelegt wurden, wenn an der Stelle des Herrenstandes und Klerus eine Bourgeoisie das Regiment führte. Aber trotz manchen Widerspruchs wurde das Fest der Verbrüderung oder Konföderation an dem bestimmten Tag feierlich begangen. Es muß in der That ein ergreifender Anblick gewesen sein, als auf dem durch den Wetteifer freiwilliger Arbeiter mit einem Amphitheater versehenen Marsfeld von Paris der Bischof von Autun (Talleyrand) an der Spitze von dreihundert weißgekleideten, mit dreifarbigen Schärpen umgürteten Priestern vor dem Altar des Vaterlands, der inmitten des Platzes hoch emporstieg, die Fahnenweihe der dreiundachtzig Departements vornahm, als Lafayette im Namen der Nationalgarde, der Präsident der Nationalversammlung, und endlich der König selbst der Verfassung Treue schworen, als die ganze aus einer halben Million Menschen bestehende Versammlung die Hände feierlich emporstreckte und den Bürgereid nachsprach, als selbst die Königin, von der Begeisterung fortgerissen, den Dauphin in die Höhe hob und in den Jubel einstimmte. Dies waren die „schönen Tage“ der Revolution, die in ganz Europa von allen für freiheitlichen Fortschritt und für Entwickelung der Menschheit empfänglichen Seelen freudig begrüßt wurden. Die

Die neuen Zustände u. das Verbrüderungsfest.

14. Juli 1790.

deutschen Dichter und Philanthropen glaubten die Zeit gekommen, wo ihre schönsten Träume verwirklicht werden sollten.

Neckers Entfernung und Mirabeaus Ausgang.

Das Föderationsfest war keine Friedensfeier: die Begeisterung für die Konstitution ging vorüber und die Lage des Königs wurde immer hoffnungsloser. Zwei Monate nachher legte Necker, entmutigt und von körperlichen Anstrengungen und Seelenleiden niedergedrückt, seine Ministerstelle nieder und kehrte nach der Schweiz zurück, ein Staatsmann von ehrenwertem Charakter, uneigennützig und großmütig, aber ohne Schwung der Seele und ohne politische Geistesgröße*). Mirabeau, der zur Zeit des Festes gern Präsident der Nationalversammlung gewesen wäre, aber durch den Einfluß Lafayettes fern gehalten worden war, sah düster in die Zukunft. Als Lamarck aus Belgien wieder nach Paris kam, fand er den Freund mutlos und niedergeschlagen. „Diese Entmutigung," schreibt er, „rührte her von dem Anblick des Laufs der öffentlichen Dinge, von der täglich wachsenden Gärung der Gemüter, von den sichtbaren Fortschritten einer rasenden und aberwitzigen Anarchie, von der Lockerung aller innern und äußern Machtmittel der Autorität, von den ewigen Schwankungen des Königs und von dem einsichtslosen Ungeschick seines Ministeriums." Wir wissen, daß Mirabeau öfters Denkschriften und Gutachten für den Hof ausarbeitete und dafür Bezahlungen empfing. Dies brachte ihn um das Vertrauen seiner Parteigenossen in der Versammlung. Mochte er auch immerhin im Bewußtsein seiner aufrichtigen patriotischen Gesinnung und der Wahrhaftigkeit seiner Überzeugung gegen Freunde äußern: „Man kauft mich, aber ich verkaufe mich nicht"; die Doppelstellung zum Thron und zur Legislatur erzeugte Argwohn und Mißdeutung, sie benahm ihm Unbefangenheit und Selbstvertrauen. Sein Einfluß in der Nationalversammlung war im Abnehmen; nur ein einziges Mal wurde er zum Präsidenten gewählt; und bei dem König, der nie seine Abneigung und seine Vorurteile gegen den abtrünnigen Edelmann mit der befleckten Vergangenheit überwinden konnte, zumal da derselbe auch dem sündhaften Kirchengesetz zugestimmt hatte, fanden seine Ratschläge nur selten Gehör. Mehr Beachtung

---

*) „Am Fuß dieser Berge," schrieb er einst an einen Freund, „wohin der Undank der Abgeordneten mich verwiesen hat, und in den Augenblicken wo ich höre, wie die wütenden Winde sich abmühen, mein Asyl zu zerschlagen und die Bäume, die es umgeben, umzustürzen, denke ich oft an die Worte Lears:

Euch schelt' ich grausam nicht, ihr Elemente,
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' euch nicht Kinder,
Euch bindet kein Gehorsam, darum büßt
Die grause Lust: Hier steh ich, Euer Sklav,
Ein armer, schwacher und verstoßner Greis;
Und doch nenn' ich euch knecht'sche Helfershelfer,
Die ihr im Bund mit zwei verruchten Töchtern
Des Himmels Schlachtreihn loslaßt auf ein Haupt
So alt und weiß wie dies, o, o, ist schändlich.

schenkte ihm die Königin, mit welcher er eine persönliche Unterredung in St.-Cloud hatte, und von der er den Ausspruch that, sie sei der einzige Mann an der Seite des Königs. Lamarck hörte oft die schmerzliche Äußerung: „O welchen Schaden bringt die Unsittlichkeit meiner Jugend dem öffentlichen Wohl!“ Er hätte gern die wüste Vergangenheit abgewaschen durch ein unsterbliches Werk seines Mannesalters. Es war ihm nicht vergönnt. Als er auf dem Krankenlager einen Kanonenschuß hörte, rief er aus: „Wird Achilles schon begraben?“ Das Übermaß der Arbeit und Anstrengungen verbunden mit einer regellosen ausschweifenden Lebensweise, die er nicht lassen konnte, brachen seine Kräfte vor der Zeit. Man sprach von Vergiftung: aber er selbst war es, der seinem riesenstarken Körper das tödliche Gift eingeflößt hatte. Im Frühjahr 1791 erlag er einer schmerzlichen Krankheit, erst zweiundvierzig Jahre alt. In den letzten lichten Augenblicken sagte er einmal: „Ich nehme mit mir das Trauergewand der Monarchie, in ihre Fetzen werden sich die Empörer teilen.“ Als der Präsident der Nationalversammlung, Tronchet, bei dem Empfang der Trauerbotschaft die Verhandlungen mit den Worten unterbrach: „Ich habe eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen“, ging ein dumpfes Geflüster durch den Saal: „Ach, er ist tot.“ Es bedurfte keines Namens. Wie schroff auch die Parteistellung war und wie viele Gegner Mirabeau in den Reihen der Abgeordneten haben mochte, so allgemein war die Anerkennung seiner geistigen Größe, daß über seinem Grab auf einen Augenblick alle Leidenschaften und politischen Sonderinteressen verstummten und daß man ihm eine so glänzende Leichenfeier veranstaltete, wie in Frankreich noch keine gesehen worden. Man hatte die Genovevakirche zu einem Pantheon umgeschaffen und Mirabeaus Leiche weihte den neuen Ehrentempel ein. „Der 2. April war eine Epoche in der Geschichte der Revolution. Sie und die Versammlung, die sie geboren, hat nur einen Mann erzeugt, von dem die Frage aufgeworfen werden konnte, ob er wohl im stande gewesen wäre, die Revolution in ihr Bett zurückzuleiten. Das war Mirabeau. Mit seinem Tod ist diese Phase abgethan. Fortan schwankt das Schiff wild auf den Wogen.“ Selbst Robespierre sagte mit Anspielung auf das Wort des sterbenden Helden: „Achilles ist tot, Troja wird nicht eingenommen.“ Mirabeaus Bruder wanderte nach Deutschland aus und nahm an den Kriegsrüstungen der Emigranten teil, starb aber bald am Schlage (15. September 1792).

2. April 1791.

7. Fluchtversuch der Königsfamilie.

Das Föderationsfest und Mirabeaus Wirksamkeit im Dienst des Königtums brachten in die politische Bewegung eine kurze Pause. Die Demagogen fingen daher an zu fürchten, das Bürgertum und die Konstitutionellen möchten die Oberhand gewinnen und dem Fortgang der Revolution Einhalt thun. Das war aber keineswegs nach dem Sinn der Volkspartei, welche die republika-

Allarmgerüchte und konspiratorische Pläne.

nischen Ideen bereits tief eingesogen hatte und in einer fortwährenden anarchischen Aufregung am besten ihre Zwecke zu erreichen hoffte. Sie war daher unablässig bemüht, durch allarmierende Nachrichten von bevorstehenden Gefahren, von freiheitsmörderischen Absichten der Royalisten und Aristokraten, von feindseligen Kriegsplänen der Emigranten und des Auslandes das Volk in Furcht und Besorgnis zu erhalten. Nach ihren Darstellungen war der ganze Boden durch Verrat unterwühlt, der Luftkreis von Verschwörungen vergiftet. Wenige Wochen nach dem Verbrüderungsfest erschien eine, ohne Zweifel von Marat herrührende Flugschrift von so aufwieglerischem Charakter gegen alle Autoritäten, wie man noch nichts Ähnliches erlebt hatte. „Es ist aus mit uns," las man schon auf dem Titel, „wenn ihr nicht wieder den heroischen Mut findet, der am 14. Juli und am 5. Oktober Frankreich gerettet hat." „Ihr müßt den König und den Dauphin von St.-Cloud in eure Mauern zurückführen und sie scharf bewachen," hieß es weiter, „ihr müßt die Österreicherin und ihren Schwager einschließen, die Minister ergreifen und in Ketten legen, euch der Befehlshaber der Stadt und der Nationalgarde versichern, der Kanonen und Pulvervorräte bemächtigen. Eilet, fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe werden euch Ruhe, Freiheit und Glück verschaffen; eine falsche Humanität hält eure Arme und eure Streiche gefesselt, sie wird Millionen eurer Brüder das Leben kosten; eure Feinde werden triumphieren und das Blut wird in Strömen fließen; sie werden euch ohne Mitleid erwürgen." Man wollte den Verfasser ergreifen und vor Gericht stellen, aber er fand bei den Cordeliers einen heimlichen Aufenthalt. Die Schrift machte um so größeres Aufsehen, weil die Befürchtungen vor konspiratorischen Plänen nicht ganz aus der Luft gegriffen waren. Man wußte, daß der Graf von Artois und der ehemalige Minister Calonne in Turin weilten. König Viktor Amadeus III. (XII, 832), des Prinzen Schwiegervater, sollte zu einem kriegerischen Einfall in das Gebiet von Lyon bewogen werden und den Royalisten zur Befreiung Ludwigs XVI. die Hand reichen. Von der Schweiz aus setzte der ehemalige Minister Breteuil alle Federn der Intrige in Bewegung, um einen gegenrevolutionären Schlag in Frankreich hervorzurufen, dem der Kaiser und die deutschen Fürsten Nachdruck verleihen sollten. In Metz stand General Bouillé, ein unternehmender, zuverlässiger Militär von loyaler Gesinnung, der sich im amerikanischen Krieg durch Mut und Tapferkeit rühmlich hervorgethan hatte und trotz der Wühlereien der Jakobiner die militärische Disziplin und Subordination in der Armee zu erhalten wußte, als Oberbefehlshaber aller Linientruppen der östlichen Provinzen, bereit zur Rettung des Königs und der Monarchie alles einzusetzen. Als in Nancy eine heftige Soldatenmeuterei ausbrach, die weit um sich griff, gelang es ihm mit Hilfe einiger getreuer Regimenter und Nationalgarden den Aufruhr mit blutiger Energie niederzuschlagen. Mit diesem Mann von strammer militärischer Haltung hatte schon Mirabeau, als er noch im Leben weilte, in geheimer Verbindung gestanden. Wir wissen, daß der entschlossene

Volkstribun stets die Entfernung des Hofes von Paris gewünscht hatte, nur sollte jede Beziehung zu der Emigration und zum Ausland vermieden werden. Wenn es möglich sein würde, so rechnete Mirabeau, dem König einen sichern Aufenthalt im Reich selbst zu verschaffen, wo er im freien Gebrauch seiner königlichen Prärogative wäre, möchte es wohl geschehen der Revolution Stillstand zu gebieten, und durch die gemeinsame Thätigkeit aller konservativen Kräfte mittels einer durchgreifenden Revision die Verfassung von ihren destruktiven und antimonarchischen Bestandteilen zu reinigen, ohne einer reaktionären Strömung zu verfallen. Mit seinem Tod zerrannen alle diese Pläne. Um so lebhafter regte sich bei Hof der Wunsch, aus der drückenden Atmosphäre der Hauptstadt befreit zu werden. Besonders sehnte sich die Königin nach der Erlösung aus einem Zustand, der ihr wie eine peinvolle Sklaverei vorkam. Die Verbindungen mit Bouillé wurden daher sorgfältig unterhalten: in Lothringen, so glaubte man, sei die Treue und Hingebung an das Königshaus noch nicht aus den Herzen der Einwohner und vorab der Truppen verschwunden. Floß denn nicht in den Adern der Königin lothringisches Blut? Und wenn Not an Mann ging, war ja Hilfe in der Nähe. Wir wissen, daß auf dem kurfürstlichen Stuhl von Köln ein Bruder der französischen Königin und der beiden Kaiser Joseph und Leopold saß (S. 410), daß der sächsische Prinz Klemens Wenzeslaus, der als Erzbischof und Kurfürst in Trier und Koblenz regierte, und der hohe geistliche Herr, der das Erzbistum Mainz innehatte, der französischen Nation und Bildung näher standen, als dem Deutschen Reich. Diese schönen Rheinstädte waren denn auch das Hauptlager der Emigration; Koblenz, wo die Prinzen von Geblüt und die Häupter der hohen Adelsgeschlechter ab und zu ihren Wohnsitz hatten, wurde zum „Herd der Gegenrevolution". Auch sonst war die politische Lage Europas zu einer royalistischen Schilderhebung günstig. Es ist uns bekannt, daß die holländische Revolution durch Preußen, die belgische und lüttichsche durch Österreich niedergeworfen worden (S. 389f., 404ff.), daß Leopold und Friedrich Wilhelm II. im Reichenbacher Vertrag sich die Hände zum Bund reichten (S. 443, 464), daß Katharina II. die romantisch-ritterlichen Neigungen der Könige von Schweden und von Preußen zur Beschützung des bedrängten französischen Monarchen aufstachelte (S. 556). Wir werden später erfahren, wie um dieselbe Zeit Edmund Burke, ehedem ein warmer Verfechter der Freiheit und der Volksrechte, sich von seinem langjährigen Freund und Gesinnungsgenossen Fox trennte und im Gegensatz zu seinen frühern Grundsätzen die französische Revolution in Rede und Schrift leidenschaftlich bekämpfte. Mußte nicht unter solchen Umständen in den Tuilerien der Gedanke einer Verlegung der Residenz nach einer befreundeten, der Hilfe des Auslandes zugänglichen Gegend mehr und mehr Kraft und Realität gewinnen? Die persönliche Freiheit der königlichen Familie schien gefährdet, seitdem die beiden Tanten Ludwigs, die aus Widerwillen gegen die kirchlichen Dekrete den französischen Boden verlassen wollten,

auf ihrer Reise nach Italien zurückgehalten worden, seitdem man im Reichstag über ein Auswanderungsgesetz verhandelte, vermöge dessen alle die aus dem Land ziehen wollten einer Art von Inquisition unterstellt werden sollten, und insbesondere als eine beabsichtigte Reise des königlichen Paares nach St.-Cloud, wo sie die Osterwoche in stiller Andacht mit unbeeidigten Geistlichen zu verbringen gedachten, von dem durch die revolutionäre Presse aufgereizten und mit Mißtrauen erfüllten Pariser Volk verhindert, der Wagen, in den die königliche Fa-
18. April 1791. milie bereits eingestiegen war, gewaltsam ausgespannt ward, ohne daß Bailly oder Lafayette die unwürdige Behandlung hätten verhüten können. Denn die demokratischen Blätter bezeichneten jede Kundgebung zu gunsten des Königs oder des Hofes als Verrat gegen das Volk, häuften auf die Geistlichen, welche die durch ein päpstliches Breve verworfene Zivilverfassung nicht beschwören wollten, die ärgsten Schmähungen und Invektiven, und ihre Stimme war bereits eine Macht geworden, vor der man sich willig oder gezwungen beugte. Im Jakobinerklub sprach man laut von einem Bund aller Könige gegen alle Völker, und die Cordeliers forderten gebieterisch, daß die landesverräterischen Pfaffen aus der königlichen Kapelle entfernt würden. Selbst die Nationalversammlung, bei welcher sich Ludwig über die Beschränkung seiner persönlichen Freiheit beschwerte, gab zur Antwort, an seiner Freiheit sei nicht zu zweifeln, aber um der Ruhe willen sei es wünschenswert, daß er von seinem Vorhaben für jetzt abstehe. Man wollte der wühlerischen Journalistik keine Gelegenheit zu Verdächtigungen geben. Als Marat in seinem Blatt immer wieder die Behauptung vorbrachte, der König wolle Paris verlassen, und zur Wachsamkeit aufforderte, fragte Lafayette in den Tuilerien an, ob an diesen Gerüchten etwas Wahres sei, und erhielt zur Antwort, man denke an keine Entfernung.

Flucht aus Paris. Und dennoch war schon seit Ende April in den intimen Kreisen des Schlosses
20. Juni 1791. die Flucht an die Nordgrenze des Reichs eine beschlossene Sache. Man überlegte die Art der Ausführung, man traf Verabredungen mit Bouillé, der zu dem Zweck seinen Sohn nach Paris schickte, man machte weitläufige Vorbereitungen. Wochenlang war man mit dem Plan beschäftigt: der schwedische Graf Fersen, welcher für Marie Antoinette eine romantische Liebe hegte und in den Tuilerien gern gesehen war, wurde ins Vertrauen gezogen. Dieser fand Mittel und Wege. Eine Dame seiner Bekanntschaft, die Baronin von Korff, hatte sich einen Reisepaß zur Rückkehr über die Grenze ausstellen lassen, für sich selbst, ihre zwei Kinder nebst männlicher und weiblicher Dienerschaft. Fersen beredete die livländische Dame ihm den Paß zu überliefern. Mit diesem wollte er den König, die Königin und die „Kinder Frankreichs“ nach Montmédy an der Luxemburgischen Grenze bringen, er als Kutscher, die andern in die dem Paß entsprechenden Persönlichkeiten verkleidet. Es war ein abenteuerlicher Plan, unbesonnen und leichtfertig im Entwurf, ungeschickt und verkehrt in der Ausführung. Nicht nur, daß Vorbereitungen von so weiter Ausdehnung nicht verborgen bleiben konnten,

daß ein Reisewagen angefertigt wurde, der schon durch seine ungewöhnliche Größe die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte; wie sollte eine Gesellschaft, von der niemand die Wege und die Posteinrichtungen kannte, zum Ziele kommen? Bouillé hatte den Marquis d'Agoult, einen erfahrenen praktischen Mann, zum Begleiter empfohlen, aber Frau von Tourzelle, die Gouvernante der königlichen Kinder, flehte fußfällig, daß man sie mitnehme, und wie konnte man einem solchen loyalen Verlangen, das dazu noch in der Hofordnung seine Berechtigung hatte, widerstehen? Dadurch blieb kein Raum für den andern übrig, denn auch des Königs Schwester, die Prinzessin Elisabeth sollte mitreisen. Drei Hofkavaliere, ebenso unerfahren als die Herrschaft, nahmen den äußern Wagensitz ein. Man hatte die Nacht vom 19. auf den 20. Juni für die Abfahrt festgesetzt, und Bouillé hatte daher mehrere kleine Abteilungen Reiterei an verschiedenen Orten der bezeichneten Route aufgestellt. Da erhielt er kurz vor dem bestimmten Termin die Anzeige, daß die Abreise wegen Erkrankung einer Kinderfrau um einen Tag verschoben werden müsse. Dadurch kamen die Verabredungen in Unordnung; die Dragoner und Husarenpatrouillen ritten auf den Straßen hin und her und erregten den Argwohn der Bevölkerung und der Nationalgarden. Am 20. Juni verließ die königliche Familie gegen Mitternacht das Schloß, um auf verschiedenen Wegen sich auf dem kleinen Karussellplatz wieder zusammenzufinden. Aber Marie Antoinette verirrte sich; fast eine Stunde wartete die übrige Gesellschaft in höchster Seelenangst. Endlich fand sie sich zurecht; Lafayette, der aus Argwohn viel in der Nähe der Tuilerien weilte, fuhr in einem Kabriolett an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken. Als alle in dem Wagen saßen, trieb Fersen die Pferde an, um in möglichster Eile die Station Bondy vor der Barriere zu erreichen, wo der große Reisewagen wartete. Hier verabschiedete sich der Graf; einer der Hofkavaliere in Kutschertracht ergriff die Zügel und trieb die Pferde vorwärts.

In derselben Nacht verließ der Graf von Provence in einem gewöhnlichen Wagen seinen Palast und kam auf einem andern Weg glücklich in Brüssel an. Es war eine schöne milde Sommernacht, auf welche ein ebenso schöner Tag folgte. Die hohen Reisenden waren heitern Gemüts; alles schien gut zu gehen. Der Weg, den sie eingeschlagen, war die Hauptroute der Emigration; die Umwohner waren gewöhnt, viel vornehme Equipagen dahinrollen zu sehen. Dennoch erregte das riesenhafte Sechsgespann Aufmerksamkeit. Der König, der die Unvorsichtigkeit beging, öfters zur Wagenöffnung herauszuschauen, wurde trotz seiner Kammerdienerkleidung von einzelnen Vorübergehenden erkannt. War denn nicht sein Kopf auf allen Münzen und Assignaten in zahllosen Abbildungen zu schauen? Allein außerhalb Paris war die Volksstimmung gegen den König weniger aufgeregt und feindselig; die Reisenden kamen glücklich nach Chalons und von da nach St.-Menehould. Sie konnten hoffen, am folgenden Tag nach Verdun oder Montmédy zu gelangen, wo Bouillés Reiterschwadronen hinreichende

Die Vorgänge in St.-Menehould und Varennes.

Sicherheit gewährten. Aber wie bald zerrann der schöne Traum! In St.-Menehould hatte die Ankunft des Reitertrupps die Bewohner in Unruhe versetzt, man glaubte, er solle die verweigerten Steuern gewaltsam eintreiben. Als nun der auffallende Wagen ankam und ein Offizier ehrfurchtsvoll an den Schlag trat, mußte Verdacht entstehen. Der Postmeister Drouet, ein glühender Anhänger der Revolution und ehemaliger Dragoner, erkannte das Gesicht des Königs. Er vermochte die Abfahrt nicht zu verhindern, da bereits frische Pferde eingespannt waren; aber als gewandter Reiter überholte er auf einem nähern Seitenweg den Wagen und teilte dem Kommandanten der Nationalgarde und dem Gemeindevorsteher von Varennes seine Entdeckung mit. Noch waren keine Nachrichten von Paris bekannt, aber man beschloß auf eigne Hand die Weiterreise zu verhindern. Bereits war die zweite Nacht hereingebrochen; während die Nationalgarde unter die Waffen trat, wurde der Wagen frisch bespannt und fuhr der Brücke zu, die über das schmale aber tiefe Flüßchen in die Stadt führte. Wenn es gelang, das andre Ufer zu erreichen, kam die königliche Familie in den Bereich einer Reiterabteilung, die dort in Quartier lag. Aber schon hatten Drouet und einige Jakobiner den Zugang durch einen umgeworfenen Packwagen versperrt und verboten den Postillionen „im Namen der Nation" die Weiterfahrt. Volk und Miliz versammelte sich; der Gemeindevorsteher Sausse, ein Krämer und Lichtzieher, kam an den Schlag und bat die Reisenden in seine nahegelegene Wohnung einzutreten. Ludwig merkte bald, daß man ihn erkannt habe; er gestand daher, daß er der König sei, und forderte den Beamten auf ihn weiterfahren zu lassen, zuerst im Tone des Befehlenden, dann mit Bitten und flehenden Worten. Es war nicht mehr möglich; die Sturmglocke hatte die Bewohner und die Nationalgarde aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgestört; alles war in Bewegung. Vom Lande strömte das Volk herbei, mit und ohne Waffen. Konnte unter diesen Umständen der Trupp Husaren, der unterdessen an der Brücke sich aufgestellt hatte, es wagen, Gewalt zu gebrauchen? Wären dann nicht die Gefangenen in die größte Lebensgefahr gekommen? War doch bereits das Drohwort gehört worden, man werde den König nur als Leiche fortführen. Selbst wenn die Offiziere sich zum Angriff entschlossen hätten, durfte man denn erwarten, daß die Soldaten, bei denen man systematisch das Ansehen des Königs untergraben und die Grundsätze der Revolution genährt hatte, gegen die Bürgerwehr und die Gemeindebehörden kämpfen würden? Auch versagte der König selbst seine Einwilligung. So erwartete man denn in der tiefsten Gemütsbewegung unter angstvoller Unruhe und Bangigkeit den nächsten Morgen. Vielleicht daß Bouillé selbst mit größerer Streitmacht anlangte und die Rettung erzwang. Er kam auch in der That nach einem langen nächtlichen Ritt in die Nähe von Varennes an der Spitze des getreuen Regiments Royal-Allemand. Es war zu spät: eine Stunde vor der Ankunft hatte sich die königliche Familie gezwungen gesehen die Rückfahrt anzutreten.

In Paris hatte sich die Kunde von der nächtlichen Entweichung der Königsfamilie schon am Morgen des 21. Juni verbreitet und eine furchtbare Aufregung erzeugt. Während zahllose Volkshaufen durch die Straßen wogten, an den königlichen Wappen und Inschriften ihre Wut ausließen, in die Tuilerien eindrangen, eröffnete die Nationalversammlung rasch ihre Sitzungen, um die zur Erhaltung der Sicherheit und Autorität erforderlichen Anordnungen zu treffen. Nachdem sie sich für permanent erklärt, eilten Bailly und Lafayette auf das Rathaus, um mit dem Gemeinderat die für die außerordentliche Lage notwendigen Maßregeln zu beschließen. Allgemein herrschte die Meinung, der König sei „durch die Feinde des öffentlichen Wohls" entführt worden; manche hegten den Verdacht, Lafayette selbst habe dabei die Hände im Spiel gehabt: die Versammlung faßte daher den Beschluß, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und die Urheber der „Entführung" zu verhaften. Dieser Argwohn verschwand jedoch schnell, als dem Vorsitzenden eine von dem König zurückgelassene mit eigner Hand geschriebene „Proklamation an die Franzosen" überreicht wurde, in welcher die zahllosen Kränkungen und Beeinträchtigungen der königlichen Rechte und Befugnisse aufgezählt waren, die den Monarchen bestimmt hätten, seine Residenz zu verlegen, nebst einem Protest gegen alle seit dem 6. Oktober 1789 ihm abgedrungenen Erlasse. Nun war die Sache klar und die Nationalversammlung trug kein Bedenken, sich selbst die vollziehende Gewalt beizulegen, das Reichssiegel an sich zu nehmen, die Minister in ihrem Auftrag die Staatsgeschäfte besorgen zu lassen, den in Paris anwesenden Offizieren einen Eid der Treue und des Gehorsams abzufordern. Damit waren die Souveränitätsrechte des Königs suspendiert und an die gesetzgebende Körperschaft übertragen. Nicht minder thätig und rasch entschlossen war man auf dem Stadthaus. Insbesondere zeigte Lafayette den größten Eifer, die Flüchtlinge zurückzubringen. Ihm mußte vor allem daran gelegen sein, den Verdacht einer Urheberschaft oder Teilnahme an der Entweichung von sich abzustreifen. Darum wurden sofort Kuriere den Spuren der Reisenden nachgeschickt mit Befehlen an die Kommandanten aller Nationalgarden, die königliche Familie anzuhalten und die Rückfahrt zu bewerkstelligen. Einer derselben, Lafayettes Adjutant Romeuf, traf am Morgen des 22. Juni um acht Uhr in Varennes ein, begleitet von Baillon, einem Abgesandten der Pariser Munizipalität, mit dem Befehl sofortiger Umkehr. Widerstand war unmöglich; denn das Städtchen wimmelte von Bürgerwehrmännern und Landleuten, die der Ruf der Sturmglocken herbeigeführt hatte. Kurz nachher sah man den Wagen mit den hohen Reisenden auf derselben Route in umgekehrter Richtung dahinrollen. Eindruck der Entweichung in Paris. Nationalversammlung u. Stadtrat.

Der Wagen hatte schon einen Vorsprung von mehr als einer Stunde, als Bouillé mit seinem Dragonerregiment vor Varennes anlangte. Unmutig und voll trüber Ahnungen zog er wieder ab. Bald darauf verließ er sein Vaterland und schloß sich der Emigration in Koblenz an. Dadurch entging er der gerichtlichen Verfolgung, welche die Nationalversammlung gegen ihn beschloß. Um die Erbitterung gegen den Bouillés Brief und Ausgang.

König zu mindern, richtete er von Luxemburg aus ein Schreiben an die Nationalversammlung, worin er sich als den einzigen Urheber der nächtlichen Entführung darstellte und Drohworte aussprach wie ein Sieger gegen Überwundene: „Ihr werdet Rechenschaft geben müssen," so lautet der Schluß des Briefs in den Memoiren des Marquis von Ferrières, „über die Tage des Königs und der Königin allen Potentaten der Erde, krümmt man ihnen nur ein Haar auf dem Haupt, so wird in Paris kein Stein auf dem andern bleiben. Ich kenne die Wege und werde sie selbst den fremden Heeren zeigen; die Vergeltung wird euch ereilen. Gott befohlen, meine Herren, ich schließe ohne Förmlichkeiten; meine Gesinnungen sind euch bekannt." Bouillé sollte nie sein Vaterland wieder betreten. Einer der thätigsten Agitatoren bei der Emigration, betrieb er in einer Zusammenkunft mit dem Schwedenkönig in Aachen und bei der Fürstenberatung in Pillnitz den Krieg gegen Frankreich, nach dessen unglücklicher Wendung er seinen Aufenthalt in London nahm, wo er im Jahr 1800 starb.

Rückfahrt u. Ankunft in den Tuilerien.

Die Rückfahrt ging langsam von statten. Von allen Seiten strömten Volkshaufen herbei, zum Teil mit Sensen und ländlichen Waffen versehen; neben dem Wagen zogen Nationalgardisten zu Fuß einher, als ob sie einen kriegsgefangenen König im Triumph vom Schlachtfeld zu geleiten hätten. Wie viele schmerzliche und kränkende Auftritte brachte jeder neue Tag dem unglücklichen Herrscherpaar! Ein royalistisch gesinnter Edelmann, der dem Landesfürsten seine Ergebenheit bezeugte, wurde vor des Königs Augen ermordet, sein Kopf auf einer Pike herumgetragen. Bei Epernay, zwischen Chalons und Chateau-Thierry, erschienen drei Abgeordnete an dem Wagen, um im Auftrag der Nationalversammlung die Reisenden zu begleiten. Zwei von ihnen, Pétion und Barnave, im Herzen Republikaner, nahmen Platz bei der königlichen Familie, während der dritte, Latour-Maubourg, konstitutioneller Monarchist und Freund von Lafayette, einen andern Wagensitz wählte. Matthieu Dumas übernahm den Oberbefehl über das militärische Geleite. Je mehr man sich der Hauptstadt näherte, desto stärker wurde der Andrang der erregten Volksmassen. Die Reise, bei glühender Sonnenhitze, war ein Martyrium für das Königspaar, ein düsteres Vorspiel der künftigen Leidensgeschichte. Wie viele Erzählungen, wahre und falsche, liefen im Volk um und setzten sich in der Erinnerung und Phantasie fest! Am 25. Juni erreichte der Zug die Hauptstadt. Durch öffentlichen Anschlag war untersagt worden, sowohl Beifallsrufe als Injurien laut werden zu lassen. So langte die königliche Familie gegen Abend auf einem Umweg in den Tuilerien an, von der dichtgedrängten Volksmenge mit dumpfem Schweigen empfangen: eine traurige Ankunft, sie bezeichnete das Grab des Königtums. Die Varenner Reise, bemerkt Thiers, bewirkte, daß alle Ehrfurcht vor dem König verschwand, daß die Geister sich gewöhnten, ihn unbeachtet zu lassen und daß der Wunsch nach einer Republik aufzukeimen begann. Auf Grund eines Dekrets der Nationalversammlung wurden der König, die Königin und der Dauphin einer besondern Abteilung der Pariser Nationalgarde unter dem Oberbefehl Lafayettes zur Bewachung übergeben. Drei Deputierte erhielten den Auftrag, ein genaues Protokoll über die Entweichungsgeschichte aufzunehmen und die könig-

liche Familie einem Verhör zu unterwerfen; die Suspension des Königs dauerte fort, die Minister besorgten die Regierungsgeschäfte ohne königliche Sanktion. Ludwig XVI. fügte sich mit Resignation in die Notwendigkeit. Er blieb dabei, er habe nicht aus dem Reich entfliehen oder die Hilfe des Auslandes anrufen wollen; er versicherte, sein Protest in der hinterlassenen Denkschrift habe nicht den Grundsätzen der Verfassung gegolten, sondern den geringen Machtmitteln, die man der königlichen Gewalt eingeräumt; auf der Reise habe er sich aber überzeugt, daß das Volk die Konstitution wolle und den alten Zustand verworfen habe, daher werde er in Zukunft treu zu der Verfassung stehen und dem Gemeinwohl jedes Opfer bringen.

8. Abschluß der Verfassung. Ende der Konstituante.

Louis Blanc bezeichnet die nächste Zeit nach dem verunglückten Fluchtversuch als „Interregnum". Und in der That trug die Regierung bis zum Abschluß der Verfassung einen zwischen Republik und Monarchie schwebenden Charakter. Das Königtum hatte einen tödlichen Stoß erhalten, von dem es nicht wieder völlig genesen konnte. Aber hätte die Autorität Ludwigs XVI. weniger gelitten, wenn der Plan gelungen wäre? Wir wissen, wie sehr die Aristokratie dem Könige grollte, daß er sich eine Verfassung aufdrängen ließ, welche mit dem monarchisch-feudalen System des alten Frankreich in Widerspruch stand. Hätte er sich nun der Emigration in die Arme geworfen, wäre er mit ihrer Hilfe und unter Mitwirkung des Auslandes wieder in seiner souveränen Würde hergestellt worden, so würde die Reaktion über ihn hinausgegangen sein; er hätte sich gegenüber den feudalen Kräften ebensowenig aufrecht erhalten können, wie gegenüber der Revolution. Darum hatte auch der staatskluge Kaiser Leopold II. durch den österreichischen Gesandten in Paris, Grafen Mercy, seiner Schwester das Vorhaben widerraten: die Emigranten würden das Königtum in Gefahr bringen, möchten sie siegen oder unterliegen; die königliche Familie sollte in Paris bleiben und abwarten, bis in der Nation selbst eine Umkehr sich bemerklich mache, bis die der Revolution und Anarchie abgeneigten Elemente sich zu einem Gegenschlag ermannen würden, dann könnten die auswärtigen Mächte mit Erfolg für eine monarchische Restauration eintreten. Und es waren deutliche Anzeichen vorhanden, daß es zu einem solchen Gegenschlag kommen würde. Das tumultuarische Auftreten der untern Volksklassen, denen es weniger um die Rechtsgleichheit als um Gütergleichheit zu thun war, erfüllte die wohlhabenderen Kreise mit gerechter Besorgnis; und wie sehr die Eingriffe in die herkömmlichen Rechtsordnungen der Kirche und des geistlichen Standes alle religiösen Gemüter verletzten und erbitterten, wurde schon früher bemerkt. Man konnte bereits bei einigen hervorragenden Gliedern der Nationalversammlung und des Jakobinerklubs, bei Barnave, den Gebrüdern Lameth, Dupont u. a. eine größere Zurückhaltung, ein

Lage und Stimmung.

Einlenken in die Politik Mirabeaus, ein Zusammengehen mit dem Ministerium, insbesondere mit Montmorin gewahren.

Folgen des Fluchtversuchs. Demokratische Agitation. Diese Wendung zu einer konservativen Politik, zu einer Stärkung der monarchischen Gewalt wurde durch die Flucht und Verhaftung des Königs unterbrochen. Ein Staatsoberhaupt in Untersuchung und Verhör und unter Aufsicht gestellt, war nur der Schatten eines Souveräns, ohne Einfluß und Willen auf den Gang der öffentlichen Dinge. Die Regierungsform war in der That eine republikanische; und es fehlte nicht an Stimmen, die da meinten, man solle die Suspension fortbestehen lassen, man solle den erledigten Thron nicht wieder besetzen, die gefallene Monarchie nicht wieder aufrichten. Werde man den König seiner frühern Ehre zurückgeben, so werde eine zweite Revolution ihn von der Höhe in einen noch tiefern Abgrund stürzen und die Anarchie den leeren Platz einnehmen. Dieser Ansicht war selbst der geachtete Philosoph Condorcet. Die Verwirklichung des Gedankens hätte vielleicht die französische Nation vor einem großen Verbrechen bewahrt. Auch in der Presse und in den Klubs forderte man die Abschaffung des Königtums, zahllose Adressen liefen von allen Seiten Frankreichs an die Nationalversammlung ein und unterstützten diese Forderung. Der Entrinnungsversuch des Königs rief alle revolutionären Geister wach: man legte ihm die Absicht unter, er habe sich mit Artois und der gesamten ausgewanderten Aristokratie vereinigen, hunderttausend fremde Soldaten in das Reich einführen und über Blut und Ruinen den Feudalstaat wieder aufrichten wollen. Der nationale Stolz regte sich, ein kriegerischer Mut erwachte in jeder Brust, neben der Bürgerwehr wurden noch 169 Bataillone Freiwilliger organisiert. War vor kurzem hier und da eine rückläufige Stimmung zu Tage getreten, so gab sich jetzt in allen Klassen und Provinzen der feste Entschluß kund, eher den König als den neuen Zustand zu opfern. In großer Erregung meldete der Abgeordnete Malouet der Nationalversammlung, daß ein Anschlag an der Thür des Hauses
1. Juli 1791. die Abschaffung des Königtums verlange, und trug auf Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen an; aber unter großem Tumult ward die Tagesordnung beschlossen.

Klubredner und Journalisten. Die Frage: Monarchie oder Republik? bildete den Gegenstand der Beratungen und Vorträge aller politischen Faktionen. Die Cordeliers richteten eine Adresse an den Reichstag, worin sie in scharfen Worten eine republikanische Verfassung verlangten. Sie wurden unterstützt durch die einflußreiche Zeitung „Der französische Patriot", welche
Brissot. Jean Pierre Brissot, Sohn eines Gastwirts aus Chartres, herausgab, ein juristisch gebildeter „litterarischer Abenteurer", der in London und Amerika politische Studien gemacht und sich hier mit den Grundsätzen von Thomas Payne befreundet hatte, in frühern Jahren mehrmals wegen Preßvergehen bestraft worden war und jetzt bei der Pariser Kommune eine angesehene Stellung behauptete. „Er hatte ein leichtes Formtalent, Rührigkeit in allen Geschäften, Weichheit und Uneigennützigkeit im persönlichen Verkehr." Ein Mann von Bildung, Rednergabe und demagogischer Gewandtheit, und erfüllt von einem glühenden Ehrgeiz, wurde er in der Folge das Haupt einer einflußreichen Partei, die manchmal als Brissotisten, gewöhnlich als Girondisten bezeichnet

wurde. Jetzt meinte er, der in der Verfassung aufgestellte Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz sei eine Lüge, wenn ein Einzelner über dem Gesetz stehe; eine souveräne Nation könne keinen Herrn über sich haben, sonst sei sie Sklave. Auch die Jakobiner nahmen Stellung zu der brennenden Frage. Bei dieser Gelegenheit hielt Robespierre die merkwürdige Rede, die seine Stellung als Parteihaupt begründete. Robespierre. Er stellte die Entweichung der königlichen Familie als ein kontrerevolutionäres Komplott dar, das die meisten Mitglieder der Nationalversammlung, die Minister, Lafayette gefördert hätten; wie einst in Rom die Cäsarischen Triumvirn sich gegen die Wiederhersteller der Republik vereinigt und Brutus und Cassius zum Selbstmord getrieben hätten, so seien auch jetzt die Feinde der Freiheit verbunden, um mit Hilfe des Königs und der Tyrannen die Patrioten zu erwürgen. Er wisse wohl, sagte er, daß er sich dadurch dem allgemeinen Haß aussetze und tausend Dolche gegen sich schärfe, aber wie früher so folge er auch jetzt der Stimme seines Gewissens und bringe sein Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterland zum Opfer. Der Eindruck dieser Rede war so gewaltig, daß Camille Desmoulins ausrief: „Wir werden alle mit dir sterben", und achthundert Mitglieder sich durch einen feierlichen Eidschwur verbanden, für sein Leben einzustehen. Mit der ihm eignen Vorsicht und Zurückhaltung vermied Robespierre jedoch, sich unbedingt für die Republik auszusprechen. In der Nationalversammlung beantragte er, man solle den König und die Königin vor Gericht stellen und das Land über die künftige Staatsform befragen. Um so unverhüllter sprach sich der republikanische Hitzkopf Marat wider das Königtum aus. Er meinte, gegen das weit- Marat. verzweigte Komplott gebe es nur eine Rettung: das Volk solle einen Militärtribunen mit unumschränkter Gewalt aufstellen, der alle Verräter niedermachen lasse. Als solche Verräter galten ihm alle Gemäßigten in der Nationalversammlung, sowie die Machthaber auf dem Stadthaus, Bailly und Lafayette. Auf ihr Zuthun waren die öffentlichen Werkstätten aufgelöst und die fremden Arbeiter aus Paris entfernt worden. Marat hatte somit bei seinen revolutionären Aufwiegelungen das Proletariat auf seiner Seite.

Um die Zeit als der zweite Jahrestag des Bastillesturmes herangenaht war, Krisis zwischen Monarchie und Republik. Mitte Juli 1791. kam in der Nationalversammlung die Lebensfrage des ganzen Verfassungswerks zur Verhandlung: die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs. Man stand an dem entscheidenden Wendepunkt. Trug die Linke unter dem Druck der Straßendemokratie und des Galeriesturmes mit ihrem Antrag, den König in Anklagestand zu versetzen, den Sieg davon, dann war es um die konstitutionelle Monarchie geschehen, dann begann eine neue Ära der Revolution. Die Gemäßigten in der Versammlung, die Lameths, Barnave, Lafayette waren entschlossen, an dem Königtum festzuhalten und die Verfassung in dem bisherigen Geist zu Ende zu führen, unerschüttert durch den Terrorismus, der von außen, von den Klubs, dem Gassenproletariat, der demokratischen Journalistik auszuüben versucht ward. Sie waren in einer peinlichen Lage: denn von ihnen waren bisher die heftigsten Schläge gegen den Hof und den Thron geführt worden; sie traten in Widerspruch mit ihrer eignen Vergangenheit; sie liefen Gefahr ihre ganze Popularität einzubüßen, wenn sie sich nun zu Verteidigern und Schutzrednern der Krone aufwarfen, von der sie bisher allen Widerstand gegen die Freiheit hergeleitet. Aber sie sahen den Abgrund, dem Staat und Nation entgegengingen, wenn die demokratische Republik die Oberhand gewann; sie sahen

das rote Gespenst der Anarchie vor ihren Augen, die Harpyien der Zerstörung und des Raubes ihre Krallen ausstrecken. „Wollen wir die Revolution endigen oder von neuem anfangen?“ rief Barnave aus. „Jetzt nachdem wir den Staat auf dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit neu begründet, kann ein Schritt weiter auf dem Weg der Revolution nur zum Sturz der Monarchie, nur zur Vernichtung des Eigentums führen“; und Lafayette sprach zürnend: „Wenn ihr heute den König tötet, erhebe ich morgen mit der Nationalgarde den Kronprinzen auf den Thron.“ Auch Siéyès sprach sich für die Monarchie aus, aber freilich mit solchen Machtbeschränkungen, daß der König nur ein Figurant, nur der Vollstrecker des Nationalwillens war.

Volkstumult auf dem Marsfeld niedergeschlagen. In der Versammlung selbst zählten die republikanischen Ideen nicht viele Anhänger; auch bei dem größten Teil der Nation hatte das Königtum feste Wurzeln. Um so stärker waren diese Neigungen in Paris vertreten. Im Jakobinerverein trennten sich die Gemäßigten und Konstitutionellen von den Demokraten und gründeten den Klub der Feuillans (S. 755 f.). Nun hatten die Männer der äußersten Richtung freie Hand in den Sitzungen des Klosters. Sie beschlossen durch eine Sturmpetition auf die Diskussion und Abstimmung in der Nationalversammlung einen Druck zu üben. Eine von Brissot verfaßte Volksadresse wurde auf dem Marsfeld zur Unterzeichnung aufgelegt, worin verlangt ward, daß, da der König durch seine Flucht auf die ihm übertragene Krone verzichtet habe, eine neue konstituierende Versammlung gewählt werde, die den vormaligen König richte und eine neue ausübende Gewalt aufstelle. Rasch füllte sich die Adresse, die in mehreren Exemplaren auf den Stufen des am Föderationsfest errichteten Altars des Vaterlands aufgelegt war, mit Tausenden von Unterschriften. Neben einer Menge von unbekannten Personen und Kreuzzeichen las man auch die Namen von Maillard, Chaumette, Hebert, Henriot und andern Führern des anarchistischen Pöbelschwarms der spätern Schreckenszeit. Aber das 17. Juli 1791. Vorhaben erlitt eine gewaltsame Unterbrechung. Auf Grund des noch in Geltung bestehenden Martialgesetzes beschloß der Munizipalrat im Einverständnis mit den gemäßigten Gliedern der Nationalversammlung und der Feuillans die nach dem Marsfeld sich drängende aufrührerische Masse zu zerstreuen, worauf Lafayette mit der Nationalgarde die Zugänge absperrte. Als dem wiederholten Aufruf zu friedlichem Auseinandergehen kein Gehör gegeben ward, erfolgte eine Flintensalve, welche Verwundete und Tote auf die Erde warf. Diese Entschlossenheit that ihre Wirkung. Die Menge stob auseinander; und wie sehr auch die demokratischen Blätter über das „Blutbad“ wüteten, die Nationalversammlung konnte nunmehr in Ruhe ihre Arbeiten fortsetzen. Die Häupter der Cordeliers, von denen der Ansturm in Szene gesetzt war, hielten sich eine Zeitlang in der Verborgenheit. Selbst Robespierre wagte nicht in seinem Haus zu schlafen. Sie fürchteten eine royalistische Reaktion. Soweit wagte jedoch die siegende Partei der Feuillans nicht zu gehen. Man belobte die Haltung des Gemeinderats und

der Bürgerwehr, man erließ ein scharfes Verbot gegen Zusammenrottungen, aufrührerische Anschläge und Pamphlete; allein die Urheber blieben unbestraft und Klubs und Presse stimmten bald wieder den vorigen Ton an. Soviel gewann jedoch die Nationalversammlung, daß die Verfassung, im Sinn der konstitutionellen Monarchie vollendet werden konnte. Der Grundsatz der königlichen Unverletzlichkeit wurde durchgeführt, doch sollte die Suspension des Monarchen und die Überwachung der königlichen Familie bis zur Veröffentlichung der Reichsverfassung fortdauern. Im eignen Schloß wurden Ludwig XVI., Marie Antoinette und der Dauphin als Gefangene gehalten.

Die konstitutionelle Partei hatte den Sieg davon getragen; aber die Männer, die dabei den Ausschlag gaben, die Lameths, Barnave, Lafayette, Chapelier und ihre Gesinnungsgenossen, wagten nicht gegenüber der Demokratie die vollen Konsequenzen daraus zu ziehen. Sie hatten ihrer Feindschaft gegen den Thron und die mit ihm verbundenen aristokratischen und klerikalen Elemente zu oft und zu stark Ausdruck gegeben, als daß ihnen bei ihrer jetzigen Haltung hätte wohl sein können. Die agitatorische Presse und die Klubführer bei den Jakobinern und Cordeliers schmähten sie als Rückschrittsmänner, die ihren Grundsätzen untreu geworden, als heimliche Freunde der Emigration und des kriegschnaubenden Auslandes, als Verräter an der Souveränität des Volks. Sie glaubten daher bei der Revision des Verfassungswerks, die während der nächsten Wochen in Angriff genommen ward, ihren Charakter als Freiheitsfreunde und Volksmänner desto schärfer hervorkehren zu müssen. Vergebens suchte Malouet, ein aufrichtiger und überzeugungstreuer Streiter für geordnete Freiheit und Rechtsgleichheit, die Mitglieder des Revisions- und Verfassungsausschusses zu bewegen, sie möchten die Gelegenheit und die Zeitstimmung benutzen, um manche bedenklichen Beschlüsse aus der Urkunde auszumerzen. Wenn man die Dekrete nach dem 6. Oktober 1789, gegen welche die königliche Denkschrift Protest erhoben, beseitigte oder milderte, wenn man „dem König seinen Einfluß auf Rechtspflege, Heer und Verwaltung, dem Adel das gesetzliche Dasein und der Kirche ihre kanonische Verfassung" zurückgab, blieben die Fundamente der Konstitution immer noch unerschüttert bestehen, blieben die Vernichtung der Feudalität in der Augustnacht, die Menschenrechte mit dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger, die Volksvertretung in einer Kammer mit weitgehenden Befugnissen, die Beschränkung der souveränen Königsmacht durch die Verantwortlichkeit der Minister und das suspensive Veto, die Schutzgesetze für die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigentums, ein ausgedehntes Wahlrecht aller aktiven Bürger im Sinn nationaler Selbstregierung u. a. immerhin noch wertvolle Errungenschaften, solide Grundlagen eines würdigen öffentlichen Lebens, eines freiheitlich geordneten Rechtsstaats mit der Herrschaft gemeingültiger Gesetze. Aber wie sollten die Männer der Doktrin, denen ein demokratisch-republikanischer Volksstaat mit einheitlicher Spitze als Ideal galt, sich auf Änderungen einlassen,

Revision der Verfassung.

welche die Wortführer der Linken als eine „Gegenrevolution“ bezeichneten? So nahm denn das Revisionswerk einen raschen Gang. Mit Ausnahme einiger unwesentlicher Modifikationen im Wahl- und Preßgesetz wurden alle bisherigen Beschlüsse beibehalten, und nachdem man das Ganze in die Form einer gesetzlichen Verfassungsurkunde gebracht, dem König zur Annahme und Bestätigung vorgelegt. Sobald er sie beschworen haben würde, solle er wieder in die volle Gewalt der Krone eingesetzt werden und die Regierung in Gemäßheit der neuen Ordnung beginnen.

3. Sept. 1791. Die Verfassung vom König bestätigt.

Zu dem Zweck begab sich am Abend des 3. September bei Fackelschein eine feierliche Deputation von sechzig Abgeordneten in die Tuilerien und überreichte dem König die Urkunde, welche, wie der Präsident Thouret in seiner Anrede bemerkte, „die unverjährbaren Rechte des französischen Volks heilige, dem Thron seine wahre Würde zurückstelle und dem Reich ein verjüngtes Dasein gebe“. Zugleich wurde jede Freiheitsbeschränkung aufgehoben. Ludwig XVI. bat sich Bedenkzeit aus, um das Werk zu prüfen und seine Entschließung zu fassen. Sie wurde ihm gewährt. Zehn Tage vergingen unter schweren Seelenkämpfen, ehe man in den Tuilerien zu einem entscheidenden Beschluß kam. Endlich war der Kampf überwunden: Ludwig XVI. fügte sich in die Notwendigkeit; hatte doch selbst der kaiserliche Schwager Leopold zur Nachgiebigkeit geraten. Er unter-
14. Sept. 1791. zeichnete die Verfassung im tiefsten Schmerz und begab sich am nächsten Tag in die Nationalversammlung mit Gefühlen wie wenn er zum Tod ginge. Hier leistete er stehend vor den sitzenden Vertretern der Nation den feierlichen Eid. In einer Seitenloge wohnte die Königin mit ihrer Begleitung dem Akt bei. Als Ludwig den Schwur abgelegt und zugleich um Amnestie für alles Vergangene nachgesucht, kehrte er unter dem Jubelruf des Volks in das Schloß zurück. Dort warf er sich in einen Sessel und beweinte den Untergang der französischen Monarchie.

Die Selbstentsagungsakte der Konstituante.

Nach allem was Ludwig bisher erlebt, durfte er nicht hoffen, daß selbst der Schatten von Hoheit und Gewalt, den die Konstitution der ausübenden Macht eingeräumt, ungeschwächt erhalten bleiben würde. Denn noch trieb die revolutionäre Strömung hohe Wogen. Und wenn er noch hätte erwarten können, daß dieselben Männer, welche die Verfassung ins Leben gerufen, auch bei deren Ausführung und Anwendung an der Seite des Thrones stehen würden! Allein diese Möglichkeit hatte die Nationalversammlung durch einen selbstmör-
21. Mai 1791. derischen Akt vernichtet. Auf Robespierres Antrag war der Beschluß gefaßt worden, daß die Mitglieder der konstituierenden Versammlung nicht in die darauf folgende gesetzgebende gewählt werden sollten: alle Anhänger der alten und der gemäßigten Monarchie, alle Verehrer der Ideen Montesquieus sollten damit ausgeschlossen werden.

Veränderung im Munizipalrat u. in der Bürgergarde.

So hatten denn die Helden der Volksvereine und der demokratischen Presse freien Spielraum, als am letzten September 1791 die konstituierende National-
30. Sept. 1791. versammlung ihre Sitzungen schloß. Einige Wochen nachher traten auch die

Häupter der Munizipalität und der Nationalgarde von ihren einflußreichen Ämtern ab. An die Stelle Baillys wurde der Jakobiner Pétion gewählt, und 16. Nov. 1791. Lafayette legte infolge eines Beschlusses des Reichstags, kraft dessen das Amt des Oberbefehlshabers wegfallen und die höchste Leitung unter den Führern der sechs Legionen monatlich wechseln sollte, den Kommandostab der Bürgergarde nieder, eine für die Einheit und Festigkeit der nationalen Landwehr höchst verderbliche Neuerung. Seine Hoffnung, nach Baillys Abgang das Amt eines Maire von Paris zu erlangen, ging nicht in Erfüllung; Pétion erhielt die Mehrzahl. Mit Zustimmung der legislativen Versammlung bildeten sich dann aus dem Arbeiterstand und den nichtaktiven Bürgern, die keinen Zutritt zu der Nationalgarde hatten, eigne Wehrmannschaften, von ihrer Waffe Pikenmänner genannt, welche den bürgerlichen Befehlshabern untergeordnet sein sollten, aber durch ihre Beweglichkeit und revolutionäre Heftigkeit bald die Oberhand gewannen, in den innern Kämpfen und tumultuarischen Straßenaufläufen den Ausschlag gaben, das streitfertige Militär der Klubführer, ein Korps der Rache für das „Blutbad" des Marsfeldes am 17. Juli.

II. Die gesetzgebende Versammlung und der Sturz des Königtums.

1. Die Legislative, die Emigration und das Ausland.

Am 1. Oktober 1791 wurde die erste legislative Versammlung eröffnet und einer der Abgeordneten von Paris, Pastoret, zum Präsidenten gewählt. Sie bestand aus siebenhundertfünfundvierzig Mitgliedern, die während der letzten Sitzungen der Konstituante nach dem neuen Wahlgesetz in der Art gewählt worden waren, daß die aktiven heimatberechtigten Bürger, die mindestens eine jährliche Steuer von drei Tagelöhnen bezahlten und nicht in eines andern Dienst standen, in Urversammlungen die Wahlmänner aufstellten; diese hatten dann in den Hauptorten der Departements die Abgeordneten zu wählen. Wahlmänner und Deputierte mußten einer Steuerklasse von einem durch das Gesetz bestimmten Minimalzensus von geringer Höhe angehören. Die neue gesetzgebende Versammlung bot einen von der konstituierenden verschiedenen Anblick dar. Unter dem Einfluß der Jakobiner und der radikalen Volkspartei gewählt, huldigte die Mehrzahl demokratischen Grundsätzen, die nur in einer republikanischen Verfassung ihren wahren Ausdruck finden konnten. Daher kam es, daß die rechte Seite, wo die Feuillans, die Royalisten und alle Anhänger der konstitutionellen Monarchie, wie Vaublanc, Beugnot, Jaucourt, Dumas u. a. ihre Plätze hatten, mehr und mehr an Zahl und Bedeutung abnahm, indes die Republikaner auf der Linken, sowohl die offenen als die versteckten, immer stärker wurden. Doch traten auch in den Reihen der Republikaner scharfe Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten zu Tage, so daß sie in zwei Heerlager sich schieden, in den Berg,

Die neue Versammlung u. die Gironde.

wo die entschiedensten Demokraten und Radikalen ihre Sitze nahmen, wie Chabot, Bazire, Jean de Bry, Carnot, Merlin de Thionville, Couthon, Thuriot, Cambon, Duhem u. a., und in die Ebene, wo die gemäßigten Republikaner zu sitzen pflegten. Zu den letztern gehörten Männer von Stand, Bildung und hohen Talenten, besonders mehrere Abgeordnete von Bordeaux und aus dem Departement Gironde, daher man ihnen und ihren Gesinnungsgenossen den Parteinamen „Girondisten" gab, eine Benennung, die anfangs einen Anflug von Spott und Ironie hatte, die sie selbst aber zu einem gefeierten Ehrennamen machten. Die Girondins waren der Mehrzahl nach idealistische Doktrinärs von jugendlichem Enthusiasmus, von südländischer Lebhaftigkeit, von witziger, schlagfertiger Rede, die auf eine Republik im Geist des Altertums oder auf einen republikanischen Föderativstaat wie die nordamerikanische Union lossteuerten, mit einem scharfen Hauch Rousseauscher Naturschwärmerei und Naturrechtsideen. „Von feuriger und glänzender Rhetorik, erfüllt mit der ganzen Erregbarkeit und Leidenschaft des Südens, ehrgeizig und nicht ohne eine ausgesprochene Neigung zur Intrige, mußten sie mit ihrem doktrinären Demokratismus, wie er aus Schulerinnerungen des Altertums und aus Meinungen des achtzehnten Jahrhunderts zusammengeflossen war, sehr rasch eine überwiegende Stellung in einer Versammlung gewinnen, aus welcher durch einen Akt unerhörter Naivität alle wirklichen Talente und Erfahrungen der ersten Versammlung ausgeschlossen waren." Bald erlangten die Girondisten in der gesetzgebenden Körperschaft den größten Einfluß; daher auch nach einiger Zeit, als die Wogen der politischen Strömung die royalistischen Minister, Bertrand de Molleville, Delessart, Duportail u. a. von dem Staatsruder verdrängten, das Kabinett aus ihrer Mitte besetzt ward. Sie sammelten sich anfangs um Roland und seine geistreiche und edle Gemahlin, die junge hochgebildete Tochter des Kupferstechers Phlipon; mit der Zeit erlangte Brissot, der uns bekannte Verehrer von Thomas Payne und der amerikanischen Verfassung, das größte Ansehen, so daß sein Name zur Parteibezeichnung ward. Von unruhiger Beweglichkeit, warf er sich in den Strom der Revolution mit kecker Unbedachtsamkeit. „Er hatte etwas ideale Begeisterung für die Befreiung der Welt und die Staatsform der Republik, was ihn aber am stärksten trieb, war die persönliche Rastlosigkeit, welche an dem Getümmel und der Erhitzung selbst ihre Lust hat, und sich ohne Sorge für kommende Gefahren dem Glück anvertraut, das dem Kühnen und dem Gewandten hold ist." Neben Brissot und Madame Roland, in deren Salon auch der ehrgeizige Theoretiker Abbé Sieyès viel verkehrte und seine Ratschläge und Orakelsprüche erteilte, waren die bedeutendsten Mitglieder und Gesinnungsgenossen der Partei: Guadet, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve, der schon öfters erwähnte Philosoph Condorcet, ferner Buzot, Isnard, Lanjuinais, der feurige, schöne Marseiller Barbaroux u. a. Auch General Dumouriez, dem wir schon in der Geschichte Polens begegnet sind (S. 523), hielt sich zu ihnen. „Waren gleich die Girondisten unfähig, eine

dauernde Schöpfung aufzurichten," urteilt ein neuerer Historiker, „so besaßen sie doch die wahrhaft revolutionäre Gabe, durch ihre rednerische Agitation die Leidenschaften zu schüren, mit der Macht der Phrase ein entzündliches Volk wie die Franzosen in Fieberglut zu setzen, und ohne irgend einen Zug der groben handgreiflichen Demagogie an sich zu tragen, doch den Zielen wildester demagogischer Zerrüttung erfolgreich in die Hände zu arbeiten." Im lebhaften Eifer für Freiheit und republikanisches Selbstregiment trieben sie auf der Bahn der Revolution immer weiter vorwärts und riefen im Kampf gegen den Thron die dämonischen Kräfte zu Hilfe, denen sie dann selbst erlagen. Fast ausschließlich dem gebildeten Mittelstand angehörig und erfüllt von dem Selbstgefühl der geistigen Überlegenheit, waren die Girondisten stolz und anspruchsvoll gegen den Hof und die Träger des alten Regimes, wie abweisend gegen die plebejische Demagogie, deren Hilfe sie doch zu ihren politischen Zwecken nicht verschmähten. Die Mitglieder der legislativen Versammlung waren der Mehrzahl nach jüngere Männer von raschem lebhaften Temperament, welche Gemüt und Phantasie in die Politik trugen, fast zur Hälfte Advokaten oder Männer des Richterstandes; daneben Litteraten, Publizisten, beeidigte Geistliche und nur wenige Grundeigentümer. Die demokratische Journalistik und die Volksvereine, die bei den Wahlen besonders thätig gewesen, wuchsen an Macht und Bedeutung sowohl in Paris als in den Provinzen.

Robespierre u. der Jakobinerklub.

Der Jakobinerklub war der Herd der Opposition gegen Hof und Royalismus, der Mittelpunkt aller Elemente, welche die Revolution im Gange halten, die noch bestehenden Ständeunterschiede verwischen, aus den Franzosen ein „einig Volk von Brüdern" machen wollten. Hier führte vor allem Maximilian Robespierre das große Wort. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in seiner Vaterstadt Arras nach Paris zurückgekehrt und kurz darauf in die Gemeindeverwaltung berufen, entfaltete er in den Vereinsversammlungen seine politische Thätigkeit, unterstützt von Demagogen wie Danton und Manuel, die gleichfalls bei der Kommune angestellt waren, von demokratischen Journalisten, wie Marat, Carra, Tallien, von heruntergekommenen Leuten mit einer zweideutigen Vergangenheit, wie der ehemalige Kapuziner Chabot, ein sittenloser Wüstling, wie der Schauspieler Collot d'Herbois, der in einer populären Schrift, „Almanach des Vaters Gérard", die Lehren des Jakobinerklubs „in dem verführerischen Gewand einer hochtrabenden Moral" dem Geschmack und der Fassungsgabe des Landvolks anzupassen suchte, wie der Theaterdichter Fabre d'Eglantine, der Advokat Georg Couthon, ein lahmer, gebrechlicher Mensch von mildem, freundlichem Wesen im Privatleben, aber ein politischer und priesterfeindlicher Fanatiker u. a. Mit Hilfe dieser dienstbaren Geister, die sich an der anständigen Gesellschaft für die früher erlittene Zurücksetzung und Verachtung rächen wollten, wußte sich Robespierre die Gunst des Pöbels zu erwerben, ohne in die plebejische Tiefe oder zum politischen Cynismus hinabzusteigen. An feuriger überwältigender Bered-

samkeit vielen andern nachstehend, durch seine salbungsvollen Reden im Geist eines Methodistenpredigers die Zuhörer oft ermüdend, hat es der klug berechnende, kalte und verschlossene Advokat doch auch wieder verstanden, durch leichten, freien, verständlichen Vortrag, durch angemessenes rhetorisches Gebärdenspiel, verbunden mit der unwandelbaren Überzeugungstreue, die schon Mirabeau erkannt hatte, mit der logischen Konsequenz seines doktrinären Gedankenganges und mit einem äußerlichen Anstand in Kleidung und Haltung sich bei der Versammlung wie bei dem Volk in Gunst und Achtung zu setzen. In seiner Erscheinung hielt er sich fern von dem „Sansculottismus", durch den die Jakobiner ihre Geringschätzung aller gesellschaftlichen Form und Bildung in ostentativer Weise zu erkennen gaben. Dabei war er einfach und geregelt in seiner Lebensweise im Gegensatz zu den meisten andern Demagogen, die in den Pfuhl des Lasters und der Sinnenlust versunken waren. Der Ruf der bürgerlichen Rechtschaffenheit, der strengen Grundsätze, der aufrichtigen Freiheits- und Vaterlandsliebe, womit sich Robespierre bei jeder Gelegenheit ruhmredig an den Zuhörern vorüberführte, verschaffte ihm Vertrauen und mehrte die Zahl seiner Anhänger, die ihn wie eine Leibgarde umgaben und seine Sittenstrenge bewunderten. Seine Familie stammte aus England, von ihr mag ein puritanischer Zug als Erbteil auf ihn übergegangen sein. Mit diesem Tugendgewand verhüllte er den im Innern glühenden neidgefärbten Ehrgeiz, den Haß gegen alles Hervorragende, Aristokratische, das finstere Mißtrauen, das ihm stets Gefahren und Verfolgungen vorspiegelte, in jedem Mitstrebenden einen Widersacher und Feind sehen ließ. Seine Tugend war das Paradepferd in seinen Redeschlachten; alle Verleumdungen und Verdächtigungen, alle Nachstellungen und Verfolgungen, von denen er sich umgeben wähnte, sollten ihre Quelle in der Scheelsucht der Gegner auf seine sittliche Reinheit haben. Eine trockene, phantasielose Natur ohne poetische Erhebung, ohne Genialität, war Robespierre dennoch eine Persönlichkeit, die einen gewaltigen Einfluß auf Geist und Gemüt des Volks übte.

Die Jakobinermütze. Einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Weg des Demokratismus machte der Jakobinerklub im Frühjahr 1792 durch die Annahme der roten phrygischen Mütze, die fortan als Bundeszeichen getragen ward. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux, welche einst in Nancy sich blutiger Meuterei schuldig gemacht, und nach ihrer Bewältigung durch Bouillé zu den Galeeren verurteilt waren, wurden auf Bitten des Jakobinerklubs von der Nationalversammlung begnadigt und in Freiheit gesetzt. Als sie nach Paris kamen, veranstalteten die Demagogen den entlassenen Kettensträflingen 15. April 1792. als Blutzeugen der Freiheit ein rauschendes Volksfest, wobei alle die Mütze der Galeerensträflinge, welche die verurteilten Schweizer aus dem Bagno mitgebracht hatten, bei der Umfahrt durch die Stadt als Kopfbedeckung trugen, um jeden Unterschied auszugleichen. Kurz vorher war auch der Name „Sansculottes" aufgekommen. Als einst zwei liberale Damen den Vortrag des Deputierten Maury durch Reden und Gebärden störten, so erzählt Montgaillard, rief der derbe Abgeordnete unwillig dem Präsidenten zu: Bringen Sie doch die beiden Ohnehosen zum Schweigen! Das Wort schlug durch und wurde als Bezeichnung der cynischen und plebejischen Volksklasse gebraucht.

Als die konstituierende Versammlung einst in Versailles eröffnet wurde, fühlte sich der dritte Stand durch die Zurücksetzung von seiten des Hofes verletzt; als die neuen Vertreter zusammenkamen, war sich die Versammlung bereits so sehr ihrer Hoheit und Würde bewußt, daß sie die Bezeichnung „Majestät" und „Sire" im Titel und bei der Anrede des Königs abschaffen wollte. Schon daraus konnte man ersehen, daß kein harmonisches Zusammenwirken zwischen den beiden Gewalten des neugeschaffenen konstitutionellen Staatsorganismus zu erwarten sei. Wie sollten auch in dem Augenblick, da im Innern und im Ausland sich Kräfte des Widerstandes gegen die neue Ordnung regten, die Nationalvertretung und die Krone gemeinschaftliche Wege gehen, die gesetzgebende Gewalt, die durch diese Widerstandskräfte in ihren wichtigsten Lebensfunktionen bedroht war, und die vollziehende, die dadurch wieder in ihrem vormaligen Machtbesitz hergestellt werden sollte, zu einträchtigem Zusammenwirken sich vereinigen? Schon längere Zeit sahen die ausländischen Fürstenhöfe mit Unruhe auf die Vorgänge in Frankreich. Wir wissen, daß eine Menge politischer Flüchtlinge aus Belgien, aus Holland, aus der Schweiz Schutz und Aufnahme in Paris und in den Grenzstädten gesucht und gefunden hatten, daß sie mit ihren Freunden und Gesinnungsgenossen in der Heimat Verbindungen unterhielten, daß Agenten der Revolution offen und heimlich für die Verbreitung demokratischer Ideen thätig waren. Der Ruf nach „Freiheit und Gleichheit", die Parole der Klubs „Krieg den Thronen, Friede den Hütten", hatte in allen Nachbarländern Widerhall gefunden und die Gemüter der Völker in Aufregung gesetzt. Die Nationalversammlung und die durch sie bestimmte Regierung hatten kein Bedenken getragen, die Wirkungen der fünften Augustnacht auch in den östlichen Provinzen zur Geltung zu bringen, ohne Rücksicht auf fremdländische Herrenrechte, die dadurch verletzt wurden. Die Revolution u. ihre Widersacher. Ursprung des Kriegs.

In frühern Blättern haben wir schon öfters des päpstlichen Territoriums an der Rhone gedacht, der Grafschaft Venaissin und des Stadtgebiets von Avignon, die der römische Stuhl im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an sich gebracht und trotz vielfacher Anfechtungen bis dahin behauptet hatte. Diese fremde Herrschaft auf französischem Grund und Boden war den für die Idee nationaler Einheit begeisterten Provençalen widerwärtig. Obschon das geistliche Regiment nicht drückend war, so gewann die Revolutionspartei doch die Oberhand. Die päpstliche Obrigkeit wurde gestürzt, eine Munizipalität nach französischem Vorbild errichtet, Schlösser und Klöster zerstört und die Vereinigung mit Frankreich nachgesucht. Aber auf dem Land, insbesondere in dem Städtchen Carpentras, hielt das Volk an der geistlichen Herrschaft fest, teils aus Anhänglichkeit an das alte, teils aus nachbarlicher Eifersucht auf die Hauptstadt. Adlige und Mönche suchten bei den bigotten Bauern Zuflucht gegen die Verfolgungen der Neuerer. Daraus entspann sich ein Bürgerkrieg mit Greuelthaten, wie sie nur eine heißblütige südländische Bevölkerung, aufgereizt durch politischen und religiösen Fanatismus, begehen kann. Den einen wie den andern leisteten gleichgesinnte Franzosen Beistand. Und nicht genug, daß Demokraten und Papisten sich zerfleischten, die wilden Banden, die der Gemeinderat von Avignon aus den Bergen herbeirief, empörten sich, nahmen Besitz von dem hochgelegenen Schloß und übten Raub, Plünde- 1. Das päpstliche Gebiet an der Rhone.

rung und Gewaltthätigkeiten aller Art. Als Lescuyier, einer der Führer, von einer fanatisierten Volksmasse in einer Kirche erschlagen ward, ermordeten sie dreiundfünfzig Gefangene, Männer und Weiber, die sie auf das Schloß geschleppt, und warfen die verstümmelten Leichname in ein Burgverlies, die Eisgrube genannt. Endlich wurde durch französische Kommissare und Militär der Aufruhr erstickt und die Ordnung soweit hergestellt, daß die Vereinigung des gesamten päpstlichen Gebiets mit der französischen Monarchie in Angriff genommen werden konnte. Die konstituierende Versammlung faßte kurz vor ihrer Auflösung den Beschluß, daß auf Grund des ausgesprochenen Willens der Bevölkerung Stadt und Land von Avignon und Venaissin zu dem Departement der Rhonemündungen geschlagen und unter die Leitung und Obhut einer Munizipalität und Nationalgarde gestellt werden sollten. Die gesetzgebende Versammlung schuf dann daraus den Kreis Vaucluse. Aber noch dauerten die bürgerlichen Kämpfe fort und warfen den Zündstoff religiöser und politischer Parteiwut über die ganze Provence. Aus Marseille zogen viertausend Demokraten unter der Führung eines Freundes von Barbaroux ins Feld, um die Gegenrevolution in Arles zu ersticken. Ein Volkshauptmann Jourdan wütete an der Spitze verwilderter Banden mit Feuer und Schwert wider die Einwohner, die das alte Regiment nicht gegen die neue Freiheit eintauschen wollten.

2. Die Besitzungen u. Rechte der deutschen Reichsstände in Elsaß u. Lothringen.

Die Aneignung des päpstlichen Gebiets an der Rhone durch die französischen Machthaber auf Grund eines angeblichen Volkswillens war ein deutlicher Beweis, daß das neue Regiment in Paris sich in den äußern Angelegenheiten ebenso leichten Herzens über das Bestehende wegsetze wie in den innern, daß die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse und Verträge ebensowenig Beachtung fänden, wie die überlieferten Formen und Gesetze des altfranzösischen Feudalstaats. Was war daher natürlicher, als daß die deutschen Fürsten und Reichsstände, welche in den ehemaligen Reichsterritorien im östlichen Frankreich altverbriefte Rechte und Einkünfte besaßen, mit Sorge in die Zukunft blickten, mit Unmut und Verdruß die eigenmächtigen Übergriffe der Revolution, die Aufhebung aller Feudalrechte in der Augustnacht aufnahmen? „Durch die Abrundung, welche Frankreich plötzlich seinem Staat gab, fiel eine Menge von geistlichen und weltlichen Hoheitsrechten und nutzbaren Rechten weg, welche bis dahin altherkömmlich vom deutschen Nachbarland her mit ihren verwitterten Ecken tief in Frankreich hineinragten. Wie viele französische Unterthanen standen nicht unter der Obhut eines deutschen Bischofs! Wie viele deutsche Landeshoheiten machten sich nicht auf französischem Gebiet geltend, mit Steuerfreiheit, Zehnten, Fronen, Patrimonialgerichten, Leibeignen ausgestattet, durch Staatsverträge geschützt, und von dem allen sollte von nun an nicht mehr die Rede sein! Die hauptsächlich verletzten deutschen Reichsstände waren die drei geistlichen Kurfürsten, die rheinischen Bischöfe, die Häuser Hessen-Darmstadt, Baden, Nassau, Württemberg, Zweibrücken, ein Teil der Reichsritterschaft." Nicht bloß in Elsaß und Lothringen, auch in der Freigrafschaft, im hennegauischen und luxemburgischen Gebiet bestanden solche verwickelte und schwer zu lösende Rechts- und Eigentumsverhältnisse. Noch war die Grafschaft Mömpelgard oder Montbéliard in Burgund eine württembergische Besitzung unter französischer Oberhoheit. Die Verhandlungen über eine Ausgleichung hatten keinen Erfolg, da die Anerbietungen der Nationalversammlung für die „Besitzer gewisser Lehen ‚im Elsaß" nicht genügend gefunden wurden. Von deutscher Seite schlug man die zu vergütenden Verluste auf mindestens 100 Millionen Livres an, wollte aber der Mehrzahl nach von Entschädigung überhaupt nichts wissen. Insbesondere bestanden die geistlichen Kurfürsten am Rhein auf der Erhaltung ihrer alten Metropolitanrechte über die Bistümer von Metz, Toul und Verdun.

Die Schwierigkeit der politischen Lage empfand niemand tiefer als Kaiser Leopold. Vor allen an ihn trat die Aufforderung heran, dem revolutionären Gebahren in Frankreich entgegenzuwirken: die deutschen Fürsten und Herren verlangten, Kaiser und Reich sollten für ihre durch den Westfälischen Frieden gesicherten und gewährleisteten Rechte in Elsaß, Lothringen und in andern Territorien eintreten; der König und die Königin von Frankreich sahen in dem nahen Verwandten ihren Beschützer und Retter aus dem Höllenrachen der Revolution, und führten unter Vermittelung des österreichischen Gesandten in Paris, Grafen Mercy, einen lebhaften Briefwechsel mit dem kaiserlichen Bruder und Schwager, worin sie ihn zum Vertrauten ihrer Pläne und Hoffnungen machten und ihn um Rat und Hilfe baten. Die Häupter der Emigration, an ihrer Spitze der Graf von Artois, suchten ihn zu einer kriegerischen Invasion zu treiben, der sie sich anschließen wollten, um mit bewaffneter Hand eine Restauration zurückzuführen. Durch diese und andre Einwirkungen kam der Monarch in einen innern Kampf zwischen seinem Herzen und der Politik. Es ist uns bekannt, wie verwirrt die Zustände des österreichischen Reichs waren, als Leopold den Thron bestieg (S. 441 ff.): die Erbstaaten in unruhiger Bewegung, Ungarn in drohender Haltung, die niederländischen Provinzen in voller Empörung, der Türkenkrieg noch im Gang, mit Preußen ein gespanntes Verhältnis voll Mißtrauen und Eifersucht, in Polen bürgerliche Kämpfe von weitgehender Wirkung (S. 552), in Petersburg eine herrschsüchtige Kaiserin, welche die Bundesgenossenschaft mit dem Wiener Hof und die Rivalität der beiden deutschen Großmächte zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in der Türkei wie in Polen zu benutzen gedachte. Wie sollte unter solchen Umständen der vorsichtige staatskluge Fürst sich in einen weitaussehenden Krieg mit der unheimlichen Revolution einlassen? Noch waren die Unterhandlungen mit der Türkei, die den Frieden von Sistowa herbeiführten (S. 443), nicht zum Abschluß gekommen, als die Vorgänge in Paris, die Verhinderung der Reise nach St.-Cloud und der unglückliche Fluchtversuch dem Kaiser Sorge und Kummer bereiteten. Wir wissen, daß er von dem verderblichen Vorhaben abgeraten; der Prinz von Artois, der zu ihm nach Italien gereist war, konnte nichts weiter erreichen, als daß sich Leopold bereit zeigte, was er von Truppen in Belgien habe zur Deckung der königlichen Familie auf der Grenze zusammenzuziehen, eine Demonstration, welche die Lage nur verschlimmerte. Denn was konnte eine drohende Bewegung helfen, auf die keine That folgte? Auf die Nachricht, daß die königliche Familie in den Tuilerien wie Gefangene behandelt würde, ging ihm deren Schicksal sehr nahe. Sein brüderliches Herz wie sein fürstliches Bewußtsein wurden tief verletzt durch die Kränkungen, die dem ersten Monarchen der Christenheit widerfuhren. Aber auch jetzt ließ er sich zu keiner entscheidenden Aktion fortreißen, auch jetzt begnügte er sich wieder mit einer demonstrativen Handlung, welche die Revolutionspartei reizen und herausfordern und die königliche Sache noch mehr gefährden mußte: er erließ aus Padua ein Rundschreiben an alle Potentaten Europas, mit der Aufforderung, sie möchten sich zu einer gemeinschaftlichen Erklärung vereinigen, „daß sie die Sache des Königs von Frankreich als ihre eigne betrachteten, auf seiner Freiheit und persönlichen Sicherheit bestehen müßten, und alle neuen Gesetze nur dann als rechtsgültig anerkennen würden, wenn der König sie freiwillig gutgeheißen habe. Andernfalls werde man mit den Waffen einschreiten". Das Bekanntwerden dieser Drohnote, welche durch den gleichzeitigen Brief Bouillés an die Pariser Nationalversammlung einen verschärften Stachel erhielt, mehrte den Groll der Revolutionsmänner gegen die Tuilerien. Man zog daraus die Folgerung, daß die Fürsten des Auslandes unter dem Einfluß der Emigranten ständen, und ließ darum die königliche Familie in den Tuilerien aufs strengste überwachen. Diese unwürdige Behandlung ging dem Kaiser zu Herzen. Er machte daher neue Ver-

3. Kaiser Leopold und die politische Lage Europas.

6. Juli 1791.

suche, einen europäischen oder wenigstens einen deutschen Fürstenbund zur Rettung des französischen Königspaares zustandezubringen. Da kam es ihm denn zu statten, daß der preußische Gesandte, General Bischoffwerder, sich durch die Beweise von Vertrauen und Auszeichnung, die ihm von seiten des Kaisers und des Wiener Hofes zu teil wurden, ganz für die kaiserliche Politik gewinnen ließ und seinen Einfluß in Berlin für das Zustandekommen eines österreichisch-preußischen Bündnisses einsetzte. Nichts konnte dem Habsburger Herrscher erwünschter sein als eine Allianz, die es ihm möglich machte, für die Rettung des französischen Königshauses einzustehen ohne seinerseits große Opfer zu bringen; denn er hoffte, der preußische König würde, wenn einmal das Mißtrauen und die Rivalität zwischen Berlin und Wien gebrochen wäre, seiner ritterlich-romantischen Natur gemäß, mit aller Energie für die Restauration der französischen Monarchie einstehen, andre Reichsfürsten mit sich fortreißen und einen Feldzug gegen Frankreich eröffnen, bei dem die österreichischen Truppen nur in zweiter Linie mitzuwirken brauchten. Der preußische Unterhändler schloß mit dem Wiener Kabinett
25. Juli 1791. einen vorläufigen Vertrag ab, in welchem die beiden deutschen Großmächte sich zu einer solidarischen Politik verpflichteten, sowohl nach außen, indem sie einander den gegenwärtigen Besitzstand ihrer Länder gewährleisteten und sich anheischig machten, durch gemeinsames Bemühen eine Vereinigung der Hauptstaaten Europas gegenüber Frankreich herbeizuführen, mit andern Mächten aber nur unter gegenseitigem Vorwissen und Übereinstimmen Verbindungen einzugehen, als nach innen durch die Zusage von Bundeshilfe für den Fall, daß die Ruhe in ihren Reichen gestört werden sollte. In Berlin trug man Bedenken, auf den Präliminarvertrag einzugehen, der kriegerische Verwickelungen in Aussicht stellte und nur für Österreich vorteilhaft war; in einer Note nach Wien wurde bedeutsam hervorgehoben, daß eine Demonstration gegen Frankreich nur dann von Wirkung sein könnte, wenn zugleich eine ausreichende Kriegsrüstung damit verbunden sei, denn nichts sei schlimmer als stolze Worte ohne thatkräftigen Rückhalt. Leopold sah daher seinen Plan als gescheitert an. Er gab den Gedanken an eine Intervention vorerst gänzlich auf, zumal da auch die Haltung Pitts gegenüber der Nationalversammlung jede Hoffnung auf den Eintritt Großbritanniens in einen Kriegsbund ausschloß. Er zeigte den Ausgewanderten eine zurückhaltende Kälte und riet dem königlichen Schwager in Paris die Annahme der Verfassung. Er war der Ansicht, nur das gesamte Europa könne mit Erfolg der Revolution entgegentreten: aber weder England noch Preußen hatten bis jetzt Neigung zu einem gemeinsamen Kriegsbund gezeigt, von Rußland ganz zu schweigen; und allein im Verein mit den Ausgewanderten über die französischen Grenzen einzubrechen, dazu trug niemand weniger Lust als Leopold. Dies möchten allenfalls einige Heißsporne aus dem deutschen Fürstenstand oder der romantisch-ritterliche Abenteurer auf dem schwedischen Thron versuchen. So blieb es bei drohenden Reden und Demonstrationen, hinter denen keine Bajonette standen um ihnen Nachdruck zu geben.

4. Die Emigranten. Den heftigsten Anstoß zum Krieg zwischen Frankreich und Deutschland gaben die Umtriebe der Emigranten. Je weiter die Revolution auf der abschüssigen Bahn zum Demokratismus und zur Republik fortschritt, desto größere Dimensionen nahm die Emigration nach dem Ausland an. Die Auswanderung wurde eine ansteckende Krankheit, wurde gleichsam zur Mode. In allen Grenzländern, insbesondere in den rheinischen Städten Worms, Mainz, Koblenz, Bonn u. a. wimmelte es von Schwärmen flüchtiger Franzosen. Solange die Goldstücke ausreichten, die sie aus der Heimat mitbrachten, lebten sie in Saus

und Braus, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie bald wieder in ihre Wohnsitze heimkehren würden, und sich dann an ihren politischen Gegnern schadlos halten könnten für alle Verluste und Widerwärtigkeiten. Als die erwarteten Triumphe sich nicht einstellten und die Geldrollen verschwunden waren, lebten sie von Unterstützungen, die ihnen aus fürstlichen Kassen oder von adligen und geistlichen Gesinnungsgenossen zuflossen, und vom Borgen. „In Festgelagen und ausgelassenen Zerstreuungen, Komödien, Hasardspiel und Liebeshändeln brachte der junge Adel dort seine Tage zu, und seine royalistische Begeisterung beschränkte sich auf unfruchtbare Klagen oder lärmende Demonstrationen für das bedrängte Königtum.“ Erst als die Kriegsaussichten näher rückten, traten viele in die angeworbenen Condéschen Truppen als Offiziere ein, um gemeinsam mit den Deutschen in Frankreich einzurücken und die alten Zustände zurückzuführen. Unter dem Volk zeigten sich keine Sympathien für die zuchtlose und übermütige Aristokratie, welche auch im Ausland und im Elend die Entartung der Feudalzeit offenbarte; dagegen fanden die Flüchtlinge an den fürstlichen Höfen und in den Schlössern des Adels Teilnahme, Gunst und Unterstützung, bis sie auch hier zur Last wurden. Ihr Standeshochmut und ihre Parteisucht dauerten auch im Ausland fort: der Prinzenhof von Koblenz betrachtete es als Pflicht und Schuldigkeit der europäischen Fürstengewalt, daß sie die Enkel des heiligen Ludwig in ihrem Widerstreit gegen die Hydra der Revolution unterstütze, und war im höchsten Grad beleidigt, daß diese sich nicht zum Werkzeug der Rache und des Übermuts gebrauchen lassen wollte. Die Edelleute ersten Ranges hielten sich fern von den Niedrigern; wer zuerst weggezogen war, galt für loyaler als der spätere Ankömmling. „Als der brave ritterliche Cazalès, der bis zuletzt bei seinem König ausgehalten, nach Koblenz kam, ging man ihm aus dem Weg, seine Gesinnung war anrüchig.“ Für die Pariser Nationalversammlung waren die Emigranten kein Gegenstand der Furcht, so sehr sie sich auch das Ansehen gab, als sei man vor den „Horden der Kontrerevolution“ in Sorge; vielmehr dienten sie ihr, um durch rhetorische Invektiven die Leidenschaften des französischen Volks zu entflammen und der Revolution einen kriegerischen Impuls zu geben. Es war daher den beiden Monarchen Leopold und Friedrich Wilhelm keineswegs nach dem Sinn, daß sich auf dem sächsischen Lustschloß Pillnitz, wo sie auf die zweite Hälfte des August eine persönliche Zusammenkunft verabredet hatten, auch der Graf von Artois mit zwei hervorragenden Emigrantenhäuptern einfand, dem ehemaligen Staatsminister Calonne und dem General Bouillé. Für ihre Zwecke konnte es nur schädlich sein, wenn die Sache des Königtums mit der Emigration in Zusammenhang gebracht ward.

Wie wenig aufrichtiges Vertrauen die beiden deutschen Monarchen auf dem Fürstentag in Pillnitz einander entgegenbringen mochten, darin waren sie doch einig, daß man im Interesse der monarchischen Ehre und Sicherheit die königliche Familie in Frankreich nicht hilflos verkommen lassen dürfe, daß aber die dermalige Lage

Der Fürstentag v. Pillnitz 27. Aug. 1791.

kein bewaffnetes Einschreiten nötig oder ratsam mache, und daß insonderheit die Denkschrift, die Graf Artois vorgelegt, mit Entschiedenheit zurückzuweisen sei. In diesem Schriftstück, das die ganze Selbstsucht und Überhebung des alten Herrenstandes atmete, war das Verfahren angegeben, welches der Fürstentag von Pillnitz gegenüber Frankreich einschlagen möchte. Die königlichen Brüder und alle andern Glieder des Bourbonschen Hauses sollten mit Zustimmung der auf dem Kongreß anwesenden Potentaten ein Manifest ausgehen lassen, mit einem Protest gegen die Übergriffe der Nationalversammlung und gegen alle Beschlüsse, zu denen man des Königs Genehmigung erzwungen oder erschlichen hätte, mit der Verkündigung, daß, da Ludwig XVI. seiner Regierungsgewalt und seiner Freiheit entkleidet sei, Monsieur, der Graf von Provence, kraft seines Geburtsrechts, mit Zustimmung und Anerkennung des Kaisers und der Mehrheit der europäischen Mächte als Regent auftrete, und mit der Drohung, daß die Einwohner von Paris bei Todesstrafe für die Sicherheit der königlichen Familie einzustehen hätten. Weit entfernt, daß man die Anerkennung und Verbreitung eines so anmaßenden Schriftstücks beschlossen oder die daran geknüpfte Forderung einer Mobilmachung der eignen Truppen sowie einer Unterstützung und Förderung der Kriegsrüstungen der Emigranten genehmigt hätte, begnügten sich die Monarchen mit der Erklärung, daß die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich eine für ganz Europa wichtige Sache sei, daß sie alle Mächte zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe einladen und für den Fall der Zusage die geeigneten Schritte zur Erreichung dieses Zieles durch thätige Einmischung thun würden. Wie wenig hinter dieser Erklärung, die nur auf eine Einschüchterung der Pariser Demokraten berechnet war, der Krieg lauerte, bewies die weitere Verkündigung der beiden Monarchen, daß den Emigranten nur der friedfertige Aufenthalt in den deutschen und österreichischen Staaten gestattet, aber alle bewaffneten Rüstungen untersagt sein sollten. Ludwig XVI. kam diesen friedlichen Absichten entgegen, indem er seine Brüder in einem vertraulichen Brief aufforderte, alle Kriegsgedanken fahren zu lassen und mit Resignation den Gang der Dinge abzuwarten. Kurz darauf bestätigte er, wie uns bekannt, die mittlerweile vollendete Verfassung und wurde wieder in den Genuß seiner Freiheit und Rechte eingesetzt. Aber das junge heißblütige Frankreich erblickte in dem Pillnitzer Kongreß mit seiner Erklärung eine versteckte Kriegsdrohung und glaubte in dem Bourbonschen Schriftstück den wahren Ausdruck der Fürstengesinnung zu erkennen. Ein tiefes Mißtrauen gegen die Restaurationspolitik des Auslandes faßte in den Herzen der Franzosen Wurzel und kam den herrschsüchtigen Plänen der Jakobiner zu statten.

2. Die Gironde und der Anfang des Revolutionskriegs.

Charakter der Legislative. Einige Wochen nach dem Pillnitzer Fürstentag wurde die legislative Versammlung eröffnet. Den ruhelos ehrgeizigen und neuerungssüchtigen Männern, die den Kern dieser Versammlung bildeten, war es nicht darum zu thun, das Werk der Konstituante durch Arbeiten auf dem Gebiet der Gesetzgebung, durch innere politische, volkswirtschaftliche Reformen, durch Neugestaltung des zerfallenen Unterrichtswesens zu ergänzen und auszubilden; ihr Streben ging auf die Fortführung der Revolution, auf den Sturz des Königtums, auf die Begründung einer republikanischen Staatsform. Zu dem Behuf mußten sie die Leidenschaften der Masse durch neue Reizmittel aufstacheln, die nationale Gärung in Fluß halten, den Dämon der Revolution aufrütteln und in Thätigkeit setzen. Wenn man die

Einbildung des Volks mit der Vorstellung erfüllte, daß König, Priester, Emigranten und Ausland einverstanden seien, mit deutschen Truppen das alte Staatswesen wieder einzuführen, dann konnte man versichert sein, daß die Mehrzahl der Nation für die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit einstehen, für die Tendenzen der Jakobiner mit aller Macht kämpfen würde.

Die Hauptfeinde der Revolution waren die eidweigernden Geistlichen, welche das Volk zur Unzufriedenheit gegen die neue Ordnung zu reizen, mit Mißtrauen und Haß gegen seine Vertreter zu erfüllen suchten, und die Emigranten, welche man beschuldigte, daß sie auf der Grenze einen „Herd der Gegenrevolution“ errichteten, indem sie nicht nur gegen die vom König angenommene und bestätigte Verfassung protestierten sowie durch Rüstungen und Truppenansammlungen in Koblenz, Worms, Ettenheim u. a. O. die Absicht verrieten, den alten Zustand mit Gewalt zurückzuführen, sondern auch die europäischen Mächte zu einem Kriegszug gegen das verjüngte Frankreich zu bewegen trachteten. Gegen diese beiden Feinde richtete daher die Legislative ihre ersten Angriffe. Die Priester, die im Anfang sich der nationalen Sache meist aufrichtig angeschlossen hatten, die sich aber nicht entschließen konnten die bürgerliche Verfassung des Klerus, die mit ihrem Amtseid in Widerspruch stand, zu beschwören, sollten durch Not und Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden. Entziehung des von der Konstituante ihnen bewilligten Unterhalts, Kerker und Verbannung sollte sie treffen. Denn wie der auf den Bischofstuhl von Calvados erhobene Claude Fauchet geltend machte, sollte man doch dem Staat nicht zumuten, die Schlange im eignen Busen auch noch zu ernähren. Zu gleicher Zeit wurde ein Strafgesetz gegen die Ausgewanderten eingebracht, dessen Spitze mehr gegen die auswärtigen Mächte, die sie hegten und schützten, gerichtet war, als gegen die Emigranten selbst, deren Rückkehr man gar nicht wünschte. So kamen denn nach sehr erregten Debatten, wobei Couthon die Gefahren hervorhob, welche die Anwesenheit der eidweigernden Priester der freiheitlichen Entwicklung der Nation brächte, Isnard mit rhetorischem Pathos ausführte, „daß man das brandige Glied abschneiden müsse, damit der übrige Körper gesunde“, Brissot und seine Genossen von der Gironde in oratorischen Bravourstücken die verräterischen Pläne der Ausgewanderten geißelten, die mit Hilfe des monarchischen Europa die Revolution zu unterdrücken gedächten, „der jammervollen Pygmäen, die sich vermaßen, den Kampf der Titanen gegen den Himmel nachzuäffen“, im Laufe des Monats November zwei Beschlüsse zustande, welche auf die Geschicke Frankreichs und der ganzen europäischen Staatenfamilie in der nächsten Zukunft von einschneidender Wirkung waren.

Dekrete gegen die Emigranten und eidweigernden Priester.

9. und 29. Nov. 1791.

In Beziehung auf die Emigranten wurde beschlossen: die Franzosen jenseit der Grenzen des Königreichs seien der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig. Würden sie sich bis zum 1. Januar des nächsten Jahres noch im Zustand der Zusammenrottung befinden, so seien sie als Verräter und Verschwörer gegen das Vaterland zu verfolgen und

der Todesstrafe verfallen, ihre Güter und Einkünfte der Nation zuzuweisen. Diese Bestimmung gelte auch den französischen Prinzen und allen, die zur Zeit ihrer Entfernung in öffentlichen Ämtern gestanden. Das Dekret gegen die Geistlichkeit lautete: „Binnen acht Tagen müssen die noch unbeeidigten Priester sich vor ihren Munizipalitäten zur Eidesleistung stellen; man wird Listen der beeidigten und der eidweigernden Priester abfassen; die letztern verlieren ihre Pensionen und werden als im Verdacht der Empörung gegen das Gesetz und der bösen Gesinnung gegen das Vaterland stehend, sobald irgendwo Unruhen ausbrechen, von diesem Ort entfernt, und wenn sie als Anstifter erscheinen, in zweijährige Haft gebracht."

Der König legt sein Veto ein. Wie sollte aber der König, der in des Herzens Grunde von den fremden Mächten und den Emigranten seine Rettung erhoffte, wenn er gleich äußerlich von kriegerischen Unternehmungen abmahnte, der in den unbeeidigten Priestern die wahren und getreuen Diener der Religion erblickte, zu Beschlüssen seine Zustimmung geben, welche seine Blutsverwandten und alle ausgewanderten Gegner der Revolution für Verräter und Verbrecher erklärten, den Geistlichen, die ihrem Gewissen und ihrer priesterlichen Pflicht folgten, nur die Wahl zwischen Hunger und Meineid ließen? Er hielt daher, ermutigt durch eine Adresse, welche mehrere achtungswürdige Mitglieder des Verwaltungsrats des Seinedepartements mit Zustimmung einiger Minister und Bertrands de Molleville an ihn richteten, mit seiner Bestätigung zurück, indem er von dem der Krone zustehenden Veto Gebrauch machte. Nichts konnte den Jakobinern erwünschter sein, als diese Verwerfung der beiden Dekrete. Gab sie ihnen doch Veranlassung und einen scheinbaren Grund, auf der Rednerbühne und in der demokratischen Presse das Veto als einen deutlichen Beweis des Einverständnisses zwischen Ludwig XVI., den Emigranten, dem Kaiser und den deutschen Fürsten hinzustellen, als die Wirkung geheimer Pläne und Hoffnungen! Wußte man doch, daß Marie Antoinette mit ihrem Bruder Leopold Verbindungen unterhielt und in dem ausgewanderten Herrenstand ihre Stütze und ihr Heil sah. Seitdem stand bei den Männern des revolutionären Fortschritts der Entschluß fest, dem König seine Gewalt zu nehmen, oder über ihn hinwegzuschreiten. Das sicherste Mittel dazu dünkte ihnen die Entfesselung der nationalen Kraft durch einen Krieg gegen die ausländischen Fürsten, die Beschützer der Emigranten. Hatten früher die geistlichen und weltlichen Fürsten auf dem Reichstag in Regensburg in die Kriegsposaune gestoßen, um bei der Entschädigungsfrage der Konstituante Furcht einzujagen, so übte jetzt die Legislative Vergeltung. „Wenn das französische Volk einmal den Degen zieht," rief Isnard aus, „wird es die Scheide weit wegwerfen; entzündet von dem Feuer der Freiheit, kann es allein, wenn man es reizt, das Angesicht der Erde verwandeln und die Tyrannen auf ihren thönernen Thronen zittern machen." Hier hatte man aber bei den hochtönenden Worten die nationale Kraft und die Propaganda der revolutionären Ideen hinter sich, während dort keine Heere und Waffen den Drohungen Nachdruck gaben.

In den Wintermonaten von 1791 auf 1792 ging es in der Nationalversammlung und im Jakobinerklub heiß her, und auch in den Tuilerien waren die Gemüter zwischen Furcht und Hoffnung in der Schwebe gehalten. Die Gironde forderte mit Ungestüm den Krieg: die Reden Brissots, worin er in flammenden Worten ausführte, daß die Ehre der Nation, die Sicherheit der Verfassung gegen innere und äußere Feinde einen Kampf mit den Waffen notwendig mache, daß kein freies Volk dulden dürfe, wenn auf allen seinen Grenzen Tyrannen und Verschwörer das Schwert gezückt hielten, um Frankreich zu zwingen, das Joch der alten Sklaverei sich wieder auflegen zu lassen, sind weltberühmt geworden; sie zündeten einen Feuerbrand an, der das alte Europa verzehren sollte. Robespierre verhielt sich kühl gegenüber dieser Kriegsbegeisterung und brach mit Brissot und Isnard manche oratorische Lanze. Der Mann der klugen Überlegung erkannte recht wohl, daß ein Krieg nicht zur Freiheit und Demokratie führen würde, sondern entweder zu einer Stärkung der Königsgewalt durch die Armee oder zu einer Militärdiktatur. Aber er vermochte den Strom nicht zu hemmen. Die Luft schwirrte von allarmierenden Gerüchten, von bevorstehenden Attentaten gegen die Revolution. Alle diplomatischen und politischen Vorgänge wurden in feindseligem Sinne gedeutet: die Bemühungen des Kaisers, einen europäischen Kongreß zustandezubringen, wie er in Pillnitz ins Auge gefaßt worden, dienten der Kriegspartei als Hebel für ihre agitatorische Thätigkeit. Wenn Leopold in einer Note von einem „Einverständnis der Fürsten zur Erhaltung der Ruhe und der Throne" sprach, so sah man darin nicht den Versuch einer Vermittelung und friedlichen Ausgleichung, wie sie in den Absichten des Kaisers lag, sondern eine Herausforderung und Drohung; man antwortete in der Legislative und in den Klubs mit der Gegendrohung, daß man dem Bund der Könige einen Bund der Völker entgegensetzen, die Tyrannei mit der Revolution bekämpfen werde, und erklärte jeden Franzosen, welcher teilnehmen würde an einer Versammlung, die eine Veränderung der französischen Verfassung zum Zweck habe, für einen Vaterlandsverräter. Man wählte einen eignen diplomatischen Ausschuß. Es half nichts, daß der Kaiser von dem Kurfürsten von Trier die Entwaffnung der Emigranten verlangte, und daß demzufolge in Koblenz und in den andern Städten die Kriegsrüstungen und Soldatenwerbungen eingestellt wurden; es half nichts, daß König Ludwig XVI., der, wie der Kaiser selbst seiner Schwester in warnenden und abmahnenden Briefen zu erkennen gab, unter den obwaltenden politischen Verhältnissen von einem kriegerischen Vorgehen nur neue Gefahren und Demütigungen erwarten konnte, die von der Nationalversammlung verlangte Erklärung erließ, er würde jeden europäischen Fürsten, der die von ihm selbst angenommene und beschworne Verfassung angreifen und den Emigranten Vorschub leisten werde, als seinen Feind ansehen; ein kriegerischer Zusammenstoß war bei der gereizten Stimmung der Franzosen nicht mehr zu vermeiden. Ein Personenwechsel im Kriegsministerium, wo an die Stelle Duportails, eines eifrigen

Kriegslust in Paris.

21. Dez. 1791.

Vertreters der Friedenspolitik, Graf Narbonne trat, konnte als ein weiterer Schritt in der kriegerischen Richtung gelten.

Vorzeichen des Kriegs. Narbonne. Narbonne gehörte zu den französischen Edelleuten, die sich, wie seine Freunde Lafayette, Talleyrand, und so viele andre, teils aus Ehrgeiz, teils aus patriotischer Überzeugung der Revolution angeschlossen. Er war ein Kavalier, der mit der gesellschaftlichen Bildung und den leichtfertigen Sitten des alten Frankreich die neuen Ideen verband, und im Salon der Frau von Staël, Neckers Tochter, die um diese Zeit als Gemahlin des schwedischen Gesandten nach Paris zurückgekehrt war, ein gefeierter Gast war. Mit Brissot und andern Girondisten befreundet, ging Narbonne in der liberalen Richtung soweit als ein Adliger alten Schlags und alten Namens gehen konnte. Doch hielt er sich innerhalb der Grenzen des konstitutionellen Monarchismus. — **Militärische Deckung der Grenzen.** Als der Kaiser die französische Drohnote gegen den Kurfürsten von Trier mit der Erklärung beantwortete, daß er dem General Bender in Luxemburg den Befehl erteilt habe, jede Verletzung des Reichsgebiets mit gewaffneter Hand zurückzuweisen, erfolgte in Frankreich als Gegenschlag das Aufgebot von 150,000 Mann, welche in drei Heerabteilungen unter Rochambeau, Luckner und Lafayette an der Nordgrenze aufgestellt werden sollten. Auch wurde ein Staatsgerichtshof eingesetzt, welcher gegen die Brüder des Königs und gegen die Häupter der Emigration Condé, Calonne, den jüngern Mirabeau u. a. mit Hochverratsklagen vorgehen sollte. Ihre Besitzungen wurden eingezogen und für Staatsgut erklärt, eine Unterlage für weitere Assignaten. — **Diplomatische Schachzüge.** Der Versuch Narbonnes und seiner Freunde, durch Biron, einen in Intrigen und höfischen Künsten geübten Diplomaten der alten Schule, Preußen von Österreich zu trennen und es entweder zu Frankreich hinüberzuziehen oder doch zu bewegen, daß es dem Kampf fern bleibe und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gestatte, als Oberbefehlshaber an die Spitze der französischen Kriegsmacht zu treten, wurde durch einen Gegenzug der Girondisten vereitelt. Aber auch ohne einen solchen Schachzug wäre König Friedrich Wilhelm, der viel kriegslustiger als der Kaiser war, nie zu einer Politik zu bewegen gewesen, die eine Begünstigung der Revolution in sich getragen hätte. Auch die zweite Versuchung, die nach dem Tod Leopolds abermals an Preußen herantrat, indem der neue Minister Dumouriez durch den jüngern Custine eine französisch-polnische Allianz in Berlin anbieten ließ, deren Lohn die Hegemonie in Deutschland, ja vielleicht die eben vakant gewordene Kaiserkrone sein sollte, blieb ohne Wirkung. Der Girondistische Plan war: „Krieg nach allen Seiten, ohne Rücksicht auf das Völkerrecht, durch den Krieg die revolutionäre Herrschaft über Frankreich und die Ausdehnung der Revolution über die Nachbarstaaten.“ Die Gemäßigten und Friedliebenden wurden als Feinde der neuen Ordnung dargestellt.

Die Nationalversammlung u. die kaiserliche Note. Die Erklärung von Pillnitz, daß die vereinigten Mächte sich bemühen würden, eine Abänderung der französischen Verfassung herbeizuführen, durch welche dem König die volle Freiheit zurückgegeben und der zwischen Thron und Nation angefachte Streit ausgeglichen werden sollte, galt als ein Eingriff in die Ehre Frankreichs. Es wäre eines stolzen Volks unwürdig, rief Guadet aus, Gesetze zu empfangen von einer Bande gekrönter Despoten. Unter dem Ruf „Freiheit oder Tod“ stimmte die Versammlung für den Beschluß, der einer Kriegserklä-
25. Jan. 1792. rung gleichkam: „Der König solle an den Kaiser die bestimmte Frage richten, ob derselbe alles Vornehmen gegen die Verfassung aufgeben, als Haupt des Hauses Österreich Freund und Bundesgenosse Frankreichs bleiben und ihm gemäß der

alten Allianzen gegen andre Mächte beistehen wolle. Gebe er hierauf binnen drei Wochen nicht eine genügende Erklärung, so sei er als Feind zu betrachten. Unterdessen sollte die Regierung fortfahren, kräftige Maßregeln zur Verteidigung der Grenzen zu treffen." Nach dieser drohenden Herausforderung konnte der Kaiser nicht länger in Unthätigkeit bleiben. „Da die Franzosen den Krieg wollen," sagte er, „so sollen sie ihn haben und erfahren, daß Leopold der Friedfertige auch die Waffen zu führen versteht, wenn es sein muß. Sie werden die Kosten bezahlen und zwar nicht in Assignaten." Er verstärkte darauf die österreichischen Truppen in Belgien und am Rhein, sammelte ein Heer in Böhmen und brachte den König von Preußen zum Abschluß eines Bundesvertrags, worin sich beide Teile ihre Besitzungen gewährleisteten und zu gegenseitiger Hilfsleistung verpflichteten. Aber 7. Febr.
sowohl in seiner Erklärung an die Nationalversammlung als in seinen Briefen 17. Febr.
an Marie Antoinette blieb Leopold bei der Behauptung, daß er nur die Sicherheit des eignen Reichs im Auge habe, daß er weder die Auswanderer unterstützen, noch sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einmischen werde, es sei denn bei einer persönlichen Gefährdung der königlichen Familie. Seine Absicht sei, die gemäßigte Partei zu stärken und zu ermutigen, daß sie den agitatorischen Umtrieben der Jakobiner, von denen der ganze Kriegslärm herrühre, erfolgreicheren Widerstand leisten möchte. Die Vorlesung dieser Note, welche in der scharfen Rüge über den Terrorismus der demokratischen Klubs in dem beigefügten Schreiben des Fürsten Kaunitz ihre Ergänzung hatte, erregte gemischte Gefühle. Während die Minister und der diplomatische Ausschuß zwar die Kritik des innern Zustandes als ungehörig und beleidigend zurückwiesen, im übrigen aber sich erfreut aussprachen über die „friedlichen und freundschaftlichen" Eröffnungen des Kaisers, nahm die kriegslustige Partei die Erklärung, die ihr Verhalten so richtig und treu der Welt kund gab, mit Murren auf. Es sei ein „Pamphlet", äußerte Bazire. Fortan ging die Legende durch die Geschichtslitteratur, der Kaiser und die deutschen Fürsten hätten den Krieg hervorgerufen, „da der nationale Stolz in Frankreich sich empört habe über die drohenden Ratschläge des Auslandes". Die Agitatoren der Klubs haben die Erklärung in diesem Licht dargestellt; sie brauchten den Krieg zur Durchführung ihrer revolutionären Zwecke.

An demselben Tag, da die kaiserliche Note in der Nationalversammlung 1. März 1792.
verlesen ward, starb Kaiser Leopold II. rasch und unerwartet, wahrscheinlich in- Thronwechsel in Wien.
folge übermäßigen Gebrauchs narkotischer Arzneimittel. Der Krieg wäre bei Die Girondisten im Mi-
der in Paris herrschenden Stimmung auch bei seinem längern Leben unver- nisterium.
meidlich gewesen; durch den Tod des vorsichtigen, friedfertigen Monarchen kam er schneller zum Ausbruch. Sein Sohn und Nachfolger Franz II., jung und unerfahren, wurde leichter von den antirevolutionären Impulsen fortgerissen; und in Berlin, wo viele Emigranten weilten, wurde König Friedrich Wilhelm II. mehr und mehr in der Ansicht befestigt, „daß die Bändigung der Revolution ein wahrhaft fürstlicher Beruf sei und ein erfrischender Wechsel in dem täglichen

Einerlei". Diese persönliche Neigung des Monarchen war stärker als das Mißtrauen und die Antipathien gegen Österreich, die in den Hofkreisen und insbesondere bei dem Herzog von Braunschweig sich noch lebhaft regten. Aber auch jetzt ging die Entscheidung von Frankreich aus. Die Girondisten kamen aus Ruder. Im Jakobinerklub hatte man den Sturz des Ministeriums beschlossen.
10. März 1792. Am 10. März hielt Brissot eine Demagogenrede, „in welcher Wahres und Falsches, gegründete Beschwerden mit schielenden und unbewiesenen Anklagen zu einem effektvollen Ganzen verbunden waren", und die mit dem Antrag schloß, daß der Minister des Auswärtigen, Delessart, als Vaterlandsverräter in Anklagestand gesetzt werde. Der Antrag wurde durch Vergniaud in einer flammenden Rede unterstützt, wobei er wie einst Mirabeau während der Verhandlungen über das Priestergesetz auf die Fenster des Schlosses hindeutete, wo die Verschwörung spinne, um das Land durch Bürgerkrieg und Anarchie in die Sklaverei zurückzuführen, und dann unter stürmischem Beifall der Galerien angenommen. Damit war das royalistische Ministerium Molleville gesprengt, und der König sah sich genötigt, neue Räte aus der siegenden Opposition zu wählen. So entstand das Gironde-Ministerium Roland. Mit Ausnahme des Generals Dumouriez, der als Diplomat und Militär eine abenteuerliche Lebensbahn durchlaufen, als Agent und Kundschafter Choiseuls sich in allen europäischen Staaten herumgetrieben und sich stets jeder Faktion angeschlossen, die seinem Ehrgeiz, seiner Genußsucht und seiner herrschbegierigen Seele Befriedigung verhieß, waren die Mitglieder Männer von untergeordnetem Talent. Roland, der die innern Angelegenheiten besorgte, glänzte nur durch seine Gemahlin, welche Rousseausche und Platonische Ideale in die „Hefe des Romulus" einführen wollte, die eigentliche Seele der freiheitsschwärmenden Gefühlspolitik der Partei, aber in innerm Widerspruch mit dem unsittlichen zweideutigen Dumouriez. Clavière, der einst seinem Freund Mirabeau den Plan der Assignaten eingegeben, und Servan, der nach einer kurzen Zwischenzeit das durch Narbonnes Entlassung frei gewordene Kriegsministerium übernahm, waren unbescholtene und wohlgesinnte Männer und fleißige Arbeiter, aber der schwierigen und stürmischen Zeitlage nicht gewachsen. In den Hofkreisen waren die Girondisten, die das Bewußtsein ihrer patriotischen Tugend und ihrer Freisinnigkeit allzu deutlich an der Stirn trugen, die gegen höfische Kleidung und Manieren eine absichtliche Geringschätzung zeigten, wenig beliebt. Man nannte sie das Ministerium der Sansculotten. „Nun wenn wir Ohne-Hosen sind," sagte Dumouriez mit seinem witzigen Cynismus, „wird man desto besser erkennen, daß wir Männer sind."

Die Kriegserklärung. Den Gironde-Ministern fiel die Aufgabe zu, den schon lange drohenden Krieg in die Wirklichkeit einzuführen und die notwendigen Mittel dafür zu be-
18. März 1792. schaffen. Dumouriez richtete als Minister des Auswärtigen an das Wiener Kabinett in herausforderndem Ton die Frage, ob Österreich sofort entwaffnen und die gegen Frankreich geschlossenen oder eingeleiteten Bündnisse mit den an-

dern Mächten auflösen wolle oder nicht? Der Vizekanzler Cobenzl entgegnete, 27. März.
„es solle geschehen, wenn Frankreich seine Rechtsverletzungen gegen die Reichsfürsten und den Papst gut gemacht, und im Innern des Landes Einrichtungen getroffen haben werde, bei denen die Sicherheit Europas nicht gefährdet sei“. Dies war die Losung zur Kriegserklärung, zu welcher Ludwig XVI. selbst in der Nationalversammlung seine Zustimmung erteilte. Er verlas das Schrift- 20. April 1792.
stück mit zitternder und bewegter Stimme und mit Thränen im Auge. Denn wie auch immer die Würfel des Kriegs fallen mochten, für ihn und die Seinen konnte daraus nur Unheil entstehen. Selbst ein Sieg Österreichs und der Emigranten konnte seine Lage nicht zum Bessern wenden. Noch gingen die Wogen der Revolution zu hoch, als daß eine monarchistische Restauration erhofft werden konnte. Die Reihen der Royalisten waren durch Abfall und Auswanderung so sehr gelichtet worden, daß von ihnen kein erfolgreicher Umschwung zu erwarten stand, und der religiöse Fanatismus, der einzelnen Bauernhaufen das Schwert in die Hand gab, konnte nur einen planlosen tumultuarischen Widerstand erzeugen.

Die Lage Frankreichs beim Ausbruch des Kriegs.

Aber auch die Gironde grub sich durch die Kriegserklärung, die von der Versammlung mit Jubel und Begeisterung, ohne Prüfung und Diskussion angenommen ward, ihr Grab. Mit unbegreiflichem Leichtsinn riefen sie das monarchische Europa in die Schranken, und wollten doch nicht die dämonischen Mächte, welche den Feind allein zu bändigen vermochten, aus der Tiefe heraufbeschwören. Sie schwangen die Brandfackel, und als sie die Glut nicht mehr zu löschen vermochten, erlitten sie das gerechte Schicksal der Brandstifter. Denn als der Krieg ausbrach, herrschte in Frankreich ein Zustand wilder Anarchie: eine zerrissene Nation, in welcher die Faktionen einander drohend gegenüber standen; eine leere Staatskasse, die ihre Ausgaben mit Papiergeld bestritt, das in demselben Verhältnis an Wert verlor als die Scheine vermehrt wurden; eine Finanzverwaltung, die, weil die Steuern sehr mangelhaft einliefen, die Zahlungen an die Staatsgläubiger einstellen mußte und einem Staatsbankrott entgegenging; Ämter und obrigkeitliche Behörden ohne Macht und Ansehen; Stockung alles Handels und Verkehrs nach außen und im Innern; denn selbst die Märkte waren verlassen, da der Bauer sein Korn, sein Vieh, seine Landesprodukte zurückhielt; und um der Armee wohlfeile Waren zu verschaffen, hatte man die Ausfuhr von Rohstoffen mit Zöllen belegt, die einem Verbot gleich kamen; die einträglichste Kolonie San Domingo im offenen Aufruhr, indem Mulatten und Neger von den weißen Pflanzern Freiheit und Menschenrechte mit den Waffen forderten; eine Armee ohne Mannszucht, bei welcher die von der Luft der Revolution und der Jakobinerklubs angesteckten Gemeinen zu ihren meistens royalistisch oder aristokratisch gesinnten Offizieren kein Vertrauen, keine Zuneigung und keinen Gehorsam hegten, das Recht der Meuterei als Konsequenz der Menschenrechte und des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit ansprachen, so oft sie sich Aus-

schreitungen zu schulden kommen ließen, von den Jakobinern in Schutz genommen wurden und Amnestie erhielten; unfähige und unzuverlässige Feldherren, häufig in Hader und Zwiespalt mit Ministern und Nationalversammlung; dürftige und mangelhafte Ausrüstung; diese und andre Übelstände waren dunkle Punkte bei dem Ausbruch eines Weltkriegs. Es half nicht viel, daß das von Gensonné ausgefertigte Kriegsmanifest hervorhob, der Krieg, zu dem Frankreich sich gezwungen sehe, sei kein Krieg von Nation zu Nation, sondern die gerechte Notwehr eines freien Volks gegen den ungerechten Anfall gekrönter Häupter; daß die verlockende Verheißung in die Welt geschleudert ward, alle Fremden, welche zur Verteidigung ihrer Freiheit sich den französischen Fahnen anschließen würden, sollten als Freunde und Bundesgenossen betrachtet werden; wie viele Herzen auch in den Niederlanden, am Rhein, in Savoyen den Ideen der Revolution entgegenschlagen mochten, nur ein siegreiches Vordringen der französischen Heere konnte eine aktive Teilnahme bewirken, konnte der revolutionären Propaganda gegen das feudale Europa die Wege bereiten.

Mißerfolge der Franzosen im Feld. Aber solche kriegerischen Erfolge fehlten dem Girondistischen Frankreich. Das Feuer der Begeisterung vermochte die feindlichen Kanonen und Bajonette nicht zurückzuhalten, die Mauern von Jericho fielen nicht ein unter den Posaunentönen der Doktrinärs, welche an Frau Rolands Arbeitstisch ihre Staatssachen zu beraten kamen. Man hoffte, in Belgien würde die soeben niedergetretene Flamme der Revolution wieder aus der Asche emporlodern; allein 30,000 Österreicher genügten, um die eingerückte französische Heerabteilung zum eiligen Rückzug über die Grenze zu zwingen. Die Soldaten und der Stadtpöbel von Lille beschuldigten die Generale und Offiziere des Verrats und erregten einen Tumult, in welchem Dillon und einige andre „Verräter" ermordet wurden. (1. Mai 1792.) „Ich habe das seit sechs Monaten vorausgesagt," schrieb Marat, „die Armee hätte damit anfangen sollen, die Generale in Stücke zu hauen." Verrat war bei einem Rochambeau und Lafayette sicherlich nicht im Spiel; aber Verstimmung über Dumouriez und die Girondisten, Unzufriedenheit mit der Politik und Planlosigkeit in den kriegerischen Unternehmungen trugen viel Schuld an den Mißerfolgen. Rochambeau legte darauf sein Kommando nieder; Lafayette suchte das Grenzgebiet von Metz bis Givet zu schützen „und zugleich die Menschenrechte gegen die Emigranten und die Konstitution gegen die Jakobiner zu sichern". Luckner hütete im Elsaß die Rheingrenze. Der Kriegsminister Servan rief neue Truppen unter die Waffen, die Nationalversammlung erließ ein scharfes Disziplinargesetz zum Ärger Robespierres und der Cordeliers, Roland bereitete Maßregeln vor, welche das Königtum zu einem Schatten herabwürdigen und den Intrigen des „österreichischen Komitee" im Schloß ein Ende machen sollten. Denn überall, wo es nicht nach dem Willen der Demokraten ging, sah man die Schuld in den verräterischen Umtrieben der Hofpartei, insbesondere der Königin. Damals hätte vielleicht ein rasches kriegerisches Vorgehen von seiten der

deutschen Mächte einen Umschwung der Dinge herbeiführen können: denn auch in Berlin war, seitdem die royalistische Romantik des Königs über die Politik des Mißtrauens und der Zurückhaltung den Sieg davongetragen, die Teilnahme an dem französischen Krieg beschlossene Sache. Nur die Langsamkeit, mit welcher Österreich und Preußen in den Rüstungen und militärischen Bewegungen vorgingen, die Erstarrung und Schwerfälligkeit des Reichs, die Selbstsucht der meisten Fürsten und der Mangel an allem Gemeinsinn bewahrten die Franzosen vor Niederlagen und entscheidenden Unfällen. Was die deutschen Großmächte zunächst bezweckten, Rettung des Throns und Königtums in Frankreich, gerade das wurde durch die schlaffe, zögernde Kriegführung vereitelt. Während der Kurfürstenrat in Frankfurt mit der Kaiserwahl sich beschäftigte, der König von Ungarn und Böhmen am Jahrestag des Bastillesturms als Franz II. mit den herkömmlichen Zeremonien gekrönt ward, und dann ein feierlicher Für- 14. Juli.
stenkongreß in Mainz die brennende Kriegsfrage in Beratung nahm, während man hier die Berichte des Schweizers Mallet du Pan, den Ludwig XVI. in geheimen Aufträgen dahin abgesandt, mit der größten Spannung anhörte, ohne jedoch seinen warnenden Ratschlägen Folge zu geben: wurde in Paris der Sturz des Königtums vorbereitet und vollzogen.

3. Stürme gegen das Königtum.

Um dem Krieg gegen das feudale Europa, der bereits im Gange war, jeden Schwächung des Throns.
Rückhalt in Frankreich selbst zu benehmen, glaubte die Gironde alles beseitigen zu müssen, was der Reaktion dienen oder dem König und der Hofpartei eine Stütze zum Widerstand bieten könnte, den Staat in eine Lage versetzen zu müssen, bei welcher die monarchische Spitze ohne alle Gefahr bestehen oder verschwinden könne. Zu dem Ende suchte man zunächst die revolutionäre Leidenschaft neu zu beleben, bei dem Volk den Verdacht zu nähren, daß eine österreichisch gesinnte Kamarilla, die des Königs Ohr besitze und ihn im Haß gegen die Verfassung und die Nationalversammlung bestärke, mit dem Feind verräterische Verbindungen unterhalte; daß ein reaktionärer Gegenschlag vorbereitet werde, wobei man auf den Beistand der eidweigernden Priester und der Leibgarde rechne, welche die Konstitution dem König gewährt habe, die aber unter der Hand vermehrt und mit ausgesuchten und erprobten Leuten gefüllt worden sei. Diese Leibwache, die dem Monarchen persönlich zur Treue verpflichtet sei, verbunden mit einigen Schweizerregimentern, bilde eine Macht, stark genug, um bei irgend einer günstigen Gelegenheit, bei irgend einem nationalen Unfall einen reaktionären Handstreich auszuführen, die Pläne des Feindes zu fördern. Gegen Priester und Leibgarde richtete daher die Nationalversammlung vernichtende Angriffe. Ein Dekret verfügte, daß jeder eidweigernde Priester, sobald zwanzig Einwohner seines Auf- 25. Mai 1792.
enthaltsortes auf seine Entfernung antragen würden, zur Deportation verurteilt

werden könne; ein zweites ordnete die Auflösung der königlichen Garde an und beraubte somit den Monarchen jedes Schutzes. Dabei blieb man aber nicht stehen. Um die Hauptstadt und die Nationalversammlung gegen jede Gefahr sicher zu stellen, beschloß die letztere auf Antrag des Kriegsministers Servan, unter dem Vorwand der Wiederbegehung des Bastillefestes, aus den südlichen Provinzen 20,000 Nationalgarden zu berufen; diese sollten in der Nähe von Paris ein Lager beziehen, von wo aus sie zum Schutz der Stadt verwendet werden könnten, und aus dem Pariser Zeughaus Kanonen erhalten. Auf diese Weise gedachte die Gironde zuverlässige Mannschaften in ihren Dienst zu ziehen im Gegensatz zu den Pikenmännern, welche den Anhang der Cordeliers bildeten. Denn den Kern dieser Föderierten des Südens machten die Demokraten von Marseille aus,
4. Juni. die ihre Parole von Barbaroux erhielten. Mit der Annahme dieses Dekrets dem die Galerien mit Jubel und Beifallzeichen zustimmten, „sah sich die Gironde binnen kurzer Frist im Besitz einer Armee, ausreichend stark, um den Thron zu beherrschen oder zu stürzen: die Zukunft Frankreichs schien vollständig in ihre Hand gelegt".

Das königliche Veto und die Entlassung des Gironde-Ministeriums. Um so mehr ärgerten sich die Häupter der Gironde, daß ihr Plan vereitelt ward. Ermutigt durch eine Spaltung im Ministerium, wo Dumouriez aus Verdruß, daß Servan ohne Mitwirkung seiner Kollegen jenen weitgreifenden Antrag eingebracht hatte, auf einen Personenwechsel lossteuerte, und durch eine in den Reihen der Pariser Nationalgarde und der Feuillans hervortretende Opposition gegen die Herbeiziehung jakobinischer Föderierter, versagte der König seine Genehmigung und legte nach einigem Bedenken gegen beide Dekrete sein Veto ein. Dies gab Veranlassung zu sturmvollen Auftritten, die den Sturz des
18. Juni 1792. Throns einleiteten. Die Gironde-Minister Roland, Servan, Clavière legten ihre Stellen nieder, nachdem der erste einen von seiner Frau entworfenen Brief dem König überreicht hatte voll scharfer Vorwürfe über seine reaktionäre Haltung und ungeziemender Lektionen über seine Pflichten; und auch Dumouriez, welcher einen Ministerwechsel nur unter der Bedingung vornehmen wollte, daß der König, wie er ihm in Aussicht gestellt, die beiden Dekrete sanktioniere, zog sich nun verstimmt zurück und begab sich zu Luckners Heer, wo er ein militärisches Kommando übernahm. Die Ernennung neuer Ministerräte aus dem Lager der Feuillans und der Lafayetteschen Partei schien die Absicht anzudeuten, daß Ludwig sich den Konservativen und Monarchisten in die Arme werfen und mit ihrer Hilfe einen politischen Umschwung versuchen wolle. Ein Schreiben Lafayettes aus dem Lager der Nordarmee an die Nationalversammlung, mit einer geharnischten Kriegserklärung gegen die Jakobiner, die er beschuldigte, daß sie durch ihre Umtriebe und Wühlereien Verfassung und Gesetze umzustürzen suchten, mit selbstgefälliger Hervorhebung seiner eignen Verdienste, goß Öl in die Flamme und bewirkte, daß sich alle revolutionären Kräfte zu gemeinsamem Widerstand verbanden, daß selbst Robespierre, der Mann der „reinen Tugend", seinen Groll

gegen Brissot und die Girondisten unterdrückte und der Vereinigung aller Patrioten gegen die drohende Reaktion, die von dem „österreichischen Komitee“ in Verbindung mit Feuillans, Monarchisten und Anhängern des alten Regime geplant sei, das Wort redete.

Der Brief Rolands, der im Widerspruch mit der Zusage des Ministers veröffentlicht und in alle Welt versandt ward, wurde von der Nationalversammlung und den Vereinen als eine patriotische That gepriesen. Die Verabschiedung der Minister und die Verwerfung der Dekrete in einem Augenblick, da der Einmarsch der Feinde in Aussicht stand, wurde als ein gefährlicher Anschlag gegen Freiheit und Vaterland dargestellt. Eine allgemeine Aufregung erfaßte die Gemüter, die Pariser Bevölkerung war in drohender Unruhe. Dies brachte die Klubführer und republikanischen Agitatoren zu dem Plan, eine neue Volksbewegung in Szene zu setzen wie an den Tagen des Bastillesturms und des Oktoberzugs. Von der Munizipalität, wo der Jakobiner Pétion als Maire, wo die Gemeindebeamten Danton und Manuel, die Mitglieder der städtischen Polizeikommission Panis und Sergent das entscheidende Wort führten, von der in sich gespaltenen Nationalgarde, von der Legislative, in welcher die einflußreichsten und beredtesten Abgeordneten republikanische Gesinnung hegten, war nicht zu erwarten, daß sie dem Aufruhr, der in der Antonsvorstadt eingeleitet wurde, dem die untere Volksmasse aus der innern Stadt, „aus den Höhlen des Elends und der Völlerei“ durch die Agenten der Cordeliers zugetrieben ward, dem die Pikenmänner Plan und Ziel gaben, einen festen energischen Widerstand bieten würden. Sie ließen geschehen was sie nicht hindern konnten oder wollten, die einen mit innerer Befriedigung, daß dem unnützen Apparat eines königlichen Hofes ein Ende gemacht und die Reste des klerikalen und aristokratischen Feudalstaats weggefegt würden, die andern aus Ohnmacht oder Mutlosigkeit. Wie sehr immer die Ansichten und Tendenzen der Girondisten und der Cordeliers über die Zukunft Frankreichs auseinander gehen mochten, wie verschieden die Zwecke waren, welche Brissot und seine Freunde, die Männer der Bildung, der republikanischen Tugend und Sitte verfolgten, von dem Ziel, welchem Danton und die Genußmenschen im Cordelierklub nachjagten, bei den Schlägen, welche in den Sommertagen von 1792 gegen den Thron und die monarchische Staatsordnung geführt wurden, gingen sie Hand in Hand, und wurden dabei unterstützt von Robespierre und den strengen Jakobinern. So kam es zu dem Volksaufstand vom 20. Juni, dem Seitenstück zu den Szenen in Versailles. Es war der Jahrestag des Schwures im Ballhaus, als aus der Antonsvorstadt wilde Volksscharen, versehen mit Piken, Äxten und Waffen aller Art, und begleitet von einem müßigen Pöbelschwarm, in die westlichen Stadtteile sich wälzten, lawinenartig wachsend durch den Anschluß einer von allen Seiten hinzuströmenden Menge. Nationalgarden waren, außer dem Bataillon, das unter dem Brauer Santerre aus der Antonsvorstadt dem Zuge voranschritt, wenige dabei. Neben Santerre

Der Volksaufstand vom 20. Juni 1792.

waren der Fleischer Legendre, der Goldarbeiter Rossignol, ein heruntergekommener Marquis St.-Huruge, Maillard, der Held des Bastillesturms und des fünften Oktober, verwegene Gesellen, wie Alexandre und Fournier, die Hauptführer. In der Nähe der Tuilerien und der Reitschule mochte sich die Menge auf hunderttausend belaufen, darunter dreißig- bis vierzigtausend Bewaffnete. Um sich den Schein eines gesetzlichen Vorhabens zu geben, bezeichneten sie die Überreichung eines Bittgesuches um Wiedereinsetzung der entlassenen Minister und Zurücknahme des Veto als Zweck ihres Kommens. Sie wandten sich zunächst an die Nationalversammlung, daß man ihnen gestatte, ihre Wünsche vorzutragen. Als auf Vergniauds Empfehlung die Zulassung beschlossen ward, trat ein Haufe bewaffneter Pikenmänner in den Saal, deren Wortführer, Sulpiz Huguenin aus Lothringen, eine schwülstige Adresse im Ton des demokratischen Pathos vorlas, worin das Blut der Verschwörer und die Absetzung des Königs gefordert ward, falls er dem Willen der Nation widerstrebe. Denn der Wille des souveränen Volks wiege schwerer als der eines gekrönten Despoten. Als die Verlesung zu Ende war, drang die Masse in langem Zug in den Sitzungssaal ein und durchzog denselben unter dem Schall von Pfeifen und Trommeln, schreiend, singend und tanzend, ein echter Sansculottenmarsch, unter den lauten Tönen der Revolutionshymne Ça ira, ein Teil mit Jakobinermützen bedeckt, auf einer Pike ein blutendes Kalbsherz mit der Inschrift „Aristokratenherz". Darauf wandten sich die Scharen nach den Tuilerien, um dem König selbst die Gesinnung des Volks kund zu thun. Die zur Bewachung aufgestellte Nationalgarde, von Pétion absichtlich ohne Befehl gelassen, leistete keinen Widerstand; die Überreichung einer Adresse war ja eine gesetzliche Handlung. Als daher plötzlich die große Eingangsthür von innen geöffnet ward, strömte der wilde Schwarm ein und ergoß sich über den ganzen Palast. Ein Haufen drang in den Saal, wo sich der König mit einigen Soldaten der Nationalgarde befand. Man hörte den Ruf: „weg mit dem Veto, hoch die patriotischen Minister, Bestätigung der Dekrete!" Aber auch in diesem entsetzlichen Moment blieb Ludwig gelassen und standhaft. Er trotzte zwei Stunden lang allen Gefahren und Drohungen, und, ertrug mit seiner Schwester Elisabeth, in eine Nische gedrängt, und von einigen braven Bürgerwehrmännern geschützt, den Hohn des rohen Pöbels, der ihm die rote Jakobinermütze aufnötigte, aus einer Flasche Wein eingoß und ihm zutrank, mitunter auch die Pike auf ihn richtete, und in ungeschliffenen Worten ihm seine volksverräterische Politik vorwarf, mit dem Mut eines Märtyrers. Endlich kam Pétion mit einer Anzahl Bürgerwehrmänner und bewog die Menge mit freundlichen Worten zum Abzug, da sie nun ihre Mission erfüllt und dem König ihre patriotische Gesinnung kund gegeben. Mittlerweile war auch Marie Antoinette und der Dauphin in einem andern Gemach den Insulten und Schmähungen roher Männer und Frauen ausgesetzt. Aber ihre Würde und Hoheit imponierte dem Volkshaufen und entwaffnete die Frechheit. Spät am Abend, als sich alles verlaufen

hatte, traf die königliche Familie wieder zusammen; in unaussprechlichem Schmerz fielen König und Königin einander mit Thränen in die Arme. Unter den Tausenden von Zuschauern, die das Schloß umstanden, erzählt Bourrienne, sah man auch einen jungen Artilleriehauptmann von blassem Angesicht und feurigen Augen, der die Arme übereinander geschlagen zu zwei Freunden sagte: Mit drei oder vier Kanonen würde man die ganze Kanaille wegfegen. Dieser Offizier war Napoleon Bonaparte.

Diese Auftritte erfüllten alle, die noch einige Achtung vor Gesetzlichkeit und Ordnung hatten, mit Abscheu und Entrüstung gegen den Pöbelterrorismus. Die Nationalgarde schämte sich; es bedurfte nur eines entschlossenen Führers, um sie von der republikanischen Munizipalbehörde loszureißen; der Minister Terrier de Monciel, ein wackerer Mann von konstitutionellen Grundsätzen und von lebendigem Rechtsgefühl, sann auf Mittel, mit den Gemäßigten und Konservativen in der Legislative einen Umschlag zu bewirken; Adressen an den König, mit zahlreichen Unterschriften aus der Mittelklasse gefüllt, gaben dem Unwillen über das Vorgefallene Ausdruck; über Pétion und die Anstifter des Tumults wurde eine gerichtliche Untersuchung verhängt; bei der Linken und in den Klubs gab sich eine kleinlaute Stimmung kund. Dieser Umschlag der öffentlichen Meinung trat noch merklicher zu Tage, als Lafayette unerwartet in Paris erschien. Er hatte das Lager der Nordarmee bei Bavay verlassen, um, wie er schon in einem frühern Schreiben an die Nationalversammlung angedeutet, die Herrschaft des Jakobinerklubs zu brechen, den Gesetzen und der Verfassung Geltung zu verschaffen, das Königtum zu retten. Es war ein kühnes ritterliches Unternehmen; die Republikaner und Anarchisten erschraken; sie glaubten, er sei mit einem Heer gekommen, an das sich die Nationalgarde und die Freunde der Verfassung anschließen würden. Als er aber allein vor den Schranken der Versammlung erschien, eine Adresse seiner Offiziere in der Hand, auf Grund deren er seine wie des Heeres Entrüstung aussprach und strenge Bestrafung der Empörer und der terroristischen Klubs forderte, da atmeten sie wieder auf. Ein Redner der Rechten feierte den General als den „Erstgebornen der französischen Freiheit", aber in den Reihen der Demokraten und auf den Tribünen erhob sich sofort ein Murren gegen den neuen „Cromwell"; man wies die Sache an einen Ausschuß, um den Sturm verlaufen zu lassen. Im Schloß empfing ihn der König höflich aber zurückhaltend; dort war der Mann mit den amerikanischen Grundsätzen nie wohl gelitten; vor allem trug Marie Antoinette dem „Bürgergeneral" stets tiefen Groll im Herzen. Als nach seiner Entfernung die Schwester des Königs sagte, man solle das Vergangene vergessen und dem Mann vertrauen, der allein noch Rettung bringen könne, rief die Königin heftig aus: „Lieber sterben als sich von Lafayette und den Konstitutionellen retten lassen." Sie setzte ihr Vertrauen auf die gewaffneten Befreier, die bereits ihren Marsch über den Rhein angetreten hatten. Lafayette überzeugte sich bald, daß bei der herrschenden Unschlüssigkeit und Zer-

Lafayette in Paris.

28. Juni 1792.

fahrenheit kein rettender Umschwung zu erzielen sei. Als er mit einigen Gesinnungsgenossen den Plan besprach, den Jakobinerklub mit Gewalt zu sprengen, stieß er auf soviel Widerspruch und Bedenklichkeit, daß er selbst das Vorhaben fallen ließ. Mit den wenigen Bataillonen der Pariser Nationalgarde, die ihm durch ihre Offiziere in einer nächtlichen Zusammenkunft auf den Elysäischen Feldern ihre Ergebenheit zu erkennen gaben, wagte er nicht zu einem so gefähr-
30. Juni lichen Unternehmen zu schreiten. Er kehrte zur Nordarmee zurück, verfolgt von dem Haß der Jakobiner und dem Mißtrauen der Girondisten in der Nationalversammlung. Nur mit Mühe wurde ein Antrag der Linken, den General in Anklagestand zu versetzen, zurückgewiesen.

Letzte Rettungsversuche der Feuillans u. Umsturzpläne der Republikaner.

Von der Zeit an herrschte in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Gärung; die feindlichen Heere im Anmarsch, die französischen Truppen an der Grenze gering an Zahl und ohne Mut und Selbstvertrauen, die Parteiung im Innern auf fieberhafter Höhe, die Monarchisten und Republikaner zum Entscheidungskampf sich rüstend, das Land in anarchischen Zuckungen. Noch einmal strengten die Gesinnungsgenossen Lafayettes, an ihrer Spitze der Minister Monciel, Lally Tolendal und andre Feuillans, ihre Kräfte an, um den Thron und die Verfassung zu retten. Im Vertrauen auf den Unwillen und die Erbitterung aller rechtlichen, gemäßigten Leute über die Pöbelexzesse vom 20. Juni und die noch einmal hervortretenden Sympathien für das Bourbonsche Königshaus entwarfen sie einen Plan, wie ihn einst Mirabeau ausgedacht: Ludwig XVI. sollte unter dem Schutz der Armee nach Compiegne gebracht, der Jakobinerklub durch die Nationalgarde zersprengt, in den Departements eine gegenrevolutionäre Bewegung erzeugt werden, auf Grund deren man die Legislative auflöse und eine neue Reichsversammlung einberufe, die dann eine Umgestaltung der Verfassung vornehmen sollte. Würde auf diese Weise durch Selbsthilfe Ordnung und Autorität im Innern hergestellt, so könnte man die fremden Mächte zu einem leidlichen Frieden zu bringen hoffen. Dann wäre ja der Zweck erreicht, den sie selbst als einzige Ursache des Kriegs aufstellten, dann wäre die Anarchie unterdrückt und die Sicherheit Europas nicht länger gefährdet. Die Losung war also Umkehr auf dem Weg der Revolution und Friede mit Deutschland. In der That ein kühner Plan, welcher bei der im Augenblick vorherrschenden Stimmung vielleicht durchgeführt werden konnte, wenn er mit Mut und Entschlossenheit ergriffen ward. Aber gerade an dieser notwendigen Voraussetzung fehlte es in den Tuilerien. Der König und seine Umgebung boten ein Bild unbeschreiblicher Ratlosigkeit und Verworrenheit. Die Entschlüsse und Stimmungen wechselten von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde; unsicher schwankte man hin und her, bis
10. Juli 1792. endlich der Vorschlag abgelehnt ward. Man wollte abwarten, bis Hilfe von außen käme. Gerade dieses Vertrauen auf fremde und feindliche Hilfe führte zum Verderben. Die Männer der Revolution, die auf dem Weg des Umsturzes fortschreiten wollten, verstanden es die Sympathien des Hofes mit der Emigration

und dem Ausland in aufreizenden Worten zu enthüllen und zu agitatorischen Aufstachelungen zu benutzen. Daß man in den Tuilerien den feindlichen Waffen Fortgang und Erfolg wünschte, hat den republikanischen Ideen Verbreitung verschafft und der Demokratie zum Sieg verholfen. Die Gironde setzte alle Hebel in Bewegung, um in der Nationalversammlung und Munizipalität die Herrschaft zu erlangen. Die gegen Pétion und Manuel eingeleitete Untersuchung wegen der Vorgänge am 20. Juni endigte mit der Freisprechung der Angeklagten. Die durch das königliche Veto früher verhinderte Einberufung der Föderierten wurde unter einer andern Form dennoch ausgeführt. Man benutzte nämlich die bevorstehende Wiederholung der Verbrüderungsfeier am Tage des Bastillesturms zu einem Dekret, kraft dessen alle Wehrmänner, welche zu dem Fest nach Paris kommen wollten, freie Herberge und Pflege erhalten und nach der Feier ein Lager bei Soissons beziehen sollten zum Schutz der Hauptstadt gegen feindliche Überfälle, ein Dekret, dem der König die Bestätigung nicht zu versagen wagte. Dies wurde von dem Girondisten Barbaroux benutzt, um aus seiner Vaterstadt Marseille handfeste Landwehrbataillone herbeizurufen, denen sich weitere bewaffnete Banden aus Brest und andern Seestädten anschlossen. In den Reihen dieser revolutionären Freiwilligen hörten die Pariser zum erstenmal die feurige Kriegshymne, die seitdem unter dem Namen „Marseillaise“ eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt und zu den Siegen der französischen Waffen so wesentlich beigetragen hat. Rouget de Lisle hatte sie kurz zuvor als „Schlachtgesang der Rheinarmee“ gedichtet und die ergreifende Melodie beigefügt, zu der er das Thema einem deutschen Kirchenlied entlehnt haben soll. Zugleich wurde aus ältern Soldaten eine Schutz- und Polizeimannschaft gebildet, wie Panis und Sergent sie bedurften. Nach solchen Vorbereitungen wurde der eigentliche Schlachtplan gegen die monarchische Staatsordnung entworfen. Wenn es gelang, ein verräterisches Einverständnis des Königs mit den Feinden und Emigranten nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen, so konnte man auf Grund der Verfassung die Suspension oder Absetzung des Staatsoberhaupts verhängen. Zu dem Ende suchten die radikalen Faktionen der Nationalversammlung die Befugnis zu verschaffen, im geeigneten Fall die ausübende Macht mit der legislativen zu verbinden, sich mit einer diktatorischen Rechtsgewalt unabhängig von der Krone zu umgeben.

Die Nationalversammlung eine eventuell Diktatur eingeräumt.

Dieser republikanische Staatsstreich wurde von Vergniaud eingeleitet. In einer Meisterrede voll oratorischen Feuers und patriotischen Pathos' führte er aus, daß alle Feinde des Vaterlands ihre verräterischen Handlungen mit dem Namen des Königs zu decken suchten; daß die Rettung des Thrones, die Herstellung der königlichen Autorität, die Würde und Ehre der Krone als Schild für alle antinationalen Unternehmungen gebraucht würden, daß für alles Wehe, das dem französischen Volk bereitet werde, der Name des Königs als Quelle und Vorwand diene. Nachdem er im Verlauf der Rede mit Worten, die wie ein

zweischneidiges Schwert alle Gemüter durchdrangen, die Frage aufgeworfen, ob ein Mann, der für die Ehre und das Wohl der Nation kein Gefühl zeige, der nur um seine eigne Herrschsucht zu befriedigen, allen Despoten die Hand reiche, allen Umtrieben und verräterischen Faktionen Vorschub leiste, seinen auf die Verfassung geschwornen Eid erfülle, ob er nicht vielmehr ein heuchlerisches Trugspiel treibe, um die Großmut Frankreichs zu täuschen: stellte er den Antrag: „die Nationalversammlung möge ermächtigt werden, sobald sie es für zeitgemäß halte, die Erklärung auszusprechen, das Vaterland sei in Gefahr, und kraft dieser Erklärung die gesamte Staatsgewalt in die eigne Hand zu nehmen, also daß alle Behörden des ganzen Reichs permanent sein und alle Nationalgarden unter die Waffen gerufen werden sollten". Der Einfluß und die Macht der Presse, sowohl der revolutionären, welche in Schreckbildern ausmalte, welches Unheil dem Vaterland von Feinden und Verrätern drohe, als der feudalen, welche im Tone des Triumphes und der Schadenfreude das Einverständnis der Offiziere mit den Emigranten und deutschen Fürsten, sowie den bevorstehenden Abfall der Regimenter verkündete, verliehen den Worten Vergniauds und der Republikaner Nachdruck. Am 4. Juli wurde beschlossen: die Nationalversammlung hat das Recht, ohne Genehmigung des Königs zu erklären, das Vaterland sei in Gefahr. In diesem Fall würde Frankreich in Belagerungszustand versetzt und unter die Diktatur der Versammlung gestellt sein.

Lamourettes Versöhnungskuß. Wenn es nun noch gelingen sollte, die entlassenen Minister wieder an das Ruder zu bringen, so war der Sieg der Gironde vollkommen. Dazu wurden gleichfalls Schritte gethan. Man fürchtete bereits, von den revolutionären Geistern, mit denen man sich eingelassen, überflügelt zu werden; anderseits war Gefahr vorhanden, der König möchte sich schließlich doch in die Arme der Feuillans und Lafayettisten werfen. So wurden zwischen den Girondisten und dem Hof Unterhandlungen eingeleitet. Es schien, als ob Ludwig XVI. auf die Vorschläge eingehen wollte: eine Versöhnungs- und Verbrüderungsszene, von
7. Juli 1792. Bischof Lamourette hervorgerufen, sollte das Zeichen der Eintracht aller Parteien sein; wie am ersten Föderationsfest schlossen sich Freunde und Gegner begeistert in die Arme und gaben sich als Söhne des Vaterlandes den Bruderkuß. Aber schon nach vierundzwanzig Stunden war die Versöhnungsbegeisterung verraucht. Der König konnte sich nicht entschließen, sein Geschick mit dem der Versammlung zu verknüpfen und das Feuillans-Ministerium mit Männern der Gironde zu vertauschen; in den Klubs spottete man über die Gefühlsszene und Billaud-Varennes, Sohn eines armen Advokaten in Larochelle, der während eines wechselvollen und sittenlosen Lebens bald als Priesterzögling und Lehrer, bald als Schauspieler und Vagabund oft mit Gesetz und Gesellschaft in Krieg geraten war, meinte, gegen gekrönte Räuber müsse man Herkules und seine Keule in den Streit führen.

Die Keule des Herkules sollte bald geschwungen werden. In den heißen

Julitagen des Jahres 1792 war Frankreich in fieberhafter Aufregung: seitdem die Nationalversammlung die verhängnisvolle Erklärung ausgesprochen, „das Vaterland ist in Gefahr", und diese Erklärung allerorten in theatralischer Weise unter Trompetenschall in feierlichen Aufzügen verkündet worden war, wurde öffentlich und geheim die Losung gegeben, man müsse den König beseitigen, sei es durch Suspension oder durch Absetzung, durch Aufstellung einer souveränen Volksgewalt, welche die gesamte öffentliche Staatsmacht unmittelbar und unbeschränkt in sich trage, oder durch Errichtung einer Regentschaft, welche für den unmündigen Dauphin die Prärogative der Krone im Sinn der Verfassung ausübe. Es wehte bereits die Luft eines neuen revolutionären Gewaltstreichs, als das dritte Julifest begangen ward, dem die Königin mit gramgebeugtem Herzen und verweinten Augen anwohnte, wo Ludwig XVI., nach der Versicherung der Frau von Staël, wie ein freiwilliges Opferlamm die Stufen des Altars bestieg und der kurz zuvor freigesprochene Pétion der Held des Tages war. In Maueranschlägen, in zahlreichen Adressen an die Legislative wurde im Namen des souveränen Volks die Entfernung des Königs verlangt, welcher seine Eide gebrochen, die Nation und das Gesetz verraten habe. Bei den Jakobinern untersuchte Robespierre die Ursachen aller Leiden Frankreichs, und fand das einzige Heilmittel in einer souveränen Volksgewalt, welche Königtum und Legislative ersetze; bei den Cordeliers berieten Danton, Marat, Billaud-Varennes die Mittel, wie man die Herrschaft an die Masse bringen könne, um dann als deren Führer ihren Ehrgeiz, ihre Genußsucht, ihren Haß gegen die gebildete Gesellschaft zu befriedigen. Die Gironde, voll Ärger und Verdruß, daß der König ihre Hilfe verschmähte, machte gemeinsame Sache mit den radikalen Demagogen, und ihre Leiter bedienten sich ihres Einflusses auf die Nationalversammlung und die Munizipalität, um Werkzeuge und Hebel zu einer zweiten Revolution zu schaffen. Die fünftausend Föderierten von Marseille, eine verwegene ruchlose Bande aus der verworfensten Klasse der volkreichen Welt- und Handelsstadt, blieben auch nach dem Fest in Paris zurück, da sie Barbaroux für die „majestätische Insurrektion" gebrauchen wollte, welche nach dem Plan der Girondisten ohne Greuel und Gewaltthätigkeiten die Ketten der Tyrannei brechen sollte. Auf dem Stadthaus hatten Pétion und Manuel ein „Korrespondenzbüreau" eingerichtet, das unter dem Einfluß der Jakobiner aus den achtundvierzig Sektionen gewählt als revolutionärer Gemeinderat an die Stelle des bisherigen Magistrats und der Munizipalräte treten konnte.

Die Vorboten eines revolutionären Gewaltstreichs. 11. Juli 1792.

So waren bereits die Schleusen geöffnet, durch welche die wilden Fluten der Revolution und Demokratie aus der Tiefe hervorbrechen sollten, als die deutschen Heere, begleitet von den Ausgewanderten, den Boden Frankreichs betraten und durch ihren Übermut und ihre Hoffart die revolutionäre Glut zur hellodernden Flamme entfachten. Nach langen Besprechungen und Verhandlungen war der Krieg endlich in Gang gekommen, der Kriegserklärung des

Einrücken der deutschen Heere in Frankreich.

Girondistenministeriums und des Königs an Österreich war die Kriegserklärung des Berliner Hofes an Frankreich auf dem Fuße gefolgt, zum großen Jubel der preußischen Offiziere, die von dem „militärischen Spaziergang“, wie sie den französischen Feldzug ansahen, sich leichte Mühe und schönen Gewinn versprachen. Unter der Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, eines mit reichen Gaben des Geistes und Gemüts ausgestatteten Fürsten, der in der Schule Friedrichs des Großen gebildet und von dem Glanz der Siege des Siebenjährigen Kriegs verherrlicht bei den Zeitgenossen im höchsten Ansehen stand, rückte eine preußische Armee von 45,000 Mann, begleitet von 6000 Hessen, die Landgraf Wilhelm allein unter den kleinern deutschen Reichsfürsten ins Feld gesandt, in Lothringen ein. Zwei österreichische Armeekorps, das eine unter Clerfait an der belgischen Grenze, das andre unter Hohenlohe-Kirchberg am Oberrhein, beide zusammen etwa 82,000 Mann stark, sollten den Hauptbefehlshaber unterstützen, und 8000 Emigranten, die sich anschlossen, brannten vor Begierde, das „Advokatenregiment“ zu stürzen und Rache an ihren Widersachern zu nehmen. Bei seinem Aufbruch erließ der Herzog ein von einem Emigranten entworfenes, höchst
25. Juli 1792. ungeschicktes Kriegsmanifest, in welchem nach der Versicherung, daß beide Mächte keine Eroberung beabsichtigten und sich nicht in die innere Regierung Frankreichs einmischen wollten, beleidigende Drohungen enthalten waren gegen die Nationalversammlung, die Stadt Paris, die Nationalgarde und alle der Neuerung ergebenen Franzosen, im Fall daß dem König noch ferner Zwang oder Gewalt angethan würde; sollten sich aber die Bewohner von Paris unterwürfig zeigen und ihr Unrecht bereuen, so würden Ihre kaiserliche und königliche Majestäten nach dem Einzug des Heeres in die Hauptstadt sich bei dem König Ludwig verwenden, daß er jenen ihre Verirrungen verzeihe. Zum Schluß wurde der König eingeladen, sich unter einer Eskorte, die man ihm senden werde, nach einer Grenzstadt zu begeben und daselbst nach seinem Willen mit neuen Räten die künftige Regierung einzurichten. Würde ein Versuch gemacht, lautete eine weitere Erklärung des Herzogs, die königliche Familie aus der Residenz zu entführen, so sollten alle Ortschaften, die sich dem Beginnen nicht widersetzen würden, dieselbe Strafe erleiden, wie die Hauptstadt selbst. Diese hochmütige Sprache machte auf das für die neue Ordnung begeisterte, von nationalem Stolz erfüllte und für Freiheit und Unabhängigkeit glühende Volk einen unbeschreiblichen Eindruck. Es erkannte darin die dünkelhafte Gesinnung des ausgewanderten Herrenstandes, der wieder in den Besitz seiner Privilegien, seines Eigentums, das man soeben für Nationalgut erklärt und mit Beschlag belegt hatte, seiner Macht und seiner Feudalrechte treten wollte, und wurde mit dem größten Ingrimm erfüllt gegen die Emigranten, die durch ihre Aufführung den französischen Namen im Ausland schändeten, gegen deren Schützer, die soeben die zweite Teilung Polens vollzogen, und gegen den Hof, der ihren Bestrebungen fördernd entgegenkam. Es wäre zu viel gesagt, wenn man den Umsturz des Thrones von dem Koblenzer

Manifest herleiten, wenn man, wie geschehen, die ausgewanderten Prinzen eines „Brudermords" anklagen wollte; daß aber diese Kundgebung die Pläne und Absichten der Republikaner wesentlich gefördert hat, steht außer Frage. „Jetzt sind wir gezwungen," sagten die Führer, die Nation zu einem Schlag fortzureißen, der alle Brücken zertrümmert und das Volk unwiderruflich mit uns verbündet."

4. Der zehnte August und seine Folgen.

In den ersten Tagen des August ging es in den Schenken der Pariser Vorstädte lebhaft zu. Die Agenten der republikanischen Führer bei den Cordeliers und im Jakobinerklub, der Danton, Marat, Robespierre besprachen mit den einflußreichen Straßendemagogen, einem Santerre, Legendre, Lacroix die Mittel und Wege eines Angriffs gegen das Königtum, einer revolutionären Katastrophe. Auch die Gironde war dabei nicht unthätig. Die Marseiller Föderierten standen im Dienst von Barbaroux. Brissot war der beliebteste Redner der Demokratie; Röderer, der in dem Departementalrat das entscheidende Wort führte, und Pétion, das Haupt der Munizipalität, hatten von allem Kenntnis. In den Sektionen, deren Versammlungen für permanent erklärt worden waren, und bei denen auch die „passiven Bürger", die Pikenmänner als Genossen zu Rat und That Zutritt hatten, betrieben Carra und Genossen eine Adresse an die Nationalversammlung, sie möge den Landesverräter Ludwig nicht länger als Staatsoberhaupt anerkennen. Bei Hofe sah man mit banger Sorge auf die von allen Seiten hervorbrechende revolutionäre Sturmflut. Man suchte unter der Hand einige der Hauptführer durch Bestechung zu gewinnen, das Mittel, das sich einst bei Mirabeau erprobt hatte, von neuem in Anwendung zu bringen. Danton nahm das Geld, that aber dennoch nichts zur Rettung des Thrones. In der Luft schwirrten Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht oder Entführung des Königs. Zur Sicherheit wurde ein Wachkomitee ernannt, das zugleich als Aufstandskomitee dienen konnte. Zugleich wurden die Marseiller und Brester Föderierten aus der Antonsvorstadt in die Nähe des Franziskanerklosters verlegt und dadurch den Cordeliers und ihrem Führer Danton gänzlich zur Verfügung gestellt. Von der Polizei empfingen sie und die Sektionen von St.-Marceau und St.-Antoine 50,000 scharfe Patronen. Die Vorbereitungen.

Schon am 4. August waren alle Vorbereitungen zu einer entscheidenden Katastrophe getroffen. Aber die Häupter der Gironde zögerten; sie hofften noch immer ohne blutige Gewalt an die Herrschaft zu kommen. Pétion hatte als Führer der Sektionskommissare der Nationalversammlung eine Adresse eingereicht, worin im Namen der Stadt Paris die Absetzung des Königs und die Berufung eines Konvents begehrt war. Der Chef der vollziehenden Gewalt hieß es darin, sei der erste Ring in der gegenrevolutionären Kette, er scheine an den Nationalversammlung und Aufstandskomitee.

Komplotten von Pillnitz beteiligt zu sein. Sein Name sei das Signal des Kampfes und der Zwietracht bei dem Volk wie bei der Armee. Kraft der Konstitution, die er fortwährend verletze, verlange die Kommune, daß Ludwig XVI. des Thrones entsetzt und die Nation in die Lage gebracht werde, auf Grund der Volkssouveränität eine neue vollziehende Gewalt durch namentliche Abstimmung zu wählen. Die Legislative beschloß am 9. August Bescheid darauf zu geben. Der Einfluß der Girondisten, welche im Fall eines günstigen Dekrets auf gesetzlichem Weg zu ihrem Ziel gelangten, war noch mächtig genug, bei dem leitenden Komitee eine Vertagung des Aufstandes zu erwirken. Doch wurde zugleich der Beschluß gefaßt und allen Sektionen mitgeteilt, daß wenn die Nationalversammlung nach Ablauf dieser Frist keine Entscheidung getroffen haben würde, um Mitternacht die Sturmglocke geläutet und alles zum Angriff aufgeboten werden sollte. Allein ehe noch der Termin zu Ende gegangen war, konnte man aus der Haltung der Volksvertretung erkennen, daß der Antrag Pétions nicht die Mehr-
8. Aug. 1792. heit erlangen werde. Eine wiederholte Anklage gegen Lafayette auf Landesverrat wurde zurückgewiesen. Dies galt den Republikanern als Zeichen, daß die parlamentarische Mehrheit nicht bis zur Absetzung des Königs fortschreiten würde, und das Aufstandskomitee beschloß daher, über die Versammlung hinaus zur materiellen Gewalt zu greifen. Man mußte freilich auf Widerstand von seiten der Pariser Bürgerwehr gefaßt sein, da ein zuverlässiger, pflichtgetreuer Befehlshaber, General Mandat, früher Hauptmann in der französischen Garde, an der Spitze stand; allein die Gesinnung Pétions, des schleichenden zweideutigen Heuchlers, der, während er sich die Miene gab für Verfassung und Gesetz einzustehen, zugleich um die Pläne der Insurgenten wußte und sie heimlich begünstigte, sowie die Spaltung der Munizipalbehörden, deren Befehlen die Nationalgarde unterstellt war, in den alten Gemeinderat und das revolutionäre Zentralkorrespondenzbüreau ließen schließlich doch den Sieg der stürmenden Masse erhoffen. War man doch sechs Wochen früher dem Ziel nahe genug gestanden.

Die Insurrektion und der Staatsstreich auf dem Stadthaus. 10. Aug. 1792. So schritt man denn ans Werk. Als um Mitternacht die Sturmglocke von der alten Kirche St.-Germain l'Auxerrois erschallte und der Generalmarsch geschlagen ward, eilten alle Bewaffnete auf ihre Sammelplätze und zugleich die Munizipalitätsräte und die Sektionskommissare auf das Stadthaus. Die Marseiller, von Danton in ihrer Kaserne aufgesucht und zum Aufbruch angefeuert, die Brester Freiwilligen und die Pikenmänner aus den demokratischen Vorstädten folgten ihren Hauptleuten, die von den Klubrednern die Parole erhalten hatten; Nationalgarden, so viele von ihnen den Mut hatten zum Kampf für Ordnung und Recht auszuziehen, stellten sich unter die Fahne Mandats, der sie nach den Tuilerien führte, nachdem er am Pontneuf ein Bataillon mit zwei Geschützen aufgestellt. Dieser Brückenposten konnte den heranziehenden Insurgenten Schwierigkeiten bereiten, indem er die Vereinigung von St.-Antoine und St.-Marceau verhinderte; aber als sie sich der Brücke näherten, waren die

Truppen bereits entfernt. Manuel hatte sie im Namen der Munizipalität abberufen. Nun stand den republikanischen Heerhaufen, welche unter der Führung Santerres und des Elsässers Westermann in wachsenden Kolonnen heranzogen, der Weg nach den Tuilerien offen, die aber wohl beschützt und verteidigt waren. Außer der Nationalgarde, die etwa dreitausend Mann stark um das Schloß aufgestellt war, meistens wohlgesinnte und ordnungsliebende Bürger aus den mittleren Ständen unter Mandats Führung, waren die Thore, Zugänge und innern Räumlichkeiten von einem Schweizerregiment in der Höhe von neunhundertfünfzig Streitern und von berittenen Gensdarmen in fast gleicher Stärke bewacht, und in den Gemächern befanden sich gegen zweihundert Edelleute, meistens ältere Männer hohen Ranges, die sich in altaristokratischer Hoftracht mit Degen oder andern unzulänglichen Waffen eingefunden hatten, um dem Königtum ihre letzten Kräfte zu weihen oder mit demselben unterzugehen. Auch Pétion der Maire und Röderer der Departementsprokurator und Syndikus waren in das Schloß beschieden worden. Pétion versicherte den König, die Gärung sei zwar groß, er habe jedoch alles gethan zum Schutz der Majestäten. Bald darauf verschwand er im Garten, wohl weniger weil es ihm zu heiß war, wie er zu Röderer sagte, als weil er einer Unterredung mit Mandat, dem er den Befehl erteilt hatte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, aus dem Weg gehen wollte. Schwerlich hätten die Insurgentenhaufen, die keineswegs siegesfreudig oder kampflustig auftraten, unter solchen Umständen einen Angriff gewagt; aber was ihnen an Mut und Entschlossenheit abging, ersetzte Verrat und die Schwachheit des Königs. Noch vor Tagesanbruch nämlich waren die Vertreter der Sektionen auf Anregung einiger Demagogen der Antonsvorstadt und der Agenten der Jakobiner und Cordeliers in das Stadthaus gedrungen, siebzig bis achtzig namenlose Leute hatten sich unter der Leitung des uns bereits bekannten Huguenin, eines alten Gerichtschreibers, als revolutionäre Kommune konstituiert, und brachten nun den Rumpf des bisherigen Gemeinderats, in welchem bei der Abwesenheit Pétions der jakobinische Professor Cousin den Vorsitz hatte, dahin, daß er sich ihnen unterordnete und zu Willen war. Auf Verlangen des Sektionsausschusses beschied nun Cousin im Namen der bisherigen Munizipalität den Generalkommandanten Mandat vor seine Schranken, um Rechenschaft abzulegen über sein Thun und Vorhaben. Der gerade Mann leistete der Ladung Folge. Aber wie erschrak er, als er in dem Sitzungssaal fast lauter fremde Gesichter erblickte! Von Cousin über sein eigenmächtiges Auftreten in Verhör genommen, berief er sich auf den vom Maire erhaltenen Befehl. Schon wollte er nach den Tuilerien zurück, als ihn der Vorsitzende der Sektionskommission mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte, daß er das Blut patriotischer Bürger vergießen wolle, und von ihm die Unterzeichnung eines Armeebefehls verlangte, kraft dessen die Nationalgarde von dem Kampf ablassen sollte. Mandat weigerte sich standhaft, einen solchen Befehl auszustellen, und sollte nun ins Gefängnis abgeführt werden.

Kaum hatte er aber das Stadthaus verlassen, so fielen die Mordgesellen des Aufruhrs über ihn her, töteten ihn von hinten durch einen Pistolenschuß und warfen seinen Leichnam in die Seine. Die revolutionäre Kommune ernannte darauf Santerre aus der Antonsvorstadt zum Generalkommandanten, erklärte die alten Stadträte im Namen des souveränen Volks für abgesetzt und nahm das städtische Regiment in die eigne Hand. So entstand die berühmte Kommune vom 10. August, eine revolutionäre demokratische Gemeindebehörde von etwa hundertfünfzig Mitgliedern, in welcher neben einigen der bisherigen Munizipalbeamten und Räte wie Danton, Manuel, Sergent, Royer Collard u. a. Männer saßen, deren Namen bald der Schrecken der Welt werden sollten, wie Chaumette, Rossignol, Bourdon, Huguenin, Fabre d'Eglantine, Chambon, Robert, Billaud-Varennes, und besonders Hebert, Journalist und Schöngeist, der unter aristokratischen Formen und Gewohnheiten eine cynische Frivolität, eine gemeine pöbelhafte Gesinnung und einen demokratischen Fanatismus barg. Nach gelungenem Werk trat auch Robespierre hinzu. Pétion wurde auf sein eignes Zuthun von der Nationalversammlung aus dem Schloß abberufen, dann durch den Ausschuß der Sektionen in seine Wohnung gebracht und unter militärische Aufsicht gestellt. So entzog er sich jeder Verantwortlichkeit.

Das Tuilerienschloß bedrängt.

Der revolutionäre Staatsstreich der Kommune, in einem obskuren Winkel der Antonsvorstadt nächtlicherweile geplant, in früher Morgenstunde durch Gewalt und Überraschung auf dem Rathaus ins Werk gesetzt und vollendet, führte den Umsturz des Thrones und eine zweijährige Schreckensherrschaft voll blutiger Greuel herbei. Die zum Schutz der Tuilerien aufgestellte Nationalgarde, ohnedies geteilter Meinung und unlustig zum Kampf gegen Mitbürger, geriet nun, als der Oberkommandant nicht mehr zurückkam, vollends in Verwirrung und Unsicherheit. Die schwankenden und Mutlosen zogen ab; sie fürchteten dem Volkshaß und den Verdächtigungen des Pöbels zu verfallen, wenn sie mit den Schweizern und den im Schloß anwesenden Adligen gemeinsame Sache zur Verteidigung eines Königs machten, der sich selbst aufgegeben zu haben schien, der in dem verzweifelten Moment keine Spur von männlichem Mut, von einem Aufschwung der Seele zeigte. Dadurch wuchs den Pikenmännern und der herandrängenden revolutionären Masse der Mut. In den Straßen sah man Danton und Camille Desmoulins, wie sie die Heranziehenden anfeuerten; die übrigen hervorragenden Klubhelden, wie Robespierre, Marat, Fabre d'Eglantine u. a. „lagen in ihren Höhlen", solange Gefahr vorhanden war. Immer größer und drohender wurde die Volksmenge auf dem Platz; von den Gensdarmen gingen viele weg oder zum Volk über; die Kanonen wurden teils entladen, teils auf das Schloß gerichtet; die Marseiller, die Cordeliers, die bewaffneten Scharen der Vorstädte drangen immer ungestümer vor. Auf Zureden seiner Umgebung zeigte sich Ludwig auf dem Balkon nach dem Karussellplatz. Noch hörte man den Ruf: „Es lebe der König!", aber der Gegenruf: „Hoch die Nation, nieder

mit dem Veto, nieder mit dem Verräter!" überschallte den andern. Bleich und entmutigt zog sich Ludwig zurück und verlor nun vollends alles Selbstvertrauen. Das Beispiel der Königin, die allein Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, vermochte den zagenden Fürsten nicht zu einem mutigen Entschluß zu erheben. Die Erscheinung einer Deputation vom Stadthaus mit der Meldung, daß das Volk laut die Absetzung des Königs verlange, mehrte die Verlegenheit.

Die königliche Familie in der Nationalversammlung.

Allein wie groß immer das Menschengewoge auf den Straßen und Plätzen war, und wie viele Drohreden ausgestoßen wurden, zu einem Sturmangriff auf das Schloß fehlte der Mut, solange die Schweizer die Eingänge und das Treppenhaus hüteten und in ihrer strammen militärischen Haltung den undisziplinierten Scharen der Pikenmänner und der aufständischen Volkshaufen wie eine feste Mauer gegenüberstanden. Ein entschlossenes männliches Auftreten Ludwigs hätte noch immer einen Umschwung herbeiführen, noch immer das Äußerste abwenden können; aber was war von einem Fürsten zu erwarten, der sich bei seinem Beichtvater Rats erholte? Und doch wurde die tragische Katastrophe des Tages erst durch einen zweiten Verrat entschieden. Als der Tumult von außen und die Verwirrung im Innern den höchsten Grad erreicht hatte, trat der Departements-Syndikus Röderer, der das Schloß nicht gleich seinem Genossen Pétion verlassen hatte, an den König heran und riet ihm, sich mit den Seinen unter seiner Führung in den Schoß der Nationalversammlung zu begeben, nur dort könne er für ihre Sicherheit einstehen. Die Königin fuhr heftig auf, das Blut der Maria Theresia rollte in ihren Adern; der König war schwankend. Aber Röderer faßte ihn an seiner schwachen Seite: er machte ihn verantwortlich für das Blutvergießen, das durch sein Zögern entstehen würde, und ängstigte ihn mit der Hinweisung auf die drohende Gefahr, wenn noch ein Augenblick verloren werde. Der Genosse Pétions erreichte seinen Zweck. Der König stand auf und rief: „Gehen wir!" Und so verließ denn die königliche Familie, begleitet von Frau von Tourzelle, der Prinzessin Lamballe und einigen Ministern das Tuilerienschloß, in das sie nie wieder zurückkehren sollten. Die Bäume entlauben sich frühe, sagte Ludwig, als er beim Durchschreiten des Schloßgartens viele Blätter auf dem Boden liegen sah. Auf einer Terrasse, an welcher der Zug vorüberging, erblickten sie die Leichen von elf Royalisten, welche eine Stunde vorher von einer Patrouille erschlagen worden waren, um sie herum ein Pöbelhaufen, Théroigne de Méricourt an der Spitze, Schmähungen und Verwünschungen ausstoßend. Beim Eintreten in den Versammlungssaal sagte der König: „Ich bin hierhergekommen, um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgends sicherer sein kann als in Ihrer Mitte, meine Herren." Er wollte sich neben den Stuhl des Präsidenten Vergniaud setzen, aber auf die Bemerkung eines Mitglieds, daß die gesetzgebende Gewalt nicht in Gegenwart der vollziehenden beraten dürfe, verließ er diesen Platz, um sich mit seiner Familie in die enge und niedrige Loge zu begeben, wo die Schnellschreiber für

die Tagespresse zu sitzen pflegten. Hier verbrachten die Unglücklichen den Rest des Tages und die Hälfte der folgenden Nacht, sechzehn qualvolle Stunden, um Zeugen zu sein, wie man innen das Königtum des alten Frankreich zu Grabe legte und außen die letzten Stützen und Verfechter des Thrones hinschlachtete.

Erstürmung der Tuilerien. Kaum hatte nämlich der König das Schloß verlassen, so zog der Rest der Nationalgarde weg oder schloß sich den Aufständischen an. Ihre Aufgabe war ja nur den König zu schützen, nicht die Schloßmauern zu verteidigen. Ungehemmt drangen nun die Empörer bis an die Thore, mit Ungestüm Einlaß verlangend. Aber die Schweizer hatten dem König Treue und Gehorsam geschworen. Ludwig hatte sie bei seinem Abgang ihres Eides nicht entbunden; ihre Soldatenehre legte ihnen die Pflicht auf, das ihrer Obhut anvertraute Schloß mit allen noch darin weilenden Dienern, Hofleuten und Adligen zu schirmen und zu er halten. Als die brausende Menschenflut immer mehr vordrang, zog sich die Garde nach der großen Schloßtreppe zurück. Der Oberst unterhandelte mit einigen Führern der Pikenmänner über einen Vertrag; aber ehe es zu einem Verständnis kam, sah er sich und seine Leute durch die hereinwogende Masse so bedrängt, daß er Befehl zum Feuern gab. Einige der Vordersten fielen tot oder verwundet zur Erde. Heulend stürzte die Menge fort, bedroht von den Kugeln, welche die Schweizer aus den Thüren und Fenstern herabschossen. Ein plötzlicher Ausfall vermehrte den Schrecken; Mord und Verrat schreiend, eilten die Bewaffneten und Unbewaffneten in wilder Flucht davon; in einem Augenblick waren Höfe und Plätze geräumt, das Schloß frei. Als man das Schießen in dem nahen Sitzungshaus hörte, richteten einige Deputierte zürnende Fragen an den König und schüchterten ihn so ein, daß er sofort eine Botschaft absandte mit dem Befehl, die Schweizergarde sollte das Feuern unterlassen, die Tuilerien räumen und sich auf die Nationalversammlung zurückziehen. Dadurch wurden die treuen Beschützer der Monarchie dem Untergang geweiht. Kaum merkten die Insurgenten, daß die feindlichen Gewehre ruhten, so stürmten sie voll Wut und Rachbegierde in das Schloß, aus welchem die Schweizer gerade abgezogen waren, mordeten alle, die sie in den Gemächern antrafen, zerstörten Hausgeräte und Möbel, schleppten Kostbarkeiten, Preziosen und Silber auf das Stadthaus. Die Schweizer aber wurden auf ihrem Marsch durch den Garten und auf dem Place Louis-Quinze von allen Seiten beschossen und durch Kreuzfeuer bedrängt, so daß die meisten ohne Gegenwehr umkamen. Ein kleiner Rest gelangte nach der Reitschule, wo er seine Waffen an die Nationalgarde abgab. Die übrigen, gegen achthundert Mann, Offiziere und Gemeine, sowie mehr als tausend Royalisten, Edelleute und königliche Diener blieben im Kampf oder fielen nachher als Opfer der Volkswut. Clermont-Tonnerres Leiche wurde von seiner Frau in der Straße gefunden; ein ehemaliger Diener hatte ihn einer Mordbande verraten. Die Zahl der am 10. August auf verschiedene Weise Umgekommenen wird auf fünftausend

angegeben. Noch auf dem Felsen von St.-Helena erinnerte sich Napoleon der Leichenhaufen, mit denen damals der Tuileriengarten angefüllt war.

Während dieser Vorgänge faßte die Nationalversammlung auf Vergniauds Antrag den Beschluß, die königliche Gewalt zu suspendieren, den König mit seiner Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Dauphin einen Erzieher zu geben und einen durch allgemeines Stimmrecht zu wählenden Nationalkonvent einzuberufen, von dessen Entscheidung die künftige Staatsform und Verfassung ausgehen sollte. Bald darauf wurde die königliche Familie nicht in das Palais Luxembourg, wie man anfangs beschlossen, sondern in den Temple, ein altes von den Tempelherren erbautes festes Schloß gebracht, und eine Kommission beauftragt, Vorschläge über ihre Verpflegung anstatt der bisherigen Zivilliste zu machen. Von den Wächtern mit Schmähung und Kränkung überhäuft, jeder Bequemlichkeit des äußern Lebens beraubt, auf das strengste von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, verlebten die hohen Gefangenen in der düstern Burg bittere kummervolle Tage, bis der Tod sie erlöste. So war der Thron ledig geworden, bemerkt Häusser, nicht weil seine Verteidiger der unwiderstehlichen Tapferkeit der Helden vom 10. August erlegen wären, sondern weil die Monarchie sich selber aufgegeben hatte. Sie konnte sich im äußersten Fall hier eine glänzende Leichenfeier bereiten, sie konnte kämpfend fallen und die Bewunderung auch der Feinde sich ertrotzen; aber dazu empfand Ludwig XVI. keine Versuchung, lieber trug er Schande über Schande, ließ er sich Stufe für Stufe erniedrigen und entwürdigen, als daß er nur einen Moment solche Empfindung gehabt hätte. Wie stumpf mußte der Mann geworden sein, um dies Leben höher zu schätzen, als den ritterlichen Tod im eignen Schloß. Beschlüsse der Nationalversammlung

Die Gironde gedachte nun die Früchte des Sieges vom 10. August einzuthun: das frühere Ministerium Roland, Servan, Clavière sollte zurückkehren und in Gemeinschaft mit der Nationalversammlung das Staatswesen leiten. Da zeigte es sich aber bald, daß die revolutionäre Bewegung bereits über ihre Köpfe weggeschritten war. Wohl nahmen die drei genannten Männer noch einmal ihre Sitze im Ministerium ein, neben ihnen der Jakobiner Monge, ein talentvoller Mathematiker, aber die Seele des Kabinets war der furchtbare Danton als Justizminister und Siegelbewahrer. Die Cordeliers hatten mit den Marseiller Föderierten die Revolution vom 10. August zustandegebracht; was war daher natürlicher, als daß ihr Führer, der bei dem Aufstand mitgewirkt, ihm Richtung und Impulse gegeben hatte, während die Girondisten zu Hause oder im Sitzungssaal der Reitschule geblieben waren, nunmehr auch an die Spitze der neuen Regierung trat? Roland und seine Freunde erkannten bald, daß sie nur Werkzeuge in der Hand Dantons waren. Die Zeit der halben Maßregeln war vorüber. Die Jakobiner zürnten, daß die in dem Reichstag beschlossene Suspension des Königs anstatt der Absetzung immer noch einen Schimmer von Hoffnung für eine Restauration des Königtums übrig ließ. In einer gärenden Zeit wie die Stellung der Gironde.

damalige muß man Hammer oder Amboß sein; was dazwischen liegt wird zermalmt. Die Girondisten haben sich durch den 10. August ihr eignes Grab gegraben. „Selten hat die Nemesis so rasch und unerbittlich eine Partei ereilt, die zwischen Republik und Monarchie spielte und keine von beiden ernstlich wollte."

Haltung der Nation. Lafayette u. Talleyrand.

Die Nationalversammlung, die bis zur Beendigung der Wahlen für den Konvent im Regiment blieb, schickte Kommissare in die Departements ab, um die jüngsten Beschlüsse zu verbreiten und den Heeren neue Eide abzunehmen. Überall fügte man sich, wenn auch da und dort mit innerm Widerstreben, der dominierenden Macht der Hauptstadt. Was konnte unter den obwaltenden Umständen auch andres geschehen? Die royalistischen oder konservativen Elemente waren ohne Plan und Organisation, während die Jakobinerklubs allerorten den bestimmten Weisungen des großen Pariser Vereins gehorchten. Das von Condorcet verfaßte Manifest an die Nation suchte nur die Notwendigkeit des Aufstands angesichts der vom Ausland drohenden Gefahr darzulegen, ohne von der Einführung einer Republik zu reden. Die von der Nationalversammlung ausgesprochene Suspension des Königs konnte ja somit, wie einst bei der Flucht, eine vorübergehende sein, die monarchische Verfassung wieder zur Geltung kommen. In zwei Punkten war die ganze Nation einig, in dem Abscheu gegen das alte Regime und im Zorn gegen die Einmischung der Fremden. Beiden Empfindungen trug die That des zehnten August Rechnung. So nahm man denn in den Provinzen mit verzweifelter Resignation hin, was man nicht ändern konnte. Nur in Sedan, wo Lafayette im Lager stand, um mit Linientruppen und Nationalgarden dem preußischen Heer, das kriegslustig und voll Selbstgefühl von Koblenz aus über Trier gegen Lothringen vorrückte, den Einzug auf das französische Grenzgebiet zu wehren, wurde ein mutiger Versuch des Widerstands gemacht. Auf die erste Kunde von der neuen Straßenrevolution hatte Lafayette die Gemeinde und Bezirksbehörden zu einem Protest gegen den Umsturz der Dinge veranlaßt und Offiziere und Mannschaften seiner Armee auf die Treue gegen König, Nation und Verfassung vereidigt. Als nun am 14. August die drei Kommissare der Nationalversammlung in Sedan anlangten, um die neue Ordnung beschwören zu lassen, gab der General Befehl, die Abgesandten zu verhaften. Aber was konnte ein solcher vereinzelter Fall bewirken, da alle andern Heerführer, in erster Linie Dumouriez, den Befehlen der Nationalversammlung Folge leisteten? Durfte Lafayette angesichts der feindlichen Heere das Lager verlassen, um einen Handstreich gegen Paris auszuführen? Sein Patriotismus und sein Rechtssinn widerstrebten einem solchen Gedanken; auch war seine Natur zu einem eigenmächtigen diktatorischen Vorgehen nicht angelegt. Zudem konnte er sich bei der Ankunft neuer Abgesandten von Paris bald genug überzeugen, daß sowohl die Mehrheit seiner Soldaten als der Departementsbehörden mit den Republikanern übereinstimmten. Von der Nationalversammlung als Hochverräter erklärt und zur Verantwortung vorgeladen, sah er sich verlassen und in Lebensgefahr. Es blieb ihm nichts übrig als Flucht. Seine Absicht war sich mit einigen Gesinnungsgenossen, darunter Alexander Lameth und Latour-Maubourg, sowie mit den Offizieren und Soldaten, die ihm treu blieben, über Belgien nach Nordamerika zu begeben. Aber er fiel in die Hände der Feinde, die ihn zum Kriegsgefangenen machten und als politischen Verbrecher mit unedler Härte behandelten. Fünf Jahre lang wurde Lafayette als Staatsgefangener in Magdeburg und Olmütz festgehalten. Als er wieder die Freiheit erlangte, war eine neue Zeit angebrochen; aber für den Herold der amerikanischen Freiheitsideen war kein Raum mehr in der neuen Ordnung Frankreichs. Den Oberbefehl über die Nordarmee übernahm an Lafayettes Stelle General Dumouriez. Luckner wurde durch den Jakobiner Kellermann ersetzt. Dem Bischof

Talleyrand wurde es unter den obwaltenden Umständen unheimlich in Paris. Er hatte schon vor Ausbruch des Kriegs mit dem englischen Minister Pitt diplomatische Unterhandlungen gepflogen, um die Regierung von Großbritannien von dem Anschluß an die Kontinentalmächte abzuhalten. Jetzt ließ er sich von Danton einen Paß nach London ausstellen, um die unterbrochene Mission wieder aufzunehmen. Als aber einige Monate nachher England dennoch in den Krieg gegen Frankreich eintrat, war ihm der Aufenthalt in dem Inselreich nicht länger gestattet. Nach dem von der Revolution durchwühlten Vaterland, wo ihm eine Anklage drohte, wagte er nicht zurückzukehren. Darum begab er sich mit Beaumetz in die Vereinsstaaten von Nordamerika und wartete dort ruhigere Zeiten ab.

II. Die Revolution auf der Höhe.

I. Das republikanische Frankreich bis zum Sturz der Gironde und die europäische Koalition.

1. Die Pariser Kommune und die Septembertage.

Der zehnte August war die Großthat der Pariser Demokratie, die in den Versammlungen der Sektionen und in dem bewaffneten Proletariat der Vorstädte ihre Macht hatte, in dem neuen Gemeinderat, der in der Schreckensnacht sich als Ausschuß des souveränen Volks eigenmächtig auf dem Stadthaus konstituiert hatte, und sich dann nach errungenem Sieg aus den Reihen der wildesten Demagogen ergänzte und verstärkte, ihr lebensvolles thatkräftiges Organ besaß. Auch Robespierre war, wie erwähnt, am 11. August beigetreten, und trug die ganze Fülle seines Hasses, seines Mißtrauens und seiner Herrschsucht in die Versammlung. Aber nicht er war in den ersten Tagen das leitende Haupt, sondern der kühne Danton, den, nach seinem eignen Ausdruck, eine Kanonenkugel ins Ministerium getragen. Er war bereits zu Bett gegangen, als Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins in sein Zimmer stürzten mit der Nachricht, er sei von der Nationalversammlung mit überwiegender Majorität zum Justizminister ernannt worden, und sich sofort Ämter von ihm erbaten. Wir haben den Mann, der aus einem geringen Winkeladvokaten durch die Revolution zu einer diktatorischen Machtherrschaft emporgestiegen war, schon bei mehreren Gelegenheiten kennen gelernt. Die nachgebornen Geschlechter haben ihn bald mit einem Jupiter Tonans, bald mit dem Satan Miltons verglichen. Sein Angesicht war der Spiegel seiner Seele: auf dem imposanten von Blattern zerrissenen Gesicht, das durch seine Häßlichkeit bald abstieß, bald anzog, und in dem blitzartigen Glanz der Augen erkannte man den Ausdruck einer verwegenen Herrschernatur, die alles wagt, um alles zu gewinnen, die mit dem Instinkt eines reißenden Thieres der Wüste den Gegner erbarmungslos niederwirft, um die eignen wilden Begierden und Triebe zu befriedigen; in dem scharf geschnittenen Mund eine heftige Sinn-

Der neue Gemeinderat u. seine Häupter.

Danton.

lichkeit und eine dämonische Energie, mit einem feinen Zug von Milde und Großmut. Aus den engen bürgerlichen Kreisen der Provinz in die gärende Hauptstadt geworfen, hatte er sich in den Krater der Revolution gestürzt mit der Absicht, dort die Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Lüste, seiner Genußsucht zu finden, die ihm einziger Lebenszweck war. Er hatte die Höhlen des Lasters durchwandert und in der Atmosphäre, in welcher er sich bewegte, jede Rücksicht auf Grundsätze und Moral, jede Begeisterung für Ideale, jeden Glauben an menschliche Tugend und Sittlichkeit verloren. Er hatte an den Orgien des Herzogs von Orleans teilgenommen, er hatte von dem bedrängten Hof Geldsummen bezogen, ohne daß er durch die Gefühle der Dankbarkeit in der Freiheit seines Handelns, in der Verfolgung seiner egoistischen Zwecke sich hätte hemmen oder zurückhalten lassen. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er die Revolution als das große Schlachtfeld betrachte, von dem er als Beute alle die Güter und Sinnengenüsse davonzutragen hoffe, die seiner selbstsüchtigen Seele als Lebenszweck vorschwebten, als Preis und Ziel eines Daseins, das nur auf Welt und Zeit beschränkt sei. Danton war der Typus der französischen Volksnatur, daher er auch eine wunderbare Herrschaft über die Masse übte; sein wilder ungeordneter Redestrom glich der glühenden Lava eines Vulkans, die alles mit sich fortreißt. Mit Recht hat man ihn den Mirabeau der niedern Schichten, den großen Tribun der Gasse und der Barrikaden genannt; ein cynischer Sansculotte, imponierte er dennoch dem gemeinen Haufen und zwang ihn in seine Dienste; ein Wüterich und Tyrann in den Stunden der Leidenschaft und Rachgier, war er wieder im Kreise von Lüstlingen und frohen Zechern ein gemütlicher heiterer Lebemann und guter Kamerad; in den Momenten revolutionärer Erregung fuhr er wie ein Orkan einher, schaltete er schonungslos über Menschenleben und Erdenglück; und dennoch war er von Natur nicht grausam und blutdürstig; unter den wildesten Szenen des Mordens konnte er einigen Gegnern wohlmeinende Winke geben, zur Flucht verhelfen; eine gewisse Gutmütigkeit, ein Grundzug der französischen Volksnatur, lag in der Tiefe seiner Seele verborgen und bewährte sich öfters in leidenschaftlichen Stunden. Das Unglück einzelner konnte ihm die größte Teilnahme, das innigste Mitgefühl einflößen. Er war der eigentliche „Großmeister der Sansculotten“; er gebot über die Masse mit souveräner Machtfülle und bediente sich ihrer für seine Zwecke, ohne ihr zu schmeicheln und ohne sie zu fürchten.

Macht der Kommune.

Durch die demagogische Energie Dantons und seiner Genossen bei den Cordeliers, durch die schleichende denunziatorische Politik Robespierres, der im Jakobinerklub giftige Pfeile abschoß, und aus seinem finstern menschenfeindlichen Herzen unheilschwangere Gedanken und vieldeutige Reden hervorholte, durch den cynisch-revolutionären Journalismus Marats, dessen „Volksfreund“ nach Unterdrückung aller royalistischen Blätter das eigentliche Regierungsorgan ward und die Ermordung aller Reaktionäre, sowie Konfiskation ihres Vermögens als die einzig wirksame und richtige Politik empfahl, und durch die Schreckensmänner,

die sich an die Fersen dieses Triumvirats hefteten, wurde die Pariser Kommune die herrschende Staatsmacht, welche die girondistische Nationalversammlung mit ihren halben Maßregeln in den Schatten drängte und ein Regiment des Schreckens und Blutvergießens aufrichtete, wie seit den Tagen des Sulla und Marius die Weltgeschichte kein ähnliches gesehen hatte. Durch den Grundsatz, daß das Volk im Zustand der Insurrektion seine Souveränität unmittelbar ausübe, bemächtigte sich die Kommune einer diktatorischen Gewalt, der die Nationalversammlung als Werkzeug dienen mußte. Sie war es, welche die Abführung der königlichen Familie in den Turm des alten Templergebäudes durchsetzte; auf ihr Zuthun wurden alle Friedensrichter, welche bisher die politischen Untersuchungen eingeleitet hatten, ihrer Funktionen enthoben, den Gemeindebehörden und Sektionsversammlungen die Aufsicht, Anzeige und Verhaftung aller Feinde der Freiheit und des Vaterlands überwiesen. Als die Nationalversammlung die Pariser Munizipalverwaltung wieder dem Departementsrat unterordnen wollte, erklärte Robespierre an der Spitze einer Deputation, „der Gemeinderat sei von dem Volk gewählt und müsse die Machtvollkommenheit des Souveräns behalten, sonst würde sich das Volk noch einmal zur Rache erheben". Und die Nationalversammlung wagte nicht auf ihrem Beschluß zu beharren, sondern ließ sich zu der Erklärung drängen, „daß der Departements-Administration nicht die Befugnis zustehe, die Handlungen des Gemeinderats der Hauptstadt zu überwachen". So riß die Pariser Kommune alle Gewalt an sich; das Stadthaus, von Kanonen geschützt, war wie das Hauptquartier in einem revolutionären Volksheer. Tag und Nacht waren die Mitglieder versammelt; sie aßen und schliefen im Saal und in den Ausschußgemächern; in allen Anliegen wendete sich das Volk an sie; wie in der Reitschule und im Jakobinerklub waren Tribünen angebracht, auf welchen lärmende Zuschauer ihren Beifall oder ihr Mißfallen kund gaben.

Diese dominierende Volksgewalt zu erhalten und alle Feinde der Demokratie zu vernichten, war nunmehr das eifrigste Bestreben der schrecklichen Männer der Kommune. Die Nationalversammlung, durch Drohungen eingeschüchtert, mußte selbst die Hand dazu bieten, und Danton, der im Ministerium wie auf dem Stadthaus das entscheidende Wort führte, traf die nötigen Anordnungen zur Erreichung des Ziels. Sein Ausspruch, „man muß den Royalisten Furcht machen", ließ den ganzen Terrorismus ahnen, der nach dem 10. August ins Werk gesetzt ward. Die Zerstörung aller königlichen Bilder, Abzeichen und Denkmäler in Paris, die Einsetzung eines Kriegsgerichts, das mehrere Royalisten und Verteidiger der Tuilerien zum Tod verurteilte und durch die von dem Pariser Arzt und Deputierten Guillotin empfohlene, auch nach ihm benannte Enthauptungsmaschine hinrichten ließ, der Beschluß der Nationalversammlung, daß ein festes Lager unter den Mauern der Hauptstadt errichtet werde zur Aufnahme der Patrioten, die sich als freiwillige Krieger melden würden, waren die Einleitung zu weitern Maßregeln des Schreckens. Das Vordringen der Feinde auf französischer Erde war ein furcht-

Revolutionärer Terrorismus.

bares Agitationsmittel in den Händen der Revolutionsmänner, um die nationalen Leidenschaften zu erregen. Nicht nur daß das ganze Land mit Werbelagern bedeckt ward, wo die Patrioten zu Tausenden die Aufnahme in das Heer begehrten, daß man die Eisengitter von den Palästen, die Glocken von den Kirchen wegnehmen ließ, um den Waffenvorrat zu mehren daß man das silberne Kirchengerät in Beschlag nahm, auf Grund eines Dekrets der Nationalversammlung, daß die hohe Sicherheitspolizei den Munizipalitäten übertragen und daß Nachforschungen angestellt werden sollten nach Waffen und Schießbedarf, ordnete die Kommune eine allgemeine Haussuchung an und begründete eine Schreckensherrschaft, ein Spionier- und Denunziationssystem, dem alle Gegner der Revolution, alle Royalisten, Aristokraten und Reaktionäre zum Opfer fallen mußten. Man wollte die Widersacher der Revolution mit einem Gewaltstreich zermalmen. Der von der Nationalversammlung ernannte Sicherheitsausschuß trat bald in Schatten vor der demokratischen Energie des Stadthauses. Der Generalrat der Kommune errichtete ein besonderes Überwachungs- und Polizeikomitee, das mit Hilfe neugewählter Sektionskommissarien für die Sicherheit der Hauptstadt sorgen sollte, und setzte ein außerordentliches Volksgericht ohne Kassationsinstanz ein mit dem Auftrag, gegen alle Angeklagten in summarischer Weise vorzugehen, der Anfang des spätern Revolutionstribunals. Außer Panis, Sergent, Lenfant begegnet man unter den Mitgliedern des Überwachungsausschusses meistens Namen, die erst in der Folge unter den Werkzeugen des Terrorismus eine hervorragende Bedeutung erlangten, wie Rossignol, Matthieu, Réal, Duhem, Mehée de la Touche u. a. Ein Befehl der Nationalversammlung, die Stadtthore zu schließen, den eine städtische Deputation unter der Führung von Robespierre ertrotzte, „da die heilige Sache auf allen Seiten von mörderischen Komplotten bedroht sei und die Öffnung der Barrieren jedem Verräter Sicherheit verschaffe", gab der Verfolgung und dem blutigen Gewaltstreich, den man auf dem Stadthaus geplant hatte, Rückhalt und größern Umfang.

Es war den Revolutionsmännern weniger um die Abwehr der Kriegsgefahr zu thun, so sehr sie auch dieselbe bei ihren Aufwiegelungen in die erste Linie stellten, als darum, sich die bevorstehenden Wahlen zum Nationalkonvent zu sichern. Dies erreichten sie am ersten, wenn sie durch ein Blutgericht die Gegner beseitigten und durch die Tyrannei des Schreckens ihren Gesinnungsgenossen und allen Gliedern des Jakobinerklubs ein offenes Feld politischer Thätigkeit bereiteten. Ihr nächster Schlachtplan war mehr gegen den innern Feind gerichtet als gegen den äußern. Dieser Zweck lag auch der Umgestaltung der Pariser Nationalgarde zu Grunde, die nach den Sektionen neu eingeteilt, durch die Vereinigung der Pikenmänner mit der alten Bürgerwehr verstärkt und unter Santerres Oberbefehl gestellt ward, eine Einrichtung, durch welche die hauptstädtische Militärmacht thatsächlich in die Hände der Proletarier und Sansculotten kam, sowie einem Dekret der Nationalversammlung, kraft dessen alle Emigrantengüter eingezogen und in kleinen Losen zum Besten der Staatskasse um geringen Preis verkauft werden sollten, der erste wirksame Versuch, den Begriff der Gleichheit auch auf Besitz und Vermögensstand auszudehnen.

Nachdem auf diese Weise die Demokraten des Stadthauses Polizei, Justiz und Bürgerwehr in ihre Hände gebracht, trat Danton in der Nationalversammlung auf und hielt unter dem Eindruck der Übergabe von Longwy an die Preußen und einer großartigen Totenfeier für die gefallenen Patrioten im Tuileriengarten eine Rede, die im Lapidarstil das ganze Schreckensregiment ankündigte, das sich über Frankreich lagern sollte. „Durch eine konvulsivische Volkserhebung haben wir den Despotismus gestürzt," sprach er, „durch eine gleiche konvulsivische Volkserhebung müssen wir die Despoten zurückwerfen. Man hat die Thore der Hauptstadt geschlossen und hat Recht daran gethan; es war wichtig, sich der Verräter zu bemächtigen; und wenn es deren dreißigtausend gäbe, so müßten sie morgen festgenommen werden. Wir verlangen, daß ihr uns gestattet, Haussuchungen anzustellen. Es muß in Paris achtzigtausend brauchbare Gewehre geben, diese müssen dem Gemeinderat zur Verfügung gestellt werden; denn alles gehört dem Vaterland, wenn das Vaterland in Gefahr ist." Die Nationalversammlung bewilligte, was Danton forderte. Durch ein Dekret ward die Kommune ermächtigt Haussuchungen anzustellen. Sie wählte dazu die Nacht vom 29. auf den 30. August. Welch einen Anblick bot in jener Schreckensnacht das sonst so belebte Paris! Von Sonnenuntergang sind alle Häuser, alle Läden geschlossen; niemand zeigt sich in den Straßen, auf den Promenaden; die Barrieren sind von den Marseillern bewacht; in den Familien herrscht Angst und Unruhe; vor der Phantasie der Royalisten schweben die Geister der Bartholomäusnacht. Von Mitternacht an durchzogen die Kommissare der Sektionen die einzelnen Stadtteile Straße um Straße, begleitet von einem Haufen von „Patrioten", welche die der Demokratie abgeneigten Einwohner zur Anzeige brachten, und von Pikenmännern der Vorstädte, welche die Waffen wegtrugen und die Verhafteten in die Gefängnisse abführten. Man fand nicht mehr als zweitausend Gewehre; desto größer war die Zahl derer, die auf die Anzeige oder den Verdacht hin, daß sie royalistische reaktionäre oder aristokratische Gesinnungen hegten, in die verschiedenen Gefängnisse abgeführt wurden. Zwei Tage und zwei Nächte dauerten die Haussuchungen mit ihren Schrecken; über ganz Paris lagerte der dumpfe Druck angstvoller Sorge; wer nicht zum jakobinischen Proletariat gehörte, hielt sich still zu Hause; einzelne suchten verborgene Zufluchtsstätten bei Freunden.

Nächtliche Haussuchungen angeordnet.

28. Aug. 1792.

Den Girondisten in der Nationalversammlung und im Ministerium wurde es unheimlich. Sahen sie doch selbst Pétion von den engern Beratungen der Insurgentenversammlung ausgeschlossen. Sie machten daher einen Versuch, die revolutionäre Gewalt zu brechen: ein Antrag Guadets, die Kommune vom 10. August aufzulösen und die Sektionen zu neuen Wahlen aufzufordern, erhielt in der Nationalversammlung die Mehrheit der Stimmen, aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung, vielmehr überbrachte eine Deputation des Stadthauses, zu der man auch Pétion gepreßt hatte, eine von Robespierre verfaßte Adresse, in welcher die Versammlung mit scharfen und drohenden Worten wegen ihres Zauderns in Bestrafung der Verräter zurechtgewiesen, und ihr von neuem nachdrücklich zu verstehen gegeben ward, daß der Gemeinderat seine

Die Nationalversammlung von der Kommune beherrscht.

Vollmacht aus den Händen des souveränen Volks empfangen habe und sie behaupten werde. Ein lärmender Volkshaufen, der das Sitzungshaus umstellt hatte, bekräftigte den Inhalt der von Tallien verlesenen Adresse. Ebensowenig konnte die Gironde die Absendung der Insurgentenarmee von Paris nach dem Kriegsschauplatz durchsetzen; sollten die Patrioten ins Feld ziehen, damit der innere Feind Triumphe feiere? Als die Minister und die Parteihäupter des Reichstags in einer Abendsitzung über die Lage des Landes sich berieten, kam Danton auf seinen Ausspruch zurück, „man muß die Royalisten in Schrecken setzen" und begleitete ihn mit einer Gebärde, die keinen Zweifel über seine Meinung ließ.

Plan eines Mordgerichts.

Der Mordplan wurde von langer Hand zwischen dem Minister Danton und den Leitern der Kommune vorbereitet. Damit der Wachausschuß den Aufgaben einer höhern Revolutionspolizei besser genügen könne, erhielt er von dem Gemeinderat die Vollmacht, sich durch neue Mitglieder zu verstärken. Dies gab den Häuptern der Demokratie, den Danton, Robespierre, Marat, Billaud-Varennes, Manuel, Tallien u. a. Gelegenheit, sich entweder unmittelbar durch Eintritt in die Kommission oder indirekt durch ihre Kreaturen bei den Beratungen zu beteiligen und auf alle polizeilichen Beschlüsse und Handlungen der Hauptstadt einzuwirken. Durch Santerre, der von Robespierre und seinem eignen Schwager Panis ganz abhängig war, konnte man über die Pikenmänner und die Bürgerwehr der Antonsvorstadt verfügen. Marat hatte wiederholt die Notwendigkeit dargethan, durch einen Massenmord die Nation von allen Verrätern zu befreien; er hatte noch unlängst, als man die Verteidiger der Tuilerien vor ein außerordentliches Gericht stellte, ausgerufen: „Welche Thorheit, solchen Leuten den Prozeß zu machen; sie sind schon gerichtet. Es sind Verräter, die man auf der Stelle hätte hinschlachten sollen." Jetzt war die Stunde gekommen, daß man seinen blutschnaubenden Worten Gehör gab. Alle Gefängnisse waren mit Verhafteten angefüllt, deren politische und religiöse Gesinnung von den Ansichten des Tages abwich. Der Justizminister ließ nun durch die Polizei der Kommune Verzeichnisse von den Gefangenen aufstellen und traf, nachdem er und seine Freunde eine Anzahl derselben aus persönlichen oder politischen Motiven gestrichen, und viele wegen Schulden oder andrer Vergehen Verhaftete in Freiheit gesetzt, Anordnungen zur Ausführung der Blutgreuel, die unter dem Namen der Septembermorde eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte menschlicher Frevelthaten und Leiden bilden. Die Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatz kamen den Demokratenhäuptern zu statten. An demselben Tag, da die Unthaten

2. Sept. 1792.

in den Gefängnissen vor sich gehen sollten, fiel Verdun in die Hände der Preußen. Man hatte das Ereignis kommen sehen und benutzte auf dem Stadthaus die durch das Vorrücken der feindlichen Heere erzeugte leidenschaftliche Erregung und Wut zu einer neuen „konvulsivischen Erhebung", wie sie Danton vor einigen Tagen als notwendig verkündigt hatte. Auf Manuels Antrag erließ die Kommune einen Aufruf, daß alle wehrhaften Männer die Waffen ergreifen und auf dem Marsfeld sich versammeln sollten; es gelte den heranziehenden Feind

zurückzutreiben. Sturmgeläute, Trommelwirbel und der Donner der Lärmkanonen setzten die Stadt in eine fieberhafte Aufregung und Bewegung. Die Nationalversammlung wollte hinter dem patriotischen Aufschwung nicht zurückbleiben; Vergniaud eilte auf die Rednerbühne, um dem Gemeinderat, dessen Auflösung man zwei Tage vorher beschlossen, Lob zu spenden, daß er ganz Paris unter die Waffen gerufen. Nur durch die Vereinigung aller Patrioten könne das Reich verteidigt, könne dem Feind eine Grube gegraben werden. Danton schloß eine geharnischte Kriegsrede, worin er die Todesstrafe forderte gegen jeden, der nicht ausziehen wollte, gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar den Maßregeln der Regierung Ungehorsam entgegensetze, mit den Worten: „Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit und das Vaterland ist gerettet“. Die Versammlung stimmte allem bei und erteilte dem Ministerium die ausgedehntesten Vollmachten.

Die Septembermorde. 2.–7. Sept. 1792.

Dies schien den Häuptern der Kommune und des Jakobinerklubs der rechte Moment, durch einen Mordstreich im großartigsten Maßstab, durch einen Akt „titanischer Kühnheit“, sich ihrer Feinde zu entledigen. Auf ihren Wink wurde von einigen Sektionen das Verlangen gestellt, man solle angesichts der Gefahren des Vaterlands die Gefängnisse reinigen, damit nicht, während die Patrioten ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, Verräter in ihrem Rücken lauerten. Danton und die catilinarischen Existenzen auf dem Stadthaus ergriffen mit Begierde diesen Anlaß, um, wie sie längst geplant, die Revolution zum vollen Durchbruch zu bringen, um durch Vernichtung der gegnerischen Elemente in einem Massenmord die Rückkehr des Feudalstaats unmöglich zu machen, jedem Versuch einer Reaktion durch Schrecken vorzubeugen, die alte und die neue Zeit durch einen „breiten Blutstreifen“ zu trennen. So wurde das Signal gegeben zu den Greuelszenen der Septembertage. Man durfte nur der Leidenschaft und Rachsucht des von Wut und Haß erfüllten Pariser Straßenpöbels die Zügel schießen lassen. Der erste Streich traf die eidweigernden Priester. Die Nationalversammlung hatte in einer frühern Sitzung den Beschluß gefaßt, daß alle unbeeidigten Geistlichen, die nicht binnen vierzehn Tagen freiwillig das Reich verlassen würden, nach Cayenne deportiert werden sollten. Als vierundzwanzig dieser Unglücklichen nach dem Abteigefängnis überführt wurden, fiel der Pöbel, aufgereizt von der die Wagen begleitenden Mannschaft aus den Reihen der Föderierten, über die Kleriker her und ermordete sie bis auf den letzten Mann. Darauf zogen auf Befehl des Wachausschusses Banden von Mördern und Bösewichtern, an ihrer Spitze der schreckliche Maillard, in die von Pikenmännern umstellten Gefängnisse von Paris, mit Namenslisten der Verhafteten versehen. Einige von ihnen fungierten als Geschworne und Richter, die andern als Henker. Von diesen entmenschten Scharen wurden dann unter der Form eines Gerichtsverfahrens die Gefangenen grausam ermordet mit Ausnahme einiger weniger, die Danton bezeichnet hatte. Nach den Priestern kamen die Schweizer, die königlichen

Gardisten, die Hofleute und Adligen an die Reihe; dann alle die als Royalisten oder Aristokraten bekannt oder verdächtig waren. Das Morden dauerte mehrere Tage; immer wilder und roher gebärdeten sich die blutdürstigen Würgerbanden, immer gräßlicher wurden die Greuel, immer unmenschlicher die Freveltaten. In Laforce töteten die Mörder die Prinzessin Lamballe, die intimste Freundin der Königin, gleich ausgezeichnet durch Adel der Geburt wie der Gesinnung, trennten von dem gräßlich verstümmelten Leichnam das Haupt und trugen es auf einer Pike an den Temple vor das Fenster der Marie Antoinette. Im Chatelet, in der Conciergerie, in Bicêtre, in der Salpétrière und in den andern Orten der Angst und der Qualen floß das Blut in Strömen, wurden Handlungen verübt, deren man nur mit Entsetzen und Grauen gedenken kann. Denn „der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn". Wie groß die Zahl der Opfer gewesen sein mag, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Doch wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß gegen dreitausend unschuldige Menschen, zum Teil verdiente und angesehene Männer, wie der ehemalige Minister Montmorin, von den Mordknechten, die für ihre „Arbeiten" von dem Gemeinderat Diäten erhielten, in diesen Schreckenstagen entweder einzeln hingeschlachtet oder in Masse getötet wurden. Was sich von Schätzen, Kostbarkeiten und Wertsachen bei ihnen vorfand, oder bei den Haussuchungen weggenommen war, wurde auf dem Stadthaus niedergelegt, ein Raub, der sich auf mehrere Millionen belief, wie viel auch diebische Hände davon entfremdet haben mochten. Wohl traten in der Nationalversammlung wie bei einzelnen Sektionsvorständen Symptome von Mitleid, von Abscheu, von banger Gewissensangst und Entrüstung zu Tage, aber niemand wagte thatkräftig die Häupter der Kommune zur Abstellung der Scheußlichkeiten zu drängen, aus Furcht in die Klasse der Landesverräter gereiht und gleichfalls dem Mordbeil überliefert zu werden. Tauchte doch in Robespierres Umgebung schon damals der Vorschlag auf, auch Brissot, Roland und mehrere andre Girondisten, die zu einer Verlegung des Regierungssitzes nach Blois geraten, als bestochene Verräter des Feindes der Volkswut zu opfern. Nur durch Dantons Widerspruch wurde der Plan vereitelt. Die Nationalgarde, eingeschüchtert und durch Santerres Pikenmänner lahm gelegt, machte keinen Versuch, dem Despotismus entgegenzutreten. Die einen hielten sich ruhig zu Hause, andre traten in die Proletarierbataillone ein. Durch die Klubs und die revolutionären Sektionsausschüsse herrschte die Pariser Kommune mit unbeschränktester Machtfülle und der rasende Pöbel war ihr schreckliches Werkzeug. Vergebens sucht L. Blanc die Septembergreuel als einen Akt instinktiver Volksrache darzustellen, der weder vorbedacht, noch befohlen oder belohnt worden sei; die Planmäßigkeit der Ausführung steht mit einer solchen Annahme im Widerspruch. Und auch in andern Städten suchten die Agenten der demokratischen Faktion ähnliche Szenen herbeizuführen. Ein im Namen des Sicherheitsausschusses der Kommune von Marat verfaßtes Rund-

schreiben verkündete allen Gemeinden des Reichs, daß das Volk einen Teil der verhafteten Verschwörer durch eine That notwendiger Gerechtigkeit vernichtet habe, und forderte alle Mitbürger, Brüder und Freunde auf, jeder nach seinem Vermögen diese dringende Maßregel zu wiederholen; der Minister Danton fügte ein Manifest bei, worin er alle Bürger Frankreichs zu den Waffen rief und die schreckliche Mahnung gab, „in den Städten sei das Blut aller Verräter das erste der Freiheit dargebrachte Opfer“, eine Mahnung, die in Orleans, Lyon, Marseille und andern großen Städten befolgt ward. In der Rhonestadt lieh sogar ein deutscher Prinz, Karl von Hessen, der in der königlichen Armee diente, dem Jakobinerklub seinen Arm und förderte die Haussuchungen und Verhaftungen, welche auf Anregung der Sendlinge des Pariser Stadtrats vorgenommen wurden. In Orleans ließ der Regierungskommissar Bourdon vierzig Gefangene nach Paris wegführen, die aber sämtlich in Versailles ermordet wurden, unter ihnen Delessart, der frühere Minister. In Reims wurde eine Anzahl Priester und Beamte durch eine Schar Pariser Freiwilliger lebendig verbrannt. Ähnliche Unthaten ereigneten sich in Sens, in Meaux und anderwärts. Die Revolution wollte dem Menschen „die Freiheit des Verkehrs und der Arbeit, die Anerkennung seiner menschlichen Würde, die Verbindung mit seinen gleichartigen Volksgenossen, die Berechtigung des Glaubens und des Gedankens“ erringen; aber an die Stelle der ökonomischen Freiheit setzte sie die Beraubung der Eigentümer, an die Stelle der allgemeinen Rechtsfähigkeit die Verfolgung der höhern Stände, an die Stelle der befreiten Religiosität die Ermordung der Geistlichen und Kirchenfürsten; und die Herrschaft der Menschenrechte leitete sie mit einem Blutbad ein, in dem die Anhänger des alten Zustandes erbarmungslos erstickt wurden.

Unter diesen Eindrücken fanden die Wahlen zum Nationalkonvent statt. Jeder Franzose im Alter von einundzwanzig Jahren, der nicht in Diensten eines andern stand, konnte Wähler sein, und jeder fünfundzwanzigjährige sowohl im Wahlkollegium als im Konvent sitzen, ohne Rücksicht auf Vermögen oder bürgerliche Stellung; auch fiel die frühere Selbstentsagung weg: die Mitglieder der Konstituante und der Legislative konnten, wenn sie gewählt wurden, in den Konvent eintreten. Bei der großen Thätigkeit der Jakobiner und dem von den Demagogen unter Vorgang der Pariser Kommune geübten Terrorismus fielen die Wahlen fast durchgängig demokratisch und republikanisch aus. Doch hatte der Abscheu vor der Gewaltherrschaft und den Septembergreueln der Hauptstadt die Rückwirkung, daß in der Provinz die Männer der Gironde, die sich endlich im Reichstag ermannt, im Gegensatz zu ihrer frühern Schwäche und Nachgiebigkeit die Wiederherstellung der Ordnung und der persönlichen Sicherheit der Bürger ausgesprochen, den Haussuchungen und willkürlichen Verhaftungen ein Ende gemacht hatten, zahlreich aus der Wahlurne hervorgingen, daß die gemäßigten Republikaner der Legislative, an ihrer Spitze Brissot, Roland, Vergniaud, und alle die schwungvollen Redner, die wir früher kennen gelernt, auch in der neuen Ver-

Die Wahlen zum Nationalkonvent.

sammlung eine hervorragende Stellung behaupteten. Nicht weniger als hunderteinundachtzig Mitglieder der zweiten und siebenundsiebzig der ersten Nationalversammlung gingen in den Konvent über, und von den neuen Deputierten teilten viele die politischen Ansichten der Gironde. Dagegen war in Paris selbst die Demokratie der Kommune mächtig genug teils durch Wahlumtriebe, teils durch Einschüchterung oder geschickte Leitung, lauter Männer radikalster Gesinnung durchzubringen. Alle die Demagogen, alle die Klub- und Straßenhelden, die bisher bei den Gewaltstreichen und Volkserhebungen eine hervorragende Rolle gespielt, die Danton, Camille Desmoulins, Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine u. a. waren unter den vierundzwanzig Deputierten der Hauptstadt; Robespierre, dessen Stimme am meisten Gewicht hatte, wurde nicht nur selbst gewählt, er zog auch noch seinen jüngern Bruder nach; auch der Herzog von Orleans, der jetzt den Namen Philipp Egalité führte, wurde durch die Unterstützung der Cordeliers als Deputierter in die Versammlung geschickt. Am meisten Widerstand fand Marat; die Demokraten schämten sich seiner, aber es wurde geltend gemacht, insbesondere von seinem Freund, dem Kapuziner Chabot, daß er nützen könne „als ein Stück Sauerteig zur Erhebung der Masse", und so kam auch dieser gemeinste und schmutzigste aller Demagogen unter die Staatslenker. Aber die Verachtung folgte ihm in den Konvent; niemand wollte neben einem Mann sitzen, „der alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudele".

2. Der Krieg in der Champagne.

Lage der Armee. Die Vorgänge im Innern Frankreichs standen, wie wir gezeigt haben, in der innigsten Wechselbeziehung zu den Kriegsereignissen. Hatte das unselige Manifest des Herzogs von Braunschweig wesentlich die Szenen des zehnten August hervorgerufen, so dienten die weitern Fortschritte der preußisch-österreichischen Armeen auf französischem Boden den Jakobinern zur Begründung des Terrorismus, aus dem ein neues Frankreich hervorging. Wenn in dem Augenblick, da die Pariser Vorgänge den französischen Heerkörper vollends zerrütteten, den Zwiespalt zwischen Offizieren und Gemeinen vergrößerten, Lafayette und eine Anzahl erfahrener und geschulter Militärs aus dem Land trieben, die deutschen Truppen, die über Lothringen nach der Champagne auf dem Marsch waren, einen raschen Vorstoß gemacht hätten, so hätte der Gang der Dinge leicht ein andrer werden können. Denn trotz der Wutausbrüche der Nationalversammlung,
26. Aug. 1792. welche auf die Kunde von der Übergabe der Festung Longwy durch terroristische Dekrete einen todesmutigen Patriotismus zu erzeugen suchte und 30,000 Nationalgarden ins Feld rief, und trotz der großsprecherischen Reden im Jakobinerklub, daß die Kämpfer für Freiheit und Vaterland die Soldknechte der Tyrannen vernichten und das Sklavenjoch der Völker zerbrechen würden, waren die französischen Heere unter Dumouriez und Kellermann keineswegs in solcher Verfassung,

daß sie sich mit einiger Aussicht auf Erfolg in eine Feldschlacht hätten einlassen können. Desertion, schlechte Verpflegung und Zuchtlosigkeit waren schlimme Feinde; die nationalen Freiwilligen, die zur Verstärkung herbeizogen, waren ohne Übung und schlecht bewaffnet und gekleidet; es fehlte an Geld und das Landvolk zeigte wenig Opferwilligkeit. Die Grenzfestungen befanden sich in mangelhaftem Verteidigungszustand. Dem General Dumouriez war es nicht wohl zu Mute in Sedan; er wäre lieber nach Belgien gezogen, um dort für die Revolution zu wirken und dadurch die feindlichen Kräfte zu spalten oder anderwärts zu beschäftigen.

Frankreichs Thermopylen.

Dumouriez selbst erzählt, als die Preußen vor Verdun rückten, sei in seinem Kriegsrat der Rückzug über Chalons nach dem Innern beschlossen worden; da habe er seinem Adjutanten Thouvenot auf einer Karte den Zweig des Ardennengebirges gezeigt, der sich unter dem Namen des Argonner Waldes von Sedan bis St.-Menehould und weiter nach Süden hinzieht, mit den Worten: hier sind Frankreichs Thermopylen. Aber nicht der leichtfertige, eitle und selbstgefällige Dumouriez, sondern der Kriegsminister Servan war der Urheber des glücklichen Gedankens, durch Besetzung der Engpässe dieses von Gewässern und Sümpfen durchschnittenen Waldgebirgs dem Feinde den Übergang aus dem elendesten Teil der Champagne in den fruchtbarsten abzuschneiden. Die Langsamkeit und Unsicherheit des deutschen Feldmarschalls gestattete dem französischen General die Pässe zu besetzen, ehe Verdun in die Hände der Deutschen fiel. Es ist bekannt genug, wie wenig der Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein eigensinniger Herr, der die Emigranten nicht leiden konnte und mit seinem König, der sich nebst seinen beiden Söhnen bei der Armee befand, stets uneinig war, auf diesem Feldzug den Kriegsruhm rechtfertigte, der mit seinem Namen verknüpft war. Umsonst war Friedrich Wilhelm II., der mit „royalistischer Romantik" vor Verlangen brannte, einen ritterlichen Kampf gegen die Revolution zu führen, die verletzte Majestät zu rächen und den gestürzten Königsthron wieder aufzurichten, eifrig bemüht, den Herzog zu einem schleunigen Zug gegen Paris zu bewegen. Dieser, an die kunstgerechte und bedächtige Kriegsweise des Siebenjährigen Kriegs gewöhnt, vergeudete die Zeit mit langsamen Tagemärschen, mit der Belagerung unbedeutender Festungen, wie Longwy und Verdun, und betrat die Champagne in der ungünstigsten Jahreszeit, als die Wege durch den Regen ungangbar geworden und der Genuß ungesunder Nahrung und unreifer Früchte das Heer schwächte und aufrieb.

Der Herzog von Braunschweig im Argonner Wald.

Hatte der preußische Feldmarschall schon bisher wahrnehmen können, wie trügerisch die Vorspiegelungen der Emigranten über die Volksstimmung seien, wie wenig Neigung zu einer Gegenrevolution sich zeigte, so mußte ihn die kriegerische Aufwallung, die während der Belagerung von Verdun in Paris und in ganz Frankreich zu Tage trat, vollends betroffen machen. Allerdings wurde Verdun auf Betreiben der monarchistisch gesinnten Bürgerschaft übergeben, aber der

Oberst Beaurepair schoß sich im Kriegsrat eine Kugel durch den Kopf, und die abziehende Besatzung rief den Belagerern siegesgewiß zu: Auf Wiedersehen bei Chalons! Diese Anzeichen und die revolutionäre Bewegung der Hauptstadt benahmen dem Herzog die Hoffnung, daß der Feldzug einen erfolgreichen Ausgang haben werde, und machten ihn noch bedachtsamer und unlustiger. Sah er doch, daß mit seinem Vorrücken die Lage des Königs immer schlimmer ward, daß die Demagogen alle Mißerfolge im Feld dem Hof und den Royalisten zuschrieben, daß sie durch Furcht und Schrecken jede landesverräterische Gesinnung, jede offene oder geheime Sympathie mit den Ausgewanderten und ihren Beschützern mit der Wurzel auszurotten strebten. Um die Mitte des September, als sich die Wahlen zum Konvent vollzogen und die Preußen sich dem Argonner Gebirgswald näherten, war Frankreich vor die Entscheidung gestellt, ob das Königtum mit Hilfe des Auslandes wieder in seine frühere Stellung zurückgeführt oder ob dasselbe gänzlich beseitigt und eine demokratische Republik aufgerichtet werden sollte. Der König war in der Vorstellung der Nation mit der Emigration und der feindlichen Fürstenmacht so eng verbunden, daß der Krieg gegen die letzteren den Untergang des ersteren zur Notwendigkeit machte. Friedrich Wilhelm brannte vor Begierde, das Ziel seines royalistischen Kreuzzugs zu erreichen, der Hydra der Revolution den Kopf zu zertreten, den Bourbonschen Monarchen aus den Händen der Demokratie zu retten; er befahl daher dem Feldmarschall eine Schlacht zu liefern und den Weg nach Paris frei zu machen. Der Herzog, der den feindlichen Generalen Zeit gelassen hatte, sich zwischen den Waldhügeln festzusetzen und zur Gegenwehr einzurichten, wagte nicht zu widerstehen, ging aber so bedächtig und vorsichtig ans Werk, daß über dem Zögern, über dem Zuwarten auf die Ankunft Clerfaits, über dem Bemühen für alle Fälle sich zu sichern, über der Sorge für die Beschaffung der Proviantzufuhren die geeignetste Zeit vorüberging und die französischen Heerführer ihre Streitmacht durch Heranziehung von Freiwilligen verstärken konnten. Denn es war des Herzogs Art, dem König gegenüber niemals einen offenen Widerspruch zu behaupten, dann aber durch verdeckte Mittel seinen Sinn zur Geltung zu bringen.

Die Kanonade von Valmy.

So fand Dumouriez Zeit die wichtigsten Pässe zu besetzen, sie durch Schanzen und Verhaue zu befestigen und sich durch Heranziehen neuer Mannschaften zu verstärken. Unter den Freiwilligen, die damals in die Lücken der Offiziere und Unteroffiziere eintraten, findet man Namen, die in der Folge sich mit großem militärischen Ruhm bedeckten, wie Brune, St.-Cyr, Jourdan, Lannes, Massena, Moreau, Oudinot, Victor. Man bemerkte bereits das Wehen einer revolutionären Kriegsbegeisterung, die sich bald so gewaltig regen sollte. Von seinen gesicherten Positionen aus konnte Dumouriez den Kampf aufnehmen. Dieser begann nach einigen kleinen Gefechten mit österreichischen und preußischen Abteilungen in den nördlichen Gebirgsstraßen, am 19. September an dem Hügelrücken im Westen von St.-Menehould, wo Kellermann auf dem Windmühlen-

berg von Valmy eine gedeckte Stellung genommen hatte. Zweimal gab der Herzog den Befehl zum Anstürmen, ließ aber immer wieder zum Rückzug blasen, ehe die Heere handgemein geworden. Die Kriegsgeschichte hat nur eine „Kanonade von Valmy", keine Schlacht zu verzeichnen. Tausende von Kugeln wurden in beiden Heerlagern abgefeuert, etliche hundert Krieger da und dort zu Boden gestreckt; aber eine Entscheidung wurde nicht herbeigeführt. So unbegreiflich erschien den Zeitgenossen diese Haltung, daß in den Emigrantenkreisen, wie in der revolutionären Presse die Beschuldigung laut wurde, der Feldherr, der Minister Haugwitz u. a. seien mit der Beute der Septembermorde, mit den Krondiamanten bestochen worden. Der Herzog wollte die Maaslinie nicht überschreiten, den Marsch auf Paris nicht unternehmen.

19. Sept. 1792.

Militärische Unthätigkeit u. diplomat. Unterhandlungen.

Aber die Lage des französischen Heeres war darum keineswegs gefahrlos, die Zukunft im Fall eines erneuerten Angriffs dunkel und unsicher. Das Vorrücken der Deutschen war bisher nur den Jakobinern zu gute gekommen, wir wissen aber, daß Dumouriez keineswegs zu den unbedingten Freunden Dantons und Robespierres gehörte. Politische und militärische Gründe erzeugten daher den Wunsch in ihm, mit den Preußen ein Abkommen zu treffen. Er wußte aus seiner diplomatischen und ministeriellen Laufbahn, wie wenig der Bund zwischen Wien und Berlin in aufrichtiger Gesinnung wurzele; und gerade damals, wo es sich um die Teilung Polens handelte (S. 559 ff.), gingen die Interessen der beiden Großstaaten weit auseinander, erwachte die alte Eifersucht mit neuer Stärke. Konnte nicht der Versuch, den das Pariser Kabinett schon vor dem Krieg in Berlin gemacht hatte (S. 786), jetzt mit mehr Erfolg erneuert, konnte nicht die Allianz gelöst und dann die Revolution nach den Niederlanden getragen werden? Dumouriez, der die Klugheit und Menschenkenntnis eines erfahrenen Weltmannes mit dem kühnen Unternehmungsgeist eines Jakobiners verband, fand Mittel und Wege, dem König und dem Herzog seinen Friedensplan mit einleuchtenden Gründen nahe zu bringen. Bei einem Überfall auf die preußische Bagage war der königliche Sekretär Lombard in französische Gefangenschaft geraten. Dumouriez setzte ihn in Freiheit und gab ihm eine Denkschrift mit, in welcher ausgeführt war, wie sehr ein weiteres Vorrücken des Heeres das Schicksal Ludwigs XVI. gefährde, wie wenig es in dem Interesse Preußens liege, sich für das ihm stets feindlich gesinnte Österreich zu opfern, wie bedenklich die Lage der preußischen Armeen bei der herbstlichen Jahreszeit werden könnte. Der Herzog ergriff den Gedanken eines Abkommens mit großer Lebhaftigkeit; bei dem König wirkte der Generaladjutant Oberst Manstein, ein ehrgeiziger praktisch-kluger Staatsmann und Militär aus dem mystisch-frömmelnden Hofkreis der Bischoffwerder und Wöllner (S. 460 f.), für denselben Plan. So wurden die Feindseligkeiten im Feld auf mehrere Tage eingestellt, um für diplomatische Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, eine Waffenruhe, die den Franzosen von dem größten Vorteil war. Friedrich Wilhelm war eine erregbare Natur, rasch

empfänglich für die verschiedenartigsten Eindrücke; die eigensüchtige Politik Österreichs im Osten legte ihm den Gedanken nahe, im Westen freie Hand zu bekommen. Vor der Staatsräson traten die persönlichen Gefühle in Hintergrund. Der preußische Monarch zeigte sich daher nicht abgeneigt, vorerst den beabsichtigten Feldzug gegen Paris aufzugeben, unter der Bedingung, daß Ludwig XVI. wieder in Freiheit gesetzt und in seine königliche Würde hergestellt werde, sowie daß die revolutionäre Propaganda Frankreichs in den Nachbarländern aufhöre. Von den Emigranten oder gar von einer Einmischung in das französische Staatswesen war keine Rede. Allein Dumouriez mußte zur Antwort geben, daß die erste Bedingung eine Unmöglichkeit geworden sei, da die neue Nationalversammlung bereits die Abschaffung des Königtums ausgesprochen habe. Damit war denn jede Aussicht zu einem Frieden oder Vertrag zerstört; denn Friedrich Wilhem, der zur Rettung und Erhaltung der Bourbonschen Dynastie ausgezogen war, konnte doch unmöglich mit der Anerkennung der französischen Republik zurückkehren! Dennoch wurden die Unterhandlungen auch jetzt noch nicht ganz abgebrochen. Die Auswechselung der Gefangenen gab einen Vorwand, noch eine ganze Woche lang die militärischen Operationen einzustellen. Und wie klug wußte Dumouriez diese Zeit auszunutzen! Er zog fortwährend neue Verstärkungen an sich, suchte das Gewonnene zu befestigen, seine militärische Stellung günstiger zu gestalten. Und welch ein Vorteil war es schon, daß er die Feinde unthätig am Boden fesselte und sie in eine immer schwierigere Lage brachte! Die Preußen waren fünf Tage lang ganz ohne Brot, so schildert Sybel diese Lage; das ausgesogene Land konnte ihnen nichts liefern, die schlechte Nahrung erzeugte Krankheiten bei Menschen und Tieren, das naßkalte Wetter, welches sie schon auf dem Marsch geplagt, setzte sich jetzt in unaufhörlich strömenden Regen fest, der den Boden aufweichte, die Zelte zerstörte und binnen wenigen Tagen eine mörderische Ruhrepidemie über ein Drittel des Heeres ausbreitete.

Abzug der deutschen Heere.

Dumouriez hatte kein geringeres Ziel im Auge, als Preußen zur Räumung Frankreichs, zur Anerkennung der Republik, zur Auflösung des Bündnisses mit Österreich zu bringen. Der Kriegsminister Servan leistete ihm dabei allen möglichen Vorschub. Zwei Bevollmächtigte, Benoit und Westermann, wurden in das preußische Lager gesandt, um im tiefsten Geheimnis aber mit gespanntem Eifer für ein Abkommen in diesem Sinne zu wirken. Dahin sollte es jedoch nicht kommen; sowohl die jakobinische Presse, die von keinem Frieden hören wollte, solange der Feind auf Frankreichs Boden stehe, als die Abneigung des Königs, durch Trennung von dem Bundesgenossen die gemeinsame Sache zu gefährden und das monarchische Interesse preiszugeben, machte den Plan scheitern. Der Marquis Lucchesini, Schwager von Bischoffwerder, der in diesen Tagen im Lager eintraf, steigerte den Widerwillen gegen eine Fortsetzung der Friedensunterhandlungen, indem er hervorhob, wie ungewiß jede diplomatische Abmachung sei mit einer revolutionären Regierung, die jeden Augenblick vom

Schauplatz verschwinden könne, die gar keine Garantien für die Festhaltung an irgend einem Vertrag biete. Aber sollte man die Feindseligkeiten von neuem beginnen? Es fehlte nicht an Stimmen, die dazu antrieben; in den Reihen der Emigranten blickte man mit Frohlocken auf den Umschwung der Stimmung und erwartete täglich das Signal zu erneuertem Vorgehen. Dazu ließ sich jedoch der Herzog nicht fortreißen. Das französische Heer hatte sich während der Unterhandlungen in demselben Maß physisch und moralisch gestärkt wie das deutsche geschwächt war. Die Erneuerung des Kampfes konnte nur zu Nachteilen und Niederlagen führen. Diese Einsicht gewann man auch in der Umgebung des Königs; man setzte also die Unterhandlungen fort, um wenigstens einen gesicherten und ungestörten Rückzug zu erlangen, um das tiefgeschwächte Heer unbeschädigt durch die grundlosen Engpässe des Argonner Waldgebirges hindurch zu bringen. Diese Unterhandlungen, die durch die Käuflichkeit Westermanns sich immer günstiger für die Preußen gestalteten, erregten bei den Österreichern das tiefste Mißtrauen. Clerfait und Hohenlohe-Kirchberg fürchteten das Opfer einer Verräterei zu werden, und bemühten sich so schnell als möglich den Boden Frankreichs zu verlassen und nach Belgien abzuziehen. Auch wurden bereits die geistlichen Staaten von Speier bis Koblenz von französischen Truppen bedroht und von revolutionären Volksbewegungen beunruhigt, daher der Landgraf von Hessen eilig seine Mannschaften in die Heimat zurrückführte und nach dem Beispiel der übrigen Reichsfürsten sich für neutral erklärte. Was blieb unter solchen Umständen dem Herzog von Braunschweig anders übrig, als mit seinem geschwächten, durch Hunger und Krankheit aufgeriebenen Heer den Rückzug in befreundetes Land zu gewinnen! Er räumte Verdun und Longwy, die sofort wieder 13. 22. Okt. 1792.
von den Franzosen besetzt wurden, und war zufrieden, daß sein Marsch über Luxemburg nach Trier von dem Feind keine Störung erlitt. Auch Friedrich Wilhelm gab vorerst den Kreuzzugsplan zur Befreiung Ludwigs XVI. auf. Das Gelüst des Wiener Hofes nach Bayern und den fränkischen Fürstentümern Ansbach-Baireuth, sowie die politischen Schachzüge Rußlands gegenüber dem Rest der Republik Polen, die uns aus frühern Blättern bekannt sind, richteten seine Aufmerksamkeit nach andern Orten. So endete die „Kampagne in Frankreich", welche Goethe mitgemacht und in lebendigen Einzelzügen geschildert hat. Als er nach der Kanonade von Valmy von einigen Gefährten gefragt wurde, was er von der Sache denke, sagte er: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Und so kam es.

3. Nationalkonvent. Verurteilung und Tod des Königs.

In denselben Tagen, da die Heere am Argonner Waldgebirge bei St.-Me- *Stellung u. Spaltung der Parteien.*
nehould sich gegenüberstanden und in der „Kanonade von Valmy" ihre Kräfte

maßen, trat in Paris die dritte Nationalversammlung, der weltberühmte Kon-
21. Sept. 1792. vent in Beratung und faßte in der ersten Sitzung den Beschluß „das Königtum ist abgeschafft". Die Geschichte der Könige, sagte Gregoire, ist die Leidensgeschichte der Völker. Damit war dem Verfassungswerk der Konstituante der Todesstoß versetzt, fortan sollte Frankreich republikanisch regiert werden. Daher wurden in allen Departements neue Verwaltungsbeamte und Richter gewählt. Sollte aber wie im republikanischen Rom die Hauptstadt die übrigen Teile des Reichs tyrannisieren, oder sollte gleiches Recht und gleiche Freiheit überall walten? Über diese Lebensfrage der künftigen Staatsordnung entstand gleich anfangs eine tiefe Spaltung der Parteien. Die Gironde und alle Gemäßigten, der Zahl nach überwiegend, wollten die Nation sicherstellen gegen die Rückkehr eines Despotismus, wie ihn die blutbefleckten Demagogen des Stadthauses ausgeübt, sie verlangten eine Untersuchung über die Septembergreuel, Bestrafung ihrer Urheber, Aufstellung eines Konventsheeres zum Schutz der Nationalvertretung. Man hatte nicht vergessen, daß Robespierre den Antrag gestellt, man solle die Anklage wegen Landesverrats auch auf Brissot, Roland, Guadet und andre Häupter der Gironde ausdehnen und sie in Haft bringen, in welchem Fall sie dann unfehlbar unter den Streichen der Septembermörder erlegen wären; jetzt wollten die Bedrohten das Schwert umkehren. Allein die Bergpartei, stark durch Einigkeit, Disziplin und rücksichtslose Verwegenheit, verstand es gegenüber der in sich gespaltenen, in Einzelfragen oft auseinander gehenden Mehrheit die Angriffe der Gegner zu lähmen oder zu vereiteln, sich in ihrer Stellung zu halten und allmählich das Übergewicht zu erobern. Während die Republik sich anschickte, die Revolution über die Grenzen zu tragen und die Nachbarvölker zur Abschüttelung des Tyrannenjochs aufzustacheln, während man hervorragenden Männern des Auslandes, die sich als Verkündiger liberaler und humanistischer Ideen hervorgethan, darunter neben Priestley, Payne, Wilberforce, Washington, Pestalozzi, Kosciuszko, auch Klopstock, Schiller und Campe das französische Bürgerrecht erteilte, und Frankreich als Hort und Herd des zu befreienden Europa erscheinen lassen wollte, machten die Männer des Berges den Girondisten zum Vorwurf, sie wollten die Nation im Augenblick des Aufschwungs und der Wiedergeburt schwächen, die Provinzen gegen die Hauptstadt empören, statt der Einheit und Unteilbarkeit der Republik eine Anzahl unabhängiger Staaten nach amerikanischem Vorbild einführen. Sie erreichten ihren Zweck. Die Anträge der Gironde gegen die Kommune und ihre Häupter erlangten nicht die notwendige Stimmenmehrheit: Die Tyrannei des Stadthauses und der Sektionsversammlungen blieb bestehen, und über die Greuel der Vergangenheit wurde der Schleier eines Indemnitätsdekrets geworfen. „Nun braucht man nicht mehr zu leugnen," rief Collot d'Herbois im Jakobinerklub triumphierend aus, „daß der zweite September der große Artikel des Credo unserer Freiheit ist." Der Berg hatte kennen gelernt, welche Kraft einer Partei innewohnt, die wie ein Mann zusammenhält. In diesem Bewußtsein lag

ihr künftiger Sieg. Aber das Blut des zweiten September stand zwischen der Gironde und dem Berg; die Republik, welche die Freunde der Frau Roland begründen wollten, war mit einem solchen Kainszeichen unvereinbar.

Die Parteispaltung in der Versammlung sollte noch schärfer zu Tage treten und zu einem unheilbaren Bruch sich erweitern, als es sich um das Schicksal des Königs handelte. Die Monarchie war abgeschafft, die Republik eingeführt, aber solange der König am Leben war, konnte immer wieder eine Herstellung des Thrones versucht werden. „Der König ist der Mittelpunkt aller einheimischen und aller auswärtigen Verschwörungen gegen die Revolution,“ wurde fort und fort geltend gemacht; „er schürt den Bürgerkrieg im Land und die Invasion von außen.“ Das ganze Dichten und Trachten der Häupter der Bergpartei war daher auf die Beseitigung Ludwigs XVI. durch den Tod gerichtet. Wie sollte man aber zu diesem Ziel gelangen? Bei Abschaffung des Königtums konnte man sich auf einen Satz in der Verfassungsurkunde berufen, dahin lautend: „würden der König und seine Ratgeber feindliche Maßregeln gegen die Nation ergriffen, ein fremdes Heer gegen sie geführt haben, so sollte der König dadurch von selbst des Thrones verlustig sein und seine Ratgeber von der Schwere des Gesetzes betroffen werden“. Das war somit in Beziehung auf Ludwig XVI. in Erfüllung gegangen. Wie wollte man aber zu einem Todesurteil kommen, da nach der noch in Geltung befindlichen Konstitution die Unverletzlichkeit des Monarchen ausdrücklich erklärt, bei der Sanktion der Verfassung eine Amnestie für alles Vergangene ausgesprochen war und Ludwig stets ängstlich alles Blutvergießen zu vermeiden gesucht hatte? Ein geschriebenes Recht konnte nicht beigezogen werden; die Fürsprecher eines Todesurteils konnten nur auf den alten Grundsatz sich berufen, daß das Wohl des Staats das höchste Gesetz sei, daß die junge Republik, von äußern und innern Feinden bedroht, nicht zu einer gesicherten Existenz kommen könne, solange der königliche Name allen Gegnern als Fahne diene. Die Demokraten des Berges hatten die stille Freude, daß die Anregung zu einem peinlichen Gerichtsverfahren gegen den König nicht von ihnen ausging, daß zuerst ein Mitglied der Gironde, Valazé, in einer schwülstigen Rede die Verbrechen aufzählte, welche Ludwig XVI. während seiner ganzen Regierung begangen haben sollte, und dann ein Mann der Mitte, Mailhe, die Rechtsfrage beleuchtete, ob ein konstitutioneller Fürst vor Gericht gestellt und vor welchem Tribunal der Prozeß geführt und entschieden werden dürfe? Er fand, daß die von der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit in einem republikanischen Staat keine Geltung mehr habe, daß mithin Ludwig, weil er heimlich fremde Horden zu seiner Hilfe ins Land gerufen und dadurch das Leben so vieler Bürger geopfert, wie ein gewöhnlicher Landesverräter zu richten sei, sowie daß die Vertreter des souveränen Volks, welches vermöge seines unveräußerlichen Selbstbestimmungsrechts die Republik eingeführt und damit die Heiligkeit des alten Königtums abgethan habe, nach dem Recht der Natur das höchste Tribunal seien, von dessen Richter-

Kann der König gerichtet werden u. von wem?

6. Nov. 1792.

spruch jede Berufung wegfalle. Denn da der Konvent die Gewalt und Hoheit der souveränen Nation vorstelle, so bedürfe sein Urteil keiner weitern Bestätigung. Das Recht der Nation, den König zu richten, fließe aus der Natur des Gesellschaftsvertrags, kraft dessen er die Herrschaft erlangt und den er gebrochen habe. Es war ganz im Sinn der Politik der Propaganda, die man bereits eingeschlagen, wenn der Redner ausrief, daß alle Völker ihre Blicke auf den Konvent gerichtet hätten, um von ihm zu erfahren, „ob der, der ursprünglich berufen ward, die Gesetze zu vollstrecken, sich jemals unabhängig machen konnte von denen, welche die Gesetze gemacht haben; ob die königliche Unverletzlichkeit das Recht gibt, ungestraft die Bürger und die Gesellschaft zu erwürgen; ob ein Monarch ein Gott ist, dessen strafende Hand man segnen, oder ein Mensch, dessen Verbrechen man strafen muß". Er meinte, das Beispiel Frankreichs werde in ganz Europa Nachahmung finden und den Sturz aller Könige und Fürsten herbeiführen. Diesen Geist atmeten die meisten Reden, die während des November unter wachsender Aufregung und Heftigkeit gehalten wurden. Vergebens suchten einige, wie Morisson und Fauchet, den Rechtsboden der Verfassung festzuhalten und die aus dem Naturrecht und der Notwehr gefolgerten Scheingründe zu widerlegen; vergebens suchten die Männer des Berges, wie Robespierre und der feurige St.-Just ein Gerichtsverfahren als ungehörig und überflüssig zu hintertreiben, die Todesstrafe „als eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt, als einen Akt der nationalen Vorsehung" empfehlend; die Mehrheit war für einen Prozeß. Ein solches Schauspiel, meinte Thomas Payne, den die Republikaner in den Konvent gewählt hatten, werde die gekrönten Räuber Europas in Schrecken jagen, und Gregoire weissagte, daß dies dem Erdball eine neue Gestalt geben und der Vulkan überall losbrechen werde.

Parteitendenzen und Volkserregung.

Nach dem Prinzip der Volkssouveränität und der Doktrin vom Staat als einem Vertrag, die seit Rousseau die fundamentale Anschauungsweise aller Liberalen geworden war, unterlag es keinem Zweifel, daß der Konvent als der gesetzmäßige Vertreter der Nation das Recht wie die Pflicht habe, den Vertragsbruch mittels Landesverrats durch ein überwältigendes Strafgericht zu ahnden. In dieser Voraussetzung stimmte weitaus die Mehrheit der Versammlung überein. Während aber der Berg von diesem Standpunkt aus unmittelbar auf ein Blutgericht lossteuerte, wollte die Gironde, teils aus Scheu vor einem solchen Gewaltakt, teils aus Rücksicht auf das Urteil der Welt, teils um sich den Schein einer heuchlerischen Humanität und zugleich die Möglichkeit eines anständigen Friedens mit dem Ausland zu bewahren, durch das Schaugepränge eines Nationalgerichts den König als Schuldigen erscheinen lassen, ihm aber das Leben erhalten. Er sollte unter dem schwebenden Damoklesschwert „als Geißel zwischen Thron und Schafott" das Dasein eines gerichteten Verbrechers fortführen. Zu dem Zweck sollte die Schuld des Verrats durch einen großen Staatsprozeß nachgewiesen, die Vollziehung des Urteils aber vertagt werden, bis die Nation selbst in Urver=

sammlungen ihren endgültigen Willen kundgegeben hätte. Würde der Konvent den König verurteilen, so könnte das Volk immer noch die Freisprechung beschließen. Auf diese Weise würde sein Leben gerettet, während bei einer unmittelbaren Freisprechung durch die girondistische Majorität die Gefahr entstehe, daß die Pariser Volksmasse ihn durch einen neuen Aufstand vor ihren Augen ermorde. Denn die Menge von Sturmpetitionen, welche von den Jakobinern ins Werk gesetzt wurden und auf rasche Entscheidung drangen, gab Zeugnis von der herrschenden Gärung. Zu der Politik gesellten sich soziale Notstände, Teurung, Verkehrsstockung, Zurückhaltung von Lebensmitteln, Geldmangel und Wucher. Alle diese Übel, sagten die Jakobiner, werden aufhören, wenn das Haupt des Königs gefallen ist; sie werden von den Monarchisten, Kapitalisten und Aristokraten künstlich erzeugt, um die Revolution zu unterdrücken. Die revolutionäre Leidenschaft flammte mit frischem Nachdruck auf, heißt es bei Sybel. Alle Stürme erneuerten sich, mit denen die früheren Katastrophen der Revolution eingeleitet worden. Wieder erschienen auf den Straßensteinen die Volksredner der echten Freiheit: die Schreier der Hallen und die Weiber des brüderlichen Klubs kamen in Bewegung; es gab Zusammenrottungen, Drohungen, einzelne Gewaltthaten. Die Aufregung wuchs, als während des Prozesses die Absicht der Girondisten, den König zu retten, mehr und mehr zu Tage trat. Denn sie erkannten immer deutlicher, daß sein Tod „den Weltkrieg nach außen und die Schreckensherrschaft nach innen" bedeute, daß ihr eignes Dasein mit dem Leben Ludwigs aufs innigste verknüpft sei.

Aus der Mitte der Girondisten war der erste Stein nach dem fürstlichen Haupt geworfen worden und so mußten sie auch bei den Gerichtsverhandlungen in erster Linie sich thätig zeigen. Barbaroux verlas das von einer Kommission zusammengestellte Verzeichnis aller Verrätereien, welche „der letzte König der Franzosen" begangen haben sollte. Die Hauptdokumente der Anklage hatte man einem eisernen Wandschrank entnommen, den man in einer Mauer der Tuilerien entdeckt und dessen Inhalt der Minister Roland an sich gebracht und dem Konvent mitgeteilt hatte. Es waren geheime Briefe und Aktenstücke, aus denen hervorging, daß der französische Hof nicht nur mit Österreich und den Emigranten in Verbindung gestanden und mit ihnen Pläne zum Umsturz der französischen Verfassung entworfen, sondern daß er auch durch Jahrgelder, Bestechungen und andre Mittel einzelne Glieder der Nationalversammlung, insbesondere Mirabeau für denselben Zweck zu gewinnen gesucht. Auf Grund dieser Enthüllungen und der Handlungen oder Unterlassungen, deren sich der König seit 1789 im Gegensatz zu der Nationalversammlung oder zum Nachteil des Landes schuldig gemacht, war eine umfangreiche Anklageschrift aufgestellt worden, welche den Beweis liefern sollte, daß Ludwig Verrat und Verschwörung gegen Frankreich und die Nation geübt habe. Am folgenden Tag erschien der König selbst vor der Versammlung, von Santerre als „Louis Capet" angemeldet. Sein vernachlässigter

Prozeß des Königs.

10. Dez. 1792.

11. Dez.

Anzug und sein abgehärmtes Gesicht verrieten die schlechte Behandlung, die ihm im Temple zu teil geworden. Der Vorsitzende Barère, ein Mitglied der Konstituante, der mit dem richtigen „Instinkt für den Sitz der augenblicklichen Macht“ begabt, als formgewandter Redner allen politischen Meinungen diente, die gerade auf der Höhe waren, nahm das Verhör vor. Es war dem König, der eine ruhige, würdevolle Haltung zeigte, nicht schwer alle Anklagen, obwohl sie ihm vorher nicht mitgeteilt worden, als unzutreffend zurückzuweisen: was er vor dem September 1791 gethan, konnte er mit seiner damals noch nicht beschränkten Souveränität über Staat und Heer rechtfertigen, für das Nachfolgende waren die Minister verantwortlich. Die Bitte um Rechtsbeistände wurde ihm trotz des Widerspruchs der Kommune gewährt. Zwei Advokaten, denen sich der edle Malesherbes, der ehemalige Minister, aus freiem Antrieb anschloß, übernahmen
26. Dez. 1792. seine Verteidigung. Die Rede, welche de Sèzes von Bordeaux in Gegenwart des Königs vor der Versammlung hielt, war ein Meisterstück von juristischer Klarheit und ritterlichem Freimut: er entrollte das ganze Lebensbild Ludwigs, um darzuthun, daß ein Mann von solchem Charakter nicht die Verbrechen begangen haben könne, deren man ihn beschuldigte; er widerlegte alle Anklagen Stück für Stück, um die Unmöglichkeit nachzuweisen, daß man den König richten könne. Allein in dem vorliegenden Fall handelte es sich nicht um das Schuldig oder Nichtschuldig des Angeklagten, sondern um die politische Frage, ob ein abgesetzter König in der Republik fortleben könne, ohne diese in ihrer Sicherheit oder Existenz zu gefährden, ob die Hinrichtung aus Gründen der äußern und innern Politik notwendig erscheine oder nicht, ob die Abschaffung des Königtums auch den Königsmord zur Folge haben müsse, der Weg zur Freiheit nur über die Leiche des ehemaligen Monarchen führe. Über diese Alternative war die Versammlung geteilter Meinung, hier war der Angelpunkt, bei dem der Redner hätte einsetzen müssen, um die Schwankenden und Unsichern für die Freisprechung zu begeistern. Das wäre wirksamer gewesen, als der Nachweis, daß der König niemals einen Befehl zum Vergießen von Bürgerblut gegeben habe, eine Beschuldigung, die Ludwig selbst in einer kurzen Ansprache mit Entschiedenheit zurückwies.

Appell an die Nation oder nicht? Die nach dieser Ausführung folgenden Gerichtsdebatten, die bis in das neue Jahr hineindauerten, behandelten hauptsächlich die Frage, ob man die Entscheidung dem Gesamtvolk in Urversammlungen anheimgeben, oder ob der Konvent selbst das richterliche Urteil aussprechen und vollstrecken solle. Die Gironde trat für den Appell an das Volk ein, d. h. an die Provinzen, wo ihre Macht lag; sie wollte das Leben des Königs erhalten, weniger aus Menschlichkeit, als weil sie mit Preußen einen Frieden, mit England ein Bündnis gegen Österreich zu schließen wünschte, und weil sie nur so das Verhängnis von sich selbst hätte abwehren können. Denn Fox und andre den Republikanern wohlgesinnte Engländer hatten ihren girondistischen Freunden die Versicherung gegeben, daß die

Hinrichtung des Monarchen für Pitt das Signal zur Kriegserklärung sein würde. Die Häupter der Partei vereinigten sich daher zu dem Beschluß, der Konvent solle das Urteil fällen, es aber den Urversammlungen der Departements zur Bestätigung vorlegen. Die Jakobiner und Montagnards dagegen, denen es nicht unbekannt war, daß seit den Septembermorden die Volksstimmung in den Provinzen sich zu ihren Ungunsten gewendet hatte, waren gegen jede Verzögerung, gegen jede Berufung an das Volk. In ihren Augen kam ein Appell an die Nation, wie er von der gemäßigten Partei begehrt ward, einer Freisprechung gleich. Es wurden im Schoß des Konvents die heftigsten Redeschlachten geliefert, an denen die Pariser Straßendemokratie auf den Galerien und vor den Thoren sich aufs eifrigste beteiligte. Es handelte sich nicht bloß um die Rettung des Königs, um den Sieg der Menschlichkeit gegen das Blutgeheul des Berges; der Kern der Streitfrage war, ob die Pariser Kommune noch ferner die ganze Nation terrorisieren und unbekümmert um Frieden und Freiheit die Revolution fortsetzen solle, oder ob die Gemäßigten und Konservativen des Landes, die nach Ruhe und Ordnung verlangende Mittelklasse sich bei der Entscheidung über das Schicksal des Königs erkennen, sammeln und ermannen möchten. St.-Just und Robespierre, die zwei Hauptredner des Berges, wehrten sich daher mit aller Macht gegen den Gedanken von Urversammlungen; in ihnen erblickten sie den Keim alles Unheils, den Umsturz der Republik, den Bürgerkrieg, den Sieg der Tyrannei und des Lasters über Tugend und Gerechtigkeit. In seiner denunziatorischen Gleißnerei warf Robespierre den Gegnern vor, sie belegten die Patrioten mit dem Vorwurf einer aufrührerischen Minorität, aber die Tugend sei auf Erden stets in der Minorität gewesen; Sokrates und Cato seien von einer herrschenden Mehrheit dem Tod geweiht worden. Vergebens führte Vergniaud am Schluß des Jahres in einer seiner glänzendsten Reden der Versammlung alles Unheil vor die Seele, das aus dem Königsmord emporströmen würde, ein allgemeiner Weltkampf, Verarmung und Hungersnot im ganzen Land, Zwietracht und Bürgerkrieg in allen Klassen, geißelte mit sittlicher Entrüstung und patriotischem Schmerzgefühl die giftigen Anschläge und Tendenzen der Jakobiner, die jetzt dem König ans Leben wollten, um dann den Konvent selbst aufs Schafott zu schleppen, und stellte den Helden, die Robespierre als Zeugen der Tugend der Minoritäten herangezogen, den Verschwörer und Verbrecher Catilina gegenüber; der Terrorismus der Kommune, die blutschnaubende Presse Marats, die mit der Volksrache drohte, die Polizeiausschüsse der Sektionen, die neue Septembermorde in Aussicht stellten, das Geheul des Straßenpöbels, der sein Opfer haben wollte, alle diese dunklen Gewalten traten wie grinsende Gespenster vor die Phantasie der Gemäßigten, der Furchtsamen, der Unentschiedenen und erstickten die Stimme des Mitleids, der Menschlichkeit, der Sympathie für den königlichen Leidensmann. Eine fieberhafte Aufregung und Gärung erfaßte alle Gemüter: die Schergen der Kommune, Pikenmänner und Proletarier waren in Bewegung; die Sicher-

heitswache des Konvents betrug nicht viel über fünftausend Föderierte, die unlängst aus der Provinz angekommen waren, da der jakobinisch gesinnte Kriegsminister Pache, ein vertrauter Genosse Heberts und Chaumettes alles Militär und die Freiwilligen aus den Departements nach dem Kriegsschauplatz in den östlichen und nördlichen Grenzlanden entsandt und das Geschütz an die Sektionen abgelassen hatte. Gegen 14,000 Menschen entflohen in der letzten Woche des Jahres aus der Hauptstadt, dem Ort der Angst und des Schreckens. Die Gefängnisse füllten sich wieder, wie vor drei Monaten, mit Verhafteten, welche die Sektionskommissare als Verräter und Verdächtige einkerkerten. Und als auch noch in den ersten Tagen des beginnenden Jahres die neuen Föderierten, wie einst in den Augusttagen ihre Vorgänger Barbaroux und die Gironde verrieten, sich an die Jakobiner und die Demagogen des Stadthauses anschlossen, da war der Ausgang des Prozesses, der Sieg der Montagnards nicht mehr zweifelhaft. Wo die Überzeugung fehlte, da that Furcht ihre Wirkung.

Verurteilung des Königs. Als der Konvent am 14. Januar und den beiden folgenden Tagen in die entscheidende Beratung trat, zuerst über die Schuldfrage, dann über die Berufung an das Volk und schließlich über das Strafmaß, da glich der Konvent bereits einer belagerten Festung, vor deren Thoren der Aufruhr, in deren Innern der Schrecken und der Verrat herrschte. Über die erste Frage war fast die ganze Versammlung einig. Von 749 Mitgliedern bejahten 683 die Schuld.
15. Jan. 1793. Nach der Abstimmung erklärte der Vorsitzende Vergniaud im Namen des Konvents, daß „Ludwig Capet" schuldig sei der Verschwörung gegen die Nation und des Attentats gegen die Sicherheit des Staats. In der zweiten Frage erklärten 423 gegen 281, daß das Urteil des Konvents nicht vor das Volk gebracht werden sollte. Die Entscheidung über das Strafmaß wurde auf den folgenden Tag, den 16. Januar verlegt. Da galt es nun, alle Hebel einzusetzen, um den Konvent durch Schrecken zum Königsmord zu treiben. Bei Anbruch des Tages sah man die fürchterlichen Scharen Maillards und Fourniers durch die Straßen ziehen, sah man den Pöbel von Paris die Eingänge und Galerien des Sitzungshauses besetzen, um auf die Abstimmenden einen Druck zu üben. Die von Lanjuinais und einem andern Girondisten gestellte Vorfrage, ob die gesetzliche Bestimmung, daß bei einem peinlichen Gerichtsverfahren nur dann auf Todesstrafe erkannt werden dürfe, wenn zwei Drittel der Geschwornen dafür seien, nicht auch für den gegenwärtigen Fall zu Recht bestehen solle, wurde auf Dantons Antrag verworfen, und festgesetzt, daß wie bei allen Konventsbeschlüssen die einfache Majorität genügend sei. Da jeder Abgeordnete nach Aufrufung seines Namens von der Rednerbühne herab sein motiviertes Urteil abgab, so dauerte die Abstimmung den ganzen Abend und die Nacht hindurch. Wie viele ließen sich durch die Furcht vor den Dolchen und Bajonetten der Würgerbanden fortreißen, mit bebenden Lippen für den Königsmord zu stimmen! Mit sittlicher Entrüstung vernahm die Versammlung das motivierte Votum Orleans-Egalités,

das seinen Verwandten des Todes schuldig erklärte. Manche fügten ihren Abstimmungen Sentenzen bei, wie Barère: „der Baum der Freiheit, sagt ein alter Schriftsteller, wächst, wenn er mit Tyrannenblut benetzt wird". Auch Vergniaud stimmte für den Tod, weil, wie er selbst bekannt hat, er den Ausbruch eines Bürgerkriegs vor Augen sehend es nicht gewagt habe, für das Leben eines Einzelnen das Heil Frankreichs in die Schale zu werfen. So groß war die Aufregung in Paris, daß der Abgeordnete Lepelletier de Saint-Fargeau in einem Speisehaus von einem jungen Mann ermordet ward, weil er für den Tod gestimmt. Erst gegen Abend des folgenden Tages konnte man das Resultat der 17. Jan. 1793.
langen Arbeit der Abstimmung zusammenstellen, die unter Gemütsbewegung und Tumult, unter den wilden Ausbrüchen der leidenschaftlichen Menge, des tobenden und heulenden Straßenpöbels in den Galerien und Hausgängen vollzogen ward. Da ergab sich denn, daß eine Mehrheit von einer Stimme sich unbedingt für die Todesstrafe ausgesprochen; etwa vierzig hatten für den Tod gestimmt aber mit dem Zusatz, daß die Hinrichtung verschoben werde; eine große Zahl war für Gefängnis oder Verbannung. Am folgenden Tag kam auch noch 18. Jan.
die Frage des Aufschubs zur Verhandlung; aber weit über die Hälfte stimmte für die sofortige Vollziehung des Urteils, aus Menschlichkeit, wie Tallien und Robespierre versicherten, um Ludwigs Todesangst nicht zu verlängern.

Damit war das Gerichtsdrama zu Ende. Der König hatte keinen andern Ausgang Ludwigs XVI.
Ausgang erwartet. Als der edle Malesherbes seinem ehemaligen Herrn den Beschluß des Konvents mit thränenden Augen verkündete, sprach dieser ruhig und gefaßt: „der Tod erschreckt mich nicht, ich baue auf die Barmherzigkeit des Himmels". In derselben Gemütsstimmung empfing er auch die Deputation, die ihm das Todesurteil überbrachte, an ihrer Spitze der Justizminister Garat. Er hatte seit seiner Anklage so viele Kränkungen erdulden müssen, Trennung von den Seinen, unwürdige Behandlung von seiten der rohen Wächter, daß er den Tod als eine Erlösung ansah. Ergebung in sein Schicksal, Vertrauen in Gott, und alle die Eigenschaften und Tugenden eines frommen Dulders traten in den letzten Stunden in ihrer ganzen Stärke hervor und gaben seiner Seele die Kraft, alle Bitterkeiten des Todes zu ertragen. Nachdem er die schwerste Stunde, den Abschied von seiner Familie überwunden, schlief er ruhig ein, bis der Morgen anbrach, der ihn nach der Richtstätte auf dem Revolutionsplatz führen sollte. Auch auf diesem letzten Gang hatte er unter der Roheit und Verhärtung der Herzen zu leiden, welche der politische Fanatismus erzeugt hatte. Nach zehn Uhr 21. Jan.
bestieg der unglückliche Fürst das Blutgerüst. In einer Ansprache an das Volk beteuerte er seine Unschuld, vergab seinen Feinden und wünschte, daß sein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen möge. Er wollte noch weiter reden, aber der Trommelwirbel der Nationalgarde unter Santerres Führung übertönte seine Worte. Er ließ es ruhig geschehen, daß man ihm die Hände band, das Haar schor, den Oberkörper entkleidete; und als unter der Hand des Scharfrichters

Samson das Haupt fiel, hörte man aus den Reihen der umstehenden Volksmenge und von „Robespierres Weibern" den Ruf: „Es lebe die Republik!"

„Ludwig war der einzige Mensch in Paris," schließt von Sybel seine Darstellung der tragischen Katastrophe des 21. Januar, „der am Tage der Hinrichtung in seiner Seele den Frieden besaß. Die zahmeren Anhänger der Revolution wandten sich unter dem Druck des Gewissens, die Gironde sah den eignen Sturz vor Augen, die Jakobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. Die Frauen waren an dem Tage traurig, sagt ein jakobinisches Journal, das trug nicht wenig zu dem düstern Anblick der Stadt bei. Wir haben unsere Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Es war der kürzeste Ausdruck für die Wahrheit der Thatsache. Der Grundstein der Republik war an diesem Tag durch Mörderhand in Blut gesenkt, Blut und Mord blieb die Ordnung in allen Teilen des heranwachsenden Gebäudes. Die Sieger hatten seitdem keine Wahl mehr außer dem eignen Tod oder der Vernichtung aller Gegner. Sie waren mit dieser Stellung nicht unzufrieden, weil sie überhaupt nur in dem radikalen Sturz des Bestehenden den Beruf und das Ziel der Revolution erblickten. — Aber eine große und gebildete Nation erträgt es auf die Dauer nicht, von einem Verbrechen zu zehren und von dem Mord regiert zu werden."

4. Krieg und Eroberungen in den Grenzlanden.

Die auswärtige Lage. Es war nur Heuchelei oder Selbsttäuschung, wenn die Jakobiner geltend machten, mit dem Tod des Königs würde der Bürgerkrieg vermieden, der Friede mit dem Ausland hergestellt werden; der blutige Akt gab vielmehr das Signal zu einem europäischen Weltkrieg und führte im Innern zu einem blutigen Terrorismus und zu einer Selbstzerfleischung der Nation, wie die Annalen der Geschichte noch nichts Ähnliches aufzuweisen hatten. Während in Paris die letzten Entscheidungskämpfe gegen den Thron und das alte Frankreich ausgefochten wurden, hatten die französischen Heere bereits die Grenzgebiete im Osten und im Norden überschritten. Geschah dies anfangs nur in der Absicht, die Feinde, welche den Umsturz der alten Verfassung in Frankreich verhindern und ihre eignen Staaten und Rechte gegen revolutionäre Vergewaltigung sicherstellen wollten, zurückzuweisen und den Völkern Hilfe zu leisten „zur Befreiung von dem Joch der Tyrannen", so nahm der Krieg bald einen noch mehr aggressiven Charakter an, indem die Franzosen, fortgerissen von den Erfolgen ihrer Waffen und von den Sympathien der Völker den politischen Plan verfolgten, die Nachbarstaaten in den Strudel der Revolution hineinzureißen, Frankreich zur herrschenden Macht in dem nach demokratisch-republikanischen Grundsätzen neu zu gestaltenden Europa zu erheben und zugleich die innern Notstände durch Kriegsbeute zu erleichtern. Dem Kampf mit dem Schwert trat daher eine politisch-revolutionäre Propa-
19. Nov. 1792. ganda fördernd zur Seite. Schon am 19. Nov. ließ der Konvent das berühmte Dekret ausgehen, das allen Völkern, welche ihre Freiheit zu erringen trachteten,

den Beistand Frankreichs verhieß. Die Schwäche und die Mißstände in den benachbarten Staaten und die gleichzeitige eigensüchtige Politik der drei Ostmächte gegenüber Polen kamen den Zwecken der französischen Demagogie zu statten. Allenthalben kleine zwieträchtige und aufeinander eifersüchtige Staaten, verlotterte Zustände im Militär und in der Verwaltung, eine herrschende übermütige Aristokratie im Besitz aller Ehrenstellen und Ämter, die bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung gedrückt und gehemmt, nach freier Luft und Bewegung sich sehnend: was konnte Günstigeres gedacht werden für ein vorwärtstreibendes streitlustiges Volk von militärischer Begabung? Und wenn selbst die beiden Großmächte mit ihren waffengeübten Armeen aus der Champagne keine Lorbeeren heimgetragen hatten, wie sollten die angrenzenden Kleinstaaten einen erfolgreichen Widerstand leisten! — Die Triumphe, welche die republikanischen Heere in den Alpen- und Rheingegenden mit so überraschender Leichtigkeit errangen, waren geeignet, den Konvent mit den kühnsten Hoffnungen zu erfüllen.

1. Savoyen u. Piemont. Lage und Zustände.

Wir haben in früheren Blättern die politische Lage der europäischen Länder bis zum Ausbruch der französischen Revolution kennen gelernt. In dem Königreich Piemont-Sardinien regierte seit 1773 Viktor Amadeus III. (XII, 832), ein naher Verwandter des Bourbonschen Hauses in Frankreich und Spanien. Seine Töchter waren an die Brüder Ludwigs XVI. vermählt; seine eigne Gemahlin war eine spanische Prinzessin, für seinen Erstgebornen hatte er gleichfalls eine Tochter Frankreichs zur Gemahlin auserkoren. Der Turiner Hof war ein Abbild des Versailler; die höhere Gesellschaft trug französisches Gepräge, der König selbst, so sehr er auch Friedrich II. von Preußen bewunderte und äußerlich nachahmte, lebte ganz in den Anschauungen und Gewohnheiten des absoluten Königtums und der Feudalherrschaft. Das Land genoß eines dauernden Friedens, und dennoch wurde nicht nur der Schatz, den Karl Emanuels umsichtige Staatswirtschaft gesammelt, zwecklos vergeudet, sondern noch eine Schuldenlast von mehr als 100 Millionen Franken dem Land aufgebürdet. Der König unterhielt eine große Armee, mehr zur Parade und um die adligen Herren mit Offizierstellen zu versorgen, als zum Felddienst, wozu keine Gelegenheit war. Festlichkeiten und Jagdvergnügungen waren in den piemontesischen Hof- und Adelskreisen ebenso die wichtigsten Anliegen wie in den französischen; ein langjähriger Friedensstand gewährte Muße zu Genüssen. Aber in den Tagen der Ruhe und des Freudenlebens erschlaffte die Thatkraft, entartete die politische Gesinnung, die patriotische Tugend. „Der zahlreiche militärische Adel," heißt es bei Reuchlin, „welcher hier ohne Vergleich mehr als irgendwo in Italien etwas Junkerhaftes hatte, wurde dummdreist, hochfahrend, zum Teil üppig, und drängte geldhungrig die Bürgerlichen aus den höheren Staats- und aus allen Militärämtern." Es läßt sich denken, welchen unangenehmen Widerhall nun die Vorgänge in Versailles und Paris in dem Land am Fuß der Alpen erzeugen mußten! Turin wurde bald wie Koblenz ein Heerlager der Emigration. Wie in Deutschland so waren auch in Italien die fürstlichen Auswanderer und ihre aristokratischen Begleiter bemüht, eine gegenrevolutionäre Liga ins Leben zu rufen, welche unter dem Banner Piemonts die gefährlichen Feinde aller Fürstenmacht und aller Standesbevorzugung bekämpfen sollte. Aber da wie dort stießen sie auf Abneigung und Widerwillen. Solange das Feuer nicht das eigne Haus bedrohte, trug niemand Lust zum Löschen. Selbst in Wien gab man sich wenig Mühe, den piemontesischen Herrscher in den Kriegsbund aufzunehmen. Man hatte es noch nicht vergessen, daß Karl Emanuel

einst wie der preußische Monarch die Bedrängnis Österreichs zu seinem Vorteil ausgebeutet, und hatte seitdem mit Mißtrauen auf den westlichen Nachbar geblickt. Und als man nach längerem Zögern denselben in die Allianz aufnahm, hielt man es nicht für nötig, den Kriegsplan auch über Savoyen und Piemont auszudehnen. Man überließ es dem König Viktor Amadeus, auf eigne Hand vorzugehen. Wenn das Wiener Kabinet in der Folge sich mehr um das Königreich bekümmerte, einen österreichischen Oberbefehlshaber über die gesamten mailändisch-piemontesischen Streitkräfte ernannte, so geschah es mit der geheimen Berechnung, die mailändischen Territorien, die einst Maria Theresia mit schwerem Herzen abgetreten, zurückzugewinnen oder das ganze subalpinische Land als Kompensationsstücke für anderweitige Abtretungen in die Hände zu bekommen.

Savoyen u. Nizza von Frankreich annektiert. Unter solchen Umständen war es eine große Übereilung, daß Viktor Amadeus aus Haß gegen die demokratische Nationalversammlung den französischen Gesandten Semonville, der den Turiner Hof für ein Sonderbündnis gewinnen wollte, zurückwies und (15. Juli 1792.) dadurch der girondistischen Regierung Veranlassung zu einer Kriegserklärung gab. Denn damals hatte man in Paris noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, Österreich zu isolieren, Sardinien wie Preußen vom Kriegsbund fern zu halten. Der bejahrte König sollte bald die schlimmen Folgen seiner Handlung empfinden. Als General Montesquiou-Fezensac den Var überschritt, gaben die Einwohner von Savoyen und Nizza die feurigsten Sympathien für die französischen Soldaten kund und leisteten ihnen allenthalben Vorschub. Schon im September sahen sich die piemontesischen Regimenter, welche das Land bewachen sollten, so in die Enge getrieben und überrascht, daß sie in (25. Sept. 1792.) Eilmärschen über die Grenze zogen, worauf Montesquiou Chambéry besetzte und General Anselme ohne Schwertstreich die Grafschaft Nizza unterwarf. Zu gleicher Zeit durchfuhr eine französische Flotte unter Admiral Truguet die ligurischen Gewässer und strafte, als ein Schiff, das unter dem Schutz der Parlamentärflagge zu landen versuchte, mit Gewalt zurückgeschlagen wurde, die Küstenstadt Oneglia mit Brand und Plünderung. Für die Savoyarden und Nizzaner war die Erscheinung der Franzosen das Zeichen zum Abfall. Die allobrogische Bevölkerung hat nie große Anhänglichkeit für die Dynastie gezeigt, die aus ihren Bergen hervorgegangen. Durch Sprache und materielle Interessen von jeher an das große westliche Nachbarreich geknüpft, ergriffen die Savoyarden jetzt mit Begierde die Gelegenheit, sich an das Land der Freiheit und Gleichheit anzuschließen. Nachdem sie durch einige vandalische Revolutionsszenen ihre Begeisterung für die neue Ära kund gegeben und die Feudalherrschaft abgeschworen, richteten sie nach einem kurzen Versuch, sich selbständig mit Klubs und gewählten Beamten zu regieren, an den Konvent das Verlangen mit Frankreich vereinigt zu werden. (27. Nov. 7. Dez. 1792.) Dieser willfahrte dem Gesuch. Als Departements des Montblanc und der Seealpen sollten die neuen Gebiete fortan der französischen Republik angehören.

Genf bedrängt. Von Nizza und Chambéry aus streckten die Demokraten bereits ihre Hände nach den reichen aristokratisch regierten Republiken Genua und Genf. Der Minister Clavière hatte es den Oligarchen seiner Vaterstadt Genf nicht vergessen, daß sie vor Jahren ihn und viele seiner Gesinnungsgenossen, welche eine Reform der Verfassung anstrebten, zur Flucht gezwungen. Man suchte jetzt Gelegenheit zur Einmischung in das kleine Gemeinwesen. Der Rat hatte eine Berner Schutzmannschaft in der Stadt aufgenommen; dies sollte eine Verletzung des alten Garantievertrags sein, wonach ohne Frankreichs Einwilligung keinerlei politische Neuerungen vorgenommen werden dürften. Montesquiou erhielt Befehl, in das Stadtgebiet von Genf einzurücken. Anstatt jedoch dem Befehl nachzukommen, ließ sich der General in Unterhandlungen ein und schloß einen Vertrag, der den Demokraten in Paris mißfiel. Montesquiou, wegen seiner altadligen

Herkunft schon längst verdächtig, wurde daher in Anklagestand versetzt. Er zog es aber vor, um nicht seinen Feinden in die Hände zu fallen, eine Zufluchtsstätte in der Schweiz zu suchen.

Die Stürme, die bald nachher an der Rhone und im ganzen südlichen Frankreich sich gegen den Konvent erhoben, brachten einen Stillstand in die Eroberungskriege auf dem Grenzgebiet der Alpen und gewährten dem Genfer Freistaat eine kurze Erholungsfrist. Aber das Schwert blieb über der Lemanstadt schweben, und auch auf italienischer Seite ließ man die Gelegenheit zu einem Umschwung unbenutzt vorübergehen. Dem piemontesischen König, der nebst seinen beiden Söhnen die Führung der Heere übernahm, und seinem österreichischen Ratgeber Devins fehlte der Mut, der Unternehmungsgeist und die strategische Einsicht, um von der schwierigen Lage des Feindes Vorteil zu ziehen. Wir werden bald erfahren, wie lähmend die Zwietracht, der Eigennutz und das Mißtrauen der Verbündeten auf den Krieg gegen Frankreich eingewirkt haben. Auch in dem subalpinischen Land traten die schlimmen Wirkungen dieser Zerrissenheit zu Tage. Als Österreich die oft begehrte Unterstützung weigerte, hatten die sardinischen Waffen keinen Fortgang und die Unternehmungen kamen ins Stocken. Ein Angriff auf die Grafschaft Nizza wurde zurückgewiesen von einem Sohn des Landes, dem jungen feurigen Massena, der in den Reihen der republikanischen Heere die militärische Laufbahn suchte und fand, von der ihn unter dem alten Regiment seine niedrige Herkunft für immer ausgeschlossen hätte. Massena und der junge Corse Napoleon Bonaparte besetzten im Dienst des alten gichtbrüchigen Feldherrn Dugommier die Höhenrücken am Col di Tenda, die Verbindungskette der Seealpen und Apeninnen, indes die revolutionäre Propaganda in Turin und in ganz Italien für die Republik wirkte. Die Gebirgspässe, durch Festungswerke geschützt, bildeten die Grenzlinie, bis der geniale Feldherr aus Corsica, der sich bei dieser Gelegenheit den Rang eines Brigadegenerals erworben, an die Spitze der Alpenarmee trat und den Siegeslauf mit glänzendem Erfolg von neuem begann. Im Februar 1793 wurde das Fürstentum Monaco der Republik einverleibt. Denn Frankreich wollte seine natürlichen Grenzen haben. Dagegen boten die Parteikämpfe zwischen Jakobinern und Girondisten, welche sich auch nach Corsica hinüberzogen und dort ähnliche Spaltungen hervorriefen, wie in Lyon und Toulon, der englischen Regierung Gelegenheit, mit Hilfe des alten Nationalhelden Paoli (XII, 834), der die Bauern, Hirten und Jäger des Gebirges wider die republikanisch gesinnte Küstenbevölkerung unter die Waffen rief, sich der Insel zu bemächtigen. Die französischen Küstenstädte wurden durch die Insurgenten und die britische Schiffsmannschaft zur Kapitulation gezwungen, darauf ganz Corsica von den Engländern besetzt nnd Georg III. als König ausgerufen. Die ererbten Zwistigkeiten feindseliger Geschlechter, durch die Sitte der Blutrache angefeuert, vermehrten die politische Parteiung und gaben den Faktionen unternehmende und leidenschaftliche Führer.

Fortgang des Kriegs im Jahre 1793. — *Monaco.* — *Corsica.* — *Febr. 1793.*

Ebenso raschen Fortgang hatte die kriegerische Propaganda in den kleinen Reichslanden am Rhein. Wir haben früher die kläglichen Zustände in den geistlichen Herrschaften an der großen „Pfaffenstraße“ zur Genüge kennen gelernt: ein verlottertes Staatsleben, zerrüttete Finanzen, verwahrlostes Heerwesen, ein zahlreicher Klerus, ein zum Teil landesfremder Adel ohne Heimatsgefühl und Vaterlandsliebe, ein schlaffer Beamtenstand, der seinen Dienst nur als Quelle persönlicher Versorgung betrachtete, dabei ewiger Hader zwischen Bischöfen und Kapiteln, zwischen Regierung und Landständen, in dem untern Volk keine Spur von einem nationalen Bewußtsein, in den Kreisen der gebildeten Bürgerschaften mehr oder minder lebhafte Sympathien für die neuen Ideen, dies waren die Erscheinungen, die allenthalben grell zu Tage traten. Die Fürsten, geistliche wie weltliche, nur auf Frieden und Genuß bedacht, hatten sich von der drohen-

2. Die Rheinlande. Lage und Zustände.

den Gefahr zu keinem Aufschwung ermannen lassen. Länder und Städte waren ungenügend gedeckt, die Festungen im elendesten Zustand. Man hatte die Emigranten mit offenen Armen aufgenommen und mit ihnen gewetteifert in Schmähungen und prahlerischen Drohreden gegen die Revolution; und als nun die Gefahr näher rückte, schlug die Ruhmredigkeit in die feigste Ratlosigkeit um.

General Custine in Speier. 28. Sept. 1792. Mit der größten Bestürzung vernahm man in den fürstlichen Kreisen die Kunde, daß General Custine von Landau aus mit 18,000 Mann Speier überfallen, die kaiserliche Besatzung zersprengt, der Magazine sich bemächtigt und Kapitel und Magistrat mit einer Kontribution belegt habe. Custine, wie Montesquiou ein Marquis von altem Geschlecht, hatte sich mit flammendem Eifer der Revolution angeschlossen, die, wie er glaubte, die Größe Frankreichs begründen und die alte Welt mit dem Geist der Freiheit, der Humanität, der Aufklärung erfüllen werde. Mit den Girondisten befreundet, gedachte er seine Erfahrungen als Diplomat und Militär im Interesse seines verjüngten Vaterlandes zu verwerten. Die Bewohner der deutschen Grenzländer, schwer gedrückt von unbilligen Steuern, von Jagdunwesen und Feudallasten, einer unparteiischen Rechtspflege wie jedes nachdrücklichen Schutzes entbehrend, empfingen die Fremdlinge, welche die Herrschaft der Menschenrechte mit Gleichheit und Freiheit für alle verkündigten, mit lauter oder stiller Freude. Was Goethe in Hermann und Dorothea den Richter sagen läßt, war die allgemeine Stimmung *).

Bestürzung und Flucht der Fürsten und Feudalherren. Die Erscheinung der Franzosen in Speier und Worms erzeugte einen panischen Schrecken in allen Rheinstaaten: wie viele Schmach und Jämmerlichkeit die deutsche Reichsgeschichte aufzuweisen hatte, wie oft jeder vaterländische Sinn durch die nackte Selbstsucht erstickt worden war, so elend und erbärmlich hatte sich doch niemand die Zustände gedacht, wie sie sich jetzt in der Wirklichkeit zeigten. Custine selbst war über seine leichten Triumphe erstaunt. Ein Streifkorps unter einem mittelmäßigen General genügte, um in wenigen Wochen das ganze linke Rheinufer in Angst und Schrecken zu jagen. Der Erzbischof von Trier, seine Beamten, eine Menge adliger und reicher Familien flohen von Koblenz aus stromabwärts; der Kurfürst von Mainz, der Freund der Aufklärung und der französischen Bildung (S. 411), setzte über den Rhein nach Aschaffenburg und Würzburg, und gab damit dem Stiftsadel und den Vornehmen das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Nie war der Rheinstrom so belebt gewesen wie in diesen Herbsttagen: unzählige Fahrzeuge von jeder Art, schwer beladen mit Menschen und Waren, sah man stromabwärts segeln! Manche Fürsten wollten neutral bleiben und hofften, der Feind würde das Kriegsrecht achten. Pfalz-Bayern ließ auf seinen Grenzen große Tafeln errichten, mit der französischen Inschrift: Pfälzisch neutrales Gebiet; der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der früher so laut gegen die räuberischen Franzosen geeifert hatte, die ihm seine elsässischen Einkünfte entrissen, zog seine Truppen, welche die Reichsfestung Mainz hätten verteidigen helfen sollen, auf das rechte Stromufer bis nach Gießen zurück.

---

*) Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben, es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

So wurde Mainz, das Bollwerk des Reichs, ohnedies aufs notdürftigste mit Übergabe von Mainz.
Besatzungstruppen und Geschütz versehen, in seinen Mauern und Festungswerken gänzlich verwahrlost, vollends jeder Möglichkeit eines mannhaften Widerstandes beraubt. Ohne genügende militärische Besatzung, verlassen von dem Kurfürsten und dem Adel, einer unsichern ratlosen Obrigkeit unterstellt, mit einer Bevölkerung, bei welcher die neuen Ideen Eingang gefunden hatten, wäre Mainz, wie Speier und Worms durch einen raschen Handstreich gefallen, hätte nicht Custine Bedenken getragen, mit seiner kleinen Armee das Wagstück zu unternehmen. Er verweilte mehrere Wochen, um die revolutionäre Propaganda wirken zu lassen. Dadurch erhielt der Festungskommandant Gymnich Zeit, wenigstens einige Vorkehrungen zur Verteidigung zu treffen. Er wurde dabei unterstützt von dem Oberstleutnant Eickemeyer, einem kenntnisreichen strebsamen Mann bürgerlicher Herkunft, der den neuen Anschauungen mehr zugethan war als dem alten System der Standesprivilegien. So konnte doch, als endlich Custine über Oppenheim in die Nähe von Mainz vorrückte, die Schmach einer Überrumpelung 18. Okt. 1792.
abgewendet werden. Aber schon am nächsten Tag wurde es den Franzosen klar, daß die Verteidigung nicht gar ernstlich gemeint sei, daß der Widerstand nur zum Schein geleistet werde, um eine günstige Kapitulation zu erlangen. Und so kam es. Als in einem Kriegsrat der Oberbefehlshaber nachwies, daß weder Mannschaft noch Kriegs- 20. Okt.
bedarf genügend vorhanden, um dem Feind vor den Thoren Trotz zu bieten, wurde die Übergabe beschlossen. Eickemeyer überbrachte dem französischen General ein versiegeltes Schreiben des Inhalts: gegen freien Abzug des Heeres, der Beamten und der Geistlichkeit, sowie gegen das Versprechen das Eigentum zu schützen, sollten die Feindseligkeiten eingestellt und die Festung übergeben werden. Custine nahm die Bedingungen an: da aber die österreichische Besatzung von 800 Mann nicht ausdrücklich erwähnt war, so zog diese, während man noch im französischen Lager mit der Ausfertigung der Vertragsurkunde beschäftigt war, über den Rhein, um durch den Westerwald nach Köln zu gelangen. Darauf hielten die Franzosen ihren Einzug in Mainz. Man hat in der 21. Okt.
Folge den kläglichen Fall der Hauptfestung des Deutschen Reichs der Verräterei Eickemeyers zugeschrieben. Aber es bedurfte keines Verrats, wo soviel Feigheit und Unverstand zusammenwirkte. Die panische Furcht, von der alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrschaften ergriffen wurden, gab Zeugnis von der gänzlichen Ratlosigkeit und Bestürzung aller Reichsstände, Autoritäten und Privilegierten. Es ist oft genug und mit drastischer Anschaulichkeit geschildert worden, in welcher Aufregung und Bewegung sich damals die ganze Fürsten- und Adelswelt bis tief in Deutschland hinein befunden hat; wie alles sich zur Flucht bereitete, Kisten und Kasten gepackt wurden, eine unbeschreibliche Verwirrung und Bestürzung sich kund gab! Schon traf eine Deputation von Koblenz ein, um wegen der Übergabe von Ehrenbreitstein in Verhandlung zu treten; nur dem raschen Einzug hessischer und preußischer Mannschaften war die Erhaltung zu danken.

Um so erfolgreicher war ein Streifzug gegen Frankfurt, den Custine durch General Neuwinger unternehmen ließ. Streifzug gegen Frankfurt. Die Stadt wurde gezwungen eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden zu entrichten, „weil sie den Emigranten Vorschub geleistet“. 22. Okt. 1792.
Der französische General wollte die Summe nur der reichen und regierenden Bürgerklasse auflegen, getreu der Parole „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“; aber die Zünfte und Handwerker setzten der „jakobinischen Heuchelei“ die Erklärung entgegen, sie hätten sich über ihre vornehmen Herren bisher nicht zu beklagen gehabt. Mit ähnlichen Raubzügen suchte Houchard die Klöster in der Wetterau und an der Lahn heim.

Diese Vorgänge kühlten die deutsche Freiheitsbegeisterung auf dem rechten Rheinufer merklich ab. Die Franzosen vom rechten Rheinufer zurückgedrängt. Als Custine, im Begriff einen Streifzug nach der Saline Nauheim

zu unternehmen, einen Aufruf an die Hessen erließ zum Abfall von dem Landgrafen, „der nicht zu wissen scheine, daß der Tag des Gerichts gegen alle Tyrannen gekommen sei", konnte er bald wahrnehmen, daß die Sirenenstimme Frankreichs nicht in allen deutschen Herzen Anklang fand. Wie wenig immer das hessische Volk Ursache hatte, für seinen Landesvater Wilhelm IX. das Leben einzusetzen, so zeigte doch der tapfere Widerstand einiger hessischen Bataillone, daß der Kriegsmut und Patriotismus noch nicht ganz erloschen war. Der Kampf, den die hessische Vorhut des preußischen Heeres
2. Dez. 1792. vor dem Friedberger Thor von Frankfurt gegen Custines Truppen bestand, war die einzige kräftige Waffenthat in dieser Zeit der deutschen Schmach. Custine mußte Frankfurt und das rechte Rheinufer bis auf Kastel und die Mainzer Außenwerke räumen. Wäre der Landgraf gleichen Sinnes gewesen, so hätte leicht ein Volkskrieg entstehen können. Aber damals wie drei Jahre später waren die deutschen Fürsten vor allem bedacht, jede Unruhe fern zu halten. Aus Furcht vor innern Bewegungen arbeiteten sie der revolutionären Propaganda in die Hände, die jetzt in Mainz sich zu voller Blüte entfaltete.

Mainz unter französische Herrschaft gebracht. Die Klubisten. Wir wissen, daß der Kurfürst seine Hauptstadt zu einem Mittelpunkt freier Geistesthätigkeit im Sinn der französischen Aufklärungsphilosophie erhoben, und eine Anzahl von Gelehrten und Litteraten berufen hatte, welche in dem leichtlebigen „goldenen Mainz" gleichsam eine fremde Kolonie bildeten, und „von staatsverderblichem Weltbürgersinn angesteckt" sich über Vaterland und Nationalität wegsetzten. An diese Gelehrten und Schriftsteller, unter denen Georg Forster der Weltumsegler, den wir schon oben als einen Mann von hochfliegendem Geist kennen gelernt haben, beseelt für die Idee der Freiheit und edler Menschenbildung, in erster Linie stand (S. 691), hatten sich manche Unzufriedene und Zurückgesetzte aus dem Mainzer Gebiet selbst angeschlossen, Männer, wie der erwähnte Eickemeyer, der ehrgeizige Arzt Wedekind, der Professor Hoffmann, Geistliche mit Illuminatenansichten wie Blau und Dorsch, verströmte Litteraten wie der Gymnasiallehrer Böhmer in Worms u. a. In diesem Kreis verfolgte man die Vorgänge in Paris mit dem größten Interesse, und wenn es auch als eine unbegründete Beschuldigung des Parteigeistes zurückgewiesen werden muß, daß die Mainzer Liberalen durch konspiratorische Umtriebe den Fall der Festung herbeigeführt haben, so ist doch sicher, daß sie während der französischen Okkupation für die Verbreitung der Revolutionsideen thätig waren, daß durch sie ein Jakobinerklub ins Dasein gerufen ward, daß sie den Gedanken eines Anschlusses an die Republik Frankreich faßten und nährten. In Mainz selbst, wo im kurfürstlichen Schloß die sehr gemischte Gesellschaft von „Freunden der Freiheit und Gleichheit" sich aufthat, wie in andern Städten des linken Rheinufers, fand unter der Einwirkung der „Klubisten" das französische Wesen und die republikanische Gesinnung viele Anhänger, sowenig auch die neuen Gebieter die Grundsätze von Freiheit und Volkssouveränität achteten, das Land vielmehr als eroberte Provinz behandelten. Forster und seine Gesinnungsgenossen waren scharfsichtig genug, die Macht und Bedeutung der politischen Ideen der Revolution zu erkennen, auch wo sie „unter dem Schmutz wüster Leidenschaften und demagogischer Künste versteckt lagen". Im allgemeinen fanden sich die Anhänger der Republik mehr in den Reihen der Gebildeten als des Volks. Es wurde, wie in Savoyen, anfangs der Versuch gemacht, die bestehenden Verhältnisse zeitgemäß umzugestalten und nach dem Grundsatz der Volkssouveränität und der Selbstverwaltung ein unabhängiges Staatswesen einzurichten. Das war aber nicht nach dem Sinn der neuen Machthaber; die revolutionäre Propaganda wirkte so eifrig für die Vereinigung mit den französischen Nachbarn „zu einer Familie", daß sie ihren Zweck erreichte. Im März wurde
März 1793. in einer Versammlung, worin Hoffmann und Forster den Vorsitz führten, der Beschluß gefaßt, „den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen zu einem Freistaat umzuge-

stalten, allen Zusammenhang mit dem Deutschen Reich zu lösen und die landesherrlichen Rechte der geistlichen Fürsten von Mainz, Worms und Speier, der Fürsten von Nassau, von Baden, von Salm, von Leiningen, sowie der Grafen, Ritter und Reichsstädte, die jenes Gebiet umschloß, für ewig erloschen zu erklären". Diese „Rheinische Republik" konnte natürlich nicht für sich bestehen, daher am 21. März der Beschluß erfolgte: „daß das rheinisch-deutsche freie Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle, und eine Deputation abgesandt werden solle, um diesen Wunsch dem fränkischen Nationalkonvent vorzutragen". An der Spitze dieser Deputation standen Georg Forster und Adam Lux. Sie sahen beide die Heimat nicht wieder. Der letztere blutete noch in demselben Jahr auf der Guillotine, als er seine hohe Bewunderung für Charlotte Corday öffentlich kund gab, und Georg Forster starb, wie wir aus frühern Blättern wissen, im Januar des folgenden Jahres (1794) am gebrochenen Herzen in Paris, getäuscht in seinen schönsten Hoffnungen und voll Unwillen über die Greuel, die er vor seinen Augen sich entwickeln sah.

5. Die Vorgänge in den Niederlanden und Englands Eintritt in die Koalition.

Wenn schon in den Westalpen und am Rhein die Sympathien der Völker für den Staat der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" den französischen Waffen Vorschub leisteten, was ließ sich erst in den Niederlanden erwarten, wo kurz zuvor die revolutionären Erhebungen mit österreichischen Bajonetten niedergekämpft worden waren, und in Lüttich und Brabant die Einwohner von Begierde brannten, das monarchische Joch, das Übermacht und Gewalt ihnen aufgelegt, wieder abzuwerfen! Wir wissen, wie viele niederländische Flüchtlinge in Frankreich sich nach dem Zeitpunkt sehnten, da sie im Gefolge französischer Heere in ihre Heimat zurückkehren könnten (S. 390, 404). Schon Lafayette hatte den Plan gehegt, die Revolution nach Belgien zu tragen. Was dem Führer der Feuillans versagt war, sollte Dumouriez, der Anhänger der Gironde, zur Ausführung bringen. Mit welchem Selbstgefühl trug der ehrgeizige Mann den Ministern in Paris seinen weit angelegten Kriegsplan vor, durch den er Österreich zu isolieren, Belgien für die Revolution zu gewinnen und Preußen zu einem Separatfrieden zu bewegen hoffte! Die Minister des Innern und des Auswärtigen, Roland und Lebrun, begünstigten sein Vorhaben aus politischen Gründen und aus Haß wider Österreich; der Finanzminister Clavière hoffte in dem reichen Handelsstaat seine erschöpfte Staatskasse zu füllen, und der Kriegsminister Pache suchte überall der revolutionären Propaganda dienlich zu sein. Zwar kam man der stolzen Forderung des Siegers von Valmy, den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht am Rhein, an der Mosel und Maas in seine Hand zu legen, nicht nach; er zog nur als „General des Ardennenheeres" aus, um die vereinigten Armeen Clerfaits und des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen anzugreifen; aber sein Sieg bei Jemappes, in der Nähe von Lüttich, führte solche Erfolge herbei, daß darüber alle andern Trophäen in Schatten traten. Zwei Tage nach der Schlacht und nach dem Abzug der Österreicher schloß die

Dumouriez in Belgien.

6. Nov. 1792.

demokratisch gesinnte Bürgerschaft von Mons eine Kapitulation mit dem fran-
14. Nov. zösischen Heerführer und öffnete die Thore; acht Tage später zog er in Brüssel ein, während seine Unterfeldherren, Valence und Labourdonnaye, Namur und Antwerpen besetzten. Überall empfing man die Franzosen als Befreier, als Apostel des neuen Evangeliums der „Freiheit und Gleichheit"; das demokratische
27. Nov. Lüttich feierte Freudenfeste bei ihrer Ankunft. In weniger als sechs Wochen waren die österreichischen Niederlande bis an die Maas in den Händen des französischen Generals. Erst an diesem Fluß sah er sich durch die vereinigten Streitkräfte des Feindes aufgehalten. Schon rückte Dumouriez an die Grenze von Holland vor und stellte den Generalstaaten die Wahl zwischen Bündnis und Krieg. Wenn Custine und die andern Feldherren gleichzeitig in das Gebiet zwischen Maas und Rhein vorrückten, Trier und Luxemburg besetzten, welche Zukunft stand dann der französischen Republik offen!

Holland. Der holländische Freistaat war einige Jahre zuvor in seinem Kampf gegen das Haus Oranien von dem königlichen Frankreich preisgegeben und dem preußisch-englischen Einfluß überlassen worden: jetzt konnte das verjüngte Frankreich den Fehler des alten Regimes wieder gutmachen, den alten Bund auf neuer Basis wieder aufrichten. Ein starker Widerstand war nicht zu befürchten, von einem Föderativstaat, dessen Wehrkraft außer einigen fremden Söldnerregimentern hauptsächlich in der Miliz der einzelnen Bundesstaaten und Stadtkommunen bestand, dessen Politik von der ehemaligen Höhe einer Großmacht längst in die niedere Region innerer Verfassungs- und Parteikämpfe herabgestiegen war, dessen Staatsleben, wie uns hinlänglich bekannt, durch partikularistische Sonderinteressen geschwächt, gebrochen und alles Gemeinsinnes entkleidet worden. Um so lockender waren die Reichtümer der Seerepublik, die öffentlichen Kassen in den Kaufmannstädten und Handelsgenossenschaften.

Dumouriez u. das Pariser Demokratenregiment. Dumouriez' staatsmännischer Blick erkannte die ganze Wichtigkeit dieser kriegspolitischen Lage und die hohe Aufgabe, welche dadurch der nationalen Regierung Frankreichs gestellt war: er begab sich nach Paris, um durch persönliche Einwirkung die Minister und die einflußreichen Glieder des Konvents für seine Pläne zu gewinnen. Vor allem sollte die Heerleitung durch Gewährung hinreichender Geldmittel in die Lage gesetzt werden, die Armee in solchen Zustand zu bringen, daß sie sich in den fremden Ländern Achtung und Vertrauen erwecken könne, und nicht genötigt sei von Requisitionen und Erpressungen zu leben, wodurch die Sympathien der Völker sich bald in Haß und Widerwillen verwandeln würden. Raub und Anarchie dürften nicht aufkommen in einem Land, das im Begriff stehe, seine Institutionen nach dem Muster der französischen Republik umzubilden, ein eignes Volksheer zu schaffen und durch allgemeine Wahlen eine konstituierende Versammlung einzuberufen. Aber bei den plebejischen Staatsmännern und Phrasenhelden, die damals am Ruder waren, fand der General der alten Schule, der noch die aristokratischen Geschäfts- und Lebens-

formen beobachten, nicht in die neue „Politik von Kühnheit und Ungestüm" eintreten wollte, taube Ohren. Pache und die Bande von Sansculotten in seiner Umgebung schauten mit Mißtrauen auf den ehrgeizigen Mann, der den „Cäsar" spielen wolle, an dessen Seite der Sohn des Herzogs von Orleans, General Philipp Egalité weilte, der sich von den Jakobinervereinen fern hielt, der die Gewaltwege der revolutionären Propaganda, die Aufstachelung der Proletarier gegen die Reichen und Vornehmen mißbilligte. Die Lieferungen für das Heer wurden betrügerischen Agenten aus der Kommune übertragen, die Kriegskasse mit Assignaten gefüllt, die auf die Hälfte ihres Werts herabgesunken waren und von den Niederländern mit Widerwillen angenommen wurden. Die Folge war, daß bei der Armee Mangel und Unordnung um sich griff, daß die Soldaten, elend gekleidet und genährt, massenhaft ausrissen oder sich mit Gewalt durch Raub und Plünderung das Notwendige verschafften. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen die Freiwilligen und jakobinischen Nationalgarden über das Land her. Den Machthabern in Paris war daran wenig gelegen: sie betrachteten die Anarchie und den Umsturz der bestehenden Staatsordnungen nur als Einleitung zur Inkorporation in die beabsichtigte Weltrepublik unter Frankreichs Hegemonie. Die Soldatenexzesse trafen in erster Linie die Vornehmen und Reichen, der demokratische Konvent aber sah seine Hauptstützen in den untern Volksklassen. Diese radikale Politik trat so nackt und gebieterisch an den französischen Befehlshaber heran, daß er sich entweder beugen oder abgehen mußte. Eine Zeitlang war er den Pariser Demokraten zu Willen: er besetzte Aachen, um gemeinschaftlich mit der Rheinarmee die Weltpropaganda zu unterstützen, und ließ einen Teil seines Heeres an die Grenze von Holland vorrücken, um auch in Amsterdam und Haag die Parteigenossen Frankreichs zu revolutionären Unternehmungen aufzumuntern. Schon hatte die republikanische Regierung die Scheldeschiffahrt für frei erklärt und eine französische Flottille in den Hafen von Antwerpen einlaufen lassen. Wir wissen, wie hartnäckig die Generalstaaten die Öffnung dieses Stromes nach dem Meer dem Kaiser Joseph bestritten haben. Jetzt zerhieb der Konvent diesen gordischen Knoten der Diplomatie mit dem Schwert, und gab damit zu erkennen, daß er der Republik Holland dasselbe Schicksal zu bereiten gedenke, wie den österreichischen Niederlanden. 16. Nov. 1792.

Diese gewaltthätige, aggressive Politik der französischen Machthaber, die in den okkupierten Ländern sofort alle monarchischen, feudalen und hierarchischen Ordnungen umstürzten, republikanische Verfassungen nach dem Prinzip der Volkssouveränität und Selbstregierung einführten, begleitet von Jakobinerklubs, Freiheitsbäumen und Sansculottenfrechheit, die nicht nur die Einwohner ermunterten, die Einverleibung in den Musterstaat der „Freiheit und Gleichheit" zu begehren, sondern auch den Unterthanen aller monarchischen Regierungen die Hilfe Frankreichs zur Abschüttelung priesterlicher und feudaler Gewaltherrschaft anboten, diese revolutionäre Politik mußte alle europäischen Mächte mit Unruhe

Die republik. Propaganda u. die deutschen Kriegsmächte.

und Besorgnis erfüllen und zu dem Entschluß führen, der jakobinischen Propaganda mit größerm Ernst entgegenzutreten. Preußen und Österreich entsagten auf einige Zeit ihrer Politik des Mißtrauens und der Eifersucht, die bisher dem Fortgang ihrer Waffen so hinderlich gewesen, und trafen Anstalten zur Wiedereroberung der verlornen Reichslande. In den aristokratischen Kreisen Österreichs suchte man durch freiwillige Beiträge und durch Opfergaben von Schmuck und Kostbarkeiten der Kriegskasse aufzuhelfen. Die Verjagung Custines aus Frankfurt und vom ganzen rechten Rheinufer durch die über den Taunus herbeiziehende preußische Armee mit der tapfern hessischen Vorhut, war das erste Anzeichen einer Ermannung. In der befreiten Stadt wurden dann Konferenzen zwischen Friedrich Wilhelm II. und Braunschweig einerseits und dem Prinzen von Koburg nebst einigen österreichischen Generalen anderseits abgehalten und Bestimmungen über ein vereinigtes kriegerisches Vorgehen getroffen. Auch das Deutsche Reich trat den kriegführenden Mächten bei und verstärkte das Heer der Verbündeten mit Reichstruppen.

Umschlag der englischen Politik.

Und schon konnte man an der veränderten Haltung der englischen Politik erkennen, daß auch das Inselreich die Propaganda der Pariser Demagogen, welche bereits in Belgien ihre rote Fahne aufgepflanzt hatte und Holland zu verschlingen drohte, deren revolutionäre Manifeste in Irland zündeten und die nach Parlamentsreformen strebenden Faktionen in England selbst in Aufregung setzten und zu geräuschvollen Agitationen aufmunterten, nicht länger ungestört gewähren lassen wolle. — Wir haben gesehen, daß der behutsame staatskluge Minister Pitt sich weder von dem royalistischen Eifer Friedrich Wilhelms II. noch von den dynastischen Interessen des Wiener Kaiserhofs hatte fortreißen lassen. Als der Krieg schon begonnen hatte, dauerte der gesandtschaftliche Verkehr zwischen den Staaten diesseit und jenseit des Kanals fort. Talleyrand rühmte die gute Aufnahme, die ihm in London zu teil geworden; die Emigranten erlangten keinen politischen Einfluß. Erst nach dem 10. August wurde den Gesandtschaften der offizielle Charakter entzogen, ohne daß damit jedoch alle diplomatische Verbindung aufgehört hätte. Wie verschiedenartig immer die Ansichten über die Vorgänge in Paris sein mochten, in einem Land, wo Rede- und Preßfreiheit zu den heiligsten Gütern des öffentlichen Lebens, zu den Kleinodien des parlamentarischen Verfassungs- und Rechtsstaats gehörte, durften Freunde wie Feinde der Revolution ihre Meinung ungehindert aussprechen.

Pitts Haltung.

Parteispaltung. Burke und Fox.

Wie in ganz Europa so wurden auch in Großbritannien die Gemüter von den Ereignissen in Frankreich mächtig ergriffen: die konservative Partei der Tories, die damals am Ruder war (S. 291), verdammte die neuen Doktrinen; die Liberalen, welche während des amerikanischen Kriegs der Regierung das Leben so sauer gemacht hatten, trennten sich: indes Burke im November 1790 seine „Betrachtungen über die Revolution in Frankreich“ veröffentlichte, ein Buch,

das später von Gentz ins Deutsche übersetzt (S. 689) das Evangelium für die Anschauungsweise der gesamten antifranzösischen Partei in ganz Europa ward, unterhielten Fox und Sheridan einen Briefwechsel mit Condorcet und Brissot. Es ist eine allbekannte Begebenheit, daß Burke, der die Revolution als das Werk des Leichtsinns, der Unbesonnenheit und der Bosheit verdammte, ohne die Übelstände und Mißbräuche des vorausgegangenen Absolutismus aufzudecken und zu rügen, seinem langjährigen Parteigenossen Fox im Parlament die Freundschaft aufkündigte, als dieser „englische Mirabeau" bei den Verhandlungen über die künftige Verfassung Kanadas für die Menschenrechte Lafayettes eintrat und die französische Revolution eines der ruhmvollsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit nannte. Wie uns bekannt, beruhte der englische Staatsbau auf aristokratischen und hierarchischen Grundlagen. Es war eine Rückwirkung der französischen Doktrinen, daß von jetzt an eine Partei mehr und mehr Einfluß gewann, welche die Prinzipien der Revolution ohne ihre Auswüchse auch in England zur Geltung zu bringen bestrebt war. 6. Mai 1791.

Neben dieser Fortschrittspartei, welche zunächst auf Parlamentsreform, auf Emanzipation der Katholiken und Dissidenten von dem Staatskirchenrecht, auf Ausgleichung der Standesunterschiede drang, gab es in England auch republikanische Vereine, welche nach dem Vorgang von Thomas Payne für die Verbreitung der „Menschenrechte" thätig waren, Vereine, die unbemerkt und ohne Bedeutung geblieben wären, hätte nicht der Pariser Konvent einer Deputation derselben einen ehrenvollen Empfang im Sitzungshaus bereitet und Grégoire, der gerade den Vorsitz führte, ihre radikalen Reden mit zustimmenden Worten erwidert. Ihre Bestrebungen wurden unterstützt durch Agenten der Pariser Demokratie, die reichlich mit Assignaten versehen unter den Unzufriedenen und Gedrückten der untern Volksklassen, insonderheit der Fabrikarbeiter für revolutionäre Zwecke wirkten. In England selbst war von diesen agitatorischen Umtrieben keine Gefahr für die bestehende Ordnung zu fürchten, zumal als die konservativen Klassen mit nicht minderem Eifer „für König und Kirche" eintraten. Dagegen war die erregbare bewegliche Bevölkerung von Irland für die Doktrinen der Jakobiner leicht zugänglich. Hier war die wunde Stelle des großbritannischen Reichs, wo die revolutionäre Propaganda mit Erfolg ihre Hebel einsetzen konnte. Wenn der Konvent erst die Niederlande in den Schoß der Republik aufnahm, wenn die Generalstaaten der französischen Invasion erlagen, die aggressive Demokratie ihren demagogischen Schlagwörtern mit Landheeren und Schiffen Nachdruck gab, dann konnte auch die britische Monarchie in den Wirbel der Revolution gezogen werden. Agitatorische Umtriebe in England und Irland.

So gab denn auch das Londoner Kabinett dem Gedanken eines Anschlusses an die Verbündeten Raum. Die Einberufung der Milizen, die Armierung des Towers, die Verschärfung der Fremdenpolizei, das Verbot des französischen Papiergeldes waren Maßregeln, die einen nahen Krieg in Aussicht stellten. Das England und der europäische Kriegsbund.

große Gerichtsdrama im Konvent schärfte den englischen Royalismus; die öffentliche Meinung, die in England in entscheidenden Fragen oft wie auf Kommando in den Dienst der Regierung tritt, sprach sich einmütig und scharf gegen den Konvent aus. Die reformatorische Partei konnte für ihre französischen Sympathien keinen Boden mehr gewinnen; der Antrag auf Anerkennung der französischen Republik blieb in der Minderheit; Fox selbst mußte seinen Pariser Freunden bekennen, daß die Verurteilung Ludwigs XVI. auch für England das Signal zum Krieg sein würde. Der Schlag gegen das Haupt des Königs gab das Zeichen zum Weltkrieg, an dem auch England und Spanien sich beteiligten. Die europäischen Mächte wollten den Feuerherd auslöschen, der das ganze bisherige Staatensystem zu verzehren drohte. Das Parlament, dessen Sitzungen um die Mitte Dezember eröffnet wurden, brachte schon bei der Adresseberatung dem Ministerium das vollste Vertrauen entgegen. Um dieselbe Zeit bewirkte Danton, als Kommissar des Pariser Nationalkonvents, daß durch die französischen Parteigänger in einer Versammlung zu Brüssel die Union mit der Republik Frankreich
15. Dez. 1792. beschlossen ward. Vergebens hatte Dumouriez die französische Regierung von einem solchen Schritt, der den sichern Krieg mit England herbeiführen würde, abzuhalten und die Konstituierung Belgiens zu einem selbständigen Gemeinwesen zu bewirken gesucht; der Minister Cambon erklärte ihm ganz offen, sie bedürften die belgischen Kirchen- und Staatsgüter zur Deckung ihrer Assignaten und müßten daher das Land in eine französische Provinz verwandeln.

Ausbruch des englisch-französischen Kriegs. Unmöglich aber konnte die englische Regierung die Einverleibung Belgiens, die eigenmächtige Öffnung der Schelde, die Bedrohung Hollands vor sich gehen lassen, eine solche rücksichtslose Verletzung alter Bundesverwandten ruhig dulden und zugleich einer eroberungslustigen Nation die Möglichkeit schaffen, den heißblütigen Irländern bei einem Losreißungsversuch die Hand zu reichen. Pitt ließ durch den bisherigen Gesandten Chauvelin, der noch immer als diplomatischer Geschäftsführer in London weilte, der republikanischen Regierung eine Beschwerdenote zustellen, die aber in wenig höflicher Form kurz und zurückweisend beantwortet ward. Seitdem war in dem Londoner Kabinett der Krieg eine beschlossene Sache. Wenn trotzdem noch einige Wochen das Schwert in der Scheide blieb, ja sogar eine Anerkennung der Republik im Fall einer allgemeinen Pazifikation in Aussicht gestellt ward, so geschah dies einerseits aus Besorgnis über das gewaltsame Vorgehen der Ostmächte in Polen, anderseits in der Hoffnung, vielleicht das Leben Ludwigs XVI. zu retten. Wir wissen, daß die Girondisten bei ihrer Bemühung, die Entscheidung der Nation anheimzustellen, hauptsächlich auf die schwebende Kriegsfrage sich stützten. Noch im Januar wurde Maret, den Napoleon später vielfach in Staatsgeschäften gebrauchte, nach London gesandt, um womöglich den Bruch abzuwenden. Aber der 21. Januar stürzte alle Vermittelungspläne über den Haufen. Die Bergpartei benutzte den Sieg, den ihr die blutige Katastrophe auf dem Revolutionsplatze in die Hand gab, zu einer

Kriegserklärung gegen England und das mit demselben verbundene Holland. Die 1. Febr. 1793.
Ausweisung Chauvelins aus London nach Ludwigs Hinrichtung wurde in Paris für eine Beleidigung der Nationalehre erklärt und von den übermütigen Demokraten, die damals im Konvent das entscheidende Wort führten, mit dem Krieg beantwortet, zu dem sie bereits alle Anstalten getroffen. Für die englische Regierung hatte dieses stürmische und gewaltsame Vorgehen den Vorteil, daß sie die Rache für das vergossene Königsblut als Motiv für die Schwertergreifung aufstellen und dem royalistischen Albion, das um so mehr mit dem Königtum einen Kultus treibt, je eifersüchtiger es demselben jede Macht und Selbstthätigkeit vorenthält, die Genugthuung gewähren konnte, unter einem edlen Vorwand und großmütigen Schlachtruf in den Kampf zu ziehen. In England hat man mit Begierde die Blutrache für das tragische Geschick des gekrönten Bourbon als Kriegsparole und Kampfzweck ausgegeben. Aber dem philisterhaften Georg III. lag eine ritterliche Romantik, wie sie in der Brust eines Friedrich Wilhelm III. oder eines Gustav III. lebte, ebenso fern als dem praktisch klugen Minister Pitt. Mit der Losung „Kampf gegen die königsmörderische Revolution" war zugleich die Erhaltung der eignen Sicherheit, die Herrschaft über die See und die Kolonien, sowie die Sorge für die kommerziellen Interessen des Inselreichs auf das innigste verbunden. So begann denn England den folgenreichen Krieg zu Wasser und zu Land, von dem es erst abließ, als die Revolution und die daraus hervorgehende Militärherrschaft Bonapartes besiegt zu Boden lag. Um nicht durch innere Umtriebe in der kriegerischen Kraftentfaltung nach außen gehemmt zu werden und gegen die unzufriedenen erregbaren Irländer freie Hand zu haben, ließ sich Pitt vom Parlament die Vollmacht erteilen, die Habeaskorpusakte zu suspendieren. Dadurch war ihm die Möglichkeit gegeben zur Verkündigung des Kriegszustandes, zu politischen Prozessen, zu Ausnahmegesetzen und Sicherheitsmaßregeln, wie der Pariser Nationalversammlung durch die Erklärung, das Vaterland sei in Gefahr. Fortan wurde Frankreich nicht nur von englischen Schiffen und Heeren bekämpft, sondern englische Hilfsgelder spornten auch die andern Fürsten und Regierungen an, daß sie den Krieg mit größerm Feuer und Nachdruck in Angriff nahmen.

Einige Wochen nachher trat auch Spanien in den europäischen Kriegsbund ein. Vergebens hatte sich König Karl IV. alle Mühe gegeben, das Leben des blutsverwandten Monarchen zu retten: sein Minister Aranda, der uns aus frühern Blättern als Anhänger der liberalen und philosophischen Ideen bekannt ist, bot Neutralität und Zurückziehung der spanischen Grenztruppen als Preis des königlichen Lebens an, ein Anerbieten, das Arandas Nachfolger im Auswärtigen Amt, der ehemalige Leibgardist Godoy, der Günstling der Königin, jetzt Herzog von Alcudia, wiederholte. Als die Bemühung fruchtlos war, erhielt der französische Gesandte in Madrid seine Pässe, worauf der Konvent auf Barères Antrag auch an Spanien den Krieg erklärte, „um auch dort den Thron der Bourbonen zu 7. März 1793.

Kriegserklärung an Spanien.

stürzen und die Freiheit in die schönen Lande südwärts der Pyrenäen zu tragen".

Anstrengungen des Konvents. In Paris verkannte man nicht, daß angesichts der von allen Seiten hereinbrechenden Kriegsgefahr die energischsten Anstrengungen erforderlich seien. Man vergaß für den Augenblick den Parteizwist, damit der Konvent alle Gewalt in sich vereinigen und mit ungeschwächter Kraft handeln könne; die Jakobiner gaben zu, daß der gewissenlose, unfähige Heerverderber Pache von dem Kriegsministerium entfernt und durch Beurnonville, einen Freund von Dumouriez, ersetzt ward. Dafür wählte die Kommune ihren Gesinnungsgenossen zum Maire von Paris. Die Assignatenausgabe wurde um neue achthundert Millionen vermehrt, ein erzwungener Waffendienst eingeführt, durch welchen die Militärstärke, soweit sie nicht durch Freiwillige gedeckt würde, um 300,000 Mann aus den Nationalgarden erhöht werden sollte, und der alte Grundsatz des monarchischen Frankreich erneuert, daß die Nation ihre natürlichen Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen besitzen müsse. Dies waren die ersten einleitenden Schritte zu der Diktatur des Konvents, dem Terrorismus der Kommune und ihrer vom Königsblut berauschten Führer.

6. Dumouriez' Verrat und die Rückeroberung von Belgien und Mainz.

Die Union Belgiens mit Frankreich betrieben. Um dieselbe Zeit durchzogen Kommissare des Konvents und Abgeordnete der demokratischen Klubs die österreichischen Niederlande, um die Städte und Provinzen zu revolutionieren, Dumouriez zu beaufsichtigen und ihn zum Einfall in die Generalstaaten anzuspornen. Als einst Kaiser Joseph II. das partikularistische Chaos der belgischen Lande im Sinn eines rationelleren Verwaltungs- und Gerichtswesens umgestalten, mehr Einheit und Gleichförmigkeit schaffen, die Dunkelheit des klerikalen Unterrichts durch die Lichtstrahlen eines aufgeklärteren Denkens aufhellen wollte, da erhob das ganze Volk Widerspruch gegen eine solche Tyrannei; und nun mußten die höhern Stände, die geistliche und weltliche Aristokratie sowie das städtische Bürgertum geschehen lassen, daß unter der Einwirkung Dantons und der Pariser Demagogen mittels des allgemeinen Stimmrechts die alten Einrichtungen und korporativen Institute beseitigt, das Regiment in Stadt und Land in die Hände der Vonckisten und Demokraten gelegt wurde, damit diese dann die Einverleibung Belgiens in die große französische Republik nachsuchen und bewirken sollten. In den ersten Tagen des Februar, nachdem bereits das demokratische Lüttich die Vereinigung beschlossen, 28. Jan. 1793. kamen die Konventskommissare überein, daß der Eintritt Belgiens in den Schoß der Republik bewirkt werden sollte „mit allen Mitteln der Vernunft, der Menschenliebe und der revolutionären Taktik, schließlich nach dem Recht der Eroberung". Sie erreichten ihren Zweck. In Brüssel, in Gent, in Mons, in allen größern Städten der südlichen Niederlande beschloß das souveräne Volk durch

den Mund der neuen Stadträte die Reunion mit Frankreich, da und dort unter terrorisierenden Gewaltthätigkeiten von seiten der untern Volksklassen und mit demonstrativen Zerstörungen „aristokratischer" Denkmäler. In wenigen Wochen erreichten die Konventskommissare und Klubagenten ihre Zwecke. Sie füllten den französischen Staatssäckel mit eingezogenen Kirchenschätzen und ihre eignen Taschen mit dem Silber und Gold der öffentlichen Kassen. Unermeßliche Summen verschwanden unter den Händen Dantons und seiner Genossen, die wie Harpyen über das fremde Gut herfielen.

Dumouriez und die revolutionäre Demokratie.

In diesem Treiben wurden die französischen und belgischen Revolutionsmänner unerwartet gehemmt durch das Heranrücken der österreichischen Heere unter Koburg und Clerfait. Eine Proklamation, welche als Preis der Rückkehr unter die bisherige Herrschaft Amnestie und Anerkennung der alten Landesrechte verhieß, flößte den mittlern und obern Ständen neuen Mut ein. Hier und da gaben sich rückläufige Bewegungen kund; Aachen wurde unter Mitwirkung der Bürgerschaft den österreichischen Truppen geöffnet; der Erzherzog Karl, der auf diesem Feldzug die ersten Proben seiner strategischen Begabung ablegte, rückte gegen die Maas vor und nötigte den französischen General Miranda die Belagerung von Maastricht aufzugeben; in Lüttich gerieten die Demokraten in Unruhe. Dumouriez hatte bereits seinen holländischen Feldzug angetreten, Bergen op Zoom und Breda zur Unterwerfung gezwungen, und gedachte durch einen raschen Marsch über Dordrecht und Utrecht in das Herz der Generalstaaten zu dringen und durch einen verwegenen Handstreich Amsterdam in seine Gewalt zu bringen. Von diesem Vorhaben wurde er durch die Nachricht von der Annäherung der Österreicher abgelenkt. Ein Befehl des Konvents rief ihn nach Belgien zurück; sein Lieblingsplan, die Unterwerfung Hollands, mußte aufgegeben werden. Verstimmt rückte er wieder in Brabant ein, zog die zerstreuten Truppen an sich, und glaubte durch einen raschen Kriegszug nach der Maas den Feind zurückwerfen zu können, ehe die deutschen und preußischen Kontingente, die schon von Trier und Luxemburg her auf dem Weg waren, die nicht sehr zahlreichen Streitkräfte Koburgs und Clerfaits verstärken könnten. Da sah er denn mit großem Unwillen das Treiben der französischen Kommissare und ihrer belgischen Banden, welches die republikanischen Sympathien in den bürgerlichen Kreisen niederdrückte und der Wiedereroberung des Landes durch Österreich Vorschub leistete. Er sprach offen seine Entrüstung aus, trat in Brüssel, in Antwerpen und anderwärts energisch den Jakobinerklubs und den Sansculottenbanden entgegen und richtete ein Schreiben voll Beschwerden und Vorwürfen an den Konvent. Dadurch zog er sich den tödlichsten Haß der Pariser Machthaber zu. Danton und die Cordeliers hatten noch einige Nachsicht, weil er gleich ihnen zu den Freunden und Anhängern Orleans-Egalités gehörte. Diente doch dessen Sohn Philipp, der vormalige Herzog von Chartres, in seinem Heer. Dagegen trugen ihm die Jakobiner und die Häupter des Stadtrats tiefen Groll, daß er den revolutio-

nären Ausschreitungen wehren wollte. Robespierre und seine Genossen betrachteten den General, der wie alle Girondisten die Zwecke der Revolution erreichen wollte, aber ohne die gewaltsamen Mittel, als ihren Todfeind.

Die Schlacht bei Neerwinden und ihre Folgen. Und nicht mit Unrecht. Denn Dumouriez scheint mit dem Plan umgegangen zu sein, durch militärische Erfolge gegenüber den Österreichern und durch Unterwerfung Hollands sich bei dem Heer in Gunst und Achtung zu setzen, und die Soldaten so an seine Person zu fesseln, daß er an ihrer Spitze den Pariser Machthabern zu Leibe gehen konnte. Der Anfang war nicht ungünstig; es gelang ihm mit den bei Löwen gesammelten Truppen das schwächere österreichische Heer bei Tirlemont zurückzuwerfen. Als er aber weiter ostwärts zog, um Maastricht und die Maaslinie zu gewinnen, erfuhr seine Armee zwischen St. Trond und 18. März 1793. Tongern bei dem Dorf Neerwinden durch Koburg, Clerfait und Erzherzog Karl so erfolgreichen Widerstand, daß er sich nach Löwen zurückziehen mußte. Weniger durch die Verluste auf dem Kriegsfeld selbst als durch die moralische Wirkung auf das Heer gestaltete sich die Schlacht bei Neerwinden zu einer Niederlage der Franzosen. Die Soldaten, durch die demagogischen Wühlereien in den Klubs aller Zucht und Subordination entwöhnt, durch die Gewissenlosigkeit der Lieferanten in ihrer Verpflegung verkürzt und geschädigt, und durch den fluchtähnlichen Rückzug von Mirandas Truppen entmutigt, verloren alles Vertrauen. Sie desertierten in Masse, insbesondere die Freiwilligen, so daß die Zahl der Ausreißer in zwei Tagen auf zehntausend stieg und alle Wege mit tumultuarischen Flüchtlingen sich füllten, die mit dem lauten Ruf „Verrat" der französischen Grenze zueilten. Nur der bedächtigen und methodischen Kriegsweise des Prinzen von Koburg, des Zöglings der alten Schule, hatte es der französische General zu verdanken, daß er seinen Rückzug nach Löwen und Brüssel ungestört ausführen konnte.

Dumouriez' beabsichtigter Staatsstreich. Diese Unfälle und die Zuchtlosigkeit der Revolutionstruppen schrieb Dumouriez den verkehrten Maßregeln der republikanischen Regierung, den Umtrieben der Jakobiner, dem anarchischen Unwesen der Demokraten und Sansculotten zu. Er machte seinem Unwillen in den heftigsten Ausfällen und Drohreden gegen den Konvent und die Pariser Demagogen Luft, und faßte, wie einst Lafayette, den Gedanken, mit Hilfe der Armee den Konvent und die Jakobinerklubs zu sprengen, die Gefangenen im Temple zu befreien und die konstitutionelle Monarchie von 1791 mit dem jungen Sohn des enthaupteten Königs an der Spitze wieder herzustellen. Der Neid und die Verachtung der Linientruppen gegen die bevorzugten Freiwilligen und Nationalgarden, welche keine andern Verdienste als ihren revolutionären Übermut und ihre demokratische Frechheit aufzuweisen hatten und den Geist der Armee demoralisierten, erfüllten den General mit der zuversichtlichen Hoffnung, die alten Soldaten, der Kern seines Heeres, etwa 15,000 Mann, würden ihm willig zur Ausführung des Staatsstreichs folgen und stark genug sein, die Proletarierbanden der Kommune niederzuschlagen. Es

liegt kein hinreichender Grund vor zu der Annahme, daß Dumouriez dem Haus Orleans die Krone Frankreichs habe zuwenden wollen. Im Nationalkonvent schöpfte man Verdacht, Kundschafter kamen ins Lager, um die Pläne des Generals auszuspähen und nach Paris zu berichten. Danton, der damals mit der Gironde in gutem Vernehmen stand, suchte eine Versöhnung zu vermitteln. Er begab sich mit einem andern Deputierten, Lacroix, nach Brüssel, um Dumouriez zu bewegen, er solle den verletzenden Brief an den Konvent zurücknehmen: der Feldherr gab aber nur eine ausweichende Entschuldigung. Der Verdacht mehrte sich, als er den Rückzug nach der französischen Grenze fortsetzte, ohne daß die Feinde ihn daran zu hindern versucht hätten. Er hatte nämlich durch den Obersten Mack vom österreichischen Generalstab den Oberbefehlshaber Koburg von seinem Plan in Kenntnis gesetzt und eine stillschweigende Waffenruhe erlangt, während welcher er unbehelligt gen Süden ziehen, die Österreicher ihm folgen, aber nicht die französische Grenze überschreiten sollten. Er kannte die tiefe Abneigung der Franzosen gegen das Ausland und die Emigranten. Beide sollten daher fern bleiben. Nur für den Fall, daß seine eignen Kräfte nicht hinreichten, sollte ihn Koburg militärisch unterstützen, dafür die festen Plätze Lille und Valenciennes besetzen und als anvertrautes Pfand bis zum Frieden behaupten. Denn Dumouriez zweifelte nicht, daß die Verbündeten gern zu einer Pazifikation die Hand bieten würden, wenn es ihm erst gelungen wäre, die monarchische Ordnung wieder herzustellen und eine der englischen ähnliche parlamentarische Verfassung einzurichten, doch mit Beibehaltung aller Errungenschaften der Augustnacht vom Jahr 1789.

Es war ein verwegener Plan, an dessen Gelingen nur ein so ehrgeiziger, sanguinischer und von sich eingenommener Mann wie Dumouriez glauben konnte. Als sich die Truppen in den letzten Tagen des März auf verschiedenen Wegen der Grenze näherten, stellten sich vier Konventskommissarien (Bancal, Quinette, Camus, Lamarque) nebst dem Kriegsminister Beurnonville in seinem Lager unweit der Festung Condé ein, um ihn zur Rechenschaft nach Paris zu laden, und falls er sich weigere, ihn abzusetzen und zu verhaften. Sie machten ihm in Gegenwart seines Generalstabs Mitteilung von ihrer Sendung. Dumouriez antwortete, daß die Lage der Armee ihm nicht gestatte, das Lager zu verlassen. „So wollen Sie also dem Konvent nicht gehorchen?“ fragte Camus. „Nein“ erwiderte Dumouriez. „Dann erkläre ich, daß Sie Ihres Amtes entsetzt sind und daß man sich Ihrer Person bemächtige.“ Der General fuhr auf und rief seinen Husaren zu: „Verhaftet diese Herren!“ Damit hatte er die Brücke hinter sich abgebrochen. Aber er konnte bald wahrnehmen, wie sehr er sich in seiner Berechnung getäuscht hatte. Nicht nur die Besatzungsmannschaften von Valenciennes, Condé, Lille erklärten sich für den Konvent, in seinem eignen Heer griff der Abfall so mächtig um sich, daß ein Kampf zwischen den Regimentern selbst zu erwarten stand und sein eignes Leben in Gefahr war. Zu diesem Äußersten wollte es Dumouriez

Dumouriez' Ausgang.

2. April 1793.

nicht kommen lassen. Er schickte die Gefangenen nach Tournay, wo sich Clerfaits
5. April. Lager befand, und folgte am nächsten Tag mit einigen Getreuen, darunter Louis Philipp von Chartres-Orleans, ihnen nach. Etwa 1800 Mann seines Heeres schlossen sich ihm an, die übrigen hielten bei der republikanischen Fahne fest und stellten sich unter die Führung Dampierres und andrer Generale. „So endete dieses glänzende Meteor der Revolution in trostlosem Erlöschen. Ein Mann, durch die Natur mit Verstand, Willenskraft und Rastlosigkeit in reichem Maß ausgestattet, dann herangewachsen in allen Fähigkeiten und Schlechtigkeiten des alten Staates, dort zur Intrige, Genußsucht und Grundsatzlosigkeit erzogen, und zuletzt in dem Strom der Revolution zu schrankenlosem Ehrgeiz entwickelt: so sehen wir ihn auf zweifelhaften, schwindelnden Wegen nicht selten bis dicht zum Verbrechen vorschreiten, und mit keckem Leichtsinn sich an dem Schicksal seines Volks versuchen." Seine Rolle in der Geschichte war mit dem ehrlosen Verrat ausgespielt. Von dem Konvent geächtet, von der Nation ausgestoßen, durchirrte er noch zwanzig Jahre lang die meisten Länder Europas, bis er auf fremder Erde starb.

Frankreich u. die kriegführenden Mächte.

Ebenso rasch wie vor drei Monaten die niederländischen Provinzen in die Gewalt der Franzosen gefallen waren, kamen sie jetzt wieder unter die Herrschaft Österreichs. Noch einmal sah Brüssel einen Habsburger Vizekönig. Der Mittelstand freute sich der Wandlung, die französische Partei büßte für ihre republikanischen Sympathien; Österreichs Banner wehte bis unter die Festungswerke von Lille, Condé und Valenciennes. Bei einem verzweifelten Vorgehen wurde General Dampierre zum Tode getroffen. Aber alles war nur ein kurzer Traum. Anstatt daß man, wie es ursprünglich im Plan gelegen und wie es Dumouriez mit dem österreichischen Oberfeldherrn verabredet hatte, die Rettung der königlichen Familie und die Herstellung der monarchischen Ordnung als einzigen Zweck des Kriegs aufstellte, allen Eroberungsgedanken entsagte und durch einen raschen Zug auf Paris eine Entscheidung herbeiführte, ehe der Konvent sich gesammelt und seine großen Rüstungen vollendet hatte, fing man bereits an über die künftigen Kriegsentschädigungen zu verhandeln und zu streiten. Wenige Tage nach Dumouriez' Flucht fand in Antwerpen ein Kriegsrat statt, bei welchem die Bevollmächtigten Englands und Hollands, die nun gleichfalls ihre Truppen in Belgien hatten einrücken lassen, deutlich zu erkennen gaben, daß sie für ihre Kosten und Anstrengungen auf Entschädigungen in den zu erobernden Ländern rechneten. Der Prinz von Koburg sah sich genötigt, ein früher erlassenes Manifest in dem angedeuteten Sinn zurückzunehmen, worauf ein andres erschien, aus dem die nackte Selbstsucht der drei Mächte hervorschaute: nicht die Herstellung des französischen Thrones und die Sicherheit Europas, sondern die Vergrößerung der eignen Staaten war danach der Hauptzweck des Kriegs. Von da an betrachtete man in Wien den Herzog von York, den Oberbefehlshaber der englischen Truppen in den Niederlanden, mit ebenso großer Eifersucht wie die preußischen Heerführer, die ihre Entschädigung an der Weichsel suchten. Eine

Politik des Mißtrauens und des Eigennutzes faßte Boden, die ebenso nachteilig auf den Kriegsgang wirkte, als sie vorteilhaft für die französischen Gewalthaber war. Sie konnten an dem Beispiel Polens der Nation darthun, welches Schicksal ihrer harre, wenn die auswärtigen Kriegsmächte im Bund mit innern Verrätern den Sieg davontrügen und alle Patrioten zum Kampf auf Leben und Tod anfeuern.

Minister Thugut und die Wiener Politik.

Zugleich trat in Wien ein bedeutungsvoller Ministerwechsel ein. Die beiden Staatsmänner Cobenzl und sein Rivale Spielmann schienen dem Kaiser die Interessen Österreichs in den polnischen Angelegenheiten (S. 560) nicht eifrig genug gewahrt zu haben. Sie sollten also entfernt werden. „Es war nach der Weise Franz' II., daß er sie mit lächelnder Huld empfing und freundlicher als jemals verabschiedete: als sie (27. März 1793.) aus der Hofburg zu Hause ankamen, fanden sie ihre Entlassungsbriefe vor. Sie wurden mit reichen Pensionen und Nebenposten bedacht, aber der Geschäfte für immer enthoben." Nun trat ein Mann in das Kabinett, von dem Katharina II. sagte, jetzt sei ein Jakobiner Minister geworden, der uns schon bekannte Baron Franz Thugut. Von niedriger Herkunft, hatte er, ein Zögling der Jesuiten, durch seine Fähigkeiten sich rasch emporgeschwungen. Mit diplomatischen Missionen betraut, hatte er in Versailles das Hof- und Gesellschaftsleben des alten Regime und die ersten Bewegungen der Revolution, in Konstantinopel die Mißstände der Serailwirtschaft, in Warschau die Entartung und Käuflichkeit des polnischen Adels kennen gelernt, seine Welt- und Menschenkenntnis bereichert, dabei aber auch tiefe Blicke in die Nachtseiten der Gesellschaft geworfen, und die Lehre sich zu eigen gemacht, daß die Selbstsucht das bewegende Prinzip im Staatsleben sei. Ohne Glauben an Tugend und Sittlichkeit in der Menschenbrust, und erfüllt von gründlicher Weltverachtung, verschmähte er gerade und ehrliche Mittel, setzte sein Vertrauen auf Ränke und Verführungskünste, und sah in den krummen Wegen der Intrige, der Täuschung, der Unaufrichtigkeit den Triumph der Staatsweisheit. Kalt, herzlos, despotisch und ohne Gewissensbedenken, verfolgte er mit plebejischer Rücksichtslosigkeit seine Zwecke, die auf den machiavellistischen Satz gegründet waren, daß in der Politik Eigennutz der wirksamste Hebel, kühnes Wagen und Gewinnen die sichersten Wege und Herrschaft das höchste Ziel seien. Arbeitsam, mäßig und von geringen Bedürfnissen, wurde er durch nichts von seiner Bahn abgelenkt. Die treulose Staatsräson, die durch Thugut und seine Gesinnungsgenossen die Seele der Kabinette wurde und in der Teilungsgeschichte Polens sich auf ihrer Höhe zeigte, kam den Gewaltmenschen der Revolution und ihrem demokratischen Terrorismus sehr zu statten. Die wachsende Spannung mit Preußen führte Österreich zu einem engern Bündnis mit England, das Graf Mercy, der ehemalige Gesandte am französischen Hof, zuwege brachte. Daher die Namen „Pitt und Koburg" die Parole wurden für die agitatorische Thätigkeit der Demagogen auf der Tribüne und in der Presse.

Wiedereroberung von Mainz und Reaktion.

Um dieselbe Zeit, da durch Dumouriez' Verrat das französische Grenzgebiet dem Feind offen gelegt ward, gingen auch am Mittelrhein die Früchte von Custines Feldzügen großenteils wieder verloren. Wir wissen, daß bereits im März eine Mainzer Deputation dem Pariser Nationalkonvent den Anschluß der „Rheinischen Republik" an Frankreich überbrachte. Kurz darauf wurde die Reichsfestung, die im vorigen Herbst ohne Gegenwehr in die Hände der Franzosen gefallen war, von preußischen und deutschen Truppen auf allen Seiten eingeschlossen.

Die Belagerten, welche die verfallenen Festungswerke wieder in guten Stand gesetzt hatten, und von den zwei Konventsmitgliedern Merlin und Rewbell, die sich in ihrer Mitte befanden, zum Widerstand angefeuert wurden, verteidigten sich mit großem Mut mehrere Monate lang, mußten aber zuletzt, von der furchtbarsten Hungersnot gedrängt, die Stadt den Preußen vertragsweise übergeben. Sie durften mit ihren Waffen und Feldzeichen abziehen, unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht mehr gegen die Verbündeten zu dienen, eine Bedingung, die dadurch ihre Bedeutung verlor, daß die Besatzung nunmehr unter ihrem General Kleber nach der Vendee zog, um dort den Aufstand zu bekämpfen, von dem wir sogleich hören werden. Die deutschen Freiheitsmänner in Mainz, für welche die Franzosen keine Begnadigung zu erwirken vermochten, büßten größtenteils ihren republikanischen Traum mit mehrjähriger Haft und Verlust ihrer Habe.

12. Juli 1793.

So unvernünftig und wüst das Treiben der Mainzer Demokraten gewesen war, sagt Häusser, so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen und Konfiskationen, Einkerkerungen und brutale Gewaltthaten, auch gegen solche, die ihr Alter oder Geschlecht hätte schützen sollen, waren nun an der Tagesordnung. Der hohe Stiftsadel, der seinen Staat so schmachvoll preisgegeben, weidete sich nun mit niedrigem Hohn an den Opfern der siegreichen Reaktion. Die schalen Komödien des demokratischen Klubs, seine Umzüge, Freiheitsbäume und Brüderlichkeitsfeste, wurden nun durch ebenso abgeschmackte Schaustellungen der Gegner parodiert. Eine Verordnung vom 31. Juli z. B. bestimmte, die Reste des Freiheitsbaumes seien dergestalt zu verbrennen, „daß hierbei die Schindersknechte adhibiert, ein etwas höheres Gerüst verfertigt, eine rote Kappe darauf gesetzt, durch Zuziehung einiger Musikanten mehr Zuschauer herbeigelockt, und die verhafteten Hauptklubisten, unter Bedeckung preußischer Soldaten, mit auf den Platz geführt würden". In ganz Deutschland machte sich der Rückschlag der Mainzer Reaktion fühlbar in der schärfern Überwachung der Presse und durch die strengern Polizeimaßregeln gegen alle Äußerungen der Freiheit. Man konnte daraus einen Schluß ziehen, welches Schicksal den Franzosen durch einen Sieg des Auslandes und der Emigration zu teil geworden wäre.

7. Sieg der Bergpartei und Sturz der Gironde.

Die Girondisten und die Pariser Ochlokratie.

Während dieser Vorgänge im Feld war Frankreich im Innern allen Übeln eines anarchischen Zustandes preisgegeben. Die Gironde hatte die Abschaffung des Königtums bewirkt, sie hatte sich durch den Berg zu der Hinrichtung Ludwigs XVI. fortreißen lassen, sie war von der Verfolgung der Septembermörder abgestanden und hatte den Furien der Revolution in ihrer wildesten Gestalt Vorschub geleistet. Während die Pariser Ochlokratie ihr immer drohender auf den Leib rückte und die Notwendigkeit einer starken Exekutivgewalt eine Existenzfrage des Staats war, beriet der Konvent, in welchem die gemäßigten Demokraten der Mitte immer noch die Mehrheit bildeten, wochen- und monatelang über eine von dem philosophischen Doktrinär Condorcet entworfene neue republikanische Verfassung mit allen denkbaren Ur- und Grundrechten, mit den aus-

gedehntesten Bestimmungen im Sinne der Freiheit und Gleichheit, der Selbstregierung, der Gemeinde- und Volkswahlen. Aber vergebens entfalteten die Girondisten den Pomp ihrer Beredsamkeit, um einen freien Idealstaat für ideal angelegte Menschen zu schaffen: sie mußten bald erfahren, daß bei den Pariser Demokraten ganz andre Neigungen und Triebe obwalteten, als sie in Rousseaus Naturmenschen vorausgesetzt waren, daß die Häupter der Kommune und der Sektionen wenig Gefallen fanden an einem Verfassungsentwurf, welcher die Selbstsucht der Eigentümer heilige, und die Gleichberechtigung aller, also auch der Aristokraten, Geldmenschen und sonstiger Freiheitsfeinde ausspreche. Je größer die Notstände infolge des Weltkriegs und der Verkehrsstockung an die untere Volksklasse, insbesondere der Hauptstadt herantraten, um so mehr regte sich der Neid und die Begehrlichkeit und forderte Abhilfe durch Maßregeln, welche die Gleichberechtigung aller zu gunsten des Demos aufhoben, Zwangsanleihen und Kornspenden wie im alten Rom zur Erhaltung des brotlosen Proletariats, ein wachsendes Steuermaß für die Reichen behufs größerer Vermögensausgleichung, sowie Arbeitsgarantie, Verteilung der Gemeindeäcker zum Vorteil der Armen und andre sozialistische Bestimmungen in sich schlossen. Der Gemeinderat, dessen einflußreichste Glieder, den Maire Pache, den Syndikus Chaumette, den scheußlichen Hebert, wir schon kennen gelernt haben, war die eigentliche herrschende Macht in Paris und damit in ganz Frankreich. Er gebot über die Nationalgarde, die, da die bürgerliche Mittelklasse sich immer mehr von dem Militärdienst fernhielt, schon unter Santerre, mehr aber noch unter seinem Nachfolger Henriot zur einer Schar Sansculotten herabsank, und über die Ausschüsse der Sektionen, die etwa zwölf Personen stark, meistens geringe Bürger und Handwerker, sich abends nach der Feierstunde in ihren Quartieren einfanden und die Nacht hindurch Wache hielten. Diese Sektionsausschüsse übten mit Hilfe der „harten Fäuste", der bewaffneten Proletarier unter der Leitung Maillards, „des Großrichters der Volksjustiz", die Polizei in ihren Distrikten, teilten Sicherheitskarten aus, verhängten Beschlagnahme und Verhaftungen nach den Winken des Stadtrats. An sie wendeten sich die Demagogen und Klubhäupter, wenn sie durch Sturmadressen und Pöbeltumulte, zu denen in der Regel Marat das Signal gab, den Konvent zu terroristischen Maßregeln zwingen wollten. Durch diese gegliederte Stadtpolizei und Sektionsdemokratie, welche der Jakobinerklub und seine Tochtervereine im ganzen Reich begründeten, kam die Macht gänzlich in die Hände der Masse, so daß Frankreich durch eine Anzahl allmächtiger Gemeinderäte unter Leitung der Pariser Kommune zu gunsten des Proletariats beherrscht wurde.

In welcher Weise diese Herrschaft ausgeübt ward, zeigte sich schon Ende Februar, als der Konvent, welcher die Aushebung von 300,000 Rekruten aus der waffenfähigen jüngern Bevölkerung angeordnet hatte, zu gunsten der zum Krieg ausziehenden Freiwilligen und ihrer Angehörigen den Reichen eine besondere Steuer auflegte und

selbst einen Staatsbeitrag lieferte, als ferner, nachdem diese Summen erschöpft waren, auf Marats Aufforderung von Weibern und verkleideten Männern die Bäckerläden und Krämerbuden ausgeleert wurden. Der Stadtrat ließ die Plündernden mehrere Stunden lang gewähren und forderte dann weitere Zuschüsse aus der Staatskasse, um durch Herabsetzung des Preises der Lebensbedürfnisse ähnlichen Vorgängen in Zukunft vorzubeugen. Man bewilligte das Verlangte, reizte aber dadurch nur zu neuer Begehrlichkeit auf. Die Kommune und ihre Werkzeuge in den Sektionen verlangten nach einigen Tagen, daß man gegen den Geld- und Kornwucher einschreite, und gingen dann immer weiter in ihren Forderungen, bis ein Maximum des Preises für alle Lebensbedürfnisse festgesetzt ward. Die Werbungen zum Krieg wurden daher vom Konvent eifrig betrieben, nicht bloß damit das Vaterland verteidigt werde, sondern auch, um die Proletarierhaufen mit ihren Plünderungen an das Ausland zu weisen. Robespierre sprach bereits von sozialen Gesetzen, unter denen eine Teilung des Eigentums verhüllt lag. Was zum Unterhalt der ganzen Gesellschaft nötig sei, müsse als gemeinsames Eigentum angesehen werden, bewies er, nur der Überschuß dieses Bedarfs dürfe persönliches Eigentum sein und dem Betriebe der Geschäftsleute überlassen werden. Die Träume und Schäume von der Freiheit aller Menschen und Völker waren verflogen, bemerkt Sybel. Wie weit lagen die Zeiten zurück, in welchen die niedere Volksklasse mit der Aufhebung der Privilegien die Rechtsgleichheit der Bürger beklatscht hatte! Einmal auf den Weg der Gewalt geraten, erkannte sie jetzt keinen andern Zustand mehr an als die Herrschaft des Proletariats über die einst höher Gestellten. Die Führer des Pariser Pöbels, durch das Königsblut berauscht, nötigten durch die Dekrete des willenlosen Konvents die französischen Bauern in ihren Dienst, um von nun an das Joch ihrer Begierden dem gesamten Europa aufzulegen.

25. Febr. 1793.

Danton u. die Gironde.

Die Gironde blickte mit grollendem Unwillen auf den Despotismus der Kommune, der die Republik schändete und jedem gesunden Staatswesen Hohn sprach. Aber solange die Bergpartei und die Klubs mit dem Stadtrat und den Sektionsausschüssen eine geschlossene Phalanx bildeten, war die gemäßigte Mitte ohnmächtig. Ihre Stellung wurde noch bedrohter, als die ersten Nachrichten von den Unfällen in Belgien nach Paris gelangten und die Mißerfolge von dem demokratischen Pöbel den aristokratischen Offizieren und den girondistischen Worthelden zugeschrieben wurden. Maillard und seine Bande, Fournier, genannt der Amerikaner, der Anstifter der Versailler Septembergreuel, der Pole Lazowski, der Straßendemagog Varlet u. a. drohten mit einem neuen zehnten August wider die Verräter. Da kam Danton aus den Niederlanden zurück: es war ihm nicht entgangen, welche Gefahr der französischen Republik bevorstand, wenn das mit Militärmacht hereinbrechende Ausland an der innern Zerfahrenheit, an dem anarchischen Treiben der Kommune und dem Freiheitstaumel der girondistischen Doktrinärs Verbündete fände. Er sah allein Heil und Rettung in der Zusammenfassung der nationalen Kräfte gegenüber dem Feind, in der Übertragung einer diktatorischen Gewalt an den Konvent: durch allgemeine Volksbewaffnung müsse der Feind zurückgeworfen, Belgien und Holland mit Frankreich vereinigt werden; der freiheitliche Ausbau des Staatslebens müsse der Rettung des Vaterlandes nachstehen; man müsse handeln, nicht beraten und überlegen; statt Redeschlachten und Wortgefechte zu liefern, müsse man mannhaft mit den Waffen streiten.

Er war bereit mit den Girondisten Hand in Hand zu gehen, den Konvent zu erlösen von dem Despotismus der Kommune, durch Ausgleichung der Parteispaltungen ein einheitliches starkes Regiment zu schaffen. Noch war seine Popularität ungeschwächt, die Macht seiner Persönlichkeit, seine demagogische Kraft, sein anerkannter Patriotismus, der unter allem Frevelsinn hervorleuchtete, verschafften ihm Einfluß und Vertrauen bei den Demokraten. Allein die Gironde benahm sich zurückhaltend; sie konnte sich nicht entschließen dem Mann, der die Septembermorde veranstaltet hatte, die Hand zum Bund zu reichen.

Das Zaudern und die Bedenklichkeiten der Girondisten hatten zur Folge, daß sich Danton mit Robespierre verständigte und dadurch wieder den Männern des Berges näher kam. Mit ihrem Beistand setzte er es durch, daß zweiundachtig Konventsmitglieder als Kommissare in die Departements gesandt wurden, um die Aushebung der jungen Mannschaften infolge des allgemeinen Aufgebots vom 24. Februar in Schwung zu bringen und die Besteuerung der Reichen für Kriegszwecke zu betreiben, zugleich aber jeden Widerstand der Provinzen gegen die beabsichtigte Diktatur im Voraus zu ersticken, und daß man dazu ausschließlich republikanische Patrioten, unbedingte Königsmörder, exaltierte Demokraten und Montagnards wählte. Auf diese Weise gedachte Danton seinen doppelten Zweck zu erreichen: Bewaffnung der Nation gegen den auswärtigen Feind und Schaffung einer demokratischen Vollziehungsgewalt mit unbeschränkter Machtvollkommenheit im Schoß der Nationalversammlung selbst. Allein er hatte mit den höllischen Geistern des Berges seinen Bund geschlossen und diesen fiel der Sieg zu. Den Schreckensmännern und ihrem Führer Robespierre war es in erster Linie um die Beseitigung ihrer Widersacher im Konvent zu thun: die Gironde sollte gestürzt oder wenigstens in Furcht gehalten werden.

Stürmische Märztage.

9. März 1793.

Dazu sollte ein Revolutionstribunal, ein außerordentliches Blutgericht mit souveräner Gewalt dienen. Robespierre ließ durch seinen Freund Robert Lindet einen Gesetzentwurf einbringen des Inhalts: Es solle ein Tribunal eingesetzt werden, bestehend aus neun vom Konvent zu ernennenden Richtern, welche ohne Mitwirkung von Geschwornen und unabhängig von jeder Prozeßform alle Verführer und Feinde des Volks zum Tode verurteilen dürfen. Bei dem Vorlesen durchzuckte ein Gefühl der Bestürzung und Entrüstung die Reihen der Girondisten: „Lieber sterben,“ rief Vergniaud aus, „als eine solche venetianische Inquisition beschließen.“ Nun erfolgte eine aufgeregte und stürmische Sitzung. Als der Abend hereinbrach, war man noch zu keinem Beschluß gekommen. Da gewahrte man in der Stadt unheimliche Bewegungen: die Sektionsausschüsse waren in Thätigkeit, bei den Jakobinern und Cordeliers ging es lebhaft zu; der Stadtrat war versammelt; durch die Straßen zogen angetrunkene Rekruten und Pikenmänner unter Fournier, Varlet, Lazowski; alle Agenten und Schergen der rohen Gewalt, die ganze Demagogie zweiter Hand regte sich. In den demokratischen Versammlungen erwog man, ob man nicht den Konvent durch eine neue

Revolutionstribunal.

10. März 1793.

Bartholomäusnacht von den Verrätern des Volks befreien sollte. Nur an dem Widerspruch einiger Klubredner, insbesondere des Dantonisten Dubois-Crancé scheiterte der Mordplan. Die Häupter der Gironde waren bei Pétion in Beratung, als Louvet sie von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Der ehemalige Maire öffnete das Fenster, und als er sah, daß es regnete, sagte er: „In dieser Nacht wird nichts vorfallen.“ Ein aufgebotenes Brester Bataillon zerstreute vollends die Aufrührer. In der folgenden Sitzung des Konvents wurde die Errichtung des Revolutionstribunals beschlossen, aber nicht in der furchtbaren Gestalt, wie es beantragt worden: es sollten Geschworne beigezogen werden, welche der Konvent aus allen Departements auszuwählen habe; auch blieb demselben die Anstellung des öffentlichen Anklägers und der Richter vorbehalten. „Hiermit war denn wohl allen Widerspenstigen draußen im Lande das Beil geschliffen, aber Robespierres nächster Zweck, die Gründung einer vom Konvent unabhängigen Gewalt zum Sturz der Gironde, war vereitelt.“

Der Wohlfahrtsausschuß. Diese Abschwächung der Justiztyrannei erzielte die Gironde durch den Beistand Dantons und seiner Anhänger. Dafür rechnete dieser auf ihre Unterstützung bei seinem andern Plan, der ihm mehr am Herzen lag, der Gründung einer starken Regierungsgewalt. Und in der That überwandten die Girondisten ihren Abscheu gegen den Mann des Blutes und des Schreckens und reichten ihm, 25. März 1793. wenn auch mit abgewandtem Gesicht, die Hand zum Bund. Die Frucht dieses Bundes war der „Wohlfahrtsausschuß“ in seiner ersten Gestalt, welcher den Charakter des Kompromisses und der Halbheit an der Stirn trug, ein Aufsichtsrat von fünfundzwanzig Mitgliedern, der Mehrheit nach Girondisten und Männer der Mitte, welcher nicht selbst regieren, sondern den Ministern zur Seite stehen sollte. Mit dieser neuen Exekutivgewalt war wenig gewonnen, aber sie war das Gefäß, welches die Montagnards bald nachher mit ganz andern Stoffen füllten.

Sieg der Bergpartei. Dieser doppelte Erfolg flößte den Girondisten großes Selbstvertrauen ein. Sie hielten sich für stark genug, die lästige Fessel der Dantonschen Bundesgenossenschaft abzustreifen. Danton war kurz zuvor aus Belgien zurückgekommen, wo er, wie uns bekannt, mit Dumouriez auf vertrautem Fuß gestanden. Als nun das Gerücht von den verräterischen Umtrieben des Generals in Paris sich verbreitete, noch ehe der wirkliche Abfall erfolgt war, und im Konvent, wie bei der Kommune und den Volksvereinen die größte Aufregung hervorrief, glaubten die Girondisten den Zeitpunkt gekommen, sich des widerwärtigen Demagogen zu entledigen. Ob sie wirklich der Meinung waren, Danton sei Mitwisser und Teilnehmer von Dumouriez' konspiratorischen Plänen, oder ob sie den Verdacht nur als Vorwand für ihre Angriffe benutzen wollten, genug, sie sprachen die „Vermutung“ aus, daß die Konventsglieder Danton und Lacroix, beide alte Genossen der Orleansschen Kameraderie, mit Dumouriez unter einer Decke spielten. Der Antrag auf Errichtung einer diktatorischen Regierungsgewalt habe nur als

Einleitung dienen sollen zu der Wiederherstellung des Königtums mit einer Dynastie Orleans. Eine Zeitlang verbiß Danton seinen Ärger über die Verdächtigungen; als sie aber immer mehr aus der Verborgenheit sich hervorwagten, als Lasource die „Vermutungen“ zu einer „förmlichen Anklage“ zusammenfaßte 1. April 1793.
und seine Kriegsrede mit den Worten schloß: „das Volk will Gerechtigkeit, lange genug hat es das Kapitol und den Thron gesehen, jetzt will es den Tarpejischen Felsen und das Schafott sehen“, da kannte auch er keine Schonung mehr. Er erklärte seinen alten Parteigenossen vom Berg, daß er wieder ganz der Ihrige sei, daß er sich lossage von den Leuten, die einst den Tyrannen dem Schwert des Gesetzes hätten entreißen wollen, und die jetzt die Frechheit hätten, ihn des Verrats zu beschuldigen, daß er gegen sie kämpfen werde bis zur Vernichtung. „Ich habe mich verschanzt in der Festung der Vernunft, ich werde ausfallen mit dem Geschütz der Wahrheit und die Frevler, die mich haben anklagen wollen, zu Staub zermalmen.“ Jubelnd begrüßten die Montagnards und die Galerien die Rückkehr des verlornen Sohnes ins Vaterhaus. Denn in dem Mann des zehnten August und der Septembertage erkannten alle Demokraten, die auf der Höhe der Revolution standen und ihr dienten, ihren Führer und Meister. In der Aufwallung seines Grimmes erneuerte er den Pakt mit den dämonischen Gewalten, die zuerst seine Gegner, dann ihn selbst und seine Freunde verschlangen. Robespierre und seine Genossen schärften nun die Waffen zum Todeskampf gegen alle, welche die Revolution in ihrem zermalmenden Lauf zu hemmen wagten. Das Revolutionstribunal erhielt die Befugnis, auf Grund einer Anklage 3. April.
des Konvents Volksvertreter, Minister und Feldherren vor sein Forum zu ziehen, gegen alle andern Verdächtigen nach eignem Ermessen einzuschreiten. Der Wohlfahrtsausschuß wurde auf neun Mitglieder vermindert, die jeden Monat 5. April.
neu gewählt, das eigentliche Regierungskollegium waren, neben dem die Minister nur eine Vollziehungsbehörde bildeten. Die Seele dieses Ausschusses der Reichswohlfahrt war Danton, in dessen Hand die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gelegt ward. Es wurden einleitende Schritte zur Bildung einer „Volksgarde“ gethan, welche alle die beweglichen Wehrmannschaften der Hauptstadt, und die harten Fäuste Maillards und Fourniers in sich aufnehmen sollte, in Wahrheit ein „Sansculottenheer“, wie es Lacroix im Übermut der Selbstironie bezeichnete. Dem Wohlfahrtsausschuß zur Seite stand der „Ausschuß der öffentlichen Sicherheit“, der sich mit den polizeilichen Anordnungen befaßte, und wie jener mehr und mehr aus der herrschenden Partei besetzt, mit immer größerer Gewalt ausgerüstet ward. Und damit nie wieder ein Restaurationsplan im Sinne Dumouriez' aufkommen könne, wurde auf Robespierres Betreiben die Verhaftung aller noch in Frankreich lebenden Bourbonen beschlossen. Dies Schicksal traf auch den ehemaligen Herzog von Orleans, den die alten Ge- 6. April 1793.
nossen Marat und Danton, die an seiner Tafel geschwelgt und von seinem Gold Nutzen gezogen hatten, nicht zu retten vermochten.

Danton und die europäische Politik.

So waren denn die Organe geschaffen oder vorbereitet, durch welche die republikanische Gewaltherrschaft im Innern und nach außen zu furchtbarer Entfaltung kommen sollte. Nicht wenig wurden die kühnen Männer des Berges dabei von der europäischen Politik begünstigt. Als die Österreicher unter dem Prinzen von Koburg ihre Stellung am Rand des großen Festungsgürtels im nördlichen Frankreich nahmen, englische und holländische Truppen in Belgien einrückten, und zugleich Custine von den Preußen durch die Pfalz in die Weißenburger Linien gejagt, als Mainz von einem deutschen Belagerungsheer unter der Führung Braunschweigs und unter den Augen des Königs Friedrich Wilhelm II. eingeschlossen ward, da hatte es den Anschein, als werde das revolutionäre Frankreich in kurzem dem Feind zur Beute fallen. Denn zugleich traten in den Provinzen die Symptome eines Bürgerkriegs hervor, in Paris wurde die Straßendemokratie der Sektionen und das Heulen des hungernden Pöbels in den Hallen immer frecher und bedrohlicher, nahmen die Sturmpetitionen gegen Verräter, Aristokraten und verdächtige Abgeordnete einen immer heftigeren Ton an. Aber um dieselbe Zeit als der Wohlfahrtsausschuß unter dem nervigen Arm Dantons nach allen Seiten zu energischer Thätigkeit ausholte, standen Österreich und Preußen wegen der uns bekannten Vergrößerungspläne auf so gespanntem Fuß, daß die Auflösung des Kriegsbundes täglich erwartet werden durfte, daß der Angriffskrieg gegen Frankreich lahm betrieben ward, und daß der preußische Heerführer, ohnedies vorsichtig und bedächtig, aus politischen Rücksichten die günstige militärische Lage unbenutzt ließ. Soll preußisches Blut geopfert werden, fragte man in der Umgebung des Königs, damit Österreich in Bayern und im Elsaß seine Eroberungsgelüste sicherer befriedigen könne, dasselbe Österreich, das in Warschau und Petersburg alle Hebel der Intrige einsetzt, um den Anteil Preußens an der polnischen Länderverteilung so klein als möglich zu machen? So ließ man den revolutionären Gegner dem Schwert entrinnen. Der König gab sich wieder ganz seinem Hang nach Genuß und Vergnügungen hin. Aus dem Hauptquartier zu Guntersblum machte er Ausflüge an die befreundeten Höfe von Zweibrücken und Darmstadt, um sich an den Festlichkeiten und Belustigungen zu ergötzen, die man ihm veranstaltete. Trotz alles diplomatischen Verdrusses, heißt es bei Sybel, loderte in dieser Frühlingsluft auf dem üppig schwellenden Boden der Pfalz, in der täglichen Erregung des kleinen Kriegs, die sinkende Lebenslust des Königs noch einmal leuchtend auf; oft genug eilte er mit kleinem Gefolge nach Frankfurt, wo eine starke Neigung sein Herz gefangen hielt, und seine Leidenschaft an zähen Hindernissen immer glühender emporwuchs. Wir wissen, wie sehr Katharina diesen Zwiespalt der deutschen Großmächte zu ihrem Vorteil zu nutzen wußte; ebenso verstand es Danton, durch politische Schachzüge und diplomatische Unterhandlungen im feindlichen Heerlager Verwickelungen zu schaffen, Mißtrauen und Rivalität zu schärfen, durch Vorschläge von Territorialveränderungen die Selbstsucht und die Begierde nach Ge-

winn zu reizen. Wird doch gemeldet, daß Danton, der im Überdruß über die innern Revolutionswirren den ganzen Rest seiner unruhigen Kraft auf das Gebiet der europäischen Händel warf, sich mit dem Gedanken getragen habe, Preußen und Bayern für Frankreich dadurch zu gewinnen, daß man die drei geistlichen Kurstaaten am Rhein zu ihren gunsten säkularisierte und die ganze Kraft des Kriegs gegen Belgien wendete. Der Minister Lebrun teilte diese Ansichten, und General Custine, welcher es mit der Gironde gehalten hatte und den Machthabern in Paris, die ihn nicht genügend unterstützt hatten, seine Unfälle im Krieg zuschrieb, lenkte in die Wege Dumouriez' ein. Wie dieser wünschte auch er eine diktatorische Regierungsgewalt, welche alle Streitkräfte von Straßburg bis Dünkirchen zu einer einzigen großen Invasionsarmee gegen die Niederlande vereinigen sollte. In dem neuen Wohlfahrtsausschuß glaubte er Gehör für seine Pläne zu finden. Danton war nicht bloß Demagog, er war auch Staatsmann von höherem Schlag, scharfsinnig genug, um einzusehen, daß er in dem zerrissenen zwieträchtigen Europa, insbesondere bei den Reichsfürsten mit einer Staatskunst im Stil des alten Regimes und mit berechnender Klugheit mehr erreichen könne als mit revolutionärem Ungestüm. Erlebte doch um dieselbe Zeit der Konvent den Triumph, daß das monarchische Schweden, von dem ein Jahr zuvor der Kriegsruf gegen die Revolution zuerst am lautesten ausgestoßen worden war, aus Haß gegen den kommerziellen Egoismus Englands durch den Baron Stael Unterhandlungen über ein Bündnis anknüpfte! Custine ließ an den Herzog von Braunschweig, der die Belagerung von Mainz schwach genug betrieb, die Aufforderung ergehen, „er solle der Friedensstifter werden für die ermattete Welt".

Aber wie hätte die fanatische Demokratie der Pariser Hallen und des Stadthauses, wie hätten die Jakobiner und die Konventsglieder des Berges in diese gewundenen Pfade und Schleichwege einlenken sollen? Gerade in diesen Tagen beantragte Robespierre unter lauter Zustimmung seiner Gesinnungsgenossen einen Zusatz zu den Menschenrechten, worin es als Pflicht aller Völker ausgesprochen war, „jeden König und Fürsten als Unterdrücker der Menschheit und Rebellen gegen die Natur auf den Tod zu bekämpfen". Wiederum standen, wie so oft in den Stürmen des letzten Jahres, zwei Tendenzen, verkörpert in zwei mächtigen Parteien, einander schroff gegenüber: Soll auf dem Weg des revolutionären Terrorismus fortgefahren oder der Weg der Transaktionen mit dem Ausland und mit den gemäßigten Elementen des Inlandes betreten werden? Aber bereits hatte die republikanische Regierung das erstere System in Aktion gesetzt, den Jakobinern und ihren Organen in der Hauptstadt und in den Provinzen das Feld überlassen. Wir wissen, daß zweiundachtzig Konventskommissare ausgesandt worden, um die Anwerbung freiwilliger Krieger, die nicht recht vorwärts ging, mehr in Fluß zu bringen, und zugleich mit Hilfe der Jakobinerklubs das Regiment allenthalben in die Hände republikanischer Fanatiker und Anarchisten zu legen. Wir werden bald erfahren, welche Bewegungen

Demokratische Ziele.

24. April 1793.

die Gewaltschritte dieser Werkzeuge des Berges in den Städten und Landschaften des Südens und Westens hervorriefen. Die Rekrutierungen wurden auf dem Zwangsweg durchgeführt und zugleich zu Parteizwecken benutzt. Während man die für den Krieg bestimmten Mannschaften vorzugsweise aus den mittleren Klassen aushob und sie in Eile notdürftig ausgerüstet nach den Grenzen schickte, wurden aus den Proletariern Kommunalgarden gebildet, welche den Konventskommissarien wie den von ihnen eingesetzten republikanischen Amtleuten und Polizeibehörden als Leibwache und Schutzmannschaft dienten; mit ihrer Hilfe wurden dann die Gefängnisse mit offenen oder verdächtigen Gegnern der Revolution, mit sogenannten Aristokraten, Wucherern und Freiheitsfeinden gefüllt. Bald ging man weiter. In Montpellier hatte der radikale Gemeinderat die Ausrüstung einer Bürgergarde zur Abwehr des Feindes von dem Stadtgebiet angeordnet und die Kosten dafür durch eine Zwangsanleihe auf die Reichen aufgebracht, ein Verfahren, das von dem Konvent als „patriotische That" gerühmt und anerkannt ward. Dieses Beispiel einer Ausbeutung der Wohlhabenden zu gunsten der Proletarier fand bald allenthalben Nachahmung und gab Veranlassung zu tausenderlei Eingriffen in das Privateigentum, zu einem wahren Raubsystem gegen alle „Aristokraten, Gemäßigten, Aufkäufer und Egoisten". Vor allem nahm sich die Pariser Kommune das Beispiel von Montpellier zum Muster. Hatte man dort für die Ausrüstung von fünftausend Patrioten eine Zwangsanleihe von fünf Millionen ausgeschrieben, so schien es nicht mehr als billig, daß der hauptstädtische Stadtrat nach dem Beschluß, zwölftausend Pariser Kommunalgarden wider die aufständische Vendee zu schicken, eine Zwangsanleihe in der Höhe von zwölf Millionen den reicheren Mitbürgern auferlegte. Zugleich wurde auch hier die Aushebung zumeist aus den mittleren Ständen bewerkstelligt, damit Maillards und Fourniers Sansculottenbanden das Feld allein behaupteten.

Die Gironde u. die Maratisten im Kampf.

Die Gefährdung von Leben und Eigentum schreckte die Bürgerklasse aus ihrer Trägheit auf. Sie beteiligte sich eifriger an den Sektionsversammlungen und setzte der Tyrannei des Stadtrats und der Straßendemokratie einen entschlossenen Widerstand entgegen. Dies gab den Girondisten und den Halben, Feigen oder Unschlüssigen, die sich jeder herrschenden Faktion beugten, den Mut, der Bergpartei mit mehr Entschiedenheit entgegenzutreten. Gingen doch die Ansprüche des Gemeinderats an die Staatskasse zur Ernährung des müßigen Pöbels von Paris immer weiter. Und wieviel man auch den „hungernden Patrioten" in den Rachen warf, es reichte alles nicht hin. Der Ruf nach niedrigen Zwangspreisen für die täglichen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung, nach Bestrafung der Wucherer und Aufkäufer, denen man die Not schuld gab, nach einem dem Metallgeld gleichkommenden Zwangskurs der Assignaten wurde immer lauter: man hörte Demagogen beweisen, daß die Früchte der Erde ebenso wie Luft und Wasser den Menschen gemeinsam seien. Es war begreiflich, daß

bei dieser unerträglichen Gewaltherrschaft der Pariser Kommune die Girondisten auf den alten Gedanken zurückkamen, man sollte Frankreich in einen republikanischen Föderativstaat nach amerikanischem Muster umwandeln, um das Unheil der Zentralisation abzuwenden. — Aber stimmte denn dieser Gedanke nicht mit den Zerstückelungsplänen der Feinde, nicht mit den Restaurationsideen Dumouriez' und Custines überein? Wir wissen, daß die Gironde den konspiratorischen Umtrieben ihres frühern Genossen ganz fern stand, daß sie vielmehr Danton der Teilnahme beschuldigt und sich dadurch dessen Feindschaft zugezogen hatte; jetzt aber wurde dieselbe Beschuldigung ihnen selbst ins Gesicht geschleudert. Maillard sammelte eine Schar um sich, die er „Verteidiger der unteilbaren Republik" nannte; die Kommune schickte eine Adresse ein, in der die Ausschließung (15. April 1793.) von zweiundzwanzig Abgeordneten gefordert ward, weil sie als Mitschuldige an dem Landesverrat Dumouriez' „das Gesetz ihrer Wähler gebrochen hätten". Unter den Genannten waren die Wortführer und Häupter der Gironde. Robespierre gründete darauf den Antrag, man solle Roland und alle des Einverständnisses mit Dumouriez verdächtigen Konventsglieder vor das Revolutionstribunal stellen. Durch die siegreiche Beredsamkeit Vergniauds wurde dieser erste Sturm abgeschlagen. Davon nahmen die Girondisten den Anlaß, ihrem heftigsten Gegner Marat zu Leibe zu gehen. Als nämlich kurz nachher dieser gemeine Demagog die Pariser Kommune, der man die bisherige Unterstützung aus der Staatskasse entzogen, zum Aufstand gegen die Republik und zur Selbsthilfe gegen die Urheber der Teurung aufforderte, setzte die Mehrheit des Konvents den Beschluß durch, daß der demokratische Wüterich wegen Aufruhr angeklagt und vor das Revolutionstribunal gestellt werde. Es war ein Schlag in die Luft, der ihrer eignen Sache schadete. Marat wurde von dem Gericht (24. April.) freigesprochen, worauf die „Bürger und Bürgerinnen", die draußen auf das Urteil gewartet, ihren Abgott mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt im Triumph nach dem Konvent zurücktrugen. Von der Zeit an häuften sich die tumultuarischen Auftritte in den Straßen und Hallen, die Aufwiegelungen in den Sektionsversammlungen und Klubs. Auf Marats Vorschlag wurde ein Insurrektionsausschuß eingesetzt, der in dem bischöflichen Palast seine Beratungen hielt. In diesen Regionen hatten die Girondisten keinen Boden; „sie wollten nicht herabsteigen in die Arena der Gassendemagogie, sie verachteten den Pöbel, der jetzt Herr geworden, und wollten sich nicht gemein machen mit den Künsten, die hier allein verfingen. Die Rednerbühne war ihre Domäne". So oft sie sich auch von der Wucht des Berges zu Maßregeln forttreiben ließen, die Recht und Eigentum, Sitte und Sicherheit in Gefahr setzten, wie am 2. Mai, (2. Mai 1793.) als sie in das von den Demokraten so laut geforderte Maximum des Kornpreises willigten, immerhin bildeten sie in der Versammlung eine geschlossene Phalanx gegen die wilde Demokratie und gegen die Tyrannei der Ochlokratie. Gerade deshalb beschloß die Bergpartei ihren Untergang.

Danton von den Girondisten zurückgestoßen.

Nichts war den Republikanern vom Schlage Robespierres mehr zuwider als ein Stillestehen auf der Bahn der Revolution, oder ein Einlenken in die alten gesellschaftlichen Ordnungen. Nach ihrem radikalen Doktrinarismus war ein Zustand der Freiheit und Gleichheit, eine Durchführung der Menschenrechte nur möglich nach Vernichtung aller überlieferten Lebensformen und Rechtssatzungen. Die Männer des Berges, die mit furchtbarer logischer Konsequenz die Prinzipien der Revolution zunächst in Frankreich fest begründen und dann über die Welt tragen wollten, hegten tiefen Groll gegen die Gironde, die mit ihrem oratorischen Pomp die Gemäßigten und Halben blendete, jede rasche Aktion hemmte oder in ihrer folgerichtigen Durchführung abschwächte, die Mittelklassen in ihrer Opposition gegen die jakobinischen Sansculotten bestärkte und mit den auswärtigen Mächten sich in Unterhandlungen einließ, woraus Umsturzpläne und landesverräterische Umtriebe hervorgingen. Solange ein Brissot, Vergniaud, Gensonné, und wie die Virtuosen der Zunge alle hießen, die Versammlung beherrschten, war nach der Meinung der Montagnards und der radikalen Jakobiner der Strom der Revolution gesperrt. Danton wollte das Verderben von den Bedrohten abwenden; wir wissen ja, daß er selbst damals mit politischen Transaktionen umging; dazu bedurfte es aber eines guten Willens und entgegenkommenden Vertrauens. Bei einem schwelgerischen Mahl, zu dem er selbst und seine Freunde mit den Häuptern der Gironde in den Lustgärten von Meaux sich zusammenfanden, wollte er sich mit ihnen verständigen. Aber gerade damals fühlte sich die Partei stärker als je; betrachtete sie sich doch als das Zentrum der bürgerlichen Opposition, die infolge des jakobinischen Terrorismus in Paris wie in den Provinzen lebhaft hervortrat. Diese Stellung fürchteten die Girondisten einzubüßen, wenn sie sich mit dem Führer der Septembermörder in ein Bündnis einließen. Sie stießen daher zum zweitenmal die Hand zurück, die sie allein noch vom Untergang hätte retten können: denn wo der gewaltige Mann mit seiner Kohorte sich hinwandte, gab er in der Regel den Ausschlag. Fortan gehörten Danton und seine Genossen im Wohlfahrtsausschuß wieder ganz dem Berg an. Das war die Tragik seines Geschicks, daß der blutige Schatten seiner vergangenen Frevel auch ihn in den Momenten verfolgte, wo er wieder in die Bahnen des Rechts einlenken, sich von den Mordgesellen abwenden wollte. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Ende April.

Die Montagnards u. die Kommune gegen die Girondisten.

In einer nächtlichen Zusammenkunft zu Charenton verschwor sich Danton mit Robespierre, Pache, Marat zum Untergang der Girondisten. Die Wiederholung eines zehnten August schien der geeignetste Weg, da auf diese Weise die Blutschuld eines Massenmords vermieden und die Freveltthat wieder in die Formen eines Rechtsverfahrens gehüllt, wieder mit der Autorität von Gesetz und Obrigkeit gedeckt werden konnte. Dazu bedurfte man der Beihilfe des Gemeinderats. Auf sein Zuthun stellten sich die bewaffneten Sansculottenhaufen der Vorstädte auf ihren Sammelplätzen auf und setzten durch tumultuarisches

Treiben, durch Drohen und Einschüchtern die städtische Bevölkerung in Aufregung und Furcht. Daß dem wüsten anarchischen Treiben ein Komplott zu Grunde liege, blieb den Girondisten kein Geheimnis. Sie suchten daher dem Plan ihrer Gegner zuvorzukommen und die Absichten der „Patrioten" zu vereiteln. Nach einer Rede, worin die Vorgänge in der englischen Revolution kurz vor Cromwells Protektorat als Illustration der Gegenwart vorgeführt wurden, stellte Guadet den Antrag, daß der Stadtrat von Paris aufgehoben und durch die Vorstände 18. Mai 1793. der Sektionen ersetzt werde. Wir erinnern uns, daß seit der beabsichtigten Zwangsanleihe die Sektionsversammlungen mehr von den Leuten des Mittelstandes besucht waren, mithin als die gesetzlichen Vertreter der Gemeinde gelten konnten. Damit wäre der Gegenkonvent auf dem Stadthaus gefallen, dem Berg sein starker Rückhalt genommen worden. Aber Barère, der schlangenkluge Vermittler der Parteien, wußte durch eine geschickte Finte den scharfen Streich von dem Haupt der Montagnards abzuwenden, indem er Guadets schneidenden Vorschlag dahin abschwächte, der Konvent möge eine Kommission von zwölf Mitgliedern zur Prüfung der von dem Stadtrat neuerlich gefaßten Beschlüsse aufstellen. Der Antrag wurde von der Mehrheit angenommen mit der von der Gironde begehrten Erweiterung, daß sich die Nachforschungen auf alle konspiratorischen Umtriebe, deren sich der Pariser Stadtrat seit einem Monat schuldig gemacht, erstrecken sollten. Bei der Wahl des Ausschusses waren die Girondisten im Vorteil.

Die Zwölfe machten sich sofort an die Arbeit. Auf Grund von Aktenstücken, Der Zwölfer-Ausschuß. die auf dem Stadthaus in ihre Hände kamen, griffen sie energisch ein: sie verboten die nächtlichen Sektionsversammlungen, setzten einige jakobinische Beamte ab, und ließen den Journalisten und Stadtbeamten Hebert, den Liebling der Straßendemokratie, nebst einigen andern Aufwieglern und Unruhstiftern als Urheber der Tumulte und Mordpläne verhaften. Die Montagnards und ihre Genossen in den Klubs und bei der Kommune gerieten in Schrecken; die ganze radikale Partei war ins Herz getroffen, wenn die konspiratorischen Anschläge deren Mitwisser Hebert war, zu Tage kamen. Und wie, wenn aus den aufständischen Städten des Südens und Westens Nationalgarden gen Paris zögen, um den Konvent der Gewaltherrschaft der Anarchisten zu entreißen? Die „Patrioten" des Stadthauses und der Insurrektionsausschuß in der bischöflichen Residenz setzten daher alle Hebel in Bewegung, um bei den Sektionen eine Sturmpetition zu erzielen, in welcher die Freilassung Heberts, des „ausgezeichneten Bürgers" und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses begehrt ward. Der Präsident der 25. Mai 1793. Versammlung, Isnard, gab in seiner Antwort zu verstehen, daß wenn die Kommune fortfahre dem Konvent durch tumultuarische Auftritte Gewalt anzuthun, Paris die Rache Frankreichs fühlen und aus der Zahl der Städte verschwinden würde. Diese versteckte Drohung reizte die Anarchisten zu neuer Wut. Tag und Nacht waren die Versammlungshäuser der Klubs und der Sektionen gefüllt; alles trug Waffen, der Konvent und das Stadthaus glichen dem Hauptquartier

eines Lagers. In den Tuilerien, wo seit der Einführung der Republik die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, war man mehrmals dem offenen Faustkampf nahe. Immer lauter tobte die Volkswut gegen den Zwölfer-Ausschuß, die „Dezemvirn", wie man die Kommission in Erinnerung an die Aristokraten-
27. Mai. tyrannei des alten Rom bezeichnete. Am 27. Mai wurde durch die Majorität der Versammlung infolge der Pression des Berges und der Volkshaufen, welche außen und innen ihre Meinung deutlich genug vernehmen ließen, die Freigebung Heberts und die Auflösung des Zwölfer-Ausschusses beschlossen, denn, wie Dantons Freund Herault de Sechelles sagte, die Gewalt des Volks und die Gewalt
28. Mai. der Vernunft sei eins und dasselbe. Aber am andern Tag schämte man sich der Schwäche; bei einer neuen Abstimmung wurde der Beschluß der vorhergegangenen Sitzung widerufen und das Fortbestehen des Zwölfer-Ausschusses angenommen. Doch wagte man nicht, auch die Wiederverhaftung der bereits in Freiheit gesetzten Demagogen, insbesondere Heberts zu beschließen. Man ließ die Thatsache „vorläufig" auf sich beruhen.

Der Konvent von Pöbelhaufen bedrängt. 31. Mai. Es war ein schwacher Sieg der Ordnungspartei, der aber bei der herrschenden Gärung in den Provinzen dennoch wichtige Folgen haben und der ochlokratischen Tyrannei ein Ende machen konnte. Darum wurden alle Organe der Demokratie in Bewegung gesetzt, um durch einen Hauptschlag wie am 10. August „die Republik zu retten". Selbst der Plan eines Massenmords durch offene Gewalt wurde in Erwägung gezogen, doch kam man im bischöflichen Palast, wo sich die Häupter der Demokratie als „Empörungsrat" oder revolutionärer Zentralausschuß konstituiert hatten, auf den in Charenton vereinbarten Plan zurück. Der Konvent selber sollte dahin gebracht werden, auf Grund einer Petition der Kommune die Anklage und Verhaftung von vierunddreißig girondistischen Deputierten, darunter alle Mitglieder des Zwölfer-Ausschusses und die Minister Roland, Clavière und Lebrun, zu beschließen. Das übrige würde sich dann von selbst ergeben. Nun wurden alle Vorkehrungen zu dem großen Aufstand getroffen, der mit einer Sturmpetition des Gemeinderats gegen die Zwölfer-Kommission
31. Mai, 1. 2. Juni 1793. begann, drei volle Tage dauerte und mit der Verhaftung der Girondehäupter seinen Abschluß fand. Nachdem der Gemeinderat sich durch Kommissare der Sektionen verstärkt hatte, welche als Vertreter des souveränen Volks mit unbedingter Machtvollkommenheit ausgerüstet waren, ernannte er den gebrandmarkten Henriot, der früher Lakai, dann Schleichhändler, zuletzt Polizeispion gewesen und wegen Diebereien gerichtlich verfolgt worden war, zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde oder vielmehr der aus dem Abhub der hauptstädtischen Bevölkerung gebildeten Sansculottenbanden, und brachte durch den Donner der Lärmkanonen und das Dröhnen der Sturmglocken den ganzen Pariser Pöbel auf die Beine. Von früher Morgenstunde an umlagerten Maillards Proletarierrotten, denen man einen Tagesold von zwei Frank versprochen, und die zu einem „Amazonenbataillon" vereinigten greulichen Weiber der Halle das Tuile-

rienschloß, so daß die Abgeordneten sich mühsam ihren Weg in den Sitzungssaal erkämpfen mußten. Nach dem Verlesen der Adresse des Stadtrats verlangten die Montagnards, unterstützt von der tobenden Menge auf den Galerien, daß man dem Willen des Volks willfahre. Die Kommission, bewies Danton, sei nur eingesetzt worden, um die Energie des Volks zu lähmen und eine Politik feiger Mäßigung zu begründen, welche die Republik den Tyrannen und Aristokraten preisgeben würde. Die Zwölf, welche drei Stunden lang unter dem lauten Getümmel vergebens sich zu verteidigen suchten, wichen dem Sturm und gaben ihre Vollmacht an den Wohlfahrtsausschuß ab, der um mehrere Mitglieder aus den Reihen der Dantonisten vermehrt worden war. Einen weitern Sieg vermochte jedoch an diesem Tag die Bergpartei nicht zu erlangen. Der heimtückische Versuch Henriots, einige für den Konvent günstig gesinnte Sektionen durch die Bataillone der Antonsvorstadt entwaffnen zu lassen, weil jene, wie er lügnerisch vorgab, eine royalistische Gegenrevolution im Schilde führten, schlug fehl. Als sich die Vorstädter von der republikanischen Gesinnung der im Palais Royal aufgestellten Bürgersoldaten überzeugten, schlossen sie Brüderschaft mit denselben und zogen nach Haus.

Auf dem Rathaus ließ man jedoch den Mut nicht sinken. Was heute nicht erreicht worden, kann morgen geschehen. Während der Nacht und am folgenden Tag ließ der revolutionäre Zentralausschuß im Verein mit Hebert und den Demagogen des Stadthauses unter den Sektionen, die im Verdacht reaktionärer Gesinnung standen, massenhafte Verhaftungen vornehmen, und sandte an die 12,000 Mann Pariser Nationalgarden, die unter Santerre bei Courbevoie standen im Begriff nach der Vendee zu ziehen, heimlich Eilboten, daß sie den Abmarsch verschieben und nach der Stadt zurückkehren sollten. Am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, gab Marat selbst vom Turm des Stadthauses das Zeichen zum Läuten der Sturmglocken. Die Aufstandskommission im Bischofgebäude war in voller Thätigkeit. Aus allen Stadtteilen von Paris setzten sich die bewaffneten Scharen in Bewegung nach den Tuilerien. Der Verkehr nach außen wurde vollständig abgeschlossen. In kurzem war das Tuilerienschloß von einer zahllosen Menschenmasse umstellt, so daß der Konvent wie in einer belagerten Festung tagte. Eine Deputation des Stadthauses überbrachte eine Bittschrift, worin die Verhaftung von siebenundzwanzig mit Namen aufgeführten Deputierten wegen volksverräterischer Gesinnung verlangt ward. Während man in furchtbarer Erregung unter dem Toben der Galerien darüber beriet, welchen Beschluß man fassen sollte, ob man, wie Barère beantragte, eine Kommission zur sofortigen Berichterstattung wähle oder die bezeichneten Mitglieder zum freiwilligen Austreten auffordere, ließ Henriot die äußern Zugänge durch die Bataillone von Courbevoie absperren und die Thüren und Treppen von Bewaffneten besetzen mit der Weisung, keine Konventsglieder oder Minister aus dem Hause zu lassen, bis die von der Kommune geächteten Abgeordneten ausgeliefert wären.

Das Tuilerienschloß von Henriot belagert. 1. Juni 1793.

2. Juni.

Den freiwilligen Austritt verwarfen die Bedrohten mit mannhaftem Mut. Sie wollten, wie die römischen Senatoren im Gallierkrieg, auf ihren Sitzen bis zum Tod ausharren. Was Geist und Witz, was Mut und sittliche Überlegenheit über die rohen Massen vermochte, urteilt Häusser, das haben die Girondisten am 2. Juni geleistet; es war ihr Ehrentag. Aber vergebens boten Lanjuinais, Barbaroux, Vergniaud und andre Wortführer die ganze Kraft ihrer Beredsamkeit auf, um die Gefahren zu schildern, wenn der Konvent seine Würde und Majestät nicht mehr zu wahren vermöchte und sich in Schwäche dem Terrorismus der Kommune beuge; der Pöbel, von der Bergpartei ermutigt, drängte sich in den Saal sowie auf die Galerien, und verlangte mit wildem Toben und Geschrei seine Opfer. Von den Gängen hörte man das Dröhnen der Volksmassen und das Klirren der Waffen. Lacroix wollte den Saal verlassen, wurde aber, obwohl zu den Freunden Dantons gehörend, an der Thür zurückgewiesen. „Der Konvent ist nicht mehr frei“, hörte man viele Stimmen rufen. Da stellte Barère den Antrag, die Versammlung solle, um die Wahrheit zu erproben, in Masse den Sitzungssaal verlassen. Alsbald setzten sich die Deputierten in Bewegung, an ihrer Spitze der Präsident des Tages, Herault de Sechelles, und schritten dem Ausgang zu; nur etwa hundert Montagnards blieben sitzen. Als der Zug den Haupteingang erreichte, wurde er von dem angetrunkenen Henriot angehalten und mit groben Reden zurückgewiesen. Unter dem Hohngelächter der Bergpartei nahmen sie ihre Sitze wieder ein. Couthon bestieg die Rednerbühne und stellte den Antrag, der Konvent, der sich nun überzeugt habe, daß das Volk ihn ehre und ihm vertraue, möge auch dem Willen desselben willfahren. Darauf wurde die Liste, welche Marat und einige andre Montagnards mittlerweile revidiert hatten, vorgelesen und mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die bezeichneten Mitglieder, zweiunddreißig an Zahl, in Haft genommen werden sollten. Es waren die namhaftesten Häupter der Girondistenpartei.

Ausgang der Girondisten. Danton wollte die Männer, welche dem energischen Fortgang der Revolution so viele Hindernisse in den Weg legten, aus dem Konvent entfernen, nicht aber ihr Leben gefährden. Darum bewirkte er, daß man nur eine gelinde Strafe über sie verhängte. Sie sollten in anständigem Hausarrest unter polizeilicher Aufsicht gehalten werden. Aber wie lange ließ sich das Rad, einmal ins Rollen gesetzt, in seinem verhängnisvollen Lauf hemmen? Eine Anzahl der Verhafteten, unter ihnen Brissot, Roland, Barbaroux, Buzot, Gorsas, Guadet, Grangeneuve, Pétion, entzogen sich ihren Wächtern und entflohen nach der Normandie, nach der Bretagne, in die Städte des Südens, wo sie durch ihre Schilderungen von der in Paris herrschenden Demokratentyrannei die bereits im Aufstand begriffenen Mittelklassen zum Kampf gegen die Jakobiner anfeuerten. Sie beschleunigten jedoch dadurch nur ihren eignen Untergang. Wir werden bald erfahren, welches Ende mit Schrecken die Empörungsversuche nahmen. Die agitatorische Thätigkeit, welche mehrere Girondisten dabei entwickelten, gab dem Wohlfahrtsaus-

schuß den willkommenen Vorwand, die ganze Partei vollends zu verderben. Alle deren man habhaft werden konnte, einundzwanzig an der Zahl, wurden vor das Revolutionsgericht gestellt und des Royalismus angeklagt. Noch einmal entfalteten bei dieser Gelegenheit Vergniaud, Guadet, Brissot u. a. die ganze Macht ihrer Beredsamkeit, weniger um sich selbst zu verteidigen, da sie ihr Schicksal voraussahen, als um ihren Gegnern den Spiegel ihrer eignen Niedrigkeit und Schmach vorzuhalten; sie wurden sämtlich zum Tod verurteilt und hin- 31. Okt. 1793. gerichtet.

Auch die übrigen, die von dieser Katastrophe nicht betroffen wurden, starben im Lauf der nächsten Monate eines gewaltsamen Todes, Barbaroux in Bordeaux durch 25. Juni 1794. die Guillotine, andre wie Roland, Pétion, Buzot, Condorcet, Rebecqui durch Selbstmord. Frau Roland, beschuldigt mit den Geflüchteten konspiratorische Verbindungen unterhalten zu haben, wurde ins Gefängnis geführt, wo sie ihre Denkwürdigkeiten, oder wie sie die Schrift nannte, ihren „Appell an die Nachwelt“ verfaßte. Von dem Revolutionstribunal verurteilt, legte sie ihr Haupt mutig unter die Guillotine. „Sie 8. Nov. 1793. hatte kein andres Gefühl mehr, als daß Kerker und Schafott der Weg zur Befreiung und seliger Ruhe sei, und ging nicht bloß mit mutiger Fassung, sondern mit strahlender Freude zum Tode.“ Auf die Nachricht von ihrem Tod stürzte sich ihr Gemahl in Rouen nach alter Römerweise in sein Schwert. Pétions und Buzots Leichname 15. Nov. wurden in einem Getreidefeld bei St.-Emilion aufgefunden, halb verwest und von Wölfen angefressen. Condorcet fand bei einer edlen Frau, Madame Vernet, ein heimliches Asyl. Als er aber durch die öffentlichen Blätter erfuhr, daß die Aufnahme von Geächteten mit Todesstrafe verboten war, verließ er den Zufluchtsort, um die großmütige Dame nicht in Gefahr zu bringen, und ging verkleidet nach Paris. Er irrte einige Zeit umher, bis er als Verdächtiger angehalten und in ein Gefängnis gebracht ward. Dort fand man ihn am 28. März 1794 tot auf dem Boden liegend, wahrscheinlich infolge einer Vergiftung. Fast alle Girondisten starben in jungen Jahren; ihr politisches Leben war ein beständiger Fieberzustand, welcher der Natur nach nicht von Dauer sein konnte.

II. Schreckensherrschaft und Weltkrieg.

1. Tyrannei der Jakobiner.

Es ist eine alte Legende französischer Geschichtschreibung, und die Jakobiner Frankreichs Lage nach dem zweiten Juni. haben sie zu ihrer eignen Rechtfertigung eifrig verbreitet und zu einem Glaubenssatz erhoben, daß erst durch die Ausstoßung der gemäßigten redegewandten Girondisten dem Konvent die einheitliche Kraft und Energie eingehaucht worden, welche die Rettung Frankreichs von den äußern und innern Feinden möglich gemacht habe, daß nur durch die von der Bergpartei organisierte Schreckensherrschaft die Gefahr abgewendet worden, von der damals die Existenz der Nation und des Reichs bedroht gewesen. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Terrorismus zur Entfesselung der Volkskraft wesentlich beigetragen, daß die Begeisterung für die Ideen der Revolution in vieler Herzen Kampflust und kriegeri-

schen Aufschwung erzeugt; allein der Gewaltstreich vom 2. Juni und das jakobinische Schreckensregiment, die im Innern den Bürgerkrieg entzündeten, die Grenzlande dem äußern Feind bloßstellten und einem Heer von 200,000 Mann den Weg nach Paris öffneten, hätten Frankreich schwerlich vor einer Gegenrevolution bewahrt, hätten schwerlich die Behauptung gerechtfertigt, die Entfesselung der revolutionären Gewalt habe wie mit einem Zauberschlag Heere und Offiziere, Waffen und Vorräte aus der Erde gestampft: wäre die Koalition einiger und entschlossener vorgegangen, hätten die Verbündeten, statt eigensüchtige Mißtrauen erweckende Zwecke zu verfolgen, den innern Gegnern der Republikaner die Hand zum Bund gereicht, die bürgerliche Opposition kräftig unterstützt, und wäre nicht aus dem Schoß der Terroristen ein organisatorisches Talent von militärischer Einsicht und schöpferischer Kraft hervorgegangen, das unbekümmert um die Politik mit selbstloser Hingebung für das Wohl des Vaterlandes seine ganze Persönlichkeit einsetzte. Denn die nächste Zeit nach dem Sturz der Gironde bot ein trostloses Bild von Anarchie und Zerfahrenheit. Während im Schoß des Konvents die Bergpartei ihren Sieg benutzte, um durch Einschüchterung der Gemäßigten, Furchtsamen und Schwachen die unbestrittene Herrschaft in der Versammlung zu erlangen, das Ministerium mit Demokraten reinen Schlags zu besetzen, und in Übereinstimmung mit dem Stadtrat und den Führern der hauptstädtischen Wehrmannschaften in der Pariser Kommune die Herrschaft der Ochlokratie zum vollen Ausdruck zu bringen, während die Montagnards mit der Verhaftung von Verdächtigen fortfuhren, und zugleich durch Zwangsbesteuerung der Reichen, durch Festsetzung eines Maximum der Korn- und Lebensmittelpreise, durch Armenernährung und andre in das Eigentum eingreifende Maßregeln dem Sansculottenschwarm und den „harten Fäusten“ der Proletarier ihren Dank abtrugen für die militärische Tyrannei der drei Tage, während sie durch einen Ausschuß unter dem Vorsitz von Herault de Sechelles eine neue demokratisch-republikanische Verfassung mit Erweiterung der Menschenrechte zu gunsten der untern Volksklassen und ihrer Ansprüche auf Unterstützung an die Staatsgesellschaft ausarbeiten ließen: währenddessen waren in den Landschaften und Städten des Westens und Südens heftige bürgerliche Kämpfe ausgebrochen und am Rhein und in den nördlichen Grenzgebieten machten die feindlichen Heere bedenkliche Fortschritte. Von allen Seiten langten Hiobsposten bei dem Konvent an. In Mainz war das französische Besatzungsheer in der höchsten Bedrängnis, die Grenzfestungen Condé und Valenciennes waren dem Fall nahe; der Westen und Süden standen, seit die entflohenen Girondisten das Feuer schürten, im offenen Aufruhr gegen den jakobinischen Radikalismus und das anarchische Treiben der Pariser Kommune; besonders glühten die Bordelesen von Rachgier über die ihren Abgeordneten zugefügte Schmach. Sogar in Paris waren einige Sektionen in rückläufiger Bewegung begriffen: „Allerorten,“ rief Hebert auf dem Rathaus aus, „ist die Gesinnung schlecht, allerorten haben wir

die Keime der Reaktion zu zermalmen.“ Selbst im Konvent ließen sich Stimmen hören für Einlenken auf versöhnlichere Bahnen, für Herstellung der noch in Haft befindlichen Glieder der Gironde in ihre Parlamentssitze.

Wenn diese Lage andauerte, die Unzufriedenheit mit dem republikanischen Unwesen sich weiter verbreitete, waren die Häupter der Demokratie verloren; um ihrer eignen Existenz willen mußten sie auf dem betretenen Weg fortschreiten, durch Schrecken jeden Widerstand niederschlagen, den revolutionären Geist in der Nation lebendig erhalten. Dies war nur möglich, wenn der Wohlfahrtsausschuß mit lauter zuverlässigen, vor keiner Gewaltthat zurückbebenden Jakobinern besetzt und mit absoluter Machtfülle ausgerüstet war. Danton und seine nächsten Gesinnungsgenossen schienen dafür nicht volle Bürgschaft zu bieten: wir wissen, daß der Volkstribun, mochte er immerhin in den Momenten der Aufwallung und revolutionären Leidenschaft wie ein gereizter Löwe wüten, doch auch wieder zu Transaktionen, zu Maßregeln der Versöhnung und Handreichung geneigt war. Wie oft hatte er den Girondisten sein Bündnis angeboten, und auch jetzt wieder legte er eine verdächtige Mäßigung an den Tag. Er und seine Freunde wurden daher bei der Erneuerung des Wohlfahrtsausschusses übergangen und durch Geschöpfe Robespierres ersetzt, bis dieser einige Tage nachher selbst Besitz von der höchsten Regierungsgewalt ergriff, die er dann bis zu seinem Sturz in Händen behielt. Mit diesem jakobinischen Staatsstreich vom 10. Juli kam ein System zur Geltung, dessen Zweck war „unbedingte Unterwerfung des Landes, vollständige Vertilgung der Gegner, rückhaltloser Krieg gegen Europa“, ein System des Schreckens, der Gewaltthat, der Ermordung und Hinrichtungen, der Vernichtung der höhern und mittlern Stände durch eine blutdürstige Pöbelherrschaft.

Diktatorische Gewalt des Wohlfahrtsausschusses.

10. Juli 1793.

Die Seele dieser republikanischen Regierung, die nunmehr wie ein Pandämonium der Hölle das französische Volk das volle Maß der Leiden, Qualen und Pein empfinden ließ, war Robespierre, der trockene Verstandesmensch und verneinende Doktrinär mit der kleinen Seele und dem boshaften Herzen, der uns aus frühern Darstellungen hinlänglich bekannt ist, und der jetzt den Gipfel seiner Macht und seines Ehrgeizes erreichte. Solange gewaltigere Geister die Fäden der Revolution lenkten, stand der einseitige Apostel des Rousseauschen Gesellschaftsvertrags, dem jede Spur von Genialität und schwungvoller Phantasie, alle Begeisterung und hinreißende Beredsamkeit mangelte, weit zurück, und in allen ereignisvollen Stunden, die Mut erheischten oder Gefahr bringen konnten, hielt er sich in vorsichtiger Verborgenheit; aber er hatte die Macht des folgerichtigen Denkens und Handelns für sich, er blieb sich immer gleich und imponierte durch die Konsequenz und Logik seines Gedankenganges den mittelmäßigen Naturen von beschränktem Gesichtskreis. Er ließ sich nie durch leidenschaftliche Aufregung fortreißen und lauerte auf jede Blöße des Gegners, um im günstigen Augenblick denselben zu fassen. „In den schleichenden scheinheiligen Reden, die alle überfließen von giftiger Anklage, Verleumdung und Verdächtigung, wird man erinnert an etwas, was der Hyäne gleicht, die ihr Opfer langsam umkreist und dann plötzlich auf die sichere Beute losstürzt.“ Es wurde schon früher bemerkt, wie selbstgefällig er sich mit dem Ruf der Tugend und Sittenstrenge brüstete; einfach, mäßig und nüchtern in seiner

Robespierre und Marat.

Lebensweise, verstand er es, den Schein eines Heiligen zu bewahren, wenngleich Näherstehende auch bei ihm von „Orgien" zu erzählen wußten. — Von ganz andrer Art war der Mann, den wir als Herrscher im Reich der demokratischen Presse kennen gelernt haben, **Marat**. Plebejisch in seiner ganzen Erscheinung, von cynischer Unverschämtheit, dabei genußsüchtig und sittenlos, war er selbst seinen jakobinischen Freunden häufig zur Last, wenn sie gleich seine journalistischen Talente für ihre Zwecke gebrauchten. Er war mit der Macht des Pöbels emporgekommen, weil er in seiner grenzenlosen Selbstüberhebung die Fähigkeit besaß, alles was sonst für verrückt und ruchlos gegolten, Todschlag der politischen Gegner, Raub des fremden Eigentums, Meuterei der Soldaten gegen ihre Offiziere, mit voller Ehrlichkeit und Unbefangenheit als das gute Recht des Volks zu fordern. Es wird ihm nachgesagt, er habe von dem Geld, das ihm die Revolution eingebracht, sich ein eignes Haus angeschafft und kostbar eingerichtet; dort in der Straße der Medizin-Schule habe er mit einer Mätresse üppig und in Genuß schwelgend gelebt, eine Angabe, die von Louis Blanc mit schwachen Gründen in Abrede gestellt wird.

Marats Ermordung durch Charlotte Corday.

Aber Marats Wirksamkeit ging ihrem Ende zu. Gerade in dem Augenblick, wo der Terrorismus, dem er sein Leben lang das Wort geredet, zur Herrschaft kam, fand er einen unerwarteten Tod. Ein Mädchen aus Caen, Charlotte Corday, jung, schön und schwärmerisch begeistert für ideale Freiheit wie Frau Roland, war durch die Reden Barbaroux, und andrer flüchtigen Girondisten von Haß erfüllt worden gegen die Pariser Schreckensmänner, und hatte sich aufgemacht, um die Welt von dem Scheusal zu befreien, in dem sie den Haupturheber der Frevelthaten erblickte, während er doch nur ein Werkzeug in den Händen kälterer und klügerer Führer war. Unter dem Vorgeben, Enthüllungen über die Umtriebe in der Bretagne machen zu wollen, erhielt sie Zutritt
13. Juli 1793. bei dem Volksmann, der gerade ein Bad nahm, und ermordete ihn mit einem Dolchstoß. Diese That, „die etwas von der Größe antiken Tyrannenmords" an sich trug, kam den Demagogen des Konvents sehr gelegen. Sie wurden dadurch von einem lästigen Gesellen befreit und erhielten einen trefflichen Vorwand, durch Schilderungen von Verschwörungen zur Ermordung der Patrioten und zum Umsturz der Freiheit das Volk in angstvoller Gärung zu halten und ihre eigne Mordsucht mit dem Mantel einer gerechten Rache zu verhüllen. Nach einem schmachvollen Verhör vor dem Revolutionstribunal wurde Charlotte Corday auf das Blutgerüst geschleppt, wo sie „in stolzer unerschrockener Haltung" den Tod von Henkershand erlitt; Marats Leiche dagegen wurde, nachdem sie zu theatralischen Schaustellungen gedient, im Pantheon beigesetzt an die Stelle der Gebeine Mirabeaus, die man in eine Grube warf. Unfähig, ein wirksames und hinreißendes Haupt zu sein, urteilt Thiers, wurde Marat der Apostel der Revolution, und als es keines Apostels mehr bedurfte, sondern nur der Energie und festen Haltung, machte gerade zu rechter Zeit der Dolch eines ergrimmten Mädchens einen Märtyrer aus ihm und gab einen Heiligen dem Volk, das seiner alten Bilder satt war und das Bedürfnis empfand, sich neue zu schaffen.

Zunächst wurde das blutige Ereignis zu weitern Verfolgungen gegen die

Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses.

Girondisten benutzt. Neun von ihnen wurden an das Revolutionstribunal gewiesen, die Entflohenen geächtet und damit dem Tod geweiht. Bei einem der Verhafteten fand man einen von dreiundsiebzig Deputierten unterzeichneten Protest gegen die Gewaltschritte des 2. Juni. Auch gegen diese war seitdem die Rache der Montagnards gerichtet. Sie wurden unter Aufsicht gestellt und von den Sitzungen ausgeschlossen, so daß der Konvent nunmehr zum willenlosen Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses herabsank. Und so begann denn eine Schreckensherrschaft, wie die Weltgeschichte noch niemals eine ähnliche zu verzeichnen gehabt. Krieg, Mord und Gewaltthat war die allgemeine Losung. Das demokratische Tyrannenregiment, dem der „wohlthätige Schrecken" und die „heilige Guillotine" als Hauptmittel der Herrschaft galten, drang in das ganze Staats- und Gesellschaftsleben ein. Es gab sich kund in der barbarischen Unterdrückung der aufständischen Städte und Landschaften im Süden und Westen des Reichs durch die „Prokonsuln" oder Kommissäre des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses; es trat hervor in den blutigen Maßregeln gegen die adligen Feldherren und Offiziere bei der Armee; es zeigte sich in seiner schrecklichsten Gestalt in dem Pariser Revolutionstribunal und den ihm nachgebildeten Blutgerichten der Provinzen. Zu allen Zeiten hat menschliche Parteiwut und Verfolgungssucht Mittel und Werkzeuge für die Befriedigung ihrer Leidenschaft und Grausamkeit geschaffen; aber selbst Albas „Rat der Unruhen" und Jeffreys „blutige Assisen" reichten nicht an die Justiztyrannei des „Revolutionstribunals" heran, jenes schrecklichen Gerichtshofes, der in vier Sektionen geteilt und der Aufsicht des Sicherheitsausschusses unterstellt, ob seiner Blutarbeiten eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Sowohl die grausame Wut der Justizbeamten, insbesondere der Vorsitzenden Herman, Dumas, Coffinhal und in erster Linie des Staatsprokurators Fouquier Tinville, der das Amt eines öffentlichen Anklägers versah, als die Willfährigkeit der Richter und Geschwornen, jeder Gerichtstyrannei den Arm zu leihen, haben das Revolutionstribunal, dessen Befugnisse im Laufe der Zeit immer mehr ausgedehnt wurden, zu einer Mördergrube gemacht. Wohl trat der gebildete und anständige Teil der Nation der demokratischen Gewaltherrschaft mit Entrüstung entgegen; aber ohne einheitlichen Plan und ohne einen Führer, der die Elemente der Opposition mit starker Hand hätte zusammenfassen können, wurden die Aufstände einzeln niedergeworfen und zermalmt von der eisernen Faust erbarmungsloser Demokraten, die den alten Spruch Vae victis! bei den Überwundenen in Anwendung brachten. Jakobinerklubs an allen Orten, Revolutionsausschüsse, Übertragung der Staats- und Gemeindeämter an die exaltiertesten Republikaner, Blutgerichte und andre Werkzeuge terroristischer Vergewaltigung waren die Geißeln in den Händen des Wohlfahrtsausschusses und seiner grausamen Organe. Eine zahllose Menge von Amtleuten, Aufsehern, Polizeibediensteten, Sektions- und Kommunalvorstehern, von Stellenjägern aller Art ver-

schlangen das Staatsgut; die Agenten und Diener der Volksregierung überboten den Hof- und Beamtenstaat des alten Regimes an eigennütziger Ausbeutung des Nationalvermögens; von den durch Konfiskationen, Zwangssteuern, Kirchenraub und Erpressung zusammengescharrten Millionen kam nur ein kleiner Teil in die Staatskasse. — Und alle diese Gewaltsamkeiten und Scheußlichkeiten vollzogen sich gleichsam unter den Augen der europäischen Heere, die Frankreich auf allen Grenzen umstellt hielten, deren Gebieter aber mehr bedacht waren, sich selbst einen Landzuwachs zu verschaffen und den andern daran zu verhindern, als dem unmenschlichen Schauspiel der französischen Frevelthaten ein Ziel zu setzen. Die Verbündeten handelten ohne Einheit, sagt Thiers, und verbargen unter dem Schein eines heiligen Kriegs die eigennützigsten Absichten. Die Österreicher wollten Valenciennes, der König von Preußen Mainz, die Engländer Dünkirchen. Die Koalition, in allen Teilen untergraben und der Auflösung nahe, ließ dem Wohlfahrtsausschuß unter Robespierres Leitung, dem jakobinischen Kriegsminister Bouchotte und dem Pariser Gemeinderat unter Pache, Chaumette und Hebert freie Hand, das Schreckensregiment ungestört in Anwendung zu bringen, die Nation unter eine beispiellose Tyrannei zu beugen. Barère, den Burke den „Anakreon der Guillotine“ nannte, weil er die Blutgesetze mit einer täuschenden Hülle sanfter Phraseologie zu umkleiden verstand, stellte auf Grund eines „großen Wortes“ der Kommune den Antrag, „der Konvent möge den Schrecken auf die Tagesordnung setzen“, dann würden alle Royalisten und Gemäßigten verschwinden, und der Berg werde alle Verschwörer zermalmen. Seit Marats Tod war Heberts Père Duchesne das verbreitetste und wirksamste Volksblatt. Von der herrschenden Faktion mit namhaften Geldsummen unterstützt und in die Hände der Soldaten und Proletarier geliefert, erhielt das Journal gleichsam den Charakter einer Staatszeitung. An die äußerste Grenze des Cynismus streifend, war es in seiner gemeinen, rohen Sprache und in seiner pöbelhaften Haltung der echte Ausdruck der jakobinischen Ochlokratie, das wahre Organ des Sansculottenregiments, das sich damals wie zum Hohn der alten Weltbildung des Ancien Regime über Frankreich gelagert hatte. Journale, welche wagten gegen die Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses in Opposition zu treten, wurden vom Pöbel unterdrückt, die Verfasser verfolgt, die Pressen zerstört. Niemand wagte ein Wort der Mißbilligung oder des Widerspruchs zu äußern; scheu zog sich der Einzelne in das Innerste seines Hauses und verbarg seine Gefühle und Gedanken in der Tiefe seiner Brust.

2. Die Aufstände im Süden und Westen und ihr Ausgang.

1. Normandie u. Bretagne. Carrier in Nantes.

In der Normandie und in der Bretagne war die Bevölkerung seit Beginn der Revolution in Parteien gespalten, die nicht selten mit den Waffen aneinander gerieten. Nicht genug, daß das unter klerikalem Einfluß lebende Landvolk,

das seine alten keltischen Eigentümlichkeiten und seine provinzielle Ausnahmsstellung seit Jahrhunderten unverändert bewahrt hatte, und in Sprache, Sitten, Tracht von dem übrigen Frankreich verschieden war, sich den Neuerungen abhold zeigte, auch die obgleich größtenteils republikanisch gesinnte Einwohnerschaft der Städte war in Faktionen gespalten, indem der mittlere Bürgerstand Leben und Eigentum, Gesetz und Sitte gegen die Begehrlichkeit der untern Volksklassen zu verteidigen hatte, der zahlreichen Proletarierhaufen, welche unter der Ägide des Jakobinerklubs sich in bewaffnete Rotten, Carabots genannt, vereinigt hatten, und von der Heiligkeit des Eigentums nicht sehr hoch dachten. Die Ankunft mehrerer flüchtigen Girondisten mehrte die Parteiwut. Die priesterlich-royalistische Bauernbevölkerung erhielt einen kühnen entschlossenen Führer an den starken Jean Cottereau, einem ehemaligen Schleichhändler, dessen Familie den Spitznamen der Chouans oder Nachteulen (chat-huans) trug, ein Name, welcher auf die ganze Bande der Rebellen überging. Ihnen gesellte sich eine Anzahl Freiwilliger zu unter der Führung des riesenhaften verwegenen Georges Cadoudal. Aber auch die Mittelklassen traten unter der Führung Buzots und des Grafen von Puisaye, eines ehemaligen Mitglieds der Konstituante, eines mutigen Edelmannes von imponierender Gestalt und gewandtem Benehmen, aber von unzuverlässigem Charakter, gegen den Konvent in Opposition. Sie sprachen mit Abscheu von dem Pariser Pöbelregiment und dem wüsten Treiben der Jakobiner; General Wimpfen, der den militärischen Oberbefehl in der Provinz führte, ein liberaler Royalist, machte den Vorschlag, die Engländer zu Hilfe zu rufen, ein Vorschlag, der jedoch mit patriotischer Entrüstung zurückgewiesen ward. Uneinig, ohne militärisch geschulte Führung, ohne Plan und praktisches Ziel, waren die Aufständischen nicht fähig, dem Konvent und den Jakobinern in der eignen Mitte die Stirn zu bieten. Die Agenten des Wohlfahrtsausschusses fanden Mittel und Wege, durch Versprechungen und Drohungen, durch Flugschriften und Assignaten den Aufruhr in der Bretagne zu ersticken, ehe die Insurgenten den Anschluß an die Vendee bewerkstelligen konnten. Als der Übergang Laroche-Jacqueleins und der „katholischen Armee“ über die Loire auch die Chouans wieder zu neuer Thätigkeit anfeuerte, war die Rebellion bereits ihrem Erlöschen nahe. Die Revolutionsregierung aber nahm die Gelegenheit wahr, die ganze Gegend von der Seine bis zur Loire und zur äußersten Meeresküste durch die Konventskommissare Carrier in Nantes und Francastel in Angers heimzusuchen. Diese häuften alle Unmenschlichkeiten, welche irgendwo das Schreckenssystem erfunden, zu einer ruchlosen Masse von Verbrechen zusammen. Von ihren Kriegsgerichten wurden täglich 150 bis 200 Personen zum Tode verdammt. Carrier ließ in Nantes seine Opfer hundertweise erschießen oder vermittelst Schiffen mit Fallböden in der Loire ertränken („Noyaden“), so daß nach der niedrigsten Berechnung seine viermonatliche Thätigkeit 15,000 Menschen hinraffte — „rebellische Bauern, katholische Priester, Nanteser Bürger, jakobinische Proletarier, wie sie eben persönlicher Haß, trunkene Willkür und

lokale Feindschaft unter die Fäuste der Scharfrichter zusammenführte". Bei ihm war die Grausamkeit mit dem frechsten Hohn, Blutgier mit bestialischer Lüsternheit gepaart.

2. Die Städte des Südens.

a. Lyon. Callot d'Herbois.

In noch größerer Ausdehnung wüteten die Schreckensmänner des Konvents in den reichen Handelsstädten des Südens, in Lyon, Marseille, Toulon. In der großen Fabrikstadt an der Rhone, wo die kriegerischen Vorgänge in Savoyen und die Nähe der Emigranten der bürgerlichen Aufregung und Parteiung stets frische Nahrung zuführten und die Stockung alles Verkehrs unter der zahlreichen Arbeiterbevölkerung unerträgliche Notstände schuf, hatte der ehemalige Priester Chalier als Vorsteher des Jakobinerklubs eine aufwieglerische Thätigkeit entfaltet, wie Marat in Paris. Nachdem er die Einsetzung eines demokratischen Gemeinderats und die Errichtung einer revolutionären Bürgerwehr durchgeführt, reizte er durch schändliche Maueranschläge den Pöbel gegen die reichen, angesehenen Bürger und Kaufherren auf, sie als Aristokraten und Feinde der Ordnung bezeichnend. Da ermannten sich die in Eigentum und Leben bedrohten Mittelklassen: „Lieber fallen im ehrlichen Streit, als durch Mörderhand umkommen", lautete die Losung. Sie bewirkten, daß ein neuer Gemeinderat eingesetzt und ein liberaler Royalist, Perrin de Precy, zum Befehlshaber der Bürgergarde ernannt ward; sie erklärten den Konvent nicht mehr als höchste Staatsgewalt anzuerkennen, bis die ausgestoßenen Girondisten wieder ihre Sitze zurückerhalten hätten, und ließen, als sie in einem Straßenkampf den Sieg über die revolutionären Haufen davontrugen, Chalier als Aufrührer zum Tod verurteilen und einige Zeit nachher hinrichten. Diese Auflehnung der zweiten Stadt des Reichs erfüllte die Demagogen in Paris mit furchtbarer Wut. Auf Couthons Antrag erließ der
12. Juli 1793. Konvent ein Dekret, welches die Führer des Lyoner Aufstandes mit der Acht belegte, die Güter aller Teilnehmer für Staatseigentum erklärte und die Verteilung ihres Vermögens an die Patrioten der Stadt und Umgegend verfügte. Darauf rückte eine Revolutionsarmee vor die Mauern der Stadt. Dubois-Crancé, Konventskommissar beim Alpenheer, der mit einigen Verstärkungen herbeikam, forderte unbedingte Übergabe. Als sie verweigert ward, begann die Belagerung. Die Lyoner leisteten mutigen Widerstand. Aber wie sollte eine Bürgerschaft, in sich selbst uneinig und unschlüssig, ohne militärische Führung, nur auf Erhaltung von Gut und Leben bedacht, nicht von einem politischen Gedanken geleitet, einem rasenden von Fanatismus und Rachsucht vorwärts getriebenen Heer auf die Dauer widerstehen! Nach einer Belagerung von drei Monaten wurde die Rhonestadt trotz der heldenmütigen Verteidigung der Bürger von den Batterien Dubois-Crancés und von den Revolutionstruppen Couthons zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen, und von dem Konvent mit einem Strafurteil von so unerhörter Barbarei und Grausamkeit belegt, daß selbst Couthon, der bisher an blutdürstigem Parteihaß hinter keinem andern zurückgestanden hatte, mit der Vollstreckung des mörderischen Befehls zögerte, und

Männer von noch schonungsloserem Despotismus und noch verwilderterer Natur, wie Collot d'Herbois, Fouché und der Sansculotten-General Ronsin mit neuen Revolutionstruppen von Paris abgesandt werden mußten. Von diesen Fanatikern und ihren entmenschten Horden wurde die blühende Fabrikstadt der Vernichtung geweiht. Sie ließen die Einwohner massenweise erschießen, weil die Guillotine zu langsam wirkte; ganze Straßen und Häuserreihen wurden eingerissen oder mit Pulver gesprengt, denn nach dem Konventsdekret sollten nur Fabriken, Schulen, Hospitäler und die Wohnungen der Armen verschont werden; in die Güter der wohlhabenden Bürger teilte sich der Pöbel, Gold und Silber und alle Kirchenschätze wanderten nach Paris; der Gottesdienst hörte auf, christliche Gebräuche wurden verhöhnt, Priester verfolgt. Denn, so ließ Fouché in einem Aufruf an die Proletarier sich vernehmen, der Republikaner hat keine andre Gottheit als das Vaterland, keinen andern Kultus als den der Freiheit, keine andre Sitte als die der Natur; alles sei denen erlaubt, welche im Sinn der Revolution handelten. Die Zahl der bis Ende Dezember durch Guillotine und Mitrailladen Hingemordeten wird auf sechstausend angegeben. Nach dem Konventsbeschluß sollte Lyon, das gegen die Freiheit das Schwert erhoben, aus der Reihe der Städte getilgt werden und zu einer Gemeinde ohne Namen herabsinken. Gewerbe und Künste, meinte Hebert, seien die gebornen Feinde der Freiheit.

In der Stadt lag Gewerbe und Industrie danieder, so schildert Sybel die Schreckenszeit in der Rhonestadt; auf dem Land stockte der Ackerbau, und nur durch die Drohung sofortigen Erschießens wurden die Landleute im Frühling zur Bestellung der Felder gezwungen. Die Linientruppen sahen den Ausschweifungen der Pariser Rotten mit kochendem Ingrimm zu; es kam endlich soweit, daß einige Tage lang förmliche Gefechte zwischen ihnen stattfanden, und die ängstlichsten Berichte darüber nach Paris abgingen. Collot ließ sich dadurch nicht irren, und setzte Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen mit immer lebhafterem Eifer fort. Er selbst trat mit orientalischem Prunk und brutaler Grandezza auf. Man gelangte erst nach dreimaliger Bitte zu seiner Audienz, eine lange Reihe von Vorgemächern lag vor seinem Empfangsaal; dort mußte jeder Bittsteller funfzehn Schritte von ihm entfernt bleiben, zwei Grenadiere mit gespanntem Gewehr waren an seiner Seite, den Blick auf den Besuchenden gerichtet. Seine Antworten waren kurz und kalt, bei Gnadengesuchen meist mit cynischem Spott gemischt, bei Anfragen seiner Werkzeuge oft in absichtliche Zweideutigkeit gehüllt. Jeden Mittag schwelgte er mit einem Troß von Lustigmachern und liederlichen Dirnen, fertigte unter dem Mahl neue Todesurteile aus, und trank auf das Wohl der Republik, während der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platz der Hinrichtungen herüberdröhnte.

Auf ähnliche Weise wüteten die Republikaner in den See- und Handelsstädten des Südens. Marseille hatte, wie uns bekannt, von Anfang an treu zur Revolution gehalten; seine „Föderierten“ spielten in den Pariser Sturmtagen eine hervorragende Rolle; die republikanische Kriegshymne führte den Namen Marseillaise. Aber auch hier trat nach der Ausstoßung der Girondisten ein Umschlag b. Marseille.

hervor. Die Jakobinerversammlungen wurden geschlossen, die Häupter derselben vor einem zu diesem Zweck eigens niedergesetzten Gerichtshof als Räuber und Mörder angeklagt, die Konventskommissare ausgewiesen. Der Wohlfahrtsausschuß geriet über diese Vorgänge in heftige Entrüstung, um so mehr, als andre Städte wie Montpellier, Toulouse, Nimes und ein großer Teil der Provence sich der rückläufigen Bewegung anschlossen.

c. Toulon. Vor allem aber gerieten die Männer des Berges in Wut, als in der wichtigen Seestadt Toulon die von dem Pöbel und den rohen handfesten Matrosen und Schiffsarbeitern des Jakobinerklubs an Hab und Leben bedrohten Mittelklassen zum Schwert griffen, einen neuen Gemeinderat einsetzten, und zu einer Nationalgarde organisiert den auf Raub und Mord sinnenden Revolutionsbanden zu Leibe gingen. Sie gewannen den Sieg im Straßenkampf, verhafteten die Häupter

Mitte Juli 1793. des Klubs und ließen fünf der schuldigsten Rädelsführer hinrichten. Für solche Thaten war von dem Konvent keine Verzeihung zu erhoffen, daher trieben die dem höhern Bürgerstand angehörigen Leiter der Stadt dem vollen Bruch entgegen. Sie erklärten sich für die Konstitution von 1791 unter der Herrschaft Ludwigs XVII. und riefen die kleinern Küstenstädte und die Bauern der Umgegend zum Aufstand gegen die republikanische Regierung. Der Aufruf fand indessen wenig Anklang: Furcht vor der Rache der Schreckensmänner oder Sympathie mit der Republik hielten vom Anschluß zurück. Und schon rückte ein Revolutionsheer heran, begleitet von den Kommissaren Barras und Fréron, die alle Hebel in Bewegung setzten, die Soldaten in der Treue gegen die bestehende Regierung zu erhalten. Marseille wurde von Carteaux, einem Maler, der durch seinen Demagogeneifer zu militärischen Ehren emporgestiegen, erobert und grausam bestraft, die Küstenlandschaft dem Konvent gesichert, und Toulon von einer

25. Aug. 1793. Belagerungsarmee eingeschlossen. In dieser Lage beschloß der royalistische Stadtrat den Schritt zu thun, zu dem Wimpfen die Bretagne vergebens zu bereden gesucht hatte: er wendete sich an den englischen Admiral Hood, welcher in Verbindung mit dem Spanier Langara den Hafen blockiert hielt, um Hilfe, überlieferte dem Feind Hafen und Flotte, und nahm eine Besatzung der Verbündeten in die Stadt auf. Im Vertrauen auf diese militärischen Kräfte, die mit der Bürgerwehr vereinigt eine Höhe von 16,000 Mann erreichten, und auf die Stärke der Festungswerke, wagten die Toulouer Bürger den Kampf mit ihren republikanischen Widersachern. Trotz der Zwietracht und Parteiung unter den Bürgern wie unter den englisch-spanisch-italienischen Garnisonstruppen war der unfähige Carteaux nicht im stande, namhafte Erfolge zu erzielen; Wochen vergingen, ohne daß die Belagerung wesentliche Fortschritte machte. Erst als der junge Hauptmann Napoleon Bonaparte von der Insel Corsica, der bei dieser Gelegenheit die ersten Proben seines Feldherrntalents ablegte, in einer

16./17. Dez. Dezembernacht die hochgelegenen Forts erstürmte, welche die beiden Stadtteile beherrschten, wurden die Republikaner Meister von Toulon. Die Verbündeten

schifften sich hastig ein; Tausende der angsterfüllten Einwohner drängten sich nach dem Hafen, um auf den fremden Schiffen Rettung aus der drohenden Todesgefahr zu suchen; aber die Menge der Flüchtigen war so groß, daß nicht alle Aufnahme finden konnten. Und wer beschreibt nun die Szenen des Schreckens und der Verzweiflung, als die Verbündeten abfuhren, einen Teil der französischen 19. Dez.
Flotte mit sich führend, einen andern Teil den Flammen übergebend, und gleichzeitig die Granaten der Sieger in die Stätte des Tumults und der Todesangst hereinfielen. Über viertausend der angesehensten Bürger entflohen. Aber für die Konventskommissare Fréron, Barras und den jüngern Robespierre gab es noch Racheopfer in reichlicher Zahl. Vierhundert Arbeiter der Marine, die auch während der Insurrektion Dienste geleistet, wurden auf der Stelle niedergeschossen; achthundert gefangene Bürger bluteten unter den Kugeln einer Mörderbande, die der schreckliche Fréron aus Savoyarden und französischen Proletariern auserlesen und zu einer republikanischen Legion formiert hatte. Dann erst folgte die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, welches innerhalb dreier Monate über achtzehnhundert Menschen ohne Beweis und Untersuchung hinwürgte. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schafott. Das Vermögen der Verurteilten und Entflohenen wurde für die Republik in Beschlag genommen und um Spottpreise an die Sansculotten hingegeben. Nach den Füsilladen und Enthauptungen war Toulon im Besitz von Gesindel und Galeerensklaven; die Bevölkerung war von 28,000 auf 7000 herabgesunken.

Ähnliche Unthaten wurden in Bordeaux verübt, dem Mutterschoß der d. Bordeaux. Tallien.
Girondistenpartei, wo der Konventskommissar Tallien, zugleich Wüterich und Schlemmer, durch Hinrichtungen, Plünderung der Kirchenschätze, Revolutionssteuern und Erpressung aller Art seinen Namen zum Gegenstand der Furcht und des Abscheus machte, bis der Einfluß einer schönen Frau Wandlung schuf. Im nördlichen Frankreich zog der Terrorist Joseph Lebon von Arras, ein ehemaliger Priester, mit der Guillotine von Ort zu Ort und häufte Greuel auf Greuel. Um jeden Empörungsversuch unmöglich zu machen, wurden alle Waffen für die Republik in Beschlag genommen und an die ausziehenden Soldaten verteilt. Für die Jakobiner gab es keine Rettung, wenn sie nicht schrankenlos herrschten; es gab aber keine Sicherheit ihrer Herrschaft, wenn sie nicht weit um sich her das Land zur Einöde machten. Sie waren tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht.

Am schrecklichsten war das Schicksal der Vendee, jenes eigentümlichen, von 3. Vendee. Ronsin und Rossignol.
Gehölzen, Hecken und Gebüschen überdeckten und von Gräben durchschnittenen Landes im westlichen Frankreich. Hier lebte in Weilern und einsamen Gehöften zerstreut ein zufriedenes Volk in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit, mit Viehzucht, Ackerwirtschaft und Wiesenbau beschäftigt, um die Außenwelt wenig bekümmert. Die Bauern und Pächter hatten Anhänglichkeit an ihre Guts-

herren, die niemand drückten, sie liebten den König, von dem sie nichts zu leiden hatten und hingen mit Verehrung an der Geistlichkeit und den kirchlichen Gebräuchen, die ihnen von Jugend auf teuer und heilig gewesen. Als nun die Nationalversammlung ihre unbeeidigten Priester vertrieb und morden ließ, als der König auf der Guillotine blutete, als die Bauernsöhne durch das Zwangsaufgebot zur Verteidigung des Vaterlandes in die Armee einberufen wurden, da vereinigten sich alle Geister des Zorns und der Rache in den Gemütern der Vendeer Bauern und trieben sie zum Widerstand und zum Bürgerkrieg. Unter geschickten, kühnen Bandenführern aus geringem Stand, die sich allmählich militärische Kenntnisse und Einsicht erwarben, wie der Fuhrmann Cathelineau, der Förster Stofflet u. a., denen sich der vormalige Schiffsleutnant Charette und einige klerikal und royalistisch gesinnte Edelleute, wie Laroche-Jacquelein, Lescure, d'Elbée u. a. beigesellten, schlugen die Aufständischen, trotz mangelhafter Bewaffnung anfangs die von Santerre und andern Jakobinern befehligten republi-
10. Juni 1793. kanischen Heere zurück, eroberten Saumur und bedrohten Nantes. Hinter Bäumen und Gebüschen hervor richteten sie ihre Geschosse auf den Feind, und warfen sich dann, wenn er bestürzt zurückwich, in wildem Ansturz auf die Wankenden und Fliehenden. Ihre Tapferkeit und ihr Fanatismus ersetzten die militärischen Regeln. Da schickte der Konvent die aus dem Auswurf des Volks bestehende Revolutionsarmee unter Westermann und den rasenden Jakobinern Ronsin und Rossignol nach der Vendee ab. Diese fielen wie reißende Wölfe über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Meierhöfe, Gehölze in Brand und suchten durch Schrecken und Greuel den Widerstand der „Royalisten" zu brechen. Ein großer Feuergürtel umgab das unselige Land, so schildert ein neuerer Schriftsteller die Greuel, einzelne Abteilungen der Bauern wurden besiegt, jedes lebende Wesen, das man antraf, vertilgt; und von allen Punkten der Grenze wälzten, die aufgescheuchte Bevölkerung vor sich herjagend, die Waffen des feindlichen Heeres sich in das Innere vorwärts. Aber der Mut des Vendeer Landvolks blieb ungebeugt. Weder die Schrecknisse des vielgestaltigen Todes, noch die Verwüstungen ihrer Meierhöfe und Äcker waren im stande, die Gesinnung der Bauern zu ändern oder ihren Arm zu lähmen. Aus manchem Treffen gingen sie siegreich hervor, besonders solange der unfähige Rossignol, der oft ganze Tage in unthätiger Schlemmerei verbrachte, und der jakobinische Mordbrenner Lechelle den Oberbefehl führten. Als jedoch nach der Übergabe von Mainz die in die Heimat zurückgekehrten tapfern Truppen unter
17. Okt. 1793. fähigen, kriegskundigen Anführern, wie Kleber, Marceau u. a., gegen die Rebellen der Vendee geschickt wurden, erlag das elende Volk allmählich den Streichen seiner Gegner. Nach der blutigen Schlacht bei Cholet, wo d'Elbée und Bonchamps die Todeswunde empfingen, wie schon einige Monate zuvor Chatelineau, setzten die Insurgenten, 30,000 streitbare Männer und ein unermeßlicher wehrloser Troß von Weibern, Greisen und Kindern über die Loire, in der Hoffnung,

von den Bretagnern und von England unterstützt zu werden, fanden aber trotz eines siegreichen Treffens bei Antrain meistens ihren Untergang teils in den 22. Nov. Schlachten von Lemans, Laval und Savenay, teils durch Ermordung als Ge- Dezember. fangene oder durch Erschöpfung und Entbehrung. Einen armseligen Überrest führte Laroche-Jacquelein über den Strom zurück, er erlag aber schon im Februar in der Feldschlacht gegen Rossignols Nachfolger Turreau, welcher mit seinen „höllischen Kolonnen" das Werk der Verwüstung und Menschenschlächterei in schonungslosester Weise fortsetzte. Erst im Frühjahr nahm der Verzweiflungskampf aus Erschöpfung allmählich einen schlafferen Charakter an, nachdem das Land zur menschenleeren Einöde geworden und Tausende der Bewohner den heimatlichen Boden mit ihrem Blut getränkt. Denn der Krieg hatte zuletzt den Charakter eines tödlichen Zweikampfs angenommen. Die Grausamkeiten auf der einen Seite führten zu blutigen Akten der Vergeltung auf der andern. Beruhigt wurde jedoch die Vendee erst, als nach Robespierres Sturz der ebenso tapfere als menschenfreundliche General und Staatsmann Hoche aus dem Kerker an die Spitze des Heeres trat und den einen, die des Kampfes müde waren, Frieden bot, die Widerstrebenden aber durch die Schärfe seines Schwerts und die Überlegenheit seiner Kriegskunst zur Unterwerfung brachte. Stofflet und Charette, welche die vom Konvent angebotenen Friedensbedingungen nicht annahmen und den Kampf fortsetzten, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und erschossen. Mittlerweile war das Regiment des Schreckens zu Ende gegangen und eine mildere Gesinnung herrschend geworden.

3. Der Krieg gegen das verbündete Europa.

Im Sommer 1793 bedrohte fast ganz Europa die französischen Grenzen. Die Kriegslage im Sommer u. Herbst 1793. Während die englischen Flotten Frankreichs Seemacht zu vernichten, seine Kolonien zu erobern suchten, und Pitt durch reiche Hilfsgelder den Krieg im Schwung zu erhalten bedacht war, rückten Holländer, Österreicher und Engländer von den Niederlanden aus in Flandern ein; zugleich setzten deutsche, preußische und österreichische Truppen über den Rhein; Sardinien und Toscana bedrohten den Südosten; an den Pyrenäen standen spanische und portugiesische Heere; Neapel und Portugal folgten den Weisungen Englands. Aber die Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer, die schlechten Verpflegungsanstalten, die Uneinigkeit der Verbündeten, die alle ihre besondern Vorteile und Interessen im Auge hatten, hinderten glänzende Erfolge selbst zu einer Zeit, als Frankreich sein neues Kriegssystem, wodurch es nachher ganz Europa Trotz bieten konnte, noch nicht geschaffen hatte. Die Österreicher, von Thuguts preußenfeindlicher Politik geleitet, wünschten sich nach der Einnahme von Condé und Valenciennes in dem französischen Juli 1793. Flandern festzusetzen und betrachteten mit Neid und Mißtrauen die gleichzeitigen Gebietserweiterungen der Preußen in Polen; die Engländer unter dem Herzog von York hatten ihre Blicke auf Dünkirchen gerichtet, das sie einst besessen und

das sie wieder zu gewinnen hofften. Zugleich suchte die britische Regierung die Verwirrung des Kontinents zum Vorteil ihrer Seeherrschaft und ihres kommerziellen Übergewichts auszunutzen. „Nicht an der Stärke der Verteidigung Frankreichs“, sagt ein deutscher Historiker der Gegenwart, „sondern an der Schwäche ihres Angriffs ist die erste Koalition gescheitert. Die Zwiespältigkeit und Elendigkeit ihrer Kriegführung haben die neue Armee Frankreichs erzogen und dessen Übergewicht herbeigeführt.“ Unter solchen Umständen konnten die Kriegsunternehmungen der Verbündeten nur geringen Fortgang haben, wenngleich im Anfang die bessere Übung der österreichischen und preußischen Truppen und die tapfere Haltung ihrer Reiterei über die Feinde manchen Vorteil davontrug. In den Niederlanden wurde das englisch-holländische Heer von den mißtrauischen Österreichern nicht gehörig unterstützt, wodurch es dem republikanischen General
8. Sept. Houchard möglich ward, bei Hondschooten über die Holländer unter Oranien und die Hannoveraner unter Wallmoden einen nicht unbedeutenden Sieg zu erfechten. Wie sehr auch bei dieser Gelegenheit die hannöverschen und hessischen Regimenter ihren alten Kriegsmut bewährten, sie mußten den Rückzug nach Furnes antreten, York die Belagerung von Dünkirchen aufgeben. Noch nachteiliger war die Wirkung dieser zwieträchtigen und mißtrauischen Haltung bei der Rheinarmee. Während nämlich nach der Einnahme von Mainz die preußischen Truppen unter dem Herzog von Braunschweig das Gebiet an der Queich und
14. Sept. Lauter bis zur Saar besetzten und mit alter Tapferkeit die Franzosen bei Pirma-
28.–30. Nov. 1793. senz und in den blutigen Treffen bei Kaiserslautern zurückschlugen, führte der österreichische General Wurmser im Elsaß den Krieg auf eigne Hand. Er suchte im Einvernehmen mit den Royalisten und Aristokraten sich der Stadt Straßburg durch einen Handstreich zu bemächtigen und dort und in andern Orten eine Gegenrevolution zu bewirken. Aber dieses Vorhaben, das den Herzog verhinderte, seine Siege rechtzeitig zu benutzen, schlug gänzlich fehl und zog die blutige Rache der Republikaner auf die Unzufriedenen und Verdächtigen im Elsaß herab. Denn der Konvent, jede Niederlage und jedes Mißgeschick als Folge aristokratischer Verräterei ansehend, entwickelte eine furchtbare Energie, um durch Schrecken über alle Feinde und Widersacher zu triumphieren.

Jakobinischer Terrorismus bei der Armee. Wenngleich die Zerrüttung der Armee durch die Jakobiner die meiste Schuld trug, daß die französischen Waffen trotz des mangelhaften Zusammenwirkens der Feinde keine glänzenderen Fortschritte erzielten, so entsprach es doch mehr dem System des Wohlfahrtsausschusses, die Generale für die Unfälle verantwortlich zu machen und sie durch das Revolutionstribunal zu verderben. Waren doch die meisten von altem gutem Adel, und schon deshalb trotz ihres Anschlusses an die Revolution in den Augen der Demagogen verdächtig. Auch hatten sie oft genug zu erkennen gegeben, wie sehr ihnen das Treiben der Klubs, die Anarchie im Waffenrock in tiefster Seele verhaßt war. „Alles was von Adel ist,“ sagte Barère, „ist geächtet in der öffentlichen Meinung; es sind lauter angehende Verräter.“

Daher begann man die „patriotische Reinigung der Heere“ mit der Austreibung oder Verfolgung aller Offiziere, welche durch Geburt oder Gesinnung den Machthabern in Paris anstößig waren. Und so wurden denn die adligen Generale einer nach dem andern vor das Revolutionstribunal und von da auf die Guillotine geschleppt. Den Anfang machte Custine, weil er die Festungen Condé Aug. 1793. und Valenciennes an die Österreicher verloren hatte. Aus Rücksicht auf die Soldaten ging man anfangs behutsam vor; als aber bei der Armee alles ruhig blieb, schritt Fouquier Tinville mutiger voran. Auf Custine folgte Beauharnais, dem man den Verlust von Mainz schuld gab, weil er von Landau her zu spät zum Entsatz gekommen; und einige Monate nachher der jüngere Custine, des Vaters Zögling in der diplomatischen und militärischen Laufbahn. Auch den General Houchard, einen Haudegen von langsamen Begriffen und schwachem Charakter, vermochte weder der Sieg von Hondschooten, noch sein zur Schau getragener republikanischer Eifer zu retten; als er der österreichischen Übermacht bei Courtray weichen mußte, nahm man das Mißgeschick zum Vorwand, um ihn auf Grund gehässiger Aussagen von seiten der Konventskommissare eines verräterischen Einverständnisses mit York und Koburg anzuklagen und aufs Blutgerüst zu schicken. Zu Ende des Jahres erlitt auch Biron, der Oberfeldherr der Nov. 1793. republikanischen Armee in der Bretagne und in der Vendee, dasselbe Schicksal. Zu Hunderten wurden die höhern Offiziere abgesetzt, eingekerkert, hingerichtet; Männer ohne Erfahrung traten an ihre Stelle; der ungestüme Mut der Republikaner, meinte man in Paris, bedürfe keiner pedantischen Kriegskunst. Es lag ihnen wenig daran, daß dabei die Armee immer mehr herabkam und an allem Mangel litt; sie gedachten es mit der Menge zu zwingen; der unermeßliche Menschenverbrauch machte den Terroristen wenig Sorge. Dank dem militärischen Geschick der Franzosen kamen trotzdem neue Führer in die Höhe, welche bald große strategische Anlagen entwickelten. So trat an Houchards Stelle Jean Baptist Jourdan, der Sohn eines geringen Chirurgen in Limoges, der fast noch im Knabenalter den amerikanischen Krieg mitgemacht, dann als kleiner Krämer in seiner Vaterstadt seßhaft, seine Waren auf den Märkten der Umgegend feil geboten. So erhielten den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee zwei Männer von hervorragenden Feldherrngaben, Charles Pichegru, ein großer riesenstarker Mann, den sein Eifer als Haupt des Jakobinerklubs in Besançon rasch vom Unteroffizier bis zum General befördert hatte, schweigsam, entschlossen, gedankenreich und mit militärischen Kenntnissen aller Art ausgerüstet, und Lazarus Hoche, Sohn eines alten Invaliden, kümmerlich erzogen und in den Kasernen von Versailles aufgewachsen, aber von Wissensdurst, Ehrgeiz und Ahnung künftiger Größe angetrieben, und durch mühevolles Selbststudium herangebildet. Ein kräftiger Mann von stattlichem Wuchs, feurig, voll stolzer Unabhängigkeit und Zuversicht, ersetzte der junge hochbegabte Feldherr den Mangel militärischer Erfahrung und gelehrter Kenntnisse durch angeborne Genialität,

durch gesunden Menschenverstand, durch scharfen Blick und kecken Naturalismus. Wohl zog sich auch Hoche durch sein entschlossenes eigenmächtiges Vorgehen den Groll des mächtigen feindseligen St.-Just zu, der als Kommissar des Wohlfahrtsausschusses bei der Rhein- und Moselarmee weilte und den General, als er in den dreitägigen Treffen, die man als die Schlacht von Kaiserslautern bezeichnet, vor dem preußisch-deutschen Heer zurückweichen mußte, nach Paris schaffen und in enge Kerkerhaft einschließen ließ. Aber der Sturz des herrschenden Regiments rettete ihm das Leben.

Frankreichs militärischer Aufschwung durch Carnot.

Waren aber schon unter solchen Verhältnissen die deutschen und englischen Truppen unvermögend, das zerrissene, von innen und außen bedrohte republikanische Frankreich zu überwältigen, so konnte dies noch weit weniger geschehen, als der thatkräftige Carnot in den Wohlfahrtsausschuß trat und mit furchtbarer Einheit und Energie die Kriegsangelegenheiten nach einem neuen kühnen System organisierte. Alle Kräfte der Nation, Gut und Leben, Gedanken und Waffen, Geld und Blut wurden mit fieberhafter Anstrengung aufgeboten, um dem Zweck der Selbstverteidigung zu dienen; das ganze Land wurde in ein unermeßliches Heerlager verwandelt. Dadurch nahm der Gang des Kriegs bald eine andre Wendung. Allenthalben wurden Waffen geschmiedet und Geschütze gegossen; durch das allgemeine Aufgebot (levée en masse) vom 23. August, welches alle wehrhaften Männer zur Fahne rief, wurde die ganze Nation an dem Kampf beteiligt; fanatische Scharen wurden nun massenweise, nicht mehr in kleinen Heerabteilungen, dem Feind entgegengestellt; aus den Reihen gemeiner Krieger erstanden die größten Feldherren des Jahrhunderts. Die Lobredner des Konvents sprechen von vierzehn Armeen und mehr als einer Million Streiter. Gegen die einheitliche und energische Entfaltung solcher Kräfte, die durch den Schrecken vorwärts getrieben und für ihre Bedürfnisse auf die zu erobernden Länder angewiesen wurden, konnten die alten Generale mit ihrer methodischen Kriegsweise und mit Truppen, die um Sold, nicht für Vaterland und Freiheit kämpften, nicht Stand halten, zumal da die Kriegsunternehmungen der Verbündeten fortwährend durch politische Rücksichten und Wechselfälle gelähmt, durch diplomatische Künste durchkreuzt, durch strategische Fehler um ihre Früchte gebracht wurden. Während im Heerlager der Alliierten ein militärisches Zusammenwirken durch die Eigenwilligkeit der Führer oder die geteilten Interessen der Höfe nur mühsam erzielt werden konnte, wurde auf der gegnerischen Seite vorwärts drängender Mut als höchste patriotische Pflicht eingeschärft. „Nur keinen Augenblick Ruhe," lautete die Taktik der Republikaner, „unablässige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Krieg, unablässiges Anstürmen im hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menschen genug, nur daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lernen, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden." Mit den Unternehmungen im Feld ging eine thätige revolutionäre Propaganda Hand in Hand,

welche in den Nachbarländern, insbesondere in Italien, in der Schweiz, in den Niederlanden durch Geld und Verführungskünste republikanische Sympathien zu erwecken, die Völker mit einem Netz demagogisch-diplomatischer Intrigen zu umstricken suchte. — Bei **Wattignies** maßen die neuen Heere unter Jourdans 15., 16. Okt. 1793. Oberbefehl zum erstenmal in einer Reihe von Gefechten ihre Kräfte mit den Österreichern; und wenn auch die Kriegsübung der alten Truppen noch im ganzen die Oberhand behauptete, so betrachteten es die Franzosen doch mit Recht als einen Sieg, daß ihre Feinde beim Eintreten des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und sich über die Sambre in ihre alten Linien zurückzogen.

Noch entscheidender waren die Vorteile der französischen Truppen am Der Krieg am Rhein. Rhein, wo die Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Grafen Wurmser mehr und mehr zunahm, seitdem Friedrich Wilhelm II. die dortige Armee verlassen, um die preußischen Interessen an der Weichsel durch 29. Sept. 1793. seine Anwesenheit zu fördern, die Franzosen dagegen in Pichegru und Hoche zwei ausgezeichnete Feldherren erhielten. Wurmser mußte nach den Verlusten von Hagenau, infolge der kühnen Angriffe Hoches am Geisberg, die lange verteidigte Weißenburger Linie aufgeben und über den Rhein ziehen, und die Preußen vermochten Landau nicht zu erobern, sondern sahen sich zum Rückzug genötigt. Verstimmt und „moralisch krank", begehrte der Herzog seinen Abschied. 28. Dez. An seine Stelle trat der Feldmarschall Möllendorff. Diese Vorgänge wurden von Manstein, Kalkreuth, Lucchesini und andern preußischen Staatsmännern benutzt, um dem König den Gedanken eines Friedens mit Frankreich annehmbar zu machen. Die Vorgänge in Polen, wo unter Kosciuszko ein Nationalkrieg ausgebrochen war (S. 563), und die erschöpfte Lage des Königreichs verliehen ihren Bemühungen Nachdruck. Und auch in der Wiener Hofburg sehnte man sich nach einer Beendigung des Kriegs mit Frankreich, da bei der herrschenden Unzufriedenheit in den Provinzen die Aufbringung der Geldmittel und Truppen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. So wandten die deutschen Mächte in demselben Augenblick, da Frankreich alle Kraft zum Schlagen zusammennahm, dem Kriegsschauplatz am Rhein den Rücken, um ihre Beute im Osten zu sichern. Schon war in Berlin die Abberufung der Truppen bis auf das vertragsmäßige Reichskontingent beschlossen, als es dem gewandten englischen Diplomaten Lord Malmesbury gelang, durch den Subsidienvertrag im Haag, in 19. April 1794. welchem die Seemächte England und Holland der preußischen Finanznot mit beträchtlichen Zahlungen abzuhelfen versprachen, den König, in dessen Brust noch immer die Kriegslust gegen die Jakobiner glühte, noch länger bei der Koalition zu halten. Dies hatte zur Folge, daß Möllendorff und der Husarenoberst Blücher an den Vogesen und am Hardtgebirg, wo sich die Franzosen und die Deutschen so oft in Waffen begegnet waren, noch einmal den Feinden tapfer widerstanden und auf den blutgetränkten Höhen von **Kaiserslautern** abermals 23. Mai. ihre Kräfte mit dem Gegner maßen. Aber die Lage änderte sich bald; Manstein

überzeugte den König, der sich selbst abermals nach dem rheinischen Kriegsschauplatz begeben wollte, daß seine Anwesenheit an der Weichsel notwendiger sei, daß es sich dort um wichtigere Dinge handle: „Majestät allein haben das allgemeine Interesse vor Augen," sprach er, „und wollen ehrlich zu Werke gehen, da aber alle andern eigennützig sind, so kommt Preußen dabei zum ärgsten Verlust, wenn es nicht ebenso ausschließlich seine Interessen wahrnimmt." Friedrich Wilhelm ließ sich bereden. Wir wissen, daß er selbst den Oberbefehl über das preußische Heer in Polen führte (S. 564). Diese Wendung der Kriegspolitik in Berlin, verbunden mit der verzögerten Auszahlung der Subsidien von seiten Englands, machte den Haager Vertrag wieder hinfällig. Möllendorff erklärte, als Malmesbury zum Abmarsch drängte, daß er mit seiner schwachen mangelhaft ausgerüsteten Armee die Rheinlande nicht verlassen, nicht nach dem entlegenen Belgien ziehen könne. Gerade dort sollte aber um dieselbe Zeit der Hauptschlag in dem Krieg gegen Frankreich geführt werden.

Pichegrus Erfolge in den Niederlanden. Anfangs April war Kaiser Franz II. selbst nach dem flandrischen Kriegsschauplatz gezogen, um den Oberbefehl über das verbündete Heer zu übernehmen. Sein Bruder, Erzherzog Karl, damals Statthalter der Niederlande, sein Minister Thugut, seine Vertrauten Fürst Waldeck und Rollin, zwei intrigante Männer voll Parteileidenschaft und Ehrgeiz, standen ihm zur Seite. In Brüssel feierte man den jungen Herrscher, der zum erstenmal das städtereiche Land besuchte und vor Verlangen brannte, aus dem einförmigen Wiener Hofleben in eine Atmosphäre voll kriegerischer Thätigkeit zu kommen, mit glänzenden Festlichkeiten. Der Anfang des Feldzugs ließ sich gut an. Durch die Eroberung der Festungen Valenciennes, Condé und le Quesnoi hatten die Verbündeten einen scharfen Keil in den Körper der Republik hineingetrieben. Dieser wurde noch weiter vorgeschoben, als die Feldherren Koburg, York und Oranien unter den Augen des Kaisers die Franzosen bei Landrecy und Chateau Cambresis zu-
30. April 1794. rückschlugen und auch diesen festen Platz zur Kapitulation zwangen. Zugleich errangen die österreichischen Generale Beaulieu und Kaunitz an der Sambre Vorteile über Jourdan. Allein der Prinz von Koburg war nicht der Mann, die günstige Stellung, die den Weg nach Paris offen legte, auszunutzen. Während er nach seiner methodischen Art sich mit dem Festungskrieg aufhielt, zog Pichegru in Westflandern bedeutende Streitkräfte zusammen, so daß er eine Armee von 100,000 Mann unter den Generalen Souham, Moreau, Macdonald, Reynier bei seiner Fahne vereinigte. Nach einem in Menin gehaltenen Kriegsrat be-
Schlacht bei Tourcoin. schlossen die Franzosen einen Angriff auf die bei Tourcoin, Waterloo und
18. Mai 1794. Roubaix aufgestellten Truppenteile der Verbündeten, ein Plan, der einen vollständigen Sieg der Republikaner zur Folge hatte. Wie tapfer immer die englische Garde unter York und Abercromby ihren Kampfplatz verteidigte, wie fest und mannhaft die hessischen Reichstruppen und die Hannoveraner unter Hammerstein, einem Militär von eiserner Kraft und Entschlossenheit, ihren Soldatenmut

bewährten: da die Österreicher nicht rechtzeitig herbeikamen und in die Schlacht eingriffen, so erlagen die alliierten Truppen der feindlichen Übermacht. Mit Mühe entging der Herzog von York durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft. Mit dem verlornen Tag von Tourcoin nahm die große Offensivbewegung der Verbündeten gegen Frankreich ein Ende, wenngleich vier Tage später ein Angriff von Pichegru auf Tournay zurückgeschlagen ward. Während die Verbündeten nur mit Hintergedanken und halbem Herzen den Krieg führten, wurden die belgischen Feldzüge für die Franzosen eine Schule neuer energischer Strategie. Den Gegner durch ununterbrochene Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindungen zu zerreißen, bis der Moment gekommen war, mit einem letzten gewaltigen Stoß seine Kraft zu zertrümmern, darin bestand die Taktik der republikanischen Feldherren. Es waren meistens junge Männer, welche durch den Aufschwung der Zeit und der eignen Natur emporgehoben rasch von Stufe zu Stufe stiegen und den Mangel der Erfahrung durch angebornes Talent und kühnes Wagen ersetzten. Von Souham, einem Mann von riesigem Wuchs und gewaltiger Körperstärke, der innerhalb fünf Jahren vom gemeinen Reiter zum Divisionsgeneral sich aufgeschwungen, sagten seine Kameraden, daß man unter seiner Führung nie geschlagen werden könne.

Belgien von den Franzosen besetzt.

Vor dem militärischen Aufschwung der Franzosen vermochten die Verbündeten nicht zu bestehen, zumal da der Kaiser bereits seine Absicht kund gab, nach Wien zurückzukehren. Thugut spielte bei Franz II. dieselbe Rolle wie Manstein bei Friedrich Wilhelm II. und mit demselben Erfolg. Sah man doch einen politischen Glücksritter und Abenteurer, der sich als Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses gebrauchen ließ, unter dem Namen eines Grafen Montgaillard mit dem Minister verkehren! Wenn dieser von Robespierres Friedensliebe sprach, so war das keine Lüge. Der fanatische Republikaner war nie ein Eiferer für den Weltkrieg gewesen. Ihm schwebte stets das Gespenst einer Militärdiktatur vor der Seele. Der französische Krieg trat immer mehr hinter den anderweitigen Anliegen zurück. Belgien war bereits kein Gegenstand mehr von österreichischem Interesse. Diese Wahrnehmung lähmte den Mut der Verteidiger. Im Juni belagerte Pichegru Ypern. Die Soldaten waren zum mutigsten Widerstand bereit; aber der alte General Salis schloß wider den Willen der Truppen und Offiziere eine Kapitulation ab, welche den Abzug der Besatzung nur mit der Bedingung der Waffenablieferung zuließ. Knirschend vor Wut und ihre Gewehre in Trümmer schlagend, verließen die deutschen und österreichischen Bataillone Westflandern. 19. Juni 1794.
Damit war den Franzosen der Weg in das Herz der Niederlande geöffnet. — Um dieselbe Zeit lieferte die Sambre- und Maasarmee, bei welcher St.-Just als Bevollmächtigter des Wohlfahrtsausschusses weilte und mit der ihm eignen terroristischen Strenge zum Kampf anfeuerte, den verbündeten Heeren der Österreicher und Holländer eine Reihe von blutigen Gefechten. Viermal wurden die Franzosen unter Jourdans Oberbefehl über die Sambre zurückgedrängt; erst der

Jourdans Sieg bei Fleurus. 26. Juni 1794. Sieg bei Fleurus, den sie nach schweren Kämpfen über Koburg, Oranien und Erzherzog Karl davontrugen, verschaffte den Republikanern auch in den südöstlichen Landschaften das Übergewicht. Wie bei Pichegru dienten auch unter Jourdan die ausgezeichnetsten Feldherren der nächsten Kriegsjahre, ein Marceau, Kleber, Lefebvre, Championnet, Bernadotte, Marescot u. a. An dem Tage der Schlacht besetzte Moreau vom Westheer die Stadt Brügge. Eine einheitliche Strategie der beiden Oberbefehlshaber hätte die flandrisch-brabantischen Provinzen in kürzester Zeit in die Gewalt der Franzosen bringen müssen; allein der Wohlfahrtsausschuß, der einen Landungsplan in England ins Auge gefaßt hatte, um den Hauptfeind im Herzen zu treffen, erteilte Pichegru den Befehl, in Westflandern zu verbleiben und die Seeküste von Ostende nordwärts zu behaupten, während Jourdan sich in den östlichen Landschaften festsetzen sollte.

Die Koalition ohne Eintracht und Kraft. Die feindliche Kriegspolitik arbeitete jedoch den Republikanern in die Hände. Wir wissen, daß Thugut sich bereits mit dem Gedanken einer Räumung Belgiens vertraut gemacht hatte; ein Frieden mit Frankreich konnte Österreich in die Lage bringen, sich an andern günstiger gelegenen Orten, in Bayern, Polen oder auch in Oberitalien Entschädigung und Ersatz zu suchen. Der kluge Staatsmann wußte, daß den Pariser Machthabern der Krieg gegen England mehr am Herzen lag, als der gegen Österreich. Soweit huldigte auch der Wohlfahrtsausschuß noch den Traditionen des alten Regime, daß er den Nationalfeind nicht in Wien sondern in London erblickte. Schon war der Kaiser mit dem Minister abgereist. Im österreichischen Generalstab fing man an, die politischen Tendenzen des Ministers zu ahnen und mäßigte die Kampflust. Warum sollte man das Blut der braven Soldaten opfern für eine Sache, die in den herrschenden Kreisen bereits als eine verlorne angesehen ward? So trat zuerst auch in dem verbündeten Heer eine Trennung der Streitkräfte ein: während der Herzog von York und der Prinz von Oranien sich nordwärts zogen, um mit den englisch-holländischen Truppen und den deutschen Mietsoldaten in ihren Diensten das Grenzgebiet zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken, bezogen die österreichischen Heerhaufen, nachdem Koburg die Hauptfestung Namur geräumt hatte, die Maasgegenden zwischen Lüttich und Maastricht, täglich eines Abrufungsbefehls gewärtig. Was konnte unter solchen Umständen für die Franzosen einladender sein, als sich der Hauptprovinzen in der Mitte zu bemächtigen? Die Verlegung der Landesregierung von Brüssel nach Mecheln, dann nach Diest und schließlich nach Düsseldorf, die massenhafte Auswanderung des Adels und der Kaufmannschaft aus den großen brabantischen Städten bezeichnete das geringe Vertrauen in den Fortbestand der Dinge und die Furcht vor der Pariser Schreckensherrschaft. Es war für Frankreich ein beispielloser Glücksfall, daß in demselben Augenblick, in dem seine Heere den Kriegsschauplatz betraten, die großen Gegner mit wetteifernder Hast von demselben hinwegdrängten. So konnten die Franzosen schon in der ersten Hälfte Juli fast ohne Widerstand sich der Städte Brüssel, Antwerpen,

Löwen u. a. bemächtigen. Vergebens suchte Malmesbury den preußischen Feldmarschall zum Einrücken in Belgien zu bewegen; dieser beharrte bei seiner Weigerung, die Rheinlande und Mainz von Truppen zu entblößen und dadurch eine zweite französische Invasion zu ermöglichen, eine Kriegspolitik, die in Berlin gebilligt ward. Grollenden Herzens schilderte Malmesbury seiner Regierung die preußische Treulosigkeit in den grellsten Farben. Die Folge war, daß England die weitern Subsidienzahlungen einstellte, ja sogar die fälligen Rückstände verweigerte. Den König Friedrich Wilhelm aber, der damals vor Warschau stand, suchten Lucchesini und die Berliner Minister von den Kriegsgedanken gegen Frankreich abzubringen. Sie stellten ihm vor, wie sehr die deutschen Fürsten sich nach Frieden sehnten, und wie wohlthätig es für Preußen sei, wenn es im Namen des Reichs mit der französischen Republik einen Frieden auf dem alten Besitzstand eingehe. Dann könne man die Rheinarmee nach der Weichsel schicken. Und auch in Wien sah man die Niederlande bereits als eine verlorne Provinz an. Man suchte nur noch den Schein aufrecht zu halten, als ob man noch länger für dieselbe kämpfen wolle, damit England nicht mit Unwillen sich abwende und auch der kaiserlichen Regierung die Subsidien entziehe wie der preußischen.

Schlaffe Kriegführung. Rückzug der österreichischen u. preußischen Heere über den Rhein.

Wie sollte aber der ergraute Heerführer Koburg mit einer wenig feldtüchtigen Armee, ohne Nachschub, ohne genügenden Kriegsbedarf, ohne Unterstützung aus Deutschland oder Österreich den siegreich vordringenden französischen Generalen Jourdan und Pichegru in der Maaslinie, die er mühsam zu behaupten suchte, einen erfolgreichen Widerstand leisten können? Nachdem er vergeblich in Wien und bei den deutschen Reichsfürsten, insbesondere dem kaiserlichen Oheim Maximilian von Köln um Hilfe gebeten, reichte er, mißgestimmt über die schwachmütige selbstsüchtige Kriegspolitik und von körperlichen Leiden gebrochen, sein Entlassungsgesuch ein und verließ das Heer. Der Nachfolger im Oberkommando (9. Aug. 1794.) war Graf Clerfait, ein Edelmann ohne hervorragende militärische oder politische Fähigkeiten. Bei der Trennung der feindlichen Streitkräfte, da Jourdan mit etwa 50,000 Mann zwischen Maastricht, Lüttich und Namur, Pichegru mit einer Armee von fast gleicher Stärke zwischen Antwerpen und Breda stand, und beträchtliche Truppenteile vor den Festungen lagen, hätte ein rasches energisches Vorgehen der Verbündeten immer noch von Erfolg sein, hätten die besetzten Provinzen immer wieder zurückerobert werden können. Da aber die Kabinette von Wien und London sich weder über die Leistungen noch über die Entschädigungen zu verständigen vermochten, so kam es zu keinem vereinigten Angriffsplan. Wochenlang lagen die Truppen, sowohl die Österreicher an der Maas, als das englisch-holländische Heer mit den hannöverschen und hessischen Hilfsmannschaften unter York und Oranien im Scheldegebiet, unthätig und ohne Vertrauen und Zuversicht, in ihren Kantonierungen, zum großen Nachteil der militärischen Disziplin und Ordnung, die besonders in dem englisch-holländischen Heerlager aus Rand und Band ging. Unterdessen wurden die belagerten Festungen

Ostende, Condé, Valenciennes u. a. zur Kapitulation gezwungen, so daß die französischen Belagerungstruppen frei wurden und sich den beiden Hauptheeren anschließen konnten. Nun machten die republikanischen Armeen rasche Fortschritte. Um die Mitte September erschien Pichegru mit beträchtlichen Streitkräften vor Herzogenbusch und setzte die Verbündeten so sehr in Bestürzung, daß der Herzog von York Nordbrabant zu räumen beschloß und seine Truppen über den Strom in
16. Sept. 1794. die Generalstaaten führte. Um dieselbe Zeit machte Jourdan in Verbindung mit Marceau einen Angriff auf Clerfaits Heer an der Ourthe und Roer, und wenngleich die österreichischen Soldaten in der Feldschlacht ihre alte Kriegstüchtigkeit auch hier wieder bewährten, der Oberfeldherr hielt es nicht für geraten, mit seinen Truppen, die sich noch immer auf nahezu 77,000 Mann beliefen, bei der Schwierigkeit der Verpflegung während des herannahenden Winters das Land zwischen Maas und Niederhein zu behaupten. Er ordnete den Rückzug an und führte mit
6. Okt. geringen Verlusten sein Heer über den deutschen Strom. Damit war das Schicksal der Niederlande entschieden. Im Spätherbst waren nicht nur die belgischen Provinzen wieder im Besitz der Franzosen, sondern auch die holländischen Grenzfestungen. Die eroberten Länder wurden mit wertlosen Assignaten überschwemmt, durch Kriegssteuern und Auflagen ausgesogen und durch ein unerhörtes Raubsystem in Elend und Verzweiflung gestürzt. Wenige Wochen nachher erhielt auch Möllendorff von Berlin den Befehl, die preußische Armee, die noch kurz zuvor unter Hohenlohe zum drittenmal in der Nähe von Kaiserslautern rühm-
18.—20. Sept. lich mit den Franzosen gestritten, auf das rechte Rheinufer zu verlegen und auf dem linken nur die Festung Mainz sicherzustellen. Man hatte sich am preußischen Hof bereits mit dem Gedanken eines Friedens mit Frankreich befreundet. Dies war das Signal zur Kündigung des Haager Vertrags und zur völligen Auflösung des bereits locker gewordenen Bündnisses mit England. Da bei der Eifersucht und dem Mißtrauen Thuguts auf Preußen eine gemeinsame Friedensunterhandlung der beiden deutschen Großmächte nicht wohl möglich war, so beschloß man in Berlin auf eigne Hand vorzugehen. Die Ereignisse, die mittlerweile in Paris eingetreten waren, erleichterten ein friedliches Abkommen. Denn zu der Zeit, da die österreichischen und preußischen Heere die linke Rheinseite räumten und die französischen Heerführer sich anschickten, ihre Waffen in das Herz der holländischen Generalstaaten zu tragen, war das Regiment der Pariser Schreckensmänner bereits zu Fall gekommen.

4. Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses und Parteikämpfe im Konvent.

a. Die Schreckensregierung und ihre Werkzeuge und Opfer.

Tyrannei u. Guillotine. Ein volles Jahr beugte sich Frankreich unter die furchtbare Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses, der in Verbindung mit der Kommune, mittels der Sektionsausschüsse und eines Revolutionsheeres von 6000 Mann die Hauptstadt

in Ketten und Banden legte, durch die Konventskommissare und die Jakobinerklubs alle Städte und Provinzen mit dem schweren Joch einer demokratischen Zwingherrschaft ohnegleichen drückte. Leben und Eigentum standen in der Willkür der herrschenden Faktion; für alle Lebensmittel, Waren, Arbeitslöhne wurden feste Preise angesetzt, die Unterlassung des Feldbaus mit Gefängnisstrafen bedroht, die persönliche Sicherheit für nichts geachtet. An der Spitze der neun Mitglieder, die diesen Ausschuß bildeten, standen drei Männer, deren Namen lange der Schrecken des Landes waren: Robespierre, Couthon und der jugendliche St.-Just, ein doktrinärer Wüterich und Apostel des Rousseauschen Evangeliums von demokratischer Freiheit und Gleichheit, der mit unbeugsamer Energie „durch Blut und Thränen" seine Prinzipien verfolgte. Neben ihnen bewahrte bloß der burgundische Advokatensohn Lazarus Carnot, ein Mann von seltener Arbeitsamkeit, Pflichttreue und Charakterstärke, redlich und gerade, gleichgültig gegen alle Genüsse und Güter der Erde, eine selbständige Haltung. Damit dieser aber dem blutigen Gebahren seiner Kollegen, das er nimmermehr gebilligt haben würde, nicht im Weg stehe, übertrugen ihm die Triumvirn die Leitung des Kriegswesens, um ihn vom Innern abzulenken. Die übrigen Mitglieder des Ausschusses waren größtenteils Kreaturen Robespierres (Barère, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Prieur, Lindet, Jean Bon de St.-André). Die äußerst demokratische Verfassung, die man in der Eile entworfen und nach der Annahme durch das Volk am 10. August mit großer Feierlichkeit bekannt gemacht, wobei der namhafte Maler David, ein schwärmerischer Verehrer antiker Kunst und republikanischer Freiheit, Festordner war, wurde einstweilen beiseite gelegt und eine revolutionäre Regierung unter Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses begründet, welcher alle Staatsgewalten, Minister, Generale, Ortsobrigkeiten zum unbedingtesten Gehorsam verpflichtet waren und die in dem Polizeiausschuß der öffentlichen Sicherheit und in den Revolutionsausschüssen der Sektionen ihre Stützen und Werkzeuge hatte. Wie diese auf die Spitze des Schwerts gestellte Regierung ihre Gewalt zur Vernichtung der Anhänger des Alten gebrauchte, mag der einzige Umstand lehren, daß in den Monaten Juni und Juli 1794 nicht weniger als 1285 Menschen unter der Guillotine starben. Auf Ansuchen des Tribunals um Abkürzung der gesetzlichen Formalitäten, setzte Robespierre ein Dekret durch, daß nach dreitägiger Verhandlung die Geschwornen gefragt werden sollten, ob sie hinreichend unterrichtet seien, und daß sie durch die Erklärung, ihre Überzeugung sei gebildet, jedem weitern Verfahren ein Ende machen könnten. Das wirksamste Mittel, alle zu verderben, welche der herrschenden Partei im Weg standen, war das schreckliche Gesetz gegen die Verdächtigen, das alle „Feinde des Vaterlandes", alle, die Anhänglichkeit an den frühern Zustand oder an die Priesterschaft und den Adel an den Tag legten, mit Gefängnis und Tod bedrohte und ihr Vermögen mit Beschlag belegte, in der Absicht, es zur „Ausstattung armer Patrioten" zu verwenden. Infolge dieses und ähnlicher Gesetze

17. Sept. 1793.

wurden alle Gefängnisse mit Tausenden von sogenannten Aristokraten gefüllt und jeden Tag durchschnittlich neunundzwanzig Menschen zur Schlachtbank geschleppt. Alle anständigen Leute, die sich durch Rang, Vermögen, Bildung und Adel der Gesinnung von den herrschenden Demokraten unterschieden, schwebten in steter Lebensgefahr. Tag und Nacht wurden Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen. Die boshafte Verleumdung eines Feindes, die Denunziation eines Spähers, der Haß eines Sansculotten war hinreichend, einen Unschuldigen in den Kerker und vom Kerker aufs Schafott zu bringen. Schubweise (in Fournees) wurden auf besonderen Hinrichtungswagen die Verurteilten zu der schauerlichen Richtstätte geführt. Der Übergang war so rasch, daß der Tod seine Schrecken verlor und die Gefängnisse die Sammelplätze heiterer, feiner Gesellschaft und geistvoller Unterhaltung wurden. Man scherzte noch in den Krallen des Todes und vergaß alle Rangunterschiede. Unter den Schlachtopfern waren die edelsten und ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, der frühere Minister Malesherbes, die Mitglieder der konstituierenden Versammlung Bailly, Barnave, Linguet u. a., die schon erwähnten Girondisten und Frau Roland, der ehemalige Parlamentsrat d'Epréménil, viele republikanische Abgeordnete von gemäßigter Gesinnung, unter ihnen auch der ehemalige Prokurator der Kommune, Manuel, Gelehrte und Schriftsteller, wie der Chemiker Lavoisier, die Dichter Andr. Chénier, Roucher u. a. m. Florian verfaßte seinen „Wilhelm Tell“ kurz vor seinem Tod im Kerker; alle, die dem alten Königtum angehörten und nicht durch die Flucht sich gerettet hatten, starben unter dem Fallbeil. Alle zeigten Mut und Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick; Bailly ertrug die Mißhandlungen einer Pöbelrotte mit stoischer Ruhe. Die Verurteilungen und Hinrichtungen wurden zu einem gewöhnlichen Schauspiel, das meistens unbemerkt vorüberging. Nur einzelne Fälle machten eine Ausnahme. Zu diesen gehörte der Prozeß und
16. Okt. die Hinrichtung der schwer geprüften Königin Marie Antoinette, die bei ihrem Verhör und ihrem Tod alle ihrer Geburt und ihrer Bildung würdige Standhaftigkeit und Seelenstärke bewies, so daß sie bei dem ewigen Einerlei des Mordens noch einige Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Ihr Sohn siechte unter der grauenvollen Zucht eines Jakobiners, des Schusters Simon hin, ihre Tochter, die spätere Herzogin von Angouleme, trug einen finstern Geist und ein verbittertes Herz für ihr ganzes Leben davon. Nach der Königin starb Ludwigs XVI. fromme Schwester Elisabeth auf dem Blutgerüst, und wenige Wochen
10. Mai 1794. nach der Hinrichtung der Girondisten fiel auch das Haupt des ruchlosen Herzogs
6. Nov. 1793. von Orleans, den selbst Dantons Gunst nicht gegen Robespierres Neid zu schützen vermochte. Bußfertig und zerknirscht klagte er sich laut seiner Vergehungen gegen König Ludwig an. — Jede Stadt hatte einen oder mehrere Terroristen, die Robespierre und die übrigen „großartigen Bösewichter“ nachahmten, mit der wandernden Guillotine das Land durchzogen, und durch ihre bewaffneten Banden über Eigentum und Leben aller Bürger nach Willkür schalteten. So Eulo-

gius Schneider, ein verlaufener deutscher Mönch und Professor in Straßburg, den sogar St.-Just wegen schmutziger Habsucht und Bestechlichkeit nach Paris auf die Guillotine schickte, Maignet in Orange u. a. Konventskommissare rückten mit „Revolutionsheeren" in die Provinzen ein, verhafteten und töteten alle „Aristokraten", „Egoisten" und „Fanatiker", erhoben Geld und Waren für die Republik und schickten die geraubten Schätze, bestehend in Gold, Silbergerät, Kirchenschmuck, Kleidungsstoffen u. dgl., nachdem sie zuvor die eignen Taschen gefüllt oder die Freunde und Gesinnungsgenossen bereichert, an den Konvent in Paris; der Raub wurde nach Hunderten von Millionen berechnet. So Dumont in der Picardie, Isoré in Flandern, Ruhl in der Champagne, Lacoste in Lothringen, Bassal und Lamarque im Süden des Reichs u. a. m. „Überall habe ich den Schrecken auf die Tagesordnung gebracht," berichtete einer der Kommissare an den Wohlfahrtsausschuß, „die Föderalisten abgesetzt, die Verdächtigen eingesperrt, die Royalisten hingerichtet." In den Departements Nievre und Allier forderte Fouché die Ablieferung alles Metallgeldes und aller Pretiosen, ließ Priester und „Aristokraten" massenhaft in Haft bringen und beraubte die Kirchen ihres Schmuckes.

Bis Ende Juli 1793 befand sich Marie Antoinette mit ihren beiden Kindern im Temple. Da wurde vom Wohlfahrtsausschuß die Trennung der Mutter von ihrem Sohn verfügt. Der Gemeinderat vollzog diesen Beschluß, erzählt v. Sybel, mit jubelnder Grausamkeit. Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlaf aufgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Szene folgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leib gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half, sie wich und wankte nicht — bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen, und ließ sich ein Kind entreißen, um das andre zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr: bei allen weitern Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Die Verfolger ließen nicht lange darauf harren. Wirkliche oder erfundene Befreiungsversuche trieben zur Eile. Am 1. August verfügte der Wohlfahrtsausschuß durch den Konvent die Abführung der Königin in die Conciergerie und ihre Überweisung an das Revolutionsgericht. — Am 14. Oktober wurde, nach einer von Mißhandlungen aller Art erfüllten achtwöchentlichen Haft im Gefängnis, die Königin vor die Schranken des schrecklichen Gerichtshofes geführt. „Sie erschien in zerlumptem Kleid mit grau gewordenem Haar," erzählt v. Sybel weiter, „aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleids nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hebert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter der Angeklagten mit einem Verhör gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalt besudelten Protokolls zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderat seine Bemühungen gebilligt, der Jako-

Leiden u. Tod der Königin.

binerklub seine Erzählung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gericht, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit der Anklage unnatürlicher Wollust zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann zur Antwort aufgefordert, vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend ist. Ein tiefes Murren ging durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. Als Robespierre davon hörte, rief er aus: der elende Dummkopf, er wird unsre Feinde zum Gegenstand des Bedauerns machen. Das Schlußurteil verstand sich von selbst; am 16. Oktober fiel das Haupt der Königin auf dem Blutgerüst.

b. Sturz der Dantonisten und Herbertisten.

Jakobiner u. Cordeliers.

Die übermäßige Wut und Grausamkeit empörte zuletzt die Häupter der Cordeliers, Danton und Camille Desmoulins, die durch ihre Herrschaft über die Masse die Revolution bisher geleitet und die Republik gegründet hatten. Danton, mehr genußsüchtig als leidenschaftlich und gemütlicher Regungen fähig, war des Mordens müde und begab sich auf einige Wochen in die Provinz, um mit einer jungen Gattin in Glück den Reichtum zu genießen, den ihm die Revolution verschafft; Philippeaux, Deputierter der Sarthe, der stets zu den eifrigsten Männern des Berges gehört hatte, eiferte im Konvent, im Klub, im Wohlfahrtsausschuß gegen die Gemeinheit, Ruchlosigkeit und Unfähigkeit der jakobinischen Kommissare und Generale; Camille Desmoulins aber wendete in seinem geistreichen, vielgelesenen Blatt: „Der alte Cordelier", die Stellen, worin der römische Geschichtschreiber Tacitus die Tyrannei und Grausamkeit des Tiberius in den grellsten Farben schildert, so treffend und beredt auf seine Zeit an, daß die Beziehungen auf die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses und ihre Gesetze gegen die Verdächtigen nicht zu verkennen waren. Diese Spaltung und Zersetzung der Parteien benutzte Robespierre als Handhabe, um alle seine Nebenbuhler in der Volksgunst zu Fall zu bringen. Da um dieselbe Zeit mehrere Freunde und Anhänger Dantons, wie der ehemalige Kapuziner Chabot und der niederträchtige gewinnsüchtige Fabre d'Eglantine, sein Werkzeug bei allen Geschäften, welche das Tageslicht scheuten, u. a. sich bei Aufhebung der ostindischen Handelskompanie Betrügereien und Bestechlichkeit zu schulden kommen ließen, andre durch ihre kirchenschänderischen Frevelthaten und gottlosen Umzüge Anstoß gaben, so benutzte der Wohlfahrtsausschuß die Gelegenheit, um Dantons ganze Partei und zugleich die Häupter der Kommune zu verderben. Seitdem nämlich der Konvent den Kalender und die Benennung der Monate*) geändert, den Anfang des Jahres

Republikanischer Kalender.

*) Die Monatsnamen des republikanischen Kalenders wurden von den Jahreszeiten und den darin vorwaltenden Naturerscheinungen hergenommen. So bezeichnete man die Herbstmonate vom 22. September an als Vendemiaire, Brumaire und Frimaire, die Wintermonate als Nivose, Ventose, Pluviose; die Monate des Frühlings als Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate als Messidor, Thermidor, Fructidor. Der Monat bestand aus dreißig Tagen; die Schalttage hießen „Sansculottides" und waren nationalen Festen geweiht (der Tugend, dem Genie, der Arbeit u. s. w.).

und der neuen Zeit auf den 22. September 1792 verlegt, Sonn- und Feiertage abgeschafft und dafür die Dekaden und Sansculottenfeste eingeführt hatte, gaben mehrere exzentrische Revolutionsmänner, die man als Enragés bezeichnete, wie Hebert, Chaumette, Momoro, Cloots, der „Redner des Menschengeschlechts" u. a., in ihrer Wut gegen Christentum und Priesterschaft viel Ärgernis. Sie entweihten und plünderten die Kirchen, trieben mit den Meßgewändern, Reliquien und kirchlichen Gerätschaften, die sie in gotteslästerlichen Aufzügen durch die Straßen führten, ihren Spott, rasten mit vandalischer Wut gegen alle Denkmale des Christentums, schändeten die Königsgräber in St.-Denis, und ließen durch Deputationen der Nationalversammlung das Verlangen ausdrücken, daß an die Stelle des katholischen Gottesdienstes der Kultus der Vernunft treten möge. Eine 19. Nov. 1793.
festliche Feier, wobei Momoros schöne Frau die Göttin der Vernunft in Notre-Dame vorstellte, bezeichnete den Anfang dieser Ausgeburt einer vermessenen, zuchtlosen Geistesfreiheit. Die Kirchen wurden bis auf wenige von dem Gemeinderat geschlossen; selbst die christlichen Namen wollte man vertilgen.

An diesem Treiben nahm Robespierre, der Mann der Mäßigkeit und der Anarchisten u. Moderantisten
pedantischen Arbeitsamkeit, der nach Rousseaus Muster stets den Glauben an hingerichtet.
eine göttliche Vorsehung festhielt, einen empfindsamen Rationalismus bekannte, unabhängig von Kultus und Offenbarung, großes Mißfallen. An Grausamkeit des Gemüts stand er keinem nach: der Massenmord in der Vendee war ganz nach seinem Sinn; das Revolutionstribunal konnte ihm im Blutvergießen nie Genüge thun; aber seinem methodischen Geist war die Unordnung und das wüste anarchische Treiben der Sansculotten und Atheisten zuwider, seine nüchterne Natur verabscheute die Ausschweifungen und die Genußsucht der Cordeliers. Dazu kamen noch Gerüchte von konspiratorischen Umtrieben, durch welche die höchste Staatsgewalt in die Hände der Kommune gespielt werden sollte. Robespierre beschloß daher die republikanischen Stürmer zu verderben, und Camille Desmoulins und Danton in ihren Sturz zu verwickeln. Ein Bericht über die auswärtige Politik, worin der Diktator vor einem verdächtigen „Moderantismus" und einer „systematischen Übertreibung der falschen Patrioten" warnte, konnte als Einleitung und Vorspiel der bevorstehenden Katastrophe gelten. Beide Richtungen wurden als Mittel und Werkzeuge einer beabsichtigten Kontrerevolution im Dienst des Auslandes und der Auflösung des Konvents bezeichnet. Diesen Schlangen müsse man das Haupt zertreten. Kaum hatte nun Danton (Februar 1794) seinen Sitz in dem Konvent wieder eingenommen, als der rücksichtsloseste und energischeste Verfechter eines demokratischen Staats- und Gesellschaftsideals St.-Just, im Namen des Wohlfahrtsausschusses einen merkwürdigen Bericht ab- März 1794.
stattete, worin er die Feinde der Republik in drei Klassen teilte, in Korrupte, Ultrarevolutionäre und Gemäßigte, und auf ihre Bestrafung antrug. Damit begann der Kampf, der den Höhepunkt der revolutionären Raserei bezeichnet. Jener Bericht hatte zur Folge, daß in den nächsten Tagen die Schergen des Sicherheits-

ausschusses eine Menge Verhaftungen vornahmen und schon am 24. März neunzehn Ultrarevolutionäre, darunter Cloots, Hebert, Momoro, Ronsin, der Sansculottenheld von Lyon, Vincent und mehrere Glieder des Gemeinderats, vor allen der Procureur Chaumette und Fabre d'Eglantine, zur Guillotine geführt wurden. Am 31. März wurden die Korrupten vor das Revolutionstribunal gestellt, und Danton, Camille Desmoulins, Herault de Sechelles, Philippeaux u. a. boshaft als ihre Teilnehmer bezeichnet und in ihren Prozeß verwickelt. Der „Exzeß" und der „Moderantismus" sollten mit einem Schlag getroffen werden. Aber Danton und Desmoulins, denen bei aller Verworfenheit Gemüt und edle Regungen nicht fremd waren, verlangten mit drohendem Ungestüm und unter dem wilden Toben der Masse, die den angeklagten kühnen Frevlern mehr zugethan war als den kalten, gemeinen Jakobinern, aus denen ihre Richter bestanden, daß die Ankläger ihnen gegenübergestellt würden oder daß der Konvent selbst über sie Gericht halte. Drei Tage lang machte Dantons Stentorstimme und der Tumult der Volksmenge seine Verurteilung unmöglich. Zum erstenmal gerieten die Blutmenschen des Revolutionstribunals in Verwirrung. Da erwirkte St.-Just eine Verfügung des Konvents, welche dem Gerichtshof die Vollmacht erteilte, bei hartnäckiger Widersetzlichkeit der Angeklagten zur Sicherheit der bestehenden Ordnung sofort den Urteilspruch zu fällen. Darauf wurden die blutbefleckten Helden des 10. August und der Septembertage zur Guillotine geführt und mit
5. April 1794. einer Schar gemeiner Hebertisten enthauptet. Sie starben mit Mut und Entschlossenheit: Danton spottete mit tragischer Ironie über die Nichtigkeit des Lebens und die raschen Wechselfälle des Schicksals. Zu dem Henker sagte er: „Ein Riemen ist genug, heb' den andern für Robespierre auf."

c. Robespierres Sturz.

Dantons Fall war Robespierres letzter Triumph; der Diktator erstickte am
Robespierre und seine Gegner. Blut seines großen Widersachers. Zwar regierten die drei Führer des Wohlfahrtsausschusses noch einige Monate ganz allmächtig und brachten das Schreckenssystem durch vermehrte Hinrichtungen und Verhaftungen auf den höchsten Gipfel, um Raum zu schaffen für eine neue Staatsgesellschaft nach Rousseauschen Prinzipien, in welcher der ganze Mensch mit Leib und Seele, mit seinen äußern Gütern wie mit seinen geistigen Kräften, seinen Gedanken und Neigungen dem Gemeinwesen gehören, das Individuum im Staatsganzen aufgehen, ein spartanischer Patriotismus alle durchdringen, eine gleiche Sitte und Lebensordnung für alle gelten sollte. Robespierre benutzte die Zeit nach der Katastrophe, die ihn zum Beherrscher der politischen Lage machte, um die anarchischen Elemente einzuschränken. Er verschärfte die Polizei und brachte eine Anzahl seiner unbedingtesten und servilsten Anhänger in den Stadtrat und in die zwölf Kommissionen, denen nach seinem Antrag der Konvent alle Staatsgeschäfte der Ministerien übertrug. Die fanatischen Häupter des Wohlfahrtsausschusses hatten aber bei

der Gemeinde und den Sektionen ihre Macht und im Konvent das Zutrauen verloren, und trugen das Bewußtsein in sich, daß sie der Nation ein Gegenstand des Hasses und Abscheus geworden, daher auch Robespierre nie ohne Waffen war, nie ohne Begleitung handfester Leute ausging, und sogar, als einst ein Mädchen mit einem Messer in seinem Haus ergriffen ward, die sehen wollte, wie ein Tyrann sich ausnehme, ein geheimes Büreau der Hohen Polizei zu seiner eignen Sicherheit errichtete. Dantons Freunde waren von dieser Zeit an gegen die Gewalthaber auf der Lauer, um den günstigen Augenblick eines Angriffs zu erspähen. Die Zahl ihrer Feinde nahm zu, als Robespierre, um dem gotteslästerlichen Treiben der Anhänger des Vernunftkultus ein Ende zu machen und eine religiöse Umgestaltung der Gesellschaft auf rationalistisch-philantropischer Grundlage anzubahnen, im Mai durch den Konvent dekretieren ließ: „Das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele sei eine Wahrheit", und sich bei dem neuen Fest des höchsten Wesens im Tuileriengarten als Konventspräsident 8. Juni 1794.
und Oberpriester in theatralischem Aufputz durch seinen Hochmut und seine Eitelkeit zugleich verhaßt und lächerlich machte. Neben dem einförmigen Rasseln des Richtwagens, welcher die Schlachtopfer täglich zur Guillotine führte, nahm sich das religiöse Schauspiel mit allegorischem Beiwerk wunderlich genug aus. Und damit die Blutarbeit rascher vor sich gehe, erhielt zwei Tage nachher das Pariser Revolutionstribunal eine neue Organisation, welche den Gerichtsgang abkürzte und Richter wie Geschworne in bloße Werkzeuge und Gehilfen des öffentlichen Anklägers für die Todesurteile wider alle „Feinde des Volks" verwandelte. Nach dem Gesetz vom 22. Prairial (10. Juni) sollte den Richtern und Geschwornen allein ihr „durch Patriotismus erleuchtetes Gewissen" zur Richtschnur dienen. Aber die Tage der unerhörtesten Tyrannei und Schreckensherrschaft nahten ihrem Ende. Die Angst um das eigne Leben führte unter der herrschenden Faktion des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses eine Spaltung herbei und waffnete einige Terroristen aus Dantons Partei gegen Robespierre und seine nächsten Genossen. Sein mysteriöser Verkehr mit Katharina Theot, einer halbverrückten Schwärmerin, die in prophetischen Visionen den republikanischen Machthaber zum geistlich-weltlichen Oberhaupt eines neuen Religionsbundes bestimmte, mehrte das Mißtrauen und den Hohn wider den übermütigen unheimlichen Demagogen, der sich damals mehr und mehr vom politischen Leben und menschlichen Verkehr zurückzog und doch mit spürendem Argwohn alles beobachtete. Eine Rede im Konvent voll gleißnerischer Ausfälle gegen Frevler und Verschwörer, die im Schoß dieser Körperschaft selbst Ränke zum Verderben der Republik schmiedeten, ließ neue Mordpläne ahnen. St.-Just bewies, daß nur durch Konzentration der Macht, Einheit der Regierung, Kraft der Institutionen die Republik geheilt werden könne, und empfahl Robespierres Diktatur; sein Freund Lebas sprach von der Notwendigkeit, alle Feinde des Volks mit raschem Griff zu erdrücken.

Der 9. Thermidor. Diese Anzeichen des kommenden Sturmes beschleunigten die feindliche Koalition. Zu Robespierres Gegnern gehörte Tallien, der früher in Bordeaux gewütet, den aber die reizende Fontenay-Cabarrus auf andre Grundsätze gebracht hatte. Mit ihm verbanden sich Fréron und Fouché, die Wütriche von Lyon und Toulon, Vadier, Cambon, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und zuletzt der glatte Redekünstler Barère. 27. Juli 1794. Am 9. Thermidor begann im Konvent ein Kampf auf Leben und Tod. Robespierre und seine Anhänger kamen nicht zum Wort; die Gegner überschrien sie und setzten in einer stürmischen von Toben und Tumult vielfach gestörten Sitzung den Beschluß durch, daß die drei Häupter des Wohlfahrtsausschusses, sowie der jüngere Robespierre, Lebas und Henriot, der Kommandant der Nationalgarde, in Anklagestand gesetzt und nach dem Palast Luxembourg in Haft geführt werden sollten. Nun erhob sich aber die Kommune für ihre Helden. Der Stadtrat bot seine Getreuen auf, um, wie in der vorhergehenden stürmischen Nachtsitzung des Jakobinerklubs beschlossen worden war, den Gewaltstreich vom 2. Juni gegen den Konvent zu wiederholen. Auf dem Weg wurden die Gefangenen von dem städtischen Pöbel befreit, worauf der angetrunkene Henriot den Konvent mit der Nationalgarde bedrohte, indes Robespierre, Couthon, St.-Just u. a. auf dem Rathaus auf Rache sannen. Aber die Nationalversammlung kam ihnen durch raschen Entschluß zuvor. Eine laut ausgerufene Achtserklärung gegen den Anführer wirkte lähmend auf die alte Sansculottenbande, während die Bourgeoisie, die alte Bürgerwehr Lafayettes, die sich bisher von dem politischen Schauplatz zurückgehalten hatte, neuen Mut schöpfte und bewaffnet sich um den Konvent scharte, der den Abgeordneten Barras, einen ehemaligen Offizier, zum Befehlshaber ernannt hatte. Auf dem Greveplatz vor dem Stadthaus standen die Heersäulen mit Geschütz einander gegenüber, und es schien nochmals zu einem blutigen Kampf zwischen den Bürgern zu kommen. Aber die Jakobiner und Vorstädter hatten den alten Insurrektionsmut verloren. Robespierre selbst hatte durch sein Wüten gegen die Dantonisten und Hebertisten die Führer der Straßendemokratie und der Volksaufstände gefällt. Auf die Verlesung der Achtserklärung gegen Henriot wendeten die Kanoniere ihre Geschütze um und weigerten sich zu feuern, worauf der Kommandant sich zu den andern auf das Rathaus flüchtete. Nun drang die Polizeimannschaft des Konvents in das Gebäude ein, um die Angeklagten aufs neue festzunehmen. St.-Just ergab sich in stummer Resignation und wurde mit Couthon, dem Maire Dumas u. a. in die Conciergerie abgeführt. Henriot erregte durch seine Mutlosigkeit den Unwillen seines Parteigenossen Coffinhal, des Mannes vom Revolutionstribunal, in solchem Grade, daß dieser ihn in den Hof hinabstieß, wo man ihn dann aus einem Rinnstein hervorzog; der ältere Robespierre hatte sich mit einigen Schicksalsgenossen in ein Nebenzimmer begeben; dort reichte ihm Lebas eine Pistole, während er sich selbst mit einer zweiten erschoß. Wie die meisten Historiker berichten, versuchte der diktatorische Führer des Wohlfahrtsausschusses sich ebenfalls

zu töten, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade und wurde schrecklich entstellt, und das rinnende Blut mit Papierstücken aus dem Gesicht wischend, unter den Flüchen und Verwünschungen des hinzudrängenden Volks nach dem Richtplatz geführt. Louis Blanc sucht dagegen nachzuweisen, daß der Gendarm Meda den Schuß gethan habe, als sich Robespierre der Verhaftung erwehren wollte. Da die Gefangenen infolge der Achtserklärung „außerhalb des Gesetzes" standen, bedurfte es keines gerichtlichen Verfahrens. Der jüngere Robespierre stürzte sich aus dem Fenster auf die Straße, wurde jedoch noch lebend aufgegriffen. Alle Verhafteten, zweiundzwanzig an Zahl, wurden noch an demselben Tag ent- 28. Juli 1794. hauptet. An den beiden folgenden Tagen teilten zweiundsiebzig Jakobiner und Mitglieder der Kommune das Schicksal ihrer Führer. Die alte Fabel von dem Zeitengott Kronos, der seine Kinder verschlingt, war in der Revolution zur Wahrheit geworden. Der greuliche Mißbrauch, den die Schreckensmänner des Wohlfahrtsausschusses und des Gemeinderats von der Regierungsgewalt gemacht, hatte die Nation mit solchem Abscheu gegen das System und seine Leiter erfüllt, daß in kurzem ein Umschlag in der öffentlichen Meinung erfolgte. Man atmete auf wie von einem in Todesangst durchlebten Traum. Der 9. Thermidor wurde in Paris und in ganz Frankreich wie ein Auferstehungsfest aus Todesnacht gefeiert.

III. Die Revolution im Niedergang.

I. Die letzten Zeiten des Konvents.

1. Thermidorianer und Jakobiner.

Der Sturz Robespierres und seiner Freunde durch die Thermidorianer ward Ansätze zur politischen Umkehr. der Anfang einer Rückkehr zur Ordnung und Verträglichkeit. Die gemäßigte Partei, das Zentrum und die Trümmer der Rechten, seit einem Jahr an Dulden und Schweigen gewöhnt, faßte neuen Mut und trat den Männern des Berges mit mehr Entschlossenheit entgegen. Ihr Streben war zunächst dahin gerichtet, die Organe, mittels deren Robespierre und seine Genossen das Schreckenssystem aufrecht erhalten hatten, zu schwächen oder zu beseitigen und den Konvent in seiner Gesamtheit wieder zum Träger der öffentlichen Gewalt zu erheben. Wie sehr sich auch die noch immer zahlreichen und mächtigen Montagnards anstrengten, die bisherigen Hebel und Werkzeuge der Revolution unangetastet zu erhalten, und höchstens einige Modifikationen und Personalveränderungen zu gestatten, sie konnten auf die Dauer nicht verhindern, daß heftige Schläge gegen das ganze System des Terrorismus geführt, und seine Hauptstützen in der Kommune, in den Sektionsausschüssen, in den Revolutionstribunalen erschüttert und zur Seite gelegt wurden.

Das Werk der „Épuration“, an das man nun mit wachsendem Eifer die Hand legte, nahm von Tag zu Tag ein rascheres Tempo an. Zunächst suchte man in der Nationalversammlung selbst durch innere Umgestaltungen einen gesunderen Organismus zu erzeugen. Man brach die Macht des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, indem man einige Männer von gemäßigter Gesinnung, wie Bréard, Treilhard u. a. zu Mitgliedern wählte, ihnen andre Ausschüsse zur Seite stellte und die Arbeit wie die Gewalt gleichmäßiger verteilte; man gab der Bürgergarde eine neue Einrichtung, indem man die Würde eines Generalkommandanten abschaffte, und den Oberbefehl in die Hände eines Generalstabs legte, der alle fünf Tage von den Sektionshauptleuten gewählt ward; man verminderte die Revolutionsausschüsse, beschränkte die Sektionsversammlungen auf die republikanischen Sonntage oder Dekaden, und entzog den Besuchern die bisherigen Tagegelder von zwei Frank. Dadurch erlangte in diesen Versammlungen die wohlhabendere Bürgerklasse bald die Oberhand; Tumulte und anarchistische Bewegungen, wie die Demagogen des Jakobinerklubs sie früher zur Erreichung ihrer Zwecke ins Leben riefen, waren nun schwieriger zu bewerkstelligen; kamen sie dennoch vor, so gaben sie dem Konvent eine willkommene Gelegenheit, den untern Volksklassen die Waffen zu entziehen. Die Pariser Kommune hatte durch die Katastrophe des neunten Thermidor ihre Häupter und einflußreichsten Führer verloren; jetzt nahm man derselben die einheitliche Kraft, indem man für jede der zwölf Sektionen besondere Munizipalitäten einrichtete. Nach den Provinzen wurden neue Konventskommissare abgeordnet, welche auch dort die Gemeinderäte und die Volksvereine von den terroristischen Elementen säuberten. Tausende von Gefangenen kehrten aus den geöffneten Kerkern nach Hause zurück; sie fanden meistens ihre Wohnungen verödet, ihren ehemaligen Wohlstand vernichtet, ihre konfiszierte Habe in andern Händen, manches Familienglied war unter der Guillotine gefallen. Grollend und auf Rache sinnend, traten sie nun den bisherigen Machthabern entgegen. Bald fühlte man die Luft einer rückläufigen Bewegung im ganzen Land, die Presse, nicht mehr durch die Macht des Schreckens gebändigt, gab der öffentlichen Meinung Ausdruck, daß man zurückkehren müsse zur Ordnung und Gesetzlichkeit.

Thermidorianer und Jakobiner. Die Jeunesse dorée.

Die Thermidorianer des Berges wurden durch diesen Umschlag unangenehm berührt: hatten sie sich auch zum Sturz der unerträglichen Diktatur Robespierres und seiner Genossen verschworen, so war doch das demokratisch-republikanische System ganz nach dem Sinn der Mehrheit. Der Jakobinerklub und das Revolutionstribunal sollten fortbestehen, wenn auch mehr überwacht durch den Sicherheitsausschuß. Nur insoweit lenkte man in gemäßigtere Bahnen ein, daß man dem Blutgericht die unerhörte Vollmacht und Willkürgewalt entzog, die ihm das Gesetz vom 22. Prairial beigelegt hatte, bis die Zeit zu einer Reorganisation des ganzen Rechtsinstituts herankam, daß man die Übelthäter, die durch ihre Unmenschlichkeiten eine allgemeine Entrüstung gegen sich hervorgerufen, wie Fouquier Tinville und die Präsidenten und Richter des Pariser Tribunals, wie Lebon und Carrier, die Wüteriche der Schreckenszeit, in gerichtliche Untersuchung nahm. Aber die rückläufige Bewegung wurde durch die Thermidorianer nicht mehr gehemmt, und der Konvent selbst mußte dem Strom folgen. Im Wohlfahrtsausschuß trat die Spaltung zwischen den Dantonisten Tallien, Fréron, Thuriot und den Hebertisten Collot d'Herbois und Billaud von Tag zu Tag

schärfer hervor. Stützten sich die letztern auf den Jakobinerklub, so suchten die erstern ihren Halt in dem Volkswillen, der sich immer offener für Umkehr und politische Mäßigung aussprach. Frérons neue Zeitung „Der Volksredner“ und Talliens „Bürgerfreund“ gingen den Schreckensmännern scharf zu Leibe und traten für Menschlichkeit und unparteiische Gerechtigkeit gegen alle in die Schranken. Fréron, der ein Jahr zuvor in Toulon als Konventskommissar den blutigsten Terrorismus geübt hatte, lenkte mehr und mehr in die Bahn der Mäßigung und der antidemokratischen Gesinnung ein. Er versammelte eine Schar von Jünglingen aus den angeseheneren Familien um sich, die von ihren Gegnern als die „goldene Jugend“ oder „Muscadins“ bezeichnet, feinere Sitten, Eleganz des Lebens und Anstand in den gesellschaftlichen Formen, in Tracht und Kleidung zurückzuführen suchten. Wie ein Korps der Rache militärisch organisiert, griffen diese jungen Leute bei jeder Gelegenheit mit den schweren Stöcken, die sie gewöhnlich bei sich führten, die Jakobiner auf den Straßen und in ihrem Klub an, und setzten der Marseillaise und Carmagnole das Lied vom Erwachen des Volks (le reveil du peuple) entgegen. Soll man noch länger dulden, hieß es darin, daß Missethäter die Banner des Mords und des Verbrechens aufpflanzen, daß eine scheußliche Bande von Mördern und Räubern mit ihrem Odem den französischen Boden besudeln? Manen der unschuldig Gemordeten, beruhigt euch, der zögernde Tag der Rache wird kommen; wir werden die Frevler vernichten und zur Hölle senden. Nicht minder energisch trat der ehemalige Montagnard und Terrorist Tallien seinen bisherigen Genossen entgegen. Frau von Fontenay-Cabarrus, die ihm von Bordeaux nach Paris gefolgt war, wurde durch den Thermidor aus dem Gefängnis befreit, in das sie der Argwohn Robespierres geliefert hatte, und dadurch dem sichern Tod entrissen. Gutmütig und schön, wenn auch weder bedeutend von Geist noch streng von Sitten, gebrauchte sie ihren Einfluß bei ihrem zweiten Gatten, um im Sinn der Menschlichkeit auf sein Gemüt einzuwirken. Hunderte verdanken ihr Freiheit und Leben, die dann die „liebe Frau vom Thermidor“ ebenso sehr priesen, wie die Jakobiner sie mit Schmähungen überhäuften. Die Spaltung zwischen dem einst so mächtigen Verein und den Thermidorianern der milderen Richtung wurde mit jedem Tag größer und ging auf die ganze Bergpartei über. Fréron, Lecointre, Tallien und Fouché wurden vom Klub ausgeschlossen und verfolgten nun denselben mit tödlichem Haß. Vergebens suchten die jakobinisch gesinnten Montagnards und die Vereinsmitglieder selbst durch eine Adresse an den Konvent die rückläufige Strömung einzudämmen, indem sie auf Wiederverhaftung der entlassenen Aristokraten, auf Beschränkung der Presse drangen und vor jeder Schwächung des revolutionären Regiments warnten; sie reizten die Thermidorianer nur zu neuen Angriffen. Den ganzen August und September hindurch lagen die beiden Parteien miteinander im Kampf. Schon am 28. August stellte Lecointre, ein erregbarer etwas phantastischer Mann, den Antrag, man solle sieben Mitglieder der 28. Aug. 1794.

beiden alten Ausschüsse in Anklagestand versetzen. Er vermochte jedoch nicht durchzudringen; soweit war die Reaktion noch nicht erstarkt. Collot d'Herbois trat mit fester Stirn und stolzer Ruhe der Anklage entgegen, und seine Worte, daß alles, was der Wohlfahrtsausschuß gethan, auf den ganzen Konvent zurückfalle, der die Tyrannei Robespierres solange geduldet habe, verfehlten ihres Eindrucks nicht. Nach dem Ausspruch des Präsidenten Thuriot, „daß die angeklagten Mitglieder stets nach dem Wunsch des Volks gehandelt hätten", ging die Versammlung zur Tagesordnung über. Es war jedoch nur ein kurzer Waffenstillstand, während dessen man neue Kräfte zum Kampf sammelte. Als Tal-
10. Sept. lien eines Abends in seine Wohnung gehen wollte, wurde er von einem Unbekannten angefallen und durch einen Pistolenschuß in die Schulter verwundet. Man schrieb den Mordversuch den Jakobinern zu, und immer lauter ward der Ruf, man müsse den „Schweif Robespierres" zerhauen. Die Wut und der Abscheu gegen die Terroristen wurden furchtbar gesteigert durch den Prozeß, der um dieselbe Zeit vor dem Revolutionstribunal zur Verhandlung kam. Der Revolutionsausschuß von Nantes unter Carriers Leitung, nicht zufrieden mit den Hinrichtungen in der eignen Stadt, hatte über hundert Verhaftete zur Verurteilung nach Paris geschickt. Das gerichtliche Verhör, dem man sie hier vor einer zahllosen in fieberhafter Aufregung sich hinzudrängenden Zuschauermenge unterwarf, entrollte ein so entsetzliches Bild von den Scheußlichkeiten und unmenschlichen Unthaten, die an der Loire und in der Vendee von den republikanischen Terroristen begangen worden, daß ein Schrei der Entrüstung die ganze bürgerliche Gesellschaft durchdrang. Es waren die ersten sichern Nachrichten, die von dem Schauplatz des Bürgerkriegs und der Revolutionsgreuel in die Pariser Bürgerkreise drangen. Sie tönten wie Totenglocken. Die Angeklagten wurden freigesprochen und gegen den Blutmenschen Carrier und einige seiner Genossen gerichtlich eingeschritten.

Der Jakobinerklub geschlossen. Carrier hingerichtet.

Die Jakobiner fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen wanke. Sie versuchten es noch einmal mit den alten erprobten Mitteln der Einschüchterung. Von allen Seiten wurde der Konvent mit Adressen und Beschwerdeschriften bestürmt über die Bedrängnisse der Patrioten und die Zunahme der aristokratischen Reaktion. In Marseille erhob der Terrorismus noch einmal sein blutiges Haupt: Neue Gefängnismorde wurden verübt, die Konventskommissare, die im Sinn der Versöhnung wirkten, am Leben bedroht, der Straßenaufruhr wiederholt, so daß Linienmilitär die Ruhe herstellen mußte. In den Pariser Sektionen suchte man den alten anarchistischen Geist wieder zu beleben, die Arbeiter der Vorstädte in Bewegung zu setzen. Aber auch Kundgebungen im entgegengesetzten Sinn machten sich bemerklich: einzelne Filialverbände sagten sich vom Jakobinerklub los; eine Deputation von Lyon erregte im Konvent Mitleid und Entsetzen durch die Schilderung der ausgestandenen Leiden und Schrecknisse; da und dort regten sich wieder die Anhänger der ermordeten Girondisten. Es war das letzte Aufleuchten der revolutionären Glut, das letzte Ringen der Anarchisten und der Männer der Ordnung um die Herrschaft. Der Konvent war geteilt: die Mehrheit war den demokratisch-republikanischen Grundsätzen nach wie vor zugethan; aber die Schreckens-

regierung und ihre Gewalten sollten nicht länger über Staat und Gesellschaft ihre Geißel schwingen. Diese hatten aber ihre Hauptstützen in dem Pariser Jakobinerklub und den Tausenden von Filialvereinen, die über das ganze Reich verzweigt waren. Solange die Volksvereine mit ihren Schlagwörtern, mit ihrem ochlokratischen Terrorismus, mit ihrem Schlachtruf von „Patrioten" und „Aristokraten" die Gemüter in beständiger Aufregung erhalten, Mißtrauen, Groll und Feindschaft ausstreuen konnten, war an kein geordnetes Regiment, an keinen festen Ausbau einer republikanischen Staatsverfassung zu denken. Darum richtete sich der innere Krieg in erster Linie gegen die populäre Gewalt, die in den Jakobinerklubs ihren Vereinigungspunkt hatte. Die Straßentumulte, welche die fortwährenden Kämpfe der „goldenen Jugend" Frérons mit den Jakobinern im Palais Royal und anderwärts hervorriefen, gaben dem Konvent Veranlassung, sich mit der Frage einer Beschränkung der Volksvereine zu beschäftigen. Die feierliche Überführung der Gebeine Marats in das Pantheon war der letzte Triumph der Sansculotten. Bei Gelegenheit eines Berichts von Robert Lindet über die innere Lage der Republik, worin die Verdienste der „populären Gesellschaften" um die Befreiung des Volks von Despotismus und Tyrannei, um die Verbreitung von Licht, Aufklärung und patriotischer Tugend im ganzen Reich ruhmredig hervorgehoben waren, erging sich der Präsident Merlin von Thionville in so heftigen Ausdrücken gegen den Pariser Jakobinerklub, die „Räuberhöhle", wo man sich gegen Tugend und Gerechtigkeit verschworen, wo man die „Mörderbanden" von Marseille zu neuen Greuelthaten aufgereizt, sich gegen die Nationalversammlung aufgelehnt habe, daß darin die Einleitung zu einem vernichtenden Schlag nicht zu verkennen war. Er verlangte, daß man den Klub reinige, das Korrespondenzbüreau versiegle und daß kein Abgeordneter ferner den Fuß in jene Versammlung setze. Selbst Männer, wie Barras, Cambacérès, Merlin von Douai, die bisher zu den Montagnards gehalten und auch jetzt noch entschlossen waren, die Errungenschaften der Revolution energisch zu verteidigen, fingen an einzulenken und einzelnes preiszugeben, um das Ganze zu retten. Vergebens forderte der Vorstand des Klubs in einem Manifest an alle Volksgesellschaften die „Brüder und Freunde" zur Einigkeit und zum Zusammenhalten auf gegen die Feinde der Freiheit und Gleichheit, die Aristokratie und den Moderantismus, die jetzt so kühn ihr Haupt erheben; die materielle Gewalt und die Macht der öffentlichen Meinung war auf seiten ihrer Gegner; die Verminderung und Beschränkung der Revolutionsausschüsse hatte die Haupthebel ihrer Wirksamkeit zerbrochen. Nach einem von Cambacérès verfaßten, im Namen des Konvents erlassenen Aufruf „an das französische Volk", worin die verderblichen Wirkungen geschildert waren, wenn Vereine sich eine Autorität anmaßen, die nur der Nation selbst zukomme, und das Volk fortwährend in fieberhafter Aufregung erhalten, wurde das „Dekret über die Organisation der populären Gesellschaften" vom 16. Oktober angenommen, welches dem Jakobinerklub den Todesstoß gab. Darin hieß es: Alle Affiliationen, Vereinigungen, Verbrüderungen, sowie alle Korrespondenzen zwischen Gesellschaften unter gemeinschaftlichem Namen sind verboten. Sie sind unvereinbar mit dem Bestehen einer jeden Regierung und widerstreben der Einheit der Republik. Dieses Gesetz, infolge dessen jeder einzelne Volksverein auf sich selbst gewiesen war, ein genaues Mitgliederverzeichnis einzureichen hatte und sich keiner Handlung im Namen einer Gesamtheit anschließen durfte, zerschnitt den Lebensnerv der politischen Associationen und entzog dem Jakobinerklub die Wurzeln seiner Kraft. Es half nicht viel, daß die Konventsglieder, welche den Verein auch unter den beschränkenden Bedingungen noch forterhalten wollten, ein Romme, Duhem, Collot, die jakobinischen Grundsätze fort und fort zu verteidigen suchten, die patriotischen Verdienste des Klubs um die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und um

20. Sept. 1794.

9. Okt. 1794.

16. Oktober (25. Vendémiaire).

die Menschenrechte hervorhoben; die Zahl der Anhänger verminderte sich mehr und mehr; insbesondere seitdem die Gesellschaft sich des von allen anständigen Menschen verabscheuten Konventskommissars Carrier annahm. Es half nicht viel, daß Billaud-Varennes mit der Rache der Patrioten drohte, wenn der Löwe wieder erwachen und seine Verfolger anfallen würde; die „Muscadins" gingen den „Sansculotten" immer kräftiger zu Leibe, sie drängten sich sogar in die Räume ihrer Gegner, nahmen die leeren Sitze ein und störten die Verhandlungen. Am 9. November kam es zu einem förmlichen Kampf und Handgemenge in den Sälen, Gängen und Vorhöfen, bis in die Straßen hinaus. Solche Szenen gaben dem Konvent Veranlassung, auf die Schließung des Klubs anzutragen. Noch immer waren einige Deputierte Vereinsmitglieder, obschon wiederholt ausgesprochen worden war, daß kein Volksvertreter in jener „Mördergrube" verbleiben solle; aber ihre Stimme war nicht mehr mächtig genug, „die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit im ehemaligen Jakobiner-
11. Nov. 21. Brum. kloster zu Paris" vor dem Fall zu retten. Als sich nach der Nachtsitzung vom 11. November die Mitglieder mit ihren weiblichen Trabanten, die man die „Furien der Guillotine" nannte, früh am Morgen getrennt hatten, um sich nie wieder in den Räumen zu versammeln, die über vier Jahre der lodernde Herd der Revolution gewesen waren, erfolgte die Schließung des Sitzungssaales, ohne daß eine Hand sich zum Schutz der Pflanzstätte des republikanischen Demokratismus geregt hätte. Das Klostergebäude wurde mit einer starken Wache umgeben, um jedes gewaltsame Eindringen abzuwehren. Als ein Konventsmitglied der Versammlung die Anzeige machte und die Maßregel mit den Worten rechtfertigte, die Jakobiner hätten es gewagt mit der Nationalvertretung zu rivalisieren, so müßten sie denn erfahren, daß es in der Republik nur eine nationale Gewalt gebe: wurde die Mitteilung mit Zeichen des Beifalls und der Freude aufgenommen. Im folgenden Jahr wurde das Haus niedergerissen und zu einem Marktplatz umgeschaffen. Der Fall des Klubs zog dessen Schützling Carrier nach sich. Die Worte eines Montagnard, die Revolution sei ein reißender Strom, der alles überflute und mit sich fortführe, wer übrig bleibe solle dem Urheber des Naturereignisses nicht fluchen, sondern froh und dankbar sein, daß sein Leben erhalten worden, vermochten den Abscheu nicht zu verwischen, den die Gerichtsverhandlungen erzeugt hatten.
16. Dez. (26. Frimaire) 1794. Noch vor Ende des Jahres bestieg der Schreckensmann von Nantes das Schafott. Die verletzte Menschlichkeit verlangte eine Sühne.

Der Konvent und die Terroristen. Hatte denn aber Carrier nicht im Auftrag des Wohlfahrtsausschusses gehandelt? Soll das Werkzeug vernichtet, der Arm aber, der es gebraucht, verschont bleiben? Aufs neue stellte nun Lecointre, unterstützt von Legendre, den Antrag, daß sieben Mitglieder der beiden Ausschüsse der Schreckenszeit in Anklagestand gesetzt werden sollten. Es wurde eine Prüfungskommission ernannt, deren Urteil dahin ging, daß bei Vouland, Amar, David kein hinreichender Grund zur gerichtlichen Verfolgung vorläge, wohl aber bei Barère, Billaud, Collot und Vadier. Soweit war also die rückläufige Strömung schon vorangeschritten. Und welcher Ausgang den angeklagten Terroristen bevorstand, konnten sie leicht aus dem veränderten Charakter des Nationalkonvents schließen. Denn trotz der Einsprache der Montagnards hatte die Versammlung den Beschluß ge-
8 Dez. 1794. faßt, die dreiundsiebzig Konventsmitglieder, welche einst gegen die Ausschließung der Girondisten Protest eingelegt hatten und deshalb durch einen Machtstreich aus der Versammlung gestoßen und in Haft gehalten worden waren, auf ihre

Sitze zurückzuberufen. Einige Zeit nachher wurden auch die noch vorhandenen Glieder der ehemaligen Gironde selbst, Lanjuinais, Isnard, Louvet u. a. wieder in ihre Deputiertenrechte eingesetzt und ihrer bürgerlichen Ehre zurückgegeben*). Mit diesen Beschlüssen war ausgesprochen, daß der Konvent die Gewaltthat vom 31. Mai und 2. Juni verdamme und für eine verbrecherische Handlung ansehe, daß er das ganze Schreckenssystem, dem doch Frankreich die Befreiung des Landes von den fremden Heeren zu verdanken hatte, austilgen wolle, die ganze Politik des Berges verwerfe und verurteile. Es war daher begreiflich, daß die noch vorhandenen Montagnards, die an diesem System und bei dieser Politik mitgewirkt hatten, alle Kräfte anstrengten, um der immer mächtiger heranflutenden Reaktion Einhalt zu thun. Der Schluß des ereignisvollen Jahres 1794 und die ersten Wochen des nächsten waren daher reich an aufregenden Szenen und tumultuarischen Auftritten. Je stärker die antirevolutionäre Opposition sich hervorwagte, desto entschlossener boten die Terroristen wie Romme, Duhem, Cambon den Gegnern die Stirn. Denn in der Sache ihrer Freunde verfochten sie die eigne. Mit Recht konnten sie einem Fréron, Tallien und Genossen das eigne Zerrbild vorhalten und fragen, ob jene darum weniger schuldig seien, weil sie die Fahne verlassen und in das feindliche Heerlager übergelaufen seien? Mit Recht konnten sie den gemäßigten Konventsgliedern, die aus Furcht vor dem Wohlfahrtsausschuß und aus Servilität gegen Robespierre und seine Genossen bei allen Dekreten mitgewirkt hatten, zurufen, daß sie jetzt ihr eignes Werk zerstörten, die vergangene Gesetzgebung, die Berechtigung und die Errungenschaften der ganzen Revolution in Frage stellten. Man wollte sich rein waschen von der Mitschuld des Terrorismus und steuerte daher um so eifriger nach der entgegengesetzten Richtung.

Die stürmischen Redeschlachten im Versammlungssaal wurden geschärft und belebt durch die Adressen und Schriftstücke, die aus den Provinzen einliefen teils von seiten der mißhandelten und verfolgten Bürgerklassen, welche die von den jakobinischen Terroristen ihnen zugefügten Leiden und Drangsale schilderten, um Rückerstattung ihres eingezogenen Vermögens und um Abhilfe der hier und da noch fortdauernden Bedrückungen baten, teils von der demokratischen Patriotenpartei, welche Klage erhob, daß die ausgewanderten Landesverräter in Menge zurückzukehren wagten und ihr veräußertes Eigentum wiederhaben wollten, daß Aristokraten und Royalisten von neuem übermütig ihr Haupt hoch trügen. Alle diese Bitten, Vorstellungen und Beschwerden fanden den entsprechenden Nachhall im Konvent, doch waren die Sympathien für die Revolution in sichtbarer Abnahme. Noch vor Ende des Jahres wurden die Vendeer, welche für Thron und Altar in den Kampf gezogen waren, und nach Ludwigs XVI.

*) Bei diesen Debatten ließ sich auch Siéyès wieder vernehmen. Unter der Schreckensherrschaft hatte er geschwiegen; als man ihn einst fragte, was er während der Zeit gemacht habe, antwortete er „Ich habe gelebt“. Es gelang dem gewandten Abbé bald eine eigne Partei um sich zu sammeln, die sich als die unabhängige bezeichnete und zwischen den Montagnards und den Gemäßigten die Mitte hielt.

Hinrichtung den jungen Dauphin als König anerkannten, durch eine weitgehende Amnestie für alle, welche innerhalb vier Wochen die Waffen niederlegen würden, gegen revolutionäre Verfolgungen sichergestellt und damit die Möglichkeit einer Pazifikation geschaffen. Die Rebellen in der Vendee und Bretagne, die man bisher nur als Räuber und Banditen bezeichnet hatte, wurden fast als eine selbständige Kriegsmacht behandelt. Es kam auch wirklich zu der Übereinkunft von La Jaunais, kraft welcher die Insurgenten die Republik anerkennen und dafür ihre Rechte und provinziellen Eigentümlichkeiten bewahren sollten. Nur die Antipathie der Vendeer und Chouans, insbesondere der Führer Stofflet und Cormatin gegen die republikanischen Errungenschaften, sowie die Aufstachelungen der Priester und der in England weilenden Emigranten verlängerten den Krieg, bis das Land todmatt am Boden lag. Dadurch wurde auch Charette, der gern die dargebotene Friedenshand angenommen hätte, ins Verderben geführt.

Notstände u. Gesellschaftsleben in Paris.

Die Wintermonate, während welcher die Einundzwanziger-Kommission ihre Arbeiten über die gerichtliche Untersuchung der in Haft gesetzten Patrioten vom alten Wohlfahrtsausschuß ausführte, boten ein düsteres Bild dar von den Notständen, von der gesellschaftlichen Zerrissenheit und von den aufgeregten Gemüts- und Seelenstimmungen, welche die jetzt im Verlaufen begriffene revolutionäre Sündflut geschaffen. Allerwärts und absonderlich in Paris fehlte es an Lebensmitteln und Brennmaterial, da der Ackerbau infolge des allgemeinen Aufgebots vernachlässigt, die Wälder durch die Pöbelherrschaft in den Gemeinden verödet waren; das Papiergeld wurde immer wertloser, da die Assignaten, abgesehen von der großen Menge, welche die Regierung anfertigen ließ, durch massenhafte Fälschungen im Ausland zu einer unermeßlichen Höhe anwuchsen; der wirkliche Wert, zu welchem Bauer und Handwerker die Note als Zahlung für ihre Waren annahmen, stand mit dem Nominalwert im schreiendsten Mißverhältnis. Das Maximum oder der feste Preisansatz für das Getreide, der während der Schreckenszeit aus Furcht vor dem Fallbeil oder der Galeere einige Beachtung gefunden, ward jetzt, seitdem diese Furcht verschwunden war, zum leeren Schall, so daß die endliche Abschaffung des Zwangstarifs als eine Notwendigkeit erschien, zugleich aber die Übelstände mehrte. Die Kornmärkte wurden ungenügend beschickt, die Bäckerläden konnten dem Bedarf nicht nachkommen; von außen war die Zufuhr abgeschnitten; Hunger, Teurung, Kälte warf die untern Volksklassen, die nun der früher genossenen Unterstützungen von der Gemeinde und der Regierung entbehrten, in Elend und Verzweiflung. Man hörte Stimmen, die das „goldene Zeitalter“ Robespierres zurückwünschten. Zu diesem Elend bildete der Luxus und Genuß, der wieder bei den Vornehmen und Reichen sich zeigte, einen grellen Kontrast. Man hatte solange unter der Angst vor der Guillotine geschwebt, so oft dem bleichen Schreckgespenst des Todes ins Antlitz geschaut, daß man jetzt den Reiz des gewonnenen Daseins mit um so größerer Gier zu schlürfen bestrebt war. Theater, Bälle, Festlichkeiten aller Art drängten einander; die Freiheitsideen und die Nachahmung antiken Wesens und antiker Formen, die in das öffentliche Leben eingedrungen, machten sich auch in

den Trachten, den Moden und dem geselligen Verkehr geltend. Die steife Eleganz und der gesellschaftliche Zwang der alten Zeit war mit dieser selbst verschwunden. Wie im Staat und in der Kunst, so ging man auch in Kleidung und Sitten auf Natur und Einfachheit zurück; Rousseau und das griechische und römische Altertum lieferten auch hier die Vorbilder.

Die Frauen erschienen in einer Tracht, heißt es bei Thiers, die man antik zu machen versuchte nach dem Brauch der Zeit und nach den Bildern von David. Puder und Reifrock waren längst aufgegeben; sie trugen Schleifen in den Haaren und der Schnitt ihrer Gewänder näherte sich so sehr als möglich der einfachen Tunika der griechischen Frauen. Es war ein Überwurf von dünnem Stoff, der wenig verhüllte. Die Fußbekleidung wurde den Sandalen der antiken Statuen nachgebildet. Frau Tallien war die bewunderte Schönheit des Tages, eine moderne Aspasia, ihr Salon der Versammlungsort der ganzen „Aristokratie der Gegenwart", wo auch der liberale Ritter Carletti, der toscanische Gesandte, der den Frieden zwischen dem Großherzog und der Republik abgeschlossen hatte, ein beliebter Gast war. Neben Madame Tallien glänzte die junge Witwe des hingerichteten Generals Beauharnais, die auf Martinique geborne Tochter des Hafenkapitäns Tascher de la Pagerie, durch Anmut und Liebreiz. Hier trieb man hohe Politik unter Liebesintrigen und Tafelgenüssen. Gefallsucht, Sinnenreiz und die Künste der Galanterie zeigten sich wieder in neuem Gewand. Auch die geistreiche Tochter Neckers fand sich wieder in Paris ein mit ihrem Gemahl, dem Baron von Staël, der nach Anerkennung der Republik durch die schwedische Regierung als Gesandter seines Landes nach Frankreich geschickt war. Niemals traten die Gegensätze einer in Kampf und Krisis begriffenen Zeit greller hervor, als in den ersten Monaten des Jahres 1795: im Konvent ein Ringen der Parteien auf Tod und Leben; in den Straßen hungernde und frierende Gestalten, die in früher Morgenstunde die Bäckerläden umlagerten; in den Salons und Vergnügungsorten die leichtsinnige bürgerlich-aristokratische Gesellschaft, die sich des geretteten Lebens freute und den jakobinischen Terrorismus in seinen letzten Trägern auszutilgen suchte, um auf seinen Trümmern selbst zu Macht und Einfluß emporzusteigen.

Verzweifelte Anstrengungen der Terroristen.

In den ersten Märztagen herrschte große Bewegung in Paris: in den Vorstädten entfalteten die Jakobiner wieder eine unheimliche Thätigkeit, um die hungernden Arbeiterklassen zu revolutionären Kundgebungen und Aufständen zu reizen. Denn nicht genug, daß der Konvent den Klub und den ihm verwandten demokratisch-kommunistischen Wählerverein unter Gracchus Babeuf geschlossen, das Maximum aufgehoben, die Girondisten und ihre Gesinnungsgenossen wieder in seine Mitte gerufen und den Festtag des 31. Mai ausgelöscht hatte; die Einundzwanziger-Kommission schloß ihren Bericht, worin in einer Reihe von Zügen die ganze Tyrannei der revolutionären Ausschüsse auf das grellste dargestellt war, mit dem Antrag, daß die vier Abgeordneten vor das Revolutionsgericht gestellt und bis zur Entscheidung in Haft gehalten werden sollten. Die Gefahr, welche den „großen Schuldigen" drohte, schreckte die ganze Bergpartei auf; wenn diese bestraft waren, konnte die Reihe an die andern kommen. Darum rafften die Terroristen und Jakobiner alle ihre Kräfte zusammen, um den

2. März 1795.

Strom der Reaktion aufzuhalten. Während im Konvent die Anhänger des alten Systems mit aller Kraft für die angeklagten Patrioten in die Schranken traten, die ehemaligen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die sich von den Verbrechen der Häupter freigehalten, wie Carnot, Lindet, Prieur, in großmütigem Trotz das Schicksal ihrer Kollegen zu teilen verlangten, waren ihre jakobinischen Gesinnungsgenossen in den Ausschüssen und Dekadenversammlungen der demokratischen Sektionen thätig, eine neue Volkserhebung im Geist der alten Kommune zu bewirken.

Tumultuarische Auftritte u. Polizeigesetz.

Die Verzweiflung der untern Volksklasse über die Teurung der Lebensmittel, über die zunehmende Entwertung der Assignaten, über die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl, kam den politischen Wühlereien zu statten. Denn wie sehr auch Boissy d'Anglas, dem man das schwere Werk der Ernährung der Hauptstadt übertragen hatte, seinen Amtspflichten nachzukommen bemüht war, die Aufgabe ging über seine Kräfte, der Aufschrei der hungernden Proletarier, insbesondere der Weiber, erfüllte die Straßen und ärmeren Stadtviertel. Um die Mitte des März fing es an belebter zu werden. Ein Volkshaufen aus zwei demokratischen Vorstädten erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, um im Namen ihrer Sektionen Linderung der Hungersnot zu begehren. Davon nahm Lecointre von Versailles, der aus Verdruß, daß man den Girondisten wieder die Pforten des Konvents geöffnet, zu der Bergpartei zurückgekehrt war, Veranlassung zu dem Antrag, daß man die Verfassung vom Jahr 1793 in Wirksamkeit setze. Wir wissen, daß die Montagnards zur Zeit ihres Übergewichts selbst diese demokratisch-republikanische Verfassung suspendiert hatten, um mit diktatorischer Gewalt regieren zu können; jetzt aber, da das Regiment in andre Hände übergegangen war, drangen sie auf deren Geltung. Wie sollte aber die Versammlung in ihren antidemokratischen Bestrebungen ein Staatsgrundgesetz für rechtsgültig erklären, welches die Kommune wieder hergestellt, dem Volk das unbegrenzte Vereinsrecht und in gewissen Fällen ein Insurrektionsrecht eingeräumt, den Proletariern den Anspruch auf Ernährung durch den Staat verliehen hätte? Um Zeit zu gewinnen, übertrug man die Begutachtung des Antrags einer Kommission. Einige Tage nachher erschien eine
21. März 1795. neue Deputation aus der Antonsvorstadt mit dem Ansuchen um reichlichere Brotzufuhr und Einführung der Konstitution von 1793. Ein unermeßlicher Pöbelhaufen von Männern und Weibern bildete ihr Gefolge. Während jene ihr Begehren vortrug und von dem Präsidenten Thibeaudeau die Antwort empfing, „er hätte von so kraftvollen und aufrichtigen Verteidigern der Freiheit nie erwartet, daß sie ihm eine so hinterlistig eingegebene Petition überreichen würden", geriet außen im Tuileriengarten, in den Hofräumen und angrenzenden Straßen die jakobinische Volksmenge und die goldgeschmückte Jugend hart aneinander. Wildes Geschrei, Schläge und Mißhandlungen erfüllten die Luft. Davon nahm Sieyès Veranlassung, ein „Gesetz hoher Polizei" vorzuschlagen, welches den Konvent und seine Behörden gegen jede Vergewaltigung sicherstellte, alle Aufrührer mit Verbannung bedrohte und der Versammlung das Recht einräumte, im Fall einer Gefährdung der Sicherheit ihre Sitzungen nach Chalons zu verlegen. Und wie sehr immer die Revolutionsmänner gegen das neue „Martialgesetz" sich ereiferten, es erlangte die Mehrheit. Die Forderung auf Inkraftsetzung der Verfassung von 1793 aber wurde durch einen Antrag Legendres abgewendet, man solle einer Kommission die Ausarbeitung der zur Einführung erforderlichen Vollzugsgesetze übertragen, was einer umgestaltenden Revision gleichkam. Die Versicherung des Präsidenten, er werde nie einer Verfassung zustimmen, welche die Nationalversammlung

aufs neue der Macht der Jakobiner und des Pariser Stadtrats überliefern würde, war ganz im Sinn der Mehrheit.

Der Aufstand vom Germinal.

Von der Zeit an war Paris in einer Gärung und Bewegung, wie sie seit dem 9. Thermidor nicht mehr erlebt worden. Die Sitzungen des Konvents, wo über das Schicksal der Angeklagten verhandelt ward, wurden durch tumultuarische Szenen von außen, durch Toben und Parteigeschrei auf den Galerien, durch heftige Ausbrüche der Faktionen im Saale selbst zu einem Tummelplatz wilder Leidenschaft. Die Montagnards widersetzten sich aus allen Kräften der Bestrafung der „großen Verbrecher", wie die Royalisten und Gemäßigten die Angeklagten nannten, und verlangten, daß alle Mitglieder des ehemaligen Wohlfahrtsausschusses mit gleichem Maß behandelt würden; vor den Schranken der Versammlung erschienen täglich Deputationen von den Vorstädten und demokratischen Sektionen, welche die Freilassung der verhafteten Patrioten, Beseitigung der Hungersnot und Verkündigung der Verfassung vom Jahr dreiundneunzig verlangten, begleitet von dem tobenden Geschrei der Männer und Weiber auf den Gängen und Galerien nach Brot. Eine ganze Woche lang hielten die tumultuarischen Kundgebungen die Tuilerien und die Hauptstadt in der heftigsten Aufregung. Auch in andern Städten traten ähnliche Erscheinungen zu Tage, ein Beweis, daß der Jakobinerklub immer noch seine geheimen Verbindungen hatte. Ihre höchste Höhe erreichten die revolutionären Auftritte am letzten März und ersten April, oder nach dem republikanischen Kalender am 11. und 12. Germinal. Aber die Tage der Schreckensherrschaft und der Pöbeltyrannei waren vorüber, seitdem die kühnen Demagogen vom Schauplatz abgetreten. Ohne Plan und energische Führung, waren die zuchtlosen Volkshaufen nicht länger eine Gefahr oder ein Gegenstand ernster Befürchtung. Als der Konvent auf Grund des neuen Polizeigesetzes die Nationalgarden der von wohlhabenderen Bürgerklassen bewohnten Stadtviertel zu den Waffen rief und den Oberbefehl über die Streitmacht der Hauptstadt dem gerade in Paris anwesenden General Pichegru übertrug, wurden die tumultuierenden Rotten bald zu Paaren getrieben. Schon am folgenden Tag konnte Pichegru der Versammlung verkündigen, daß Ordnung und Ruhe hergestellt sei. Der Konvent, der mehrere Stunden lang dem Sturm Trotz geboten und sich durch keine Drohungen hatte bewegen lassen, die Forderung der Patrioten zur Abstimmung zu bringen, konnte nun ohne Störung seine Arbeiten zu Ende führen. Die vier angeklagten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, einst der Schrecken der Nation, Barère, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Vadier, wurden zur Deportation verurteilt. Barère und Vadier entkamen jedoch; Collot starb im nächsten Jahr an einem hitzigen Fieber; Billaud-Varennes schloß nach vielen Jahren sein Leben auf San Domingo, bis an den Tod seinen jakobinischen Grundsätzen getreu. Da während der Verhandlungen mehrere Montagnards durch ihre Haltung und ihre Reden den Präsidenten und die Majorität beleidigt hatten, so wurden die heftigsten Glieder der Partei, der leidenschaftliche

Duhem, den das Volk der Vorstädte als „Schild der Sansculotterie" bezeichnete, Leonard Bourdon, Ruamps, Amar, Huguet, Maignet u. a. als Mitschuldige des Aufruhrs in Haft genommen und ihre Abführung nach dem Schloß Ham angeordnet. An den nächsten Tagen, als die Nachrichten von gleichzeitigen Aufständen in andern Städten auf ein jakobinisches Komplott zu deuten schienen, wurde die Bergpartei als Herd und Mittelpunkt der konspiratorischen Umtriebe erklärt, und noch mehrere Mitglieder, wie Thuriot, Cambon, Levasseur, Moyse, Bayle, Granet, Hentz, der furchtbare Prokonsul der Vendee, in Haft gebracht. Auch Lecointre, der sich wieder ganz den Montagnards zugewandt hatte, war in ihrer Zahl.

2. Sturz der Terroristen. Die Gefangenen im Temple.

Kontrerevolutionäre Vorzeichen.

Der Ausgang des Aufstandes vom Germinal war eine schwere Niederlage für die Bergpartei; doch gab sie darum ihren oppositionellen Standpunkt nicht auf. Die rückläufige Bewegung, die sich im ganzen Land kund gab und die weit über die Absichten der republikanischen Konventsregierung hinausging, verlieh ihr neue Stärke. Seit dem Aufhören der Schreckensherrschaft setzte sich das Volk mehr und mehr über die in der Robespierreschen Zeit ergangenen Anordnungen und Gesetze hinweg und kehrte zu den Sitten, Gewohnheiten, Lebensformen der alten Zeit zurück. In sehr vielen Gemeinden wurde der katholische Gottesdienst eigenmächtig hergestellt, wurden die Kirchen wieder ihrem ursprünglichen Gebrauch zugewendet, unbeeidigte Priester zur Verrichtung religiöser Handlungen herangezogen. Widersetzten sich die republikanischen Beamten und Kommissarien, so beriefen sich die Bürger auf den Grundsatz der Volkssouveränität und der Menschenrechte, wonach der Widerstand gegen jede Tyrannei Pflicht und Recht sei; bis endlich der Konvent insoweit nachgab, daß er den Gebrauch der Kirchen zum öffentlichen Gottesdienst gestattete und jeden Priester zuließ, der einfach seine Unterwerfung unter die Staatsgesetze erklären würde. Der republikanische Kalender mit seinen Dekaden und Sansculottenfesten fand wenig Beachtung; wie sollten sich auch Bauern und Bürger den Sonntag, die Erinnerungen und häuslichen Sitten der Jugendzeit aus dem Herzen reißen lassen? Die wilden Gesänge und Tänze der Revolutionszeit, die Carmagnole, das Ça ira, ja selbst die Marseillaise kamen in Abnahme, wurden mitunter verhöhnt: die goldgeschmückte Jugend und der bürgerliche Mittelstand traten immer zuversichtlicher auf; man wagte sogar von der Restauration des Königtums zu sprechen; denn der junge Dauphin lebte ja noch, und die Insurgenten der Vendee, wie die Chouans in der Bretagne kämpften unter royalistischem Banner. Die heimgekehrten Emigranten vermittelten zahlreiche Anknüpfungen mit den ausgewanderten Prinzen. Wie sehr immer der Konvent seit dem Thermidor seinen Charakter geändert hatte, es klebten zu viele blutige Erinnerungen an seinem Namen,

als daß er nicht fort und fort ein Gegenstand des Hasses und der stillen Verwünschung hätte sein sollen. Man verlangte laut, daß das konfiszierte Vermögen der Emigranten, sofern sie nicht die Waffen gegen Frankreich geführt, sondern nur vor dem Schrecken und der politischen und religiösen Verfolgung geflohen, zurückerstattet werde, daß das Vermögen der Hingerichteten den Angehörigen eingehändigt, daß selbst von den Kirchengütern soviel herausgegeben werden solle, als für die Bedürfnisse des Kultus und der Seelsorge erforderlich sei. Aber bildeten denn nicht die eingezogenen Güter den Hauptstock des Nationalvermögens, der hypothekarischen Unterlage der Assignaten? Mußte nicht der Staatskredit durch eine solche Maßregel gänzlich schwinden, die ohnedies so drückende Finanznot unerträglich werden? Die republikanische Regierung wehrte sich aus allen Kräften gegen derartige Anträge. Ein Dekret verfügte, daß nur durch einen Konventsbeschluß ein Name von der Emigrantenliste gestrichen werden dürfe. Aber man mußte dennoch daran denken, die ärgsten Wunden der Schreckenszeit zu schließen. Hatte schon im Januar der Staat die Schulden der Emigranten, deren Güter er eingezogen, auf sich genommen, so sah der Konvent bereits im Mai sich genötigt, die Konfiskation auf wenige landesverräterische Fälle zu beschränken und das Vermögen der aus politischen Gründen während der Schreckenszeit Hingerichteten den Familien zurückzuerstatten. Seitdem wurde die Unsittlichkeit der Konfiskation von dem öffentlichen Gewissen in ganz Europa anerkannt. Aber gerade durch diese Abweichungen vom System des Terrorismus wurde Frankreich mehr und mehr dem finanziellen Ruin entgegengeführt. Die Assignaten sanken im täglichen Verkehr auf einen geringen Prozentsatz herab, und dennoch mußte der Staat sie bei der Steuererhebung um den Nennwert annehmen, da er ja auch selbst die Beamten und Staatsgläubiger auf diese Weise bezahlte. Bauer und Bürger bereicherten sich; ihre Früchte und Arbeiten konnten sie um hohe Preise an den Mann bringen, die eingezogenen Emigranten- und Kirchengüter kauften sie um niedrige Summen an und entrichteten den Kaufschilling in Assignaten. Schulden, Pachtzins, Privatverpflichtungen wurden mit Papiergeld getilgt.

25. April 1795.

3. Mai.

Der „weiße Schrecken" im Süden.

Wie sehr indessen die Konventregierung die Härten des frühern Terrorismus zu beseitigen und auszugleichen bemüht war, sie vermochte die immer drohender sich erhebende Kontrerevolution nicht zu beschwichtigen oder niederzuhalten: die Angehörigen der von den Schreckensmännern und ihren Schergen ermordeten und beraubten „Rebellen" der südlichen und westlichen Provinzen, die offenen und versteckten Royalisten, die heimgekehrten Emigranten, die unbeeidigten Priester, die Agenten der im Ausland weilenden Prinzen und Adelshäupter, die zahllosen Gegner des republikanischen Regiments bildeten ein Heer widerstrebender Elemente, das hier und da der Regierung und den Konventskommissaren über den Kopf wuchs und einen „weißen Schrecken" organisierte. In Lyon, in Avignon, in Marseille und Toulon, in allen jenen Orten, wo

früher die revolutionären Wüteriche und ihre Helfershelfer ihre blutigen Greuelthaten verübt hatten, erhob sich jetzt die Gegenpartei zu Thaten der Rache und Vergeltung, welche denen der republikanischen Fanatiker an Schrecklichkeit nicht nachstanden. Wiederum sah man Volkshaufen, zu Banden organisiert, in die Gefängnisse eindringen, um die ehemaligen Genossen eines Collot, Fréron, Maignet, die zur gerichtlichen Untersuchung eingezogen worden, durch wilde Volksjustiz aus der Welt zu schaffen. In Lyon ermordete die rasende Menge siebenundneunzig verhaftete Terroristen mit tobender Wut; in Avignon wendete sich die Blutrache gegen die Mörder der Eisgrube; in Aix drang eine fanatische Schar in den Kerker und tötete unter den Augen des Konventskommissars Chambon dreißig Gefangene; in Tarascon warf man die Opfer von einem hohen Turm auf die spitzen Felsklippen des Rhone-Ufers. Ähnliche Unthaten wurden in Marseille verübt. „Die Kinder der Sonne" oder „die Kompanie Jesu", wie sich die Rachebanden nannten, wollten den langsamen Gang der Gerechtigkeit beschleunigen. In Toulon wurden über hundert Gefangene durch Kartätschen in den Kerkerzellen ermordet oder lebendig verbrannt. Immer drohender und aufwieglerischer wurde die Sprache der Oppositionsjournale, Marat und Hebert erstanden wieder aus dem Grabe, nur daß ihre Schläge auf die Gegenseite gerichtet waren. Im ganzen mittägigen Frankreich wurde Jagd auf Jakobiner und Patrioten gemacht; wiederum schnaubte der Volksfanatismus nach einer zweiten Bartholomäusnacht. Mit den Greueln waren Ausschweifung und wilde Lust verbunden, so daß Louis Blanc das ganze Auftreten des „weißen Schreckens" mit Holbeins Totentanz vergleicht. Ein Versuch der Jakobiner in Toulon, durch einen Aufstand sich der Reaktion zu erwehren, endigte mit der Unterwerfung der Stadt auf Gnade und Ungnade.

Neue Anstrengungen der Demokraten. Noch war aber der Jakobinismus nicht so sehr niedergeworfen oder entmutigt, daß er nicht abermals einen Versuch hätte wagen sollen, der reaktionären Flut einen Damm entgegenzuwerfen, der dahinschwindenden Macht der Revolution noch einmal Leben und Odem einzuhauchen. Noch immer bestand ja der Konvent seiner Mehrheit nach aus Republikanern, wenngleich von verschiedener Färbung. Sollten diese ruhig geschehen lassen, daß ihre Feinde sie aus der Gewalt und Herrschaft drängten? Selbst Thibaudeau, der seinen frühern demokratischen Grundsätzen entsagt hatte und ein hervorragender Führer der gemäßigten Partei geworden war, trug darauf an, daß man zur Unterdrückung der von neuem hervorbrechenden Anarchie die volle Regierungsgewalt wieder im Wohlfahrtsausschuß zusammenfasse und der zügellosen Presse Schranken setze. Noch immer war die Bergpartei und die gesamte Linke ein namhafter Bestandteil der Nationalversammlung. Wenn es gelang, diesen Elementen wieder das Übergewicht zu verschaffen, konnte unter den obwaltenden Umständen die Demokratie noch einmal in die Höhe kommen. Die Friedensverhandlungen in Basel, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, wurden von den Jakobinern zu

ihrem Vorteil ausgebeutet. Sie sahen in der Handreichung der Republik an die monarchischen Mächte des Auslandes eine Verleugnung der Prinzipien der Revolution, einen Verrat gegen die völkerbefreienden Ideen. Vor allem aber kam den demogogischen Wühlereien in der Hauptstadt die fortwährende Teurung der Lebensmittel, die mangelhafte Zufuhr von Getreide und Mehl aus dem Ausland zu statten, wodurch die ärmere Bevölkerung zur Verzweiflung gebracht wurde. Begierig lauschten die Einwohner der Vorstädte den aufreizenden Worten der Jakobiner, die ihnen die Rückkehr der Robespierreschen Zeit als die einzige Rettung aus der gegenwärtigen Not und der bevorstehenden Unterdrückung durch die Feinde der Republik darstellten. Am thätigsten zeigten sich die Abgeordneten Goujon und Bourbotte, denen sich die ihrer Haft entsprungenen Montagnards Thuriot und Cambon anschlossen.

So kam es denn zu dem neuen großen Volksaufstand vom 1. Prairial, Der Aufstand vom Prairial.
der letzten demokratischen Erhebung im Geist der Schreckenszeit. In früher 1. Prairial 20. Mai 1795.
Morgenstunde rotteten sich die Pöbelhaufen der Vorstädte, durch den Generalmarsch und das Heulen der Sturmglocken aufgerufen, zusammen und zogen mit Piken und andern Waffen versehen nach dem Versammlungssaal, wo die Galerien und Eingänge bereits von tobenden Weibern und Gesindel gefüllt waren, welches die Verhandlungen der Konventsglieder durch Lärmen und wildes Geschrei unterbrach und fast unmöglich machte. Wie am 12. Germinal bildete eine Sturmpetition, worin die Freigebung der Patrioten, Brot und die Konstitution vom Jahr dreiundneunzig begehrt ward, die Einleitung zu dem beabsichtigten Staatsstreich. Unter dem Druck der eindringenden Volksmassen hofften die Montagnards die Annahme der Forderungen zu erzwingen und sich auf Grund der angeblichen Konventsdekrete des Regiments zu bemächtigen. Der alte schwache Präsident Vernier konnte nicht verhindern, daß durch tumultuarische Abstimmung unter dem Toben des Pöbels wirklich einige Beschlüsse im Sinn der Petition gefaßt wurden, kraft deren die Montagnards rasch einen Vollziehungsausschuß aus ihrer Mitte wählten. Nun erhob aber die Majorität auf den Präsidentenstuhl den standhaften, mutigen und energischen Boissy d'Anglas, der allen Stürmen und Drohungen entschlossen die Stirn bot. Der Abgeordnete Féraud, der dem vom rasenden Pöbel Bedrohten zu Hilfe kam, um dessen Leben mit dem eignen Leib zu decken, wurde durch einen Pistolenschuß getötet und sein abgeschlagenes Haupt auf einer Pike dem Vorsitzenden vor das Angesicht gehalten. Eine entsetzliche Stunde um die andre verrann, ehe die aufgebotene Nationalgarde heranrückte. Die Bürger und die Jeunesse dorée, meistens royalistisch gesinnt, zeigten keinen besondern Eifer für den republikanischen Konvent. Erst spät am Abend kamen so viele Bataillone zusammen, daß sie der Insurgenten Meister wurden und die bedrängte Versammlung aus der fürchterlichen Lage befreiten. Es war Mitternacht vorüber, als die Stürmenden von der eindringenden Bürgerwehr zur Flucht gebracht wurden. Die Versammlung erklärte darauf die gefaßten

Beschlüsse für ungültig und ließ dreizehn Montagnards, die sich während des Getümmels der Sansculotten besonders hervorgethan hatten, darunter Bourbotte, Romme, Goujon, Prieur von der Marne, Soubrany, Fayan, Ruhl, in Haft nehmen. Damit war indessen die Gefahr noch keineswegs vorüber. Die Insurgenten hatten sich des Rathauses bemächtigt und Cambon und Thuriot an die Spitze der neuen Kommune gestellt. Als nun die Bürgerwehr unter der Anführung von Delmas nach dem Greveplatz rückte, rotteten sich die Aufständischen abermals in der Antonsvorstadt zusammen, drängten die Nationalgarde bis an die Tuilerien zurück und richteten einige Kanonen wider das Schloß und die Verteidiger. Wiederum stand ein Kampf zwischen Bürgern und Revolutionsmännern in Aussicht. Doch kam es nicht zum Blutvergießen. Dem Konvent, der auf den mahnenden Zuruf von Legendre auf dem Posten zu bleiben beschloß, gelang es durch Verheißungen und versöhnende Worte die Aufständischen zu beruhigen und vom Abfeuern der Kanonen abzuhalten. Man versprach, rasche Vorkehrungen zur Herbeischaffung reichlicherer Lebensmittel zu treffen und der Verfassungskommission aufzugeben die organischen Gesetze binnen vier Tagen vorzulegen. Die Insurgenten gaben sich zufrieden und zogen nach einem Versöhnungsakt nach Hause.

2. Prairial. 21. Mai 1795.

Strafgerichte gegen die Terroristen.

Aber die Strafe folgte diesen Vorgängen auf dem Fuß. Der Konvent hatte vom Nordheer Truppen herbeigezogen, die mit den hauptstädtischen Streitkräften vereinigt die Vorstädte zur Auslieferung der Kanonen und der Mörder Férauds zwangen, und die Regierung instandsetzten, eine Entwaffnung der Terroristen in allen Sektionen vorzunehmen, und die Nationalgarde einer neuen Organisation zu unterwerfen, kraft welcher Arbeiter, Dienstboten, Heimat- und Besitzlose von der Wehrpflicht ausgeschlossen waren. Nun konnte man es wagen, der jakobinischen Schreckensherrschaft für immer ein Ende zu machen und den ganzen revolutionären Organismus in seinen Häuptern zu treffen. Schon seit mehreren Monaten schwebte über den Richtern des Revolutionstribunals und dem Staatsankläger Fouquier Tinville ein Kriminalprozeß, der durch die Enthüllung des gräßlichen Justizverfahrens, das die terroristischen Vollzieher des Rechts eingehalten, allgemeine Wut und Entrüstung hervorrief. Die Angeklagten wurden für schuldig erkannt und Fouquier Tinville nebst fünfzehn Richtern, unter ihnen der Präsident Herman, zum Tod verurteilt und unter den Verwünschungen des Volks unter die Guillotine gebracht. Das Revolutionstribunal wurde aufgehoben; an seine Stelle traten Militärkommissionen. Denn zur vollständigen Bewältigung des Terrorismus, die jetzt ins Werk gesetzt werden sollte, bedurfte man noch immer außerordentlicher Gerichtsanstalten. Und nun wurde mit rastloser Eile eine Reihe von Prozessen eingeleitet gegen alle Rädelsführer des Schreckenssystems, gegen Pache und seine Genossen vom Kriegsministerium, gegen mehrere Konventskommissare, gegen die Mitglieder der alten Regierungsausschüsse der Sicherheit und des öffentlichen Wohls, wobei man nur bei Carnot,

7. Mai 1795.

dem „Organisator des Sieges", wegen seiner militärischen Verdienste und zwei andern eine Ausnahme machte; gegen alle Montagnards, die bei dem Aufstand des 1. Prairial sich durch revolutionären Eifer hervorgethan. Und rasch genug erfolgte das Urteil. Schon am 17. Juni wurden sechs Mitglieder des Berges, Goujon, Romme, Soubrany, Duquesnoy, Bourbotte und Duroy zum Tod, zwei andre zur Deportation verurteilt. Romme, Duquesnoy und Goujon töteten sich im Gefängnis mit einem Messer, das Romme verborgen hatte und sterbend den andern reichte; ihre drei Schicksalsgenossen, die sich gleichfalls verwundeten aber nicht auf den Tod trafen, starben unter dem Fallbeil. Dasselbe Schicksal erlitt auch einige Zeit nachher der Schreckenskommissar Lebon von Arras. Und so widerwärtig waren den Zeitgenossen die Erinnerungen an die Revolution, daß durch ein Konventsdekret alle Namen und symbolischen Zeichen aus den Tagen der Pöbelherrschaft verboten und beseitigt wurden.

Zwei Königskinder.

Im Herzen mochten bereits manche Konventsglieder den Gedanken einer monarchischen Restauration umhertragen, und bei der Mehrheit der Nation war eine solche Wendung der heißeste Wunsch. Aber gerade in diesen Tagen wurde der unglückliche Knabe, dem seine Abstammung ein Martyrium von endlosem Jammer und unaufhörlicher Pein gebracht, der seit dem Tod seines Vaters in den Augen der Royalisten als König Ludwig XVII. gegolten hatte, durch den Tod von seinem leidensvollen Schicksal erlöst. Getrennt von Mutter und Schwester, war er in einer engen halberleuchteten Zelle des Temple mit überlegter Härte und Grausamkeit behandelt worden, zuerst von dem brutalen, durch revolutionären Fanatismus ganz verwilderten Jakobiner Schuster Simon, dem Anhänger und Hausnachbar Marats, dann, als derselbe in den Gemeinderat gewählt worden und bei dem Sturz der Hebertisten sein blutiges Ende gefunden hatte, durch zwei andre Wächter, welche die Mißhandlungen und Quälereien mit derselben unbarmherzigen Strenge fortsetzten. Die republikanische Staatsräson verlangte, daß der Abkömmling so vieler Könige aus der Welt verschwinde; dieses Ziel sollte durch unerträgliche Mißhandlungen, durch langsames Ertöten aller geistigen und körperlichen Kräfte erreicht werden. Nach dem Ende der Schreckensherrschaft wurde die Behandlung menschlicher; aber auch den Thermidorianern war daran gelegen, daß kein Rächer aus dem Temple hervorgehe. Auch war der königliche Knabe unter den Händen seiner sansculottischen Hüter bereits so sehr gebrochen und entkräftet, daß er für jede menschenwürdige Existenz unfähig erscheinen mußte. So blieb er denn in seiner Zelle, bis der Tod eintrat. Den Republikanern im Konvent war das Ereignis nicht unwillkommen: jetzt war der Graf von Provence, das Haupt der bewaffneten Emigration, der Erbe des Thrones. Mit ihm, der sich nun König Ludwig XVIII. nannte, war keine Ausgleichung im Sinn der Konstitution von 1791 möglich; mit seiner Einsetzung wäre die Herstellung des alten Regime, der Adelsprivilegien und der Priesterhierarchie verbunden gewesen. Dem widerstrebte aber die Mehrheit der Nation. Selbst die Monarchisten

wollten doch nicht wieder in das Joch des absoluten Königtums und des Feudalismus zurückkehren. Daß bei dem geheimnisvollen Ausgang des jungen Bourbon, bei der sorgfältigen Überwachung des Gefangenen und der vorsichtigen Fernhaltung fremder Personen von der Zelle und dem Lager des Unglücklichen allerlei Gerüchte, bald von Vergiftung, bald von heimlicher Entführung und von Unterschiebung eines stummen Knaben gleichen Alters aufkommen und Glauben finden konnten, liegt in der Neigung der Menschennatur zum Wunderbaren und Mysteriösen. Nach dem Tod des Königssohnes hatte der Konvent kein Interesse mehr, das einzige noch am Leben befindliche Glied der Familie Ludwigs XVI., die Prinzessin Maria Theresia, länger in Verwahrung zu behalten: von der Tochter konnte ja der Republik keine Gefahr erwachsen. Wir werden bald erfahren, daß von Spanien ihre Auslieferung zur Friedensbedingung gemacht ward. Aber man zog es vor, dem Kaiser Franz den Austausch seiner Verwandten, gegen die einst von Dumouriez den Österreichern überlieferten Deputierten anzubieten; ein Angebot, das dann auch bald zur Ausführung kam.

3. Der Konvent und die Koalition. Friede von Basel mit Preußen und Spanien.

Holland zur Batavischen Republik umgewandelt. Während dieser Vorgänge im Innern war Frankreich nach außen in raschem Siegeslauf begriffen. Wir wissen, daß Belgien und das linke Rheinland bereits in die Hände der republikanischen Generale gefallen waren; nur an der Grenze von Geldern erschien noch einmal ein österreichisches Armeekorps unter Alvinzy, um den untern Rhein zu decken. In den Herbstmonaten wurde die ganze Festungslinie in Nordbrabant von Pichegru und Moreau erobert. Bergen op Zoom, Breda, Herzogenbusch, Grave, Venloo unterwarfen sich fast ohne Widerstand mit einer Eilfertigkeit, welche Zeugnis gab von der gänzlichen Mut- und Ratlosigkeit der Verbündeten, von dem Mangel an allem Selbstvertrauen
2. Dez. 1794. in der Armee. Schon im Dezember verließ der Herzog von York das Heer und kehrte nach London zurück, den Oberbefehl über die englisch-hannoverschen Truppen den Generalen Hartcourt und Wallmoden übertragend; in der Umgebung des Erbstatthalters von Holland gab sich solche Niedergeschlagenheit kund, daß bereits zwei Agenten nach Paris geschickt wurden, um mit dem Wohlfahrtsausschuß über einen Separatfrieden zu unterhandeln. Die Lage des Landes war auch in der That derart, daß ähnliche Erscheinungen zu erwarten standen, wie ehedem in Mainz und in den Rheinlanden. Die ausgewanderten Patrioten, an ihrer Spitze der unternehmende Daendels, hatten sich den Revolutionsheeren angeschlossen und brannten vor Begierde die oranische Herrschaft niederzuwerfen: seit Dumouriez diente eine eigne batavische Legion unter französischer Fahne; in Paris bestand ein patriotisches Revolutionskomitee, welches die Ideen von republikanischer Freiheit und Gleichheit durch Flugschriften und Agenten in Stadt und Land zu verbreiten bestrebt war; allerorten bildeten sich Volks-

gesellschaften nach Art der Jakobiner; der Versuch der Regierung, eine freiwillige Landwehr zu errichten, scheiterte an der geringen Zahl der Kriegslustigen: sollten sie sich dem zuchtlosen, untüchtigen Heer der Verbündeten anschließen und die Franzosen, mit denen sie ohnedies in den Lebensansichten übereinstimmten, zu künftiger Rache herausfordern? Nur die Schwierigkeit eines Feldzugs in einem von Flüssen und Kanälen so vielfach durchschnittenen Boden, und der elende Zustand der eignen Armee, die an Kleidung, Nahrung und allen Lebensbedürfnissen bittern Mangel litt, mit Geschütz und Kriegsbedarf aufs dürftigste versorgt war, hielten die französischen Feldherren ab, den Waal und die Maas zu überschreiten. Aber die Natur selbst begünstigte die Unternehmungen und räumte alle Hindernisse aus dem Weg. Im Dezember und Januar trat eine so heftige Winterkälte ein, daß alle Gewässer, Flüsse, Seen, Kanäle mit einer starken Eisdecke überzogen wurden, so daß Heere, Geschütz und Gepäckwagen wie auf festem Land sich fortbewegen konnten. Sollten Pichegru und die trefflichen Generale, die unter ihm dienten, ein Moreau, Souham, Macdonald, Vandamme u. a. diese Gelegenheit nicht zur Unterwerfung eines Landes benutzen, das ihnen reiche Hilfsmittel versprach, wo eine weitverbreitete patriotische Partei ihnen mit offenen Armen entgegenkam und ein mutloser, kriegsmüder Feind nur geringen Widerstand zu leisten vermochte? So setzte sich denn Pichegru um Weihnachten über die Eisfläche des Waal in Bewegung und unterwarf in zwei Wochen alles Land im Süden des Leck. Bald wurde auch dieser Fluß überschritten, und nun sahen sich die Generale Hartcourt und Wallmoden mit ihren zusammengeschmolzenen, durch Entbehrung, Strapazen und mangelhafte Disziplin erschöpften und entmutigten Truppen mitten im Winter zu einem Rückzug über die Yssel und das dünn bevölkerte, ärmliche und feindlich gesinnte Land bis zur Ems gezwungen, einem Rückzug, der an Kriegsleiden und Mühseligkeiten, an Beschwerden und Gefahren reich und denkwürdig war. Von Emden aus bewerkstelligten die Engländer die Einschiffung in die Heimat und überließen die holländischen Generalstaaten ihrem Schicksal. Auch der Erbstatthalter Wilhelm V., seit seiner Einsetzung durch die preußischen Armeen und der mit ihrer Hilfe bewirkten Vermehrung seiner Hoheitsrechte im Land wenig beliebt, schiffte sich mit seiner Familie auf einer Fischerbarke nach dem befreundeten Inselreich ein und gab das Land seiner Väter den Franzosen preis, die noch im Laufe des Januar ihren siegreichen Einzug in die Hauptstädte Amsterdam und Haag hielten. Durch die heimkehrenden Flüchtlinge verstärkt und ermutigt, bemächtigten sich die Ausschüsse und Klubs der Patrioten des Regiments und trafen Vorbereitungen zur Begründung einer Batavischen Republik unter der Mithilfe und nach dem Vorbild Frankreichs. Dank der klugen Mäßigung der französischen Führer und der neuen Machthaber in Paris, unterwarf sich das ganze Land fast ohne Schwertstreich und erkannte die neue Ordnung der Dinge an; selbst die sonst so gut oranisch gesinnte Provinz Zeeland samt der

Kriegsflotte schloß sich nach einigem Bedenken an; im Februar vollzogen die Generale Moreau und Souham die Besetzung der friesischen Landschaften zwischen Yssel und Ems. So wurde das reiche Land mit seinen Schätzen, Schiffen, Seehäfen und Kolonien an das republikanische Frankreich geknüpft. Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Menschenrechte und die andern Errungenschaften der Revolution verkündigt, republikanische Gesellschaften gegründet, die Regierung überall der patriotischen Partei übergeben und nach französischem Zuschnitt eingerichtet. Die Statthalterwürde und das Amt eines Ratspensionars wurden abgeschafft, die souveräne Gewalt einer von sämtlichen Provinzen gewählten Volksvertretung übertragen, Verwaltung und Rechtspflege im Sinne nationaler Selbstbestimmung durch Munizipalitäten, Ratskörper und Justizausschüsse besorgt, die alte Landeseinteilung durch ein Departementssystem verdrängt. Aber nur zu bald empfanden die Holländer die Nachteile dieses Löwenbundes. Die ausgehungerten und zerlumpten Truppen mußten genährt, gekleidet und besoldet werden; ein am 16. Mai im Haag mit Frankreich abgeschlossener Bundesvertrag sicherte diesem Staat nicht nur freie Schiffahrt auf den Gewässern und Benutzung der Seehäfen, sondern erwarb ihm auch hundert Millionen Gulden als Entschädigung für die Kriegskosten, das holländische Flandern mit Maastricht und das Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen, und während unter dem neuen republikanischen Regiment und seinen französischen, vom Mark des Landes zehrenden Beschützern die Staatskasse erschöpft ward und die Finanzverwaltung in Verwirrung kam, bemächtigten sich die Engländer, welche nunmehr die mit Frankreich befreundete und verbündete „Batavische Republik" als einen feindlichen Staat ansahen und behandelten, nicht nur der Handelsschiffe der Holländer und beschränkten oder vernichteten ihre Fischereien, sondern sie brachten auch die meisten Ansiedelungen derselben in der Ferne an sich. Durch die Verbindung mit Frankreich und die Errichtung der unteilbaren Batavischen Republik ging der holländische Freistaat seiner Selbständigkeit und seiner bisherigen geschichtlichen Stellung verlustig.

16. Mai 1795.

Friedenstendenzen in Berlin.

Der Anschluß Hollands an die französische Republik versetzte der europäischen Koalition einen Vernichtungsstoß. Nicht nur, daß nunmehr die Streit- und Geldkräfte des reichen Staats für die Verbündeten verloren gingen und in den Dienst des Feindes traten, das der Verteidigung bedürftige Grenzgebiet wurde dadurch erweitert und machte größere Anstrengungen nötig. Wie sollte aber Preußen, dessen Kräfte durch den doppelten Krieg an der Weichsel und am Rhein gänzlich erschöpft waren, solchen neuen Anforderungen gewachsen sein? Oder konnte man von den kleinern deutschen Reichsständen, die schon längst des Kriegs müde waren und in Regensburg mit wachsendem Nachdruck auf Frieden mit Frankreich drangen, größere Opfer erwarten oder verlangen? Nationalgefühl, Sinn für eine ehrenvolle Reichspolitik war längst in den deutschen Fürstenkreisen verschwunden: jeder war nur auf seinen eignen Vorteil, auf die

Sicherstellung des eignen Gebiets bedacht und suchte aus dem bevorstehenden Schiffbruch des dahinsinkenden Reichssystems soviel als möglich zu retten. In den Wintermonaten von 1794 auf 1795 herrschte in den Berliner Hof- und Ministerkreisen große Aufregung: wir wissen, daß die beiden Kaiserhöfe im Osten im innigsten Einverständnis gegenüber Polen und der Türkei lebten. Man war in Petersburg und Wien zu der alten Politik Josephs II. zurückgekehrt: Preußens Ansprüche sollten zurückgewiesen oder beschränkt werden, Rußland und Österreich einander zur Vergrößerung ihrer Staaten Beistand leisten. Darüber faßte das Mißtrauen gegen Thuguts feindselige Politik immer tiefere Wurzeln in Berlin: die Minister wünschten vor allem von der Koalition entbunden zu sein. Bei der Fortdauer des französischen Kriegs lag die Notwendigkeit vor, das Klevische Land und Westfalen durch eine beträchtliche Streitmacht gegen den aus Holland vordringenden Feind zu schützen, und dabei sollte Preußen zugleich die eignen Interessen im Osten gegen Neid und Mißgunst wahren und seinen Ansprüchen durch ansehnliche Waffengewalt Nachdruck geben. Der Krieg gegen Frankreich hatte ja seinen ursprünglichen Zweck eingebüßt, seitdem die Revolution gesiegt hatte und des Königs Haupt auf der Guillotine gefallen war. Die einflußreichsten Staatsmänner in Berlin, Haugwitz, Lucchesini, Alvensleben waren für einen möglichst raschen Abschluß des Friedens mit Frankreich, über dessen Bedingungen bereits zwischen dem Grafen Goltz und dem Bevollmächtigten der französischen Republik, François Barthelemy Verhandlungen gepflogen wurden. Aber es fiel schwer, den König für ihre Vorschläge zu gewinnen. Denn so sehr auch seit dem polnischen Feldzug eine Abspannung der Kräfte zu bemerken war, die verbunden mit körperlichen Leiden und trüber Gemütsstimmung die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in ihm erzeugte, so war ihm doch der Gedanke unerträglich, daß ein preußischer König mit dem republikanischen Konvent in Verbindung treten, dem Kaiser und Reich untreu werden sollte. Von England aus wurden Versuche gemacht, diese Stimmung zu nähren. Henry Spencer bot der Gräfin von Lichtenau eine beträchtliche Geldsumme, wenn sie vom Frieden abraten würde, ein Antrag, der jedoch zurückgewiesen ward. Allmählich gelang es indessen doch den Widerwillen Friedrich Wilhelms zu überwinden; die Stimmen der Minister und Feldherren, die Erschöpfung der Staatskasse, die bittern Eindrücke aus Polen, diese und andre Beweggründe drängten zum Frieden. Man führte ihm zu Gemüt, daß ja sogar ein Zweig des Habsburger Kaiserhauses, Erzherzog Ferdinand von Toscana, mit dem Wohlfahrtsausschuß ein Friedensabkommen getroffen, daß die Bourbonsche Königslinie von Spanien mit denselben Gedanken umgehe, daß somit die monarchische Solidarität, unter deren Schild man vor zwei Jahren ins Feld gezogen, bereits aufgelöst sei. Diese Vorstellungen hatten Wirkung; Friedrich Wilhelm ging auf den Gedanken eines Separatfriedens ein; Legationsrat Harnier erhielt den Auftrag, sich von Basel nach Paris zu begeben, um in diesem Sinn direkte Unter-

handlungen einzuleiten. Er fand eine entgegenkommende Aufnahme. Die Männer, die seit dem 9. Thermidor an der Spitze des Staats standen, waren überzeugt, daß eine feste Ordnung im Innern durch die Beendigung des Weltkriegs am sichersten hergestellt werden könnte, daß das Schreckbild einer Invasion des Auslandes stets ein wirksames Mittel der Agitation in der Hand der Umsturzpartei sein würde.

Der Konvent und die Koalition. Daß Preußen aus dem Kriegsbund austrete, war bald eine ausgemachte Sache, sowohl in Paris als in Basel, namentlich als nach dem Tod des Grafen von Goltz der Minister der fränkischen Lande, Hardenberg (S. 465), ein gebildeter geistreicher Mann von angenehmen Manieren und diplomatischer Gewandtheit, als Bevollmächtigter nach der Schweizer Rheinstadt gesandt ward. (März 1795.) Nur über die Frage, in welcher Form und unter welchen Bedingungen dieser Austritt erfolgen sollte, kam man lange zu keiner Einigung. Preußen verlangte zunächst nur einen Waffenstillstand, um den Anschluß der kleinern Fürsten an den Frieden vorzubereiten, Frankreich drang auf einen definitiven Frieden und auf ein Bündnis; und während der Wohlfahrtsausschuß die Abtretung der eroberten Länder auf der linken Rheinseite zur Grundbedingung machte, wollte Hardenberg die Territorialfrage samt den Entschädigungen einer künftigen allgemeinen Pazifikation anheimstellen und der Festung Mainz eine neutrale Stellung zusichern. Mehrmals kam man soweit auseinander, daß mit dem Wiederbeginn des Kriegs gedroht ward. Damit war es indessen nicht so ernst gemeint; die gemäßigte Partei des Konvents, die um diese Zeit den terroristischen Aufstand niedergeworfen hatte und bereits eine royalistische Reaktion ihr Haupt erheben sah, bedurfte ebenso sehr einer Friedenspause zur Erholung und Sammlung, wie die preußische Regierung. Denn wer bürgte denn dem Berliner Kabinett, daß nicht Thugut ihm in einem Friedensschluß mit Frankreich zuvorkam, um desto sicherer die Beute im Osten einzuthun? Es fehlte nicht an Gerüchten von einem solchen Vorhaben. Auch in England regten sich Friedensneigungen. Es hieß sogar, Pitt habe in Paris Nachforschung angestellt, wie in dieser Beziehung die Stimmung beschaffen sei. Zu solcher Machtstellung war der Nationalkonvent in zwei Jahren gestiegen, daß die Koalition stückweise vor seinen Augen zerbröckelte, daß das monarchische Europa, anstatt den revolutionären Feuerherd zu zerstören und die andern Staaten vor jeder Ansteckung zu bewahren, sich nunmehr beeilte, Frieden und Freundschaft mit der Republik zu schließen. Belgien wurde bereits als annektiertes Land behandelt, Holland war eine demokratische Republik nach französischem Zuschnitt und unter der Schutzherrschaft der Pariser Machthaber geworden: und nun sollte auch noch das schöne Rheinland, die Perle des Reichs der französischen Republik in den Schoß fallen, der Traum, der dem alten Frankreich jahrhundertelang vor Augen geschwebt, unter dem verjüngten in Erfüllung gehen! Denn wie sehr sich die preußischen Staatsmänner in Basel und Berlin gegen die Abtretung der linksrheinischen Besitzungen des Königreichs sträuben

mochten, der Wohlfahrtsausschuß wollte um keinen Preis von seiner Forderung abgehen. Alles was Hardenberg erlangen konnte war ein geheimer Artikel, in welchem dem Staat Preußen bei einem künftigen allgemeinen Reichsfrieden eine Landentschädigung auf der rechten Rheinseite zugesichert war. Auch willigte man ein, daß die deutschen Reichsstände, welche geneigt sein sollten auf Verwendung Preußens gleichfalls Frieden mit der Republik zu schließen, drei Monate lang von den französischen Heeren nicht bekriegt werden sollten, eine Bestimmung, die besonders für Hannover von Bedeutung war und das Ansehen Preußens im nördlichen Deutschland steigerte. Denn für den Fall, daß das Kurfürstentum dem Frieden nicht beitrat, sollte die Berliner Regierung das Land unter preußische Obhut nehmen.

Und so kam denn am 5. April der vielgeschmähte Baseler Friede zustande, allerdings ein dunkles Blatt in der preußisch-deutschen Geschichte, aber das natürliche und notwendige Ergebnis, der treulosen und argwöhnischen Staatskunst der europäischen Großmächte. In diesem Friedensvertrag wurden die Länder, welche die Franzosen auf der linken Rheinseite im Besitz hatten, der Republik überlassen, somit der deutsche Strom als „natürliche Grenze“ Frankreichs anerkannt; dagegen sollten alle Eroberungen der französischen Heere auf der rechten Rheinseite an Preußen und die mit ihm verbündeten Reichsfürsten zurückgegeben und alle Kriegsgefangenen in Freiheit gesetzt werden. Eine bewaffnete Demarkationslinie, dem Main entlang nach dem Neckar bei Wimpfen laufend, die Gebiete des westfälischen, fränkischen und obersächsischen Kreises umfassend, trennte demnach das Deutsche Reich fortan in eine nördliche Hälfte, die unter der Ägide Preußens die Vorteile eines neutralen Friedenszustandes genießen sollte, und in eine südliche, welche unter der Vorherrschaft Österreichs im Kriegsverhältnis mit Frankreich verblieb. Es war der Todesschnitt in den gelähmten Reichskörper, der erste vernichtende Schlag in den tausendjährigen morsch gewordenen Bau. In Wien empfand man die ganze Schwere und Bedeutung des Baseler Friedenstraktats, welcher die Einheit des Reichs auflöste und einen großen Teil der Reichsfürsten dem Einfluß des Kaisers entzog. Denn die im Norden der Demarkationslinie gelegenen Staaten, selbst Hessen und Hannover beeilten sich, die Verwendung Preußens nachzusuchen und die Vorteile der Neutralität für sich einzuthun, und blieben fortan teilnahmlose Zuschauer des Kriegs zwischen Frankreich und den Mächten, die noch bei der Koalition ausharrten. Selbst Georg III., der als König von England mit der Republik im Krieg war, schloß als Kurfürst von Hannover Frieden, aus Furcht vor einer militärischen Okkupation seines deutschen Landes durch Preußen. Er entging dadurch dem Schicksal des Erbstatthalters Wilhelm von Oranien, dem das Berliner Kabinett weder die Wiederherstellung in Holland, noch eine anderweitige Entschädigung zu erwirken vermochte. Dem König Friedrich Wilhelm ging es nahe und machte ihm in der Folge manche Beklemmung, daß man seine Schwester, die Prinzessin

Der Friede von Basel. 5. April 1795.

von Oranien, zu der Stellung einer „einfachen Privatperson“ herabgebracht habe und daß die französische Verwaltung die Klevischen Lande so unbarmherzig aussog; allein sein Geist war gebrochen und sein Körper siechte infolge sinnlicher Reizmittel mehr und mehr dahin. Er ließ geschehen was zu ändern er nicht die Kraft hatte. Auch außerhalb Deutschlands traten jetzt Friedenswünsche zu Tage. Schon im Februar hatte sich Toscana mit der Republik vertragen, im Juli ahmte Spanien das Beispiel Preußens nach und schloß gleichfalls in Basel Frieden mit der Republik, und in Sardinien wurde König Viktor Amadeus von vielen Seiten gedrängt, sich mit den Pariser Machthabern zu vergleichen. Für die Abtretung von Savoyen und Nizza könnte ja leicht im Mailändischen ein genügender Ersatz gefunden werden. So ging die Koalition mehr und mehr ihrer Auflösung entgegen, und der Grundsatz der solidarischen Interessen sämtlicher monarchischer Staaten gegenüber der Revolution fand nur noch geteilte Geltung. „Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war frühe in einen selbstsüchtigen Kampf um Sonderinteressen umgeschlagen, und keiner von den Teilnehmern konnte vor dem andern sich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundsatz bewährt, um dessentwillen der Krieg unternommen war.“

Spanien und die französische Revolution.

Der Minister Florida Blanca. Wir wissen aus frühern Blättern (S. 383), daß **Florida Blanca** in den ersten Regierungsjahren Karls IV. ebenso unumschränkt das spanische Reich verwaltete, wie unter dessen Vater. Aber mit dem Ausbruch der Revolution lenkte er in eine Richtung ein, die den Staat um sein Ansehen nach außen und um die gewonnenen Fortschritte im Innern brachte. In dem erwähnten Streit mit England um den Nootkasund an der kalifornischen Küste, sah sich Spanien zum demütigen Nachgeben gegenüber den Forderungen der eifersüchtigen Seemacht gezwungen; in einem Grenzkrieg mit Marokko mußte es den Frieden durch Abtretung einiger Festungen erkaufen, und in der innern Politik ergab sich der Minister einem System der Reaktion, das mit dem bisherigen Geist seines Regiments im vollkommensten Widerspruch stand. Alle begonnenen Reformen wurden unterbrochen, heißt es bei Baumgarten, die bereits vollendeten soviel wie möglich rückgängig gemacht, alle liberalen Grundsätze in Verwaltung und Unterricht verdammt, die geistige Bewegung, die man mit so großer Mühe hervorgerufen hatte, erstickt, die Zeitungen und Vereine gefesselt oder unterdrückt, das Leben der Einzelnen ängstlich überwacht. Im Eifer gegen die „französische Raserei“, wie der Minister die Revolution nannte, stand Florida Blanca hinter keinem zurück: er betrieb die monarchische Koalition, er begünstigte und unterstützte die Emigranten, er reizte den Zorn des Königs gegen die Nationalversammlung, er leistete den antirevolutionären und konspiratorischen Intrigen der Hofkamarilla in Versailles und Paris Vorschub. Florida Blanca sollte jedoch die Früchte seiner Thätigkeit nicht ernten. Die Königin Marie Luise und ihr unwürdiger Günstling **Manuel Godoy**, die ihren Einfluß und ihre maßlose Verschwendungssucht durch den Minister gefährdet glaubten, bewogen den stumpfsinnigen schwachen Bourbon Karl IV., der in unglaublicher Verblendung sich von beiden unbedingt leiten ließ, daß Florida Blanca plötzlich in Un-

gnade entlassen ward. Er beschloß seine Tage in unfreiwilliger Verbannung im fernen Murcia, von wo er einst als armer Schreiber ausgegangen war. 28. Febr. 1792.

Nun wurde das auswärtige Amt dem Grafen Aranda übertragen, den wir schon früher als Freund und Fürsprecher des französischen Bündnisses kennen gelernt, einem fünfundsiebzigjährigen Staatsmann aus der Aufklärungszeit, den Ideen der Freiheit und des Fortschritts zugethan, wie sein Vorgänger in frühern Jahren. Mit ihm lenkte das spanische Kabinett in eine Politik des Friedens und der Neutralität ein, in einem Augenblick, da sich Preußen und Österreich anschickten, die Revolution mit den Waffen zu unterdrücken. Zu einer Zeit also, da die nationale und monarchische Politik eine Teilnahme an der Koalition verlangt hätte, wollte man in Madrid neutral bleiben. In andern Staaten hätte eine solche Politik der Zurückhaltung und der Annäherung an Frankreich auf den Beifall der nach Freiheit dürstenden Völker rechnen können; in Spanien verlangte die ganze Nation, vorab Adel und Geistlichkeit, den Krieg wider die kirchen- und königsfeindlichen Revolutionsmänner mit fanatischem Ungestüm. Arandas Politik war übrigens auch keineswegs nach dem Sinn des Hofes, weder des Königs, der seinen unglücklichen Verwandten aus der bedrängten und gefahrvollen Lage zu befreien wünschte, noch der Königin und des Günstlings, welche die Revolutionsideen aus voller Seele verabscheuten. Von den beiden letztern war überhaupt der hochbetagte, eigensinnige, barsch zufahrende Aranda nur ausersehen, um Florida Blanca aus dem Weg zu schaffen und Raum für Godoy zu gewinnen, der jetzt schon in den Vordergrund des öffentlichen Lebens zum eigentlichen Leiter der Staatsangelegenheiten erhoben ward. Er erhielt das große Staatsgut Alcudia, wurde zum Granden erster Klasse, zum Marquez und Herzog, zum Mitglied des Staatsrats ernannt; seine Verwandten und Kreaturen überfluteten die höchsten und bestbezahlten Stellen; sein Einfluß war maßgebend; Aranda selbst wagte nichts von Bedeutung ohne die Zustimmung des allmächtigen Favoriten der Königin und des Königs zu unternehmen. Aranda u. Godoy.

Die Absicht, den Günstling an die Spitze des Staats zu stellen, trat denn auch bald genug aus der Verborgenheit hervor. Als die Pariser Kriegspartei an den Minister die Alternative stellte: „entweder erfüllt Spanien auch gegen das republikanische Frankreich alle in dem Familienvertrag übernommenen Verpflichtungen, oder Frankreich erklärt dem Tyrannen von Kastilien den Krieg wie den übrigen Despoten“, da war Arandas Neutralitätspolitik nicht mehr haltbar. Er wurde in Gnaden seines Amtes enthoben und der Herzog von Alcudia an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt, ein verhängnisvoller Tag für die spanische Monarchie. Mit ihm begann das Regiment des Leichtsinnes, der Frivolität, des Lasters. Denn an diesem Tag stieg der ehemalige Gardeleutnant aus einem verarmten Adelsgeschlecht in Badajoz, der keine andern Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er ein schöner gewandter Kavalier und der Buhle der sinnlichen leidenschaftlichen Königin war, zu der höchsten Macht in dem alten stolzen Großstaat Spanien empor, in der er sich fünfzehn Jahre lang zu behaupten wußte, ein Mann, dessen natürliche Begabung und rasche Auffassung der Dinge und Personen weit überwogen wurde durch freche Leichtfertigkeit und gewissenlosen Übermut, der so dürftig mit Kenntnissen und allgemeiner Bildung ausgerüstet war, daß ihm ein englischer Lord nachsagte, er habe erst im Laufe seiner Ministerthätigkeit den Unterschied von Prussia und Russia kennen gelernt, und hanseatisch für gleichbedeutend mit asiatisch gehalten. Godoy, Herzog v. Alcudia, erster Staatsminister. 15. Nov. 1792.

Die Lage, in welcher Godoy an die Spitze der Staatsgeschäfte trat, bot ihm Gelegenheit, durch ehrenvolle Thaten und durch kräftiges Eingehen in die öffentliche Meinung, in den Ruf der Nation, die Vorurteile und das Übelwollen, womit man im Spanien tritt der Koalition bei. Kriegsbegeisterung.

ganzen Land seine Erhöhung aufnahm, zu zerstreuen, ja sich die Volksgunst zu erwerben. Um dieselbe Zeit wurde, wie uns bekannt, im Konvent über das Schicksal Ludwigs XVI. verhandelt und die Kriegsparole gegen alle Monarchien ausgegeben. Die Madrider Regierung gab sich die größte Mühe, das Leben des Königs zu retten; wir wissen, daß die Girondisten die Vermeidung des Kriegs mit Spanien und England als einen Hauptgrund für ihre Berufung an die Nation geltend machten. Als aber die Fürbitte des verwandten Hofes von den Männern des Berges mit Verachtung und demokratischem Trotz zurückgewiesen ward, als das Haupt Ludwigs XVI. auf der Guillotine fiel, da kannte die Wut des spanischen Volks keine Grenzen mehr. Godoy handelte im Sinn der Nation, als er im Februar den europäischen Mächten die Mitteilung machte, daß Spanien den Entschluß gefaßt habe, in Gemeinschaft mit den Alliierten „die beleidigte Natur und Fürstenwürde zu rächen" und als Antwort auf die Kriegserklärung der Republik seine Heere gegen die Pyrenäen sandte. Seit Jahrhunderten hatte man in Spanien keine solche Kriegsbegeisterung gesehen, wie im Frühjahr 1793. Der hohe Adel und die Geistlichkeit wetteiferten in Opferwilligkeit: sie rüsteten Truppen aus, boten Millionen freiwilliger Gaben für die Kriegskosten; alles forderte Waffen und stellte sich zur Fahne; von einem Ende zum andern ertönte der Ruf nach Rache an den königsmörderischen priesterfeindlichen Republikanern. „Die Nation erhob sich mit so einmütiger Kraft zu diesem gottgefälligen Krieg, daß die Regierung auf eine Aushebung verzichten konnte, und die freiwilligen Gaben flossen so reichlich, daß sie meinte, vielleicht zwei Feldzüge ohne eine Anleihe oder neue Steuern aushalten zu können."

Der Waffengang in den Pyrenäen. Diesem kriegerischen Aufschwung entsprachen jedoch die Erfolge in keiner Weise. Hatte die französische Revolution in allen Ländern an der Zwiespältigkeit und Planlosigkeit der kriegführenden Mächte ihren stärksten Verbündeten, so war dies im höchsten Grad bei dem Pyrenäenheer der Fall. Zu einer Zeit, da sich der ganze Süden von Frankreich zu einem krampfhaften Widerstand gegen den jakobinischen Terrorismus erhob und der Einmarsch eines spanischen Heeres von gewaltiger Wirkung hätte sein müssen, begnügten sich die Generale D. Antonio Ricardos im Osten, D. Ventura Caro im Westen mit der Besetzung und Beschützung der Pyrenäenpässe, so daß eine Armee von 50,000 Mann den ganzen Sommer hindurch nichts Namhaftes ausrichtete, ja daß die „Sansculotten" sogar bei Perpignan im Roussillon einige Vorteile erlangten. In Toulon trug die Eifersucht zwischen Spaniern und Engländern nicht wenig zu dem unglücklichen Ausgang bei, den wir oben kennen gelernt haben. General Ricardos war überhaupt dem Krieg gegen Frankreich abgeneigt; er stand mit Aranda auf seiten der Opposition gegen Godoys Politik; aber König und Königin waren für Fortführung des Kampfes gegen die königsmörderischen Jakobiner. Ricardos starb, ehe er das Lager wieder erreichte; sein Nachfolger, Graf de la Union, erlitt durch General Dugommier, als er das Heer aus Roussillon über den Kamm der Pyrenäen zurückführen wollte, eine
1. Mai 1794. empfindliche Niederlage, so daß das ganze Geschütz, 150 Kanonen, alles Gepäck und 1500 Gefangene den Feinden in die Hände fielen, das übrige Heer in flüchtiger Eile nach Katalonien hinabzog, die meisten Küstenfestungen sich ergaben. Ebenso erfolgreich kämpften die Franzosen im Westen, wo Fuenterrabia und San Sebastian fast ohne Gegenwehr vertragsweise sich unterwarfen.

Die öffentliche Meinung gegen Godoy. Mittlerweile waren die für den Krieg bestimmten Geldsummen verbraucht; die Soldaten litten Mangel, die Feinde waren im Anmarsch gegen Navarra und Katalonien. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die Unzufriedenheit über das unfähige und frivole Regiment in Madrid zunahm, daß die Oppositionspartei Arandas sich kräftiger regte, wenngleich der alte Minister verbannt ward, daß konspi-

ratorische Anzeigen sich kund gaben? Die Gefühle der Loyalität, die zu Anfang des Kriegs so lebhaft sich geäußert hatten, waren zerronnen, und mit ihnen die Kriegslust selbst. Schmähreden, Drohungen, Verwünschungen über den leichtfertigen, übermütigen, verschwenderischen Günstling und die sittenlose verbuhlte Königin wagten sich immer lauter hervor. Der Hof geriet in Unruhe; man sprach von Verlegung der Residenz nach Sevilla.

Friedenswünsche in den Hofkreisen.

Und warum führt man denn Krieg gegen die Nation, die von jeher die treueste Verbündete der spanischen gewesen war, an der Seite der Seemacht England, die von jeher das pyrenäische Reich niederzuhalten bemüht war, mit eifersüchtigen Blicken es bewacht hatte? So fragte man in den Hofkreisen und überlegte, ob man nicht die Kriegspolitik aufgeben sollte. Der König war ja nicht mehr zu retten. Vielleicht daß die Thermidorianer, die jetzt am Regiment waren, die königlichen Kinder als Preis des Friedens auslieferten. So wurden denn unter der Hand in Paris Unterhandlungen angeknüpft. Die schroffe Zurückweisung der vom Madrider Hof erhobenen Ansprüche brachte dieselben jedoch ins Stocken.

Unglückliche Feldzüge.

20. Nov. 1794.

Als aber im Osten der unfähige, von dem Heer gehaßte General de la Union durch Dugommier, der bei dem Angriff auf die feindlichen Schanzenstellungen die Todeswunde empfing, eine vollständige Niederlage erlitt, eine Niederlage, welche für die Spanier den Verlust von 9000 Soldaten und Offizieren, darunter der Feldherr selbst, und von 200 Geschützen zur Folge hatte, als die starke Festung Figueras, die eine Besatzung von 8000 Mann mit 170 Kanonen und reichlichen Lebensmitteln besaß, bei Annäherung der Franzosen eine schimpfliche Kapitulation schloß, ohne nur einen Schuß abgefeuert zu haben, da mußte Godoy, der sich während der Zeit nicht einen Augenblick in seinem Freudenleben, seinen Liebschaften und seinen leeren Zerstreuungen hatte stören lassen, die Friedensunterhandlungen wieder aufnehmen und ernstlicher betreiben. Es machte wenig Eindruck auf den leichtsinnigen Höfling, daß die Basken und Katalanen mit stürmischer Energie zur Verteidigung ihrer Berge gegen die verhaßten Franzosen mit ihrer rohen das Land aussaugenden Kriegsweise sich erhoben; er war sich bewußt, daß die Bevölkerung sein Regiment nicht minder haßte, als den nördlichen Feind und ließ den katalanischen und baskischen Landsturm ohne Unterstützung. Nur dem geschickten General Urrutia, dem Nachfolger des gefallenen de la Union, war es zu danken, daß die Franzosen nicht in das Innere des Landes vordrangen.

Friedensverhandlungen in Basel.

Unterdessen knüpfte Alcudia durch Cabarrus, den Schwiegervater Talliens, nachdrücklichere Unterhandlungen mit dem Wohlfahrtsausschuß an und schickte, als er hörte, daß in Basel zwischen Preußen und Frankreich ein Friedenskongreß eingeleitet worden, den Grafen Yriarte nach der schweizerischen Grenzstadt ab, um gleichfalls mit Barthélemy eine Vereinbarung herbeizuführen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge: die Sorglosigkeit des allmächtigen Ministers in Madrid, die Furcht vor England, das einen Friedensschluß mit Frankreich als Kriegsfall für das britische und pyrenäische Reich zu behandeln drohte und die ablehnende Haltung der Republik gegen die Forderungen des spanischen Gesandten verzögerten jede Übereinkunft. Der Friede mit Preußen war schon abgeschlossen, als die Verhandlungen zwischen Yriarte und Barthélemy noch schwebten. Die Ehre des spanischen Hofes und des Bourbonschen Namens legte dem Minister Godoy die Pflicht auf, sowohl für die beiden Kinder Ludwigs XVI. im Temple als für die emigrierten Prinzen einzutreten; allein der Konvent wies jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs von der Hand. Mittlerweile drangen die Franzosen unter General Moncey in den nordwestlichen Landschaften weiter vor und pflanzten ihre Standarten an der Grenze des wehrlosen Kastiliens auf. Diese drohende Gefahr bestimmte den Herzog sich entgegenkommender zu zeigen. Und da auch die Mehrheit der

Konventsglieder dem Frieden zuneigte, so kam man endlich im Juli zum Ziel. Die Hauptschwierigkeit war ohnedies gehoben. Der unglückliche Sohn Ludwigs XVI. war kurz zuvor seinen Leiden erlegen und die Auslieferung der Tochter an Österreich eine be-
22. Juli 1795. schlossene Sache. So wurde denn der Baseler Frieden zum Abschluß geführt, der für Spanien weniger Verluste und Demütigungen in sich trug, als unter den obwaltenden Umständen erwartet werden konnte. Frankreich zog seine Heere über die Grenze zurück und lieferte die eroberten Landschaften und Festungen aus, wogegen es sich mit der Abtretung des spanischen Anteils von San Domingo an die Republik begnügte, so daß diese Insel nun ganz in französischen Besitz kam. Und auch dem spanischen Nationalstolz wurde in dem Friedensinstrument Rechnung getragen, indem der Madrider Regierung die Vermittelung des Friedens mit Portugal und den italienischen Staaten, insbesondere mit dem Papst, überwiesen ward. Die Herstellung der alten Allianz, wie sie einst durch den Bourbonschen Familienvertrag vereinbart worden, brachte zwar dem Pyrenäenreich den mächtigen Schutz der befreundeten Republik und knüpfte vorteilhafte Handelsbeziehungen an, trug aber auch einen Krieg mit England im Schoß und leitete die spanische Politik in verhängnisvolle Bahnen.

Godoy als „Friedensfürst". Vertrag von Ildefonso. In ganz Spanien und insbesondere in den Madrider Hofkreisen erregte der Baseler Friedensschluß die größte Freude und brachte dem Herzog von Alcudia Belohnungen und Ehren ein, die weit über seine Verdienste gingen. Durch königliches Dekret vom 4. September erhielt er den Titel „Friedensfürst", nebst einer Staatsdomäne von einer Million Jahresrente. Aber nicht alle teilten diese Gesinnung. Der Adel, der Klerus, alle eifrigen Katholiken trugen den französischen Republikanern bittern Haß. Seiner eignen Sicherheit wegen schloß sich daher Godoy aufs engste an den Konvent an; er erkannte, daß ihr Interesse ein gemeinsames sei, daß er nur an der Seite der mächtigen Nachbarn seinen Gegnern die Stirn bieten könne, und zeigte sich daher entschlossen, der französischen Republik in allem zu Diensten zu sein. Seitdem war Spanien mit Frankreich so innig verbunden, wie nur jemals unter der Bourbonenherrschaft, eine Verbindung, die für das Pyrenäenreich die unheilvollsten Früchte in ihrem Schoß barg. Denn England versäumte nicht die Gelegenheit, an dem Bundesgenossen Frankreichs Rache zu nehmen für den nordamerikanischen Krieg und sich einen Rivalen zur See und in der Kolonialwelt vom Halse zu schaffen. Dazu bot der Vertrag von Il-
19. Aug. 1796. defonso, den Godoy im folgenden Jahr, als Bonapartes Siegeslauf in Italien die Macht und das Ansehen der Pariser Regierung bedeutend gehoben hatte, mit Perignon, dem Bevollmächtigten der französischen Regierung, abschloß und der die Schicksale der beiden Nachbarreiche noch inniger verknüpfte, als der dynastische Familienpakt von 1761, der englischen Regierung den willkommenen Vorwand. So wurde der Vertrag von Ildefonso die Quelle größter Schädigung; er vernichtete Spaniens Seemacht, untergrub seinen Kolonialbesitz und zerrüttete seine Finanzen.

4. Der Koalitionskrieg gegen Österreich-England und die Vorgänge in der Vendee und auf Quiberon.

Die Koalition als Dreimächtebund. 28. Sept. 1795. Hardenberg hatte sich vorgestellt, der Baseler Friede würde die Einleitung und die Grundlage eines allgemeinen Weltfriedens abgeben. Dies erwies sich jedoch bald als eine Täuschung. Es war zwar kein Geheimnis geblieben, daß zwischen Thuguts Agenten und einigen Konventsgliedern, insbesondere Siehès, diplomatische Besprechungen stattgefunden, daß auch der Kaiserhof einem Frieden

nicht abgeneigt sich gezeigt, wenn für die Abtretung der ehemals österreichischen Niederlande ihm das Kurfürstentum Bayern als Ersatz zugesichert würde; allein der Plan kam nicht zur Ausführung, dank den Bemühungen Englands, das jetzt einen neuen Subsidienvertrag anbot, sowie der Kaiserin Katharina, welche die Koalition gegen Frankreich mit einer Flotte und einer Landarmee zu unterstützen versprach.

Es ist uns bekannt, wie eifrig die Kaiserin den Krieg gegen Frankreich zu schüren suchte, und wie wenig sie zur thätigen Mitwirkung geneigt war. Der Graf von Artois, damals in Petersburg, hoffte vergebens gegen die Republikaner ins Feld ziehen zu können. Die großen Rüstungen und Kriegsanstalten, welche Katharina anordnete, hatten nur den Zweck, Preußen in der polnischen Teilungsangelegenheit gefügiger zu machen. Alle andern Demonstrationen waren nur Maske.

So hatte denn der Krieg seinen Fortgang, sowohl in Deutschland, das nunmehr in zwei Heerlager geteilt war, als zur See und an den westlichen Küsten Frankreichs. Und während die republikanischen Heere ihre Waffen gegen den äußern Feind kehrten, waren die Emigranten, vor allen der in Verona weilende Ludwig XVIII. und der Graf von Artois, der um diese Zeit von Petersburg nach England übersiedelte, aufs eifrigste bemüht, im Innern Frankreichs die Royalisten zum Widerstand und zur Empörung zu reizen. Ihre Agenten, besonders der intrigante Abbé Brottier und der rastlose Chouan La Puisaye, setzten alles in Bewegung, um das republikanische Regiment zu Fall zu bringen. England und Österreich gaben sich von neuem den Einflüssen der Emigration hin und leisteten ihren konspiratorischen Umtrieben Vorschub; die Bourbonschen Parteigänger suchten die Unternehmungen des Auslandes durch innere Aufwiegelungen und royalistische Umtriebe zu fördern. So sehr auch Hoche und die Konventskommissarien sich bemühten, seit den Friedensverträgen von La Jaunais und La Mabilais dem greuelvollen Bürgerkrieg in der Vendee und Bretagne ein Ende zu machen, die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen und zur Anerkennung der republikanischen Ordnung zu bewegen: die Aufreizungen der Emissäre und Zwischenträger der Ausgewanderten, die agitatorischen Umtriebe der priesterlichen und royalistischen Fanatiker ließen es zu keiner aufrichtigen Versöhnung, zu keinem gegenseitigen Vertrauen kommen. Die Fortschritte der Reaktion im südlichen Frankreich warfen neuen Zündstoff in die aufgeregten Gemüter der Chouans und Vendeer. Es war umsonst, daß die neuen Konventskommissarien im Einverständnis mit Hoche in einer Proklamation allen Bewaffneten strengste Bestrafung, allen ruhigen Einwohnern Schutz, Sicherheit und freien Gottesdienst ankündigten, und daß der Oberbefehlshaber acht Bandenführer, darunter Cormatin, in Haft nehmen ließ; die royalistisch-priesterliche Verhetzung und das Vertrauen auf die Hilfe des Auslandes führten zu neuen Schilderhebungen.

Royalistisch-priesterliche Umtriebe in Frankreich.

Mai 1795.

Nie waren die Emigranten so thätig und hoffnungsreich als im Frühling und Sommer des Jahres 1795. Aus ganz Europa strömten ausgewanderte

Die royalistische Expedition an die Westküste Frankreichs.

Royalisten nach England, um unter der Führung von Puisaye und d'Hervilly an dem Kriegszug gegen die Westküste Frankreichs teilzunehmen, zu dem die englische Regierung ein Landungsgeschwader und eine reichliche Menge von Kriegsbedarf aller Art, von Waffen, Pulver und Geschütz, von Lebensmitteln und
10. Juni 1795. Uniformen lieferte. Mit acht Fregatten und zehn kleineren Fahrzeugen führte Sir John Warren die Kriegsmannschaften und Vorräte an der Landspitze Quiberon vorbei in die Bucht von Morbihan, die unfern von der Seestadt Vannes in die südliche Bretagne sich hineinzieht, geleitet von fünfzehn Linienschiffen. Die Expedition sollte den Royalisten Frankreichs das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den Konvent geben und zugleich den Operationen der österreichischen Rheinarmee Vorschub leisten. Eine republikanische Flotte, welche das Unternehmen verhindern wollte, wurde durchbrochen und in die Flucht geschlagen, so daß Warren bei Carnac zwischen der Halbinsel Quiberon und dem Golf
25. Juni 1795. von Morbihan landen und in den nächsten Tagen die Ausschiffung bewerkstelligen konnte. Es mochten gegen 4000 Emigranten sein, die Graf Puisaye ans Land führte; mit ihnen verbanden sich etwa 10,000 Chouans unter dem Befehl von Georges Cadoudal; bald waren sie im Besitz des umliegenden Landes von Auray bis Vannes. In ganz Frankreich gerieten die Royalisten und Klerikalen in Bewegung; in Paris und in andern Städten bildeten sich Bourbonsche Komitees, welche im Interesse der Prinzen wirkten; die Abneigung des Landes gegen den Konvent kam den Aufwieglern zu statten; es schien als ob die Tage der Republik zu Ende gingen und die Monarchie wieder im Triumph einziehen würde. Da trat es aber rasch zu Tage, wie wenig noch die Dinge zu einer royalistisch-klerikalen Restauration angethan waren, wie weit die Ziele und Tendenzen der Führer auseinander gingen. Während Puisaye, einst Mitglied der Konstituante und mit den Girondisten befreundet, als Agent Ludwigs XVIII. für eine Versöhnung der Parteien unter der Fahne einer konstitutionellen Monarchie und mit Anerkennung der durch die Revolution geschaffenen Staatsordnung wirkte, steuerte Brottier, der Vertraute des Grafen von Artois, auf eine Rückführung des monarchisch-feudalen Zustandes von ehedem los. Auch die einflußreichsten Insurgentenhäupter in der Vendee waren uneinig. Aus Neid auf Charette, den Ludwig XVIII. zum Generallieutnant erhoben, hielt sein Nebenbuhler Stofflet seine Scharen von der Teilnahme am Kampf zurück; und Graf d'Hervilly, ein eigensinniger und fanatischer Emigrant der unversöhnlichsten Art, war nicht geneigt sich dem Grafen Puisaye unterzuordnen, den er ebenso bitter haßte, wie die Republikaner. Anstatt daß beide mit vereinigten Streitkräften in das Innere der Halbinsel vorgedrungen wären und die Chouans an sich herangezogen hätten, richtete d'Hervilly sein ganzes Augenmerk auf die Besetzung der schmalen, sandigen, nur von einigen Fischern bewohnten Landzunge Quiberon und die Bewältigung des Forts Penthièvre am nördlichen Ende derselben, ließ aber Puisaye und die aufständischen Bauern in der Gegend von Auray ohne allen Beistand.

Dadurch fand der thätige umsichtige Hoche Zeit, seine geringe Mannschaft durch Herbeiziehung der Generale Dubayet und Canclaux zu verstärken und den Feind vom weitern Vordringen abzuhalten. Umsonst versuchten die Insurgenten das befestigte Lager von St.-Barbe zu erstürmen; von den Wällen zurückgeschlagen, zerstreuten sie sich in kleinen Abteilungen über das Land oder zogen nach Quiberon, wo bald eine Volkszahl von 20,000 Köpfen zusammengedrängt war, ohne Obdach und genügende Nahrungsmittel. Die im Land umherziehenden Haufen wurden in kleinen Gefechten aufgerieben, wobei der Ritter von Tinteniac den Tod fand; und als d'Hervilly mit 3500 Emigranten über die Bucht setzte und bei Carnac in ein Treffen sich einließ, erlitt er eine Niederlage durch den überlegenen Feind und wurde selbst im tapfern Kampf auf den Tod verwundet. Was nicht umkam, rettete sich nach der Halbinsel unter den Schutz des Forts Penthièvre und der englischen Kriegsschiffe. 16.—18. Juli 1795.

Dort landete um dieselbe Zeit eine zweite Abteilung von 1500 Emigranten unter dem jungen Grafen von Sombreuil. Und nun erlebte die Welt eine Kriegstragödie, die an das Schicksal der Spartaner auf Sphakteria erinnert (II, 614). Die Engländer hatten die Reihen der Emigranten mit etlichen Tausend französischen Kriegsgefangenen verstärkt, die im Herzen republikanisch gesinnt waren; auch unter den Besatzungstruppen des Forts, die nach der Übergabe in d'Hervillys Dienste getreten, teilten viele diese Ansichten. Hoche und die Konventskommissare Tallien und Blad, die auf die Kunde von der Landung auf den Kriegsschauplatz gesandt worden waren, erhielten durch einen Überläufer genaue Kunde über die Lage der Dinge. Darauf baute der General einen kühnen Kriegsplan. Während er selbst von der Vorderseite das Fort belagerte, schlichen in einer stürmischen Nacht zur Zeit der Ebbe zwei Heerhaufen auf den beiden schmalen von den Wellen gepeitschten Seiten zwischen dem Fuß des Festungswerks und dem Atlantischen Meer nach der andern Seite, wo sie von ihren Gesinnungsgenossen freudig empfangen wurden. Im Rücken und in der Fronte zu gleicher Zeit angegriffen, vermochte das Fort keinen dauernden Widerstand zu leisten. Am Morgen waren die Republikaner Meister des festen Ortes und damit der ganzen Landzunge. Und nun drängten die Royalisten und die Tausende von Flüchtlingen jedes Alters und Geschlechts, die sich dahin gerettet hatten, nach dem südlichen Teil, um dort von den englischen Fahrzeugen aufgenommen zu werden. Aber es dauerte mehrere Stunden, ehe man auf den Schiffen die Notzeichen vernahm und verstand und sich dem Land näherte. Unterdessen rückten die Republikaner, verstärkt durch die Überläufer, immer drohender heran. Hoche verzögerte absichtlich den Marsch aus Menschlichkeit; aber Tallien, bei dem wieder der alte Jakobiner erwachte, drängte vorwärts. Bald fielen feindliche Kartätschen und Flintenkugeln in die dichte Menschenschar, welche sich in Todesangst in die Boote stürzte, um auf die Flotte gerettet zu werden. Die Einschiffung ging in wilder Unordnung und unter Szenen des Entsetzens vor sich.

Die Katastrophe auf Quibéron.

20. Juli 1795.

Im Rücken der heranstürmende Feind, von der See her das Kanonenfeuer der Engländer, welche den Marsch der republikanischen Truppen zu hemmen suchten. Puisaye brachte frühzeitig seine Person und seine Briefschaften in Sicherheit, indem er sich unter den ersten auf die Flotte rettete; er sehnte sich nicht nach der royalistischen Märtyrerkrone. Der junge hochherzige Sombreuil dagegen, dessen greiser Vater unter der Guillotine gefallen war, verschmähte die Flucht und suchte mit seinen tapfersten Kampfgenossen die Abfahrt zu decken. Aber während noch die Einschiffung im Gange war, stürmten die republikanischen Truppen unter den Generalen Humbert und Menage heran. Man hörte den Ruf: „Ergebt euch, es soll euch nichts geschehen!" Aber wie sollte im Getümmel und im Eifer des Kampfes der Ausruf Beachtung finden? Erst als auch noch die letzten der Londoner Kriegsgefangenen zum Feind übergingen und für die Emigranten alles verloren war, legten Sombreuil und seine Gefährten die Waffen ab. Hoche begegnete ihm mit Achtung, aber ihre Berufung auf die angebliche Kapitulation wies er als unbegründet zurück. Er habe keine Ermächtigung dazu erteilt. Er hemmte die weitere Einschiffung und gebot, daß man alle Gefangenen, über 6000 Menschen, nach Vannes und Auray schaffe. Dort setzte man die Weiber, Kinder und diejenigen, welche zur Teilnahme gezwungen worden, in Freiheit, die Emigranten aber, etwa tausend an Zahl, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Gern hätte Hoche den Grafen Sombreuil gerettet; aber der tapfere Edelmann wies den Vorschlag standhaft zurück; ja er erbot sich zum Sühnopfer für die Gefährten. Der republikanische General zog darauf mit seinen Truppen in das innere Land, um an der Blutarbeit keinen Anteil zu nehmen. Im Konvent beschloß man auf Talliens Antrag, dem Gesetz seinen Lauf zu lassen. Der alte Montagnard wollte nicht der Verdächtigung seiner Gegner, als ob er Sympathien für die Royalisten hege, Raum geben. Und so wurden denn sechs- bis siebenhundert Emigranten, Offiziere und Mannschaften, an ihrer Spitze der ritterliche Sombreuil, der eine junge schöne Braut in England zurückgelassen hatte, zum Tod verurteilt und erschossen. Noch jetzt bezeichnet man den Ort der Hinrichtung in Auray als die Opferwiese. Zur Vergeltung ließ darauf Charette eine gleiche Anzahl gefangener Republikaner niedermachen. Mit solchen Blutszenen weihte man die Wiederkehr des 9. Thermidor ein.

In England zog der unglückliche Ausgang der Expedition der Regierung schwere Vorwürfe zu. Man beschuldigte sie, daß sie das Unternehmen nicht ausreichend unterstützt habe. Diese Beschuldigung war wenigstens in betreff der Anschaffungen und Ausrüstungen unbegründet. An Geldaufwand hatte es das Ministerium nicht fehlen lassen. Pitt tröstete sich, daß bei der Expedition wenigstens kein englisches Blut geflossen, erhielt aber von Sheridan die Entgegnung, dafür sei englische Ehre aus allen Poren geströmt.

Ausgang des Vendeer Bürgerkriegs.

In der Vendee hatte die Landung der Emigranten auf Quiberon neue Hoffnung und Kriegslust geweckt. Diese wurde noch erhöht, als einige Wochen

später eine neue Sendung von Waffen, Munition und Uniformen eintraf zugleich mit der Nachricht, der Graf von Artois werde mit einer Anzahl französischer Offiziere auf englischen Schiffen an der Küste landen und sich an die Spitze der Insurgenten stellen. Wirklich ging auch der Prinz mit einigen tausend Emigranten und Engländern in Portsmouth unter Segel. Eine neue kriegerische Begeisterung erfüllte die Herzen der Aufständischen im Süden und Norden der Loiremündung. Charette und Stofflet erwarteten eine allgemeine Schilderhebung der klerikal-royalistischen Bevölkerung in ganz Frankreich unter Bourbonscher Fahne. Allein wie wenig gingen auch diese Erwartungen in Erfüllung! Nach längerem zwecklosen Aufenthalt in derselben Unglücksbai von Quibéron und an der Insel Noirmoutiers und nach vielem Beraten über den Landungsplatz, legte sich endlich die Flotte bei der kleinen Felseninsel d'Yeu vor Anker. Von dort aus erhielt Charette eine Botschaft, er möge seine Truppen nach der Küste führen, wo sich der Prinz und seine Begleiter mit ihm vereinigen würden. Als aber der Insurgentenführer mit seinen Royalistenhaufen am Strande erschien, brachte ihm ein zweiter Adjutant einen Ehrendegen und die Nachricht, der Prinz habe die Landung auf eine günstigere Zeit verschoben. Zornig ließ der Feldherr dem Bourbon melden, diese Nachricht sei sein eignes Todesurteil. Er wußte, daß das Scheitern dieser letzten Hoffnung die ermüdete und friedenbedürftige Vendee dem republikanischen General, der Menschlichkeit mit Kraft und militärischer Erfahrung verband, und mit diktatorischer Gewalt über eine beträchtliche Streitmacht gebot, in die Arme führen würde. Das ganze Unternehmen hatte nur die Folge, daß unermeßliche Kriegsbeute in die Hände der Republikaner fiel, und daß die Nation die Überzeugung gewann, die Emigration sei unfähig, die Fahne des Royalismus wieder aufzupflanzen. Ohne irgend eine Waffenthat unternommen zu haben, segelte der Bourbon wieder ab. „Mir bleibt nun nichts mehr übrig," sagte Charette, „als zu fliehen oder zu sterben, ich werde sterben." Der Tod ließ nicht lange auf sich warten. Nach tapferem Kampf in der Feldschlacht besiegt und mit Wunden bedeckt, geriet der Insurgentenführer in Gefangenschaft und wurde durch kriegsrichterlichen Spruch in Angers zum Tode verurteilt. Es wurde schon früher gemeldet, daß die beiden kühnen Rebellenführer Charette und Stofflet erschossen wurden.

25. Aug. 1795.

10. Okt. 1795.

24. 26. Febr. 1796.

Der Feldzug am Rhein.

Wenn die Engländer bei der Unterstützung des Emigrantenzuges nach dem westlichen Küstenland Frankreichs die Absicht hatten, den österreichisch-deutschen Heeren am Rhein eine Erleichterung zu verschaffen und eine Teilung und Schwächung der französischen Streitkräfte herbeizuführen, so wurde dieser Zweck nicht verfehlt. Mit den Erfolgen im Westen hielten die Waffen der Republikaner im Osten nicht gleichen Schritt. Ermutigt durch den Sieg über die Emigranten und Engländer, erteilte nämlich der Wohlfahrtsausschuß den beiden Feldherren Pichegru am Oberrhein und Jourdan am Niederrhein die Weisung, mit höchstem Nachdruck über den Strom vorzugehen, ihre Heere auf feindlichem Gebiet

zu erfrischen und die deutschen Staaten zum Frieden auf Gnade und Ungnade zu zwingen. Österreich sollte dadurch genötigt werden, die Niederlande, deren
1. Okt. 1795. Einverleibung in die Französische Republik der Konvent um diese Zeit verfügte, sowie alle linksrheinischen Besitzungen abzutreten. Die Franzosen überschätzten aber ihre Kräfte und stießen auf heftigeren Widerstand als sie erwartet hatten, ja sie erlitten Niederlagen an denselben Orten, in die sie vorher als Sieger eingezogen waren, wenngleich die bayrisch-pfälzische Regierung sich wieder ebenso kleinmütig und zweideutig benahm, wie im Jahr 1792. Noch einmal fiel ein letzter Sonnenblick auf die österreichisch-deutschen Waffen. Unter der Anführung der wackern Feldherren Clerfait und Wurmser widerstanden die österreichischen und süddeutschen Armeen mit Erfolg den französischen Heeren, die, im Vertrauen auf die Zwietracht der deutschen Fürsten, auf die Feigheit und Verräterei vieler Beamten und Befehlshaber, den Rhein überschritten und, nachdem ihnen der pfälzische Minister Hompesch feigherzig die Stadt Düsseldorf übergeben, am Main und Neckar Eroberungen zu machen suchten. Erschreckt flüchteten sich wie drei Jahre früher die geistlichen und weltlichen Höfe am Rhein in das Innere des Reichs, hinter den Schutz der Neutralitätslinie; alle Straßen waren mit Auswanderern und Fliehenden gefüllt. Heidelberg und das Neckarthal fielen in die Hände des Feindes. Aber bald führten die österreichischen Waffen
24. Sept. 1795. eine Wendung herbei. Nach Clerfaits Sieg bei Handschuchsheim über Pichegru und nach den glücklichen Gefechten der Österreicher an der Nidda mit Jourdan zogen sich die Franzosen über den Rhein zurück, ihre Flucht mit Raub, Verwüstung und tierischen Ausschweifungen bezeichnend. Nun gedachten die Franzosen die Festung Mainz, die sie mit starken Belagerungswerken umgeben hatten, wieder in ihre Gewalt zu bringen. Aber auch dieses Vorhaben wurde vereitelt. In einer stürmischen Oktobernacht drang Clerfait in die Schanzen ein und am näch-
29. Okt. sten Morgen war der Feind hinausgeworfen. Der glorreiche Sieg bei Mainz, der 138 Geschütze und 1700 Gefangene in Clerfaits Hände brachte und die deutsche Waffenehre glänzend herstellte, verschaffte dem österreichischen Oberfeldherrn den Besitz des überrheinischen Landes und setzte ihn in den Stand,
22. Nov. den Franzosen Heidelberg wieder zu entreißen und nach einem furchtbaren, mehrtägigen Bombardement die feste Hauptstadt Mannheim zu erobern, die der pfalzgräfliche Befehlshaber Oberndorf auf geheime Weisung von München bei der ersten Aufforderung mit den reichen Vorräten an Kriegsbedarf schmachvoll dem Feind übergeben hatte, wie vorher Hompesch die andre Hauptstadt Düsseldorf. Ein Teil der Stadt lag in Trümmern, als die Deutschen wieder einzogen. Hunger und Kriegsnot drückten mit schwerem Gewicht auf die gesegneten Fluren am Rhein, als der siegreiche Feldherr, verstimmt über die ränkevolle Regierung Thuguts und die ungerechten Vorwürfe des Kriegsrats, zum allgemeinen Erstaunen seine Entlassung begehrte und auch wirklich erlangte. Sein Nachfolger wurde Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, der bald glänzende Proben eines

ausgezeichneten Feldherrntalents ablegte. Nur der Abschluß eines Waffenstillstands, zu dem sich die österreichischen Generale im Winter von 1795/96 durch die Notstände ihrer Armeen gezwungen sahen, schützte die Franzosen vor weitern Unfällen. In Wien betrieb man aber den Krieg am Rhein sehr lässig, weil Thugut, dessen Haß und Mißtrauen gegen Preußen, auch nachdem die polnischen Teilungsverträge endlich abgeschlossen waren, ungeschwächt fortdauerten, sich nicht entschließen konnte, das gegen jene Macht aufgestellte Beobachtungsheer für den französischen Krieg zu verwenden. In den Augen des österreichischen Ministers war Preußen „die leibhafte Verkörperung politischer Verworfenheit". Als sich Rußland und England bemühten, ihm eine günstigere Meinung beizubringen, sagte er voll Ärger, „Preußen will wie immer alle Parteien betrügen, sich zwischen den kriegführenden Mächten halten, deren Erschöpfung benutzen, endlich allen den Frieden nach seinen Wünschen vorschreiben und dabei für sich selbst greifbaren Vorteil ernten". In diesem Gegensatz lag der Hauptgrund des Unglücks, das bald genug über Deutschland hereinbrach.

II. Übergang zum Direktorium.

Litteratur. Neben den S. 707 f. aufgeführten Werken kommen bei dem folgenden Abschnitt hauptsächlich nachstehende Schriften in Betracht: Barante, Histoire du Directoire de la républ. Franç. Par. 1855. 3 voll. (Fortsetzung der Hist. de la convention nationale. Paris 1851 ff. 6 voll. von demselben Verf.); Buonarotti, Conspirat. de Babeuf. Bruxelles 1828. 2 voll.; Delarue, Hist. du 18me Fructidor. 1821. 2 voll. — Über die ersten Jahre der militärischen und politischen Thätigkeit Nap. Bonapartes sind von besonderer Bedeutung: Correspondance de Nap. Bonap. in verschiedenen Sammelwerken, sowie dessen Mémoires écrits à St. Hélène. P. 1822. 8 voll. Sodann die Memoiren von Bourrienne (nebst der Gegenschr. Bourrienne, ses erreurs cet. 1830. 2 voll.; von Marmont (Duc de Raguse) 1856 f. 9 voll.; von Lavalette (Mémoires et souvenirs. P. 1831. 2 voll.) u. a.; Schlosser, Nap. neueste Lobredner und Tadler, in „Archiv. für Gesch. u. Litt." Bd. 3. 4. (Auch besonders abgedruckt unter d. T. Zur Beurteilung Napol. 1833); Albert Sorel, La paix de Bâle (Revue hist. 1877 f.); Clausewitz, Der Feldzug von 1796 in Italien. Berl. 1833; Lanfrey, Hist. de Nap. I. 5 voll. Par. 1867 ff. Auch D. von E. v. Glümer. Berl. 1869; Böhtlingk, Nap. Bonap., seine Jugend u. sein Emporkommen. 2 Bde., Jena 1877, 1880. — Über Italien: Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814. Par. 1824. Auch Deutsch von Förster. Quedlinb. u. Leipz. 1827—1831. 8 Bde.; Coppi, Annali d'Italia dal 1750. Firenze 1862. 11 voll.; das schon früher erwähnte Buch von Daru, Hist. de la républ. de Venise. Auch D. v. Th. Ruprecht. Leipz. 1859. t. IV. — Über Deutschland und Österreich findet man ausführliche bibliograph. Nachweisungen am Schlusse des Werkes von C. Th. Perthes, Polit. Zustände u. Personen in D. zur Zeit der franz. Herrschaft. Gotha 1862. 1869. 2. Bde.; L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg bis 1806. 5 Bde., Leipzig 1877; Hüffer, Österreich und Preußen gegenüber der franz. Revolution. Bonn 1868; A. v. Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall. 2 Bde. Wien 1864—1866; ders. Thugut, Clerfait und Wurmser, Juli 1794 bis Febr. 1797. Wien 1869;

derf., Vertraul. Briefe des Frh. v. Thugut (1790—1801), 2 Bde. Wien 1872; derf., Quellen zur Gesch. der Deutschen Kaiserpolitik Österreichs 1790—1801. 3 Bde. (3. Bd. von H. v. Zeißberg), Wien 1873. 1874. 1882; P. Bailleu, Preußen u. Frankreich von 1795—1807, Diplomatische Korrespondenzen, 2 Bde., Berlin 1881. 1887 (Publ. aus den Preuß. Staatsarchiven).

1. Schluß des Konvents und der 13. Vendémiaire.

Die Verfassung vom Jahr III.

Mittlerweile waren in Paris Ereignisse eingetreten, welche der Weltlage bald eine neue Gestalt geben sollten. Um die Zeit, da der Konvent die letzten anarchistischen Zuckungen siegreich niederwarf, da die republikanischen Heere die klerikal-royalistische Schilderhebung erfolgreich bekämpften und die Trikolore auf dem rechten Rheinufer entfalteten, vollendete die Verfassungskommission der Elf unter Boissy d'Anglas' Vorsitz das dritte Konstitutionswerk, das der republikanischen Staatsordnung der Zukunft ihre Grundlagen und Formen geben sollte. Die konstitutionell-monarchische Verfassung vom Jahr 1791 war den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr angemessen; die demokratisch-republikanische Konstitution, welche die gesamte Staatsgewalt, die vollziehende und die gesetzgebende, ja selbst die richterliche einer einzigen Körperschaft beilegte, stimmte nicht mehr zu den Anschauungen und Richtungen des Tages: so schuf man denn eine neue Staatsform, in welcher die Prinzipien und Errungenschaften der Revolution unangetastet bleiben, die Volkssouveränität anerkannt, aber ihre Ausübung in feste Linien eingeschlossen und auf gewisse gesetzlich bestimmte Willensakte beschränkt, die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten genau begrenzt, die bürgerlichen Rechte und Pflichten in ein Gleichgewicht gesetzt werden sollten. Vor allem wurde gegenüber den utopischen Gleichheitsträumereien der Kommunisten und den Doktrinen von einem angeblichen Naturrecht der Schwerpunkt des Staats auf Besitz und Eigentum gelegt. „Ein Land, das durch die Besitzenden regiert wird," sagte Boissy d'Anglas, „ist in der richtigen sozialen Ordnung; die Regierung der Besitzlosen ist der rohe Naturzustand." Demgemäß wurde in dem Verfassungsentwurf das bürgerliche Wahlrecht und der Eintritt in die Nationalversammlung an eine aktive Steuer und einen festen Wohnort geknüpft, und die Regierungsform in der Art eingerichtet, daß die Gesetzgebung und Vollzugsgewalt getrennt war. Der gesetzgebende Körper, von Urversammlungen in kleinen Wahlkreisen gewählt, sollte in den Rat der Fünfhundert zerfallen, wozu ein bestimmter Zensus und ein Alter von dreißig Jahren erforderlich war, und in den Rat der Alten, halb so stark an Zahl, aber mit einem Alter von mindestens vierzig Jahren. Über die vollziehende Gewalt einigte sich die Kommission nach längern Verhandlungen dahin, daß die Fünfhundert eine Kandidatenliste aufstellen, aus welcher der Rat der Alten fünf Direktoren als höchste Regierungsbehörde zu wählen haben sollte. Die Nationalversammlung gab dem Kommissionsentwurf in allen wesentlichen Aufstellungen ihre Zustimmung, nur daß sie

die mittelbare Wahl durch Wahlmänner wiederherstellte. Ein von Sieyès vorgelegter Gegenentwurf mit einem Tribunal, welches die Interessen der Bürger wahren, und einer „Konstitutionsjury“, welche über die Ausführung der Gesetze wachen sollte, fand wenig Unterstützung. Die Verfassungsurkunde vom Jahr III war der Versuch, dem bestehenden System Dauer zu verleihen: die gemäßigt demokratische Republik mit allen religiösen und politischen Freiheiten und Rechten, welche die Revolution geschaffen, sollte befestigt, eine Mittelstufe zwischen Jakobinismus und klerikal-royalistischer Reaktion eingehalten werden; daher sollten auch die Gesetze über das Vereinswesen wie über die Emigrantengüter in Geltung bleiben.

Die Nachfugen u. die royalistische Konspiration.

Aus vielen Anzeichen konnte indessen der Konvent wahrnehmen, wie wenig die öffentliche Meinung auf seiten der Männer stand, welche bei der Robespierreschen Schreckenszeit mitgewirkt hatten, wie sehr die rückläufige Strömung im Anschwellen begriffen war. Mehrere Pariser Sektionen stellten das Begehren, daß die Versammlung die noch in ihrer Mitte befindlichen Terroristen ausstoße und die Verhafteten zur schleunigen Aburteilung vor ein Kriegsgericht stelle. Bei solcher Stimmung konnte der Konvent den sichern Schluß ziehen, daß eine neue Abgeordnetenwahl für die große Mehrzahl der Mitglieder das Todesurteil sein, daß der bürgerliche Mittelstand mit der royalistischen Reaktion gemeinsame Sache machen würde. Um diesem gefährlichen Bund die Stirn bieten zu können, näherte sich die Versammlung wieder der Demokratie und suchte den Beistand der republikanischen Militärmacht, um sich durch eine Art Staatsstreich die Wiedererwählung zu sichern. Die Verfassungsurkunde setzte fest, daß in beiden Räten jährlich ein Drittel der Abgeordneten neu gewählt werden sollte. Auf Grund dieser Bestimmung fügte nach dem Vorschlag des Kommissionsmitgliedes Baudin der Konvent dem Konstitutionswerk eine höchst eigenmächtige Klausel bei, indem er diese für die Zukunft geltende Bestimmung schon bei der bevorstehenden ersten Wahl in Anwendung zu bringen beschloß und festsetzte, daß zwei Drittel der gesetzgebenden Räte durch die Wahlkörper der Departements aus den gegenwärtigen Konventsdeputierten gewählt werden müßten, und daß in den Fällen, wo zwei oder mehrere Wahlbezirke denselben Abgeordneten wählten, die Besetzung der vakanten Stellen nicht dem Volk durch eine Neuwahl, sondern dem Konvent selbst zustehe. Auch sollte das Militär zur Abstimmung herangezogen werden. Gegen diese „Nachfugen“ erhob die Pariser Bürgerschaft, welche dadurch die Beseitigung des verhaßten Konvents in weite Ferne geschoben sah, und von den Royalisten und Bourbonschen Agenten aufgestiftet wurde, Einsprache und forderte die volle Freiheit der Wahl für die Nation. Die Pariser Sektionen, wo die Gegner der Republik das entscheidende Wort führten, eine Anzahl jüngerer Litteraten und Journalisten, die goldene Jugend, die in ihren reaktionären Bestrebungen weit über Frérons ursprüngliche Absichten hinausging, die Parteigänger der Emigranten, diese und andre Führer und Werkzeuge einer rückläufigen

5. und 13. Fructidor 22. 29. Aug. 1795.

royalistischen Agitation setzten alles in Bewegung, um die Verfassung mit ihren Wahldekreten zu Fall zu bringen. Den Urversammlungen in den Sektionen und Wahlkreisen müsse kraft der Volkssouveränität die letzte freie Entscheidung anheimgegeben werden: es sei heilige Pflicht aller Patrioten, der Nation dieses Recht zu bewahren und im Fall einer Vergewaltigung es durch einen bewaffneten Aufstand zu erringen. Auch in die Provinzen wurde die Bewegung getragen; da und dort wurden Konventskommissare verhöhnt und mißhandelt. Es traten ähnliche Erscheinungen wie zur Zeit der Jakobinerherrschaft zu Tage, nur in umgekehrter Richtung. Und selbst bei der Armee, so sehr diese im allgemeinen an der Fahne der Republik festhielt, zeigten sich Spuren von Abfall. General Pichegru unterhielt mittels des Neuenburger Buchhändlers Fauche-Borel einen geheimen Briefwechsel mit dem Prinzen von Condé, der ein kleines Emigrantenheer am Oberrhein befehligte. Der Plan war, der republikanische General sollte auf das rechte Ufer hinübersetzen, sich dort mit Condé und seinen Truppen vereinigen und dann auf Paris losziehen, wo die Gesinnungsgenossen sich anschließen würden. Aber ehe das konspiratorische Vorhaben zur Ausführung kommen konnte, war der Sieg des Konvents entschieden.

Die Republikaner im Vorteil. Als am 6. September die Urversammlungen im ganzen Reich vorgenommen wurden, zeigte es sich, daß die monarchistische Bewegung doch noch nicht solchen Umfang gewonnen hatte, wie die klerikal-royalistische Partei gehofft, obwohl der Graf von Artois gerade damals vor der Westküste erschienen war. Nicht nur die Verfassung selbst wurde mit überwiegender Mehrheit angenommen, auch die Wahldekrete, gegen welche die royalistische Agitation vorzugsweise gerichtet war, erhielten weitaus die größere Stimmenzahl, vielleicht weniger aus Sympathie für die Republik, als weil die Masse der Bürger sich nach Ruhe und Ordnung sehnte und nicht in den Strudel einer neuen Revolution gestürzt sein wollte. Auch die Regimenter der Linientruppen sprachen sich für die Konstitution vom Fructidor aus. In sicherer Zuversicht eines vollständigen Sieges ordnete der Konvent die Wahlen für die Abgeordneten auf den 12. Oktober an und setzte den Termin für die Eröffnung des neuen gesetzgebenden Körpers auf den 6. November fest.

Die Pariser Sektionen im Aufstand. Nun trat an die antirepublikanische Partei die Alternative heran, sich zu unterwerfen oder mit Gewalt die Ausführung der Wahlgesetze zu verhindern. Die Pariser Sektionen, deren Ausschüsse seit der Auflösung des alten Gemeinderats das Regiment führten und über die Nationalgarde verfügten, beschlossen den Kampf. Seit den Tagen des Schreckens waren die hauptstädtischen Vereinigungsorte nicht so belebt gewesen wie in den letzten Tagen des September und den ersten des Oktober, dem Vendémiaire des republikanischen Kalenders. Unter der Leitung der Sektion Lepelletier, die an royalistischem Eifer allen übrigen voranging, wurden Maßregeln beraten und beschlossen, wie man die Fortdauer der Konventsherrschaft verhindern möge. Man konnte auf eine Bürgerwehr von

mindestens 20,000 Mann rechnen, während die Nationalversammlung in den Tuilerien höchstens 5000 Bewaffnete zu ihrer Verfügung hatte. Aber die Gefahr gab dem Konvent Eintracht und Mut. Wenngleich in seinem Schoß sich manche Mitglieder befanden, die wie Boissy d'Anglas, Lanjuinais u. a. im Herzen Royalisten waren, in den kritischen Momenten handelten alle einig. Als die Pariser Wahlmänner ihre Versammlung schon am 3. statt am 12. Oktober abhalten wollten, wurden sie daran verhindert; drohende Strafedikte untersagten jedes militärische Aufgebot; alle Volksversammlungen wurden verboten. Die Regierungsausschüsse setzten eine Kommission von fünf Mitgliedern ein, „zum Schutz der öffentlichen Ordnung", unter dem Vorsitz des im vorhergehenden Jahr zum General ernannten Abgeordneten Barras. Dieser trug kein Bedenken, die Trümmer des alten Revolutionsheeres, die „harten Fäuste" der Vorstädte von ehedem unter die Waffen zu rufen und mit den in Paris vorhandenen Mannschaften von der Linie zu vereinigen. Abgesetzte Beamte aus der Schreckenszeit mehrten die Reihen. Selbst Santerres Name erschien noch einmal unter den „Patrioten von 1789". Alle diese Maßregeln erinnerten so sehr an die Zeiten der Jakobinerherrschaft, daß die bürgerliche und royalistische Opposition an Stärke gewann, und daß General Menou, welchem der Sicherheitsausschuß den Oberbefehl übertrug, aus Widerwillen gegen die ehemaligen Werkzeuge des Terrorismus unter dem Regierungsbanner gegen die Sektion Lepelletier, deren Versammlungshaus er räumen und schließen sollte, sich so schonend und zweideutig benahm, daß manche Stimme ihn der Verräterei bezichtigte. Und als es nun den Aufständischen gelang, den General Danican, der einst in der Vendee gegen die Insurgenten gekämpft, aber von dem Wohlfahrtsausschuß abgesetzt worden war, zur Übernahme des Oberbefehls zu bewegen und damit mehr Einheit in die Unternehmungen zu bringen, da war die Lage der Konventsregierung nicht ohne Gefahr. 4. Okt. 1795.

Dies entging weder der Nationalversammlung, die auch während der Nacht in den Tuilerien beisammen blieb, noch dem General Barras, dem bei der zweifelhaften Haltung Menous die Leitung der militärischen Anordnung hauptsächlich zufiel. Da erinnerte sich dieser des Generals **Napoleon Bonaparte**, der nach Robespierres Sturz durch den Direktor des Kriegsausschusses Aubry sein Artilleriekommando bei der italienischen Armee verloren hatte und sich nun im Urlaub ohne Anstellung in Paris befand mit einer geringen, für seine Bedürfnisse kaum hinreichenden Besoldung. Man hatte in der Kriegsabteilung des Wohlfahrtsausschusses, wo ihn Aubrys Nachfolger Doulcet von Pontécoulant bisweilen zu Rate zog und im topographischen Büreau beschäftigte, schon bei Gelegenheit des spanischen Kriegs seinen militärischen Scharfblick erkannt, und der entscheidende Feldzug des General Moncey nach dem obern Ebro war hauptsächlich nach seinen Vorschlägen ausgeführt worden. In früher Morgenstunde erhielt Bonaparte die Nachricht von seiner Ernennung. Er eilte nach den Tuilerien, wo Der 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795).

er sogleich die ganze Leitung in die Hand nahm und sowohl Menou als Barras bei Seite drängte. Es gelang ihm, die Kanonen der Nationalgarde, die außerhalb der Stadt in einem Park vereinigt waren, nach den Tuilerien zu schaffen, ehe die Aufständischen sich ihrer bemächtigen konnten, und sie um das Schloß in der Art aufzupflanzen, daß sie sowohl das Flußufer als die angrenzende Straßenreihe bestrichen. Darauf wies er den Verteidigungsmannschaften die geeigneten Stellungen an und ließ sogar den siebenhundert Konventsmitgliedern Flinten reichen, um im äußersten Notfall als Reserve zu dienen, eine Vorsichtsmaßregel, die manchen Abgeordneten in Schrecken setzte. Im Laufe des Vormittags näherten sich die Regimenter der Bürgerwehr und stellten sich in den angrenzenden Straßen und vor den Eingängen auf, so daß die Vorposten einander gegenüber standen. Aber der Eifer zum Angriff war nicht groß: Danican meinte, die Nationalgarde sollte es gar nicht zum Kampf treiben, sondern alle Zugänge zum Schloß durch Barrikaden absperren und so den Konvent in eine Lage bringen, daß er sich zu einer Verständigung und Handreichung gezwungen sähe. Auch in der Versammlung ließen sich warnende Stimmen vernehmen, daß man die Sache nicht auf die Spitze treiben möge. So verliefen mehrere Stunden: es fanden Besprechungen statt; die Soldaten und die Bürger fingen an freundschaftlich miteinander zu verkehren. Wenn die Abgeordneten eingewilligt hätten, die Reste der Montagnards preiszugeben und die jakobinischen Rotten der Vorstädte zu entwaffnen, so konnte ein blutiger Zusammenstoß vermieden werden. Aber zum Glück für Bonaparte, der nie nach der Rolle eines Monk Verlangen hatte und von der Rückkehr der Monarchie keine Befriedigung seines Ehrgeizes erwarten konnte, trugen die Heißsporne innerhalb und außerhalb des Schlosses den Sieg davon. Die Sektion Lepelletier, stolz auf ihre Lorbeeren vom vorhergehenden Abend drang, auf Entscheidung durch das Schwert, und die Thermidorianer verlangten vor allem, daß die Rebellen die Waffen niederlegten, und wiesen die Entfernung der „Patrioten" mit Entrüstung zurück. Schon neigte der Tag dem Abend zu, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen. Da fiel ein Schuß und gab das Signal zum Kampf. Von welcher Seite er kam, ist nie sicher ermittelt worden. Und nun folgte ein blutiges Straßengefecht. Die Nationalgarden, die ihre Hauptstellung in der Rue St.-Honoré hatten und von der Rochuskirche aus anfangs den Patriotenbataillonen scharf zusetzten, wurden bald durch das Kartätschenfeuer der Linientruppen so stark mitgenommen und in Verwirrung gesetzt, daß sie sich rasch zur Flucht wandten und die Straße räumten. In weniger als einer Stunde war alles entschieden. Von beiden Seiten deckten einige hundert Tote und Verwundete den Boden; aber der Ausgang wäre viel blutiger gewesen, hätte nicht Bonaparte, als er den Sieg sicher in Händen hatte, nur blinde Schüsse abfeuern lassen. Am nächsten Tag wurden ohne Widerstand alle wichtigen Punkte der Stadt besetzt und einige Verhaftungen vorgenommen. Aber auch der Konvent dürstete nicht nach Bürgerblut. Die meisten Anstifter und

Rädelsführer der Insurrektion kamen mit dem Leben davon. Nur zwei, die sich als royalistische Agenten besonders thätig erwiesen, wurden kriegsgerichtlich verurteilt und erschossen.

2. Napoleon Bonapartes Jugendzeit. Die Errungenschaften der Revolution.

Der 13. Vendémiaire war ein Tag von hoher Bedeutung für die französische Nation. Er entschied den Sieg und Fortbestand der Republik und war für Napoleon Bonaparte die erste Staffel zur Herrschaft. Anfangs hatte es wohl den Anschein, als ob die Patriotenpartei ihr augenblickliches Übergewicht zur Begründung eines neuen Jakobinerregiments benutzen wollte. Die Demokraten in der Versammlung, ergrimmt, daß die Wahlen in Paris wie in den Provinzen meistens auf gemäßigte Konventsglieder oder auf royalistisch und aristokratisch gesinnte Männer gefallen, planten einen neuen Staatsstreich. Gestützt auf die bei einigen Insurgentenhäuptern entdeckten Schriftstücke, durch die mehrere Deputierte in einem zweideutigen Licht erschienen, verlangte die Linke, der sich auch der politische Überläufer Tallien wieder angeschlossen, daß man alle, die mit der Emigration in Beziehung gestanden oder royalistische und aristokratische Gesinnungen hegten, von der Wahlliste streiche und somit vom Eintritt in die gesetzgebenden Körperschaften ausschließe. Aber dank der versöhnenden und vermittelnden Thätigkeit einiger vaterländischer Männer, unter denen der Name Thibaudeaus in erster Linie glänzte, wurden alle Versuche zur Begründung eines neuen revolutionären Terrorismus zurückgewiesen, zum großen Verdruß der Demokraten in der Versammlung und auf den Galerien. An dem festgesetzten Termin konnten die beiden Räte ihre Sitzungen eröffnen. Die gemäßigten Republikaner und die sogenannten Independenten unter Siéyès' Leitung bildeten die Mehrheit; unter ihnen hatte Barras, dem der Konvent hauptsächlich seinen Sieg verdankte, den größten Einfluß. Die ganze Militärgewalt im Innern lag in seiner Hand. Und als der Konvent sich auflöste und in Gemäßheit der neuen Verfassung die beiden Räte gebildet waren, wurde er in die Zahl der fünf Direktoren gewählt, welche die Regierungsgeschäfte zu besorgen hatten. Da bewirkte Barras, ein Glücksritter der Revolution, dem Lebensgenuß und Schlemmerei über Arbeit und Pflichterfüllung gingen, daß sein corsischer Freund, der ihm zu der hervorragenden Stellung verholfen, den Oberbefehl über die Armeen im Innern erhielt. Und da nun der junge General durch seine energischen und umsichtigen Anordnungen die widerstrebenden Elemente niederhielt und das Staatsleben in geordneten Gang brachte, ernannte ihn die Direktorialregierung zum Befehlshaber der italienischen Armee, derselben Armee, in der er seinen ersten Feldzug mitgemacht und sich Lorbeeren und Freunde erworben hatte. Bonaparte war der festen Überzeugung, daß der Weltkrieg gegen Österreich, der damals im Gange war und den französischen Heeren keine Vorteile gebracht

Durchführung der Direktorialverfassung. Barras und Bonaparte.

26. Okt. 1795.

hatte, in der Lombardei entschieden werden müsse, und hatte seinen Plan nach einer Besprechung mit Doulcet-Pontécoulant rasch niedergeschrieben und den Machthabern in Paris mitgeteilt. Jetzt erhielt er die erwünschte Gelegenheit, den mit genialem Blick und großer Kühnheit in kurzen Zügen angedeuteten Feldzugsentwurf in Vollzug zu setzen. Einige Tage nach seiner am 23. Februar vollzogenen Ernennung feierte der siebenundzwanzigjährige Feldherr seine Hochzeit (9. März 1796.) mit der schon erwähnten Witwe des Vikomte von Beauharnais. Ihr Gemahl, wie sie selbst auf der Insel Martinique geboren, hatte einst unter Lafayette und Rochambeau im amerikanischen Freiheitskrieg mitgefochten, war aber dann, wie wir wissen, der plebejisch-demokratischen Rachsucht und Tyrannei zum Opfer gefallen. Napoleon hatte Josephine durch Barras kennen gelernt und liebte sie leidenschaftlich, obwohl sie älter war als er und Mutter von zwei Kindern, Eugen und Hortense.

Napoleon Bonaparte, Oberbefehlshaber der italienischen Armee.

Von der Zeit an war das Schicksal Frankreichs und Europas an den Namen eines Mannes geknüpft, der den Sieg an seine Fahne fesselte und durch die wunderbaren Erfolge seiner militärischen Unternehmungen den Grund zu einer beispiellosen Herrscherlaufbahn legte. Niemand ahnte die künftige Größe in dem jungen Offizier von kleiner unscheinbarer Gestalt mit dem olivenfarbigen scharf geschnittenen Gesicht und dem tief über die Stirn herabhängenden dunkeln Haar, der schweigsam und in sich verschlossen, aber glühend von innerem Feuer und Leben, voll Eifers für ernste Arbeiten und Studien seine eignen Wege ging; wer jedoch ihm näher kam, erkannte bald in dem klaren sichern Urteil über Menschen und Dinge und in dem bestimmten mit instinktiver Kraft seine Zwecke erfassenden Willen die geniale Anlage seiner Natur und den angebornen Beruf zum Herrscher.

Napoleon Bonapartes Jugendzeit.

Napoleon Bonaparte (Buonaparte), Sohn eines corsischen Edelmanns, der sich als Freund von Paoli in den Kriegen, die der Besitznahme der Insel durch die Franzosen vorangingen (XII, 834), ausgezeichnet hatte, und der Lätitia Ramolino, einer Corsin von geringer Herkunft und ohne Vermögen, aber von hoher Schönheit, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren, zwei Monate nach der Unterwerfung der Insel unter Frankreich. „Ich wurde geboren als mein Vaterland starb," schrieb er 1789 an Paoli; „das Geschrei der Sterbenden, die Wehklagen der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit der Stunde meiner Geburt." Der Vater Karl Bonaparte, ein gebildeter vermögender Mann von einem alten aus Toscana stammenden Adelsgeschlecht, schloß sich der neuen Herrschaft an und kam daher bei der französischen Regierung in Gunst, von der auch seine zahlreiche Familie, insbesondere sein zweitältester Sohn Napoleon, Vorteil zog. Als zehnjähriger Knabe, der noch wenig französisch verstand und noch jahrelang durch einen fremdartigen Accent die italienische Abkunft verriet, wurde Napoleon in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er fünf Jahre verblieb (1779—1784) und dann in die Pariser Militärschule überging. An beiden Orten widmete er sich besonders den mathematischen und geschichtlichen Studien, an denen er auch in der Folge fortwährend das meiste Gefallen fand, und erwarb sich viele Kenntnisse im Geniewesen. Nach seinem Eintritt in die französische Armee machte er sich als Artillerieleutnant im südlichen Frankreich und auf der Insel Corsica, wo in-

folge der Revolution eine furchtbare Faktionsspaltung mit verschiedenartigen Zwecken eingetreten war, durch Mut und militärisches Geschick bald bemerklich, so daß er schon im Februar 1792 zum Artilleriehauptmann befördert ward. Den Revolutionsideen und den demokratischen Freiheitsbestrebungen mit Eifer zugethan, und mit dem jüngern Robespierre befreundet, war er den neuen Machthabern Frankreichs ein willkommener Gehilfe und auch seine von Ehrgeiz erfüllte Seele erkannte schnell die Vorteile, die ihm die Verbindung mit den Männern des Berges bringen könnte. Als Paoli, der aus England zurückgekehrte corsische Nationalheld, für die Unabhängigkeit und die Lostrennung Corsicas von Frankreich wirkte, trat er dem alten Freund, den er früher so sehr bewundert hatte, scharf entgegen, und in einer kleinen Gelegenheitsschrift aus jener Zeit, „das Souper de Beaucaire", machte er den Schutzredner des Staatsstreichs gegen die Gironde. Der Bürgerkrieg auf Corsica, worin er mit seinem Bruder Joseph und mit den Landsleuten Salicetti und Arena gegen die Häupter der nationalen und reaktionären Partei Paoli und Pozzo di Borgo in die Schranken trat, endigte mit dem Anschluß der Insel an England und nötigte die Familie Bonaparte, welche durch die gegnerische Partei geächtet und beraubt worden, zur Flucht nach dem südlichen Frankreich, wo Napoleon in der republikanischen Armee ein neues Feld militärischer Thätigkeit fand. Wir wissen, wie sehr er sich bei der Belagerung von Toulon hervorthat. Die Eroberung der rebellischen Seestadt war hauptsächlich sein Werk. Doch an den Revolutionsgreueln, die dort in Szene gesetzt wurden, hat er sich nicht beteiligt. Zum Brigadegeneral ernannt erhielt er die Aufgabe, die Südküste bis nach Mentone zu befestigen, um die Annäherung der feindlichen Flotte zu verhindern. Diesen Auftrag erfüllte er mit großem Geschick. Seine bezüglichen Berichte und Anordnungen sind nach ihrer Klarheit, Umsicht und Genauigkeit geradezu klassisch zu nennen: sie zeigen den vollendeten Meister in der Artilleriekunst und seine unvergleichliche Organisationsgabe, der sich alles gebieterisch zur zweckmäßigsten Ordnung fügen mußte. Auch wurde ihm eine diplomatisch-militärische Mission nach Genua übertragen. Vor Toulon lernte er zwei junge Männer kennen, die in der Folge zu hohen Ehren emporstiegen, den Unteroffizier Junot, der sich ihm durch seine Unerschrockenheit wie auch durch seine deutliche Handschrift empfahl, und den Artillerieleutenant Marmont. Die freundschaftliche Stellung zu den Robespierres brachte Napoleon nach dem 9. Thermidor in Gefahr. Die Konventskommissarien, die sich den neuen Machthabern durch Eifer empfehlen wollten, ließen den corsischen Republikaner in Haft nehmen und seine Papiere mit Beschlag belegen. Er wurde jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt, aber sein Plan einer Landung auf Corsica zur Rückeroberung der Insel wurde durch das Übergewicht Englands zur See vereitelt. Und bald traf ihn ein sehr empfindlicher Schlag; die Reaktion gegen die Terroristen wurde auch auf Napoleon ausgedehnt; der Abgeordnete Aubry, der an Stelle Carnots als Delegierter für die Kriegsangelegenheiten im Wohlfahrtsausschuß saß, nahm eine „Reinigung" in der Armee vor, die zur Folge hatte, daß der junge General aus der Artillerie und von der italienischen Armee gestrichen und als Brigadegeneral der Infanterie dem Heer in der Vendee zugeteilt ward. Er begab sich sofort nach Paris, um den Beschluß rückgängig zu machen. Als Aubry, der es selbst, obwohl bei Jahren, nicht weiter als zum Hauptmann gebracht hatte, dem General seine allzu große Jugend vorhielt, erwiderte Napoleon schneidig: „Man altert schnell auf dem Schlachtfeld, und ich komme daher!" Vielleicht hatte er Kunde von dem beabsichtigten Terroristenaufstand am 1. Prairial, wenn er gleich um diese Zeit nach der Provinz reiste. Als jedoch die Hoffnung auf einen Sturz der Thermidorianer nicht in Erfüllung ging, nahm Napoleon Urlaub, um nicht nach der Vendee ziehen zu müssen. Mit kärglicher Besoldung und ohne Verwendung, verbrachte er einige Monate unthätig in Paris, mit allerlei

Plänen beschäftigt, ein fleißiger Besucher der Salons der Frau Tallien, aber den Gästen wegen seines eckigen sonderbaren Wesens wenig sympathisch. So fand ihn der 13. Vendémiaire. Inmitten des Chaos seiner Zeit, urteilt Lanfrey, und mit den guten Waffen, die er sein eigen nannte — dem Genius eines großen Feldherrn, der Kunst, sich der Phantasie der Zeitgenossen zu bemächtigen, einem wunderbaren Scharfblick, einer tiefen Kenntnis und Verachtung der Menschen, der Schlauheit des Italieners und der unbezwinglichen Hartnäckigkeit des Corsen — war jedes Ziel für ihn erreichbar.

Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit der Nationalversammlung.

Die Revolution war eine chaotische Schöpfungsperiode, bei welcher zerstörende und gestaltende Kräfte gleichzeitig in Thätigkeit waren; die Ausbildung zu harmonischen Formen aber blieb der Zukunft überlassen. Mit doktrinärer Folgerichtigkeit hatte der Konvent nicht nur den landschaftlichen Partikularismus zerstört, sondern auch den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit in das ganze nationale Leben einzuführen und mit schonungsloser Strenge die Allmacht des Staats auf den Trümmern aller korporativen Einrichtungen und Institute, aller Überlieferungen, herkömmlichen Satzungen und Pflichten aufzubauen gesucht; aber er hatte nur den Boden geebnet, auf dem neue Bildungen emporwachsen konnten, und nur teilweise auch die Keime neuer Lebensgestaltungen eingesenkt, Ansätze zu künftigen Organisationen gegeben.

Eigentumsverhältnisse.

Die Boden- und Grundeigentumsverhältnisse hatten eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Wir wissen, daß die Kirchen- und Emigrantengüter vom Staat eingezogen und in größern oder kleinern Losen verkauft, daß das Vermögen der Hingerichteten erst nach dem Aufhören des Schreckenssystems von der gleichen Gesetzestyrannei ausgenommen worden. Ja selbst ein großer Teil des Gemeindevermögens war in Privathände übergegangen. Auf den Emigrantenlisten, die von jakobinischen Kommunalbehörden oft mit unerhörtem Leichtsinn aus persönlicher Bosheit und Feindschaft aufgestellt waren, standen ungefähr 170,000 Namen, von denen etwa 10,000 die Waffen gegen ihr Vaterland geführt haben mochten. Alle diese galten als verfemt und rechtlos, ihre Habe als verfallen, ja in der Schreckenszeit traf diese Strafe sogar die Eltern und die Verwandten bis ins dritte Glied. Die ehemaligen Gutshörigen und Pächter waren freie Eigentümer geworden, der Bauer und Bürger mit geringen Kosten in den Besitz von Herrschafts- und Kirchengütern, von Höfen und Schlössern, von Wäldern und Landhäusern gelangt. Und welche Wirkungen haben erst die Bürgerkriege im Westen und Süden auf Besitzstand und Vermögen der bürgerlichen Bevölkerung geübt!

Kirchliche u. bürgerliche Rechtsverhältnisse.

Aber nicht bloß in das materielle Gut hatte der Konvent tiefe Einschnitte gemacht, auch das Rechtsleben und die Bildungsanstalten waren durch den republikanischen Rationalismus umgewandelt worden. Die Auflösung der alten Kirchenverfassung und hierarchischen Ordnung machte eine Menge neuer Einrichtungen notwendig. Da der Klerus in seinen herrschenden Organen bei der Verurteilung aller seit 1790 vollzogenen kirchlichen Neuerungen verharrte und nicht nur die eidweigernden Priester, sondern selbst diejenigen, die sich, um aus Not

und Armut zu kommen, zum Versprechen des bürgerlichen Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit herbeiließen, stets in offener oder geheimer Opposition zu der republikanischen Regierung verblieben, so mußte der Konvent darauf bedacht sein, Kirche und Staat möglichst auseinander zu halten, den Einfluß des Klerus auf das bürgerliche und Familienleben möglichst zu beschränken. Wir wissen, wie sehr in dem katholischen Frankreich der monarchischen Zeit das eheliche Leben, Erziehung und Unterricht, selbst die Rechtsstellung der Kinder in klerikalen Anschauungen wurzelte. Dies konnte nur dadurch eingreifend geändert werden, daß man den Kreis der priesterlichen Amtsbefugnisse und Rechtsgewalten kleiner zog. Den Grundsätzen der Freiheit, der Gleichheit und der Menschenrechte hätte es am meisten entsprochen, wenn man, wie in Amerika, Kirche und Staat in völliger Trennung gehalten, das religiöse Leben dem Gefühl und Gewissen jedes Einzelnen anheimgegeben hätte. Aber war dann nicht zu befürchten, daß bei der romanisch-keltischen Bevölkerung des Südens und Westens sich auf der fanatisch-abergläubischen Naturanlage eine neue theokratisch-klerikale Macht in Opposition zu den jungen republikanischen Ordnungen aufbaue? oder daß bei dem großen Einfluß von Paris auf die Geistesrichtung des ganzen Reichs die atheistische kirchenfeindliche Denkweise der Kommune in den untern Volksklassen der großen Städte Wurzel fasse und den terroristischen und anarchistischen Ausschreitungen Vorschub leiste? Beiden Übeln suchte die rationalistische Demokratie der Nationalversammlung dadurch zu begegnen, daß sie der Ausübung der christlichen Religion keine Hindernisse in den Weg legte, aber sowohl den klerikalen Übergriffen als der religiösen und sittlichen Frivolität Einhalt gebot. Das letztere Ziel verfolgte sie durch die Unterdrückung der Volksvereine und Volksaufstände, die seit dem 9. Thermidor mit fester Konsequenz durchgeführt wurde; das erstere auf dem Weg der Gesetzgebung, indem sie das Familienleben und die Schule für den Staat zu erobern suchte. Zu dem Ende nahm man der Ehe den sakramentalisch-sacerdotalen Charakter, indem man durch Einführung der Zivilehe die Eheschließung zu einem bürgerlichen Vertrag erhob, und die Scheidung unter gewissen Voraussetzungen als zulässig erklärte mit dem Recht der Wiederverheiratung; zu dem Ende schuf der Konvent ein neues Familien-Erbrecht, indem er im Gegensatz zu dem alten Staat, der die Familiengüter unzerreißbar zusammenzuhalten suchte, die gleiche Verteilung der Hinterlassenschaft der Eltern unter sämtliche Kinder als Erbrecht aufstellte, die Rechtsstellung unehelicher Kinder ordnete, alle gesetzlichen Bevorzugungen durch den Zufall der Geburt aufhob, die korporative Familiengemeinde zerbröckelte.

Zivilehe u. Erbrecht.

In analoger Weise wurden auch die alten Bildungs- und Unterrichtsanstalten, die größtenteils unter geistlicher Aufsicht und Leitung standen, von der Republik aufgelöst, ihre Stiftungen und Vermögensstücke dem Staat zugewiesen und von diesem zu neuen Gründungen verwendet. Wenn Verherrlicher der Revolution, wie Louis Blanc, rühmend der neuen Volksbildungsanstalten gedenken,

Unterrichts- u. Bildungsanstalten.

die durch den Konvent ins Leben gerufen worden, so sind diese Lobsprüche nicht ganz unverdient. Allerdings hatte die Republik nicht die nötige Kraft und Zeit, die neuen Schöpfungen, die unabhängig von Kirche und Religion nur den Zwecken der Volksaufklärung, der Geistesbildung, des wissenschaftlichen und technischen Unterrichts dienen sollten, zu einer gedeihlichen fruchtbaren Wirksamkeit zu führen; dazu fehlte die äußere und innere Ruhe. Aber es wurden Fundamente gelegt, auf denen ein neues geistiges Leben, gestützt auf die reichen Erfahrungen, Ideen, Lehrmittel und Beispiele der Aufklärungszeit, nach und nach emporwuchs. Mitten in der Schreckenszeit war ein Organisationsgesetz für den Elementarunterricht zustandegekommen, kraft dessen in jeder Gemeinde eine Volksschule eingerichtet und auf Kosten des Staats unterhalten werden sollte. Ein andres Gesetz vom 25. Februar 1795 verfügte, daß in jedem Departement eine Zentralschule für wissenschaftliche Ausbildung mit sechs Jahreskursen einzurichten sei. Für die Heranbildung geschickter Lehrer sorgte die „Normalschule" in Paris, an welcher ausgezeichnete Gelehrte wissenschaftliche Vorträge in allen Fächern hielten, in einer Vollendung, wie sie kaum ein andrer Ort der Welt aufzuweisen hatte. In Paris, Montpellier und Straßburg wurden Schulen der Medicin gegründet, die sich in der ganzen Folgezeit eines bedeutenden Rufes erfreuten. Vor allem aber dankten zwei Anstalten, welche bis auf den heutigen Tag der Stolz des gebildeten Frankreichs sind, der Republik ihre Entstehung', das National-Institut, in welches die alten Akademien übergingen, vom 25. Oktober 1795, und die polytechnische Schule vom 12. Dezember 1794 für alle dem Ingenieurwesen dienlichen Wissenschaften.

3. Frankreich unter der Direktorialregierung bis zum 18. Fructidor.

Das Direktorium und die beiden Räte. Der 13. Vendémiaire und Napoleons siegreicher Degen hatten die Männer von 1793 im Regiment befestigt; der königsmörderische Konvent war auch unter den neuen Verfassungsformen die leitende Staatsmacht. Denn wenngleich die aus Doppelwahlen hervorgegangenen und durch Lebensalter und Los in die beiden Räte verteilten Mitglieder der Mehrheit nach gemäßigt-republikanischen Grundsätzen huldigten, so war doch die Zahl der alten Terroristen, Montagnards und Thermidorianer noch stark und mächtig genug, um in Verbindung mit den Direktoren, die aus ihrer Mitte hervorgegangen, der Regierung den revolutionären Charakter zu bewahren. Aus der von den Fünfhundert aufgestellten Namensliste hatte der Rat der Alten fünf Männer gewählt, welche während der ganzen Schreckensherrschaft dem Konvent angehört und zum Teil in hervorragender Weise an dem Staatsleben mitgewirkt hatten. Barras, Rewbell, Carnot sind uns als Jakobiner vom reinsten Schlag aus frühern Blättern hinreichend bekannt. Zu Carnot hatte man erst gegriffen, als Sieyès die Wahl abgelehnt hatte, sei es aus Verdruß, weil man seinen Verfassungsentwurf nicht angenom-

men, sei es aus Bequemlichkeit und Scheu vor anstrengender Arbeit; Carnots organisatorisches Talent war aber bei einer Regierung, die einen vorwiegend kriegerischen Charakter annahm, nicht wohl zu entbehren. Seine Geradheit, Sittenreinheit und Vaterlandsliebe waren ebenso allgemein anerkannt wie seine Arbeitskraft, seine Energie, sein erprobtes Talent für das Kriegswesen. Die beiden andern Direktoren, Larevellère-Lepeaux und Letourneur, waren Republikaner im Sinn der Girondisten, der erstere ein kenntnisreicher, in Philosophie und Naturwissenschaft bewanderter Mann, arbeitsam, gutmütig, aber eitel, rechthaberisch und ein fanatischer Feind des Kirchenwesens und der Geistlichkeit, Gründer einer theophilanthropischen Gesellschaft, welche mit doktrinärem Rationalismus eine Naturreligion an die Stelle des Christentums setzen wollte, einen Kultus der Gottes- und Menschenliebe ohne Mysterien und Wunder, mit freien Lehrvorträgen ehrwürdiger Greise und moralischen Chorgesängen weißgekleideter Jungfrauen; der letztere ein fleißiger Geschäftsmann, ein geschickter Ingenieur und ein erfahrener Kenner des Seewesens, aber in keiner Weise bedeutend. Mit Ausnahme des sinnlichen Genußmenschen Graf Barras, der nach kurzer Militärlaufbahn in Amerika bis zur Revolution als Kavalier des alten Schlags in der vornehmen Welt gelebt und auch als Jakobiner und Terrorist die alten Gewohnheiten beibehalten hatte, waren die Direktoren achtbare Männer von republikanischer Einfachheit und vaterländischer Gesinnung, die sich dem öffentlichen Dienst mit der größten Anstrengung und opferwilliger Hingebung widmeten und in dem fast ganz verödeten Palast Luxembourg, der ihnen zur Residenz angewiesen ward, ein Leben führten, das ebenso reich an Mühe und Arbeit als arm an Genüssen und Bequemlichkeit war. Unter den Ministern ragte nur Merlin von Douay, der rechtsgelehrte, jakobinische Leiter des Justizwesens und der Polizei, über die Mittelmäßigkeit hervor. Das Direktorium war weder eine einheitliche noch eine starke Regierung, und das in der Neigung der Nation für theatralischen Aufputz wurzelnde Bestreben, sich mittels eines bunten aus Scharlach und Samt bestehenden Amtskleides Ansehen und Würde zu geben, hat auf das Volk und die öffentliche Meinung nicht die erhoffte Wirkung geübt.

Die Direktorialregierung, welche von den Republikanern verschiedener Färbung durch gegenseitige Zugeständnisse ihr Dasein erhalten hatte, war der Erbe des Konvents, und schon darum der Mehrheit der Nation ein Gegenstand des Hasses. Sie sah sich daher von Anfang an zu einer Politik gedrängt, die dem nach Ruhe, Frieden und Sicherheit sich sehnenden Volk widerstrebte. Ein Rundschreiben vom 9. Dezember verkündete klar und offen, daß die Regierung ihre ganze Kraft für die Republik einsetzen werde, daß sie es als höchste Pflicht für sich selbst und alle ihre Diener betrachte, das Volk wieder mit der heiligen Freiheitsliebe zu erfüllen, „welche einst die Morgenröte der Revolution verklärte", die schlechten Priester, „die gebornen Lügner, Intriganten und Verschwörer", und die Emigranten, „die gebrandmarkten Brudermörder, die wie Kain ruhelos um- Lage und Politik der Regierung.

herschweifen“, nach wie vor aufs Blut zu bekämpfen. Diesem Manifest entsprachen die Handlungen. Als zu Anfang des nächsten Jahres im Rat der Alten, wo durch das neugewählte Drittel die Gemäßigten, Konservativen und Royalisten die Mehrheit bildeten, der Versuch gemacht wurde, die harten Bestimmungen gegen die Emigranten zu mildern, die mit unerhörter Willkür aufgestellten Listen den Gerichten zur Prüfung zuzuweisen und das mit Sequester belegte Vermögen der Eltern und Angehörigen auszuscheiden, widersetzte sich die demokratisch-republikanische Partei bei den Fünfhundert und im Direktorium diesem Versuch aus allen Kräften; sie erblickte darin einen Hochverrat gegen die Revolution. Und in der That erreichte die Direktorialpartei, daß das Vermögen der Emigranten und ihr künftiges Erbteil der Regierung zur Verfügung gestellt und die Streichung von den Emigrantenlisten nicht den Gerichten, sondern dem Direktorium und den Administrativbehörden zugewendet ward, die dann die Löschung so lässig, so willkürlich, so eigennützig betrieben, daß die Gesuche der Ausgewanderten nur wenig Berücksichtigung fanden. Man fürchtete den Einfluß der Rückkehrenden auf die öffentliche Stimmung. So dauerte der Terrorismus gegen Priester und Emigranten ungeschwächt fort. Da aus den Volkswahlen eine Menge Beamte und Richter von antirepublikanischer Gesinnung hervorgingen, so wurde das Recht der Absetzungen und willkürlichen Ernennungen in solchem Umfang geübt, daß die Wahlfreiheit zu einem Schein herabsank. Die Presse, nicht mehr durch den Schrecken in Furcht gehalten und durch kein Prohibitiv- oder Repressivgesetz gezügelt, nahm einen feindseligen oppositionellen Charakter an, dem die Direktoren, „die fünf Tyrannen des Luxembourg“, wie sie bezeichnet wurden, durch gerichtliche Verfolgungen vergebens zu steuern suchten. Auch die politischen Vereine und Gesellschaften, die unter andern Namen und Formen wieder ins Leben traten, standen meistens zu dem herrschenden System in Gegensatz. Ihre Bestrebungen waren auf den Umsturz der Direktorialverfassung gerichtet, sei es im Sinn des alten Terrorismus oder mit monarchischen Restaurationstendenzen. Ein Regiment, das sowenig Wurzeln und Sympathien im Volk hatte, konnte sich nur behaupten, wenn die Masse nicht zur Ruhe kam, wenn die Revolution fortdauerte und die Sorge um die Rettung und Wohlfahrt des Reichs die Geister in Aufregung hielt. Während also weitaus die Mehrzahl der französischen Bevölkerung nach Frieden und geordneten Zuständen verlangte, sah sich die Regierung zur Erhaltung des eignen Daseins auf die Fortsetzung und Verschärfung des Kriegs gegen England und Österreich gewiesen. Ohne zulängliche Hilfsmittel und mit einer Staatsschuld von siebenundzwanzig Milliarden Assignaten warfen sich die Direktoren und die republikanischen Heißsporne in den beiden Räten aufs neue in den Weltkampf. Und das Glück war ihnen wenigstens an einer Stelle günstig. Wir werden im nächsten Abschnitt die kriegerischen Erfolge Napoleons in Oberitalien kennen lernen. Während er aber zwischen Alpen und Apenninen unter republi-

kanischer Fahne den Grund zu seiner künftigen Herrschaft legte, war in Frankreich selbst die Direktorialregierung ohne Macht und Ansehen, in ewigem Hader mit dem gesetzgebenden Körper, ohne Achtung und Vertrauen in der Nation und den heftigsten Angriffen der Faktionen preisgegeben.

Trotz ihres republikanischen Charakters that indessen die Direktorialregierung den Demokraten und Revolutionsmännern alten Schlags keineswegs Genüge; ja gerade von dieser Seite erfuhr sie Angriffe, die an die Aufstände vom Germinal und Prairial erinnerten. Gracchus Babeuf, ein Terrorist aus Robespierres Zeit, hatte im Bund mit einigen Jakobinern die Gesellschaft der „Gleichen" oder den Klub des Pantheon gegründet, an den sich der ganze noch vorhandene Schweif der Herbertisten und der alten Kommune anschloß, mit dem auch einige ehemalige Montagnards, wie Rob. Lindet, Amar u. a. in Fühlung waren. Babeuf gab eine Zeitung unter dem Namen „Volkstribun" heraus, durch welche er gleich jenem Römer, dessen Namen er angenommen, Ausgleichung des Eigentums und eine neue Güterverteilung zu bewirken suchte. Er führte darin eine Sprache, wie einst Marat, sein bewundertes Vorbild, im Volksfreund. Was der Konvent in der Schreckenszeit zu gunsten des Proletariats gethan, genügte ihm bei weitem nicht; die vollkommene Gleichheit aller auch im äußern Besitz war sein Ziel: *Babeuf und der Bund der Gleichen.*

„Das Eigentum," so lautete sein neues Evangelium, „ist die Quelle aller Übel, so auf den Menschen lasten; dadurch ist die menschliche Gesellschaft eine Räuberhöhle, die Harmonie darin ein Verbrechen geworden. Man spricht von Eigentum und Gesetzen; Eigentum ist geraubtes Gut, Gesetze sind das Werk der Gewalt. Die Sonne leuchtet für jedermann, die Erde gehört niemand. Wohlauf denn, meine Freunde, stürzt und zerschlagt diese Gesellschaft, die euch nicht gefällt! Nehmt was euch beliebt; zerstört die Grenzpfähle und die Verfassungen; erwürgt die Tyrannen, die Patrizier, die Geldmenschen, alle die unreinen Wesen, die sich dem Gemeinwohl widersetzen. Was das Volk thut ist gesetzlich, was es befiehlt ist heilig." Es war der Anfang des spätern Sozialistenevangeliums „Eigentum ist Diebstahl".

Solange Babeuf sein demagogisches Treiben auf Zeitungsartikel und Manifeste beschränkte, ließ ihn die Regierung gewähren. Als aber den Direktoren verraten wurde, daß in der Genossenschaft der Gleichen am Pantheon ein Komplott zum Umsturz der Verfassung im Werk sei, da gaben sie Befehl, die Rädelsführer zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Babeuf entkam jedoch und setzte aus sicherem Versteck bei einem Kaffeewirt neben der alten Genovevakirche sein wühlerisches Treiben und seine agitatorische Publizistik fort. Die Not der ärmern Volksklasse, als Regierung und Stände bei der traurigen Finanzlage des Reichs die Zuschüsse an die Stadt für Beschaffung billiger Lebensmittel einstellten, vermehrte die Zahl der Unzufriedenen: nur in der Rückführung der Demokratenherrschaft vom Jahr 1793 mit dem Terrorismus, dem Maximum, dem Domänenverkauf, der progressiven Einkommensteuer im Gefolge, erblickten sie Rettung vor Mangel und Hunger, und Babeufs verlockende Güterteilung *Das kommunistische Komplott.* *11. Dez. 1795.*

eröffnete ihnen eine noch glänzendere Zukunft. Die Symptome neuer Umsturzpläne und Komplotte wuchsen in beängstigender Weise, so daß endlich das
27. Febr. 1796. Direktorium mit Militärgewalt einschritt, sowohl den Klub der Gleichen am Pantheon als die andern politischen Gesellschaften von oppositionellem Charakter schließen ließ und eine strenge Fremdenpolizei einführte. Zwei Monate nachher
16. April wurde eine Verordnung erlassen, die mit Todesstrafe jeden bedrohte, welcher durch Reden oder Schriften zur Auflösung des gesetzgebenden Körpers oder des Direktoriums, zum Umsturz der Verfassung oder zum Erlaß eines Ackergesetzes aufforderte, eine Verordnung, deren Schärfe sowohl gegen die rote Demokratie als gegen die royalistische Reaktion gerichtet war. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Freunde der Gleichheit ihre heimlichen Zusammenkünfte fortsetzten, einen demokratischen Vorstand von sieben Revolutionsmännern bildeten, unter denen neben Babeuf ein italienischer Terrorist Buonarotti, ein Genosse Lebons Namens Darthé und der Litterat Felix Lepelletier am thätigsten waren, und auf Mittel sannen, eine republikanische Diktatur im Geist Robespierres und St.-Justs herzustellen, unter der das System der Gütergleichheit allmählich zur Einführung zu bringen wäre. Die Zusammenlegung aller Staats- und Gemeindegüter zu einer großen „Nationalgemeinschaft" sollte den Anfang ihres kommunistischen Sozialstaats bilden, dem dann die Abschaffung jedes Erbrechts nach und nach alles Privateigentum zuführen würde. In diesem Sinn wurden aufrührerische Druckschriften abgefaßt und in die Quartiere der Arbeiter, in die Kasernen der Liniensoldaten, in die Wohnungen der Proletarier verbreitet. Der alte Traum einer Staatsgemeinschaft von Bauern, Kriegern und Handwerkern mit spartanischer Erziehung und Gütergemeinschaft erfüllte noch einmal die Seele einiger demokratischen Schwärmer und betrogenen Betrüger. Eine kommunistische Revolution sollte dazu die Bahn brechen. Zu dem Zweck wurden geheime Listen angelegt mit den Namen aller derer, welche bei dem Aufstand mitzuhelfen bereit waren. Ende April war der Verschwörungsplan soweit vorbereitet, daß der Empörungsausschuß auf 17,000 Teilnehmer rechnen zu dürfen glaubte. Wenn das Signal gegeben würde, sollten zuerst die Waffenmagazine und Vorratshäuser überfallen werden; denn außer den gewonnenen Soldaten waren die meisten Verschwornen infolge der Entwaffnung ohne Gewehre. Mit der Leitung des Unternehmens wurde ein Militärausschuß betraut, an dessen Spitze der Hauptmann Grisel stand, ein Offizier, der sich durch seine demokratisch-patriotischen Reden und Zeitungsartikel das Vertrauen des Empörungsvorstandes in hohem Grad gewonnen hatte. Auch einige aus der Robespierreschen Schreckenszeit bekannte Männer waren in das Geheimnis eingeweiht, wie der Sansculottengeneral Rossignol und der aus der Entweichungsgeschichte der Königsfamilie bekannte Postmeister Drouet, der aus dem Konvent in den Rat der Fünfhundert übergegangen war.

Ausgang der Verschwörung.

Die Direktorialregierung hatte von den konspiratorischen Umtrieben Wind

bekommen, und wie sehr auch einzelne Mitglieder, insbesondere Barras, der demokratisch-republikanischen Politik des alten Konvents zugethan waren, zu einem neuen terroristischen Aufstand wollten sie es doch nicht kommen lassen. Merlin von Douay, der durch seine Vergangenheit mit der ehemaligen Bergpartei zu eng verflochten war, wurde bewogen das Polizeiministerium niederzulegen. Sein Nachfolger wurde Cochon Lapparent, ein ehemaliges Mitglied des Konvents, ein Mann von gemäßigter Gesinnung, großer Geschäftsgewandtheit und entschlossener Feindseligkeit gegen die Umsturzpartei. Ein Gesetz, welches 16. April 1796.
jeden Angriff auf die bestehende Verfassung mit der Todesstrafe bedrohte, war das erste Zeichen, daß die Regierung auf ihrer Hut sei; bald folgte die Auflösung der Polizeilegion, deren Gesinnung nicht zuverlässig schien. Die meisten 23. April.
wurden zu den Grenzregimentern entsandt. Die Verschwörer sahen sich dadurch zur Eile gedrängt. Die Sieben und ihre Vertrauensmänner hielten geheime Beratungen und setzten den Tag des Aufstandes fest. Aber bereits war Carnot durch Grisel von dem ganzen Komplott unterrichtet worden. Auf Grund seiner Mitteilungen trafen die Direktoren und der Polizeiminister die nötigen Anstalten, um sich der Personen und der Papiere des Empörungsausschusses zu bemächtigen. Am Morgen des 10. Mai wurden Babeuf und Buonarotti in 10. Mai.
der abgelegenen Wohnung des erstern, im Laufe des Tages die übrigen Führer Drouet, Darthé, Germain, Didier u. a. verhaftet und ins Gefängnis geführt. Felix Lepelletier war schon vorher der Polizei in die Hände gefallen. Und nun wurde mit Ernst gegen das anarchistische Unwesen der Hauptstadt eingeschritten. Die ehemaligen Konventsglieder, die nicht wieder in die Räte gewählt waren, mußten Paris verlassen; die Polizei wurde verstärkt, ihre Befugnisse ausgedehnt und nach vielen erregten Debatten im gesetzgebenden Körper der Beschluß gefaßt, daß die Häupter der Babeufschen Verschwörung vor einen Staatsgerichtshof außerhalb Paris gestellt und der Prozeß ohne Kassationsverfahren gegen sie ein- 29. Juli.
geleitet werden sollte. Vergebens suchte Babeuf die Ausführung dieses Beschlusses zu verhindern, indem er aus dem Gefängnis ein stolzes Schreiben an das Direktorium richtete, worin er sich das Ansehen gab, als stehe er noch immer an der Spitze einer patriotischen Volksgewalt und könne verlangen, daß die Regierung als Macht gegen Macht mit ihm verhandle; vergebens führte er aus, daß es im Interesse der republikanischen Regierung und der künftigen Sicherheit ihrer Herrschaft liege, wenn man von einer gerichtlichen Verfolgung abstehe und die Verhafteten in Freiheit setze, da das patriotische Volk sie stets als Märtyrer verehren und sie zu rächen trachten werde; vergebens versuchten ihre Freunde und Genossen die Befreiung der Gefangenen und den Umsturz der Regierung zu bewirken, indem ein Haufen von etwa sechshundert Anarchisten, mit Säbeln, 29. Juli.
Stoßdegen und Pistolen bewaffnet, sich in der Nacht auf das in der Ebene von Grenelle befindliche Lager stürzte, wo sie konspiratorische Verbindungen angeknüpft hatten, unter dem Ruf: „Es lebe die Verfassung von 1793, nieder mit

den neuen Tyrannen"; die Aufständischen wurden durch herbeieilende Truppen niedergeworfen, die Rädelsführer gefangen und durch ein Militärgericht zum Tod oder zur Deportation verurteilt. Die Anstifter der Verschwörung, einunddreißig an Zahl, darunter mehrere Terroristen der Schreckenszeit, wurden erschossen, und dann sämtliche Gefangene, mit Ausnahme Drouets, dem die Flucht gelang, vielleicht unter Beihilfe von Barras, nach Vendome geführt, wohin man den Staatsgerichtshof verlegt hatte. Und nun erfolgte ein Kommunistenprozeß, der mehrere Monate dauerte, da die Angeklagten alle Mittel zu ihrer Verteidigung, Leugnen der Schuld, Verdächtigungen und Schmähungen der Kläger und Zeugen, Ausreden u. dgl. soviel nur immer möglich zur Hinausziehung der Verhandlungen ausnutzten, der aber schließlich doch mit ihrer Verurteilung en-
26. Mai 1797. digte. Gegen Babeuf und Darthé wurde auf Todesstrafe, gegen sieben andre auf Deportation erkannt. Nach der Verkündigung des Spruches stießen sich die beiden Hauptanstifter des Komplotts vor den Augen der Richter den Dolch in die Brust. Doch war die Verwundung nicht tödlich, so daß sie noch lebend unter die Guillotine gebracht werden konnten.

Zwanzig Jahre später verfaßte Buonarotti die Geschichte der Verschwörung Babeufs, ein Werk, welches durch die Darstellung der kommunistischen Tendenzen und Ideen, die dem Plan zu Grunde lagen, für die Ausbildung der spätern sozialdemokratischen Systeme einer neuen Staats- und Gesellschaftsorganisation die Grundlage und der Ausgangspunkt geworden ist.

Der Royalismus im Wachsen. Kaum war das kommunistische Komplott unterdrückt, so wurde die Regierung durch monarchistische Umtriebe bedroht. Der Wühlereien, welche die Agenten Ludwigs XVIII., insonderheit der Abbé Brottier in Paris und der Herzog von La Vauguyon, der Minister des länderlosen Königs Ludwig XVIII. in Gang setzten, wurden die Direktoren bald Meister. Durch die Verräterei eines
Jan. 1797. Mitwissers kamen sie in den Besitz von Schriftstücken, die den auf Verführung der Truppen und Umsturz des bestehenden Regiments gerichteten Plan erkennen ließen und Gründe an die Hand gaben, die Schuldigen vor ein Militärgericht zu stellen, welches die drei Haupturheber der Bourbonschen Verschwörung zu zehnjähriger Einsperrung verdammte. Aber bedenklicher waren die gegenrevolutionären Symptome, die sich in der ganzen Nation kund gaben, die nicht durch monarchistische Komplotte, sondern durch gesetzliche Opposition auf Grund der Verfassung den republikanischen Machthabern, den Männern des Vendémiaire entgegentraten. Dieser Opposition konnte man um so weniger beikommen, als die Volkssouveränität, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Freiheit der Presse Schutzwehren darboten, die nur durch Gewalt und Verletzung der Verfassung unwirksam gemacht werden konnten. „Es ist nur zu gewiß," sagte Dubois-Crancé bei den Fünfhundert, „es gibt wirkliche Royalisten, bittere Feinde der Freiheit, welche alle Republikaner ächten, die Nationalgüter zurückfordern, die Rechte des Adels, des Klerus, der Parlamente herstellen möchten, Volksverderber, deren Ge-

sinnung in dem Brief La Vaugyons an Brottier zu Tage tritt.“ Er fand, daß die Presse die Hauptschuld an dieser Entartung der öffentlichen Meinung trage, und verlangte, daß man Zeitungen und Flugschriften schärfer überwache und bestrafe. Aber selbst in dem gesetzgebenden Körper befanden sich viele Mitglieder, welche einer Umkehr zu einer Politik der Ruhe, des Friedens, der gesicherten Rechtsordnung zustrebten, wenn auch nicht in dem von Dubois-Crancé angegebenen Umfang, und daher jede Bedrohung der Preßfreiheit durch Zwangsmittel und Ausnahmegesetze zu hintertreiben suchten; und daß weitaus der größere Teil der Nation diese Gesinnung teilte, ergaben die Wahlen zu Ämtern und Richterstellen. Wo das Volk zum freien Ausdruck seines Willens kam, fielen die Stimmen auf Royalisten, auf Gemäßigte, auf Gegner der republikanischen Gewaltherrschaft, auf Verwandte von Emigranten. Diese Wahrnehmung wurde für die dermaligen Machthaber um so beunruhigender, als der Zeitpunkt nahte, da nach der Verfassung ein Drittel der Räte austreten und die Zahl durch neue Wahlen ergänzt werden sollte. Wie die Mehrheit der Nation damals gesinnt war, ließ sich gar nicht zweifeln, daß die Wahlen gegnerisch ausfallen, und daß die neuen Glieder mit den ältern Gleichgesinnten verbunden, die Majorität in den Räten bilden würden. Denn die Nation war müde und ruhebedürftig und trug den Erben des Konvents bittern Groll. Vergebens machten die Direktoren und ihre Freunde in der Gesetzgebung den Versuch, die Wahlfreiheit dadurch zu begrenzen, daß die auf den Emigrantenlisten eingeschriebenen Bürger als unfähig zur Ausübung des Wahlrechts erklärt, oder daß die Wähler gleich den Beamten vor der Abstimmung einen Eid auf die Verfassung vom Jahr III ablegen und sich zum Widerstand gegen royalistische und anarchische Umtriebe verpflichten sollten; auch diese Versuche scheiterten an dem Widerstand in den beiden Räten. Die freie Wahl wurde nur insoweit eingeschränkt, daß jedem Wähler die Erklärung des Gehorsams und der Anhänglichkeit an die Republik abverlangt ward.

Was die Direktoren und ihre Gesinnungsgenossen vorausgesehen, trat ein: Gegensätzliche Bestrebungen bei den Staatsgewalten.
wie sehr sie sich Mühe gaben, durch Verbreitung von Wahllisten und andre Einwirkungen Männer ihrer Farbe in die Räte zu bringen, die neuen Abgeordneten, welche der 9. April in die Gesetzgebung sandte, sowohl die der Hauptstadt als die 9. April 1797.
der Provinzen, gehörten fast alle der gemäßigten Richtung an, so daß das Direktorium sich einer geschlossenen und zahlreichen Majorität gegenübergestellt sah und erwarten mußte, daß in die eigne Mitte ein Mann andrer Färbung eintrat. Und wirklich wurde von den Räten an Letourneurs Stelle Barthélemy in die Exe- 19. Mai.
kutivbehörde gewählt, derselbe Staatsmann von gemäßigt liberalen Grundsätzen, der den Frieden von Basel geschlossen. Aber die ehemaligen Konventsglieder wollten sich nicht vom Platz drängen lassen. Sie waren entschlossen, „zur Rettung der Republik die Bajonette gegen das souveräne Volk zu gebrauchen“, den Staatsstreich des Vendémiaire als Akt der Notwehr zu wiederholen. Die Wahl

des Generals Pichegru, der im Verdacht konspiratorischer Verbindungen mit den Bourbonen stand, zum Präsidenten der Fünfhundert, war ein deutliches Zeichen, daß die Majorität im gesetzgebenden Körper nach rechts geschoben sei. Damit war die Losung zum Kampf gegeben. Die Verhandlungen in den beiden Häusern nahmen mehr und mehr einen den Tendenzen der Revolution widerstrebenden Charakter an. Die Emigrantengesetze sollten gemildert, den Geistlichen der Unterwerfungseid erlassen, der christliche Kultus mit Glockengeläute hergestellt werden. Der gesetzgebende Körper legte der Direktorialregierung die Unordnungen in den Kolonien, die Zerrüttungen des Staatshaushaltes zur Last, und diese beschuldigte die Abgeordneten, daß sie die Steuervorschläge zurückwiesen, um die republikanische Regierung unmöglich zu machen und eigenmächtig in die Verwaltung eingreifen wollten. Auch in der auswärtigen Politik gingen die Wege auseinander. Während die Räte einer Politik des Friedens das Wort redeten, beharrte das Direktorium bei dem System des Kriegs und der fortschreitenden Revolutionierung Europas. Das eigenmächtige Auftreten Bonapartes gegenüber Venetien vergrößerte die Spaltung, und obwohl auch das Direktorium nicht alle Schritte seines Generals billigte, so wurde doch durch den Vorwurf, der von Dumolard
24. Juni 1797. im Rat der Fünfhundert der Regierung entgegengeschleudert ward, daß sie die Überschreitungen Bonapartes verschuldet habe, eine enge Solidarität der Interessen zwischen der Direktorialregierung und dem Befehlshaber der italienischen Armee begründet. Napoleon erkannte, daß das Wachstum der gemäßigten und royalistischen Partei mit den „ehrgeizigen Machtbildern seiner Seele" unverträglich sei, daß er nur durch die demokratisch-republikanische Politik, der er am Vendémiaire zum Sieg verholfen, seine Ziele erreichen könne. Und er zauderte nicht, den Männern des Konvents, sowenig innere Zuneigung er für sie hegte, abermals seinen Arm zu leihen.

Das Direktorium und General Hoche. In der zweiten Hälfte des Juli konnte man an dem regen Parteitreiben, an den belebten Versammlungen und Unterredungen der politischen Faktionen und Gesellschaften, an den gereizten Debatten im Schoß des gesetzgebenden Körpers und des Direktoriums die Vorboten eines herannahenden Sturmes erkennen. Die Mitglieder der Rechten, Royalisten und Gemäßigte hatten häufige Zusammenkünfte und Besprechungen in einem Haus der Straße Clichy. Unter den Direktoren waren die drei alten Jakobiner Rewbell, Larevellière-Lepeaux und Barras für gewaltsame Unterdrückung der reaktionären Umtriebe, während Carnot und Barthélemy eine Politik der Ausgleichung und Verständigung empfahlen. Der Salon der Frau von Staël, wo der geistreiche Benjamin Constant und der aus Amerika heimgekehrte Talleyrand die hervorragendste Rolle spielten, den auch Barras besuchte, der sogenannte „konstitutionelle Zirkel", begünstigte Bonaparte und die Republik, und bekämpfte alle royalistischen Restaurationsgedanken. Pichegru und seine Anhänger gerieten in Sorge, als die Majorität im Direktorium mit dem General Hoche, dem feurigen Republikaner, eifrig verkehrte, als sie das

Ministerium in ihrem Sinn umgestaltete, indem sie Talleyrand in das auswärtige Amt berief und dem General Scherer, Rewbells Landsmann und Gesinnungsgenossen, die Leitung des Kriegswesens übertrug. Diese Sorge stieg noch, als Hoche mehrere Regimenter von der Sambrearmee in die Umgegend von Paris verlegte, unter dem Vorwand, sie nach Brest zu der Expedition gegen Irland zu führen, ohne, wie es die Verfassung verlangte, von der Gesetzgebung dazu ermächtigt zu sein. Pichegru machte nunmehr den Vorschlag, man solle die alte Nationalgarde wieder herstellen mit Führern eigner Wahl. Dadurch könnte dem gesetzgebenden Körper aus den gemäßigten bürgerlichen Elementen eine Schutzwehr geschaffen werden. Dieses scharfe Hervortreten der Opposition setzte das Direktorium in Verlegenheit. Das Mißtrauen der Räte machte den beabsichtigten Staatsstreich unausführbar. Das übereilte Vorgehen des feurigen Republikaners Hoche hatte den Plan zu früh verraten. Barras und seine beiden Genossen ließen den General fallen; sie leugneten, daß er im Einverständnis mit ihnen die Dispositionen der Truppen getroffen. Erbittert über solche Heuchelei und Mutlosigkeit, zog Hoche die Regimenter weg und begab sich wieder zur 30. Juli 1797.
Rheinarmee, eifrig bestrebt im Verein mit deutschen Freiheitsmännern der linken Rheinseite eine Cisrhenanische Republik zu gründen. Wenige Wochen nachher starb er in Wetzlar an einer Krankheit in jungen Jahren. Es war leicht begreif- 18. Sept.
lich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb. Seine aufrichtige Hingebung an Vaterland und Republik, seine politischen und militärischen Talente, sein patriotischer Ehrgeiz, frei von jeder Selbstsucht und gemeinen Leidenschaft, hatten ihm einen geachteten Namen, eine große Popularität bei der ganzen Nation und insonderheit bei den Soldaten verschafft. Er wäre der einzige Mann gewesen, der bei längerem Leben der Republik im geeigneten Augenblick seinen Arm hätte leihen, sie vor Vergewaltigung hätte schützen können.

Die Direktoren waren vor ihrem eignen Vorhaben erschrocken und unschlüs- *Der Staatsstreich vom 18. Fructidor.*
sig zurückgewichen. Nun bot sich ihnen aber eine stärkere Hilfe dar. Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, wie sehr es um diese Zeit dem Befehlshaber der italienischen Armee darum zu thun sein mußte, in seinen pazifikatorischen Plänen freie Hand zu haben, durch keine royalistische Reaktion in seinem eigenmächtigen Auftreten gehemmt zu werden. Schon am Jahrestag des Bastillesturms, den die Armee mit Festjubel und Gelagen feierte, hatte Napoleon in einer schwungvollen Proklamation die Soldaten aufgefordert, der Republik und der Verfassung Treue, allen Royalisten und Feinden der Freiheit unversöhnlichen Haß zu schwören. In den nächsten Tagen wurden bei allen Heerabteilungen Adressen in Gang gesetzt und unterzeichnet, worin das Direktorium aufgefordert ward, mit Ernst vorzugehen gegen die reaktionären Räte, gegen die Männer von Clichy, gegen die Organe des Royalismus. Doch trug Bonaparte kein Verlangen, die mißlungene Mission Hoches selbst aufzunehmen. Er zog es vor, aus dem Hintergrund die Fäden zu lenken, sich nicht in Person bei einem Staatsstreich zu beteiligen, der wenig Ruhm eintragen konnte

und ihn zum offenen Mitschuldigen der jakobinischen Direktoren gemacht hätte. Er schickte daher seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, welcher der geldbedürftigen Regierung drei Millionen ankündigen sollte, und empfahl ihr den General Augereau, einen Haudegen und Jakobiner alten Schlags, welcher die Soldatenadressen nach Paris überbrachte, als patriotischen, dienstbeflissenen Militär. Die drei Direktoren Barras, Rewbell, Larevellière verstanden den Wink; sie traten
10. Aug. 1797. mit Augereau in vertraulichen Verkehr und ernannten ihn zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision. Bald nachher traf auch noch General Bernadotte ein: er sollte einige früher eroberte Fahnen nach Paris bringen. Die Triumvirn dachten einmal daran, ihn an der Stelle von Scherer zum Kriegsminister zu ernennen. Die Anstellung patriotischer Beamten in den Departements, das Hervortreten alter Jakobiner und Terroristen in den Straßen und Kaffeehäusern, die Konzentrierung von Truppen in der Umgegend von Paris konnten als Vorzeichen eines bevorstehenden Gewaltstreichs im Interesse der demokratischen Republik gelten. Pichegru und Willot, die in royalistischen Sympathien und Restaurationsgedanken am weitesten gingen, überlegten, ob man nicht durch einen bewaffneten Handstreich auf den Palast Luxembourg mittels der Garde des gesetzgebenden Körpers den Umsturzplänen des direktorialen Triumvirats zuvorkommen sollte; aber zu einem solchen gewagten Gewaltstreich ließ sich die Majorität der Volksvertretung nicht fortreißen. Selbst unter den Gemäßigten war gar mancher, dem seine Vergangenheit bei einem monarchistischen Umschlag Verderben gebracht hätte. Keiner von ihnen wollte seinen Kopf aufs Spiel setzen. Auch bei dem Versuch einer Erneuerung der Nationalgarde stieß man auf eine allgemeine Unlust der Bürger. Der 13. Vendémiaire hatte zu gut gewirkt. Zu Anfang September hatte das Mißtrauen und die Parteistellung der Faktionen einen so scharfen Charakter angenommen, daß ein Fortregieren in der bisherigen Spannung nicht mehr möglich schien. Da gaben die Triumvirn des Direktoriums die bisherige Zauderpolitik auf und trafen mit Augereau die Verabredung zu einer Reinigung des gesetzgebenden Körpers und der Regierungsorgane. So er-
3/4. Sept. folgte denn der Staatsstreich vom achtzehnten Fructidor. In der Nacht vom 3. zum 4. September umstellte Augereau die Tuilerien mit Truppen und Kanonen. Die Garden, welche den Palast zu verteidigen hatten, zeigten zum Widerstand weder Kraft noch Lust; sie wollten nicht die Rolle der Schweizer vom 10. August wiederholen und ließen die Verhaftung ihres Kommandanten Ramel ruhig vor sich gehen. Am Morgen waren die Tuilerien in den Händen Augereaus, und nun stand der Ausführung des Staatsstreichs, wie ihn die Triumvirn des Direktoriums entworfen hatten, kein Hindernis im Weg.

Republikanischer Terrorismus.

Die Blutarbeit früherer Tage wurde nicht wiederholt; soweit war die revolutionäre Politik menschlicher geworden; aber an willkürlicher rechtsverletzender Gewaltthätigkeit stand der 18. Fructidor hinter dem 1. Juni 1793 nicht zurück. Nachdem man die beiden Direktoren Carnot und Barthélemy nebst einer Anzahl

royalistischer und oppositioneller Räte in Gewahrsam genommen, trat die republikanische Partei beider Versammlungen im Odeon und in der Schule der Medizin zu außerordentlichen Sitzungen zusammen. Noch einmal wurde Paris an die Schreckenszeit erinnert, als die Reste der Jakobiner und der Straßendemokratie sich auf die Galerien drängten und die Permanenzerklärung der Versammlungen bis zur Rettung der Republik mit Jubel begrüßten. Von dem Rumpf der Fünfhundert wurde sofort eine Kommission von fünf Mitgliedern gewählt, die unter dem Vorsitz Boulays von der Meurthe eine Reihe von Beschlüssen faßte und der Versammlung zur Bestätigung vorlegte. Danach sollten dreiundfünfzig Abgeordnete und die zwei Direktoren Carnot und Barthélemy zur Deportation verurteilt, eine Anzahl von Zeitungen unterdrückt, ihre Eigentümer, Redaktoren und Mitarbeiter verbannt und die Presse unter polizeiliche Aufsicht gestellt, die zurückgekehrten Emigranten wieder ausgewiesen, in achtundvierzig Departements neue Wahlen angeordnet werden u. a. mehr. Nach heftigen Debatten wurden die Vorschläge samt der beigefügten Proskriptionsliste von beiden Häusern angenommen. Merlin von Douay und François von Neufchateau wurden zu Direktoren gewählt und dann die „Verräter der Republik" von dem Boden des Vaterlandes weggestoßen. Carnot, der es schwer büßen sollte, daß er dem System der Schreckenszeit untreu geworden und für die Ausgleichung der politischen Gegensätze zu wirken gesucht, entging durch die Flucht nach Deutschland dem ihm zugedachten Schicksal; ebenso Boissy d'Anglas. Alle andern dagegen, deren Namen auf den Ächtungslisten verzeichnet waren, mehr als zweihundert Personen, darunter Pichegru, Willot, Barthélemy, Barbé-Marbois, Aubry, Ramel, wurden in Rochefort eingeschifft, und nach einer mit Entbehrungen und harter Behandlung verbundenen Überfahrt nach dem feuchten, ungesunden Cayenne (Guayana) in Südamerika deportiert, wo das Sumpffieber bald eine große Anzahl in das Grab lieferte, eine noch größere Zahl auf das Krankenlager warf. Doch gelang es im Laufe der Zeit einigen der namhaftesten Deportierten, wie Pichegru, Barthélemy, Ramel sich dem todbringenden Exil durch die Flucht zu entziehen.

Wirkungen des Staatsstreichs.

So wurde die Republik gerettet; ein neuer Eid der Treue auf die bestehende Verfassung in Staat und Kirche sollte das wiederhergestellte Jakobinerregiment gegen ähnliche Tendenzen und Gefahren für alle Zukunft sichern. Unter solchen Eindrücken fielen die Neuwahlen in den Departements ganz im Sinn der Regierung aus, zumal da kein Mittel versäumt wurde, durch Anstellung neuer Beamten und durch Wahlbeherrschung aller Art den Patrioten zum Sieg zu verhelfen. Der Terrorismus des Konvents kehrte zurück, nur nicht mehr in so blutiger Gestalt. Anstatt auf Guillotine und Sansculottenbanden stützte man sich auf die organisierte Militärmacht; an die Stelle der Assignaten trat die systematische Aussaugung des Auslandes. Die Niederlande, die Schweiz und vor allem die Fürsten und Städte Italiens wurden von den Direktoren und ihren Diplomaten, Heerführern und Kommissaren aufs gewissenloseste aus-

geplündert; die Soldaten, von der Regierung elend bezahlt und unterhalten, durch betrügerische Lieferanten in Not und Mangel gebracht, sahen sich für ihre Bedürfnisse auf Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen angewiesen. Gewalt, List und Drohungen wurden in Bewegung gesetzt. Die ganze Welt sehnte sich nach Befreiung von dieser drückenden und charakterlosen Regierung. Aber die öffentliche Meinung kam nicht zum Ausdruck: die Preßfreiheit war erstickt; die Unabhängigkeit der Gerichte gebrochen: die republikanische Patriotenpartei füllte die Ämter. General Augereau wurde zum Lohn seiner Dienste zum Oberbefehlshaber der Rhein- und Sambrearmee ernannt, da Hoche, wie erwähnt, um dieselbe Zeit starb, Moreau als Mitwisser von Pichegrus konspiratorischen Plänen verdächtig nach Paris gerufen und somit thatsächlich seines Kommandos enthoben ward. Man verzieh ihm nicht, daß er sich vor dem Staatsstreich sehr kühl gegen das Direktorium benommen, und die in seine Hände gefallenen Briefschaften Pichegrus, aus denen dessen Verkehr mit Condé hervorging, erst am 3. September vertraulich an Barthélemy eingesandt hatte, mit einem denunziatorischen Brief, der ihm sehr zur Unehre gereichte.

Finanznot u. Assignaten. Die größte Schwierigkeit lag für die Direktorialregierung in der gänzlichen Zerrüttung des Finanzwesens und in dem Mangel eines geordneten Staatshaushaltes, namentlich in den ersten Monaten, als der unglückliche Verlauf des deutschen Kriegs einen großen Teil der französischen Heere auf den eignen Boden zurückdrängte und die Geldquellen Italiens noch nicht geöffnet waren. Noch immer stockten Handel und Verkehr, noch immer lagen Industrie und Ackerbau schwer danieder; die Steuerrückstände aus den letzten Jahren wurden auf dreizehn Milliarden berechnet, zu deren Eintreibung keine Aussicht war; für die Verpflegung und den Unterhalt der Armeen fehlten alle Mittel, so daß selbst in befreundeten Ländern zu Requisitionen und Zwangslieferungen gegriffen werden mußte; Beamte, Lehrer, Angestellte jeder Art entbehrten ihrer Gehalte; die Staatsgläubiger mußten darben. Die Hauptursache des allgemeinen Elends war die gänzliche Entwertung der Assignaten. Wir haben schon öfters der Übelstände Erwähnung gethan, welche durch die Einführung des Papiergeldes verursacht worden waren. Seit dem Aufhören der Schreckensregierung waren die Kurse fortwährend im Sinken, so daß die Scheine zuletzt nur noch zum hundertsten Teil ihres Nennwertes, ja noch niedriger angebracht werden konnten. Es half nicht viel, daß, als die ausgegebene Summe die Höhe von fünfundvierzig Milliarden erreicht hatte, Direktoren und Räte
Anfang März 1795. die weitere Anfertigung einstellten und durch feierliche Verbrennung der Assignatenpresse der Nation Kunde von diesem Beschluß gaben. Die Kurse wollten nicht steigen. Man mußte zu andern Mitteln greifen. Zuerst versuchte man es mit einem Zwangsanlehen, wozu man die reichern Bürger heranzog, aber der Widerstand gegen eine Maßregel im Sinn des alten Terrorismus, der sowohl bei dem Volk als bei den Räten hervortrat, war so durchschlagend, daß die Zwangssteuer nur geringen Erfolg hatte. Aber man hatte ja noch große Domänen und Nationalgüter, seitdem die Einziehung und Veräußerung des Eigentums und der künftigen Erbschaft der Emigranten durch ein neues Gesetz dem Staat zugesprochen worden war. Darauf wurde ein neues Finanzsystem gegründet: man schuf eine neue Art von Papiergeld, im Betrag von zweitausendvierhundert Millionen, Mandate genannt, deren Inhaber das Vorrecht haben sollten, jedes beliebige Nationalgut, ohne Versteigerung, gegen Erlegung des Schätzungs-

wertes in Mandaten in Besitz zu nehmen. Diese Mandate oder Mandatenpromessen, die einen vierfachen Realwert zur Unterlage hatten, sollten als bares Geld bei allen Geschäften gelten und bei allen Staatskassen zum Nennwert angenommen werden. Die alten Assignaten sollten nach dem Tageskurs gegen die neuen Scheine eingetauscht und dann vernichtet werden. Allein trotz schwerer Strafandrohung gegen alle, welche die Annahme verweigern oder das neue Papiergeld verdächtigen oder herabsetzen würden, gewannen die neuen Anweisungen kein Vertrauen; sie wurden im täglichen Verkehr nur zu zehn Prozent angenommen, und sanken mit der Zeit noch tiefer. Die nächste Folge war eine noch weitere Verschleuderung der Staats- und Emigrantengüter, der alten Kloster- und Kirchenbesitztümer, indem sie um Spottpreise an jeden abgegeben wurden, der den Mut hatte zuzugreifen und soviel Vertrauen in den Bestand der Republik, um den geringen Geldaufwand zu wagen. Die Vermögensverhältnisse gerieten in unglaubliche Verwirrung und Zerrüttung. Alle Schulden und Darlehen, die ursprünglich in Metallgeld bewirkt worden, wurden mit Papierscheinen von geringem Wert abgetragen. Alle Versuche der Gesetzgebung, eine Ausgleichung der Privatschulden im Sinne der Billigkeit und Gerechtigkeit anzuordnen, scheiterten an der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Ausführung. Und welchen Zerrüttungen waren die Staatsfinanzen ausgesetzt! Die wirtschaftlichen Kalamitäten, Defizit und Unordnung im Haushalt, Verschleuderungen der öffentlichen Güter, Veruntreuungen und betrügerische Börsenmanöver, Unterschleife der Lieferanten, bildeten einen unerschöpflichen Stoff zu Streit und Hader, zu Verdächtigungen und Anschuldigungen zwischen der vollziehenden und der legislativen Gewalt. Nach dem Staatsstreich des 18. Fructidor, der die jakobinische Willkürherrschaft nochmals befestigte, griff man zu einem neuen finanziellen Gewaltmittel. Man erhöhte und vermehrte nicht bloß die Steuern und Abgaben, man befreite auch die Staatskasse von der großen Last des Papiergeldes, indem man ein Drittel der Mandate durch „Inskriptionen" in eine konsolidierte Staatsschuld verwandelte, für die zwei andern Drittel keine Zahlungen mehr zu leisten beschloß. Es war der erste Schritt zum vollständigen Staatsbankrott. Wer wollte noch ferner Vertrauen haben zu einer Regierung, die so gewissenlos mit dem öffentlichen Kredit und Vermögen wirtschaftete? Die Verluste der Kapitalisten waren unermeßlich; die Staatsgüter waren verschleudert, das Vermögen von den Reichen und Bevorzugten an die mittlern und untern Stände gekommen; Lieferanten und Makler hatten sich bereichert. Und bei allem dem blieb der Staatshaushalt in Zerrüttung und Unordnung, so daß die Regierung und ihre Generale zur Erhaltung der Armeen und zur Bestreitung der wachsenden Ausgaben die eroberten Länder mit einem unerhörten Raubsystem heimsuchten.

4. Bonapartes italienische Feldzüge und der Friede von Campo Formio.

Bonaparte u. die ital. Armee.

Die französische Armee in Italien, wovon die eine Abteilung unter General Scherer in der genuesischen Riviera, die andre unter Kellermann in Savoyen stand, befand sich im Herbst 1795 in elender Lage. Die Soldaten litten an allem Mangel; sie hungerten und ihre Kleidung war im jämmerlichsten Zustand; seitdem der Schrecken sie nicht mehr vorwärts trieb, schien ihre Kraft gewichen: — da erschien Napoleon Bonaparte in Nizza als Obergeneral. Von der Natur mit ausgezeichneten militärischen Gaben und mit der Kunst des Befehlens ausgerüstet, wußte er die mutlosen Truppen, bei denen sich talentvolle Unterfeldherren und Offiziere befanden, bald so zu begeistern und an sich zu

fesseln, daß sie unter seiner Leitung jeder Gefahr trotzten und ihm von Sieg zu Sieg folgten. Der erste Aufruf, womit er sein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuosität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbstgefühl des Soldaten geschmeichelt, die Zuversicht des Sieges in ihm geweckt und die blühende Ebene Italiens ihm als Siegesfeld gezeigt, wo statt Not und Entbehrung nur Genuß und Ruhm seiner warte. „Ich will euch hinabführen in die fruchtbarste Ebene der Welt. Reiche Landschaften, große Städte werden in eurer Gewalt sein; ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtümer finden."

Der Feldzugsplan. Schon vor dem 13. Vendémiaire hatte Napoleon im Büreau des Wohlfahrtsausschusses dem erstaunten Doulcet Pontécoulant seine Gedanken über einen Feldzugsplan gegen die Koalition entwickelt. Danach sollte durch einen raschen Einzug in Piemont der König von Sardinien zur Trennung von Österreich gebracht werden und zu der Einsicht gelangen, „daß er nach all den glänzenden Siegen der Französischen Republik Nizza und Savoyen mit Waffengewalt nicht wieder erlangen könne, und daher am besten thue, im Bund mit Frankreich, auf Kosten von Österreich eine Entschädigung für diese Gebiete in der Lombardei zu suchen". Alsdann sollte in schnellem Siegeslauf die Lombardei erobert werden, indes ein andres französisches Heer durch Süddeutschland gegen das Donaureich vordringe. Nach Durchführung dieses Planes sollte die französische Armee aus der Lombardei in das Tiroler Bergland einrücken, sich mit dem durch Deutschland herankommenden Heer vor Wien vereinigen und den Kaiser zu einem Friedensschluß zwingen, wie ihn Frankreich vorschreibe. Dieser ebenso kühne als geniale Entwurf eines Doppelfeldzugs in Italien und Deutschland wurde nunmehr von dem Direktorium ins Werk gesetzt und soweit die Ausführung von Napoleon abhing, auch vollzogen.

a. Von den Alpen bis zur Etsch.

Piemont zu einem Separatfrieden gebracht. Das österreichisch-sardinische Heer, das unter dem Oberbefehl des mehr als siebzigjährigen Feldmarschalls Beaulieu stand, eines Veteranen der alten Kriegsschule, tapfer in der Schlacht, aber schwerfällig und pedantisch, war an Zahl dem französischen Heer weit überlegen, wenn auch der Unterschied nicht ein so starker gewesen sein mochte, wie ihn die Napoleonischen Schriftsteller zur größern Verherrlichung ihres Helden angaben. Aber wir wissen schon aus frühern Blättern, wie wenig Eintracht und Sympathie zwischen beiden Nationen und Armeen herrschte. Sie waren Verbündete, bemerkt Clausewitz, mit zwei divergenten Rückzugslinien, die einen sahen nach Wien, die andern nach Turin, und die Stimmung beider war herzlich schlecht. Die kurz vorher erlittene Niederlage bei Loano war nicht geeignet, diese Stimmung zu heben. Beaulieu war vor allem bedacht, die neutrale Seestadt Genua, die der französische Regierungskommissär Salicetti zu einem Darlehen von drei Millionen nötigen wollte, vor einem plötzlichen Überfall der Franzosen zu schützen und die Verbindung Piemonts und der Lombardei mit der vor jener Seestadt kreuzenden englischen Flotte unter Nelson sicherzustellen. Dies bewerkstelligte er durch einen geschickt entworfenen und glücklich aus-

geführten Kriegsplan, indem er das steile zackige Gebirg, welches die lombardische Ebene von der ligurischen Küste trennt, zwischen Novi und Genua überstieg, den Feind bei Voltri zurückwarf und somit seinen Zweck erreichte. Es war der letzte Triumph, 10. April 1796.
den die Koalition in Italien erringen sollte. Fortan folgte Niederlage auf Niederlage. Mit wunderbarem Geschick wußte Napoleon die numerische Überlegenheit der Gegner dadurch auszugleichen, daß er stets an der rechten Stelle als der Stärkere erschien, daß, während der Feind nach der alten Methode seine Streitkräfte in einem weiten Kordon auseinander zog, um alle Angriffspunkte zu decken, er seine Truppen konzentrierte und zu einem Gewaltstoß vordringen ließ. So erfochten die Franzosen rasch eine Reihe von Siegen, welche die Aufmerksamkeit der Welt nach dem subalpinischen Land richteten. Nachdem Napoleon bei Montenotte den durch starke Schanzen gedeckten Feind in einem 11. April.
hartnäckigen Kampf überwunden und zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen, warf er sich rasch auf alle vereinzelten Positionen der vereinigten austro-sardischen Armee und schlug sie in einer Reihe von Gefechten bei Millesimo, Ceva, Mondovi. Durch diese 13.–22. April.
Erfolge erreichte der französische General seinen Zweck, die Piemontesen und Österreicher zu trennen, die siegesfrohe französische Armee zwischen die schwergeschädigten Heerhaufen Collis und Beaulieus einzuschieben. Die Anführer, von jeher zwieträchtig und einander mißtrauend, warfen sich gegenseitig die Schuld an diesen Unfällen vor und handelten auf eigne Hand, ihre „divergenten Rückzugslinien" verfolgend. Bonaparte beschloß, die entmutigte Stimmung des Königs Viktor Amadeus rasch zu seinem Vorteil zu benutzen. Er gewährte den von Colli begehrten Waffenstillstand nur gegen die Überlassung zweier Festungen als Pfand ehrlicher Friedensliebe; und als man darauf einzugehen bereit war, steigerte er seine Forderungen. Der König, erschreckt durch die raschen Siegeszüge des Feindes sowie durch die Anzeichen revolutionärer Bewegungen in Turin und mit Beaulieu entzweit, willigte in den Waffenstillstand von Cherasco, um 26. April.
Zeit zu Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Das Direktorium zeigte wohl einige Empfindlichkeit über das eigenmächtige Auftreten des Generals; Rewbell und Barras meinten, man solle in Piemont die Revolution erwecken, das Volk zur Republik ermutigen; aber die Begeisterung über die Siege der italienischen Armee war so allgemein in der Nation, daß man den jungen Helden gewähren lassen mußte. Zudem wußte Napoleon die Regenten in Paris und ihren Kommissar bei der Armee mit solcher klugen Feinheit zu behandeln, daß seine Vorschläge durchgingen und ihnen doch der Schein blieb, als ob ihre Befehle und Weisungen vollzogen würden. Dabei ließ er durchblicken, welche Geldsummen man den besiegten oder bedrohten Ländern und Fürsten abpressen könne, ein Wink, der auf die von Finanznöten so schwer bedrängten Direktoren von besonderer Wirkung war. So kam denn der Friede mit dem König von Sardinien auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen zum Abschluß. Viktor Ama- 15. Mai.
deus trat darin die Grafschaft Savoyen und Nizza an die Republik ab, verpflichtete sich zur Lieferung von Kriegsbedürfnissen, und machte, indem er den französischen Heerführern drei Festungen, darunter Alessandria, und mehrere Kriegsstraßen öffnete, die eignen Truppen verlegte und die Landwehr auflöste, die siegreichen Nachbarn zu den eigentlichen Gebietern seines Königreichs. Der republikanischen Regierung zu Gefallen wurden die Emigranten ausgewiesen, die politischen Prozesse gegen die Freunde der Revolution niedergeschlagen. Piemont war nunmehr eine vorgeschobene Operationsbasis gegen die Lombardei. Napoleons Ansehen stieg durch diese glänzenden Erfolge so sehr, daß in kurzem sein Wille mehr galt als die Anordnungen des Direktoriums, ja daß dieses bald in ein abhängiges Verhältnis zu seinem Feldherrn geriet.

Die französischen Soldaten hatten sich für die ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen durch Plünderungen und Gewaltthätigkeiten in den eroberten Ortschaften Der Feldherr und die Soldaten.

entschädigt. Napoleon war darüber sehr unwillig; er fürchtete, die Kunde von den Mißhandlungen der piemontesischen Bevölkerung möchte einen schlimmen Eindruck auf das übrige Italien machen und die Eroberungen erschweren. Denn die Sympathien der Völker für Revolution und Republik kamen den Franzosen ebenso zu statten, wie sie die Regierungen in Furcht setzten und zu Friedensabkommen geneigt machten. Napoleon strafte daher die Zuchtlosigkeiten und suchte den Soldaten ihre größere Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen. An demselben Tag, da der Waffenstillstand zum Abschluß gekommen, erließ er eine zweite Proklamation an das Heer des Inhalts: „Soldaten, ihr habt binnen vierzehn Tagen sechs Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze erobert und den reichsten Teil von Piemont in Besitz genommen; ihr habt 15,000 Gefangene gemacht, über 10,000 Feinde getötet oder verwundet. Bisher schluget ihr euch um kahle Felsen mit glänzendem Mut, aber ohne Nutzen für das Vaterland; jetzt seid ihr ebenbürtig den Heeren von Holland und vom Rhein. Ihr waret entblößt von allem, jetzt habt ihr euch alles erfochten. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen; habt Ströme überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, und unter freiem Himmel übernachtet ohne Branntwein und oft ohne Brot. Das können nur republikanische Soldaten, nur Soldaten der Freiheit. Die feindlichen Armeen, die ihr mit solcher Kühnheit angegriffen habt, fliehen erschrocken und staunend. Aber ihr habt noch nichts gethan; noch ist Mailand nicht in euren Händen; noch wird die Asche der Besieger Tarquins von den Mördern Bassevilles mit Füßen getreten. Ihr dürft nicht erschlaffen; es gilt Italien zu befreien, die Ketten des befreundeten Volks zu zerbrechen, den französischen Namen zu verherrlichen." Man sieht, daß damals schon des Feldherrn Blicke vom Po nach dem Tiber gerichtet waren.

Parma erkauft den Frieden. Das moderne Raubsystem.

Nach dem Waffenstillstand mit Piemont setzte Napoleon rasch seinen Siegeszug gegen die Lombardei fort. Am Agogna, einem der von den Alpen herabströmenden Nebenflüsse des Po hatte Beaulieu eine durch Lage und Schanzwerke feste Stellung bezogen; Napoleon umging sie, indem er in Eilmärschen auf dem rechten Ufer stromabwärts zog und am 7. Mai unweit Piacenza auf einer Schiffbrücke den Fluß überschritt. Mit der Kriegsbewegung hielten die diplomatischen Unterhandlungen gleichen Schritt. Anstatt in die revolutionäre Politik von ehedem einzulenken, die Völker zum Kampf gegen ihre Tyrannen aufzureizen, zog man es in Paris und im Bonaparteschen Lager vor, den geängstigten und überraschten Regierungen, Fürsten und Städten Kontributionen aufzulegen, der eignen Geldnot durch fremden Raub abzuhelfen und der Eitelkeit der Franzosen zu schmeicheln. Weder Geld noch Proviant, lautet das scharfe Urteil Lanfreys, noch Werke der Kunst und Wissenschaft, noch Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaues, nichts entging einem Plünderungssystem, das bisher in der modernen Völkergeschichte ohnegleichen war. Der erste, der unter dieser Kriegspolitik zu leiden hatte, war der uns aus frühern Blättern bekannte Herzog Ferdinand von Parma, ein spanischer Infant. Er war der allgemeinen Koalition beigetreten und gab dadurch dem Direktorium und dem General Anlaß zu feindseliger Behandlung. Nur aus Rücksicht für Spanien, mit dem die Republik in Frieden war, bewilligte Bonaparte dem Bourbonschen Fürsten die erbetene Waffenruhe. Doch mußte er sie mit
9. Mai 1796. zwei Millionen Franken, mit 1700 Pferden, mit Getreide, Schlachtvieh und mit zwanzig Gemälden berühmter Meister erkaufen. Bei der Plünderung und Entführung von Kunstschätzen, Bildern und Manuskripten ahmte Bonaparte die römischen Feldherren und Prokonsuln nach, die er aus Plutarchs Lebensbeschreibungen kannte. Er bereicherte die französische Hauptstadt mit den Werken des Genius, um das schaulustige und eitle Volk zu ergötzen. Und das Direktorium gab nicht nur seine Zustimmung, sondern munterte dazu auf, befahl die Erpressungen.

Erstürmung der Brücke von Lodi. Einzug in Mailand. Der Herzog von Modena.

Wenige Tage nachher kamen die französischen Heersäulen an der Adda an, wo Beaulieu mit bedeutenden Streitkräften die Brücke von Lodi hütete. Diesmal wählte Napoleon nicht den Weg des Umgehens und Durchschleichens, den er so meisterhaft verstand, sondern er beschloß, „den Stier bei den Hörnern zu fassen", um mit einer imponierenden Waffenthat seinen Einzug in die Lombardei zu feiern. Und in der That wird die Erstürmung der Brücke von Lodi, die von 9000 Kaiserlichen und mit einer Batterie von dreißig Geschützen verteidigt ward, zu den glänzendsten Erfolgen des corsischen Kriegshelden gerechnet. Der Angriff wurde hartnäckig zurückgeschlagen, bis die Kavallerie weiter aufwärts über den Fluß setzte und den Kaiserlichen in die Flanke fiel. Mit den Trümmern seines Heeres zog Beaulieu hinter den Oglio und Mincio zurück, um in Mantua neue Streitkräfte zu sammeln, während der französische Obergeneral seinen glänzenden Einzug in Mailand hielt, von dem den Revolutionsideen geneigten lebhaften Volk mit Jubel empfangen. Zugleich wurden die Städte Cremona, Pavia, Como u. a. besetzt. Wie schwoll in diesen Tagen dem republikanischen General das stolze Herz im Gefühl der Freude über die errungenen Lorbeeren und der Vorahnung künftiger Größe! Als Marmont am Abend ihn versicherte, daß die Bewunderung in Paris keine Grenzen haben werde, entrollte er vor den Blicken des erstaunten Adjutanten die kühnen Bilder, die seine Phantasie ihm vorgaukelte: „Die Pariser haben noch nichts gesehen," sagte er mit erregtem Selbstgefühl, „ich hoffe noch ganz andre Dinge von der Glücksgöttin zu erlangen; in wenigen Tagen werden wir an der Etsch sein und ganz Italien in unsern Händen haben. Wird man mir dann die nötigen Mittel gewähren, so brechen wir sofort zu größern Unternehmungen auf. In unsern Tagen hat noch niemand große Thaten gesehen, an mir ist es, das Beispiel zu geben." Noch immer schwebte ihm der Feldzugsplan durch Tirol nach der Donau vor der Seele. Und waren denn nicht die Erfolge so wunderbar, daß er alles für möglich halten konnte? Drei Tage nach seinem Einzug in Mailand ahmte Herkules Rinaldo III. von Modena, dessen Erbtochter Marie Beatrix mit dem Erzherzog Ferdinand, einem Oheim des Kaisers, vermählt war, das Beispiel seines Nachbars von Parma nach, indem er einen Waffenstillstand um den Preis von zehn Millionen Frank und zwanzig Gemälden erkaufte, welche Pariser Kunstkenner auswählten. Ebenso mußten Mailand und die Lombardei für die Befreiung vom österreichischen Joch zwanzig Millionen und eine Anzahl wertvoller Kunstgegenstände, Handschriften u. dgl. nach Paris liefern.

10. Mai 1796. — 14. Mai. — 17. Mai.

Napoleon u. das Direktorium.

Um dieselbe Zeit erhielt Napoleon ein Schreiben von dem Direktorium, er sollte seine Armee teilen: mit der einen Hälfte sollte Kellermann in Oberitalien bleiben, mit der andern sollte er selbst nach Livorno, Rom und Neapel ziehen. Der General war entschlossen, eher seinen Abschied zu nehmen, als diesem Befehl zu gehorchen. Doch verfuhr er mit der gewohnten politischen Klugheit. In einem Brief an Carnot voll Ehrerbietung und Ergebenheit meldete er die Unterwerfung der Lombardei und suchte darzuthun, daß zu weitern Erfolgen gegen Österreich nicht bloß Einheit des Oberbefehls, sondern unbeschränkte Vollmacht für den Feldherrn erforderlich sei. Er bat, daß ihm die Regierung volles Vertrauen schenke, da er nur das wahre Interesse Frankreichs im Auge habe. „Dem Vaterland dienen, einen Platz in der Geschichte erringen, der Regierung meine Ergebenheit bethätigen, das ist mein ganzer Ehrgeiz." Wie hätte das Direktorium, das sich mühsam gegen die feindlichen Faktionen zu behaupten vermochte, das bei der heillosen Finanzwirtschaft der italienischen Kontributionen durchaus nicht entbehren konnte, sich mit dem Feldherrn überwerfen können, dessen Namen in aller Mund war, dem der gesetzgebende Körper den Dank des Vaterlandes aussprach, dem Offiziere und Soldaten mit der größten Begeisterung anhingen? Die Teilung des Ober-

21. Mai 1796. befehls wurde zurückgenommen, Kellermann in Savoyen gelassen und Napoleon mit solchen Vollmachten ausgerüstet, daß er sich thatsächlich als souveränen Kriegsherrn der italienischen Armee betrachten konnte. „Seit dem 21. Mai verfügte er über militärische und diplomatische Fragen, beherrschte die Verwaltung und die Finanzen der unterworfenen Lande, bestimmte das Geschick der italienischen Staaten nach seinem Gutbefinden."

Sieger und Besiegte. Da Napoleon stets beflissen sein mußte, die Bedürfnisse des Direktoriums und der Armee zu befriedigen, so wurde das System der Erpressung und Aussaugung immer weiter ausgedehnt. Nicht nur daß fort und fort Geldsummen und Schätze aus Kirchen und Palästen über die Alpen wanderten, die Requisitionen der Kommissare, der Lieferanten, der Offiziere, die Plünderungen der Soldaten nahmen kein Ende. In vielen Fällen drückte der Oberfeldherr ein Auge zu; je mehr sich die Untergebenen schuldbewußt fühlten, desto abhängiger waren sie von ihm; nur wenn die Ausschreitungen zu arg wurden oder die Disziplin zu lockern drohten, fuhr er mit starker Hand dazwischen. Dies wirkte dann um so mehr, als er selbst seine Hände rein hielt. Als Befreier der Völker hatten sich die Franzosen angekündigt, als Peiniger und Bedrücker fielen sie jetzt über Länder und Städte her. Hier und da erhob sich das mißhandelte Volk, aber die
25. 26. Mai. blutige Züchtigung, die das aufrührerische Pavia erfuhr, schreckte die andern ab. Übrigens suchte Napoleon seine Herrschaft nicht allein auf die Schärfe des Schwerts zu gründen, seine ganze Haltung war derart, daß er zugleich Ehrfurcht und Vertrauen erweckte. Selbst gegnerische Historiker, wie Lanfrey, rühmen seine Selbstbeherrschung, seine Sittenstrenge, die Einfachheit seines Lebens. Er ragte nicht bloß durch die Überlegenheit seines Genius, sondern auch durch ein moralisches Übergewicht vor allen hervor. Sein Sinn stand nicht auf Reichtum, sondern auf Ruhm, Macht und Ehre, sein ganzes Denken und Handeln war nur auf die eigne Größe, auf Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes und seiner unbegrenzten Herrschsucht gerichtet. In der Tiefe seiner Seele schlummerte der Gedanke von einem Weltregiment.

Brescia und Verona besetzt. Als die Bewegungen und Aufstände in der Lombardei unterdrückt waren, und die provisorische Verwaltung in sichere Hände gelegt, setzte der Oberfeldherr seinen Zug nach Osten fort. Beaulieu hatte, ohne die Neutralität der Markusrepublik zu achten, die venetianische Festung Peschiera besetzt, in der Absicht, die Thallinie des Mincio bis nach Mantua zu behaupten. Als aber Napoleon, der nun ebenso rücksichtslos sich der Stadt Brescia bemächtigte, plötzlich bei Borghetto erschien, räumten die Österreicher die Flußlinie. Einige Abteilungen warfen sich nach Mantua, dessen Besatzungsmannschaft dadurch auf etwa 14,000 stieg, die andern zogen die Etsch hinauf nach Tirol. Anfangs Juni war das ganze österreichische Oberitalien bis auf die genannte Festung in den Händen der Franzosen. Auch Peschiera wurde nach dem Abzug der Österreicher besetzt, und wenige Tage nachher rückte Massena vor die Stadt Verona, welche längere Zeit den Prätendenten Ludwig XVIII. und mehrere Häupter der Emigration in ihren Mauern beherbergt hatte, und erzwang die Übergabe. Der Proveditore Foscarini hatte vergeblich die Anerkennung der Neutralität der Markusrepublik zu erwirken gesucht; die mit erkünsteltem Zorn erteilte Antwort des siegreichen Feldherrn war berechnet, den regierenden Herren Furcht einzuflößen und sie zu allem willfährig zu machen.

b. Venedig und andre italienische Staaten.

Venedig hat in seiner langen Geschichte viel Stoff zu Trauerspielen geliefert; jetzt nahte die Stunde, wo die letzte erschütternde Tragödie in Szene gesetzt ward. Wir kennen aus frühern Blättern den aristokratischen Verfassungsbau des Lagunenstaats: noch immer stand an der Spitze ein auf Lebenszeit gewählter Doge, der in Verbindung mit der Signorie, seinem geheimen Rat, mit einem Ministerkollegium, mit den Staatsinquisitoren und dem Rat der Zehn als oberster Polizeibehörde die Republik regierte, während der Senat oder der aus den edeln Geschlechtern gebildete große Rat die gesetzgebende Gewalt übte. Es waren noch immer die mittelalterlichen Formen, aber der Geist, die energische Thatkraft und der politische Verstand von ehedem waren entwichen. Selbst die Schauer, welche die Staatsinquisition und die Bleikammern in der Phantasie der Menschen erzeugten, waren nur noch künstliche Mittel, um die neuerungssüchtige Menge in Furcht und Gehorsam zu halten. Seitdem die Türkenkriege ihre Kräfte aufgerieben, war die Republik von den großen Welthändeln fern geblieben. Wie wenig immer die französische Revolution nach dem Sinn der regierenden Herren sein mochte, Venedig hat sich nie an die Koalition angeschlossen, ja der Freistaat war die erste Macht, welche die Französische Republik anerkannte und einen diplomatischen Vertreter zuließ. Die österreichischen Heere durften nur auf einer durch alte Verträge festgesetzten Etappenstraße in das mailändische Gebiet einrücken. Dem Grafen von Provence hatte man den Aufenthalt in Verona erst gestattet, als der Wohlfahrtsausschuß seine Einwilligung gegeben, und ihn vor dem Erscheinen Napoleons in Italien zum Abzug bewogen. Aber eine Neutralität gegenüber zwei feindlichen Großmächten konnte nur behauptet werden, wenn sie durch ein achtunggebietendes Kriegsheer verteidigt ward. Daran hatte es aber die Republik fehlen lassen: der größte Teil der Linientruppen lag auf den dalmatinischen und albanesischen Grenzstrichen; auf dem Festland standen etwa 5000 Mann in zerstreuten Garnisonen: die Landwehr, die auf 30,000 Mann gebracht werden konnte, war militärisch untüchtig; die Marine diente nur den Handelsinteressen. Gegen die Verletzungen der Neutralität durch Beaulieu wie durch Napoleon hatte man nur Vorstellungen, die wenig Beachtung fanden. Dazu kam noch, daß in der Hauptstadt und mehr noch in den Provinzen unter der Bevölkerung große Unzufriedenheit herrschte, daß da und dort Forderungen nach Reformen, nach einer liberalen Verfassung im Geist der Zeit mit Beiziehung der bürgerlichen Unterthanen zur Gesetzgebung laut wurden, daß sich demokratische Elemente regten, welche die Alleinherrschaft der edlen Familien nicht länger ertragen wollten. Unter solchen Umständen war die Lage der Markusrepublik eine sehr schwierige; sie wurde aber noch schwieriger und gefährdeter durch die Schwäche und Schlaffheit der Signorie und des Senats. Trotz der drohenden Haltung, welche sowohl Bonaparte als das Wiener Kabinett gegenüber der venetianischen Regierung annahmen, beharrte sie bei ihrer Neutralität. Einige slawonische Bataillone, die sie in die Stadt rief, konnten höchstens zur Niederhaltung demokratischer Regungen dienen, nicht aber zur Abwehr des Feindes. Als die Bewohner der Terra firma, insbesondere die Bürger von Bergamo, Verona und andern Städten, empört über die Mißhandlungen und Bedrückungen, die sie von den französischen Soldaten zu dulden hatten, Anstalten zur Selbsthilfe trafen, wurden sie von den regierenden Herren zur Ruhe gewiesen. „In den Staaten wie in den einzelnen Menschen versiegt die Energie des innern Lebens, sobald sie aufhören, sich weitere Ziele als den Genuß des Vorhandenen zu setzen."

Der venetianische Geschlechterstaat.

Das Direktorium und sein Oberfeldherr richteten bereits ihre gierigen Blicke auf den reichen Handelsstaat, der große und leichte Beute versprach, wenn man erst Österreich gänzlich aus Italien hinausgeschlagen haben würde. Aber solange das feste, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene und durch eine starke tapfere Besatzung verteidigte Mantua unbezwungen war und neue Zuzüge aus Deutschland und Tirol heranziehen konnte, stand dieses Ziel noch in weiter Ferne. Der Signorie und dem Adelssenat wurde dadurch noch eine kleine Lebensfrist gewährt.

Friede mit Neapel. Derselbe Umstand kam auch dem Königreich Neapel zu statten. Als der Fürst von Belmonte, Pignatelli, sich im französischen Hauptquartier einstellte, um einen Waffenstillstandsvertrag anzubieten, wie er mit Sardinien, Parma und Modena abgeschlossen worden, wagte Napoleon nicht den Bogen zu stramm zu spannen. Es genügte ihm, 5. Juni 1796. daß der König durch den Vertrag von Brescia von der Koalition zurücktrat, die neapolitanische Kavallerie, welche noch in Oberitalien stand, entfernte und den englischen Schiffen die Häfen des Königreichs verschloß. Von einer Geldforderung, wie das Di- 10. Okt. rektorium gewünscht, mußte für diesmal abgesehen werden. Erst in dem spätern Friedensschluß mit der Pariser Regierung verpflichtete sich Ferdinand zu Naturallieferungen im Wert von acht Millionen.

Politische Pläne. Alles was Napoleon in den nächsten Wochen vornahm, ließ seine Absicht erkennen, einen neuen italienischen Staat unter französischem Protektorat in dem Poland zu gründen. Dem Direktorium war es mehr darum zu thun, soviel Vorteil als möglich aus den eroberten Städten und Landschaften zu ziehen und dann bei Gelegenheit eines Friedens das mailändische Gebiet gegen die Abtretung von Belgien wieder an Österreich auszuliefern; der Oberfeldherr dagegen suchte in den gewonnenen Gebieten Organisationen zu schaffen, aus denen mit der Zeit ein zentralisiertes Staatsganze auf modern-rationalistischer Grundlage hervorgehen könnte. Die partikularistischen Regungen wurden mit Strenge niedergehalten, die liberalen Bürgerschaften begünstigt und gehoben, priesterliche Einflüsse und feudale Elemente zurückgewiesen, einheitliche militärische Administration eingeführt. Die Errungenschaften der französischen Revolution sollten auch den Völkerschaften zwischen Alpen und Apenninen zu teil werden.

Genua. Als auf dem Gebiet der Republik G e n u a und in den angrenzenden Gebirgslandschaften italienische Bauern und Unzufriedene sich mit österreichischen Flüchtlingen zusammenscharten und einen Bandenkrieg organisierten, schickte Napoleon unter Lannes Truppen gegen sie aus und ließ der aristokratischen Regierung, die er im Verdacht hatte, daß sie der Bewegung Vorschub leistete, durch Murat melden, wenn dem Unwesen nicht gesteuert würde, werde er mit Truppen einziehen. Das Schloß des Marchese Spinola ließ er niederreißen.

Der Kirchenstaat. Diesem System entsprach auch sein Verfahren gegen den K i r c h e n s t a a t. Dabei handelte er zugleich nach dem Sinn des Direktoriums, das dem Papst tiefen Groll hegte wegen seiner feindseligen Haltung gegen die Revolution und die philosophische Zeitbildung. Larevellière-Lepeaux erblickte in dem Oberhaupt der Kirche den Feind der Menschheit, den unversöhnlichsten Widersacher seiner theophilanthropischen Doktrinen. Es war keine schwere Arbeit, die unkriegerischen, mit der geistlichen Herrschaft zerfallenen, neuerungssüchtigen Bewohner der Legationen zur Unterwerfung zu bringen. Fast ohne Widerstand besetzte Augereau die Städte Ferrara und Bologna, und als Napoleon selbst in der letztern Stadt seinen Einzug hielt, wurde er mit begeistertem Jubel empfangen. Erschrocken sandte Pius VI. den spanischen Gesandten Azara in das Hauptquartier, um von dem siegreichen Feldherrn einen Waffenstillstand und Friedensvertrag zu erwirken wie die andern Fürsten und die Franzosen vom Kirchenstaat fernzuhalten. Napoleon nahm einen hochfahrenden Ton an. Hatte er doch

selbst in seiner zweiten Proklamation die Rache für Basseville, den französischen Geschäftsträger, der bei einem Akt republikanischen Übermuts von dem wütenden Volk am 13. Januar 1793 ermordet worden war, als heilige Pflicht den Soldaten vorgeführt. Nur mit Mühe konnte der Papst gegen Abtretung der eroberten Städte und Landschaften nebst der Citadelle von Ankona und um den Preis einer Geldsumme von 21 Millionen Frank, hundert Gemälden und fünfhundert Handschriften den ersehnten Waffenstillstand erlangen. Die Requisitionen, Erpressungen und Plünderungen, die darauf von den Franzosen in den Legationen geübt wurden, stimmten die anfängliche Begeisterung bald herab und erzeugten Volksaufstände wie in der Lombardei. Von Bologna aus zog eine Abteilung nach der Hafenstadt Livorno, um sie wegen Zulassung englischer Handelsschiffe zu züchtigen. Die Schiffe selbst entkamen glücklich nach Corsica; dagegen wurden die Magazine, wo Waren verschiedener Nationen lagerten, mit Beschlag belegt. Die Beute war über Erwarten groß, sie wurde auf 40 Millionen Frank geschätzt. Ein Teil davon wanderte nach Paris, das Übrige zerrann unter den Händen der habgierigen Kommissare Salicetti und Gareau und der Offiziere. Dadurch kamen die feilen Seelen ganz in die Knechtschaft Napoleons. Der Großherzog von Toscana, der schon lange von den Verbündeten abgefallen war und seinen Frieden mit der Republik gemacht hatte, wurde durch ein höfliches Schreiben beruhigt. Da die Regierung von Florenz nicht stark genug sei, die Neutralität des Hafens gegenüber den Engländern sicherzustellen, so habe das Direktorium den Befehl erteilt, denselben zu besetzen; man werde aber das Land als ein befreundetes behandeln. Und sowenig wagte der Bruder des Kaisers dem mächtigen Heerführer, der ihm seine blühendste Handelsstadt ausgeplündert hatte, entgegenzutreten, daß er denselben drei Tage nachher bei einem Besuch in Florenz gastfreundlich an seiner Tafel bewirtete. — Mit neuen Lorbeeren bedeckt kehrte Napoleon anfangs Juli nach der Lombardei zurück, um die Besitznahme durch die Eroberung der Festung Mantua zu vollenden. Er hatte ansehnliche Verstärkungen empfangen, so daß er zugleich einen Belagerungskrieg gegen das Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien vornehmen, die Zugänge aus Tirol am Gardasee und an der Etsch hüten und Bologna, Livorno, Mailand durch Garnisonen sichern konnte. Dabei kam es ihm zu statten, daß die spanische Regierung, seit dem Vertrag von Ildefonso mit Frankreich zu Schutz und Trutz verbunden (S. 924), mit ihrer Flotte die Küsten Italiens gegen englische Landungsversuche schützte; eine Verstärkung der Seekräfte im Mittelmeer, die das britische Ministerium bewog, die Besatzungen von Corsica zurückzuziehen und die Insel den französischen Parteigängern und Bonapartes Freischaren zu überlassen. Mit großem Geschick bewerkstelligte der Kommodore Nelson im Angesicht der Feinde die Einschiffung der Truppen nach Elba und segelte dann mit der Flotte in den Atlantischen Ozean, um Westindien zu decken und die drohende Landung einer republikanischen Hilfsarmee auf Irland zu verhindern, ein harter Schlag für das Wiener Kabinett, das dadurch die Wiedereroberung Italiens sehr erschwert sah.

[Randnotizen: 23. Juni 1796. — Livorno. — 27. Juni. — Toscana. — 30. Juni. — Corsica u. das Mittelmeer.]

Innerhalb dreier Monate hatte sich Napoleon in Italien eine Stellung geschaffen, die ihn schon jetzt zum eigentlichen Gebieter des Landes machte. Das Direktorium wagte es nicht dem Willen und der Einsicht eines Mannes zu widersprechen, der so unerhörte Triumphe feierte, auf den die bewundernden Blicke der Nation gerichtet waren. In seinem Hauptquartier flossen politische und militärische Geschäfte aller Art zusammen; er schaltete und waltete mit monarchischer Machtfülle. Schon damals konnte man erkennen, daß ein gewaltiger Egoismus, ein dämonischer Trieb nach Größe und Herrschaft in seiner Seele schlummerte und sein ganzes Thun und Sein bestimmte. Er betrachtete die Menschen nur als Mittel und Werkzeuge für seine Zwecke, ohne daß

[Randnotiz: Bonapartes Machtstellung.]

er tiefere Gefühle persönlicher Liebe und Hingebung für irgend jemand empfunden hätte, und seine Klugheit ließ ihn rasch erkennen, wozu jeder zu gebrauchen und um welchen Preis jeder zu haben war. Und niemand verstand besser als er die Kunst, bald durch einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, bald durch Drohungen oder aufbrausenden Zorn, der meistens berechnet war, die Menschen sich dienstbar zu machen und für seine Zwecke zu benutzen. Die Erreichung dieser Zwecke, die Durchführung bestimmter Pläne war das einzige, was er ins Auge faßte, die Mittel und Wege, die dazu führten, waren ihm gleichgültig. Für Sittlichkeit hatte er wenig Sinn, an menschliche Tugend fehlte ihm der Glaube. Weltklugheit und Staatsvernunft stand ihm höher als Idealität. Die dämonische Zaubergewalt, die sein Name und seine Persönlichkeit auf die Volksphantasie ausübte, war von großem Einfluß auf seinen spätern wunderbaren Lebensgang. Aber selbst diese hat er mit berechneter Geflissentlichkeit zu wecken und zu mehren gewußt.

c. Die Herbstfeldzüge in Italien und Deutschland.

Die Siege Napoleons bei Lonato u. Castiglione.

Nach seinem Abzug aus Italien hatte Beaulieu den Oberbefehl niedergelegt. An seine Stelle wurde Wurmser von der Rheinarmee berufen. Er zog sofort mit 25,000 Mann nach Innsbruck, sammelte dort die übrigen österreichischen Truppen um sich und traf Anordnungen zur Wiedereroberung Italiens, das dem Wiener Kabinett mehr am Herzen lag als die deutschen Reichslande. Als seine Armee über 50,000 Mann stark war, entwarf er seinen Feldzugsplan in der Art, daß er selbst mit dem Kern des Heeres auf Verona und Mantua losging, indes General Quosdanowitsch weiter westwärts Brescia und Mailand zurückerobern und eine dritte Abteilung durch das Thal der Brenta nach der untern Etsch ziehen sollte. Für den französischen Feldherrn stand alles auf dem Spiel: seine Truppen waren an verschiedenen Orten aufgestellt und an Zahl geringer als die des Feindes; eine verlorene Schlacht war für ihn das Grab seiner Machtstellung und seiner stolzen Zukunftspläne; und die Anfänge waren düster genug: Brescia und Verona kamen wieder in österreichische Hände; im Kriegsrat sprachen sich viele für einen Rückzug aus; das Belagerungsheer wurde von Mantua abberufen. Aber Napoleon fand sich rasch zurecht. Angespornt von Augereau, einem kühnen Soldaten von mächtigem Körperbau, den die Revolution und sein jakobinischer Eifer von einem Pariser Straßenjungen zum General emporgetragen, beschloß er, sich mit aller Energie auf den Feind zu werfen, ehe Wurmser und Quosdanowitsch sich vereinigt haben würden. Er vertraute seinem Stern und der bedächtigen Kriegsweise des österreichischen Feldmarschalls. Dieses Vertrauen sollte glänzend belohnt werden. Nachdem Bonaparte den General Massena an sich gezogen, fügte er in einer Reihe von Gefechten, zwischen dem südwestlichen Ufer des Gardasees und dem Fluß Chiese, bei Lonato
2.—4. Aug. 1796. und anderwärts, dem österreichischen Feldherrn Quosdanowitsch solche Verluste zu, daß dieser den Rückzug nach Tirol anordnete. Nun langte Wurmser mit dem Hauptheer bei Solferino und Castiglione an. Hätte die andre Division zu ihm stoßen können, so waren die Österreicher im Vorteil. Diese befand sich aber bereits auf dem Abmarsch. Von Bonaparte und den beiden Generalen Massena und Augereau angegriffen, lieferte
5. Aug. Wurmser am folgenden Tag dem Feind die große Schlacht bei Castiglione, die trotz des standhaften Muts des Marschalls und der bewährten Tapferkeit der Soldaten mit einer Niederlage der Österreicher und mit dem verlustvollen Rückzug auf die Ostseite des Mincio endigte. Am 14. August war Wurmser wieder in Innsbruck, von wo er einige Wochen zuvor voll Siegeszuversicht ausgezogen war; seine Truppen, noch kürzlich so mutig und feldtüchtig, hatten alles Vertrauen verloren. Mantua, das unter-

dessen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf reichlich versehen worden, wurde nun von neuem eingeschlossen.

Schlacht bei Bassano. Wurmser nach Mantua.

In Wien erzeugte der unglückliche Ausgang des Feldzugs um so mehr Bestürzung und Mißmut, als der Anfang so vielversprechend gewesen war. Sollte man aber die Hauptfestung, an welche der Besitz des ganzen Polandes geknüpft war, in die Hände des Feindes geraten lassen? Dazu konnte man sich nicht entschließen. Wurmser erhielt daher Befehl, aufs neue vorzugehen. Wieviel zweckmäßiger wäre es gewesen, den Erzherzog Karl in dem gleichzeitigen deutschen Krieg gegen Moreau zu unterstützen! Dem neuen Kriegsplan gemäß entsandte Wurmser eine Abteilung seines Heeres unter General Davidowitsch in das Etschthal, während er selbst mit einer andern von Trient aus nach Bassano zog, um durch das Thal der Brenta vorzurücken. Aber im Lager von Caliano (4. Sept. 1796.) durch die von den Bergen herabsteigenden Franzosen überfallen, wurde Davidowitsch mit einem Verlust von 6000 Mann und 25 Kanonen zurückgeschlagen; und vier Tage nachher erlitt Wurmsers weit auseinander gezogenes Heer bei Bassano eine vollständige Niederlage durch Bonaparte und die Divisionen Augereau und Massena. (8. Sept.) 3000 Gefangene nebst einer Menge von Geschütz, Packwagen, Fahnen gerieten in die Hände der Sieger. Mühsam erreichte Wurmser auf Eilmärschen über Legnago mit etlichen tausend Flüchtlingen die Festung Mantua, die nach seiner Ankunft eine Besatzung von (13. Sept.) etwa 22,000 kriegsgeübten Streitern zählte. Italien war zum zweitenmal durch Bonaparte erobert. Die Österreicher hatten 29,000 Mann in den Kämpfen verloren, die französische Armee 7500. Wäre der deutsche Krieg von gleichen Erfolgen begleitet worden, so konnte der kühne Plan, den der Oberfeldherr vor seinem Abgang zur Armee entwickelt hatte, verwirklicht werden. Aber wie ganz anders sah es da aus! Und wie sehr mußte der grelle Kontrast zwischen den italienischen Siegen und den deutschen Niederlagen den Ruhm Napoleons und die Bewunderung der Franzosen für das aufgehende Gestirn militärischen Glanzes erhöhen! Und doch waren in beiden Ländern ähnliche Zustände: staatliche Zerrissenheit, selbstsüchtige, nur für das eigne Interesse bedachte Fürsten und Regierungen, ein engherziger Partikularismus ohne Sinn für Nation und Gesamtvaterland.

Jourdan u. Moreau in Deutschland.

Wie früher erwähnt, war am Rhein nach Clerfaits Abgang Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, an die Spitze der Heerführung getreten, kein unwürdiger Rivale des Corsen. Als nun anfangs Juni General Jourdan nebst seinen Unterfeldherren Kleber, Marceau, Bernadotte u. a. mit der Maas-Sambre-Armee wieder über den Rhein setzte, um die Feinde an die Sieg und Lahn zurückzudrängen, trat ihm der Erzherzog vom Taunus her mit seiner gesammelten Macht entgegen und warf ihn nach dem glücklichen Treffen bei Wetzlar und einigen andern kleinern Gefechten auf das linke (15. Juni 1796.) Rheinufer zurück. Wenige Tage nachher überschritt Moreau, der an Pichegrus Stelle (24. Juni.) zum Befehlshaber des Heeres am Oberrhein ernannt worden war, nachdem er mit großem Geschick alle Vorbereitungen zu einem raschen Übergang getroffen, weiter südwärts bei Kehl den deutschen Strom, und drang im Rücken des Kaisersohnes durch die Schwarzwaldpässe nach Schwaben vor, den schwachen weitgezogenen Kordon der feindlichen Truppen durchbrechend und die kleinen deutschen Staaten vor sich her aufrollend. Unter ihm dienten Desaix und St.-Cyr. Nach einigen heftigen Treffen bei Malsch und (10. Juli.) in der Umgegend gingen die schwäbischen Kreistruppen in eiliger Flucht zurück, so daß Moreau ohne erheblichen Widerstand über die rauhe Alb in das Herz von Süddeutschland vordringen konnte. Er war ein Mann von großem Verstand und trefflicher Gesinnung, klug und vorsichtig, aber ohne die schöpferische Fähigkeit, durch kühn eingreifende Gedanken den Verhältnissen neue Gestalt zu geben. Hätte er die geniale Schnellkraft Bonapartes besessen, so hätte er gleiche Erfolge erringen können. Denn

die süddeutschen Regierungen, deren Länder schwer heimgesucht wurden, wünschten sehnlich von der Kriegslast befreit zu werden. Wie die italienischen Fürsten, so eilten auch die deutschen, sich um hohe Geldsummen von dem Feindesdruck loszukaufen. Schon im Juli schlossen Württemberg und Baden unter harten Bedingungen Waffenstillstandsverträge mit Moreau, und im nächsten Monat Friedensvereinbarungen mit geheimen Stipulationen, die den künftigen Rheinbund ahnen ließen. Sie traten von der Koalition zurück, versprachen dem Reichsfeind monatliche Geldzahlungen und ließen sich für die Abtretung ihrer überrheinischen Besitzungen Entschädigungen mit geistlichen
5. Aug. 1796. Gütern zusichern. Auch Sachsen rief seine Truppen ab und trat dem norddeutschen Neutralitätsbund bei; selbst Preußen ließ sich bei Erneuerung des Baseler Demarkationsvertrags zu geheimen Abmachungen mit dem Direktorium herbei, in welchen die völlige Abtretung der linken Rheinseite, die Säkularisation geistlicher Fürstentümer und die Möglichkeit einer Auflösung der Reichsverfassung in Aussicht genommen war. Der Reichstag von Regensburg zerstob nach allen Winden.

Sieg des Erzherzogs bei Würzburg. Um das weitere Vordringen der Moreauschen Armee zu verhindern und zugleich den Abmarsch Wurmsers durch Tirol nach Oberitalien zu decken, faßte jetzt der Erzherzog den Entschluß, sämtliche Streitkräfte Österreichs zu einem einzigen Heerkörper zwischen Main und Donau zu vereinigen. Dadurch erhielt Jourdan Gelegenheit wieder nach Franken vorzudringen und den General Wartensleben, der sich mit dem Erzherzog verbinden sollte, bis nach Bamberg und der Grenze Böhmens zurückzuwerfen. Es würde ein düsteres Gemälde von Völkerelend bilden, wollten wir die Mißhandlungen und Greuelthaten, die Drangsale, Bedrückungen und Beraubungen schildern, welche die Bewohner von Franken und Schwaben von den verwilderten republikanischen Soldatenbanden, die aus Mangel an Sold und Unterhalt aller Zucht entwachsen waren und sich den größten Ausschweifungen ergaben, von habgierigen Lieferanten und Kommissaren, von unbarmherzigen Aussaugern und Erpressern auf diesem Feldzug zu leiden hatten. Wenn es dem General Jourdan gelang, sich mit Moreaus Armee in Süddeutschland zu verbinden, war dann nicht die Möglichkeit vorhanden, den von Napoleon entworfenen, von dem Direktorium angenommenen kriegspolitischen Plan zu verwirklichen? Zum Glück für Österreich hatten es die beiden französischen Feldherren mit einem Gegner zu thun, der ihnen an Kriegsgeschick und Talent gewachsen war, und wurden noch überdies durch Befehle aus Paris in ihren Plänen irre gemacht. Mit großem Geschick wußte nun der Erzherzog den südlichen Feind an der Donau festzuhalten, griff dann, nachdem er Wartensleben an sich gezogen, die Heersäulen Jourdans, die aus der Oberpfalz heranrückten, um sich mit Moreaus Truppen zu vereinigen, ein-
22. 24. Aug. 1796. zeln an und schlug sie in einer Reihe von Gefechten aus dem Feld. Hierauf brachte er, unterstützt von dem tapfern General Hotze und von Wartenslebens schwerer Reiterei,
3. Sept. der Hauptmacht in der heißen Schlacht bei Würzburg eine Niederlage bei, die eine völlige Auflösung der Maas-Sambre-Armee herbeiführte und den französischen General zum eiligen Rückzug nach dem Rhein nötigte. Die Bewohner des Frankenlandes, des Spessarts und Odenwaldes, ergrimmt über die Bedrückungen und Brandschatzungen, standen gegen die abziehenden Feinde auf und erschlugen sie, wo sie sich einzeln blicken ließen. Mit Axt und Sense nahmen sie an ihren Peinigern blutige Rache. Marceau, einer der tapfersten und ritterlichsten Führer des französischen Heeres, fiel auf dem Rückzug im Westerwald durch eine österreichische Kugel. Aber die deutschen Regierungen, weit entfernt die Erhebung des Volks gegen die Reichsfeinde zu ermuntern, ahmten größtenteils das Beispiel Preußens nach und traten von der Koalition zurück. Sie suchten durch Verträge mit Frankreich sich von der Kriegslast zu befreien und Erweiterungen ihres Gebiets und andre Vorteile zu erlangen.

Die Unfälle der Maas-Sambre-Armee Jourdans zwangen auch Moreau, der inzwischen den österreichischen General Latour in mehreren Gefechten geschlagen und hinter den Lech und die Isar gedrängt hatte, zum Rückzug. Es war ihm noch gelungen wenige Tage nach der Schlacht bei Würzburg die schwache bayrische Regierung in Abwesenheit des Kurfürsten zu dem **Vertrag von Pfaffenhofen** zu bringen, worin der französische General dem Land Bayern gegen hohe Geldsummen und Naturallieferungen Schutz und Frieden verhieß, zu einer Zeit, da er bereits sich zum Rückzug vor den Österreichern anschickte und sein Versprechen nicht mehr lösen konnte. „Deutschland hat aus jenen Tagen manchen Akt schmachvoller Unterwürfigkeit zu verzeichnen," urteilt Häusser, „der Vertrag von Pfaffenhofen behauptet indessen den Ruhm, daß die kurzsichtige Thorheit seiner Urheber noch größer war als ihr Mangel an Gemeingeist." Ehe der auf einem Lustschloß bei Dresden weilende Kurfürst den Waffenstillstandsvertrag ratifizieren konnte, hatte das letzte französische Heer Bayern verlassen. Indessen war Moreau glücklicher als Jourdan. Sein Rückzug über den Lech und die Thäler des Schwarzwaldes an den Rhein, beunruhigt durch den Feind im Rücken und auf den Flanken, erschwert durch die Aufstände des racheburstigen Landvolks in Schwaben, galt als Meisterstück der Strategie. Sein gefahrvolles Unternehmen wurde übrigens durch die Fehler der Österreicher erleichtert, die ihm nirgends mit ausreichenden Kräften begegneten, da der Erzherzog nach dem Kinzigthal vorausgeeilt war und die zurückgelassenen Führer sich nicht verständigen konnten. So vermochte Moreau, nachdem er bei Biberach den General Latour nach dem Bodensee zurückgeworfen hatte, sein Heer ohne erhebliche Verluste durch das Höllenthal und das Breisgau in das Rheinthal zu führen, nach einigen kleinen Gefechten bei Emmendingen, Waldkirch und Schliengen bei Hüningen das heimatliche Ufer zu erreichen und im Elsaß Winterquartiere zu beziehen.

Moreaus Rückzug. — 7. Sept. 1796. — 2. Okt. — 25. Okt.

Gegenüber den glänzenden Waffenthaten Napoleons trat der vielbewunderte Rückzug Moreaus in den Schatten; denn mochte man den Feldherrn selbst mit Xenophon vergleichen, ein Rückzug war doch immer kein Sieg. Es war daher begreiflich, daß in der Folge, als die Wege der beiden Feldherren auseinander gingen, der italienische Sieger geringschätzig über die militärischen Verdienste des Nebenbuhlers in Süddeutschland urteilte. Der Erzherzog Karl aber wurde allenthalben in deutschen Landen als Retter und Rächer gepriesen. An ihm war der Plan des großen Doppelfeldzugs gegen Österreich gescheitert. Besonders fühlte man sich in Wien gehoben durch die Kriegserfolge des Kaisersohnes. Gegenüber solchen Triumphen im eignen Haus sah man die verlorne Schlacht bei Bassano als einen geringen Schlag an. War es doch dem Feldmarschall Wurmser gelungen, mit einem Teil seiner Armee Mantua zu erreichen und dadurch die Widerstandskraft der Festung zu erhöhen. Die Unzufriedenheit der italienischen Bevölkerungen und Regierungen, insbesondere des Papstes und des Hofes von Neapel über die französische Vergewaltigung, ließ in Bälde neue Verbündete erwarten. Um so schärfer wurde der Groll gegen Preußen, das im Bund mit dem Feind sich in den fränkischen Landen ausdehne, Nürnberg unter seine Schutzherrschaft gestellt habe und durch Begünstigung von Separatbündnissen der einzelnen deutschen Fürsten mit der Republik den Abfall im Reich mehre. Der Antagonismus zwischen Wien und Berlin war größer denn je zuvor.

Lage und Stimmung.

d. Arcole. Mantua. Tolentino.

Stellung Napoleons in Italien. Die Erfolge in Deutschland ermutigten das Wiener Kabinett zu neuem Vorgehen nach Italien. Dort hoffte man sich für die Verluste schadlos zu halten, die man in Belgien und anderwärts als unvermeidlich voraussah, und wollte zu dem Zweck eine imponierende Stellung erringen. Wir haben erwähnt, daß die Direktorialregierung bei dem italienischen Feldzug nichts weiteres im Auge hatte, als das Land soviel als möglich für die erschöpfte Staatskasse auszunutzen und es dann als Tauschobjekt für Belgien abzugeben, daß aber Napoleon ganz andre Ziele verfolgte. Nach seinem Plan sollte eine Italienische Republik unter Frankreichs Ägide die Frucht seiner Anstrengungen sein; Verträge mit den einzelnen Regierungen sollten ihm die notwendige Zeit zur Bildung und Kräftigung einer französischen Partei gewähren, aus der er nach Vertreibung der Österreicher die Stützen der künftigen Verwaltung und die Legionen zu einer Landwehr bilden möchte. Den Herzog von Modena, der sich nach Venedig begeben hatte, ehe die im Waffenstillstand bedungene Geldsumme vollständig entrichtet war, erklärte er der Herrschaft für verlustig und setzte eine Landesregierung unter dem Schutz der Republik ein. Das Direktorium mußte willig oder unwillig seine Zustimmung zu allen Maßregeln des Obergenerals geben; wie hätte es wagen dürfen, angesichts der eignen schwankenden Stellung im Innern sich den siegreichen Feldherrn zum Feind zu machen? Napoleon wußte bestimmt, daß die bloße Drohung mit seinem Abschied die Pariser Regierung zu allem geneigt machte. Um den Schein zu wahren, erteilte sie Befehle, wie der Feldherr sie vorher verlangt hatte. Auf Grund der Stillstandsverträge wurden Friedensabkommen getroffen. Mit dem römischen Stuhl, dessen moralische Macht ihm imponierte, suchte Napoleon ein besseres Verhältnis herzustellen. Frei von den philosophischen Antipathien eines Larevellère-Lepeaux, erblickte er im Papsttum eine reale Gewalt, mit der man rechnen müsse. Er ließ dem Oberhaupt der Kirche die Versicherung geben, daß sein Streben mehr darauf gerichtet sei, (28. Okt. 1796.) sich den Namen eines Retters als eines Zerstörers des heiligen Stuhles zu erwerben. Aus der Wendung der öffentlichen Meinung, sagt Lanfrey, erkannte er bereits, daß eine religiöse Reaktion unvermeidlich bevorstand, und daß die Unterstützung der Priester ein mächtiger Hebel für seinen Ehrgeiz werden konnte. Alles war berechnete Politik. Ein Friedensschluß kam jedoch noch nicht zu stande, weil Pius VI. erst den Ausgang des neuen Feldzugs abwarten wollte, den das kaiserliche Ministerium gerade damals ins Werk setzte.

Die Schlacht von Arcole. Die bisherigen Unfälle hatten die Österreicher nicht zu der Einsicht geführt, daß das System, mit geteilten Heerkörpern im offenen Schlachtfeld den Franzosen entgegenzutreten, fehlerhaft sei; der Herbstfeldzug, den Feldzeugmeister Alvinzy, ein bejahrter aber noch rüstiger und tapferer General, im November durch die Thäler der Etsch und der Brenta unternahm, war nach derselben Methode wie die frühern entworfen und hatte denselben Ausgang, obwohl die in allen Provinzen des großen Reichs ausgehobenen Truppen den französischen an Zahl überlegen waren. Freilich war es fast lauter junge Mannschaft und der Mangel an Offizieren sehr empfindlich. Dennoch hielt sich der „Haufen von Flüchtlingen und den letzten Rekruten des Reichs", wie Napoleon das österreichische Heer in einem übermütigen Tagesbefehl bezeichnete, beim ersten Zusammentreffen sehr tüchtig. Als General Vaubois durch das Etschthal nach Tirol vordrang, (6. 7. Nov. 1796.) wurde er von Davidowitsch zurückgeschlagen und zum Abzug nach Caliano und von da nach Rivoli gezwungen. Und auch in dem Treffen an der Brenta, das Augereau und Massena um dieselbe Zeit dem Oberfeldherrn Alvinzy und dem General Quosdano-

witsch lieferten, erlangten die Franzosen keine Vorteile. Vielmehr mußten sie sich mit namhaften Verlusten nach Verona zurückziehen. Die Lage war höchst bedenklich, aber Napoleons Scharfblick führte bald eine Änderung herbei. Im Vertrauen auf die methodische Kriegsweise der Gegner, die keine raschen Bewegungen zuließ, zog er von dem Belagerungsheer Mantuas und von der Division Vaubois bei Rivoli Verstärkungen an sich, und rückte dann auf einem nächtlichen Marsch stromabwärts bis Zevio, um die bei Caldiero und S. Bonifacio aufgestellten Feinde unerwartet anzugreifen. Aber bei dem Dorf Arcole, wo der Gießbach Alpone langsam der Etsch zuströmt, ringsum die Gegend bewässernd und strichweise in Sumpf verwandelnd, leisteten die Kroaten unter General Brigido, durch einen Damm gedeckt, so kräftigen Widerstand, daß der Vormarsch nicht fortgesetzt werden konnte, wie sehr auch Massena, Augereau, Bonaparte selbst mit heroischem Mut und großer Lebensgefahr die wankenden und weichenden Kolonnen dem Kugelregen entgegentrieben. 15. Nov. 1796. Napoleon wurde, als er die Fahne in der Hand den Übergang erzwingen wollte, vom Damm herab in den Sumpf gestürzt und mühsam emporgezogen. Als die Dämmerung anbrach, wurde der Abzug nach Ronco angeordnet und dank der frühen Dunkelheit glücklich bewerkstelligt. Nach Entfernung des Heeres langte General Guyeux in Arcole an, als er aber aus dem Hauptquartier keine Nachrichten empfing, räumte er das fast leerstehende Dorf wieder. Am Morgen war dasselbe wieder im Besitz der Österreicher. Es lag jedoch nicht in der Natur Bonapartes von einem kühnen Vorhaben abzustehen, solange noch die Möglichkeit des Gelingens nicht völlig abgeschnitten war; und auf einem solchen Gelingen beruhte auch die Sicherheit des Heeres inmitten feindlicher Streitkräfte. Auch ließen ihm die Österreicher selbst keinen andern Ausweg als eine Schlacht, indem Alvinzy nun seinerseits zum Angriff überging. Und so wurde denn im Laufe des Tages zwischen Ronco und 16. Nov. den Dörfern Arcole und Porcile eine Reihe blutiger Gefechte geliefert, die auf beiden Seiten viele tapfere Krieger auf die kalte Erde streckten, ohne jedoch eine Entscheidung herbeizuführen. Diese ergab sich erst am Abend des folgenden Tages, nachdem es wäh- 17. Nov. rend der Nacht den Franzosen gelungen war, über den untern Alpone eine Brücke zu schlagen und dann auf beiden Ufern des Bergstromes gegen Arcole vorzurücken. Noch einmal strengten beide Heere alle ihre Kräfte an; aber nach langem heißen Ringen erlangten die geübten abgehärteten Soldaten unter den Fahnen Bonapartes, Augereaus und Massenas die Oberhand über die jungen Mannschaften Österreichs. Alvinzy ordnete den Rückzug nach S. Bonifacio an und die Franzosen rückten als Sieger in das vielumstrittene Dorf Arcole ein. Der Rückzug artete bald in tumultuarische Flucht aus, als Alvinzy durch Eilmärsche die von Verona nach Bassano führende Hauptstraße zu gewinnen suchte, um nicht von dem verfolgenden Feind überholt und abgeschnitten zu werden.

Es waren blutige Lorbeeren im Siegeskranze Napoleons, und die „Brücke von Ausgang des Jahres 1796. Arcole" erweckte bei der französischen Nation nicht bloß stolze Ruhmesgefühle, sondern auch schmerzliche Trauer. Aber der Ausgang entschied über das Schicksal Mantuas und Italiens. Um den Sieg zu vervollständigen, sandte Bonaparte alsbald die Divisionen Augereau und Massena gegen Davidowitsch, dessen Zögern hauptsächlich die schlimme Wendung für Alvinzy herbeigeführt hatte. Diese schlugen vier Tage nach dem letzten 21. Nov. 1796. Kampf von Arcole die Österreicher bei Rivoli und warfen den General Davidowitsch mit einem Verlust von 2000 Mann nach Tirol zurück. Alvinzy führte seine Truppen hinter die Brenta. Eine Fortsetzung des Kriegs schien nun nicht mehr möglich. Auch Bonapartes Heere waren erschöpft und bedurften der Erholung sowie einer Ersetzung der großen Verluste an Offizieren und Gemeinen. Aber wenn das Direktorium meinte, daß man jetzt mit Österreich sich verständigen sollte, so stimmte dies gar nicht mit

Napoleons Plänen überein. Gerade um diese Zeit legte er den ersten Stein zu einer „Cispadanischen Republik“, indem er die Einwohner des Herzogtums Modena und der Legationen veranlaßte, in Reggio einen konstituierenden Landtag zu versammeln, der eine Verfassung auf Grund der Selbstverwaltung und Selbstverteidigung schaffen sollte, und den Lombarden die Erlaubnis gab, durch freiwillige Abgeordnete sich an den Beratungen zu beteiligen. Als im November General Clarke, der Vertraute Carnots, in Italien erschien, um den Oberfeldherrn mit den Absichten des Direktoriums bekannt zu machen, konnte er bald wahrnehmen, daß beider Wege weit auseinander gingen. Der Kommissar erkannte schnell, daß der geniale Heerführer eine große Zukunft habe; er gab sich ihm ganz hin und teilte ihm seine Berichte vor der Absendung mit. Napoleon verlangte eine Verstärkung von 30,000 Mann, dann wolle er in das Herz des Kaiserstaats vordringen und einen vorteilhaften Frieden erzwingen. Auf diesen ursprünglichen Feldzugsplan kam er immer wieder zurück.

Winterfeldzug. Napoleon hatte nicht zu besorgen, daß man ihm von Paris aus einen Waffenstillstand aufnötigen werde; in Wien selbst trug man keine Neigung dazu. Noch war ja Mantua nicht gefallen. Um dieses Kleinod zu retten, sollten noch einmal energische Anstrengungen gemacht werden. Mitten im Winter, als vier Fuß tiefer Schnee die Erde bedeckte, mußte Alvinzy einen neuen Feldzug antreten: wiederum sah man verschiedene Heersäulen von Norden und Osten nach dem Etschthal vorrücken, um die Festung zu entsetzen. Napoleon war zu ihrem Empfang bereit; seine Truppen hatten sich wieder erholt und waren durch 8000 Mann unter dem jungen feurigen General Joubert verstärkt worden. Diesem fiel denn auch die schwierige Aufgabe zu, den mit Übermacht
Rivoli. andrängenden Feind auf der Hochfläche des Montebaldo, in der Nähe von Rivoli, von wo aus drei Monate zuvor Davidowitsch nach Tirol zurückgeworfen worden war,
14. Jan. 1797. solange aufzuhalten, bis Bonaparte selbst mit den Divisionen Augereau und Massena herbeikam und die österreichischen Truppen nach heftigen Kämpfen in die Flucht schlug. Noch war der Streit nicht ausgefochten, als Napoleon die Nachricht erhielt, der österreichische General Provera sei bei Legnago, sechzehn Meilen stromabwärts über die Etsch gesetzt, um vereint mit dem aus Mantua ausbrechenden Wurmser von Süden her die Franzosen anzugreifen. Da überließ er die weitere Verfolgung des gegen Trient abziehenden und fliehenden Hauptheeres unter Alvinzy dem General Joubert und rückte in Eilmärschen mit einem Teil der Truppen südwärts. Er traf noch zu rechter Zeit ein, um die Vereinigung zu verhindern. Provera sah sich nach einem kurzen Gefecht bei dem
Gefecht bei der Favorite. 16. Jan. Lustschloß Favorite zur Waffenstreckung gezwungen. Nun war auch für Wurmser die Zeit des Widerstands vorüber. Die Besatzungsmannschaft von Mantua war durch Mangel an Nahrung, durch Elend und Krankheit tief heruntergekommen, so daß sie den Belagerungskrieg nicht länger fortsetzen konnte. Der österreichische General über-
Fall von Mantua. 3. Febr. gab daher die Festung vertragsweise dem glorreichen Sieger. Bonaparte, des Feindes Tapferkeit ehrend, gewährte dem greisen Feldherrn mit seinem Generalstab und einem Teil der mutvollen Garnison, Offizieren und Gemeinen nach seiner eignen Auswahl, freien Abzug. Damit war die Unterwerfung Oberitaliens vollendet, und der corsische Eroberer wartete nur noch die vom Direktorium verlangten Verstärkungen ab, um den Kaiser in seinen Erblanden aufzusuchen und seinen ursprünglichen Kriegsplan ins Werk zu setzen. Die Verluste an der Etsch und am Mincio hatten Österreichs militärische Kräfte so geschwächt, daß der Kaiserstaat nicht wagen konnte, den Doppelkrieg in Deutschland und Italien fortzusetzen.

Napoleon u. das Papsttum. Zuvor sollte jedoch mit dem Papst Abrechnung gehalten werden. Die Niederlage Alvinzys und die Kapitulation Wurmsers hatten in Rom das Vertrauen auf Österreichs Beistand, bei Napoleon die bisher bewiesene schonungsvolle Rücksicht gegen die Kurie

gebrochen. Die Revolution und die Hierarchie bildeten die größten Gegensätze der tiefbewegten Zeit, und wir haben in den frühern Blättern zur Genüge erfahren, wie gewaltthätig und blutig diese Gegensätze in Frankreich hervorgetreten sind. Es war ein Prinzipienkampf auf Leben und Tod. Auch Napoleon stand seinen religiösen Anschauungen nach ganz in der revolutionären Atmosphäre, wenn ihn gleich sein Lebensgang von feindseligen Ausschreitungen gegen die Diener und Träger des päpstlichen Systems fern gehalten hat. Aus seinen Gesprächen und Privatbriefen trat eine Gleichgültigkeit und Mißachtung gegen das pontifikale Lehr- und Kirchenwesen zu Tage, wie die Männer des Konvents und des Direktoriums sie nicht schärfer kundgeben konnten. Von klerikaler Gesinnung und Gläubigkeit war in seinem Innern keine Spur. Wenn er dessenungeachtet bisher eine gewisse äußerliche Ehrfurcht gegen das hierarchische System, das in dem Papsttum seine Spitze hatte, zur Schau trug, so war das nur politische Berechnung. Es wurde bereits angedeutet, daß seinem Scharfblick und seiner Menschen- und Weltkenntnis nicht verborgen blieb, eine wie bedeutsame Macht die Kirche bei der großen Masse des Volks bilde, und eine wie wichtige Stütze jeder weltlichen Herrschaft die Geistlichkeit werden könne. Wenn sie sich ihm unterwürfig und dienstwillig zeigte, konnte sie ihm ein wirksames Mittel für seinen Ehrgeiz, eine Stufenleiter zu künftiger Herrschaft werden. So kam es, daß er bei seinem Einzug in das päpstliche Gebiet in einer Proklamation sich als „Beschützer der Religion des Volks" ankündigte, während das Direktorium ihn angewiesen hatte, die römisch-katholische Kirche als die unversöhnlichste Feindin der Republik zu behandeln.

Pius VI. und die Revolution. Und in der That hatte Pius VI., wie sehr auch in frühern Jahren der stattliche Mann mit der majestätischen Würde in Haltung und Gestalt durch nachgiebiges geschmeidiges Benehmen über manche Schwierigkeiten sich hinwegzuhelfen gewußt, den Pariser Machthabern Veranlassung genug gegeben, das vatikanische Regiment in diesem Sinn aufzufassen. Wir wissen, daß das Papsttum den tödlichen Zwiespalt in dem französischen Klerus hervorgerufen, der den Bürgerkrieg entzündete. Rom war das Asyl der flüchtigen Mönche und eidweigernden Priester, welche der Schreckensherrschaft des Wohlfahrtsausschusses entronnen waren. Und wie viele Emigranten suchten und fanden im Kirchenstaat eine Zufluchtsstätte! Die Franzosen hatten noch kürzlich einen Brief des Kardinals Busca an den Wiener Hof aufgefangen, worin es hieß: „Wir werden aus der Romagna eine Vendee machen." Auch Napoleon hatte die Überzeugung gewonnen, daß in Rom der Antagonismus gegen das republikanische Frankreich noch ebenso leidenschaftlich sei, wie in den Tagen des Konvents, daß jeder Unfall, der die französischen Waffen träfe, in Rom den feindlichen Gegensatz schärfen und einen Kampf entzünden würde, der bei der herrschenden Volksaufregung den französischen Soldaten Gefahr bringen könnte.

Bonaparte im Kirchenstaat. Durfte Bonaparte bei seinem beabsichtigten Zug gegen die österreichischen Erbstaaten einen solchen Feind im Rücken lassen? Es war zunächst eine militärische Vorsichtsmaßregel, wenn er von Bologna aus mit einer Streitmacht von 10,000 Mann, darunter 4000 von den neuformierten italienischen Legionen, in das päpstliche Gebiet einbrach. Er wollte sich gegen eine feindselige Schilderhebung des mittleren und unteren Italiens während seines nördlichen Feldzugs sicherstellen. Eine Vendee hatte Napoleon in dem Kirchenstaat nicht zu besorgen. Denn wie sollte eine geistig und materiell heruntergekommene Bevölkerung, die unter dem faulen Priesterregiment jedes geordneten Rechtslebens und jeder militärischen Organisation und Zucht ermangelte, den Aufschwung der Seele zu einem mannhaften Widerstand gefunden haben? Der austrosardische General Colli, den Pius in seinen Dienst gerufen, war nicht im stande die Schlüsselsoldaten, die unter dem Oberbefehl eines Kardinals am Flüßchen Senio zwischen Forli und Rimini aufgestellt waren, zu einem nur einigermaßen ehrenvollen Kampf zu bringen

gegen die unter Lannes heranrückende französisch-lombardische Armee. Trotz der Ermahnungen der zahlreichen Mönche warfen sich die wirren Haufen der Soldaten und bewaffneten Bauern nach einem kurzen Gewehrfeuer in unaufhaltsame Flucht, so daß
3. Febr. 1797. die Franzosen ungehindert von Bologna nach Faenza, Forli, Rimini, Fano vordrangen. Die strengste Manneszucht wurde eingehalten, die Gefangenen setzte Napoleon in Freiheit mit der einzigen Verpflichtung, seine Proklamationen zu verbreiten und das Volk seiner freundlichen und wohlwollenden Gesinnung zu versichern. Er sei nicht gekommen, die Religion zu zerstören, sondern zum Wohl des armen Volks die Mißbräuche der geistlichen Herrschaft abzustellen. Noch schneller und fast ohne Blutvergießen wurde der Heerhaufen bezwungen, welcher Ankona decken sollte. Bei dem ersten Kanonenschuß stoben die einen auseinander, die andern warfen sich zur Erde und wurden in Gefangen-
10. Febr. schaft weggeführt; ohne Schwertstreich besetzten die Generale Lannes und Victor Ankona samt der Citadelle. Aus Loreto waren die Schätze bereits nach Rom entführt worden, doch wurde noch etwa eine Million für die Armeekasse vorgefunden; das hölzerne Madonnenbild wanderte nach Paris. Die Brust von stolzen Herrschergedanken erfüllt, ließ Napoleon seinen Blick über das Meer schweifen. Das seemächtige Albion hoffte er einst auf seinem eignen Element zu überwinden.

Der Friede von Tolentino. In Rom geriet alles in Angst und Schrecken. Eine Volksbewaffnung kam nicht zu stande, die Wundererscheinungen hatten keine Wirkung. Da beschloß Pius VI., „eine Natur, welche sich nicht zum Martyrium drängte“, mit dem republikanischen Oberfeldherrn, der es nicht an Beweisen von Ehrerbietung und Devotion fehlen ließ, in Unterhandlung zu treten. Er sandte eine Deputation aus den angesehensten Männern seines Hofes nach Tolentino, wo sich das Hauptquartier befand; und Napoleon, der sich sehnte, seinen Feldzug gegen Österreich anzutreten, erleichterte die Übereinkunft soviel als möglich. Er ließ die kirchlichen Fragen, die das Direktorium ihm auferlegt, wie die Anerkennung der Zivilkonstitution des französischen Klerus ganz beiseite und bestand nur auf Landabtretung, Geldzahlung und einigen Zugeständnissen, in die der Papst „ohne Verletzung seiner heiligen Pflichten“ willigen konnte. Durch den Vertrag von
19. Febr. 1797. Tolentino entsagte Pius VI. den alten Besitzungen des päpstlichen Stuhles an der Rhone, Avignon und Venaissin, zu gunsten der Republik, trat die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna samt Ankona ab, zahlte zu der früher im Waffenstillstand bedungenen Geldsumme weitere dreißig Millionen Livres, verschloß den Feinden Frankreichs die Häfen des Kirchenstaats und versprach Sühne für Basseville. Nach Unterzeichnung des Friedensvertrags richtete Napoleon ein ehrerbietiges Schreiben an den Papst, worin er ihn seiner aufrichtigsten Freundschaft versicherte; an das Direktorium aber schrieb er, daß der Kirchenstaat mit den Bedingungen, die er ihm auferlegt, nicht lange mehr bestehen könne, „daß die alte Maschine ganz von selbst zusammenbrechen werde“. Mit Schmerz und Ingrimm sahen die Römer auf die Wagenreihe, die in den nächsten Tagen Gold, Silber und die schon früher ausbedungenen Schätze der Kunst und Wissenschaft entführten.

e. Feldzug nach Innerösterreich.

Napoleon u. Erzherzog Karl in Kärnten. März 1797. Nachdem sich Napoleon durch den Friedensschluß von Tolentino den Rücken gedeckt, eilte er zu der Armee, um im Verein mit Joubert, Augereau, Massena die kaiserlichen Heere zu verfolgen, die nach den Unfällen von Rivoli und Mantua nach Tirol und Friaul sich zurückgezogen hatten, mutlos, entkräftet, schlecht genährt. Auch in Wien herrschte Niedergeschlagenheit, aber Thugut wußte alle Friedensgedanken fern zu halten; noch schien ihm die Zeit zu einer Waffenstreckung nicht gekommen. Der bejahrte Alvinzy

legte den Oberbefehl nieder. An seine Stelle trat der Erzherzog Karl als „Generalissimus“. Aber auch der Sieger von Würzburg war nicht im stande, den entmutigten Truppen Erhebung und Vertrauen einzuflößen. Wie gern hätte er das Kommando wieder abgegeben! Schon waren die Truppenteile hinter die Piave zurückgezogen worden, nun verlegte man sie über den Tagliamento hinaus, um ihnen bessere Quartiere zu bereiten und die Zahl durch Heranziehung neuer Streitkräfte aus den deutschen Landen zu mehren. Auch das französische Heer war nicht in der besten Verfassung. Kämpfe, Strapazen und Krankheiten hatten große Lücken gerissen; die Garnisonen in den italienischen Festungen verminderten die Hauptarmee; mit einer Division hütete Joubert die Tiroler Grenzpässe; statt der vom Direktorium verlangten Zuzüge von 30,000 Mann waren kaum 19,000 unter Bernadotte und Delmas von der Rheinarmee angelangt, so daß Napoleon selbst nur etwa 34,000 Mann für den beabsichtigten Feldzug gegen Innerösterreich zur Verfügung hatte. Und mit einer so geringen Streitmacht sollte er wagen, durch Friaul und Kärnten gegen Wien vorzurücken, den Feind, der ihm an Truppenmacht überlegen war und durch Aushebung junger Mannschaften täglich verstärkt werden konnte, vor sich herzutreiben in einem fernen Land, das ihm ebenso viele Hindernisse bereitete als dem Gegner Vorschub leistete! Und dennoch ging der kühne Mann ans Werk. Er setzte alles ein, um den höchsten Preis zu gewinnen. Denn wer im heißen Kampf den streitbarsten Feind im eignen Land überwand und zum Frieden zwang, der war Herr der Lage, der konnte in Frankreich das gebieterische Wort sprechen, dem winkte die Palme des Ruhmes, der Ehre, der Herrschaft, nach der Napoleons ehrsüchtige Seele so sehr verlangte. In seinem rastlos arbeitenden Geist waren Politik und Krieg miteinander verschlungen, der Krieg sollte ihm den Weg bahnen, um den Staat nach seinem Willen zu lenken; und er hatte bisher die Erfahrung gemacht, wieviel durch Kühnheit und rasche Entschlossenheit erreicht werden könne.

Die Friedensunterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl waren hauptsächlich durch die Vermittelung des Königs von Neapel und des Großherzogs von Toscana, zweier nahen Verwandten des Kaiserhauses, gefördert worden. Konnten diese nicht zu ähnlichen Dienstleistungen in Wien bewogen werden? Freilich mußte man dem habsburgischen Hof einen entsprechenden Ersatz für Belgien und die Lombardei bieten; denn jenes wollte das Direktorium, diese Bonaparte nicht mehr fahren lassen. Und da hatte sich denn Napoleon bereits einen Plan zurecht gelegt. Die Republik Venedig sollte der Preis sein. Er beurteilte Thugut ganz richtig, wenn er voraussetzte, daß der österreichische Minister, den die Kaiserin Katharina einst als Jakobiner bezeichnet hatte, nicht aus Rücksichten des Rechts und der Moral irgend ein Abkommen, das ihm vorteilhaft schien, von der Hand weisen würde. Und auch das Direktorium konnte er hoffen zufrieden zu stellen. Denn das reiche Venedig stellte ihm eine Beute in Aussicht, welche die habgierigste Seele sättigen konnte. Von solchen Gedanken getragen unternahm im März der französische General und Staatsmann den Feldzug gegen den Erzherzog Karl, um einen Frieden zu erzielen, dessen Grundlinien er bereits entworfen hatte, aber in schweigsamer Seele verborgen hielt.

Napoleons Kriegs- u. Friedenspläne.

Zu dem allen bedurfte Napoleon neuer kriegerischer Erfolge, die nur dann zu hoffen waren, wenn der Erzherzog zur Schlacht genötigt ward, ehe die neuen Zuzüge, die bereits auf dem Weg waren, bei ihm eintrafen. Daher trieb Napoleon zur größten Eile. In Bassano, wo am 10. März das Hauptquartier sich befand, erließ er eine jener schwunghaften Proklamationen, deren rhetorisches Pathos so mächtig auf die Phantasie der Soldaten wirkte, ihre Ruhmbegierde anspornte, ihrem Nationalstolz durch die Hinweisung auf den Heldengeist des Altertums schmeichelte, die Gesinnung und den Charakter der Feinde in ein gehässiges Licht stellte, alles Recht in der eignen Sache, alles

Waffengänge in den österreichischen Alpenländern.

Unrecht auf seiten der Gegner sah. Zwei Tage nachher wurde der Oberst Lussignan, der mit etlichen tausend Mann an der Piave zwischen Feltre und Belluno stand, von
12. März 1797. Massena stromaufwärts gejagt und seine Truppe in dem felsigen Thal von Longaro zum Teil zersprengt, zum Teil mit dem Führer gefangen. Darauf machte Napoleon selbst mit dem Hauptheer einen Sturmangriff auf die in langgestreckter Linie hinter dem Tagliamento aufgestellten Österreicher, wobei er die Soldaten den seichten Fluß durch-
16. März. waten ließ, und nötigte den Erzherzog zum weitern Rückzug nach dem Isonzo. Als aber Massena im Norden nach heftigen Kämpfen auf öden eisbedeckten Höhen Tarvis besetzte und 600 Gefangene einbrachte, Serrurier und Bernadotte im Süden Gradisca berannten und den Anführer mit seiner ganzen Abteilung, 2700 Mann zur Waffen-
19. März. streckung zwangen; als der österreichische General Bajalich von zwei Feuern bedroht am Predil nach kurzer Gegenwehr sich mit mehr als 3000 Mann in Kriegsgefangenschaft ergeben mußte; als um dieselbe Zeit General Joubert im südlichen Tirol den Feind in einer Reihe siegreicher Gefechte mit großen Verlusten zurückschlug und sich durch das Pusterthal den Weg zur Vereinigung mit dem Hauptheer in Kärnten öffnete: da schien der Feldzug entschieden zu sein. „Ich habe die Julischen und Norischen Alpen auf drei Fuß hohem Eise überschritten," schrieb der General an das Direktorium, „ich habe meine Artillerie auf Wegen hinübergeführt, auf denen bis dahin kein Karren gefahren war." Erzherzog Karl zog sich nach Klagenfurt zurück, nur darauf bedacht, den Feind vom weitern Vorrücken gegen Innerösterreich und Wien abzuhalten. Aber noch vor Ende des Monats sah er sich genötigt, mit den Trümmern seines Heeres weiter nach St. Veit
30. März. zu ziehen, worauf Bonaparte selbst von der Hauptstadt Kärntens Besitz nahm.

Schwierige Lage. Bonaparte hatte große Erfolge erzielt; dennoch war seine Lage in dem fernen Land unter einer feindselig gesinnten Bevölkerung, mit erheblichen Schwierigkeiten in betreff der Heeresverpflegung, mit beunruhigenden Volksbewegungen im Rücken, von großen Gefahren umgeben. Die erwarteten Zuzüge von der Rheinarmee waren nicht eingetroffen: Napoleon selbst hatte den Abmarsch Moreaus lässig betrieben, weil er keinen Rivalen seines Ruhmes wünschte. Seit Jouberts Abgang aus dem obern Etschthal waren die Tiroler Truppen und Landschützen wieder im Vormarsch begriffen; in den österreichischen Gebirgsländern trat eine kriegerische Stimmung zu Tage, zeigten sich Symptome von Volkserhebung; in der venetianischen Terra firma herrschte bei der Dorf- und Gebirgsbevölkerung eine bedenkliche Gärung; allerlei Gerüchte von Unfällen der Franzosen, durch österreichische Emissäre genährt, mehrten die Kampflust. Wenn der Kaiser entschlossen war, sagt Lanfrey, den Krieg bis zum Äußersten zu treiben, wenn er Wien verließ, nach Ungarn flüchtete und dies Land zu den Waffen rief, geriet das Heer inmitten seiner Siege in die bedenklichste Lage und Bonaparte mußte vor seinen eignen Erfolgen zurückweichen. Ein finsterer Verdacht beschlich seine Seele, das Direktorium möchte ihn absichtlich im Stich gelassen haben, um ihn dem sichern Verderben preiszugeben.

Napoleons Friedensbotschaft an den Erzherzog. 31. März 1797. Da faßte der Obergeneral mit dem ihm eignen Scharfblick den Entschluß, zu einer raschen Lösung zu kommen. Er richtete von Klagenfurt aus ein eigenhändiges Schreiben an den Erzherzog, worin er ihn mit rhetorischem Pathos aufforderte, dem unheilvollen blutigen Krieg ein Ende zu machen, der beiden Völkern Verderben bringe, sich den Ehrennamen eines Wohlthäters der Menschheit zu verdienen, indem er so vielen tapfern Männern das Leben erhalte und Deutschland vor weitern Verheerungen bewahre. „Wenn mein Vorschlag," so schloß er den merkwürdigen Brief, „nur einem einzigen Menschen das Leben zu retten vermöchte, so würde ich auf die dadurch verdiente Bürgerkrone stolzer sein als auf den traurigen Ruhm kriegerischer Erfolge." Es waren nur künstlich erzeugte Gefühle einer Humanität, die seiner Seele ganz fremd

war, Beweise seiner wunderbaren Geschicklichkeit, „alle Rollen zu spielen und alle Tonarten anzuschlagen". Aber es waren Worte der Versöhnung eines Siegers gegen den Besiegten, die ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Napoleon nahm es übel auf, daß der Erzherzog nicht ebenso eigenmächtig vorging, wie der republikanische General, daß er zur Antwort gab, er müsse zum Abschluß eines Friedens von der Regierung bevollmächtigt sein, und den Brief nach Wien schickte. Die Stimmung des französischen Generals bezeichnet die Stelle eines Schreibens an Clarke in Turin: „Ich habe dem Erzherzog einen philosophischen Brief geschrieben, worauf er mir geantwortet hat wie ein Kind, welches fürchtet von Thugut Schelte zu bekommen, oder vielmehr wie alle diese Menschen, die um so mehr Sklaven sind, je näher sie dem Thron stehen."

Napoleon rückt auf Wien los.

Doch ließ Bonaparte die Hoffnung nicht sinken. Und um seinem Antrag mehr Nachdruck zu geben, beschleunigte er seinen Vormarsch aus allen Kräften. Er drängte den Erzherzog durch neue glückliche Treffen bei Neumarkt und Unzmarkt immer weiter in nordöstlicher Richtung, so daß er bereits am 7. April mit seiner Vorhut in Leoben an der Mur einrückte, fünfundzwanzig Wegstunden von Wien entfernt, am Fuß des gewaltigen steirischen Hochgebirges mit seinen Felsenmassen und Gletschern, die jeden Zuzug von Hilfstruppen aus Deutschland fast unmöglich machten.

7. April 1797.

f. Präliminarfrieden von Leoben.

Stimmung in Wien. Thugut u. die Koalition.

Die Annäherung des feindlichen Heeres erzeugte am Hof, bei der Aristokratie und im Volk große Aufregung; ängstliche Gemüter fürchteten in einigen Tagen die schrecklichen Republikaner vor den Thoren der Hauptstadt zu sehen. Man bestürmte den Kaiser von allen Seiten, daß er auf Bonapartes Friedensvorschläge eingehe, man schmähte auf Thugut, den „Kriegsbaron", der immer noch an der Koalitionspolitik festhalte, die doch unter den veränderten Umständen keinen Sinn mehr habe. Diese Beschuldigung war indessen eine ganz unberechtigte; auch der Leiter des österreichischen Kabinetts trug sich bereits mit Friedensgedanken und wurde darin durch den Brief Napoleons, der am 2. April in Wien anlangte, nicht wenig bestärkt. Nur wollte er keine Verminderung des Länderumfangs dulden, die Monarchie sollte nicht verkleinert aus dem Krieg hervorgehen. Wenn Österreich für die Abtretung von Belgien und seinen überrheinischen Besitzungen einen andern entsprechenden Ersatz erhalten würde, war er gern bereit, sich mit Frankreich zu vertragen. Auf die Koalition setzte er kein Vertrauen mehr. Wie viele Geldopfer England durch Subsidienzahlung brachte, in den Augen des Ministers that es bei weitem nicht genug; zudem war Pitt durch die Angelegenheiten Irlands von den kontinentalen Interessen abgezogen und durch eine Krisis der Londoner Bank, „des großen Zentralorgans für den britischen Staatshaushalt", in seinen Zahlungen gehemmt. Die Absendung einer Flotte nach dem Mittelmeer und in die Adriatischen Gewässer, worauf Thugut drängte, war unterblieben. Auch von Rußland war keine Hilfe zu erwarten. Denn wie sehr immer der neue Kaiser Paul gegen Revolution und Jakobinismus eingenommen war, zu einem Waffengang gegen Frankreich zeigte er wenig Neigung. Vor allem aber sah Thugut mit Neid auf das wachsende Ansehen Preußens. Nicht nur die Reichsfürsten richteten ihre Blicke nach Berlin: auch der russische Hof suchte gute Beziehungen zu unterhalten, und in England war man sichtlich bemüht, die alte Freundschaft herzustellen. Der britische Gesandte in Wien machte verschiedene Versuche, den Minister versöhnlicher gegen Preußen zu stimmen. Man sollte der Berliner Regierung Aussicht auf genügenden Ersatz für die Abtretung ihrer linksrheinischen Lande durch geistliche Säkularisationen eröffnen und sie damit zu einer Friedensvermittelung gewinnen. Dies war aber dem Kaiserhof und

seinem Minister ein unerträglicher Gedanke. Lieber wollte man einen Separatfrieden mit Frankreich unter annehmbaren Bedingungen abschließen.

Die Diplomatie unter Waffen. Dazu bot nun Bonaparte die Hand. Kurz nach der Besetzung von Leoben durch französische Truppen, langten die Grafen Merfeldt und Bellegard in dem französischen 9. April 1797. Hauptquartier in Judenburg an, um einen Waffenstillstand behufs der Einleitung von Friedensunterhandlungen nachzusuchen. Napoleon gewährte eine Ruhe von sechs Tagen, nachdem er noch Rottenmann, Bruck und Graz in seine Linien gezogen, und entließ die Abgesandten mit einer Antwort, die wenigstens eine Landentschädigung in Italien als möglich erscheinen ließ. Nun entfaltete Thugut eine diplomatische Thätigkeit, die ihn als ebenbürtigen Rivalen des französischen Generals und Staatsmannes kennzeichnete. Beide sehnten sich nach Frieden, aber jeder hielt mit dem Wunsch zurück, um möglichst günstige Bedingungen zu erzielen, jeder wollte den andern glauben machen, er sei in einer Lage, die nicht zu einer Einstellung der Kriegsoperationen dränge. Wenn anfangs die Mahnungen der Friedenspartei uud die Klagberichte des Erzherzogs Karl über die Zerrüttung seiner Armee den Kaiserhof dergestalt beunruhigten, daß man sogar an eine Verlegung der Residenz nach Prag dachte, so wußte Thugut bald die übergroße Besorgnis von einem drohenden Überfall zu zerstreuen. Mit rastloser Thätigkeit traf er Anstalten zur Sicherheit der Hauptstadt, wobei ihm General Mack zur Hand war, und zur Verstärkung der Truppen. In der Bevölkerung erwachte eine kräftige Kampflust, so daß Tausende von Freiwilligen zu den Fahnen strömten; in Salzburg vereinigten sich die zwei Divisionen der Generale Hotze und Spork zu einer Stärke von 19,000 Mann, von Nordwesten her die französischen Heerabteilungen bedrohend, in Tirol raffte sich der Landsturm zu neuen Anstrengungen auf.

Präliminarfrieden von Leoben. Unter diesen Umständen war nach Thuguts Ansicht eine dringende Kriegsgefahr nicht vorhanden und er konnte mit einiger Zuversicht in weitere Unterhandlungen eintreten. Wenige Stunden vor Ablauf der Waffenruhe langte Merfeldt wieder in Leoben an, begleitet von dem neapolitanischen Gesandten Marchese di Gallo. Denn niemand war eifriger für den Abschluß des Friedens als die Königin Karoline, des Kaisers Tante und Schwiegermutter. General Merfeldt, ein tapferer Kriegsmann, aber in diplomatischen Künsten ungeübt, war bevollmächtigt, die Abtretung der österreichischen Niederlande gegen eine entsprechende Entschädigung in Italien zuzugestehen. Am 15. April fand die erste Konferenz statt auf dem Schlößchen Göß, in der Mitte eines für neutral erklärten Gartens, und schon nach drei Tagen kam der Präliminar-18. April 1797. frieden von Leoben zum Abschluß. Denn um dieselbe Zeit überschritt General Hoche den Rhein, um auch in Deutschland einen neuen Waffengang gegen Österreich zu beginnen. Konnte nicht nach dem ersten siegreichen Gefecht bei Neuwied sein weiteres Vorgehen Verhältnisse schaffen, durch welche das Friedenswerk leicht erschwert werden dürfte, zumal zu gleicher Zeit auch Moreau Anstalten zur Wiederholung seines frühern Zuges traf? Darum beeilte man sich in Wien, eine feste Basis für eine endgültige Pazifikation zu gewinnen. Und in diesem Bestreben stimmte Bonaparte mit Thugut überein. Der französische General wollte den Ruhm des Friedensstifters für sich allein einernten. Die in Leoben festgesetzten Grundbedingungen sicherten den Franzosen den Besitz von Belgien und der Lombardei, der österreichischen Monarchie eine entsprechende Landentschädigung im Gebiet der Republik Venedig; sie stellten für Frankreich die Überlassung der österreichischen Lande auf der linken Rheinseite in Aussicht und damit die Erfüllung des Lieblingsgedankens „der natürlichen Grenzen“, wenngleich dabei noch der „Integrität des Reichs“ Erwähnung geschah, „weil der Kaiser in seinem Krönungseid die Erhaltung des bisherigen Bestandes gelobt habe“. Die weitern Vereinbarungen innerhalb der gegebenen Grundlinien sollten einem Kongreß in einer neutralen Stadt,

etwa in Bern, vorbehalten bleiben. Daß diese angebliche Integrität des Reichs nur ein Schein sei, trat bald klar zu Tage. Thugut hatte bei seinen politischen Gängen nur Österreich im Auge; die elenden Reichshändel bekümmerten ihn wenig. Das Schicksal Ferdinands von Modena, der, obwohl ein Oheim des Kaisers, nicht zu dem durch Heirat mit der Erbtochter ihm zugefallenen Land kam, konnte als Vorspiel weiterer Territorialveränderungen betrachtet werden.

So wurden auf einem einsamen Schloß des Kärntner Landes Zustände geschaffen oder angebahnt, die eine gänzliche Veränderung des politischen Systems ankündigten. Der Kaiser, bisher der Vorkämpfer des alten Europa gegen die Revolution, trat vollkommen in den Kreis der Bonaparteschen Bestrebungen ein. Er teilte sich mit den Franzosen in die Beherrschung Italiens und gedachte die Integrität Deutschlands fortan nur soweit zu behaupten, wie es sich mit jenem höchsten Zweck vertragen möchte. Für die Erhaltung monarchischer Rechtsordnungen gegen Revolution und Anarchie war man einst ausgezogen, und bei der brutalen Gewalt war man jetzt angelangt. Fortan konnte von historischem Recht keine Rede mehr sein. Nur das Recht des Stärkern fand Geltung. In diesem Bewußtsein ließ Napoleon den Artikel, welcher die Anerkennung der französischen Republik durch den Kaiser festsetzte, aus dem Text der Friedensgrundlagen streichen mit den stolzen Worten: „Die Republik Frankreich ist wie die Sonne am Himmel; schlimm für die, welche sie nicht sehen wollen.“ Ergebnis.

g. Untergang der Patrizierherrschaft in Venedig und Genua.

Nun ging auch das venetianische Trauerspiel seinem Ende entgegen. Regierung und Senat waren sich der schwierigen Lage wohl bewußt, in welche sie durch die Heere der beiden feindlichen Großmächte versetzt wurden. Sie suchten mit ängstlicher Sorgfalt eine Neutralität zu behaupten, die von keiner Seite geachtet ward, und konnten sich doch nicht zu dem energischen Entschluß aufschwingen, durch Aufbietung aller Kräfte ihre neutrale Stellung im Notfall mit den Waffen zu verteidigen. So kam es, daß die Republik, welche sich vergeblich abmühte mit den beiden kriegenden Mächten in Eintracht und Freundschaft zu leben, in den östlichen Landschaften durch die ausgehungerten dürftig verpflegten österreichisch-kroatischen Truppen mit schweren Einquartierungen und Requisitionen heimgesucht wurde, während die Städte im Westen, Brescia, Bergamo, Verona, unter den Bedrückungen und Erpressungen der Franzosen zu leiden hatten. Die Vorstellungen ihrer Gesandten fanden weder bei Bonaparte noch in dem österreichischen Hauptquartier ein geneigtes Ohr, ja der erstere überhäufte sie in jenen übertriebenen Zornesausbrüchen, die er so trefflich in Szene zu setzen wußte, mit heftigen Vorwürfen über die Parteinahme der Republik für die Österreicher; sie leiste denselben in allen Dingen Vorschub und nähre geflissentlich bei dem Volk eine feindselige Stimmung gegen die Franzosen. Es wird von Lanfrey und Botta behauptet, Clarke habe schon vor dem Feldzug Napoleons nach Friaul dem österreichischen Ministerresidenten in Turin, Gherardini, einen Teil der venetianischen Besitzungen als Preis des Friedens angeboten. Die Weigerung der Signorie, das von Frankreich angebotene Bündnis einzugehen, beschleunigte die Katastrophe. Denn die 15,000 Slawonier, welche über die festen Plätze der Terra firma zerstreut die Neutralität schützen und Frieden und Ordnung wahren sollten, waren nicht stark genug, die auf die Franzosen ergrimmte Bevölkerung von wilden Zornesausbrüchen abzuhalten. Der Untergang des einst so mächtigen und vornehmen Aristokratenstaats war nicht minder tragisch als der Untergang der Republik Polen, die Vergewaltigung durch die Übermacht noch verletzender. Um so mehr waren die Urheber beflissen, die Genesis des diplomatisch-militärischen Gewaltaktes in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen und die erschütternde Begebenheit Stellung u. Haltung der Venetianischen Republik.

durch die Schuld der Venetianer selbst, der „verräterischen Aristokratie" zu begründen. Französischerseits suchte man durch innere und äußere Beweismittel darzuthun, daß Napoleon das größte Interesse gehabt habe, während seines Feldzugs in seinem Rücken alle Ruhestörungen zu vermeiden; zu dem Zweck habe er dem Proveditore Battagia von Brescia vor seiner Abreise mit der ihm eignen Kunst zugleich zu schmeicheln und zu drohen, die Erhaltung der Ruhe aufs strengste eingeschärft. Nur durch die von dem venetianischen Volk verübten Feindseligkeiten und Gewaltthaten gegen die zurückgebliebenen Franzosen, durch die heimtückische Erhebung im Rücken des Heeres, welche die Regierung zugelassen, ja wohl hervorgerufen und begünstigt habe, sei die Katastrophe herbeigeführt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die regierenden Herren in der Markusstadt den französischen Republikanern, welche ihnen zumuteten, ihre aristokratische Verfassung umzugestalten, welche demokratische Ansichten im Land erregten und begünstigten, welche die mißvergnügten Volkselemente gegen die Adelsherrschaft aufreizten und das Streben nach Reformen im Sinne der Freiheit und Gleichheit in ihnen weckten und nährten, tiefen Groll trugen; daß sie nur aus Furcht und im Gefühl ihrer Ohnmacht den Franzosen ein freundliches Gesicht zeigten, im Herzen aber Sympathien für die Österreicher hegten und ihnen den Sieg wünschten; denn nur in diesem Fall konnten sie hoffen, ihr veraltetes Staatsschiff aus der revolutionären Sturmflut der Gegenwart zu retten. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß die Bevölkerung der Terra firma gegen die Fremdlinge aufgebracht war, die das Land aussogen und bedrückten, durch ihren Übermut die Gemüter verletzten und die Rachgier der heißblütigen Südländer entflammten. Anderseits kann auch nicht geleugnet werden, daß sowohl Bonaparte als das Direktorium dem Adelsregiment der Lagunenstadt zu Leibe gehen wollten, daß sie jede Gelegenheit willkommen hießen, die ihnen einen Vorwand zu feindseligem Vorgehen an die Hand bot. So war böser Wille auf beiden Seiten vorhanden und Zündstoff genug zu einem verheerenden Brand gehäuft.

Die politische Propaganda in Bergamo u. Brescia. General Kilmaine war von Napoleon mit etlichen tausend Mann in der Lombardei zurückgelassen worden, um, während dieser selbst in das Herz der österreichischen Staaten vordrang, im Rücken Ruhe und Ordnung zu erhalten. Unter der italienischen Bevölkerung herrschte aber schon lange Aufregung und Parteiung: das Landvolk war für die Erhaltung des venetianischen Notablenregiments und haßte die Franzosen mit ihren Requisitionen und Erpressungen, die bürgerlichen Bewohner in den Städten blickten mit Neid und Mißgunst auf die Herrschaft der venetianischen Nobili und strebten nach einer Umgestaltung des Staatswesens nach dem Vorbild der demokratischen Republik in Paris. Diese verschiedenen Elemente wurden durch die revolutionären Klubs, die sich unter dem Einfluß der Franzosen in allen Städten gebildet hatten und an den neuen Behörden in Mailand, Bologna u. a. O. Gönner und Beschützer fanden, in konspiratorische Umtriebe hineingezogen und zu Umsturzplänen aufgereizt. Durch die Thätigkeit der politischen Propaganda gewann die Insurrektionspartei immer mehr Boden; sie wußte, daß sie die französischen Republikaner hinter sich hatte, wenngleich die Militär- und Zivilbehörden den äußern Schein einer gewissenhaften Neutralität zu bewahren suchten. Als Zeit und Umstände für ein aktives Vorgehen günstig zu sein
13. März 1797. schienen, wurde in Bergamo ein Volksaufstand veranstaltet, infolgedessen ein neuer Stadtrat eingesetzt wurde und der venetianische Podesta Ottolini, der nur einige Kompanien slawonischer Truppen zur Verfügung hatte, zum Abzug sich genötigt sah. Dasselbe geschah einige Tage nachher in Brescia. Als Battagia einer lombardischen Legion, welche nach Peschiera marschieren sollte, den Durchzug durch die aufgeregte Stadt
19. März. weigerte, kam es zu einem kleinen Gefecht mit einem venetianischen Reitertrupp, worauf die Stadt besetzt und der Generalproveditore samt der Mannschaft ausgewiesen ward. Ein demokratischer Stadtrat wurde gewählt, ein Freiheitsbaum aufgepflanzt und die

Unabhängigkeit Brescias von der Markusrepublik ausgerufen. Ähnlich ging es in Salo und in Crema her, so daß die Dogenherrschaft auf der ganzen Westseite der Etsch zu wanken begann. Der Oberkommandant Kilmaine war öffentlich der ganzen Bewegung fern geblieben; so konnte man geltend machen, daß der Aufstand und Abfall ein freier Akt des Volkswillens sei. Es steht aber außer allem Zweifel, daß den Insurgenten von französischer Seite unter der Hand Vorschub geleistet worden.

Die venetianische Regierung und Bonaparte.

In Venedig geriet man in großen Schrecken. Denn zugleich erhielt die Regierung von Battagia, der seinen Sitz in Verona aufgeschlagen, die Nachricht, daß sich unter dem veronesischen Landvolk eine große Aufregung und Kampflust gegen die Rebellen und die treulosen Franzosen, ihre Helfer, kund gebe; über dreißigtausend Dorf- und Stadtbewohner seien voll Hingebung für die venetianische Regierung; man möge ihm Waffen und Munition, Geld und Offiziere und einige militärisch geübte Mannschaft zusenden, damit er eine wehrhafte Landesverteidigung organisieren und jeden Insurrektionsversuch niederhalten könne. Im Senat konnte man sich jedoch zu keiner mannhaften That aufschwingen. Man gewährte dem Provveditore nur ungenügende Unterstützung, man fügte dem Beschluß, worin er zur Verteidigung des Landes in allen Fällen ermächtigt ward, die Mahnung zur Vorsicht, Mäßigung und Neutralität bei; nur gegen Rebellen, nicht gegen Franzosen solle er Gewalt anwenden. Zugleich schickte die Signoria den Francesco Pesaro und einen andern Staatsmann an Napoleon ab, um ihn zu bewegen, daß er zu gunsten der Venetianischen Republik an seine Untergebenen Weisungen ergehen lasse. Bonaparte, damals in Görz, führte ihnen zu Gemüt, daß die regierenden Herren durch eine Reihe von Handlungen ihre übelwollende Gesinnung gegen Frankreich dargethan, daß sie früher den Prätendenten, jetzt den Herzog von Modena unter ihren Schutz genommen, bot ihnen die französische Vermittelung in dem Streit mit den Rebellen an, und gab deutlich zu verstehen, daß er bedeutende Opfer von der Republik begehren müsse. Als die Abgesandten bemerkten, die Staatskasse sei erschöpft, meinte Napoleon, in diesem Fall könnten sie sich ja an die Schätze halten, die Modena, England und Rußland in Venedig niedergelegt hätten. Von einer aufrichtigen Gewährung ihrer Bitten war keine Spur zu bemerken. Er wollte nur freie Hand haben und Zeit gewinnen, bis er mit Österreich sich verständigt haben würde. 24. März.

Gegenrevolution im Veronesischen. Anfangs April 1797.

Bald nachher brach eine Gegenrevolution aus. Die bäuerliche Bevölkerung der Alpenthäler, voll Anhänglichkeit für die Dogenherrschaft und voll Haß gegen Demokraten und Franzosen, brach in hellen Haufen aus ihren Bergen hervor, erschlug Rebellen und Lombarden, darunter auch einzelne Franzosen und drang in Salo ein, wo sie das alte Regiment wieder herstellte. Lombardische Insurgenten und eine Abteilung der polnischen Legion in französischen Diensten, welche der demokratischen Partei zu Hilfe kommen wollten, wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Neue bewaffnete Volkshaufen bedrängten Brescia und Bergamo; von politischem und religiösem Fanatismus erfüllt und erbittert über die Requisitionen, die Bedrückungen und Mißhandlungen, die sie erlitten, nahmen die Wütenden blutige Rache an allen Demokraten und Franzosen, die in ihre Hände fielen.

Die Insurrektion im Wachsen. Junot in Venedig.

Als Bonaparte von diesen Vorgängen Kunde erhielt, fuhr er heftig auf. Er schickte seinen Adjutanten Junot nach Venedig mit einem zornigen Schreiben an den Dogen Ludwig Manin, in welchem er die regierenden Herren beschuldigte, die Rottierungen, die mehr als fünfzig Franzosen das Leben gekostet, veranlaßt zu haben, und wenn nicht sofort genügende Sühne geleistet werde, mit Krieg drohte. Zugleich erteilte er seinem General Kilmaine den Befehl, den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken. Darauf rückten französische Truppen, reitende Jäger und Fußvolk ins Feld, nahmen Salo wieder ein und trieben die Insurgenten unter blutigen Gefechten und Landverwüstungen in ihre Berge zurück. Als Junot das Schreiben, worin Napoleon in strengen

Worten die Rückberufung der venetianischen Truppen und die Entwaffnung der Bauern
15. April. verlangte, mit soldatischer Barschheit im vollen Senat vorlas, gerieten die Herren in großen Schrecken. Sie schickten sofort eine Gesandtschaft in das französische Hauptquartier mit der Erklärung, daß sie alle Beschwerden abstellen wollten, und erließen ein Manifest, worin sie die Erhaltung der Ruhe und Ordnung und die Beobachtung der Neutralität aufs strengste einschärften. Aber die Geister waren schon zu erregt, die Rachsucht und die Leidenschaften durch die blutige Züchtigung der Insurgenten in den Dörfern und Gebirgsthälern von Bergamo, Brescia und Salo zu tief gereizt, als daß nicht neue Kämpfe und Gewaltthaten hätten vorfallen sollen. Da und dort wurden italienische Demokraten und Franzosen überfallen, da und dort die Ausschreitungen durch französische Truppen mit Feuer und Schwert gestraft. Von Bergamo bis Verona waren das Landvolk und die Bergbewohner in Bewegung: Mönche und Priester entflammten den Fanatismus; die Erinnerung an erlittene Drangsale reizte den Durst nach Rache; Gerüchte vom Vorrücken Tiroler Landschützen nach dem Gardasee erweckten Hoffnungen.

Das blutige Osterfest in Verona. Der Herd und Mittelpunkt dieser aufrührerischen Volksbewegung war Verona, wo zugleich venetianische Slawonier und französische Besatzungstruppen lagen. Die Einwohner waren der Dogenregierung ergeben und haßten die Franzosen. Daher konnte es an Reibungen und feindseligen Auftritten nicht fehlen. Oft wurden die Patrouillen verhöhnt und insultiert, die Wachen überfallen, Mordthaten verübt, bis endlich die täglich wachsende Gärung einen blutigen Ausgang nahm. Am Abend des
17. April 1797. Ostermontag, als die festliche Zeit viel Landvolk herbeigelockt hatte, ereignete sich ein furchtbarer Aufstand. Der französische Kommandant Balland zog seine geringe Besatzungsmannschaft, um sie gegen die Volkswut zu schützen, in das alte Schloß und ließ, als die bewaffneten Banden auf die Eingänge losstürzten, auf die Stürmenden Feuer geben. Der Anblick der Toten und Verwundeten reizte die erbitterte heißblütige Volksmasse zur höchsten Wut und trieb sie zu Bluttaten, welche an die sizilianische Vesper erinnerten. Racheschnaubend stürzten sich die wilden Volkshaufen über die in der Stadt befindlichen oder in den Häusern verborgenen Franzosen her, ermordeten alle, Männer, Weiber und Kinder, und schonten nicht einmal der Kranken und Verwundeten in den Hospitälern. Auch am folgenden Tag dauerte die blutige Arbeit fort. Alle Franzosen, die sich nicht in das Kastell zu retten vermochten, über dreihundert, fielen der Volkswut zum Opfer. Die Slawonier schlossen sich den Aufständischen an, um, wie sie sagten, die Nester zu stürmen, wohin sich die Tyrannen Italiens geflüchtet hätten. Der Graf Francesco degli Emilii eilte mit venetianischen Truppen und Freischaren herbei und besetzte die Thore. Dadurch wurde die Empörung unter obrigkeitliche Autorität gestellt und die Belagerung der Kastelle erhielt den Charakter eines Kriegs der venetianischen Regierung gegen Frankreich. Der Versuch des Proveditore Giovanelli, den Kommandanten Balland zu einer vertragsmäßigen Übereinkunft zu bringen, scheiterte teils an den hohen Forderungen des Generals, die einer Unterwerfung der Stadt auf Gnade und Ungnade gleich kamen, teils an der Wut der wilden Volksmassen, die zu den blutigen Greueln nun auch noch Plünderung und Zerstörung fügten und von fanatischen Mönchen fort und fort zum Haß und zur Vertreibung der Fremdlinge an-
21. April 1797. gefeuert wurden. Zu gleicher Zeit überfiel in Venedig selbst die zur Bewachung des Hafens aufgestellte Slawoniermannschaft ein französisches Schiff, das von Ankona aus ohne Erlaubnis sich der Lagunenstadt genähert hatte, und tötete den Hauptmann Laugier und einen Teil der Seeleute.

Strafgericht über Verona. Der Tag der Vergeltung nahte schnell. Von allen Seiten rückten französische Truppen herbei; Verona mußte sich fast bedingungslos ergeben und ein schweres Strafgericht über sich ergehen lassen. Nachdem die Slawonier zu Kriegsgefangenen gemacht, Land und Stadt entwaffnet worden, wurde ein Militärgericht aufgestellt, welches mehrere

am Aufstand Beteiligte, darunter den Grafen Emilii und einen Kapuziner, der sich als patriotischer Volksredner hervorgethan, zum Tod verurteilte und der Stadt große Lieferungen an Geld, Armeebedürfnissen, Schätzen der Kunst und Wissenschaft, Kirchensilber u. dgl. m. zum Ersatz für die Beschädigung der Franzosen an Leben und Gut auferlegte. Darauf wurde durch den General Lahoz, den Befehlshaber der lombardischen und polnischen Truppenkorps, auch in Vicenza und Padua eine Entwaffnung angeordnet und ein demokratischer Gemeinderat eingesetzt.

Bonapartes macchiavellistische Politik gegen Venedig.

Nichts konnte dem General Bonaparte gelegener kommen als der Aufstand in Verona und der Überfall des französischen Schiffes im Hafen der Lagunenstadt selbst. Es war sowohl sein eignes Interesse als der Wunsch Österreichs, daß auf Grund der Präliminarien möglichst bald ein definitiver Friede zwischen dem Kaiserreich und der Republik ohne Zuziehung der Verbündeten zustandekomme, und daß der in Aussicht genommene Kongreß erst einberufen werden sollte, wenn es sich um den Reichsfrieden oder eine allgemeine Pazifikation handle. Aber wie sollte die bedungene Entschädigung Österreichs in Venetien bewerkstelligt werden? Noch stand ja die Markusrepublik unter dem Schutz ihrer Neutralität; noch hatte ja die Revolution nicht die Etsch überschritten. Das Direktorium war der Meinung, man solle den Österreichern selbst die Eroberung überlassen; denn eine wenn auch oligargisch regierte Republik mit Gewalt einer absolutmonarchischen Regierung zu unterwerfen, stehe doch in zu großem Widerspruch mit den von Frankreich aufgestellten Grundsätzen über die Selbstbestimmung der Völker. Dies entsprach aber nicht den Ansichten Bonapartes, der auch für Frankreich, für seine beabsichtigte Lombardische Republik noch etwas abhaben wollte. Nun hatte er die willkommene Veranlassung zu Einschüchterungen und Kriegsdrohungen; nun konnte er die aristokratische Republik unter das schwebende Fallbeil legen, um ihr nach und nach alles abzupressen, was er wünschte; nun konnte man glauben machen, daß Venedig es allein der eignen Treulosigkeit beizumessen habe, wenn das Verderben über sein schuldiges Haupt hereinbrach. Napoleon hatte das Schicksal von Italien ganz in seiner Hand. Das Direktorium hatte dem General nicht bloß die Friedensverhandlungen mit Österreich gemeinschaftlich mit dem ihm ganz ergebenen Clarke übertragen, auch die Organisation der Lombardischen Republik war ihm überlassen. Er konnte mit monarchischer Machtfülle schalten in militärischen und bürgerlichen Dingen, in auswärtigen und innern Angelegenheiten als selbständiger Monarch handeln, und daß er sich dieser Machtstellung vollkommen bewußt war, bewies nicht nur seine nach allen Seiten ausgreifende Geschäftigkeit, sein Eifer für die eroberten Landschaften neue Einrichtungen und Verwaltungsbehörden zu schaffen, demokratische Regierungsorgane ins Leben zu rufen, für die Bedürfnisse der Armee Fürsorge zu treffen, sondern vor allem auch sein Verfahren gegen Venedig. Hatte er schon bisher den venetianischen Herren bei jeder Gelegenheit eine feindselige mißtrauische Gesinnung gezeigt und die Unterstützung der politisch-demokratischen Propaganda durch seine Generale und Agenten gebilligt, so nahm er jetzt eine noch viel drohendere Haltung an. Die feigherzige schwachmütige Regierung sollte zuerst den Kelch der Schmach und Entehrung bis auf den Boden leeren und dann mit Schande in die Grube fahren. Die beiden Gesandten Donato und Giustiniani, welche den Auftrag hatten, in Graz den zürnenden Befehlshaber zu besänftigen und die regierenden Herren als unschuldig an den Feindseligkeiten darzustellen, wurden heftig angefahren. „Euer Adel hat das Volk zum Franzosenhaß gereizt," herrschte er sie an, 25. April 1797.
„mein Heer ruft nach Rache, und wahrhaftig, es soll sie haben." Er befahl, daß man sofort alle Gefangenen in Freiheit setze, „ich will keine Inquisition, keine Bleikammern, keine mittelalterliche Barbarei mehr". Er drohte mit Krieg, wenn nicht sofort alle Genugthuung gegeben werde; er drang auf Bestrafung der Inquisitoren und aller schuldigen Beamten; er verlangte die Umgestaltung der Verfassung nach französischen Grund-

säßen. Bonapartes Absicht war, Venetien physisch und moralisch zu schwächen, die Stadt auszuplündern und dann den herabgekommenen verarmten Staat als Entschädigung an Österreich zu überlassen. Mit machiavellistischer Politik wußte er jedoch diesen Plan unter gleisnerischen Worten solange zu verbergen und die Hoffnung eines Fortbestandes der Republik zu nähren, bis jede Möglichkeit eines Widerstandes von seiten des patriotischen Teils der Bevölkerung verschwunden und die Einwilligung des Direktoriums erlangt war. „Venedig," so schrieb er an die Pariser Regierung, „das seit der Entdeckung des Kap der Guten Hoffnung und seit dem Aufblühen Triests und Ankonas im Absterben begriffen ist, wird den Schlag, den wir ihm beibringen, schwerlich überleben. Mit seiner trägen, feigen, für die Freiheit untauglichen Bevölkerung ohne Land und ohne Wasser, erscheint es als das natürlichste, die Stadt demjenigen zu überlassen, dem wir das Festland geben. Wir werden alle Schiffe nehmen, das Arsenal leeren, die Kanonen fortschaffen und die Bank vernichten; Korfu und Ankona behalten wir für uns."

Despotismus u. Feigheit. Unter solchen Umständen, bemerkt der Italiener Botta, gab es für die Markusrepublik keinen andern Ausweg als mit den Waffen in der Hand. Noch besaß der Staat eine Armee von 14,000 Mann Italiener und Dalmatier und Mittel genug, die Zahl zu mehren. Die Lagunenstadt war durch Lage und Kunst eine uneinnehmbare Festung; im Hafen lagen über zweihundert bewaffnete Fahrzeuge; das katholische Gebirgs- und Landvolk war jederzeit zu neuen Aufständen geneigt. Auch im unglücklichsten Fall konnte den Staat kein schlimmeres Geschick treffen, als ihm nachher zu teil ward, aber die Ehre wäre gewahrt worden, das Adelsregiment wäre würdig gefallen. Allein zu einem solchen männlichen Aufraffen, zu einem Kampf der Verzweiflung, wie ihn die Väter mehrmals mit Erfolg geführt, fehlte den verweichlichten Patriziern jener Tage die entschlossene Kraft, der sittliche Mut. Sie ließen eine Demütigung um die andre über sich ergehen, sie klammerten sich an das Dasein, an Gut und Leben mit kleinmütiger Seele. Unter dem Kanonendonner, den Baraguay d'Hilliers von Mestre aus über die Lagunen ertönen ließ, faßte auf den Rat des französischen Gesandten Lallemant der Doge mit Zustimmung einer Consulta der höchsten adligen Beamten (1. Mai 1797.) den Beschluß, den Großen Rat einzuberufen, um die Verfassung in demokratischem Sinn umzugestalten. Dadurch hofften sie das Direktorium zu gewinnen und den zürnenden General zu besänftigen. Wie bald sollten sie enttäuscht werden! Je mehr sie sich beugten und krümmten, desto höher stiegen Napoleons Anforderungen, stets mit Kriegsandrohungen verbunden. Wehrlos und ehrlos sollte ihm der oligarchische Freistaat in die Hände geliefert werden. Es war ihm nicht ernst, wenn er durch den Gesandten Lallemant für den Fall einer Umgestaltung der Verfassung und des Regierungssystems in demokratischem Sinn, einer Ersetzung des Senats durch eine freigewählte Volksvertretung, des Adelsregiments durch volkstümliche Regierungsorgane den Fortbestand der Republik in ihrem dermaligen Umfang in Aussicht stellte; er wollte durch diese diplomatisch-politischen Künste nur Zeit gewinnen, bis eine Verständigung und Ausgleichung mit Österreich erzielt sein würde. Denn daß die Entschädigung des Kaiserstaats auf Kosten Venetiens geschehen sollte, war ja schon in Leoben entschieden worden und konnte durch eine Reform der Verfassung und der Grundgesetze nicht mehr abgewendet werden. Vielmehr war ein anarchisches Übergangsstadium von einem System zu einem andern der geeignete Boden für Willkürhandlungen und Vergewaltigungen, wie sie Bonaparte im Sinn hatte.

Venedig eine demokratische Republik. In Venedig wurde nun ein Intrigenspiel eingeleitet, bei dem es zweifelhaft ist, ob man mehr über die Schwachheit und selbstmörderische Feigheit des Dogen und der bevorrechteten Adelsgeschlechter oder über die jakobinische Frechheit und Treulosigkeit der französisch-demokratischen Ränkeschmiede erstaunen und in moralische Entrüstung geraten soll. Unter der Ägide des französischen Gesandtschaftssekretärs Villetard, eines

feurigen Republikaners, hatte sich ein demokratischer Klub gebildet, dem alle unruhigen, neuerungssüchtigen Köpfe angehörten, der durch Demagogenkünste die malkontenten Volkselemente in Atem hielt und selbst mit einigen reformlustigen Nobili in Fühlung war. Dieser Klub, in welchem der ehemalige Polizeispion Spada eine hervorragende Rolle spielte, brachte es durch Ränke und Einschüchterungen, durch agitatorische und konspiratorische Umtriebe dahin, daß der Doge Manini, die Signorie und der Senat freiwillig ihren Ämtern und Würden entsagten, zur Einsetzung einer provisorischen Regierung und eines Stadtrats mittels allgemeiner Volkswahlen ihre Zustimmung gaben und zugleich die Auflösung und Verabschiedung der slawonischen Regimenter beschlossen. Damit war das alte Venedig zu Grabe gelegt; eine provisorische Munizipalität ohne 12. Mai. Macht und Autorität trat an die Spitze der Markusstadt und traf Einleitung zur Bildung einer Nationalregierung mittels Einberufung von Vertretern aus dem ganzen Land. Ein Volksaufstand zur Erhaltung des alten Systems hatte zunächst nur die Folge, daß französische Truppen zur Beschützung der Ordnung und Freiheit in Venedig einzogen. Durch diese demokratische Revolution, welche die Abdankung des Großen 15. Mai. Rats und aller bisherigen Staatsgewalten und den Übergang der Souveränität an sämtliche Bürger zur Folge hatte, wurde ein neuer politischer Zustand in der Lagunenstadt geschaffen. Das alte Venedig, solange eine Großmacht in den Welthändeln und zur See, gehörte jetzt nur noch der Geschichte an: das wirkliche Venedig war eine Masse von unorganischen Elementen ohne Gesamtregierung, ohne obrigkeitliche Autorität, ein im Werden begriffenes demokratisches Gemeinwesen, in seiner Existenz auf französischen Schutz gewiesen. Napoleon schloß mit den Gesandten, welche der neue Munizipalitätsrat an ihn abordnete, in Mailand einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, worin sich die Markusrepublik zur Zahlung von fünf Millionen Franken in Geld und Schiffsmaterial, zur Überlassung von drei Kriegsschiffen und zwei Fregatten, von zwanzig Gemälden und fünfhundert Handschriften nach der Auswahl französischer Kommissare verpflichtete. Zugleich wurden wie in Verona von General Baraguay d'Hilliers, dem Befehlshaber der Besatzung das Kirchensilber und die Pfänder des Leihhauses in Beschlag genommen.

Was bedeuteten aber Verträge zwischen einer machtlosen Regierung von sehr zwei- Neue Friedensgrundlagen und despotische Willkür. felhafter Autorität und einem herrschsüchtigen Gewalthaber, der nur seine egoistischen Zwecke im Auge hatte? Kurz nachher traf der Marchese di Gallo in Mailand ein, um als Thuguts Bevollmächtigter mit Bonaparte den definitiven Frieden zum Abschluß zu bringen. Wie nun die Sachen standen, glaubte der General nicht mehr bei den Präliminarien beharren zu müssen, kraft deren die Abtretung der venetianischen Terra firma an Österreich bis an den Oglio reichen, die Republik Venedig mit den Legationen Bologna, Ferrara, Romagna entschädigt werden sollte. Er wollte den Thalweg der Etsch als Grenzlinie zwischen der Republik und dem Kaiserreich festsetzen und die Legationen für seine Cisalpinische Republik gewinnen. Dafür bot er dem Wiener Hof den ganzen übrigen Teil von Venetien samt der reichen Lagunenstadt selbst als Ersatz an. Dem Herzog von Modena, dem der verwandte Kaiserhof einen Ersatz in der Romagna und im Ferraresischen verschaffen wollte, könnte man, wie der General meinte, ein entsprechendes Besitztum im Breisgau zuwenden. Auf dieser veränderten Grundlage traf der Marchese mit Bonaparte auf dem Lustschloß Montebello unweit Mailand eine neue 26. Mai 1797. Vereinbarung, und eilte mit dem Entwurf nach Wien, um die Bestätigung der kaiserlichen Regierung einzuholen. Um diese perfide Politik auf die Spitze zu treiben, wurde in Venedig der Glaube an die aufrichtige Freundschaft und Bundesgenossenschaft genährt, die venetianische Marine in Verbindung mit französischen Schiffen zur Unterwerfung und Ausplünderung von Korfu und den Jonischen Inseln für die Französische Republik benutzt und ein ähnliches Intrigenspiel in Genua eingeleitet. Überall mußte

republikanischer Reformeifer und revolutionäre Demokratie den Umsturz des Alten anbahnen, als Hebel und Werkzeug zur Begründung eines Despotismus sich gebrauchen lassen, der die frühere Gewaltherrschaft tief in Schatten stellte. Aufrichtige Republikaner wie Lallemant, jakobinische Demokraten und schwärmerische Radikale wurden als Plänkler und Pioniere gegen Erbaristokratie, Standesrechte und korporativen Kastengeist gebraucht und mußten dann erleben, daß sie als betrogene Betrüger einer neuen Zwingherrschaft und Tyrannis die Wege bereitet.

Die Demokratie in Genua. Wie in der Lagunenstadt, so hatte sich auch in Genua unter dem Vorsitz des Apothekers Morando ein Volksverein gebildet, dem außer den einheimischen Demokraten radikale Elemente aus der Lombardei, aus Piemont, aus Südfrankreich, Flüchtlinge aus Rom und Neapel angehörten, und der sich an den französischen Gesandten Faypoult anlehnte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Vorgänge von Venetien auch auf die Ligurische Seerepublik zurückwirkten, daß die beiden Geschlechterstaaten, die trotz ihrer Rivalität und Feindschaft in allen Lebens- und Verfassungsformen so viele ähnliche Züge zeigten, auch in ihrem Untergang durch die revolutionäre Sündflut das gleiche Los hatten. Die Verhaftung einiger Ruhestörer, welche Mitglieder des Klubs
20. Mai 1797. waren, gab Veranlassung zu Auflauf und Tumult. Faypoult verlangte ihre Freilassung. Als man seine Forderung zurückwies, erregten die einheimischen und fremden Gesinnungsgenossen Morandos einen Aufstand. Ein bewaffneter Volkshaufen, die dreifarbige Kokarde am Hut, stürzte mit dem Ruf: Es lebe das Volk! es lebe die Freiheit! auf die Straßen, befreite die Gefangenen, bemächtigte sich des innern Hafens, der Darsena, und verstärkte seine Reihen mit Galeerensträflingen. Darauf rief Morando die Herstellung der Volkssouveränität und die Abschaffung der aristokratischen Verfassung aus und ließ die Thore des Arsenals sowie einige die Stadt beherrschenden Punkte besetzen. Der Senat versammelte sich und rief ratlos und mutlos die Vermittelung des französischen Gesandten an. Ehe jedoch Faypoult etwas auszurichten vermochte, erhob sich die städtische Volksmenge, voran die Hafen- und Schiffsarbeiter zu einer Ge-
22. Mai. genrevolution. Bald kamen die Dreifarbigen ins Gedränge, Faypoult selbst wurde insultiert und bedroht, mehrere Demokraten, darunter auch Franzosen ermordet; das Landvolk geriet in Bewegung, man wollte Gesetz, Obrigkeit und Religion gegen die kirchenfeindlichen Jakobiner beschützen.

Entstehung der Ligurischen Republik. Es war eine ähnliche Erscheinung wie in Verona und Venedig und hatte dieselben Folgen. Auf die Kunde davon entsandte Bonaparte seinen Adjutanten Lavalette nach Genua, der, wie einst Junot, dem zitternden Senat ein zorniges Schreiben des Generals vorlas, worin mit Krieg gedroht ward, wenn nicht sofort die Urheber des Aufstandes und des Franzosenmordes gestraft, das Volk entwaffnet und vollständige Sühne gewährt würde. Der Doge Giacomo Brignole und die Ratsherren benahmen sich ebenso feig und mutlos wie die Venetianer. Sie bewilligten die Forderungen, setzten auf Faypoults Verlangen drei der angesehensten Patrizier in Haft und schickten Bevollmächtigte an Bonaparte mit dem Erbieten, eine Verfassungsreform vorzunehmen, wie er sie wünsche. Der General empfing die Gesandten in Montebello; und schon am 6. Juni kam ein Vertrag zu stande, kraft dessen die Republik Genua eine Verfassung nach dem Vorbild Frankreichs auf Grund der Volkssouveränität erhalten und bis zu deren Vollendung eine provisorische Regierung die öffentliche Gewalt ausüben sollte. Die Mitglieder ernannte Napoleon selbst und übertrug zugleich den Oberbefehl über die genuesischen Truppen seinen Generalen Casabianca und Duphot. Dem Direktorium schrieb er: „Genua verlangt mit lautem Ungestüm nach der Volksherrschaft.“ So nahm auch der alte Geschlechterstaat Genua sein Ende; eine Ligurische Republik auf demokratischer Grundlage trat an die Stelle.

h. Der Friede von Campo Formio und der Fall von Venedig.

Schon damals benahm sich Bonaparte wie ein selbständiger Herrscher. Montebello, wohin er seine Gemahlin, seine Mutter und mehrere Glieder seiner Familie kommen ließ, glich einem fürstlichen Hof. Ein glänzender Generalstab umgab ihn, von allen Seiten strömten Gesandte und Bittsteller herbei; Künstler und Gelehrte drängten sich herzu und lohnten die liebenswürdige Aufnahme mit Schmeichelei und Lobreden; hochfliegende Gedanken zogen durch des Feldherrn Seele. Da war es ihm denn sehr widerwärtig, daß die Grundlagen, auf denen er sein pazifikatorisches Werk in Italien aufbauen wollte, in Wien auf Schwierigkeiten stießen, daß Thugut Bedenken trug, die einschneidenden Änderungen der Präliminarien, zu denen sich der neapolitanische Staatsmann durch die diplomatische Überlegenheit Bonapartes hatte bewegen lassen, gutzuheißen, in Ausgleichungen zu willigen, die für Österreich minder vorteilhaft schienen und das Kaiserreich zum Mitschuldigen an der Beraubung und Vernichtung der altberühmten Markusrepublik machten, die Brescia und Mantua im Besitz der eroberungssüchtigen Französischen Republik und ihrer thätigen Propaganda ließen. Der Minister Thugut entzog dem Marchese die Pazifikationsgeschäfte und sandte an seiner Stelle den Grafen Cobenzl, bisher Gesandter in Petersburg, nach Montebello. Anstatt des bisherigen Eifers, zu einer raschen Entscheidung zu kommen, wurde nun von dem Wiener Kabinett eine Politik der Zögerung und des Hinschleppens empfohlen. Vielleicht hoffte man, daß in Paris die mit der Direktorialregierung und ihrem Kriegssystem unzufriedene Partei einen Umschwung der Dinge im royalistischen Sinn herbeiführen würde, und daß dann das Friedenswerk unter weniger gewaltthätigen Bedingungen abgeschlossen werden könnte. Nun sprach man von der Notwendigkeit eines Kongresses, während man früher erklärt hatte, derselbe solle nur der Form wegen zur Bestätigung der österreichisch-französischen Abmachungen einberufen werden.

Napoleon in Montebello. Verzögerung des Friedensschlusses.

Napoleon war sehr aufgebracht über diese Wendung zu einer Politik der Verschleppung und Verzögerung, um so mehr als auch das Direktorium wenig Sympathie für einen Friedensschluß auf den angedeuteten Grundlagen zeigte. Hat man darum in Venedig unter französischer Einwirkung die Geschlechterherrschaft gestürzt und das „Goldene Buch" verbrannt, sagte man, um die neue Demokratie dem monarchischen Absolutismus in den Rachen zu schieben? Und wie stark sich erst in den Räten die Opposition geltend machte, als seit dem Eintritt des neugewählten Drittels die Friedensmänner und Royalisten die Mehrheit bildeten, haben wir früher gesehen. Im Schoß der Fünfhundert fiel die Äußerung: „Der Ruhm unsrer Heere bleibt; aber die Ehre unsrer Regierung hat einen Flecken." Bonaparte glaubte, daß diese Verurteilung seiner Politik hauptsächlich von zwei in Pariser Zeitungen abgedruckten Briefen des uns bekannten bourbonischen Parteigängers Mallet du Pan, damals in Bern, herrühre und daß sich daraus auch die Zauderpolitik Thuguts erkläre. In seinem Zorn ließ er Zeitungsartikel und Denkschriften zur Widerlegung der gegen ihn gerichteten Angriffe ausgehen, „in welchen blendende Geisteskraft, gewandte Lüge und rohe Leidenschaft heftig durcheinander arbeiteten", und bedrängte die Berner Regierung solange, bis sie die Ausweisung des Agenten der Emigration aus dem Kanton verfügte.

Gereizte Stimmung Napoleons.

So zogen sich die Verhandlungen zwischen Bonaparte, der in Passeriano, einem Landhaus des frühern Dogen Manini verweilte, und den österreichischen Bevollmächtigten, die mit Clarke sich in Udine aufhielten, wochenlang hin, ohne daß man zu einem Abschluß kam. Manchmal hatte es den Anschein, als sollte der Krieg von neuem beginnen, ja um dem Kaiserhof Schrecken einzujagen, kündigte Napoleon in einem Heerbefehl seinen Divisionen an, sich zum nahen Ausmarsch zu rüsten. Erst nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor, welcher Thuguts Hoffnungen auf einen Umschwung der Pariser Politik zerstörte und das gereinigte Direktorium dem Befehlshaber der ita-

Die Krisis.

lienischen Armee zu Dank und Gegenleistung verpflichtete, gerieten die Unterhandlungen in lebhafteren Fluß. Nun kam aber die französische Regierung wieder auf ihre frühern Bedenken zurück: der Friede sollte Italien der Demokratie zuführen, er sollte den Anfang einer allgemeinen Republikanisierung der ganzen Halbinsel bilden. Dazu paßte weder ein Königreich Sardinien-Piemont, noch ein kaiserliches Venetien. Napoleons Vorschläge wurden daher von dem Direktorium im Hochgefühl seines Triumphes wiederholt zurückgewiesen. Erst als der General nachdrücklich vorstellte, daß ohne namhafte Verstärkungen und patriotische Anstrengungen der Krieg gegen Österreich, das mit wohlgerüsteten Heeren kampfbereit an der Grenze stehe, nicht erneuert werden könne, als er bewies, daß die republikanischen Ideen bei dem italienischen Volk nur dürftige Anklänge fänden und nur durch die französische Propaganda Wurzel zu schlagen vermöchten, daß die Italiener „verweichlicht, mutlos, ohne Sinn für Freiheit und unfähig zu jeder militärischen und politischen Organisation" seien, und als er endlich für den Fall längern Widerstrebens drohend seinen Abschied begehrte, da sank der Übermut des Direktoriums zusammen, „wie ein angeschossener Luftballon". Der Minister Talleyrand, der in Napoleon den Mann der Zukunft erkannte und sich ihm dienstbeflissen zu nähern suchte, meldete dem General, daß er den Frieden nach seinem Sinn zum Abschluß führen möge. Und nun eröffnete er auch gegen Österreich mit dem vollen Bewußtsein seiner Machtstellung wieder das diplomatische Kampfspiel.

Napoleons politische und diplomatische Geschäftigkeit.

Während Napoleon mit Cobenzl über die Friedensbedingungen eifrig unterhandelte, war er zugleich bemüht in allen Ländern und Städten, die er unter Frankreichs Schutzherrschaft zu stellen gedachte, Einrichtungen im Sinn republikanischer Selbstherrlichkeit zu schaffen, durch Verstärkung der französischen Besatzung in Genua die Bildung einer Ligurischen Republik einzuleiten, allenthalben das Regiment in die Hände französischer Parteigenossen und Demokraten zu legen. Zugleich übte er mit Hilfe seines Bruders Joseph, der damals den Gesandtschaftsposten in Rom bekleidete, einen so gebieterischen Einfluß auf die päpstliche Politik, daß die Selbständigkeit des Kirchenstaats nur noch ein leerer Name war. Schon waren die Blicke des Gewaltigen auf Mittel- und Unteritalien gerichtet; wie hätte er sich durch die von Österreich so eifrig begehrte Abtretung der Legationen den Verbindungsweg nach dem innern Apenninenland abschneiden lassen sollen? Mit aller Zähigkeit vermochte Cobenzl den französischen Obergeneral nicht zu einer Veränderung der bestimmten Grenzlinien zu bewegen. Mit berechnender Klugheit ließ Bonaparte die Möglichkeit eines Bündnisses mit Preußen durchblicken für den Fall einer Erneuerung des Kriegs, ein Wink, der seines Eindrucks auf das mißtrauische und eifersüchtige Gemüt Thuguts nicht verfehlte. In Wien gab man mehr und mehr den Widerstand auf; doch wollte man zuvor noch alles versuchen, ehe man das diplomatische Schlachtfeld gänzlich räumte. Und so folgten denn noch mehrere Sitzungen. Bonaparte geriet in immer größere Aufregung. Die Kunde, daß der wenig befähigte Augereau zum Oberkommandanten aller französischen Streitkräfte am Rhein ernannt worden, steigerte seine Heftigkeit. Vergaß er sich doch einst soweit, daß er in
11. Okt. 1797. einer gereizten Unterredung mit Cobenzl ein Porzellanservice vom Kamin mit zornigen, drohenden Worten auf den Boden warf und in aufgebrachter Stimmung davon eilte.

Der Friede von Campo Formio. 18. Okt. 1797.

Die ungestüme revolutionäre Staatskunst des corsischen Despoten trug endlich den Sieg davon über die in gemessenen höflichen Formen sich bewegende alte Diplomatie des Grafen Cobenzl. In der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober erfolgte die Unterzeichnung des Friedenstraktats, der von einem zwischen Udine und Passeriano gelegenen Dorfe Campo Formio den Namen trägt. Er hatte öffentliche und geheime Bestimmungen. Nach den erstern verzichtete Österreich auf Belgien und die Lombardei und gab seine Zustimmung zu der Errichtung einer Cisalpinischen Republik, welche aus den Gebietsteilen westlich von der Etsch und dem Gardasee gebildet werden, außer

dem österreichischen Herzogtum Mailand die venetianischen Städte Bergamo, Brescia, Verona, sowie Modena mit Massa und Carrara, Mantua und die drei Legationen Bologna, Ferrara, Romagna umfassen und sich auch über das Valtellina mit Bormio und Chiavenna erstrecken sollte. Diese Alpenlandschaft hatte sich nämlich kurz vorher unter französisch-demokratischer Einwirkung von Graubünden losgesagt und den Anschluß an Cisalpinien begehrt, der von Napoleon mit Freuden zugestanden ward. Erhielt doch dadurch die neue Republik einen militärisch wichtigen Alpenübergang. Außerdem sollte von den venetianischen Besitzungen Korfu samt den Ionischen Inseln an Frankreich fallen. Das übrige Venetien dagegen von der Etsch bis zu den Mündungen des Po mit Venedig selbst und den Lagunen sowie Istrien, Dalmatien, die Inseln im Adriatischen Meer und andre Territorien sollten mit dem österreichischen Kaiserreich verbunden, der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt werden. Zur Erzielung eines Reichsfriedens sollte ein Kongreß in Rastatt zusammentreten. In den geheimen Artikeln verpflichtete sich der Kaiser, die Festungen Mainz, Mannheim, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Ulm und das ganze linke Rheinufer zu räumen. Die unbedingte Abtretung wurde zu dem Zweck nicht ausgesprochen, damit Preußen seine linksrheinischen Besitzungen, die es im Baseler Frieden gegen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite abzutreten versprochen, behalten und somit dieser in Aussicht genommenen Entschädigung entbehren sollte. Es war der letzte Triumph, den der Neid Thuguts über Friedrich Wilhelm II. davontrug. Vier Wochen nachher (16. Nov.) sank der König ins Grab. Daß die Klevischen Lande als vereinzelte Parzellen im Gebiet der Französischen Republik sich sowenig wie die übrigen Reichslande ihre Unabhängigkeit würden bewahren können, war mit Sicherheit vorauszusehen; gingen sie aber verloren, so konnte Preußen doch keinen Anspruch auf Entschädigung erheben. Außerdem trat Österreich das Fricktal und die Grafschaft Falkenstein ab, wofür sich Frankreich verbindlich machte, als Ersatz für das Breisgau und diese Grafschaft dem Kaiser zum Besitz des Erzbistums Salzburg und der bayrischen Bezirke im Osten des Inn zu verhelfen. Damit war die erste Losung zur Säkularisation der geistlichen Fürstentümer gegeben. Weiter war in den geheimen Artikeln ausgesprochen, daß die Reichsstände, welche auf der linken Rheinseite Verluste erlitten, in Deutschland nach gemeinsamer Übereinkunft mit Frankreich entschädigt werden sollten. Es waren außer den drei geistlichen Kurfürsten Pfalzbayern, Zweibrücken, Württemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Wied, Salm, Löwenstein, Leyen. Auch für Oranien sollte eine Territorialentschädigung in Deutschland gefunden werden. Innerhalb zwanzig Tage sollte sich der Abmarsch der kaiserlichen Truppen aus den Rheinlanden und Festungen vollziehen.

Stimmungen über den Frieden.

Napoleon hatte alle Ursache, sich über den Frieden von Campo Formio zu freuen. Der Friedensvertrag schuf in Oberitalien einen französischen Vasallenstaat, von dem aus die Eroberung der ganzen Apenninischen Halbinsel mit der Zeit unternommen werden konnte; er hatte das Deutsche Reich zu einer großen Entschädigungsmasse erklärt; er hatte der Republik Frankreich die ersehnte Rheingrenze gebracht; er befreite den Obergeneral von der Notwendigkeit eines neuen Feldzugs in das österreichische Alpenland, der bei der vorgerückten Jahreszeit und der gestärkten und erfrischten Kriegsmacht des Kaiserstaats einen schlimmen Ausgang hätte nehmen können, und gewährte der Republik die Möglichkeit, den beharrlichsten und kräftigsten Gegner, England, auf verschiedenen Seiten anzugreifen. Die britische Seeherrschaft sollte gebrochen, zu Korfu und den Ionischen Inseln noch Malta und Ägypten gefügt werden, das Mittelmeer ebenso wie die Nachbarländer den Machtgeboten des republikanischen Frankreich gehorchen; nach dem wunderreichen Orient, mit dem Napoleon sich schon in seinen Jugendträumen beschäftigt, war seine Phantasie gerichtet. Auch in Österreich freute sich das Volk, daß

der sechsjährige Krieg beendigt, der heiß ersehnte Friede gekommen sei, und die hauptstädtische Gesellschaft schöpfte die Freudengenüsse in vollen Zügen. Aber Thugut stimmte nicht in den Jubel ein; er hatte das richtige Gefühl, daß der Kaiserstaat von der ungestümen revolutionären Politik überrascht und übervorteilt worden sei, daß er Schaden genommen an seiner Ehre, daß Habsburg das Amt eines Hüters des Reichs als ein ungetreuer Haushalter verlassen und verraten habe. Er sah in dem Friedensschluß von Campo Formio nur einen Waffenstillstand, der einen neuen Krieg im Schoß trage. Diese Auffassung sollte sehr bald zur Wahrheit werden; als aber der neue Waffengang kam, war Thugut zum Schein vom Ministerium zurückgetreten und Napoleon in weiter Ferne.

Die Cisalpinische Republik. Die Ausführung der Friedensbedingungen erzeugte manche schmerzliche Empfindung in den Herzen der Italiener. Wie wenig erfreulich die alten Zustände gewesen sein mochten, die brutale Weise, in der sie zerschlagen wurden, schnitt tief in die Seele. Am leichtesten ging die Organisation der Cisalpinischen Republik vor sich. Man nahm es ruhig hin, daß Verfassung, Regierung und Gerichtswesen ganz nach französischem Zuschnitt eingerichtet wurden, daß Napoleon selbst die fünf Direktoren ernannte, daß eine Menge französischer Abenteurer zu Ämtern und Ehrenstellen gelangten, daß ein Teil der französischen Armee das Land besetzt hielt.

Venedigs Fall. Desto tiefer empfanden die Venetianer den Fall ihres Staats. Villetard selbst, der aus republikanischer Überzeugung den Umsturz der Geschlechterherrschaft so eifrig betrieben hatte, wurde bei dem Verlesen des Friedensvertrags von solchem Schmerz erfaßt, daß er in lautes Schluchzen ausbrach. Aber vor der kalten Staatsklugheit Napoleons fanden menschliche Regungen keinen Anklang. Alles was die venetianischen Patrioten erlangen konnten, war freier Abzug nach Cisalpinien mit Erhaltung ihres Vermögens. Widerstand konnte der niedergeworfene in sich zerrissene Freistaat nicht mehr leisten. So blieb denn nichts übrig als stumme Unterwerfung. Die Munizipalität löste sich auf; eine provisorische Verwaltungsbehörde führte das Regiment, bis die Österreicher Besitz ergriffen. Bald darauf wurde Venedig von den französischen Truppen geräumt, so erzählt Lanfrey in kurzen Zügen den Fall der Markusrepublik, Serrurier nahm alles mit, was noch in den Magazinen vorrätig war, versenkte die Schiffe, die er nicht mitnehmen konnte, und verbrannte den Bucentaur, den alten Zeugen des Glanzes der Republik. Nachdem dies geschehen war, überlieferte er die Stadt den Österreichern. Stumme Verzweiflung, tiefe Niedergeschlagenheit herrschten in Venedig und das Todesschweigen wurde nur vom Jubelgeschrei bezahlter Pöbelhaufen unterbrochen. — Der Ex-Doge Manini sollte im Namen seiner Mitbürger den Eid der Treue leisten: mit zerrissenem Herzen verstand er sich dazu. Aber im Augenblick als er vortrat, um die verhängnisvolle Formel auszusprechen, sah man ihn schwanken und von Schmerz und Scham überwältigt, stürzte er, wie vom Blitz getroffen, leblos zu Boden. So unterlag die Republik Venedig nach langer ruhmvoller Existenz.

Bonaparte nach Rastatt und Paris. Vier Wochen nach dem Abschluß des Friedens nahm Bonaparte in einer pomphaften Proklamation Abschied von Italien und begab sich nach Rastatt, wo er die Gesandten und Bevollmächtigten der deutschen Reichsstände schon versammelt fand. Er
9. Dez. 1797. eröffnete den Kongreß in eigner Person; aber das langwierige verwickelte Friedensgeschäft vermochte seinen thatendürstenden Geist nicht lange zu fesseln. Er übertrug die Leitung einigen Diplomaten und begab sich dann nach Paris, wo er von dem Volk mit begeistertem Jubel begrüßt, und von der Direktorialregierung, der er durch den Minister Talleyrand vorgestellt ward, mit Ehren und Auszeichnung empfangen wurde.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

J. Gr[illegible]